

Flora

<36634189470018



Augsburger Flora.

Ein Blatt

für

Unterhaltung und Belehrung.

Zwanzigster Jahrgang.

Augsburg, 1859.

Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei.

Inhalt des Jahrgangs 1859.

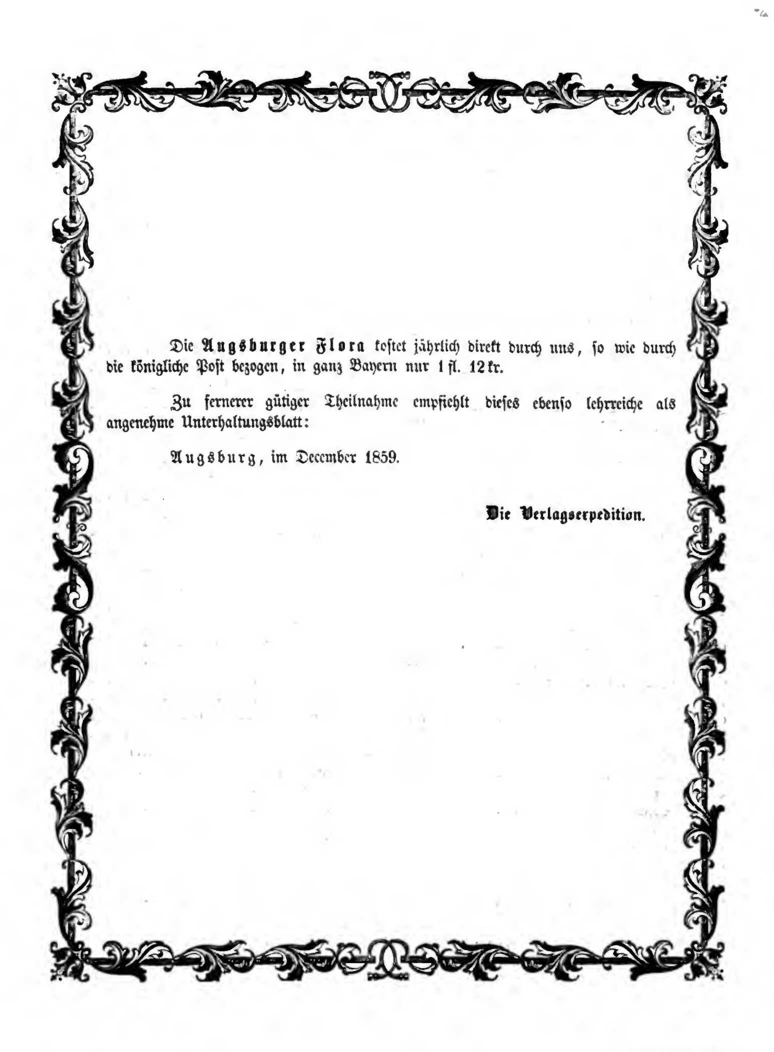
Erzählungen, Novellen und Schilderungen.

	Seite
Der Spion	1
Des Vaters Heimkehr	5
Erlebnisse bei der Einnahme von Delhi	9
Der Glücksgulden	17
Der Polizei-Commissär	21
Eine Kaufmanns-Hochzeit in Moskau	29
Eine Fuchsjagd in Irland	37
Die Pfarrers-Tochter	41
Die Kinder des Nebels	101
Indianische Liebe	129
Die Gazellenjagd der Araber zu Fuß	133
Die Meuterei am Bord der englischen Flotte auf der Rhede von Spithead	137
Die Geistermühle	149
Eine Scene aus dem Leben der englischen Jugend	153
Des Geldes Fluch	157
Das gelbe Fieber auf Jamaika	181
Gefährliche Entdeckungsreise	189
Geschichte vom alten Pomeschik	193
Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz	197
Aus der Guyana	221
Nura, das Schlangenkind	233
Pantherjagd	237
Pereat Napoleon	245
Eine Feldwache in den Karpathen	269
Die graue Hand	277
London, die Stadt der Annonce	285
Börne's Jugendliebe	289
Götz von Berlichingen	297
Der Waldbrand	313
Das Pferderennen bei Savannah	317
William Penn	321
Slamat, der Hahn	333
Auf dem Opernball	341
Die Braut des Vetturin	366
Eine Tochter der City	389
Eine Vision	397
Die Franzosen in Algier	405
Prairie- und Waldbrände	410
Ein fürchterlicher Kutscher	413

Gedichte.

	Seite
Tag und Nacht	9
Die Thalherren im Enzlloch	13
Die Heimath	17
Das Opfer	36
Der Wanderer	41
Lied an die Sonne	49
Der Maler	64
Der Liebesbettler	65
Heil Dir, Heil mein Vaterland	73
Ihr Traum	77
Des deutschen Volkes Ruf an Kaiser Barbarossa	101
Auf Wiedersehen	115
Deutsche Volks-Hymne	121
Trage nicht den Blick hinüber	125
Die Trommler	133
Gebet nach der Schlacht von Waterloo	141
Mit Oesterreich	152
Die Wach' am Rhein	160
O wagt euch nicht	164
Auf!	168
Das Blut	176
Bei Liebig	192
Wellen und Wahn	197
Frankreich und der Befreier	205
Gieb dich zufrieden	216
An die Königin Marie	237
Er hört dich	257
Zigeunerkind	313
Der Jäger in der Wildniß. (Der Morgen)	341
Der Jäger in der Wildniß. (Der Mittag)	345
Der Jäger in der Wildniß. (Der Abend)	349
Der Jäger in der Wildniß. (Die Nacht)	353
Die Königswahl	361
Bei Todesstrafe	365
Der Markgraf	393
König Sancho	397
Lethe	401
Der nächtliche Dieb	405
Der Spaziergang	409
Morgen und Abend	416

Kleinigkeiten, Charaden, Räthsel 2c.



Die **Augsburger Flora** kostet jährlich direkt durch uns, so wie durch die königliche Post bezogen, in ganz Bayern nur 1 fl. 12 kr.

Zu fernerer gütiger Theilnahme empfiehlt dieses ebenso lehrreiche als angenehme Unterhaltungsblatt:

Augsburg, im December 1859.

Die Verlagsexpedition.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 1. den 2. Januar 1859.

Der Spion.

König Ferdinand VII. war gestorben und die Blutströme, welche seit kurzer Zeit zu fließen aufgehört, begannen von Neuem Spaniens herrlichen Boden zu benetzen, denn erbitterter als jemals haßten sich Christinos und Karlisten, nachdem die Bevölkerung der baskischen Provinzen Don Carlos zum König ausgerufen hatte. Die Truppen der Regentin drangen unaufhaltsam gegen die Städte, Bilbao und Vittoria vor; aber jetzt erhob sich auf Zavala's Ruf das wilde Baskenvolk, der kühnste, frömmste und im Guerrillakriege vorzüglichste Menschenschlag, dessen furchtbarem Kriegertrotze selbst Napoleon's Granitcolonnen nicht zu widerstehen vermochten. Unter ihren Führern Zumalacarreguy, Sagastibelza, Craso, Merino und anderen Heroen bildeten sie eine Art von fliegenden Corps, die rasch wie der Sturmwind aus Bergschluchten, Brüchen und Waldungen sich auf den überraschten Feind stürzten, und schnell, wie sie gekommen, auch wieder verschwanden, um auf einem andern Ort zu gleicher Blutarbeit hervorzubrechen.

Kaum zwei Stunden südlich von Bilbao liegt das Städtchen Gedera, welches sich durch seine Hinneigung zur Sache des Don Carlos ganz besonders auszeichnete. Die meisten waffenfähigen Männer hatten sich unter Zumalacarreguy's Fahne gestellt, und nur eine geringe Anzahl waren in Gedera zurückgeblieben, um mit Hülfe der ebenfalls bewaffneten Frauen ein hier befindliches Depot zu bewachen. Der Alkalde Gomez gehörte zu der Regentin Todfeinden, denn auf ihre Veranlassung war sein Bruder, ein edler Hidalgo und Anhänger Bessieres, mit diesem hingerichtet worden, obgleich man allgemein an seine Unschuld glaubte. Gomez brütete Rache, und da ein gelähmter Fuß ihm nicht gestattete, selbst Kriegsdienste zu thun, so wirkte er durch sein Wort und führte dem Karlistenheere unaufhörlich Streiter und Vorräthe zu, weßhalb er beim Heere, unter dem Namen el Madre bekannt, in hohem Ansehen stand.

Der Alkalde Gomez war ein wohlhabender Mann, sein größter Schatz aber eine einzige Tochter, das lieblichste Mägdlein der ganzen Provinz. Ines Gomez zählte erst fünfzehn Jahre, aber schon stellten sich zahlreiche Werber ein, die jedoch sämmtlich zurückgewiesen wurden, denn der Alkalde gedachte sein Töchterlein nur an einen vornehmen Mann zu vermählen. Ganz anderer Meinung war indessen Ines selbst. Sie liebte ja ihren Nachbar und Schulgenossen, Pepo Castro, den Sohn eines Hidalgo, dessen kleines Gütchen freilich eben nur so viel Ertrag gewährte, als zum Unterhalt der Familie diente. Der achtzehnjährige Pepo und Ines gedachten jedoch nicht der Gefahr, welche Ihrer Liebe durch des Alkalden Hochmuth drohte, nur waren sie besorgt, das Geheimniß ihrer Herzen, welches allein Teresa, Ines alte Amme und Vertraute kannte, vor aller Welt verborgen zu halten.

Lange Zeit hatte Niemand von dem Herzensbunde der jungen Leute eine Ahnung, denn ihre heimlichen Zusammenkünfte fanden stets unter dem wachsamen Auge der alten Teresa statt, da fügte es der unglückliche Zufall, daß ein verkrüppelter Schreiber, welcher sich hinter dem Gartenzaune des Alcalden ins Gras gelagert hatte und dort faullenzend sein Cigaritto rauchte, die Liebenden belauschte. Giftig und neidglühend, wie alle gemeinen Naturen, denen die Traube unerreichbar hoch hängt, vernahm der Schreiber der Jungfrau zärtliche Worte, erblickte sein trübes Auge des Jünglings Abschiedskuß, und als die schlanke, hübsche Mannsgestalt an ihm vorübereilte, fühlte der Krüppel einen unbeschreiblichen Haß gegen Alle, die sein elendes Daseyn verschuldet und gepflegt, denn auf ihm lastete ja für immer der Fluch der Verachtung und des Mitleids. Wenige Minuten später stand er vor Gomez und verrieth ihm, was er im Garten erlauscht.

Der Alkalde war ein stolzer, rachsüchtiger Mann, der zwar keine Beleidigung vergab, aber seinem Feinde nie offen entgegen trat, sondern ihn auf krummen Schleichwegen dem sichern Verderben entgegen führte. Er kannte das menschliche Herz — zumal in der Brust eines Basken — nur zu gut, um zu wissen, daß ein Liebesband wie dieses, für das Leben geknüpft sey, und so beschloß er Pepo's Untergang. Am Tage nach des Schreibers Verrätherei trat Gomez in des Nachbars Wohnung, und verlangte von Gusman Castro die Auslieferung seines Sohnes für die Miliz.

Der Hidalgo lächelte.

„Hört, Sennor Alkalde," sagte er, „Ihr seyd ein verständiger Mann, deshalb glaube ich, Ihr werdet einsehen, daß mein Sohn für die Bewirthschaftung meines Gutes unentbehrlich ist. Sage selbst Pepo, ob wir Beide nicht alle Hände voll zu thun haben mit der Viehzucht und Feldbebaunng?"

„Gewiß, Sennor!" bestätigte Pepo, „ich mag nicht zur Armee, sondern werde bei der Depotwache bleiben. Ihr seht ein, daß ich Vater und Mutter unentbehrlich bin; sollte aber der Feind nach Gedera kommen, will ich hinreichend beweisen, daß es mir nicht an Muth fehlt."

„Das Vaterland ist in Gefahr, Sennor Gusman, deshalb verlange ich Euren Sohn. Richte Dich ein, Pepo, schon morgen mit einem Zuge Neugeworbener nach Bilbao zu marschiren."

„Aber er soll nicht fort!" brauste Gusmann auf. „Glaubt Ihr, daß solche Willkür Statt finden darf? Vergeßt nicht, daß General Zumalacarreguy meiner Mutter Bruder ist."

„Gott erhalte den General noch tausend Jahre! Aber eben weil er Euer Vetter ist, müßt Ihr Anderen mit gutem Beispiel voran gehen. Pepo, Du mußt mir sogleich nach dem Depot folgen, damit der Vater nicht etwa Deine Flucht vermittelt."

„Verlaßt mein Haus, oder ich werfe Euch zur Treppe hinab!" schrie der Hidalgo.

„Dies wird nicht wohl angehen!" antwortete ruhig die Thür öffnend der Alkalde.

Auf der Veranda aber stand eine Abtheilung Soldaten, die er aufforderte, sich des jungen Pepo zu bemächtigen. Aber die Castro waren nicht die Männer, sich gutwillig zu fügen. Im Nu blitzten in ihren Händen die gezogenen Dolche, und der Madre flüchtete sich erschrocken in den Schutz seiner Bewaffneten.

Gusman und Pepo wehrten sich wie baskische Männer, erlagen aber endlich der Uebermacht. Der Jüngling wurde gebunden und von den Guerrillas unter Mißhandlungen fortgeschleppt. Da erwachte im Herzen Pepo's Wuth und Verzweiflung.

„Verdammt sey Carlos und sein Raubgesindel!" rief er. Es lebe Christina, die Regentin, und Isabella, Spaniens rechtmäßige Königin! Nieder mit dem Prätendenten und seinem gottvergessenen Anhang! Es lebe Christina und Isabella!"

„Ein Verräther!" heulte das nebenherlaufende Volk. „Schlagt ihn todt, hängt ihn an jene Weide! Warum große Umstände mit solcher Giftbrut?"

Vergebens suchten die Soldaten das wüthende Volk zurückzuhalten. Der unglückliche Jüngling wurde nach einem nahestehenden Baume gezerrt und ihm ein Strick um den Hals gelegt. Da durchbrach bleich und halb wahnsinnig vor Verzweiflung die wilde Menge Gusman Castro, Pepo's Vater!

„Gnade, Ihr Männer, Gnade! schrie der Unglückliche. „Was jener Knabe that, war eine Handlung der Entrüstung, laßt ihn nicht den Tod eines Hundes sterben, denn in ihm fließt Zumalacarreguy's Blut. Wollt Ihr einen Vetter Eures Tio Tomas morden? Gebt mir mein Kind zurück!"

„Er ist ein Spion!" kreischte der verkrüppelte Schreiber. „Habe ich ihn doch selbst hinter dem Garten des Sennor Alkalde mit einem fremden Christino im Gespräch belauscht."

„Das lügst Du, Elender!" rief Pepo. Das Volk aber erhob ein furchtbares Gebrüll, und drängte nach dem Baume, unter welchem der unglückliche Jüngling stand. Einige Augenblicke später hing seine Leiche an einem Aste, und der Pöbel zerstreute sich, Gott dankend, daß Gedera von einem gefährlichen Spion befreit worden war. Stumm und trockenen Auges nahm der Vater die Leiche seines ermordeten Kindes herab und brachte sie nach dem Kirchhofe, wo der Priester erst nach vielen Bitten sie mit dem Segen der Kirche versah und in geweihte Erde bestattete. Bald darauf war Gusman Castro verschwunden, selbst sein Weib wußte nicht wohin.

* * *

In einem der Thäler von Guipuzcoa lagerte auf weiter grüner Matte eine Abtheilung christinischer Reiter, wilde, kräftige Gestalten mit hellem Haar und Bart, denen man leicht ansah, daß sie nicht Spaniens Kinder, sondern aus allen Ländern Europas zusammengewürfelt waren. Auf den Berghöhen standen einige Vedetten, um die Niederungen zu überwachen, denn nur wenige Stunden entfernt wußte man Zumalacarreguy's Hauptcorps und die Bevölkerung hielt es mit Don Carlos, welchen die biskayischen Provinzen bereits als König anerkannten. Die bestäubten, dampfenden Weichen der Pferde verriethen, daß sie einen weiten Ritt ausgehalten, und ringsum im Grase lagerten die Reiter, Cigarittos dampfend und die durstigen Kehlen aus den ledernen Feldflaschen netzend.

Eben begann die Sonnenscheibe hinter dem Zackengipfel einer Felsmasse zu verschwinden, als sich ein hoher, rüstig dahinschreitender Mann dem Lager näherte. Die nächste Vedette spannte den Carabiner und rief den Fremdling an.

„Eviva Christina!" antwortete dieser. „Wo ist der Capitano?"

„Du bist der richtige Mann!" sagte die Schildwache, den Hahn des Gewehrs in Ruhe setzend. „Geh nur gerade den Berg hinunter, nnd Du kannst in fünf Minuten aus Don Jose's Flasche trinken."

Der Capitän saß mit seinen beiden Lieutenants unter einem Baume. Bei der Annäherung des Fremden stand er hastig auf und ging diesem entgegen. Schweigend reichte der Ankömmling dem Offizier ein zusammengefaltetes Papier.

Der Capitän überflog aufmerksam das darge-

botene Schreiben, dann legte er es sorgfältig zusammen und verwahrte es in der Brusttasche seiner Uniform.

„Die Nachrichten sind wichtig, Gusman Castro. Die Zahl der Karlisten, die Gott verdammen möge, ist eben so genau angegeben, wie der Bestand ihrer Artillerie und der Depots. Wo zum Henker habt Ihr diese Neuigkeiten aufgetrieben? General Cordova wird dieses Papier mit Goldstücken bedecken."

„Ich mag keinen Lohn," antwortete düster der Hidalgo, „sondern verlange nur Rache. Habt Ihr keine weitere Instruktion, Capitain, als mit Euren Leuten in diesem Thale zu rauchen und Cognac zu trinken?"

„Wir gedenken heute Nacht auf den Trümmern Gederas zu bivouakiren!" brummte der Offizier."

„Gott schütze den General tausend Jahre lang, er hält sein Wort!" sagte Gusman, die tiegerhaft funkelnden Augen nach dem Himmel richtend. Befolgt streng Eure Ordre! Außer den Leuten in dem Ackerhofe, vor desser Thür drei Pinien wachsen, soll kein Mensch in Gedera vor Euren Waffen Gnade finden. Höre Ihr, Capitain? Sie müssen Alle sterben?"

„Ihr seyd ein furchtbarer Feind in Eurem Haß, Gusman Castro!" sagte der Reiteroffizier. „Gott mag mir's vergeben, daß ich den Befehl des Generals gebührend vollziehe! Am Ende freilich schadet es auch nichts, wenn einige Hunderte dieser verrätherischen Karlisten todtgeschlagen werden; ich denke, sie müssen Euch stark beleidigt haben, Mann!"

„Meinen Sohn, meinen Pepo haben sie aufgehenkt wie einen Hund!" keuchte der Hidalgo. „O, Capitain, die Wunde brennt mir ins Herz, und kann bloß durch das Blut der Mörder geheilt werden. Für jedes Haar meines armen unschuldigen Kindes verlange ich das Leben eines Karlisten, hört Ihr, Capitain? Es müssen Viele sterben!"

Der rauhe Soldat wandte sich schaudernd ab und gab das Zeichen zum Aufsitzen. Die Vedetten zogen sich heran, und noch glühten die letzten Sonnenstrahlen auf den höchsten Felsspitzen, als der Reiterzug unter Gusman's Führung sich in Marsch setzte.

In Gedera hatte Niemand eine Ahnung, welche Wetterwolke über die unglückliche Stadt heranzog. Vor dem Rathhause, wo sich das Depot befand, wanderte in eingebildeter Sicherheit eine Schildwache und harrte sehnlich der Ablösungsstunde. Plötzlich blieb der Milizmann aufmerksam stehen, er glaubte das Getrappel einer großen Anzahl von Pferden zu vernehmen.

„Quel gente!" rief den Hahn spannend die Schildwache, als einige Reiter um die Ecke des Platzes bogen.

„El diablo!" antworte eine tiefe Stimme, und in dem Augenblick sank der Guerrillero von einer Kugel getroffen zu Boden.

Auf den Schuß kam die Wache aus dem Gebäude, aber ehe noch die Milizen einen Ueberfall ahnten, hieben bereits die christinischen Reiter auf sie ein. Die stille, sternenhelle Nacht widerhallte vom Geschrei der Kämpfer und dem knatternden Feuer der Musketen und Pistolen, vom Thurme heulte die Sturmglocke, und aus den Häusern stürzten erschrockene Einwohner mit Waffen in den Händen, entschlossen zu tapferer Gegenwehr. Aber bald sahen die Ueberfallenen die Fruchtlosigkeit ihres muthigen Widerstandes ein. An mehreren Orten loderte zugleich die Flamme empor, und jetzt warf Alles die Waffen von sich, um zu flüchten oder daheim zu retten. Bald stand das ganze Städtchen in hellen Flammen, und die Christinos zerstreuten sich zu Mord und Plünderung, auf dem Marktplatze aber blieb eine Abtheilung derselben als Posten und zur Obhut der zusammengekoppelten Pferde. Dieses sogenannte Hauptquartier bestand aus etwa dreißig Mann und den Offizieren, alle übrigen benutzten die bewilligte Stunde zur Plünderung.

Der Markt des Städtchens war von einem Bache durchschnitten, dessen Ufer alte Weidenbäume nährte. Hier lagen die Soldaten sorglos um ein herbeigeschafftes Faß Wein und zechten, während die Feuersbrunst die Nacht in Tageshelle verwandelt hatte, und das Prasseln der zusammenstürzenden Häuser gemischt mit dem Angstgeschrei der Todesopfer kaum ihren wilden Lärm zu übertönen vermochte. Blaß, wie eine Leiche, an einen Weidenstamm gebunden, stand der Alkalde Gomez. Man hatte ihn aus dem Bett gerissen und hierher geschleppt. Bis jetzt war über die Lippen des stolzen, herzlosen Mannes noch kein Laut der Klage gekommen, plötzlich aber schrie er laut auf wie ein verwundetes Raubthier und zerrte an seinen Banden.

Ein Christino näherte sich der Reitergruppe. Auf seinen Armen trug er ein wunderschönes Mädchen, es war Ines Gomez, blutend, mit aufgelöstem Haar.

„Was willst Du mit dieser Donna anfangen?" fragte ein Unteroffizier.

„Ich brauche eine Liebste!" antwortete der Reiter. „Gelt kleiner Affe, Du gehst gern mit?"

„Laß Dich nicht auslachen!" schrie der Unteroffizier. „Das Mädchen gehört zur Beute und ist unser Aller Eigenthum. Gieb her, ich will ihre blassen Lippen wieder roth küssen!"

Der Unteroffizier riß die halbohnmächtige Ines aus des Reiters Armen und zog sie zu sich nieder, da griff dieser ruhig nach dem Sattel eines nahestehenden Pferdes und hackte den Carabiner los. Der Schuß krachte, und langsam rollte des Mädchens Leichnam das Ufer des Baches hinab.

Da schmetterten Trompetenstöße durch die Luft, von allen Seiten stürzten die christinischen Reiter nach ihren Pferden, Schüsse krachten, ein furchtba-

res Geschrei durchtobte die brennenden Straßen — es waren karlistische Hülfstruppen. Kaltblütig näherte sich der Reiterkapitain dem vor Schmerz und Wuth lautbrüllenden Alcalden, schoß ihm eine Kugel durch den Kopf und eilte mit seinen Leuten zum Gefecht. — —

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Geophagie oder Erdessen. Bekanntlich nähren sich in Zeiten des Mangels gewisse Völkerschaften von Erde, welche sie entweder so verzehren, wie sie von ihnen gefunden wird, oder mit andern Nahrungsmitteln vermischen, um die Quantität der letztern zu vermehren. Alexander v. Humboldt sagt über diesen Gegenstand in seinen Ansichten der Natur: „In allen Tropenländern haben die Menschen eine wunderbare, fast unwiderstehliche Begierde Erde zu verschlingen, und zwar nicht sogenannte alkalische (Kalkerde), um etwa Säuren zu neutralisiren, sondern fetten, starkriechenden Letten. Kinder muß man oft einsperren, damit sie nach frisch gefallenem Regen nicht in's Freie laufen und Erde essen. Die indianischen Weiber, welche am Magdalenen-Fluß im Dörfchen Banco Töpfe drehen, fahren, wie ich mit Bewunderung beobachtet, während der Arbeit mit großen Portionen Letten nach dem Munde. Auch die Wölfe fressen im Winter Erde, besonders Letten. Außer den Otomaken erkranken die Individuen aller andern Volksstämmen, wenn sie dieser sonderbaren Neigung nach dem Genuß des Lettens lange nachgeben, in der Mission San Borja fanden wir das Kind einer Indianerin, das nach Aussage der Mutter fast nichts als Erde genießen wollte, dabei aber auch schon skelettartig abgezehrt war. Die Erde, welche die Otomaken verzehren, ist ein fetter milder Letten, wahrer Töpferthon von gelblich grauer Farbe. Sie wählen ihn sorgfältig aus, und suchen ihn in eigenen Bänken am Ufer des Orinoko und Metta. Sie unterscheiden im Geschmack eine Erdart von der Andern, denn aller Letten ist ihnen nicht gleich angenehm. Sie kneten diese Erde in Kugeln von 4 bis 6 Zoll Durchmesser zusammen, und brennen sie äußerlich bei schwachem Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beim Essen wird die Kugel wieder befeuchtet." Wenn das periodische Steigen der Flüsse den Fischfang (worin die Otamaken große Geschicklichkeit besitzen, indem sie die Fische mit ihren Pfeilen durchschießen) hindert, so sind diese Leute ihrer gewöhnlichen Subsistenzmittel, der Fische und Schildkröten, beraubt, und dann verzehren sie eine ungeheure Masse dieser Erde. Hr. v. Humboldt sah in ihren Hütten ganze Haufen pyramidenförmig aufgeschichteter Erdkugeln. Zur täglichen Nahrung eines Indianers ist nahezu ein Pfund Erde erforderlich, welche während der Regenzeit die Nahrung bildet. Sie lieben diese Kost so sehr, daß sie selbst während der trockenen Jahreszeit, wenn sie Fische im Ueberfluß haben, gleichsam als Nachtisch ein wenig von ihrer Erde verzehren. Fragt man einen Otomaken, wo sich seine Wintervorräthe befinden, so deutet er auf die in seiner Hütte aufgeschichteten Kugelhaufen. Die Neger in Guinea essen, wie man erzählt, eine gelbliche Erde, welche sie Kawack nennen. Wenn sie in Westindien Sklaven werden, so suchen sie nach einer ähnlichen Erde, deren Genuß, ihren Aussagen zufolge, ihnen in Afrika nicht schadet. Dennoch scheint dieser Luxus ihrer Mahlzeit nicht so ganz unschuldiger Art zu seyn, wie sie behaupten, denn die Pflanzer haben ihn, nachdem sie die nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit wahrgenommen, ihren Sklaven verboten. Da der Negerhandel nie völlig verhindert werden kann, so hat man, um der Leidenschaft dieser armen Geschöpfe für eine derartige Nahrung zu fröhnen, den Markt von Martinique mit einer röthlich gelben Substanz versehen. Auf der Insel Java stellt man Erdkuchen zum Verkauf aus. In Samarang bereitet man eine Erdart in Form von Zimmetröhren zu. In Popayan verkauft man, wie wir hören, in den Straßen eine zur Nahrung der Indianer bestimmte Kalkerde. Sie verzehren sie mit einem Baumblatt, dem Coca, welches die Eigenthümlichkeit besitzt, daß es trunken macht. Alexander v. Humboldt sagt uns, daß der Gebrauch des Erdessens in der ganzen heißen Zone, einem so fruchtbaren und schönen, aber von trägen Volksstämmen bewohnten Himmelsstrich, verbreitet ist. Dennoch findet man diese sonderbare Gewohnheit auch anderswo als in südlichen Gegenden. Die Finnländer z. B. vermischen ihr Brod mit einer Erde, welche aus so kleinen und zerreiblichen Schalen von Thierchen besteht, daß man sie mit den Zähnen zerdrücken kann. In Zeiten des Mangels mischen die Einwohner von Schwedisch-Lappland unter ihre Nahrungsmittel eine ähnliche Erde, die sich unter einer in der Zersetzung begriffenen Moosschicht befindet. Sie geben dieser Substanz den Namen Bergmehl. Microscopische Beobachtung hat gezeigt, daß sie fast ganz aus kleinen Organismen besteht. Man schreibt ihre nährenden Eigenschaften der organischen Substanz zu, welche, wie man muthmaße, darin enthalten ist. In einem von einem Missionär an Hrn. Stanislaus Julien aus China geschriebenen Briefe wird von einer Substanz gesprochen, welche die Chinesen fossiles Mehl nennen. Wenn die Nahrungsmittel theuer werden, verkauft man diesen Stoff pfundweise. Man verwendet ihn in Mischung mit Weizen- oder Reismehl, das man mit Salz oder Zucker würzt. Diejenigen, welche davon Gebrauch machen, beklagen sich über Magendruck und andere Unbehaglichkeiten. Bringt man das Bergmehl unter das Mikroskop, so erkennt man darin die Ueberreste organisirter Wesen. Dieses Instrument lehrt uns daher, daß die Menschen in sehr verschiednen Ländern, und ohne Zweifel schon von altersher, von einem unerklärlichen Naturtrieb dahin gebracht wurden, sich eine Hilfsquelle zu schaffen aus Substanzen, die ihren Ursprung nach mit einander Aehnlichkeit haben, und insgesammt ursprünglich organisirte Stoffe enthalten.

Lange und große Titel gleichen den Vergrößerungsgläsern; der gebildete Mann kennt ihre Construktion und ihren Werth, aber die große Menge gafft mit Staunen darein.

Die Köpfe der Männer und die Herzen der Frauen sind wie die Uhren: keine geht der andern gleich. Gleichwohl richtet sich ein Jeder nach seiner eigenen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

Augsburger Flora.
Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.
Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 2. | den 5. Januar 1859.

Des Vaters Heimkehr.

Am Einfluß des Buffalo-Flusses in den Red-River lebt seit vier Jahren schon ein deutscher Ansiedler, Hacker ist sein Name. Er war der Erste gewesen, der sich so weit in die dortige Wildniß gewagt hatte, denn das Land ist den Indianern nur erst seit ganz Kurzem vom Staate abgekauft und die dort lebenden Stämme haben demungeachtet ihre einstigen Gebiete noch bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Er hatte den Muth gehabt, sich schon vorher mitten unter ihnen niederzulassen. Die Strapatzen, die er dabei auszustehen gehabt, mag ich meinen Lesern nicht erst schildern; sie können sich aber versichert halten, daß die so oft gerühmten Fatiguen eines Feldzuges wahres Kinderspiel dagegen sind. Der Mann hatte Lebensmittel für sich und seine Familie auf ein ganzes Jahr mitgenommen. Für das folgende Jahr rechnete er auf den Ertrag der Ernte. Das Welschkorn, das er in den mühsam geklärten Waldboden gepflanzt, wucherte auch mit fabelhafter Ueppigkeit empor und versprach schon Anfang September eine reiche Ernte. Aber ein Sturm, der um diese Zeit, über die hohen Plateaus der westlichen Prairien dahinbrausend, ganze Waldstrecken zu Boden warf, riß auch die schwache Umzäunung seines Feldes nieder. Als der Mann dasselbe am andern Morgen besuchte, war es zum Pferdestall geworden. Einige achtzig Sioux-Pferde waren eifrig damit beschäftigt, das Wenige noch vollends abzuweiden, was sie nicht schon unter die Hufe getreten hatten. Kam der Sturm nur acht Tage später, so waren die Indianer — und ihre Pferde natürlich mit — ein paar hundert Meilen westlicher auf der Büffeljagd und die eingerissene Fenz hatte so viel nicht zu sagen. — Wer wollte es Hackern verdenken, daß er jetzt die Bestien verwünschte mit sammt ihren Herren? — Er dachte an sein Weib, an seine vier Kinder! — Aber das Fluchen allein konnte in der Sache nicht helfen. Es mußte Rath geschafft werden. Er redivirte seine Vorräthe, — sie reichten bei der äußersten Beschränkung noch höchstens vier Wochen hin. Bis zur nächsten Ortschaft Homesmil am Prairiefluß hatte er 160 englische Meilen, meist durch Wald — Wege gab es nicht. Er mußte unerhörte Anstrengungen machen, wenn er diese Strecke mit Pferd und Karren in vierzehn Tagen zurücklegen wollte, eben so viel Zeit brauchte er zur Wiederkehr. — Er spannte auf der Stelle ein, warf die Büchse über die Schulter und vergaß auch die andere Waffe nicht, die wichtigste des Hinterwäldlers, die großartigste der Civilisation, die mehr ausgerichtet hat, als alle gezogenen und nicht gezogenen Feuerröhre zusammengenommen, — die Axt meine ich. Dann nahm er Abschied von Frau und Kindern, mit schwerem Herzen; — der Weg war weit und wenn ihm etwas zustieß? — Sie hatten noch auf vier Wochen zu leben.

Die Sorge um die Seinen verdoppelte des Mannes Kräfte. Er leistete Unglaubliches und oft noch tief in der Nacht hallte der Wald wieder von den kräftigen Axtschlägen, mit denen er sich häufig die Bahn zu brechen hatte. Nach acht Tagen hatte er bereits 100 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage fühlte er plötzlich seine Beine heftig zittern, der Kopf war ihm glühend heiß, die Füße zentnerschwer. Eine fast wahnsinnige Angst kam über ihn — er hatte das Fieber! —

Ihr vornehmen Herren, die ihr vor Ungeduld scheltet und mit den Füßen den Boden eurer Wiener Karosse stampft, wenn diese sich in ihrem raschen Fluge von einem unverschämten Mistwagen aufgehalten sieht, mit dem ein noch unverschämterer Bauernlümmel nicht schnell genug ausbiegen konnte, wißt ihr, was der Mann ausstand, der hier auf Leben und Tod nach dem noch sechzig Meilen fernen Ziele strebte, an dessen Erreichung das Leben der Seinen hing? — Nun, wenn ihr Frau und Kinder habt, so werdet auch ihr es wissen, denn — wir sind ja alle Gottes Geschöpfe.

Er ließ nicht ab. Kalte Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn, die Axt, mit der er sonst, wie mit einer Gerte spielte, lag ihm jetzt wie Blei in den Händen; zuweilen verließen ihn die Kräfte ganz und er brach ohnmächtig zusammen, aber all die luftigen Bilder, die dann wie toll vor seinen Augen wirbelten und tanzten, — immer nahmen sie wieder die Gestalten seines Weibes, seiner Kinder an und immer raffte er sich wieder auf und

„vorwärts! nach Homesmill! Brod, Brod für die Seinen!“ —

Am sechszehnten Tage erreichte er endlich den Ort. Die paar Familien, die dort wohnten, liefen neugierig zusammen, als sie von Weitem das Fuhrwerk erblickten, das aus der ungewöhnlichen Richtung von Westen herkam. Sie wunderten sich bald noch mehr, als sie den Mann gewahrten, der wie ein Trunkener daneben hertaumelte. Beim ersten Blockhaus hielt der Wagen still, — der Mann stürzte nieder.

Es waren gute Menschen, und sie hoben ihn daher auf und schafften ihn zu Bett; aber er machte ihnen viele Noth. Während vierzehn langer Tage und Nächte kam er auch nicht ein Einzigesmal zur Besinnung. Er raste und tobte wie ein Wüthender, und vier Männer hatten häufig Mühe, ihn mit Aufbietung aller ihrer Kräfte niederzuhalten, sonst hätte er sich kopfüber zum Fenster hinausgestürzt. Sie mußten ihn zuletzt mit Stricken festbinden. Manchmal, in seinen Phantasien, weinte er, als ob ihm das Herz brechen sollte, und er rief flehentlich nach Weib und Kindern. Einen Arzt gab es nicht in dem elenden Orte, und der Indianerdoktor, der die Niederlassung zuweilen besuchte, war mit seinem Stamme auf der Büffeljagd. Eine Büchsenkugel hätten ihm die Männer ausziehen können, auch allenfalls einen gebrochenen Schenkel einrichten, aber sie hielten es dafür, daß es mehr eine Gehirnentzündung sey, die den Mann ergriffen habe, und da konnten sie freilich nichts thun; die Natur mußte sich selber helfen.

Sie half sich auch endlich selber. Nach drei Wochen vermochte der Mann sich von seinem Lager zu erheben. Aber wie groß war das Erstaunen der guten Leute, als er sich sogleich nach dem Stalle schleppte und Anstalt machte, sein Pferd an den Karren zu schirren! Sie hatten nicht wenig Noth, ihn davon abzubringen. Es würde sein sicherer Tod seyn, meinten sie, und eine Woche müsse er wenigstens noch bei ihnen aushalten. Er sah bald ein, daß sie Recht hatten, denn seine Kräfte reichten nicht einmal hin, die Mehlfässer auf den Wagen zu heben. Als die Woche um war, hätte keine Gewalt der Erde hingereicht, ihn länger aufzuhalten. Er lud den gekauften Proviant auf, und nahm auch ein paar Kufen mit, da er fürchten mußte, Schnee auf dem Rückwege zu bekommen. Dann brach er auf. Die Richtung konnte er nicht verfehlen, sie war genau westlich.

Es war Anfang Oktober. Die Wälder standen in ihrem schönsten Schmucke, und die tausendfältige Schattirung ihres Laubwerks, vom dunkelsten Grün des Lorbeerbaumes bis zum hellsten Roth des Ahorn, gewährte einen Anblick von wunderbarer Pracht. Tausend buntgefiederte Sänger wiegten sich noch in den Zweigen. Die Luft war am Tage über mild wie im Frühjahr, nur die Nächte waren kalt. Der indianische Sommer lag über der schweigenden Wildniß.

Nach zehn Tagen hatte er neunzig Meilen zurückgelegt. In der folgenden Nacht fiel Schnee. Er mußte die Fässer abladen, die Räder vom Wagen ziehen, diesen auf Kufen setzen, und er verlor zwei ganze Tage mit dieser Arbeit, denn er war noch immer äußerst matt.

Die Reise ging jetzt etwas langsamer. Der tiefe Schnee machte sie überaus beschwerlich. Aber am meisten griffen ihn die Nächte an. Die Aufregung ließ ihn nur wenig schlafen, und auch dann war ihm der Schlaf keine Erquickung. Wilde, beängstigende Träume weckten ihn oft plötzlich und trotz des gewaltigen Feuers, das er immer sogleich bei anbrechender Dunkelheit anzündete, zitterte er beim Erwachen an allen Gliedern vor Frost.

Sein Herz klopfte immer gewaltiger, je näher er seiner Gegend kam. — Er dachte oft nicht anders, als es wolle ihm die Brust zersprengen. — Hoffte er noch? —

Wenn nicht ein Wunder geschehen war, so mußte er an seinem Blockhause fünf halbverweste Leichname antreffen! — Er schauderte. Er bemühte sich, die Zeit zu vergessen. Er wollte, er konnte so Gräßliches nicht denken. Er trieb den halbgebrochenen Klepper mit neuem Ungestüm an. Vorwärts! — er hoffte noch!

Am vierundzwanzigsten Tage nach seinem Aufbruche von Homesmill und am achtundsechzigsten nach seiner Abreise von zu Hause erblickte er die beiden gewaltigen Zuckerahornstämme, die er selbst mit der Art gezeichnet hatte. Er befand sich endlich auf eigenem Grund und Boden.

Ein paar Schritte noch, und er trat aus dem Walde auf die von ihm selbst geklärte Bodenstrecke, auf der sein Haus stand. Aber er riß den Gaul zurück, der jetzt ungeduldiger war, als sein Herr, und hielt still. Seine Brust wogte, wie die eines mit dem Tode Kämpfenden, und er hielt sich das Gesicht mit beiden Händen zu. — Er blieb lange in dieser Stellung; dann schritt er plötzlich rasch dem Waldsaum zu, und richtete den düstern Blick mit Entschlossenheit nach seiner Wohnung.

Eine blaue Rauchsäule stieg aus dem niedern Schornstein empor, und wirbelte lustig in die kalte Novemberluft.

Er warf die Büchse, die Art weg. Er rief mit weitschallender Stimme die Namen seines Weibes, seiner Kinder. Er sprang, wie ein gejagter Hirsch über die hohe Fenz und lief spornstreichs dem Blockhause zu.

Die beiden Jungen von zehn und zwölf Jahren sprangen ihm jubelnd entgegen. Die Frau trat aus der Thür; sie hatte das jüngste Kind auf dem Arme, ein kleines vierjähriges Mädchen führte sie

an der Hand. Alle sahen frisch aus, wie die Waldblumen zur Zeit des indianischen Sommers.

Wer hätte nicht emporgeschaut in das reine Blau des Aethers über ihm in solcher Stunde! Der Mann that es und seine Augen strahlten von Dankbarkeit. Dann küßte er das Weib, die Kinder. Die beiden Jungen konnte er gar nicht satt werden, immer wieder von Neuem zu herzen. Er hatte sie so lieb, so lieb, die kräftigen Jungen, und wenn er daran dachte, in welchem Zustande er sie zu finden geglaubt — so hob er sie immer wieder hoch empor und drückte sie, bald weinend, bald lachend, an das schwellende Herz.

Aber welches Wunder war hier geschehen? Wovon hatten sie Alle gelebt seit vierzig qualvoller Tage?

Die Frau erzählte ihm dieß Alles. Mit banger Sorge hatte sie den zurückgelassenen Vorrath schwinden sehen und mit wachsender Angst die Tage bis zu seiner erwarteten Ankunft gezählt. Als der Vorrath erschöpft war und er noch immer nicht wiederkehrte, hatten sie sich einige Tage mit den wenigen Maiskörnern gefristet, die sie aus dem zerstampften Felde ausscharren konnten. Dann hatten sie zwei Tage hindurch gänzlich gefastet und alle Qualen des Hungers und der Verzweiflung ausgestanden. Da war der Frau plötzlich in der äußersten Noth eingefallen, daß noch einige Säcke voll Kleie, als Pferdefutter für den Winter bestimmt, da seyn müßten, an die Keines von ihnen gedacht hatte. Ihr Jubel war unbeschreiblich, als sie dieselben nach langem Suchen endlich vorfand. Sie hatten die ganze Zeit über davon gelebt und noch heute Morgen hatten sie das letzte Brod daraus gebacken, — aber auch das letzte.

Ihre Noth war jetzt zu Ende und auf keinem noch so glänzenden Hoffeste in der alten Welt konnte es am selbigen Novembertage fröhlicher hergehen, als in dem bescheidenen Blockhaus am Einfluß des Buffallo in den rothen Fluß.

* * *

Hacker gilt jetzt, nach dortigen Begriffen — für einen ziemlich wohlhabenden Mann. Die Handelsleute, die, vom Superior-See kommend, sich nach den rothen Pfeifensteinbrüchen begeben, wo alljährlich die Indianerstämme des Westens zusammenkommen, um ihre Bedürfnisse einzutauschen, rühmen seine Gastfreundschaft. So viel ist gewiß, er hätte nicht mehr nöthig, 160 Meilen durch die Wildniß nach Brod zu gehen, auch wenn den Indianerpferden der Gaumen nochmals nach seinem Welschkorne stände.

Der Spion.

(Schluß.)

Am Tage nach der Zerstörung Gederas trat in einer Seitencapelle der flammverschonten Stadtkirche, dem Quartiere Zumalacarreguy's, ein Kriegsgericht zusammen. Es bestand aus dem Obergeneral, den Generalen Eraso, Sagastibelzo, Eguia, dem Auditeur und einem Jesuitenpater. Auf einen Wink Zumalacarreguy's wurde Gusmann Castro mit gebundenen Händen hereingeführt. Ihn begleiteten seine weinende Frau mit einem Säugling im Arme und ein zehnjähriger Sohn.

Beim Anblick des Spions erbleichte der Obergeneral. Gusmann's Weib warf sich jammernd zu seinen Füßen.

„Bringt diese Frau und den Knaben weg!“ sagte Zumalacarreguy.

Nur mit Mühe konnte die Unglückliche entfernt werden. Als es geschehen war, öffnete der Jesuit ein Portefeuille, nahm zwei Schreiben heraus und reichte sie dem Obergeneral, dessen Antlitz wieder den gewöhnlichen ernsten Ausdruck angenommen hatte. Dieser las die Briefe ruhig durch, that einen mächtigen Zug aus seiner Cigarre und fragte:

„Neffe Gusman Castro, kennst Du diese Briefe?“

Der Spion schwieg.

„Du kennst sie nicht, Neffe! Wie wäre auch ein Mann, in dessen Adern der Zumalacarreguy Blut fließt, einer solchen Verrätherei fähig. Löst ihm die Fesseln, Du bist frei, Gusman!“ Ein langer bedeutsamer Blick des Obergenerals traf das Auge des Jesuitenpaters.

Aus tiefer Brust athmete der Spion und wilde Freude der Rache leuchtete aus seinen Blicken. Die Stricke, welche seine Hände gefesselt hielten, wurden zerschnitten, und Zumalacarreguy trat an seiner Seite, gefolgt von den Beisitzern des Kriegsgerichts aus der Kirche, vor der drei Guerrillabataillone in offenem Quarre unter den Waffen standen.

„Kameraden!“ rief der Obergeneral, „hier steht mein Neffe Gusman Castro, welcher als Spion der Christinos verdächtigt war. Auf meines Stammes Namen ruhte nie der Makel des Verrathes. Gusman Castro ist frei!“

„Hoch lebe Tio Tomas!“ riefen die Bataillone.

Gusman Castro näherte sich mit ausgestreckter Hand dem Verwandten, der aber nahm schweigend seinen Arm, und einen zweiten bedeutungsvollen Blick nach dem Jesuiten richtend, verließ er in dessen Begleitung den Platz. Die Drei gingen langsam durch die rauchenden Trümmer der Stadt.

„Wohin geleitet Ihr mich, Vetter?“ fragte Gusman.

„Du wirst es erfahren, Castro!“ antwortete der General.

Neben den Leichen des Alkalden und seiner

Tochter vorüber führte der Weg nach einem nahen Gehölz. Hier angekommen, zog der Carlistenchef ruhig ein Pistol und sagte:

„Bereite Dich zum Tode, Castro, Du mußt sterben!"

„Sterben?" wiederholte erbleichend der Spion. „Höre mich, Oheim, und Du wirst verzeihen!"

Der General spannte den Hahn.

„Meine Kugel trifft sicher, Castro. Bete zu Deinem Gott! Zumalacarreguy's Neffe durfte nicht als Verräther vor der Fronte meiner Soldaten sterben, aber die Strafe des Spions bleibt der Tod. Pater Eusebio, hört seine Beichte!"

Gusman Castro sank in die Kniee und beichtete. Der Pater legte segnend die Hand auf des Verbrechers Haupt und wandte sich nach dem Carlistenchef. Da krachte der Schuß, und mit durchbohrtem Herzen sank der Spion zusammen.

Kleinigkeiten.

Friedrich von Gentz über Religions- und Preßfreiheit. Nicht neu ist in Preußen der Kampf um religiöse und politische Freiheit. Mit Recht erinnert die Kossak'sche „Montagspost" an das berühmte „Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung" von Friedrich v. Gentz. Wir entnehmen demselben die folgenden Stellen: „Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unseres Staates, und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen, nur Eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staats tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmählicher als Alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu seyn: sie kann ihre Plane, ihre Bedürfnisse, ihre politischen Operationen mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen . . . . — Von Allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht seyn. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weise Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann. Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern; und das ist eben das Verderben, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in dem Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt durch die Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift, als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Produkte der besseren Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Unterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt. Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deßhalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sey Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. — Nie kann dieß System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor! . . ."

Junge Leute, die dem Alten huldigen, sind wie der Epheu, der sich um die Eiche windet: ohne diese ehrwürdige Stütze würde er auf dem Boden kriechen müssen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 3.** den 9. Januar 1859.

Tag und Nacht.

Schlank und schön ein Mohrenknabe
Bringt in himmelblauer Schürze.
Manche wunderliche Gabe,
Kühlen Duft und süße Würze.
Wenn die Abendlüfte wehen,
Naht er sachte, kaum gesehen,
Hat ein Harfenspiel zur Hand.

Auch der Saiten sanftes Tönen
Kann man nächtlich lauschend hören;
Doch scheint Alles seiner Schönen,
Seiner Theuren, zu gehören.
Wenn sich Schatten tiefer senken,
Muß er der Geliebten denken,
Träumt sich in ein ander Land.

Wohl ein Lächeln mag sich leise
Dann ins ernste Antlitz neigen,
Weiße Zähne, schneeig-weiße,
Sich wie Sternenlicht erzeigen;
Doch ihn faßt ein reizend Bangen,
Kommt von Ferne sie gegangen,
Und er sucht sein dunkel Haus.

Liebchen tritt von Bergeshöhen
Nieder in die grüne Haide;
Wald und Flur wie neu erstehen
Vor dem Kind im Rosenkleide;
Alles freuet sich der Süßen,
Und ein jeder darf sie grüßen,
Nur der Knabe bleibet aus.

Und doch ist ein tiefes Ahnen
Von dem Fremdling ihr geblieben;
Wie ein Traum will sie's gemahnen
An ein früh gehegtes Lieben.
Glänzen dann auf allen Wegen
Schmuck und Perlen ihr entgegen,
Denkt sie wohl, wer es gebracht.

Auch die Mutter kennt sein Sehnen,
Ist dem Fremdling wohl gewogen,
Trocknen kann sie nicht die Thränen,
Doch sie zieht den Friedensbogen,
Und ihm ist, als fühlt' er Frieden;
Aber jene sind geschieden,
Sind getrennt, wie Tag und Nacht.

Erlebnisse bei der Einnahme von Delhi.

Von einem englischen Artillerie-Offizier.

Ich hatte etwa drei Wochen lang vor dem 11. September 1857 als Freiwilliger in den Batterien gedient. Am 12. September Morgens in aller Frühe hatten wir die Breschen-Batterien vollendet und eröffneten etwa um acht Uhr Morgens das Feuer mit einer Salve und drei Hurrahs. Hierauf begann für zwei Tage und zwei Nächte heiße und schwere Arbeit; wir verließen die Batterie niemals, sondern legten uns nur auf eine Weile zu einem Schläfchen nieder oder traten aus, um einen Bissen zu essen, und begaben uns dann sogleich wieder auf unsern Posten bei den Kanonen. Unser Auftrag ging dahin, nahe bei dem Kaschmir-Thore eine Bresche in die Mauer zu schießen und zugleich so viel wie möglich von den flankirenden Schießscharten für Kleingewehrfeuer unbrauchbar zu machen. Nach etwa dreistündigem Feuer füllte sich die Batterie mit einem schweren dunkeln und so dichten Rauch, daß wir einander kaum mehr erkennen konnten: die Schwefelgase trockneten uns Mund und Kehle aus, und die indische Mittagssonne, welche auf unsere unbeschützten Köpfe herunterbrannte, schien uns einen ziemlich deutlichen Begriff von Pandämonium geben zu wollen. Da unsere Batterien in der größten Geschwindigkeit errichtet worden waren, so waren der Hals und die Schultern der Schießscharten noch nicht entsprechend vollendet, so daß wir nach jedem Schusse uns sorgfältig umsehen mußten, ob nichts brenne, und eine neu errichtete Batterie bis zum Boden niederbrannte, bevor es noch möglich war, die alten dürren Faschinen und Schanzkörbe zu löschen, aus denen sie bestand. Wir versuchten rohe Ochsenhäute vermittelst Pflöcken über die Schanzkörbe in den Schießscharten her zu nageln, allein ohne sonderlichen Erfolg, da sie beinahe mit jedem Schuß aus unserem Geschütze hinweg geblasen wurden.

Am 13. September gegen 4 Uhr Nachmittags ward beinahe alles Feuern von unsrer Seite eingestellt; ich zündete mir eine Pfeife an und hockte mich so gut gedeckt als möglich an den Boden, denn man überschüttete uns von Dehli aus sehr freigebig mit Vollkugeln, Granaten und Kartätschen. Ich

war schon mehrmals auf die wunderbarste Weise dem Tode entgangen; so war mir einmal ein Granatensplitter von zwei Pfund Schwere hart am Kopfe vorübergeflogen und hatte mich nur leicht geritzt; ein andermal, während ich gerade eine Kanone richtete, kam eine Granate zur Schießscharte herein geflogen und platzte kaum Armslänge von meinem Gesicht in der Luft, verletzte mich aber gar nicht, sondern erschreckte mich bloß so sehr, daß ich mich erst mehrmals schütteln und alle Glieder betasten mußte, bevor ich mich überzeugen konnte, daß ich noch ganz und unverletzt und nicht nach allen Richtungen der Windrose hin aus einander gerissen seye. Kaum hatte ich mich daher niedergestreckt und ein paar Züge aus meiner Thonpfeife gethan, so kehrte ein armer Bhiestie oder Wasserträger, welcher den ganzen Tag über wacker und unverdrossen unsere Leute bedient und ihnen im stärksten Kugelregen Wasser zugetragen hatte, mit seinem leeren Schlauch aus Bockshaut nach dem Brunnen zurück, um neuen Vorrath zu holen, als ihn eine Vollkugel von hinten in den Schenkel traf und ihm denselben rein abschoß. Das Empfindungs-Vermögen der Nerven mußte bei ihm ganz zerstört worden seyn, denn sein Gesicht drückte keinen Schmerz aus, und er sank so ruhig an den Boden nieder, daß wenn wir nicht den Unfall mit angesehen hätten, wir uns eingebildet haben würden, er habe sich nur niedergesetzt, um auszuruhen. Als einige meiner Leute ihm zu Hülfe eilten, schien all sein Dichten und Trachten nur auf seinen Schlauch gerichtet und er sagte blos: „Bemüht euch nicht um mich, sondern sorgt nur für meinen Massock (Schlauch aus Thierhaut)!" Zwei Minuten später füllte der arme Bhiestie seine Schläuche im Styx.

Als der Abend einbrach hörte das Feuer ganz auf; wir zogen uns in den Graben hinter unsrer Batterie zurück und schickten uns an, unsere Mahlzeit einzunehmen, deren wir Offiziere sehr bedürftig waren; unsere Leute hatten nämlich durch ein System von Ablösungen ihre Kost ziemlich regelmäßig erhalten, während wir seit zwei Tagen vor lauter Aufregung wegen des Brescheschießens kaum einen Bissen über die Lippen gebracht hatten. Wir hockten uns also auf unsere Matratzen und untersuchten den Inhalt der Körbe, welche unsere sorgsamen und muthigen Fourierschützen uns aus dem Lager gebracht hatten, wofür ihnen nun reiches Lob und Versprechungen von Trinkgeld zu Theil wurden, als wir eine reichliche und pikante Mahlzeit vorfanden. Es ist von allen Seiten zugegeben worden, daß das Betragen der eingebornen Diener während der ganzen Krisis im Allgemeinen ein treffliches war: nur wenige sind solchen Herren desertirt, welche ihnen mit Wohlwollen begegnet waren, und man kennt manche verbürgte Beispiele, wo solche Diener ihr eigenes Leben auf's Spiel setzten, um dasjenige ihrer Herren zu retten. Einen besondern Zug von Muth und Treue gab ein Diener aus Madras im Lager zum Besten, welcher das Leben seines Herrn dadurch rettete, daß er demselben in das dichteste Handgemenge folgte, und ihm in einem höchst kritischen Augenblick eine geladene Büchse in die Hand drückte; auch hatte er durchaus nicht von der Seite seines Herrn weichen wollen, ehe die Stellung genommen und der Feind geworfen worden war, obschon er eine schwere Wunde empfangen hatte. So sind die Eingebornen Indiens: heute die ergebensten und treuesten, morgen die tückischesten, verrätherischesten und falschesten Geschöpfe des ganzen Menschengeschlechts. Jener Mann, welcher den feindlichen Kugeln getrotzt hatte, um seinen Herrn zu retten, würde ihm am nächsten Tage alle seine Habseligkeiten gestohlen oder sein Leben um eine Schüssel von Süßigkeiten verkauft haben.

Nachdem wir gespeist und eine Manila-Cigarre angesteckt hatten, hielt einer der Offiziere eine kurze Rede über die Wahrscheinlichkeit, daß wir bald in die belagerte Stadt einrücken würden, was mit ungeheurem Beifall aufgenommen ward, und ein Irländer unter unseren Leuten rief: „Beim Wetter, wir sollten morgen früh Delhi nehmen, ehe wir zum Frühstück gehen?" Dieser Vorschlag erregte große Heiterkeit, und das Singen begann, wozu die Offiziere selber das Beispiel gaben. An Kriegsliedern hatten wir keinen Mangel, und einige von unseren Leuten hatten selber auf bekanntere Melodieen Verse verfertigt, welche zum Theil gar nicht schlecht waren. Die Mannschaft ward ganz aufgeräumt, und um sie bei gutem Muthe für den folgenden Tag zu erhalten, welcher nach allem Anschein uns ein tüchtiges Tagewerk bringen mochte, ließen wir der ganzen Mannschaft unserer Batterie noch eine Extra-Ration Grog austheilen. Dann legten wir uns Alle in unseren Kleidern nieder, um den Morgen zu erwarten; jeder Mann dürstete nach Rache und fühlte sein Herz erwartungsvoll und begierig pochen bei dem Gedanken, mit den Rebellen handgemein zu werden. Alle waren so unsers Erfolges sicher, als ob die fürchterliche Ueberzahl, gegen welche wir zu kämpfen hatten, auf unserer Seite wäre.

Ein leichter Schlag auf die Schulter weckte mich; ich sprang auf und sah drei oder vier Offiziere um eine Laterne herumstehen und die Ordre lesen, welche so eben vom Lager aus angelangt war. Die Weisungen waren kurz, klar und bündig, und jeder Offizier, wenn er eilig seinen Namen auf der Liste aufgesucht und gefunden hatte, welche Pflicht ihm übertragen war, fragte freudig: „Um welche Stunde stürmen wir?"

„Um sechs Uhr, glaub' ich," war die Antwort; „oder jedenfalls so frühe, als dieß nur immer thunlich ist; allein etwas Gewisses weiß man noch nicht!"

Wir drückten uns Alle die Hand und trennten uns; Jeder begab sich auf seinen Posten. Mein Auftrag ging dahin, zwei Vierundzwanzigpfünder in Bereitschaft zu halten, um sie jeden Augenblick durch das Kaschmir-Thor in die Stadt mitnehmen zu können. Ich machte mich daher mit dem größten Eifer daran, die Munition zusammenzubringen, die Ochsen anschirren zu lassen und die Treiber zum Aufbruch bereit zu halten, so daß wir jeden Augenblick auf Verlangen ausrücken konnten.

Ungefähr eine halbe Stunde nach Tagesanbruch langte der General mit seinem Stabe an; es war das Erstemal, daß ich ihn überhaupt zu Gesicht bekam. Er trat in unsere Batterie und bekam von hier aus, hinter die Schanzkörbe gedeckt, die Mauern zu rekognosciren, wobei ich eine gute Gelegenheit hatte, ihn selber zu beobachten. Er ist ein hochgewachsener Mann mit sehr großen, ruhigen, sinnigen Augen, einer hohen Stirn, ergrautem Haar, ohne Backenbart, aber mit einem Schnurr- und Knebelbart; er mag zwischen sechzig und siebzig Jahre alt seyn. Unverkennbar hat er noch eine große Vorliebe für seine frühere Waffe, die Artillerie! ich habe seither noch gar manche Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen und zu beobachten, aber ich sah ihn nie an grobem Geschütze irgend welcher Art, Kanonen, Mörsern oder Haubitzen von großem oder kleinem Kaliber, vorüberkommen, ohne daß er sie sorgfältig und aufmerksam betrachtete, den Daumen in die Zündlöcher legte und eigenhändig untersuchte, ob sie geladen oder leer waren; und ohne ihnen am Ende beim Weggehen noch einen liebevollen Blick zuzuwerfen oder sie freundlich zu tätscheln, als ob er sagen wollte: „Nun haltet euch gut, meine lieben Geschütze, und thut eure Schuldigkeit bis wir uns wiedersehen!"

Bald darauf kamen auch der Hauptingenieur und einige seiner Gehülfen an und schienen sehr in Aufregung wegen irgend einer Mine, welche, wenn ich nicht irre, das Kaschmirthor in die Luft sprengen sollte. Der Oberingenieur war ein kleiner, lebhafter Mann, mit einem Gesicht wie ein Wiesel; er war einige Tage zuvor am Bein verwundet worden, und hüpfte daher herum wie ein lahmes Känguruh.

Und nun beginnt ein dumpfes, schweres Geräusch sich hörbar zu machen, anhaltend, regelmäßig und langsam. Es kommt immer näher; es scheint sich unseren aufgeregten Gehörnerven vorzustellen wie das gedämpfte Rauschen eines heranbrausenden Gießbachs; plötzlich kommen die ersten Glieder des Vortrabs in Sicht, eine Kolonne schwenkt langsam um die Biegung der Straße, kriecht dann wie eine ungeheure Raupe vorüber und verschwindet auf ihrem Wege nach Delhi.

Die Einzelnheiten des Sturms auf die Stadt sind bekannt, und es dürfte viele Leute in Europa geben, welche dieselben besser kennen, als wir, die wir dabei mitgewirkt haben. Ich übergehe daher das Detail und erwähne nur eines der schönsten Schauspiele von diesem Morgen: den Angriff der bengalischen reitenden Artillerie, — eine Scene, welche keiner der Augenzeugen davon jemals wieder wird vergessen können.

Plötzlich wird mir gemeldet, daß das Kaschmir-Thor geöffnet seye, und ich muß nun mit meinen beiden Kanonen dorthin vorrücken. Die dummen Ochsen sind aber nicht vom Flecke zu bringen, sie haben keine Freude an Kanonenkugeln und wollen kein Pulver riechen; die noch dümmeren eingebornen Treiber geberden sich, als ob sie mich nicht verstünden. Sie biegen und wenden sich bald rechts, bald links, nur nicht dahin, wohin sie sollen; ich schelte sie nach Landessitte gelinde aus, indem ich Zweifel über ihre Eltern äußere oder Winke über die schlimme Aufführung ihrer weiblichen Verwandten fallen lasse; aber es hilft nichts. Nun ziehe ich den Säbel, und bearbeite mit der Spitze desselben so Mann wie Thier, und auf einmal rasseln wir rüstig dahin.

Das Kaschmir-Thor ist von der heterogensten lebendigen Masse blockirt, die man sich nur denken kann; von Eingebornen, die nach Beute gierig in die Stadt dringen wollen, von Offiziers-Bedienten, von Offizieren selbst, von herrenlosen Kameelen, von Karren, Wägen und Beamten des Kommissariats, einigen wenigen kleinen ostindischen Pferden (Tettuhs), verschiedenen todten Pandies (rebellischen Sipoys), von Ghurkas, Seikhs, Pathans u. dergl., von Verwundeten, die auf Sänften herausgetragen werden, von Soldaten, welche die Todten hinwegräumen, von Adjutanten, von Büffeln, von einem tollen Elephanten, von einem bunten Gemeng von Weibern, Ziegen, Schafen und Geflügel. Wer von diesen allen nur sprechen konnte, der sprach; hei, wie das durcheinander tönte: englische Betheurungen, gellendes Geschrei der Hinduhs, Flüche der Moslemim füllten die Luft! dazu pfiffen Musketenkugeln lustig herum, eine Vollkugel schlug gelegentlich in den Haufen, und Granaten platzten über demselben in allen Richtungen.

Mit großer Mühe, Schwierigkeit und Gefahr bahnte ich mir endlich einen Weg durch diese Masse für mich und meine Geschütze, deren eines ich hier unter der Aufsicht eines andern Offiziers zurücklassen, das andere aber sogleich nach dem höchsten Punkte des Bazars, gegenüber von Skinner's Haus, bringen sollte, wo wir unser entferntestes Piket hatten. Hier sollte ich nach Gutdünken feuern. Wir gewärtigten nämlich jeden Augenblick einen Ausfall der Belagerer die Straße des Bazars hinan, welcher, falls er vor dem Eintreffen der Kanonen versucht worden wäre, höchst wahrscheinlich erfolgreich gewesen seyn würde; wären aber unsere Pikets geworfen worden, so wären wir gezwungen gewesen, uns mit großem Verlust nach dem Kaschmir-

Thore zurückzuziehen, und wir hätten dadurch einen beträchtlichen Theil der bereits gewonnenen Stadt wieder eingebüßt. Ich weiß in der That selber kaum, wie ich mit der Kanone Skinner's Haus erreichte, gerade quer über die Esplanade oder den freien Platz vor der Kirche hin. Paß- und Ricochet-Kugeln flogen um uns herum, wie Bälle bei einem Ballspiel; Musketenkugeln pfiffen mir jeden Augenblick um die Ohren, und ich mußte unwillkürlich fortwährende Entrechats machen, um den Kartätschen auszuweichen, womit auf den ganzen Platz herunter gepfeffert wurde. Dennoch erreichte ich mein Ziel, ohne einen Ochsen verloren zu haben, ließ abprotzen und die Kanone in Position bringen, so daß sie die Krümmung in der Bazar-Straße möglichst gut deckte, brannte die Zündruthe an und deckte mich sorgfältig mit meinen Leuten in einem kleinen Laden gegenüber von Skinner's Haus, wo ein Piket vom 52sten leichten Infanterie-Regiment und einige von den Buzbies standen, welche jedoch nicht lange blieben. Der Feind unterhielt ein sehr scharfes Feuer die Straße herunter, obwohl er sich nicht herauswagte; und ich sah fünf Mann in etwa ebenso vielen Minuten erschossen, blos weil sie zu leichtsinnig sich selber blosgestellt hatten; die Pikets erwiderten gelegentlich das Feuer, jedoch in sehr unstäter und oberflächlicher Weise. Die ganze Mannschaft war furchtbar ermüdet und mehr auf Essen, Trinken oder Schlafen bedacht, als auf das Fechten, während der Feind sich hinter Mauern und Fensterläden so sorgsam gedeckt hielt, daß es reine Pulververschwendung war, nach ihm zu feuern, obwohl es ihm gelang, gar Manchen von den Unsrigen wegzublasen.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Eine Regimentstabakspfeife. Vor kurzer Zeit hatten wir Gelegenheit, eine seltsam konstruirte Tabakspfeife zu sehen. Der Kopf der Pfeife, von feinem Porzellan mit gemalten Siegestrophäen und den Wappen des russischen Reichs geziert, ist ungefähr 6—7 Zoll hoch. Die obere Oeffnung hat 1½ Zoll im Durchmesser und ist mit einem Deckel von gepreßtem Silber versehen. Unten endet der Pfeifenkopf in vier gebogene Zapfen, die mit einem Zinkbeschlag versehen sind und an welchen ein biegsamer Pfeifenschlauch von Kautschuk oder Guttapercha angeschraubt werden kann. Der Kopf ist an einem zierlichen Postamente von Gußeisen befestigt. An den vier Pfeifen-Enden sind je zwei Seitenzapfen angebracht, an welche ebenfalls Schläuche angesetzt werden können. So ist es möglich, daß zwölf Personen zu gleicher Zeit bei einem und demselben Tische aus dieser Tabakspfeife rauchen. Aus der erwähnten Pfeife hatten während des Krimfeldzuges im dem Lager vor Sebastopol 12 russische Offiziere, die einem und demselben Regimente angehörten, geraucht, und sie verdient daher den Namen einer Regimentspfeife Sie wurde von einem russischen Offizier einem österreichischen zum Geschenke geschickt.

Deutschland als Pechfabrik. Peter Parley's „Geography for beginners" ist ein Lehrbuch der Geographie, welches in vielen Schulen der nordamerikanischen Freistaaten benutzt wird. In dieser, 160 Seiten umfassenden, mit zahlreichen Holzschnitten versehenen Geographie wird Europa auf 24 Seiten abgehandelt. Auf drei Seiten werden Deutschland, Holland und die Schweiz abgefertigt, wovon 12 Zeilen auf Deutschland kommen. Der Abschnitt beginnt mit den Worten: „Deutschland liegt nördlich von der Türkei." Darauf folgte eine Charakterschilderung der Deutschen: „Die Deutschen sind sehr erfindsam in Manufakturen; sie sind große Musiker und viele von ihnen sind große Gelehrte. Das Land ist sehr bevölkert und reich an glänzenden Städten. In vielen Theilen desselben sind tiefe, düstere Wälder, wo eine große Menge Pech bereitet wird." Darauf bezieht sich nun der einzige zu Deutschland gehörige Holzschnitt, welcher vorstellt, wie zwei seltsam gekleidete Personen Pech fabriziren.

In der Bretagne, in dem jetzigen Departement Finisterre, tragen die jungen Mädchen goldene und silberne Litzen um ihre Mieder und ihre Röcke. Dieser Zierrath, welcher bei Einigen bis zu einem außerordentlichen Luxus steigt, hat übrigens eine viel höhere und ernstere Bedeutung wie jeder andere Kleiderbesatz und wäre er auch noch so kostbar, und ohne Zweifel werden viele junge Männer wünschen, diese Mode der Landmädchen in der Bretagne möchte von unsern Damen nachgeahmt werden. Es bezeichnen nämlich die goldenen und silbernen Litzen bei jedem Mädchen die Mitgift, die sie zu ihrer Verheirathung erhält, und zwar ist eine goldene Litze um den Rock gleichbedeutend mit 1000 und eine silberne mit 100 Francs. Dabei verdient aber noch eine ganz besondere Bemerkung der Umstand, daß die Aussteuer mit der größten Gewissenhaftigkeit angegeben und ebenso gewissenhaft ausgezahlt wird, was den großen Vortheil hat, daß Heirathscandidaten vor der Gefahr gesichert sind sich zu verspekuliren.

Charade.

1.

Das Feuer, das die Seufzer kocht,
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

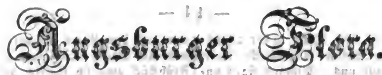
2.

Der Freund, der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeigt und schafft euch manches Gut
Mit starkem Arm und Geisteslicht.

1. und 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So siedelt sich das Ganze an;
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 4. den 12. Januar 1859.

Die Thalherren im Enziloch.

(Aus Reithardts Geschichten und Sagen der Schweiz.)

Ei, Vater, Vater! Höre doch,
Wie's toset und krachet im Enziloch,
Als stürzten Stämme und Blöcke schwer!
— „Mein Knabe, sie bringen Einen her!"

Sie bringen Einen? Und Wen denn, Wen?
Mein Vater, ich kann dich nicht versteh'n;
Wer ist der Eine? Erzähl' mir's geschwind!
— „Ein neuer Thalherr, mein gutes Kind!"

„—'s ist irgend ein arger Bösewicht;
„Doch was er verschuldet, ich weiß es nicht;
„Nur Eines weiß ich: daß in der Welt,
„Er mächtig gewesen und hochgestellt.

„Ein Zwingherr vielleicht, der ungerecht
„Im Leben gedrückt den armen Knecht;
„Ein Schirmvogt, welcher — arggesinnt —
„Die Wittwe betrog, das Waisenkind;

„Ein Strolch, der aus dem Paradies
„Des Ueberflusses den Armen stieß;
„Ein Richter, der um schändlich Geld,
„In Gunst oder Haß, den Spruch gefällt.

„Traun, irgend ein großer Sünder ist's,
„Der Gottes vergaß und Jesu Christ's,
„Und eichene Stämme nun, zur Buß',
„Auf jenen Grat dort wälzen muß;

„Und hat er beinah' erreicht die Höh',
„Dann ist's als ob ihm die Eich' entflöh',
„Und paßt er noch so sorglich auf —
„Sie wälzt sich zurück in polterndem Lauf.

„So rollen der Stämme tausend zu Thal.
„Die Thalherrn versuchen's nun abermal,
„Versuchen zum Dritten und Vierten ihr Glück,
„Doch immer rollen die Stämme zurück.

„Sie hasten und jasten, sie pusten und glüh'n,
„Bis ihnen knisternde Funken entsprüh'n,
„Dann stampfen sie grimmig, bis ihrem Gestampf
„Thalnebel entsteigen und Wetterdampf.

„Das ist der „Thalherrn" schrecklich Gericht;
„Sie finden die Ruhe des Grabes nicht
„Und büßen durch ein unendlich Leid
„Die kurze irdische Herrlichkeit."

Erlebnisse bei der Einnahme von Delhi.

(Schluß.)

An der Krümmung des Gäßchens stand ein sehr großer Baum, in dessen Aesten ein Pandy sich so gut zu verstecken gewußt hatte, daß er, hinter einem dicken Ast gedeckt, jedem Schusse auswich, den wir auf ihn abfeuerten, während er mit seinem verhängnißvollen Zielen uns schon drei Leute getroffen hatte — zwei waren verwundet, einer getödtet worden. Dicht neben meinem Sitz kauerten zwei afghanische Pathans auf ihren Fersen, rauchten und plauderten gemächlich in der Poschtuh-Sprache. Sie gehörten, wenn ich nicht irre, zu den Führern, hatten aber auf irgend welche Weise ihr Corps verloren oder sich von demselben getrennt, weil sie wahrscheinlich auf Beute ausgingen, und mochten nun mein kleines Eckchen, das von der Kanone und den Pikets beschützt war, für einen so sichern und behaglichen Zufluchtsort ansehen, als sie ihn nur finden konnten. Ich klopfte einem dieser Burschen auf die Schulter und sagte im Poschtuh-Dialekte zu ihm: „Ihr Pathans seyd ja so treffliche Schützen! warum schießt Ihr jenen Pandy dort nicht vom Baume herunter?"

„Sahib," versetzte er, „wenn Ihr es verlangt, so will ich den Pandy dort tödten. Aber warum erschießen ihn denn die Rothröcke nicht selber?"

Damit stand er langsam auf, steckte seine Pfeife ein und begann mit großer Bedächtigkeit seine Luntenflinte zu laden, — eine Waffe mit einem sechs Fuß langen Lauf von sehr kleinem Kaliber, woran statt des Schaftes ein gerader Stock angebracht und um diesen herum die brennende Lunte gewunden war. In diesen Lauf schüttete er eine Handvoll sehr grobes Pulver, setzte darauf die Kugel fest und auf diese noch ein Stückchen Tuch, und schüttete dann das Zündkraut auf — Alles mit der größten Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit. Hierauf verneigte er sich gegen mich, sprang unter einem Kugelregen über die Straße hinüber, verschwand in einem gegenüber liegenden Laden und gab zu meiner Bestürzung lange, lange Zeit gar kein Lebenszeichen mehr von sich.

Wir mochten über eine Viertelstunde gewartet haben, als plötzlich ein alter Pathan mich am Arme

zupfte und hinausdeutete. Ich blickte in der bezeichneten Richtung, und in diesem Augenblicke feuerte der Sipoy im Baume auf uns. Plötzlich stand unser Freund, so ruhig und besonnen wie jemals, von dem Dach eines Hauses dicht bei dem Baume auf; er veränderte sein Ziel zwei- oder dreimal, feuerte dann, und herunter purzelte der Pandy, erst vom Baum auf's Dach, dann vom Dach auf die Straße, durch die Stirne geschossen.

Eine Grogschenke ward in der Nähe unseres Pikets gefunden, sowie mehrere Läden von Parsi, die mit europäischen Waaren aller Art handeln, darunter auch mit Wein und Branntwein; diese wurden erbrochen, und in Folge davon war der britische Soldat bald entweder mehr als zur Hälfte betrunken oder that sich mit Sardinen, Gelees, eingemachten Früchten und anderen Leckerbissen gütlich.

Die Betrunkenheit, welche am Nachmittag und in der Nacht des 14. unter den britischen Truppen herrschte, war wirklich fürchterlich; von Müdigkeit und Strapazen erschöpft, vom Mangel an Schlaf und Ruhe todesmüde, legten sich die Soldaten entweder nieder und schliefen, jede Pflicht vergessend, oder zogen besoffen in der Stadt herum und spotteten jeder Gefahr. Ich habe von allen Militärs, und besonders von competenten höheren Offizieren, die Ansicht äußern hören, daß wenn der Feind am Nachmittag des 14. den Zustand unserer Truppen gekannt und so viel Muth und Fassung besessen hätte, um sich noch einmal zu sammeln und uns anzugreifen, wir dann unfehlbar aus unserer Position vertrieben, und genöthigt worden wären, uns auf das Kaschmir-Thor oder noch weiter zurückzuziehen.

Am Abend ward Skinner's Haus zum Sitz des Hauptquartiers ausersehen, und der ganze Generalstab kam herbei und speiste hier. Das Haus ward, wenn ich mich recht erinnere, im Rücken durch das Kumaon-Bataillon oder irgend welche andere Ghurka-Truppe, in der Fronte aber durch einen Achtzehnpfünder, einen Sechspfünder und ein Piket vom 60sten Schützenbataillon gedeckt. Vor dem Essen machte der General selbst noch überall die Runde, stellte allenthalben doppelte Wachen aus, richtete eigenhändig die Kanonen und sah nach, ob Alles in guter Ordnung seye. Die feindlichen Schützen unterhielten mittlerweile ein lebhaftes Feuer, allein der General ging hin und her und schritt über die Straße, als ob er davon gar nichts wüßte, obschon er mehrmals die Posten warnte, sich nicht unnöthig bloszustellen.

Ich hatte eine fürchterliche Nacht — fortwährende Allarme und keinen Schlaf. Dieß und all' die Strapazen und Aufregungen, die ich in den paar jüngst vergangenen Tagen durchgemacht, hatten mich ganz aufgerieben, so daß ich herzlich froh war, als ich am andern Morgen abgelöst wurde und etwas Zeit zum Ausruhen fand. Meine Diener kamen aus dem Lager an mit einer andern Kleidung und mit Speise; und nach einem Bad, Schlaf und Frühstück ging ich sogleich auf die Hauptwache, um mich nach meinen Freunden und Bekannten zu erkundigen; — aber es waren leider zum Theil sehr betrübende Nachrichten, die ich einzog, denn ich erfuhr eine ganze Liste von gebliebenen und verstümmelten Freunden, von erschlagenen oder verwundeten Kameraden.

Am Nachmittag des 15. ging ich aus, natürlich nicht ohne Säbel und Revolver, um mir die Stadt anzusehen. Der Feind war ganz aus dem Bazar vertrieben, und ein Flächenraum von mehreren hundert Schritten beinahe bis zu den Querstraßen hinauf, welche zu dem Tschanti-Tschok (dem Silbermarkte) führen, war unser eigen. Der Anblick aber, welcher sich mir auf allen Seiten darbot, war wo möglich noch eckelhafter und scheußlicher, als der abscheuliche Gestank. Kam man z. B. am Laden eines Banya oder eingebornen Kleinhändlers vorüber, so sah man dessen Leiche vielleicht quer über der Schwelle liegen; neben ihm die Leiche seines Sohns; um ihn herum nach allen Richtungen hin zerstreut seine verschiedenen Waaren, — die weißen Marmorfließen des Fußbodens mit vertrocknetem oder geronnenem Blute geschwärzt, seine Handlungsbücher noch offen, seine Papiere frisch geschrieben und seine Rechnungen ausgezogen, ganz so wie der Eigenthümer sie verlassen hatte, als er selber abgerufen wurde, um seine letzte Rechnung abzulegen. Blieb man unter der Thüre stehen, so kam dann irgend ein elender Troßknecht oder sonstiger Marodeur herausgeschlichen, und suchte in seiner Kapra die armselige Beute zu verstecken, um welche er die Todten geplündert hatte; man zwingt ihn, seine Beute wegzuwerfen, versetzt ihm einige Fußtritte und geht weiter. Aehnlichen Scenen begegnet man beinahe Schritt für Schritt, zwar in den Einzelnheiten von einander abweichend, allein übereinstimmend in denselben furchtbaren Hauptzügen: Tod, Zerstörung und Habgier.

Mich widerte die Scene ungemein an und ich schlenderte nur verdrossen weiter, nachdem ich mir eine frische Cigarre angezündet als leichtes Gegenmittel gegen diese pestartigen Ausdünstungen. So war ich eine Weile fortgegangen und hatte, ohne es zu bemerken, von der geraden Straßenlinie abgelenkt und in eine der zahlreichen Seitengassen eingebogen, welche die Stadt in allen Richtungen durchschneiden, als ich plötzlich mir bewußt ward, daß ich in Gefahr schwebte und beinahe erschrack, als ich mich ganz allein in einer kleinen, dunkeln Gasse sah, wo zur Rechten nur eine hohe Mauer, zur Linken nur eine Reihe hoher, düsterer Häuser mit Balkonen, Thürmchen, Zinnen und festen Thoren zu sehen waren. Ich stand dicht vor einem solchen großen Einfahrtthore, als ich hinter einem seiner

hölzernen Pförtchen, welches offen stand und zurückgeschlagen war, sich etwas regen sah; ein Augenblick des Zauderns konnte mir den Tod bringen, daher zog ich den Säbel und spannte den Hahn meines Revolvers. Ein alter Muselmann wankte hinter dem Pförtchen hervor, fiel mir zu Füßen, umfaßte meine Knie und bat mich um Gnade. Ich befragte ihn: wer er sey? was er hier thue? wem das Haus gehöre? u. s. w. Einige Minuten konnte er vor lauter Angst kein Wort reden; sobald er aber sah, daß ich nicht die Absicht hatte, ihm ein Leid anzuthun, kehrten seine Instinkte wieder zurück und er begann mit der größten Zungenfertigkeit zu lügen. Ich aber packte ihn am Arm, hielt ihm die Mündung meiner Pistole vor die Stirne und befahl ihm, mich durch das ganze Haus zu führen, wobei ich ihm aber deutlich auseinandersetzte, daß ich auf jeden Fall und was mir auch begegnen möge, ihm den Schädel zerschmettere, wenn er mich in einen Hinterhalt führe.

Als wir die Thorhalle durchschritten hatten, betraten wir ein kleines Viereck, mit einem Springbrunnen in der Mitte, um dessen vier Seiten her Ziersträucher mit vielem Geschmack gepflanzt waren. Nachdem wir über diesen Hof hinweggegangen, gelangten wir zu einem gewölbtem Thorwege, von wo aus ein schmaler Gang uns an den Fuß einer zierlichen Treppe führte. Diese stiegen wir hinan und erreichten eine geräumige Treppenruhe oder Halle, von wo aus mehrere Thüren nach verschiedenen Richtungen weiter führten. Hier schien mein Führer zu zögern, allein ich stieß ihn vorwärts nach der größten Thüre und flüsterte ihm etwas in's Ohr, was im Verein mit der kalten Mündung der Drehpistole, die ich ihm noch immer schußfertig an die Schläfe hielt, ihn zu augenblicklicher Bereitwilligkeit anspornte. Er zog einen Schlüssel aus dem Gürtel, öffnete die Thüre und wir traten in ein sehr großes, prachtvoll möblirtes Gemach, offenbar die Wohnung irgend eines sehr reichen Nawab oder muselmännischen Fürsten. Von diesem Zimmer gelangten wir in ein anderes, und so ging es weiter, bis wir die Runde durch das ganze Haus gemacht hatten, welches durchaus in demselben Style und mit der größten Verschwendung eingerichtet war. Ich begann mir eben meine Jugenderinnerungen an die Mährchen der Tausend und Einen Nacht und ähnliche in's Gedächtniß zurückzurufen und mich zu fragen, ob mein alter Führer jetzt in Flammen aufgehen oder in Luft zerfließen werde, als ich durch das Oeffnen einer Thüre, welche am Ende des Korridors mir gerade gegenüber lag, wieder in die handgreifliche Wirklichkeit zurückgerufen wurde. Ich hatte gerade nur Zeit gehabt, einer von Kopf bis zu Fuße verschleierten Frauengestalt ansichtig zu werden, einen Schrei und dann das Geräusch ihrer eiligst sich entfernenden Schritte zu vernehmen, dann ward die Thüre wieder heftig zugeschlagen und von innen verriegelt und mit der Kette verschlossen. Ich war bestürzt. Der Nawab oder Schech und seine ganze Familie hatten im Zenanah oder Frauengemach sich versteckt und warteten vermuthlich nur, bis sie sich überzeugt hatten, daß ich keine Mannschaft bei mir habe, um dann einen Ausfall zu machen und mich zu überfallen. Ich konnte mir nicht denken, daß man eine eingeborne Dame unter keiner andern Bedeckung als derjenigen des alten, schwachen Wichtes, der noch immer unter meiner Faust zitterte, zurückgelassen haben sollte.

Wir verfügten uns nun mit einander nach der Thüre des Zenanah, wurden nach einigen Gegenvorstellungen von innen eingelassen, durchschritten mehrere Gänge und gingen zwei oder dreimal über die Dächer von Gebäuden hinweg. Endlich erreichten wir ein Gemach, wo drei alte Weiber spannen und ein viertes Frauenzimmer leidenschaftlich weinend auf einem Bette lag. Man hätte das Zimmer einen Tempel des Luxus und Ueberflusses nennen können. Es war hoch, geräumig, luftig, mit gewölbter Decke; der obere Theil der Wände war mit buntfarbenen Malereien bedeckt; rund um das Gemach herum lief in einer Höhe von ungefähr sechs Fuß eine Art gepolsterter Vertäfelung von gelber Seide, an der Wand befestigt, so daß es eine Rücklehne für den Bummler bildete, der hier rauchend und träumend auf schwellenden türkischen Kissen saß; den Fußboden bedeckten reiche Teppiche. Auf der einen Seite des Gemaches öffneten sich die Thüren der Badzimmer, des Wasser- und des Eisgemachs, auf der andern führte eine Thüre in die Küchen hinab, und alle diese Gelasse waren auf die glänzendste, prächtigste Weise mit allem Apparat von orientalischem Luxus und Comfort ausgestattet. Auf den Borden und Etagèren, welche im Zimmer herum standen, waren Kästchen mit Parfümerien, Schmuck- und Spuckkästchen, alle von gediegenem Silber und von reicher, getriebener Arbeit, aufgestellt. Zwei Hukahs oder Pfeifen, die eine angezündet und zum Gebrauche bereit, lagen am Boden, buchstäblich mit Gold, Türkissen und Smaragden bedeckt; und weiterhin fielen mir zwei kleine goldene Lampen in die Augen, welche abwechselnd mit Diamanten und Rubinen besetzt und worauf Verse aus dem Koran eingravirt waren; in beiden brannte ein wohlriechendes Oel, welches ein starkes Aroma und ein helles Licht verbreitete, und dahinter stand ein ungeheurer Spiegel, welcher das eine Ende des Zimmers ganz einnahm. Wenn ich sagte, der Eindruck, den dieses ganze Gelaß auf mich machte, seye Ein Glanz und Glast von Gold, Silber und Edelsteinen gewesen, so würde ich es nicht übertreiben.

Sobald die alten Weiber meiner ansichtig wurden, so ließen sie ihre Spinnräder fallen, stürzten

auf die Knie nieder und baten heulend um Gnade, während die Frau auf dem Bette, in welcher ich die vorhin gesehene Frauengestalt wieder erkannte, ihr Haupt in einen Shawl vergrub und noch heftiger weinte, als zuvor. Ich hieß den Alten, die Weiber zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß ihnen kein Leid geschehen sollte; dann stieg ich zu der jungen Frau auf die Estrade hinauf und flüsterte ihr einige Worte in ihrer Muttersprache in's Ohr. Sie hob langsam das Haupt in die Höhe und schlug ihren Schleier zurück. Nie in meinem Leben habe ich ein lieblicheres Gesicht erblickt. Sie fragte mich, ob ich sie tödten wolle? ich aber suchte sie zu beruhigen, indem ich ihr Schutz und Rettung versprach.

Ich arrangirte sogleich einen Plan zu ihrer Rettung. Noch am selben Abend passirte sie, als Knabe verkleidet, sammt ihren Dienerinnen das Stadtthor und erreichte wohlbehalten mein Zelt im Lager, sammt all ihrem Besitzthum an Geld, Kleinodien, Juwelen, Shawls und Kleidern. Meine Diener waren zu alt und mir zu ergeben, um zu plaudern, und da ich mein Zelt ganz ihr und ihren Dienerinnen überließ und in die Stadt zurückkehrte, um dort zu schlafen, und die gemessene Weisung hinterlassen hatte, es dürfe während meiner Abwesenheit Niemand mein Zelt betreten, so erfuhr Niemand etwas von meinem Abenteuer. Zwei Tage später gelang es mir, sie wohlbehalten nach dem Pendschab zu flüchten, sammt ihren tragbaren Habseligkeiten und ihrer Dienerschaft, mit Einschluß meines alten Führers, der mich beim Abschied inbrünstig segnete und den Himmel bat, mich bald zum General zu machen — ein Wunsch, den ich von ganzem Herzen unterstütze, obschon seine Verwirklichung vermuthlich noch viele Jahrzehnte auf sich warten lassen wird, falls es überhaupt dazu kömmt.

Am 13. September erhielten wir Marschordre und rückten nun aus als ein Verfolgungs-Corps oder eine Strafkolonne in der Richtung von Bolundschuhur mit der Weisung, zu sengen, zu brennen, zu zerstören und unsern Weg durch geplünderte Dörfer und verödete, verlassene Wohnorte zu bezeichnen.

Kleinigkeiten.

Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine. Diese Wesen, die längere Zeit von der strengen Wissenschaft in das Gebiet des Fabelhaften und Unmöglichen verwiesen oder als optische Täuschungen erklärt, oder höchstens auf irdischen Ursprung zurückgeführt wurden, haben durch die neuere Wissenschaft besonders seit der verdienstvollen Arbeit des Physikers Chladni einen ehrenvollen Platz in dem Weltgebäude zwischen den andern Gestirnen erhalten, die unserm Planetensysteme angehören. Kleine Ueberreste der Weltmaterie oder noch wahrscheinlicher Bruchstücke eines größern Planeten tanzen in einem dicht geschlossenen Ringe nahe bei unserer Erdbahn, ähnlich den andern großen Wandelsternen, den großen Reigen um unsere Sonne; zweimal des Jahres, zur Zeit des Laurentiustages (10. August) und um den 13. November bringt die Erde vermöge der Bewegung in ihrer Bahn durch die enggedrängten Reihen dieser Miniaturplaneten; daher die förmlichen Feuerregen, welche oft zu dieser Zeit beobachtet werden, so daß z. B. im Jahre 1833 in der Nacht vom 12. zum 13. November innerhalb neun Stunden wenigstens 240,000 Sternschnuppen gesehen wurden. Gehen diese Massen nur an unserer Erde vorbei, so erblicken wir sie als die schnell aufblitzenden und eben so schnell wieder verschwindenden Sternschnuppen, kommen sie unserer Erde näher und endigen sie mit einer gewaltigen Explosion, so nennen wir sie Feuerkugeln und lesen wir die auf den Boden gefallenen Stücke auf, so haben wir die Meteorsteine. Die mineralogische und chemische Untersuchung dieser Steine, die uns in einen materiellen Zusammenhang mit andern planetarischen Körpern setzen, bieten natürlich großes Interesse.

Ein origineller Rechtsfall wurde in einer Grafschaft von England verhandelt. Die Frage war: ob es einem Stadtbewohner zustehe, Thiere zu halten, deren Lärm der Nachbarschaft ernstlich beschwerlich falle. Mr. Abraham beglaubigte durch Zeugen, daß sein Nachbar Mr. Minder, einen Hahn habe, der in 25 Minuten 150 Mal krähe. Der gelehrte Richter sprach sich aus, daß die menschliche Natur ein solches Uebermaß von Hahnengeschrei nicht auszuhalten vermöge und verurtheilte den Mr. Minder zu einem Schilling Schadenersatz. Es fragt sich: wie viel Mal darf ein rechtschaffener Hahn des Tages krähen?

Der Aberglaube spielt in Irland eine große Rolle, am meisten aber wird man darüber erstaunen, daß kein Schiff, wenn es die Dingle-Bai an der irischen Küste berühet, einen Menschen in seinen Räumen duldet, der Shea heißt. Man lebt dort der festen Ueberzeugung, daß jedes Schiff, welches einen Menschen dieses Namens an Bord habe, untergehen müsse. Dieser Aberglaube besteht seit Jahrhunderten und schreibt sich von einer Sage her, nach welcher einmal ein Shea in der Dingle-Bai sich gegen eine See-Schöne verging, die sich nun fortwährend an seinen Nachkommen rächen soll.

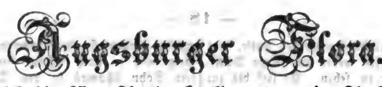
Viele Menschen gelangen zu einer gewissen Höhe wie die Schornsteinfeger, sie kriechen durch dunkle und garstige Kanäle und machen sich — schwarz.

Es gibt Menschen, die darin dem Kalk gleichen, daß sie nicht eher zischen oder laut werden, bis sie begossen werden.

Auflösung der Charade in Nro. 3:

Wehmuth.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 5. | den 16. Januar 1859.

Die Heimath.

O sel'ges Blau,
O wolkenlose Luft,
O süßer Duft
Im dunkeln Wald, auf sonn'ger Au'!

Du schwäbisch Land,
Wie prangst du überall
Auf Berg und Thal
Im wunderbaren Prachtgewand!

Wie heimisch mahnt
Dein herrlich Lebensbild
So voll, so mild
Den treuen Sohn, wo er dich ahnt!

Wie bist du gut!
Wie ist so sanft dein Blick!
Ein stilles Glück
Willst schenken du dem trüben Muth.

Doch soll's nicht seyn.
Es heilt dein freundlich Licht
Die Sehnsucht nicht;
Ach meine Heimath ist so klein;

Ein süßer Mund
Voll engelgleicher Ruh',
Ein Wort dazu
Aus liebevollen Herzens Grund.

Zwei Wangen roth
Und Blicke mancherlei —
Das ist mein Mai,
Ist meine Heimath bis zum Tod.

Der Glücks-Gulden.

Eine polnische Geschichte.

Das Steinpflaster war naß und schlüpfrig; das Wasser strömte von den Dachrinnen der Häuser herab und rauschte durch die Gossen; und doch schien die Sonne in vollem Glanze über der Stadt Warschau: — es war nämlich gegen Ende des März, und wohl schon zum zehnten Male an diesem Tage war auf einen schweren Regenschauer blauer Himmel und schönes Wetter gefolgt.

Ein junger Mann in einem reich mit Pelz besetzten Ueberrock besah die Gemälde und Kupferstiche an einem Ladenfenster in der Honigstraße; an der anderen Seite, beinahe ihm gegenüber, am Thore des ehemaligen Palastes des Bischofs von Krakau, stand ein armer Knabe in Lumpen, hielt den Vorübergehenden die eine Hand hin, um ein Almosen zu empfangen, und bedeckte mit der Anderen sein Gesicht, als wenn er sich schäme. Eine junge, schöne Dame ging in diesem Augenblick in Begleitung einer anständig aussehenden Dienerin an dem Thor vorüber: „Liebe Antosia, leihe mir etwas Geld!“ sagte die Dame, als sie den armen, bettelnden Knaben bemerkte; „ich habe nichts bei mir.“

— „Ich habe nur einen Gulden,“ sagte die Dienerin; „und Sie wissen, Fräulein, daß wir eine Droschke nehmen müssen, um bis nach der Kurfürsten-Straße zu fahren, wie Ihre Mama es wünschte.“

„Aber, gute Antosia, ich will lieber zu Fuß dahin gehen, damit wir dem armen Menschen etwas geben können. Sieh' nur, wie unglücklich er aussieht.“

— „Aber es ist noch ein gutes Stück zu gehen, selbst von der Kurfürsten-Straße bis Leßno; es wird uns viel Zeit kosten, und Madame wird sich um uns Sorge machen.“

„Sage nichts mehr, ich bitte Dich; gieb mir nur das Geld.“

Der Gulden wanderte in die magere Hand des Knaben, und die junge Dame ging mit ihrem Mädchen rasch weiter.

Unterdessen hatte der Herr, welcher vor dem Laden stand, zufällig seine Augen nach der Seite gegenüber zugewendet und die kleine Scene mit angesehen, obwohl er die Worte, die gesprochen wurden, nicht hatte verstehen können. Er bemerkte, daß die mildthätige, junge Dame elegant gekleidet und graziös in ihren Bewegungen war; aber unglücklicher Weise war gerade, als er über die Straße hinübergehen wollte, diese mit Kutschen und anderen Wagen völlig verrammelt, und als er sich endlich

durch die Hindernisse hindurchgearbeitet hatte, war zu seinem großen Leidwesen weder die junge Dame, noch ihre Dienerin mehr zu sehen. Er lief bis zur Senatorstraße, aber umsonst, sie waren verschwunden.

Etwas verstimmt kehrte er zu der Stelle zurück, wo der arme Knabe noch immer stand und den Gulden in seiner Hand hielt; er nahm ihn ihm ab und gab ihm dafür ein Goldstück.

Als der Knabe den Tausch bemerkte, rief er voll Freude aus: „O, Gott sey gedankt für seine Gnade! Zwanzig Gulden! so viel brauchen wir gerade, um unsere halbjährige Miethe zu bezahlen. Heute gerade sollten wir auf die Straße gesetzt werden, denn unser Hauswirth hat zwei Vierteljahre gewartet und wir konnten ihm Nichts geben. Ach, es würde der Tod für meinen armen, kranken Vater gewesen seyn; edler, großmüthiger Herr, er wird Ihnen sein Leben verdanken!"

Der arme Junge ward bei diesen Worten so von seinem Gefühl überwältigt, daß er sich an die Mauer lehnen mußte, um sich zu stützen.

„Wer ist denn Dein Vater, lieber Junge? was für ein Geschäft betreibt er?" fragte der Herr; „und warum seyd ihr in solcher Armuth?"

— „Ach, edler Herr, mein Vater war Wasserträger; erst im letzten Herbst, gerade wie der erste Frost eintrat, that er einen schweren Fall, als er eines Tages nach der Weichsel fuhr; seitdem hat er das Bett nicht wieder verlassen; seinen Karren und seine Pferde mußte er aufgeben. Meine Mutter ist schon lange todt, und so hat er nur mich allein, der für ihn sorgen kann. Seit jenem Unglück haben wir Alles versucht, uns zu erhalten, und ich habe mein Möglichstes gethan, um ihn zu pflegen. Ich habe dann und wann etwas Geld verdient durch Sand- und Wassertragen, das hat uns vor Hunger geschützt; aber zur Miethe konnte ich nichts erübrigen. Mein Vater wollte schon lange, daß ich mir einen Dienst suchen sollte, aber wer würde mich nehmen, ohne Stiefel und Hemde? — und doch würde ich so glücklich seyn, wenn ich einen Dienst bekäme, um Etwas für meinen armen Vater thun zu können. Das Betteln verstehe ich nicht — ich schäme mich so . . . ."

Und der arme Knabe weinte bitterlich.

„Wenn Dein Vater einwilligt, so will ich Dich in meinen Dienst nehmen; ich brauche gerade einen Burschen als Reitknecht; aber wirst Du auch treu und aufmerksam seyn?"

— „Das werde ich gewiß, wenn mein Vater einwilligt, daß ich zu Ihnen gehe."

„Nun, so zeige mit denn, wo Dein Vater wohnt."

Der Knabe führte nun den Herrn in eine kleine Hintergasse, nicht weit von der, wo sie waren, und hier in einem nackten, elenden Zimmerchen eines kleinen Hauses, das von einem Tischler bewohnt wurde, fanden sie den lahmen Wasserträger. Anfangs war er hoch erfreut bei dem Gedanken, daß sein Sohn Thomas in den Dienst des Herrn treten sollte, und dankte und segnete ihren großmüthigen Wohlthäter mit dem lebhaftesten Enthusiasmus; doch nach einer kurzen Weile sagte er: „Aber was soll ich armer, elender Mensch anfangen, wenn Keiner für mich sorgt? Allein kann ich mir nicht helfen."

„Wenn Ihr nichts dagegen habt," sagte der Herr, „so will ich Euch Aufnahme, in das St. Casimir-Hospital verschaffen; da wird für die Kranken auf's Beste gesorgt."

— „Nun gut! Ich habe zwar nie daran gedacht, in ein Hospital zu gehen; aber ich habe gehört, daß man dort besser aufgehoben ist, als irgendwo; wenn also der edle Herr so gütig seyn will, so bin ich bereit dazu, sobald Sie es wünschen."

Der großmüthige junge Mann verlor keine Zeit, seinem Versprechen gemäß zu handeln. Noch ehe drei Tage vergangen waren, lag der alte Wasserträger in einem reinlichen und bequemen Bette in einer Zelle des St. Casimir-Hospitals, sorglich bedient von barmherzigen Schwestern, ermuntert und erheitert durch die Mittheilung des Arztes, daß er nach einiger Zeit wieder im Stande seyn würde, umher zu gehen, wie früher. Thomas aber, in eine neue, hübsche Livree gekleidet, achtete auf jeden Blick seines Herrn, um sich ihm so nützlich als möglich zu machen, und hörte aufmerksam auf jede Anweisung und jeden Rath, welche ihm der erste Diener gab.

Einige Wochen später ward Thomas eines Abends, da der Kammerdiener unwohl war, gerufen, um seinem Herrn beim Anziehen zu helfen. Der Herr fragte ihn bei dieser Gelegenheit, ob er mit seiner Stelle zufrieden seye.

„O Herr, ich habe keine Worte, um meine Dankbarkeit, meine Zufriedenheit, mein Glück auszusprechen. Gestern habe ich meinen alten Vater besucht und ihn sehr in der Besserung gefunden. Die guten Schwestern sorgen so für ihn. Er sagte mir, daß er ihnen die Füße küssen, und tausendfachen Segen auf Sie herabflehen wolle!"

— „Und fehlt Dir selbst Nichts?"

„Nichts, nichts, mein guter Herr; ich habe Alles im Ueberfluß. Nur Eins wünsche ich, ehe ich sterbe."

— „Und das ist?"

„Daß ich noch einmal die gute junge Dame sehen möge, die mir den Gulden gab. Sie war der Anfang all' meines Glückes, denn hätte sie mich nicht bemerkt, so würden auch Sie, edler Herr, nicht auf mich aufmerksam geworden seyn. Gewiß müssen Sie sie kennen und werden mir meine Kühnheit, mit der ich frage, verzeihen."

— „Ich kenne die Dame wirklich nicht, mein

guter Junge; würde sie auch nicht wieder erkennen können, wenn ich sie sähe."

„O, ich könnte sie in einer Minute beschreiben: sie war so schön! und ihre Stimme! — o, wie sanft sprach sie zu dem Mädchen, das bei ihr war. Ich will eine Messe lesen lassen von meinem Lohn; vielleicht wird es mir dadurch vergolten, daß ich sie wieder treffe."

„Der Herr billigte die fromme Absicht seines Dieners und wünschte in seinem Innern, daß der Erfolg so seyn möge; aber es ereignete sich nichts von der Art, und nach einiger Zeit verließ er Warschau in Begleitung seines Dieners, und nahm seinen Aufenthalt auf einem Gute, das er in der Nähe von Krakau besaß.

* * *

Die junge Dame und ihre Dienerin beeilten sich auf ihrem Wege so viel sie konnten; beinahe hatten sie das Haus erreicht, als ihnen eine Kutsche, von vier Postpferden gezogen, begegnete, die mit solcher Schnelligkeit ihnen entgegenfuhr, daß sie kaum Zeit hatten, auszuweichen. Ganz erschrocken und sehr ermüdet kamen sie endlich an, und die ersten Worte, mit denen sie beim Eintreten empfangen wurden, waren:

„Wie konntet Ihr doch so lange ausbleiben? Vor einer vollen Stunde schon hättet Ihr zurück seyn müssen! Und es war so wichtig, Zosia, daß Du hier gewesen wärest. Wer kann wissen," fuhr die Mutter fort, indem sie ihre Tochter in's Zimmer führte, „ob Du nicht durch dieses höchst verdrießliche Ausbleiben Dein ganzes künftiges Glück zerstört hast!"

— „O, das denke ich nicht, beste Mutter; wenn Du nur erst weißt, was mein Verspäten verursacht hat." Und nun erzählte sie der Mutter von dem armen Knaben, dem sie ein Almosen von dem für die Droschke bestimmten Gelde gegeben.

„Das war Alles sehr recht und gut," erwiderte die Mutter; „aber unterdessen ist Dein Cousin Gustav hier gewesen."

— „Gustav! von Wien! War er wohl in der Kutsche mit den Postpferden? wie lange ist's her, daß er Dich verließ?"

„Keine fünf Minuten. Er bringt wichtige Depeschen nach St. Petersburg und durfte sich kaum eine Stunde in Warschau aufhalten. Es war sehr artig von ihm, daß er selbst bei dieser Eile uns einen Besuch machte. Er erkundigte sich mit vieler Wärme nach Dir. Ich kann es nicht genug bedauern, daß Du nicht zu Hause warst. Du weißt, daß ich auf ihn alle meine Hoffnung für Deine Zukunft setze, und er kennt Dich noch kaum. Hätte er Dich doch gesehen! O, diese unglückliche Verspätung! Ich kann mich gar nicht darüber zufrieden geben."

— „Du wirst sehen, liebe Mama, daß es nicht so unglücklich ausfallen wird, wie du denkst. Ich habe eine Ahnung, daß es sich Alles zum Guten wenden wird."

„Gott gebe es, mein Kind! Aber ich hätte so sehr gewünscht, daß Gustav Dich gerade jetzt gesehen hätte. Du siehst so reizend aus in dem Hut, und Du hast eine so schöne Farbe."

Die liebende Mutter saß noch lange in Nachdenken versunken. Als Wittwe eines Offiziers, der früh gestorben, war sie ohne Vermögen; aber wegen der Zukunft ihrer Tochter war sie beruhigt, da es schon lange zwischen ihr und ihrer Schwester verabredet war, daß Zosia die Gattin des einzigen Sohnes ihrer Schwester Gustav, werden solle, der außerdem, daß er ein großes Vermögen besaß, einen bedeutenden Posten bei der Regierung bekleidete. Das junge Mädchen selbst hatte keine besondere Neigung für diese Heirath, denn Gustav war auswärts erzogen, war fünfzehn Jahre älter als sie, und sie hatte ihn nur zwei oder drei Male gesehen, als sie noch ein Kind war. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie völlig gleichgültig gegen ihn war.

* * *

Fast drei Monate später saß Zosia's Mutter wieder in ihrem Wohnzimmer, aber dießmal war sie nicht nur gedankenvoll, sondern weinte bitterlich über einem geöffnet vor ihr liegenden Briefe. Die Tochter, die rasch eintrat, erschrack, als sie die Mutter in Thränen sah.

„Was hast Du, Mama? Was ist vorgefallen? Darf ich's wissen?"

— „Du darfst es nicht nur, sondern Du mußt es wissen. Hier ist ein Brief von Gustav. Er ist im Begriff, sich zu verheirathen, aber nicht mit Dir. Der Reichthum und die Schönheit einer jungen Engländerin hat ihn eingenommen; er bittet mich in seinem Briefe, ihn von seinem Verlöbniß mit Dir frei zu machen und meint, da er nicht das Vergnügen gehabt habe, seine Cousine seit ihrem siebenten Jahre zu sehen, es ihr wohl nicht schwer werden würde, diese Verbindung aufzugeben. Du siehst nun, Zosia, wie richtig meine Vorahnung war, daß Dein damaliges Ausbleiben für uns die Ursache eines großen Unglücks werden würde."

„Wer weiß denn, ob es so kommen wird, theure Mama. Aber schreibe, ich bitte Dich, sogleich an Gustav, daß ich ihm nicht zürne, weil er eine Andere zur Gattin nimmt. Es ist nur traurig, daß er seine Wahl nicht unter seiner Landsmänninnen getroffen hat, und daß die Sache Dir, liebe Mutter, sehr viel Kummer verursacht."

— „Wie sollte ich mich nicht betrüben, liebes Kind, daß ich Dich nun einer so glänzenden Stellung im Leben beraubt sehe, auf die ich mit solcher Sicherheit gerechnet hatte."

„O, ich fürchte fast, meine gute Mutter ist meiner ganz überdrüssig, da sie sehr wünscht, mich los zu werden! Aber, gute Mama, was ist denn so Schlimmes an der Sache? Wir haben Alles, was wir wünschen können, und wir sind zusammen. Was könnte mir all' dieser Reichthum und all diese Ehre nützen, wenn ich Dich verlassen müßte? Und es hat doch mit meinem Heirathen wahrlich nicht solche Eile; ich bin ja erst im achtzehnten Jahre — das vergißt doch mein Mütterchen nicht?"

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Louis Napoleon als Schnellläufer. Bekanntlich hielt sich der Kaiser Napoleon III. im Jahre 1830 in den Vereinigten Staaten auf. Die new-yorker „Gazette" vom 7. Juni 1830 schreibt: „Schell-Lauf! Vor einigen Tagen brachten die öffentlichen Blätter eine Anzeige, nach welcher der bekannte Mons. Louis Napoleon, welcher kürzlich von Frankreich eingetroffen ist, auf Grund einer Wette von 1000 Dollars in der kurzen Zeit von 140 auf einander folgenden Minuten eine Strecke von 18 Meilen zu Fuß zurücklegen will. Herr Napoleon hielt gestern Nachmittag in dem Vourhall-Garten in der Bowery vor einem zahlreichen Publikum seinen Schnell-Lauf. Er begann ihn präzise 4 Uhr, und er lief in einem Kreise welcher nach der Messung des Stadt-Baumeisters Ewen 820 Fuß maß; er hatte also im Ganzen 115 Umläufe und 720 Fuß zu machen. Er lief zuerst die letztere Distanz, worauf er die vollen Kreise in gleichen Zeiträumen zurücklegte; allein schon bei dem sechzigsten Umlaufe blieb er hinter der Zeit zurück, und es gewann den Anschein, daß er seine Aufgabe nicht lösen werde. Ein Theil seines Anhanges wurde ängstlich und forderte ihn auf, seine Wette zurück zu ziehen, aber er wies dieses Ansinnen hartnäckig zurück und setzte seinen Lauf, der immer schwerfälliger wurde, fort. Als er noch weitere fünf Umläufe gemacht hatte, fing er an zu taumeln und würde niedergefallen seyn, wenn ihn seine Kameraden nicht in ihre Arme aufgefangen hätten. Er wurde vollkommen erschöpft fast ohne Bewußtseyn aus der Bahn getragen und lag stundenlang anscheinend todt auf dem Bette. Die durchlaufene Strecke betrug 10½ Meile weniger 80 Fuß, wozu er 97 Minuten gebraucht hatte."

Kindliche Naivität. Vor einigen Tagen erzählte Fürst R........ in einer Berliner Gesellschaft folgenden Zug aus der Kinderwelt, den ihm Jakob Grimm selbst mitgetheilt hatte: Ein Mädchen von etwa acht Jahren, dem Aeußern und der Sprache nach einer gebildeten Familie angehörend, schellte vor Kurzem an der Thür, die zu Grimm's Wohnung führt, und sagte der Dienerin, sie wünsche den Herrn Professor zu sprechen. Man glaubte, die Kleine wolle eine Bestellung ausrichten, und führte sie in das Cabinet des Gelehrten, der sie freundlich empfing und nach ihrem Begehr fragte. Das Mädchen sah ihn mit ernsten Augen an und sagte: „Bist du es, der die schönen Märchen geschrieben hat?" — „Ja, mein Kind," antwortete Grimm, „mein Bruder und ich, wir haben die Hausmärchen geschrieben." — „Dann hast du auch wohl das Märchen vom klugen Schneiderlein geschrieben, wo es am Ende heißt: Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler?" — „Auch das." — „Nun sieh', die Geschichte glaube ich nicht, denn ein Schneider wird nimmer eine Prinzessin heirathen. Den Thaler kann ich dir aber nicht gleich geben; hier hast du vorerst einen Groschen, das Uebrige werde ich nach und nach zahlen. Man kann sich Grimm's heitere Ueberraschung denken. Er erkundigte sich nach dem Namen des gewissenhaften Kindes und trug Sorge, daß es wohlbehalten seinen Eltern zugeführt wurde.

Kaiser Nikolaus Sterbezimmer. Der bekannte amerikanische Reisende Bayard Taylor hat im Juli 1858 das im Winterpalast zu St. Petersburg gelegene Sterbezimmer des Kaisers Nikolaus besucht. Es liegt im ersten Geschoß und ist nur klein. An der Thür standen zwei Gardisten und in einem Vorzimmer zwei kaiserliche Diener. Seit Nikolaus Tode hat man Alles liegen und stehen lassen, wie es am Sterbetage war. Seine Schlafstätte war ein schmales Feldbett; neben demselben steht ein Schreibetisch, und auf einem Stuhle liegt sein Oberrock. Kamm, Bürsten, Handschuhe, Taschentuch, Messer und Bleistifte liegen auf einem Toilettentische bunt durcheinander, und der Spiegel über demselben ist nur klein. Der Boden ist mit einem grünen Teppich bedeckt, das halbe Dutzend Stühle mit grünem Leder überzogen. Die Wände schmücken Gemälde, meist Landschaften oder Schlachtgemälde, aber keines darunter ist von erheblichem Werthe. In dem Zimmer befindet sich auch eine Todtenmaske, welche gleich nach dem Verscheiden des Kaisers abgenommen wurde. Die Gesichtszüge haben einen unruhigen, schmerzhaften Ausdruck, den man wohl begreift, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Gedanken den Czaren in seinen letzten Lebensmomenten bestürmten.

Die Hand ist der Mensch, sagt ein englischer Arzt in einer Schrift, worin er die Geheimnisse der Hand zu enthüllen sucht. Große Hände, behauptet er, verrathen einen kleinlichen Geist; mittelgroße Finger, die eckig aussehen, Anlage zur Kunst. Ein kleiner Daumen verräth bei Männern einen schwachen Geist, bei Frauen schwache Tugend, ein großer Daumen dagegen deutet auf einen großen Denker und auf Energie des Charakters; ist derselbe zugleich schön, so läßt er auf poetische Anlage schließen. Eine große Hand verräth Anlage zur Genußsucht, eine Hand mit dicken und plumpen Fingern Grausamkeit, mit langen und dürren Fingern Hinterlist. Starke Finger mit großen Gelenken sind ein Zeichen von Klugheit. Der Mensch, der den Daumen einzuziehen, d. h. in die Hand zu legen pflegt, hat Anlage zum Geiz. Die Glück verheißende Hand ist klein und zierlich, mit längern ersten Gliedern und einem kleinen Daumen; sie ist die Hand der großen Männer, die Meisterwerke schufen oder die Schicksale der Völker lenkten.

Fester Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück sind immer groß; die vom Sturm entwurzelte Eiche bleibt auch dann noch ehrwürdig, wenn sie gefallen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 6. den 19. Januar 1859.

Der Polizei-Commissär.

Novellette.

Armand Lamont, ein Maler in Lyon, heirathete im Frühjahr 1845 Mademoiselle Estelle Ducollin, ein junges Mädchen ungefähr von seinem eigenen Alter, das ebenso arm, enthusiastisch und unbedacht, wie er selber war. Beide waren Waisen; und Estelle war eine wunderliebliche Brünette von lokaler Berühmtheit, deren dunkle südliche Augen mit solchem Glanze leuchteten, als sie, eine erglühende Braut, aus der Thomaskirche trat, daß die Zuschauer anerkennen mußten, es seye gar kein Wunder, daß der junge Künstler der reizenden, blühenden, graciösen Estelle den Vorzug gegeben vor der schon ziemlich gealterten Mademoiselle Midard, der Tochter und Erbin des reichen Seidenhändlers in der Rue du Nord, deren anziehendste Reize die schönen Augen ihrer Mitgift waren. Es ging das Gerede, die letztgenannte Dame habe das Auge ihres Wohlgefallens darum auf ihn geworfen, weil er ihr Bild so wundersam schön gemalt, wobei er es natürlich nicht auf Aehnlichkeit abgesehen, sondern den plumpen, hageren, dürren Zügen, der pergamentnen, gelben, Haut, dem welken Teint und den stechenden Augen des Originals auf seinem Bildnisse eine solche Modifikation, eine solche verständige Milderung und Umgestaltung zu geben gewußt habe, daß daraus ein ziemlich ansprechendes Ensemble entstanden war. Diese kühne Leistung hatte dem Künstler von mehr als Einem schlauen Beobachter die Bemerkung eingetragen: wenn Armand Lamont auch nicht das große Genie sey, wofür er sich halte, so besitze er doch jedenfalls ein seltenes Talent zum Portraitmalen, welches ihm bei gehörigem Fleiß und emsiger Weiterausbildung dereinst unfehlbar ein sehr namhaftes Vermögen einbringen müsse. Leider aber schaute der junge Lamont von der Höhe seines Ehrgeizes mit souveräner Verachtung auf diesen Zweig seiner Kunst herab; sein Genius nahm seinen Flug nach einem erhabenern Ziele: er wollte Schlachtenmaler, historischer Maler werden, und träumte sich schon als zweiter Horace Vernet. Er hatte sein erstes historisches Bild auf die Ausstellung nach Paris gesandt: eine wirre Masse von glänzenden Uniformen, feurigen Rossen, rothen Kanonenblitzen auf einem allgemeinen Hintergrund von Rauch und Pulverdampf, was eine Schlacht in Algerien darstellen sollte; der Gedanke, ja die zuversichtliche Hoffnung auf den Ruhm, welchen dieses Gemälde unausbleiblich ernten mußte, und das süße Bewußtseyn, die reizende Estelle sein nennen zu dürfen, liehen seiner Zukunft die rosigste Färbung, und es war daher nicht zu verwundern, daß er — mit Liebe, Schönheit und Jugend als Gefährten — den Schritt zum Altare und von diesem hinweg in die Bahn des Ehestandes hinein mit einer unerschütterlichen Siegesgewißheit that. Estelle, welche nicht nur Blumenmacherin — oder nach dem französischen Euphemismus artiste en fleurs — sondern auch eine geschickte Blumenmalerin war, theilte die Illusionen ihres Geliebten und Gatten, vermochte aber trotz alledem ein Zusammenschrecken und einen Ausruf der Ueberraschung nicht zu unterdrücken, als Armand am Abend des siebenten oder achten Tages ihres Ehestandes plötzlich vom Tische aufsprang, wo er seit einiger Zeit in Geldberechnungen vertieft gesessen hatte, und etwas erstaunt ausrief:

„Es ist nur allzu klar, meine Liebe, daß uns nach der Bezahlung unserer Postscheine auf der Diligence und der Fracht für das Gemälde, bei unserer Ankunft in Paris nur etwa noch ein Sümmchen von zweihundert Franken übrig bleiben wird!"

— „Zweihundert Franken — nicht mehr?" rief Estelle. „Aber mein bester Armand, das ist entsetzlich wenig, um damit einen Hausstand zu beginnen!"

„Allerdings, mon amie! aber was liegt daran? Guguenard schreibt mir, Horace Vernet habe ein Bild, welches weitaus geringer seye, als das meinige, vor kurzer Zeit um zwölftausend Franken verkauft. Denke Dir, Estelle, 12,000 Franken! Wenn ich für das meinige nur halb so viel erlöse, so ist es ja schon ein Vermögen!"

— „Jenun, Du kennst Guguenard besser, als ich, Armand, und hast, wie ich sehe, Vertrauen in sein Urtheil!"

„Vollkommenes Vertrauen, Estelle! Hast Du das Kompliment vergessen, welches der Vicomte de Barrans dem Kupferstecher Guguenard über sein Ur-

theil und seinen Geschmack in Dingen der Kunst gemacht hat?"

— „O ja, Armand, ich entsinne mich desselben noch, aber ebenso auch, daß Guguenard selber diese Anekdote von sich erzählte."

„Ist das nicht ein wenig ungroßmüthig, meine Liebe?"

— „O ja, vielleicht!" erwiderte die junge Frau und zügelte mit einiger Anstrengung die natürliche Heiterkeit ihres Tones; „so viel ist aber ganz gewiß, mein theuerster Armand, daß ich in Dein Genie und Glück noch ein unendlich größeres Vertrauen setze, als in Guguenard's Kunstkennerschaft!"

Nach dieser Unterredung begab sich Lamont sogleich auf das Bureau des Messageries, um sich Plätze auf der Diligenze zu bestellen, und Estelle versank in ein träumerisches Nachdenken, aus welchem sie erst dann erwachte, als ihr gemeldet ward, daß ein Herr Bouy sie zu sprechen verlange. Gleich darauf stellte sich ihr ein ältlicher Herr in tiefer Trauerkleidung, mit dem Band der Ehrenlegion im Knopfloche, selber vor. Er kam von Paris, und der ernste, wehmuthsvolle Ausdruck seiner blassen Züge rührte unzweifelhaft davon her, daß er etwa drei Monate zuvor seinen einzigen Sohn durch ein Duell mit einem verabschiedeten französischen Offizier, dem Kapitän en retraite Louis Carbonneau, für welches gar kein genügender Grund aufzufinden war, verloren hatte. Der unglückliche junge Mann hatte sich zu der Zeit der Katastrophe behufs eines längern Besuches in Lyon aufgehalten, — ein Umstand, welcher Estellen wohl bekannt war und den leichten Schreck erklärte, welcher sie bei Nennung des Namens „Herr Bouy aus Paris" durchzuckt hatte. Die sanfte, traurige Milde aber, womit der fremde Herr sie grüßte, beruhigte sie schnell wieder.

„Ich bin der Vater, Mademoiſ.... ich bitte um Vergebung Madame Lamont," hub er an, — „ich bin der Vater des unglücklichen Charles Bouy, welcher hoffentlich noch in Ihrer freundlichen Erinnerung lebt."

— „Allerdings, mein Herr, obschon meine Bekanntschaft mit Ihrem liebenswürdigen Herrn Sohn nur von der oberflächlichsten Art war," versetzte Estelle.

„So meine ich es auch, Madame! und doch würde ohne diese oberflächliche Bekanntschaft mein armer Sohn noch heute am Leben seyn!"

— „Wie so, mein Herr?" rief Estelle erröthend und zitternd; „ich verstehe Sie nicht!"

„Nicht ganz deutlich, wollen Sie sagen, liebe Madame! aber ich bitte, regen Sie sich nicht auf: einige wenige Worte werden Ihnen erläutern, wie ich es meine und meinen Besuch bei Ihnen rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen. In der Nacht vor jenem Duell mit dem Kapitän Carbonneau," fuhr Herr Bouy fort, — „vor jenem Duell, das mir noch heute so unerklärlich erscheint, da es nur aus einigen heftigen, aber bedeutungslosen Worten entstand, auf welche der Kapitän eine Forderung erfolgen ließ, — schrieb mir mein armer Sohn im Vorgefühle, daß es wohl sein letzter Brief an mich seyn werde, einen langen Brief, welcher mir natürlich nur im Fall seines Todes zugestellt werden sollte, und der mir denn auch zukam. Allein erst vor vierzehn Tagen," fuhr der Sprecher mit steigender Gemüthsbewegung ernst fort, da er sich bemühte, in Ton und Benehmen einen erheuchelten Stoicismus zu bewahren, „erst vor vierzehn Tagen fand ich den Muth, diesen Brief zu öffnen und zu lesen. Nur eine einzige Stelle darin bezog sich auf Sie; — ein sehr kurzer Passus, bei dessen Niederschreiben aber meines Sohnes Hand mehr zitterte, als bei dem ganzen übrigen Briefe, benachrichtigte mich, daß mein armer Charles die schöne Waise aus der Grand' Rue, Mademoiselle Estelle Ducollin, artiste en fleurs, leidenschaftlich geliebt, aber aus Furcht, daß ich eine solche Verbindung nicht billigen würde, der jungen Dame seine Leidenschaft niemals gestanden habe — nämlich nicht in Worten," setzte Herr Bouy hinzu, „da es ja doch kaum möglich ist, daß ein solch lebhaftes Gefühl sich nicht auf irgend eine Weise kundgebe, wenn es auch nicht gerade über die Lippen tritt!" . . .

— „Haben Sie die Güte, mein Herr," fiel ihm Madame Lamont in die Rede, sich nur auf dasjenige zu beschränken, was ich nothgedrungen hören muß. Im Uebrigen," setzte sie mit einer leichten Mischung von Stolz hinzu, — „erlaubt sich ein wohlerzogenes und anständiges junges Frauenzimmer nicht, dem Betragen junger Herren, in deren Gesellschaft sie der Zufall führt, irgend eine Deutung zu geben!"

„Entschuldigen Sie, Madame, es lag nicht entfernt in meiner Absicht, Sie zu kränken. Indessen habe ich nur noch wenige Worte zu sagen. Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß der Kapitän Carbonneau weit scharfblickender war als Sie; ich weiß aus guter Quelle, daß er ein energischer Bewunderer von Fräulein Estelle Ducollin war, daß er diese seine Leidenschaft gestand und abgewiesen ward — mit Verachtung abgewiesen!"

— „Herr Bouy!" rief Estelle heftig und stand mit Würde auf, „diese Aeußerungen grenzen an's Impertinente. Vergeben Sie mir!" fügte Sie alsdann milder hinzu und mäßigte sich sogleich, „ich muß zugeben, daß das Privilegium Ihres Schmerzes, wie dasjenige Ihres Alters bei Ihnen Bemerkungen rechtfertigen, welche von Seite jedes Andern unerträglich seyn würden. Ich kann überdieß den Beweggrund, welcher Sie zu diesem Verhöre veranlaßt, nach seinem wahren Werthe würdigen. Darum erfahren Sie, mein Herr, daß das allgemeine Gerücht, dessen Sie erwähnen, nicht ganz richtig ist. Der Herr Kapitän Carbonneau insultirte Estelle Ducollin

und ward deßhalb von ihr mit Entrüstung und Verachtung abgewiesen. Dieß ist die einfache Wahrheit!"

„Und war dieß meinem Sohne bekannt?" fragte Herr Bouy.

— „Ich kann es nicht positiv behaupten, allein ich habe schon bisweilen gefürchtet, dieß könnte der Fall gewesen seyn."

„Und die Kunde davon, sowie die Vermuthung Carbonneau's, daß Charles ihm ein gefürchteter Nebenbuhler werden könne, legte also wohl das erbitternde Gift in die sonst kaum verletzenden Worte, welche zwischen ihnen im Café Royal gewechselt wurden, nicht wahr?"

— „Ich kann nur wiederholen, mein Herr, daß ich fürchte, es seye Alles so gekommen, wie Sie vermuthen."

(Fortsetzung folgt).

Der Glücks-Gulden.

(Schluß.)

Mit solchen und ähnlichen Reden und zärtlichen Schmeicheleien besänftigte Zosia den Kummer ihrer Mutter. Leichten Herzens und ganz glücklich, daß sie von der Verbindung, an die sie nie mit freudiger Hoffnung gedacht hatte, frei war, überredete sie ihre Mutter, ihr zu versprechen, daß sie am Abend mit ihr nach der Weichsel-Brücke gehen wolle zu der gewöhnlichen Ceremonie, die dort am Vorabend des St. Johannistages gehalten wurde.

Es war nämlich eine aus den ältesten Zeiten stammende Gewohnheit, am Vorabend des St. Johannistages, Guirlanden in den Fluß zu werfen; wer nur konnte von den Einwohnern Warschau's, war dann auf der Brücke. Aber heute kamen nur noch wenige von ihnen in der Absicht, ihre Zukunft in geheimnißvoller Weise zu erforschen; einige kamen, um ihre Freunde zu sehen, andere, um gesehen zu werden; die meisten, wie Zosia und ihre Mutter, um die erfrischende Abendkühle nach einem ungewöhnlich schwülen Tage zu genießen.

Die Festlichkeit, die nur am Johannistage stattfindet, hatte eine Menge Leute aus allen Theilen der Umgegend nach Warschau gebracht, und unter den Equipagen, welche in einer langen Reihe, die nach der Brücke führende Straße füllten, war auch ein leichter Reisewagen, in welchem der junge Mann in dem reichbesetzten Ueberrock saß, mit dem wir im Beginn unserer Erzählung Bekanntschaft machten. Sein Reitknecht empfing gerade von ihm einige Aufträge in Bezug auf die Pferde, als die Worte sein Ohr trafen: „Mama, liebe Mama, nimm Dich in Acht!" — Unmittelbar ergriff er die Hand seines Herrn und flüsterte ihm zu: „Es ist ihre Stimme; sie ist es!"

Der junge Mann blickte sich rasch um; er vergaß gänzlich die Aufträge, die er ihm noch hatte geben wollen, und folgte beiden Damen; er hielt sich die ganze Zeit, während sie stehen blieben und in den Fluß schauten, in ihrer Nähe und suchte jedes Wort, das sie mit einander sprachen, zu erlauschen. Er war auch glücklich genug, einen Bekannten auf der Brücke zu treffen, von dem er endlich den Namen seiner schönen Unbekannten erfuhr.

Mit Entzücken bemerkte er die liebevolle Sorge und Aufmerksamkeit, die sie der Mutter bewies; mit geheimer Freude sah er, daß sie wahrhaft schön, nobel und elegant in ihren Bewegungen war. Nun verlor er keine Zeit, sich bei der Mutter einführen zu lassen, und es ward ihm vergönnt, seine Besuche zu wiederholen. Er setzte diese einige Monate fort, lernte die reizende Zosia näher kennen und entdeckte immer neue Vorzüge des Herzens und Geistes an ihr. Endlich wagte er um ihre Hand zu bitten, und sie ward ihm nicht versagt. Zwar war er nicht halb so reich, wie Gustav: er besaß nur ein Gut und bekleidete keine Stelle bei der Regierung; aber Zosia's Mutter erkannte in ihm alle Eigenschaften, die einen guten Gatten machen, und willigte gern ein, das Glück ihrer Tochter in seine Hände zu legen; der Tochter Herz war längst dem edlen Manne zugethan.

Als am Hochzeitstage, der auf den Dreikönig-Tag angesetzt war, Zosia, nachdem sie die in ihrer Einfachheit schöne Brauttoilette vollendet, in das Zimmer trat, wo nur die nächsten Verwandten versammelt waren, fragte eine alte Dame geheimnißvoll: „Und die Hochzeits-Münze, wo ist sie?"

„O, ich hatte sie vergessen," erwiderte die Mutter.

„Aber ich habe daran gedacht," rief der Bräutigam, und verließ eilig das Zimmer. In wenigen Augenblicken kam er zurück und führte einen Knaben im Bettlerkleide herein. Beide traten vor die erstaunende Zosia, und der dankbare Thomas reichte ihr den Gulden mit den Worten: „Möge dieß Ihre Hochzeits-Münze seyn; sie ist besser, als jedes Goldstück und wird Ihnen gewiß Glück bringen!"

Zosia erröthete und begriff Alles; tief gerührt warf sie sich in die Arme ihrer Mutter und sprach: „Sagte ich Dir nicht, Mama, daß meine Verspätung an jenem Tage doch noch Alles zum Guten wenden würde?"

Die große B dur Sonate*) für Klavier und Violine von W. A. Mozart.

Es war im Jahre 1784, als sich die Aufmerksamkeit der Wiener Musikliebhaber in hohem Grade einer Signora Stri-

*) Diese Sonate wird eine Nummer der ersten abonnirten Abendunterhaltung bilden und in Augsburg wie bei ihrer ersten Aufführung ebenfalls von einer Violinspielerin: der Frau H. Schletterer-Zirges vorgetragen werden. D. R.

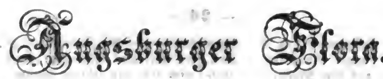
nassacchi*) zuwandte, einer Künstlerin auf einem Instrument, welches selten die Finger einer Frau mit Glück handhaben. Sie war eine sehr berühmte Violinspielerin ihrer Zeit. Nachdem sie ein Concert bei Hofe gegeben hatte, erhielt sie die Erlaubniß, ein Concert im italienischen Theater veranstalten zu dürfen. Die Signora wünschte mit einem neuen Concertstücke aufzutreten, in dem sie mit einem andern Künstler, der in Hinsicht des Rufes und Talents dieses Wettkampfes würdig wäre, in die Schranken treten könnte. Zu diesem Zwecke vermochte ihrer künstlerischen Eigenliebe Niemand besser zu dienen, als Mozart, denn es gab keinen Namen, an dessen Seite sich der ihrige auf dem Progamm besser ausnahm; den Vortheil ganz abgerechnet, daß sie bei einem Partner, wie er war, nicht lange erst nach einem Componisten sich umzusehen hatte, der das Concertstück, auf eine den Mitteln, Wünschen und Absichten der Dame anpassendere Art zu schreiben verstanden hätte. Sie wandte sich daher an Mozart mit der Bitte, eine Sonate für Violine und Clavier zu componiren und mit ihr zu spielen. Es scheint, daß Mozart Gesuche dieser Art nie abgeschlagen habe, mochte der, welcher sie an ihn richtete, die Gewährung als Künstler und Mensch verdienen oder nicht. Er arbeitete für Diejenigen umsonst, welche ihn nicht bezahlen konnten und wollten; obgleich die öftere Wiederholung von dergleichen Bestellungen ihm manchmal ungelegen kamen und selbst unangenehm waren. Sie nahmen ihm Zeit weg und vermehrten weder seinen Ruhm noch seine Einnahmen. Viele dieser Stücke, deren willfährige Ausführung den Katalog der Werke Mozart's unnöthigerweise vergrößerte, sind Kleinigkeiten, die den Stempel der Eile und Nachlässigkeit an sich tragen; einige zeigen augenscheinlich, daß sie auf die persönliche Schwäche der Künstler oder Liebhaber berechnet waren, für die sie gemacht wurden. Die Sonate, welche die Signora Strinassacchi von ihm verlangte, erforderte größere Sorgfalt. Die Signora besaß wirklich eine große Stärke, und überdieß sollte er selbst mit ihr speilen. Allein, sey es, daß es ihm an Zeit gebrach, oder daß er sich zu dieser Arbeit nicht aufgelegt fühlte, er verschob sie von einem Tage auf den andern. So war der Tag vor dem Concert herangekommen, und es war noch nichts fertig. Als die Signora erfuhr, daß die Sonate bis jetzt nur auf den Zetteln bestehe, die bereits gedruckt und ausgetheilt waren, eilt sie ganz außer sich zu Mozart, den sie glücklicher Weise zu Hause trifft, und erklärt ihm, nicht eher von der Stelle zu gehen, bis er wenigstens die Violinstimme geschrieben habe. Zum Studiren derselben bleibt ihr nur noch die Nacht und der folgende Morgen; überdieß mußte sie allein sich einüben. Mozart, der wie immer viel zu thun hatte, vergißt die Probe und läßt sich erst im Concert sehen. Vorwürfe hätten zu nichts geholfen, die Gefahr war groß, aber sie war unvermeidlich. Man nimmt die Sonate vor. Das Publikum, das von Nichts weiß, bewundert das treffliche Zusammenspiel der beiden Künstler, in welchem sie die schwierigsten Passagen vortragen. Der Kaiser befindet sich in seiner Loge und bemerkt, daß Eines der Spielenden, man erräth wohl welches, nur ein weißes Blatt vor sich liegen hat. Se. Majestät täuscht sich nicht. Mozart, welcher seine Parthie sich in Gedanken aufgelezt hatte, hatte den ganzen Tag über keine Zeit gefunden, sie zu Papiere zu bringen. Joseph verlangte die Musik zu sehen und erblickte in der That auf den doppelten Linien für das Clavier nichts, als die Tactstriche. „Haben Sie es wieder ein Mal darauf ankommen lassen?" sagte der Kaiser. — „Ja, Euere Majestät," erwiderte Mozart, „es ist aber doch keine Note ausgeblieben." Wir dürfen ihm kecklich auf's Wort glauben.

*) Strina Saichi, geb 1764 zu Mantua, vermählt 1785 mit Joh Conr. Schlick, dem größten Cellisten seiner Zeit.

Ein ritterlicher Geistlicher. Der Gründer des „Morning Herald", des Organs des gegenwärtigen englischen Ministeriums, Henry Bate, ein Geistlicher und bis zum Jahr 1780 Redakteur der „Morning Post", ist eine ritterliche Figur, die in ihrer Mischung von kirchlicher Würde und weltlicher Schlagfertigkeit an jene deutschen Bischöfe des Mittelalters erinnert, denen wohler in der Bresche als in der Kirche war. Schon als Editor der „Morning Post" hatte er drei Duelle, von denen das, welches wir nachstehend in Kürze erzählen, sich durch viele liebenswürdig-komische Elemente auszeichnet. Hr. Bate hatte in einer Nummer seiner Zeitung einen Artikel veröffentlicht, der allerhand kleine Anzüglichkeiten gegen eine Lady Strathmore enthielt. Capitän Stoney liebte diese Dame und forderte von Hrn. Bate entweder den Namen des Verfassers, oder — ein Duell. Hr. Bate sprach schriftlich sein Bedauern über den Vorfall aus, versicherte auf Ehrenwort, daß er von der Publizirung des Artikels nichts gewußt habe, weigerte sich aber, den Namen des Verfassers, zu nennen. Ein oder zwei Tage später begegneten sich beide Gentlemen auf der Straße. Capitän Stoney drückte seine Freude über diese Begegnung aus, erklärte dem Reverend, daß das Duell auf der Stelle vor sich gehen müsse, und erhielt zur Antwort: „Nun, wenn es durchaus seyn soll, wohlan denn!" Man trat in's Adelphi Hotel, vor dem man sich gerade befand, forderte ein Zimmer, schloß die Thür, und wechselte a tempo ein Paar Kugeln. Niemand war getroffen. Im selben Augenblick wurden die Degen gezogen; man drang auf einander ein und verwundete sich mehrfach. Capitän Stoney blutete aus Arm und Brust, während dem Reverend das Rapier des Gegners durch den Schenkel gefahren war. Die Wunden aber waren nicht bedeutend, und man fuhr fort. Die Klinge Henry Bate's traf das Brustbein des Capitäns und bog sich. Bate sah, daß er unter diesen Umständen den Kampf nicht fortsetzen könne, und zeigte seinem Gegner die unbrauchbar gewordene Klinge. „Bieg' sie wieder gerade", rief dieser und trat an die andere Seite des Zimmers, um seinem Gegner Zeit und Ruhe zu gönnen. Dieser schickte sich eben an, den Degen wieder brauchbar zu machen, als die verriegelte Thüre aufgestoßen und dem Kampfe ein Ende gemacht wurde. Drei Tage später trat Capitän Stoney mit Lady Strathmore vor den Altar. Er hatte die Dame erstritten.

Mancher Menschen Worte sind süß und fein wie Flötentöne, allein man vergißt, daß der Vater auch des süßesten Flötentons der — Wind ist.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 7. den 23. Januar 1859.

Der Polizei-Commissär.

(Fortsetzung.)

Herr Bouy schien einen Augenblick nachzusinnen, dann fuhr er lebhafter fort: „Gegenüber von so viel Offenheit und Freimuth, Madame, muß ich nothgedrungen eben so aufrichtig und offen seyn. Ich bin, wie Sie vielleicht gehört haben werden, commissaire de police im Departement der Seine und Oise gewesen, habe gewöhnlich in Versailles gewohnt und lebe erst seit Kurzem in Paris, wo ich wenig bekannt bin. Eine namhafte Erbschaft, die mir vor einiger Zeit zufiel — die aber jetzt freilich nur einen geringen Werth für mich hat, — setzte mich in den Stand, mich vom Dienste zurückzuziehen — mit Ehren, Madame, wie Ihnen die Decoration bezeugt, die ich trage. Ich habe überdieß die Umsicht und Schlauheit meines Gewerbes nicht eingebüßt, als ich seine praktische Ausübung aufgab, und mein Hauptzweck bei diesem Besuch in Lyon geht dahin, mich von der Wahrheit oder Unrichtigkeit eines Gerüchts zu überzeugen, welches mir zu Ohren gekommen war, daß es nämlich bei diesem Duell von Seiten Carbonneau's nicht ganz ehrlich zugegangen seye, — da jener Elende ohnedem schon zuvor drei im Duell begangene Morde auf seinem Gewissen hat."

— „Und er thut sich, so viel ich höre, auf jene gräßlichen Verbrechen sogar noch etwas zu gute!" fiel ihm Estelle mit einem Schauder in's Wort; „allein der Tag der Wiedervergeltung wird gewiß auch für ihn noch kommen!"

„In derjenigen Stunde, wo ich mich vollkommen überzeuge, daß meinem Sohne ein bübischer Streich gespielt worden ist, — abgesehen von Carbonneau's bekannter Fertigkeit im Fechten, welche sich bei solchen Begegnungen selbst in ein gesetzliches erlaubtes Mittel zum Meuchelmord verwandelt — soll dieser Tag für den Mörder meines Sohnes anbrechen. Darauf mögen Sie sich verlassen, Madame! — Ich will nun ausführlicher auf jenes sogenannte Duell mit Carbonneau eingehen, und ich sehe voraus, Madame Lamont, daß Sie mehr oder weniger mir behülflich seyn können, die Katastrophe herbeizuführen."

— „Ich, mein Herr? Sie scherzen offenbar?"

„Im Gegentheil, Madame, ich spreche in vollem Ernst. Carbonneau ist nicht der Mann, der einen niederträchtigen Plan so leicht aufgibt; er gedenkt, wie ich bestimmt weiß, morgen Lyon in derselben Diligence mit Ihnen und Herrn Lamont zu verlassen. Er würde Ihnen bis an das Ende der Welt nachfolgen, um die Wunde zu rächen, die Sie seiner Eigenliebe geschlagen haben!"

— „Mein Gott! ist das möglich?" rief Estelle in großer Aufregung; „doch nein, es ist nicht möglich! Kapitän Carbonneau's vorgebliche Leidenschaft war nur eine flüchtige Laune, nicht mehr!"

„Mag seyn! aber ich bin trotzdem überzeugt, daß Sie oder Ihr leicht zu verführender Gatte — Sie werden meine Freimüthigkeit entschuldigen, Madame! — binnen Kurzem Schutz oder Beistand gegen seine Ränke bedürfen werden. Das Eine wie das Andere soll Ihnen von mir mit größter Bereitwilligkeit geleistet werden, wenn Sie sich an die auf dieser Karte verzeichnete Adresse wenden. Und nun tausend Dank, Madame, für Ihre Gefälligkeit! leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen, wie ich zuversichtlich hoffe. Mittlerweile werden Sie sich gewiß nicht weigern, diese Kleinigkeit von Charles Bouy's kinderlosem Vater anzunehmen; es ist ein Andenken aus dem Grabe."

Als er fort war und Estelle das in ihre Hand gelegte Papier öffnete, fand sie, daß es eine Tausendfranken-Note der Bank von Frankreich enthielt.

Wie Herr Bouy vorausgesagt hatte, verließ der Kapitän Carbonneau in der That Lyon mit derselben Diligence, wie das Lamont'sche Ehepaar, und da der Kapitän mit Recht vermuthete, sein Ruf als Duellant werde Estellen abhalten, ihrem Gatten irgend eine Andeutung bezüglich der früheren Vorfälle zwischen ihnen zu geben, weil daraus ein Duell entstehen könnte, so suchte er während der Reise offen die Bekanntschaft des Malers und zwar mit solchem Erfolg, daß sich diese Beiden nach der Ankunft auf dem Bureau der Diligence mit dem Versprechen verabschiedeten, sich ohne Vorwissen der jungen Frau am übernächsten Tage in der berühmten Restauration des Rocher de Cancale zu treffen.

Die Familie Lamont nahm einstweilen eine kleine Wohnung in Nro. 9 der Grande Rue Verte nahe beim Pontneuf. Schon nach wenigen Wochen zer-

flossen die hochfliegenden Hoffnungen und ehrgeizigen Pläne des dünkelhaften jungen Künstlers in Luft, denn er erfuhr nicht nur aus dem Munde competenter Kritiker, sondern auch selbst durch Vergleichung seines Gemäldes mit denen von wirklichen Meistern der Kunst, daß es keinen Vergleich mit jenen aushalten konnte; er fand selbst, daß er noch jahrelanger ernster Studien sogar in dem mechanischen Theile seiner Kunst bedürfen würde, um das Bischen Genie oder Anlage so weit zu entwickeln, daß er nur mit einigem Erfolg auf der Leinwand die rohen Phantasiegebilde verwirklichen konnte, mit welchem sein Hirn schwanger ging. Armand Lamont war aber außer Standes, sich zu der hiezu erforderlichen Zucht und Strenge gegen sich selber zu bequemen; mit dem Zusammenfallen der Luftschlösser, die er sich gebaut hatte, verließ ihn auch sein Bischen geistige Thatkraft, und er überließ sich beinahe ohne Widerstand, jedoch nicht ohne Gewissensbiße, der Verführung seines nunmehr intimen Freundes Carbonneau, welcher ihn erst in die Restaurationen, dann in die Spielhäuser von Paris einführte. Bevor viele Wochen um waren, hatte er seine 1200 Franken in derartigen Orgien vergeudet, und Estelle vernahm aus dem Munde ihres Gatten, welchen endlich seine hoffnungslosen verzweifelten Umstände beinahe wahnwitzig gemacht hatten, daß er ihren letzten Franken verausgabt, sein Gemälde in's Pfandhaus getragen und daß er außerdem noch Ehrenschulden gegen Kapitän Carbonneau eingegangen hatte, die sich auf mehr als hundert Napoleons beliefen und aus Solawechseln von kurzer Sicht bestanden, wovon der eine schon am folgenden Tage fällig war. Man kann sich das Entsetzen denken, das diese Enthüllungen der armen Estelle bereiteten, welcher die eigentliche Natur der Beschäftigung ihres Gatten, während seiner langen Abwesenheiten von Hause längst unheimlich gewesen war. Allein sie war von muthigem, elastischem Temperament, erholte sich daher um so rascher wieder von dem Schreck, als ihr die Erinnerung an Herrn Bou's Aufforderung und Versprechen durch den Sinn fuhr, und sie machte sich daher beinahe unverweilt auf den Weg nach der Wohnung jenes Herrn, versehen mit einem schriftlichen Verzeichniß sämmtlicher Verbindlichkeiten ihres Gatten und seinem feierlichen Versprechen, daß er, falls man ihn aus dem Verderben reißen würde, worein er seine Frau und sich gestürzt habe, nie wieder ein Spielhaus betreten oder seine Hand mit Würfeln und Karten besudeln wollte.

Herr Bouy war zu Hause und Estelle ward sogleich zu ihm geführt; er sah weit älter und trauriger aus, als damals, wo er sie in Lyon besucht hatte; allein sein Benehmen gegen sie war unverändert, wie sein wohlwollendes Lächeln und der freundliche Händedruck bewiesen, womit er sie beim Erkennen begrüßte. „Setzen Sie sich, Madame Lamont," sagte er zu der Zitternden; „ich kann den Zweck Ihres Besuches sehr gut errathen; allein lassen Sie mich ihn aus Ihrem Munde hören!"

Estelle schilderte ihre Lage, so gut es ihre Aufregung und Verlegenheit erlaubten, und legte endlich das von ihrem Gatten aufgesetzte Dokument in die Hand ihres aufmerksamen Zuhörers. Herr Bouy überlas es und entgegnete sogleich: „die erforderliche Summe ist zwar eine bedeutende, aber," setzte er mit einem Blick auf das lebensgroße Portrait seines Sohnes hinzu, „Sie sind mir von diesem meinem ermordeten Jungen dringend auf die Seele gebunden worden, und ich will Sie in dieser Bedrängniß nicht stecken lassen. Sie sollen das Geld sogleich mitnehmen und außerdem noch eine mäßige Summe, um ...."

„Ach mein Herr, Sie sind allzu edel, allzu großmüthig!" unterbrach ihn die weinende Frau.

Um die Kosten ihres Hauswesens zu bestreiten und Ihren Gatten in den Stand zu setzen, seine Studien zu machen, falls seine Gelübde der Besserung aufrichtig sind! Aber machen Sie ihm recht begreiflich," fuhr Herr Bouy mit nachdrücklicher Strenge fort, „daß ich dieß nur thue und ihn auch ferner unterstützen will unter der einzigen Bedingung, daß er niemals wieder mit Carbonnau spielt oder umgeht und hauptsächlich, daß er diesem oder irgend einem Andern nie wieder Wechsel oder sonstige Verpflichtungen unter irgend welchem Vorwande ausstellt. Darf ich darauf rechnen, Madame, daß Ihr Gatte diese Bedingungen pflichtlich und gewissenhaft erfüllt?"

— „O gewiß mein Herr," schluchzte Estelle. „Armand war unüberlegt leichtsinnig, allein glauben Sie mir, sein Herz ist unverdorben; das Versprechen, welches er gegeben hat, wird sammt den von Ihnen geforderten Zusagen feierlich gehalten werden."

„Genug denn hievon, meine liebe Frau!" sagte Herr Bouy mit achtungsvollem Wohlwollen. „Hier ist eine Anweisung auf die benöthigte Summe. Halt, noch einen Augenblick," fuhr er fort, als Estelle das Zimmer verlassen wollte; „ich weiß zufällig, daß die Solawechsel Ihres Mannes durch einen gewissen Lemaire, Rue Favart Nro. 12, discontirt worden sind; Sie können sie daher ohne Carbonneau's Vermittelung entweder schon jetzt an sich ziehen, oder abwarten, bis sie zur Zahlung vorgezeigt werden. Auf Wiedersehen, Madame, ich werde dieser Tage kommen und Ihren Gatten besuchen!" —

Etwa sechs Wochen nach diesem Vorfall trat eines Abends ziemlich spät ein Mann von mittleren Jahren in ein Estaminet im Faubourg St. Antoine und bat den aufwartenden Kellner, den Kapitän Carbonneau, falls dieser vorspreche, zu benachrichtigen, daß ihn sein Freund Gabriel im hintern Zimmer erwarte. Carbonneau hatte nämlich diesem seinem Bekannten den Namen Gabriel gegeben, obschon er in Folge gewisser vertraulicher Anspielungen und

halber Mittheilungen, welche ihm derselbe unter dem Einflusse reichlich genossenen Weins gemacht hatte, vermuthete, daß dieser sogenannte Gabriel kein Anderer war, als ein entsprungener Galeeren-Sträfling Namens Jacques Le Maitre, welcher mit Hülfe einer üppigen schwarzen Lockenperücke nebst Schnurr- und Backenbart, sämmtlich aus der Hand eines geschickten Künstlers, und mittelst der Vorsichtsmaßregel, daß er seinen Versteck — gleichviel, wo dieser auch immer seyn mochte — niemals vor Einbruch der Nacht verließ, seither der Wachsamkeit und den Späheraugen der Pariser Polizei zu entgehen gewußt hatte. Aus seinem bisweilen düstern und sorgenvollen und dann wiederum unruhigen Benehmen ging zur Genüge hervor, daß dieses Individuum mit der Polizei und Justiz nicht zum Besten stand; und besonders an diesem speziellen Abende erschien Gabriel besonders aufgeregt und ungewöhnlich nervös und ungeduldig, was auch gar nicht zu verwundern war, da ihn Kapitän Carbonneau über eine Stunde hatte warten lassen, bevor er zum anberaumten Stelldichein sich einfand, und zwar er selber in einem Zustand außergewöhnlicher geistiger Aufregung und sichtlich angetrunken.

„Ah, da seyd Ihr ja, verdammte Nachteule?" rief Carbonneau, als er in das kleine Stübchen trat und schenkte sich sogleich von dem Wein ein, welchen Gabriel bestellt, aber nicht angerührt hatte, und stürzte das Glas auf Einen Zug hinunter. „Wenn ich Euch nur zwei Stunden früher gesprochen hätte, so wäre ich jetzt um achthundert Franken reicher!"

— „Achthundert Franken in zwei Stunden ist ein hohes Spiel, Kapitän," bemerkte Gabriel.

„Ja, ich spielte hoch und aberwitzig. In der That, Gabriel, mein Freund," fuhr der Kapitän fort, „meine Angelegenheiten stehen, wie ich vorhin gesagt habe, in diesem Augenblicke verteufelt schlecht; gleichwohl kann mit Eurem verheißenen Beistande noch Alles gut gehen, denn Ihr seyd ein verdammt gescheidter, geriebener Bursche."

— „Aha, Lemaire will also einen Solawechsel von mir gegen die gezogenen Wechsel annehmen, welche Sie ihm so gerne wieder aus den Händen winden möchten?"

„Nein, das will er gerade nicht, der Spitzbube! Er meint im Gegentheil — und unter uns gesagt, ich theile darin seine Ansicht, — mein Freund Gabriel habe wenigstens ein halbes Dutzend verschiedener Wohnungen und Namen, welche zwar sehr von Vortheil seyn könnten, wenn sie den Herren Polizei-Agenten zu Ohren kämen, dagegen, wie er meint, auf einem Wechsel keinen Sou werth seyen!"

— „Das wäre erst noch zu beweisen, Kapitän," versetzte Gabriel mürrisch; „was soll aber einstweilen geschehen?"

„Das ist ja eben die Frage, mein Freund. Zuvörderst wisset denn, daß wenn Ihr mir helft und Eure Hülfe gelingt, Ihr baare tausend Franken haben sollt, was so ziemlich der ganze Rest meines Vermögens ist. Aha, nicht wahr, das ist nach Eurem Sinne gesprochen, Gabriel?"

— „Allerdings. Uebrigens muß ich zunächst ohne Rückhalt erfahren, auf welche Weise die versprochenen tausend Franken zu verdienen sind. Eine derartige Summe bekömmt man nicht umsonst, wie ich wohl weiß; und darum muß ich in alle Einzelnheiten des Geschäftes, in jedes Warum und Weil und Wofür desselben, eingeweiht werden, ehe ich mich darauf einlasse. Ich habe keine Lust, mich gerade jetzt mit Justiz oder Polizei zu überwerfen."

„Ihr habt ganz Recht, Alter; ich erwarte von Eurer Erfahrung und Weltkenntniß nichts Anderes. So erfahret denn, daß ich auf Eure Verschwiegenheit mich so fest verlasse, als auf einen Eid Seiner Eminenz des Erzbischofs von Paris oder Seiner Heiligkeit des Pabstes, und zwar aus folgenden einfachen Gründen, mein Freund: erstens weil Ihr Euch ebenso gerne hängen, als zu irgend einem Zweck vor einer Gerichtsbehörde erscheinen würdet; zweitens weil, wenn Ihr dieß auch thun wolltet, Eure Aussage nicht den Athem werth wäre, womit sie gesprochen würde. Ihr seht, ich bin die Offenheit selbst."

— „Allerdings; aber was weiter?"

„Nun seht 'mal, die Sache steht so — aber bestellt mir lieber zuerst etwas Cognac! Ihr erinnert Euch, Gabriel," fuhr dann der Kapitän fort, nachdem der Cognac gebracht worden war, und sein Gefährte seinen Sitz wieder eingenommen hatte, jedoch in einer solchen Stellung, daß sein Gesicht von Carbonneau's Platz aus nur theilweise gesehen werden konnte; — „Ihr erinnert Euch, daß ich ungefähr eine Woche, nachdem jener arme Teufel von Maler aus der Grand' Rue Vert auf so unerwartete Weise seine Schulden bezahlt und sich bekehrt hatte, einige große Verluste im Spiel erlitt, und daß Lemaire — der Henker mag ihn holen! — mir nicht einen Franks vorstrecken wollte, ohne die Sicherheit meines Freundes Lamont, der seine früheren Wechsel auf solch befriedigende Weise eingelöst hatte. Ich aber wußte natürlich, daß mein Freund, der Maler, mir sein Accept nicht mehr geben würde, und wenn er mich damit vom Verderben retten könnte, und darum .. seht Ihr .... und so .... und so," fuhr Carbonneau zögernd fort, und stürzte ein zweites Glas Branntwein hinunter, — „kurzum, weil ich mir nicht anders zu helfen wußte und mich darauf verließ, ich würde im Stande seyn, den Wechsel noch vor Ablauf des Monats einzulösen, so habe ich... na, zum Geier! Ihr versteht mich doch?"

— „Nicht ganz, Kapitän."

„Nun denn, dann ist mein Hirn minder klar, als Euer blitzendes Auge. Ich will also damit sa-

gen, daß ich den Namen von Armand Lamont ohne die Einwilligung seines Besitzers hinsetzte!"

— „Mit einfachen Worten zu reden, also: daß Ihr die Unterschrift von Armand Lamont unter einem Solawechsel von fünftausend Franken fälschtet, nicht wahr?"

„Just so. Und Lemaire verweigert mir nun, diesen Wechsel auch nur zur Hälfte seines Betrags zu prolongiren, obschon ich ihm gestern diese Summe baar anbot, oder irgend eine andere Sicherheit anzunehmen, welche ich ihm dafür angeboten habe. Und der falsche Wechsel ist in vier Tagen fällig!"

— „Morbleu, das ist sehr unangenehm!" sagte Gabriel. „Da weiß ich kein anderes Mittel, als entweder durchzugehen, oder — oder Lamont eine Kugel vor den Kopf zu schießen, — natürlich in gesetzlicher Form!"

„Du bist ein schlauer Spitzbube, Gabriel!" rief Carbonneau lebhaft. „Eine Flucht ist zufälligerweise gar nicht möglich, und wenn sich kein anderes Auskunftsmittel finden läßt, so muß ich eben der ganzen Sache kühn die Stirne bieten, und darauf schwören, die Unterschrift seye ächt: die Nachahmung ist vollkommen gelungen, das kann ich versichern, und Lamont's frühere Accepte und Solawechsel zu meinen Gunsten werden natürlich meiner Versicherung einiges Gewicht und Glaubwürdigkeit verleihen. Allein trotzdem würde diese Handlungsweise eine gefährliche seyn, und das andere Auskunftsmittel, welches Ihr mir vorgeschlagen habt, erscheint mir als der räthlichste und sicherste Plan!"

— „O, mir fiel eben bei, Sie könnten Lamont zu einem Duell treiben und ihn dann kalt machen! Sie haben ja, wie ich höre, schon eine hübsche Erfahrung auf der Mensur!"

„Oh ja, darin hat Euch das Gerücht nicht falsch berichtet, Gabriel. Allein ich habe gewichtige Gründe, nicht mit ihm anzubinden. Zuvörderst, falls er je mit dem Leben davon kommen sollte, was übrigens nicht wahrscheinlich ist, so würde die Geschichte mit dem Wechsel ein höchst gehäßiges Aussehen haben. Dann aber, wenn er von meiner Hand fiele, würde dieß mich unversöhnlich mit seiner reizenden Wittwe verfeinden, deren Gunst ich mir noch zu gewinnen hoffe. Kurzum, Gabriel, wann Ihr Lust habt, die tausend Franken zu verdienen, so müßt Ihr den Lamont fordern und selber umbringen!"

— „Ich? — Bah, Ihr seyd nicht bei Troste!"

„Ich bin vollkommen bei Verstand, wenn auch nicht gerade ganz nüchtern, da versichre ich Euch, Freund Gabriel! Was habt Ihr denn dagegen einzuwenden?"

— „Was ich einzuwenden habe? Ei seht doch, das ist spaßhaft! Man besinnt sich denn doch gewiß ein wenig, ehe man sich auf ein Duell einläßt! Denn erstens haben sie mir ja anvertraut, daß Lamont eine sehr gute Klinge schlage, wodurch ich eine treffliche Chance habe, statt der tausend Franken Prämie, sechs Zoll kalten Stahls im Leibe aus diesem Handel davon zu tragen . . . ."

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Ein englischer Weihnachtsbaum. Der englische Weihnachtsbaum ist nicht auf des Berges Höh' gewachsen, noch in dem Sand der Ebene. Nicht Thau, nicht Sonne fiel auf ihn; nie hat der Schnee auf seinen Zweigen gelegen, noch ein Vogel darin genistet. Der Hammer hat ihn angeschlagen, aber keine Axt hat ihn gefällt. Er ist emporgewachsen aus den Tiefen der Erde, wohin sein Keim gelegt war, ehe es Menschen gab. Glühende Winde strichen durch seine Zweige, aber kein Sturm kann ihn brechen und beugen. Er ist von Eisen. Von grünlackirtem Eisen, Stamm und Aeste hohl, daß man Gas hineinleiten und an den offenen Spitzen anzünden kann. Ein eiserner Weihnachtsbaum, wie zweckmäßig! Er vergilbt, verliert seine Nadeln nicht, brennt nicht an, füllt das Haus nicht mit Harzgeruch. Er ist so reinlich, man kann ihn sogar abseifen. Man kann ihn aufbewahren und bei der Geburt des nächsten Prinzen oder dem Abschluß des nächsten Friedens in das Fenster stellen zu einer patriotischen Illumination. Man kann das Jahr über Handschuh und Strümpfe darauf trocknen. Er reicht für das ganze Leben aus, und wenn er aus der Mode ist, kann man ihn nach dem Gewicht verkaufen, an den Eisenkram.

Ein englisches Sprüchwort sagt: „It's an ill wind that blows nobody good". — Das müßte ein schlimmer Wind seyn, der nicht irgend Jemandem etwas Gutes zuwehte —, und dieß Sprüchwort bewährte sich auf recht heitere Weise am Neujahrstag in der englischen Hafenstadt Hull. Der Schooner Australien, der in der Sylvesternacht den Humberfluß hinauffuhr, hatte es für überflüssig gehalten, eine Laterne am Maste aufzuziehen. Die Folge davon war, daß der gerade nach Hamburg abgegangene Dampfer ihn erfaßte und in den Grund bohrte. Kapitän und Mannschaft wurden glücklich gerettet, ihr Schiff versank, aber wie herrlich sah dafür der ganze Fluß am andern Morgen aus. Vollständig orangegelb, von lauter Orangen, die darauf herumschwammen und die hinreichten, sämmtlichen Bewohnern der Stadt einen lustigen Nachtisch zu bereiten. Das versunkene Schiff, dessen Planken sich unter Wasser gelöst hatten, kam nämlich von St. Michaels und hatte als Fracht 600,000 Orangen mitgebracht.

Wenn der Affe seinen Leib im Spiegel erblickt, so zerschlägt er ihn. Könnte mancher Mensch seine Seele im Spiegel sehen, wie sie wirklich beschaffen ist, er würde ihn wohl auch zerschlagen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 8. | den 26. Januar 1859.

Eine Kaufmanns-Hochzeit in Moskau.

In unserer Zeit, wo die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Klassen monoton in einander verschmelzen, darf man die frappanten Züge, welche sonst die Physiognomie einer Gesellschaft belebten, nicht mehr suchen. Hochzeiten wie die nachfolgende gab es vor dreißig und mehr Jahren; heutzutage dürfte sich vielleicht nur noch in der Vorstadt jenseits der Moskwa etwas Annäherndes finden; im Allgemeinen hat für eine Festlichkeit dieser Art der Kaufmannsstand von Moskau von allen alten Gebräuchen nichts als die vergoldete Karosse beibehalten, mit zwei Rappen oder Grauschimmeln bespannt, von zwei Lakaien in großer Livree flankirt und mit jenen phantastischen Wappen geschmückt, welche den Vortheil haben, Jedermann anzugehören und Niemands Eifersucht zu erregen. Im Uebrigen geht die Heirath eines Kaufmanns so ziemlich, wie die eines vornehmen Herrn vor sich.

Kharlampi Nikititsch Tzibikow, Kaufmann erster Gilde, bewohnte ein Haus von drei Stockwerken. Es hatte früher einem Edelmann gehört und seine aristokratische Façade bewahrt; aber das Innere war vollständig verändert. Die großen Tafelfenster, die schönen Spiegel, die Marmorkamine, die geschnitzten Thüren waren verschwunden: man hatte sie zu Geld gemacht. In dem Salon, auf einem ledernen Divan, sitzt der Hausherr, schon in gewissen Jahren, mit langem Bart und in blauem Kaftan, auf einem Tisch vor sich eine Flasche Kwaß und ein Glas. Auf der andern Seite des Tisches steht ein anderer Mann, von mittlerem Wuchs, in abgetragenem Frack. Côme Prokoritsch gehört der Klasse der Freigelassenen an und ist von Profession ein Canditer, d. h. Unternehmer von Bällen, Hochzeiten und andern Festlichkeiten. „Nun, mein Lieber, du sorgst also für Alles, Musik, Sänger, Souper, Erfrischungen, Wägen u. s. w." — „Für Alles, Kharlampi Nikititsch, sey ruhig, es wird sich machen." — „Ja, ja, du sagst immer so, und ist der Tag da . . ." — „Noch einmal, sey unbesorgt, ich weiß, mit wem ich es zu thun habe und auf welchem Fuß es bei dir gehen muß." — „Gib besonders auf die Sänger Acht, daß sie nicht von derselben Nummer sind, wie die, welche bei der Hochzeit meiner Base Agrafena Stepanowa figurirt haben. Als diese anstimmten: „Komm, meine Taube," entfloh die ganze Gesellschaft oder hielt sich die Ohren zu." — „Ohne Furcht, in's Himmels Namen. Du sollst eine Truppe sonder Gleichen haben: Stimmen! Stimmen! Der muß geschickt seyn, der etwas daran zu tadeln findet." — „Wohl, du siehst, ich verheirathe meine älteste Tochter, und mein Schwiegersohn ist kein Mann von Nichts: er dient mit Auszeichnung im Civil, er hat einen Titel und ist für eine Dekoration vorgeschlagen. Du begreifst, mein Lieber, daß ich keine schlechte Figur machen darf. Achtung! ich will ein reichliches Souper, Alles im Ueberfluß." — „Das versteht sich von selbst. Willst du den Küchenzettel wissen? Zehn Schüsseln ohne die Piroschki*) und das Dessert." — „Nur zehn Schüsseln?" — „Nicht weiter, Kharlampi Nikititsch! Das ist gegenwärtig Mode." — „Ich kenne das! Du richtest dich nach der Mode, um mehr Geld in deine Tasche zu stecken. Aber es sey! Spare wenigstens an dem Artikel Naschwerk, Obst, Confect u. s. w. nicht. Vor Allem keinen Champagner aus der Krimm. Ich will nichts von eurer verwünschten Brühe." — „Um's Himmels willen, beruhige dich! Stehe ich denn bei meinem ersten Versuche? Noch vorige Woche habe ich ein Hochzeitmahl bei Seiner Excellenz Zacharie Dmitriewitsch Volghine arrangirt. Ich habe Ihnen Champagner aus der Champagne servirt . . . d. h. so daß die ganze Gesellschaft unter den Tisch fiel." — „Bravo! Und werden wir Militärmusik haben?" — „Auch Ballmusik, wenn du willst." — „Nein, nein, sprich mir nichts von Geigern, die unter der Nase spielen, ohne daß man etwas hört. Es leben die Blechinstrumente! Das ist ein Donner, um auf eine halbe Meile das Trommelfell zu zerreißen. Das ist Musik!" — „Es soll geschehen, wie du begehrst." — „Und der Wagen?" — „Der Wagen ist superb, mit ausgesuchten Pferden und Lakaien von sechs Fuß, in neuer Livree." — „Schade, daß wir so nahe bei der Kirche sind." — „Ei, wer zwingt euch denn, direkt dahin zu gehen. Der Bräutigam

*) Kuchen, die man zur Suppe ißt.

mag warten, während wir einen Umweg durch das Quartier machen." — „Meiner Treu! Du hast Recht. Was hindert uns sogar, ein wenig in das nächste Quartier abzustechen?" — „Nichts einfacher. Ihr könnt euch in der halben Stadt sehen lassen, wenn ihr wollt." — „Vortrefflich, und wie viel fordert man für den Wagen?" — „Hundert und fünfzig Rubel, und vielleicht noch mehr." — „Die Räuber! Für zwei Stunden hundert und fünfzig Rubel!" — „Aber bedenke, die Pferde müssen doch fressen." — „Bah! Um einer Promenade willen durch das Quartier brauchst du sie nicht zu beklagen." — „Apropos, werden die Neuvermählten von der Kirche kommen und mit ihren Kronen beim Diner erscheinen?" — „Was denkst du? Mein Schwiegersohn wird in Uniform seyn. Das macht einen schönen Effekt?" — „Wahr, für einen Regierungsbeamten schickt sich das nicht." — „Noch etwas, da du Alles übernimmst, so vergiß nicht, das Haus zu beleuchten." — „Von außen?" — „Versteht sich! Das Innere geht mich an." — „Sehr gut. Wir wollen auch auf das Trottoir Lampen stellen. Unter der Thüre kann man selbst ein Zelt von Zwillich anbringen." — „Thue dein Möglichstes. Wir haben, glaube ich, für Alles gesorgt; vergiß nichts." — „Schlafe im Frieden, Kharlampi Nikititsch! Du weißt, wie hoch ich dich schätze; und außerdem sind wir einander nicht ganz fremd; meine selige Mutter und die deinige waren ein wenig verwandt." — „Bah, Prokoritsch! Hast du den Ehrgeiz, von der Familie zu seyn?" — „Aber du weißt wohl, daß unsere Mutter Freigelassene des Fürsten ..." — „La, la, la! Gut, daß du nicht zu Vater Adam aufsteigst. Höre, mein Lieber, fang' damit an, dir ein rundes Kapital zu sammeln, werde Kaufmann erster Gilde, dann können wir dich Vetter nennen. Bis dahin, verstehst du . . ." — „O, Kharlampi Nikititsch, das war von mir nur so gesprochen. Ich werde nie die Kühnheit haben . . ." — „Das ist Eitelkeit, mein Junge, nichts Anderes." — „Kannst du das glauben, Kharlampi Nikititsch? Wir kleinen Leute sollten auf den Einfall kommen, uns mit euch zu vergleichen? Reich zu Millionen, wie ihr seyd, gibt es wohl Generale, die einer Verbindung mit euch nicht werth sind." — „Ei, wegen der Generale, sage mir, Prokoritsch, warum sollten wir nicht einen bei unserem Feste haben? Thadee Karpowitsch Murlikim ist kein größerer Herr, als ich, und hatte bei seiner Hochzeit zwei Staatsräthe, von denen der Eine selbst einen Ordensstern trug. Ich sehe nicht, warum er etwas vor mir voraus haben sollte." — — „Also würde es dir nicht leid seyn, einen General zu haben?" — „Was denkst du? Sollte es ein Mittel geben?" — Höre, Kharlampi Nikititsch, ich kann nichts versprechen, aber will mir alle Mühe geben . . ." — „Du wirst mich verpflichten, mein Freund. Versuche es nur, sollte es selbst nicht so ein ordentlicher General seyn . . . es müßte . . . du weißt . . ." Er legte die Hand auf die Brust. — „Ich verstehe; eines oder zwei kleine Kreuze; und wenn wir es zu einem Stern bringen könnten?" — „Nicht möglich, o mein guter, mein vortrefflicher Freund, welches Vergnügen würdest du mir machen!" — „Es ist keine Kleinigkeit, doch ich will es versuchen. Adieu, ich habe keine Zeit zu verlieren. Die Hochzeit ist doch am Freitag?" — „Adieu, mein lieber Prokoritsch, ich baue auf dich wie auf die Mauern des Kremlin."

Côme Prokoritsch entfernte sich mit einem Gruße. —

Im Vorzimmer des Rathes Zacharie Dmitriewitsch sieht es nicht sehr sauber aus, denn ein halb Dutzend Lakaien bringen viel Koth dahin und brauchen den Besen wenig. Etwas besser ist es mit dem Speisesaal bestellt; die Möbeln von Akajuholz wären schön, wenn sie öfter abgerieben würden, aber da dieses Geschäft Wanka, Petruschka und Stepan anvertraut ist, dürfte es nicht zu rathen seyn, sich auf einen Stuhl zu setzen, ohne ihn vorher mit dem Taschentuch abzuwischen. Inzwischen glaube man nicht, daß der Herr des Hauses sich in der Unreinlichkeit gefällt. Nein, weit entfernt, aber seine Frau ist leidend und hütet fast beständig das Zimmer; er selbst hat sehr viel Geschäfte und ruft selten nach seinen Leuten, weil er glaubt, es sey nicht gut für seine Gesundheit. Diese entschuldigen sich damit, daß sie sagen, sie haben viel Arbeit und wenig Arme.

(Schluß folgt.)

Der Polizei-Commissär.

(Schluß.)

„Nur gemach, Alter! Von einer solchen Gefahr ist gar keine Rede; ich habe ein sicheres Mittelchen, das ich selber schon viermal in meinem Leben mit Erfolg probirt habe — das letzte Mal mit einem weit strammeren Burschen als dieser Lamont — mit einem gewissen Charles Bouy aus Lyon... Blitz, was fehlt Dir?"

— „Ah, ein plötzlicher Krampf, sonst nichts! Gebt mir ein Gläschen Branntwein!"

„Mein Mittelchen," fuhr Carbonneau fort, nachdem er dem Wunsche seines Gefährten willfahrt hatte, — „ist so einfach wie sicher. Ich versehe Euch mit einem Unterleibchen oder Unterhemdchen, das fest auf den Leib paßt, so biegsam und so künstlich angefertigt ist, daß es nicht nur für die schärfste Degenspitze undurchdringlich, sondern auch höchstens nur bei der genauesten Untersuchung vom einfachen Flanell unterschieden werden kann. Nachdem Ihr den Rock ausgezogen habt, braucht Ihr nur Hemd und Weste gerade oberhalb des Leibchens zu öffnen, bevor Ihr auf die Mensur tretet, um zu zeigen,

daß Alles ehrlich Spiel ist, und die Sache ist dann so gut wie abgemacht — Euer Gegner ist so sicher und gewiß angespießt wie ein Hähnchen."

Gabriel besann sich eine Weile, bevor er sich entschloß, Carbonneau's niederträchtigen Vorschlag anzunehmen; endlich aber sagte er; „Wohlan denn, das Anerbieten verlohnt sich schon der Mühe des Versuchs für einen Burschen, der so im Gedränge ist, wie ich. Wo kann ich diesen Lamont finden?"

Bei dem Restaurant Richard, nicht weit vom Louvre. Er speist dort beinahe täglich zwischen fünf und sechs Uhr Abends. Er ist ein rechter Hitzkopf aus dem Süden und deßhalb leicht zu einer Ausforderung zu reizen."

— „Und die tausend Franken?"

„Die Hälfte erhaltet Ihr beim Aufbruch nach dem Boulogner Gehölze, die andere Hälfte bei der Rückkehr von dort, wann der Streich gelungen ist."

— „Abgemacht!" sagte Gabriel; „aber nun muß ich gehen, denn diese verwünschte Kolik wird immer schlimmer, und ich muß mir eine wirksamere Arznei dagegen verschaffen, als Branntwein."

„Guten Abend, Gabriel! Verlaß Dich darauf, die tausend Franken sind Dir so sicher, als ob Du sie bereits in der Tasche hättest!"

Der Kapitän Carbonneau schlief am andern Morgen bei Tagesanbruch noch fest wie eine Ratze, denn der halbe Rausch, welchen er sich am vorigen Abende angetrunken hatte, fesselte ihn noch an's Bett. Gleichwohl mußte er erwachen unter dem Stauchen und Schütteln von vier oder sechs Gensdarmen, und mit Mühe machte man dem Halbbetäubten, seiner Sinne noch nicht Mächtigen, begreiflich, daß er, Louis Carbonneau, ehemaliger Kapitän der Casseurs, jetzt verhaftet und nach dem Gefängniß gebracht werde unter der Anschuldigung, einen Solawechsel des Malers Armand Lamont im Betrage von 5000 Franken gefälscht zu haben.

Der Assisenhof des Seine-Departements, vor welchen Carbonneau gestellt wurde, hielt vierzehn Tage später seine Sitzungen. Nachdem die verschiedenen einleitenden Förmlichkeiten stattgefunden hatten: z. B. Lemaire seine Angabe, daß er den Wechsel discontirt, beschworen hatte, und ebenso Lamont abgehört und eidlich vernommen worden war, daß er weder selber jenen Wechsel unterschrieben, noch Jemand zu dessen Unterzeichnung beauftragt hatte, was natürlich Alles öffentlich und in Gegenwart des Angeschuldigten geschah, — erhielt Carbonneau das Wort. Er hatte seine ganze Frechheit wieder erlangt und bemühte sich nun, durch unwahre Behauptungen, Betheurungen und durch Fragen, welche er besonders an den letztgenannten Zeugen richtete, glaubhaft zu machen, daß er den Wechsel, gleich den früheren, als Deckung einer Spielschuld erhalten habe.

„Eure Ausflüchte helfen nichts, Carbonneau?" sagte endlich der Schwurgerichts-Präsident zu ihm. „Ihr sollt mir nun einige Fragen beantworten. Ihr seyd, wie es scheint, mit einem gewissen Gabriel bekannt, nicht wahr?"

Der Angeschuldigte erschien auf einen Augenblick verblüfft, dann aber faßte er sich rasch und sagte: „Ja, ich kenne einen Burschen dieses Namens; allein ich habe ihn stark im Verdacht, daß er ein entsprungener Galeerensträfling seye, und ich habe ihn deßhalb aus einem Estaminet hinausgeworfen."

— „War das Estaminet im Faubourg St. Antoine?"

„Ja — nein; d. h. ich erinnere mich nicht mehr so genau, Herr Präsident."

— „Habt Ihr gegen diesen Gabriel nicht zugestanden, den Solawechsel über 5000 Franken auf den Namen von Armand Lamont gefälscht zu haben?"

„Niemals. Wenn er dieß aussagt, so ist es eine niederträchtige Erfindung von ihm, um sich an mir zu rächen. Und darf ich mir erlauben, zu fragen, Herr Präsident, von welchem Gewichte und Werthe kann das Zeugniß eines entsprungenen Galeerensträflings seyn, was Gabriel nach meiner Behauptung ist?"

— „Habt Ihr ihm nicht gesagt: Ihr besitzet ein sehr künstlich angefertigtes Unterleibchen oder Unterhemde, welches gegen Degenstoß und Pistolenkugeln undurchdringling und mittelst dessen Ihr im Stande gewesen seyd, ungefährdet vier Personen in vorgeblichen Duellen umzubringen?"

„Niemals habe ich das geäußert. Ich bestehe darauf, daß es eine niederträchtige Verläumdung ist," erwiderte der Gefangene, nun geisterbleich geworden und mit bedeutend verminderter Zuversicht.

— „Es ist trotzdem Thatsache, daß ein derartiger Artikel in Eurer Wohnung gefunden wurde. Sie haben noch andere Zeugen, Herr Generalprokurator! lassen Sie mich dieselben abhören!"

„Ja, Herr Präsident! hier ist zunächst der Herr Bouy, früherer Polizei-Kommissär und Mitglied der Ehrenlegion."

— „Angeschuldigter," rief der Präsident, während der Huissier hinausging, um den Zeugen vor die Schranken zu rufen, „kennt Ihr den Herrn Bouy?"

„Nein, Herr Präsident!"

— „Betrachtet euch den Zeugen," fuhr der Präsident fort und deutete auf Herrn Bouy, welcher in tiefer Trauerkleidung und mit dem Band der Ehrenlegion im Knopfloch ihm gegenüber trat; „sagt, ob Ihr noch auf Eurer Behauptung beharrt?"

„Ja — nein . . . das heißt . . ." stammelte Carbonneau, dem plötzlich große Tropfen Angstschweiß von der Stirne rannen.

„Ihr— seyd Eurer Sache nicht ganz gewiß?

— der Zeuge wird Eurem Gedächtniß zu Hülfe kommen!" sagte der Präsident.

Mit einer raschen, geschickten Bewegung setzte Herr Bouy sich eine schwarze Lockenperücke nebst schwarzem Schnurr- und Backenbart auf, drehte sich rasch nach dem Angeschuldigten um und rief grimmig: „Kennst Du mich nun, Schurke?"

„Gabriel!" schrie der Angeklagte und war so betroffen, daß er alle Selbstbeherrschung einbüßte; — „ich bin verloren!"

Darüber konnte kein Zweifel mehr obwalten. Zehn Minuten später war Louis Carbonneau überwiesen und zu zwölfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt, und der Präsident drückte sein Bedauern darüber aus, daß er ihn wegen der vier eingestandenermaßen im Duell begangenen Morde nicht mit dem Tode bestrafen könne. Er ward mit dem nächsten Transport nach Brest geschickt, wo er dieses letzte, freilich nicht mit Degen oder Pistole geführte Duell nur um zwei Jahre überlebte. Was weiterhin aus Armand und Estelle Lamont oder aus dem früheren Polizei-Commissär Bouy geworden ist, darüber haben wir nichts Sicheres in Erfahrung bringen können.

Kleinigkeiten.

Ein zweiter Tell. Vor dem Polizeigericht zu Speyer wurde unlängst ein Fall verhandelt, dessen Gleichen man in den Annalen der Justiz wohl vergebens suchen dürfte. Ein Leinweber von Speyer, der sich immer rühmte, „ein ausgezeichneter Schütze zu seyn," suchte endlich seiner Meisterschaft die Krone aufzusetzen. Zu diesem Behufe nahm er sein Geschoß zur Hand, und begab sich, in Begleitung seines etwa zwölfjährigen Söhnchens, in den Garten. Dort angekommen, befahl er dem Knaben, eine Kartoffel auf den Kopf zu legen und sich in einer Entfernung von etwa fünfzehn Schritten von ihm aufzustellen." Der Sohn thut willig, wie ihm geheißen wird; mit der größten Kaltblütigkeit macht sich inzwischen der Vater schußfertig, legt an, feuert — und „Der Knabe lebt! Der Apfel ist getroffen!" Die Kartoffel war mitten durchgeschossen. Die Nachbarn, denen er den Meisterschuß zeigte, schüttelten jedoch ungläubig den Kopf; und um sie zu überzeugen, mußte er den kühnen Schuß noch einmal wagen. Auf deßfallsige Einladung hatten sich Abends wirklich einige Zuschauer eingefunden; der Knabe mußte der Dunkelheit wegen eine Laterne halten, und — abermals flog das Ziel vom Kopfe des Kindes, die Kugel hatte dessen Mütze gestreift. Die Nachbarn gingen in Verwunderung darüber nach Hause. Inzwischen aber wurde die Sache in weiteren Kreisen ruchbar; der Schwindler gerichtlich belangt, gab auf die Frage: „ob er ein Narr sey?" ein kurzes „Bisweilen" zur Antwort. Sollte nur die erste Cur zur Heilung seiner Narrheit, eine Geldstrafe und fünf Tage Gefängniß, nicht anschlagen, so wird er sich dann zu einer heilsameren bequemen müssen.

Mode-Hunde. Alles hat seine Mode; so auch die Hunde. Jetzt sind es die King Charles, glänzend schwarz, aufgerecktes Stumpfnäschen, heraustretende Aeugelein, lang herabhängende Ohren. Man bezahlt Extraschönheiten dieser Race nunmehr mit 60 bis 80 Pfund Sterling. Seit zwei Jahrhunderten folgten die Hundemoden also aufeinander. Die spanischen Burgeskläffer unter Ludwig XIV.; die Wolfshunde unter dem Regenten; die Löwenhündchen der Marquise v. Pompadour; die Mopse der Gräfin Dubarry; die dänischen Hunde des Herzogs von Lauzun; die getigerten Doggen des Grafen Lauraguais; dann kamen die englischen Terriers! die Bullbeißer im Jahre 93, die Carlier im Jahre 7 der Republik, die Pinscher 1804, die Amerikaner mit glattem Leibe 2c. Während des Direktoriums spielten die Pudel eine große Rolle. Es ist nicht nöthig hinzuzufügen, daß das, was in Frankreich Mode war, es bald überall wurde.

Eine Ehestandsscene vor Gericht. Ein Schuhmachergeselle in Paris hatte gegen seine Frau auf Ehebruch geklagt, und der Gerichtshof gewann genügende Ueberzeugung von der Wahrheit der Klage, um die hübsche junge Frau zu drei Monaten Gefängniß zu verurtheilen. Sobald sie den Spruch vernommen, zog sie den Trauring von der Hand, warf denselben unter das Publikum und rief: Da hast du deinen Ring, die Ehe ist gelöst, nimm deinen dummen Namen und deinen Trauring zurück, ich will nichts mehr von dir! Und während sie abgeführt wurde, suchte der Gatte eifrig am Boden, wobei man ihn sagen hörte: An dem Andenken liegt mir nichts, aber Geld behält doch immer sein bischen Werth!

Räthsel.

Wenig sind der Dinge nur,
Die erfreuen alle Sinne,
Einem bin ich auf der Spur,
Das ich drum besonders minne.

Sehen darf ich seinen Glanz
In den allerschönsten Farben,
Roth, Gold, Purpur ist es ganz,
Lüstern Auge darf nicht darben.

Hören kann ich sein Gesumm,
Dieses Lied unreifer Jugend,
Wird es stärker und Gebrumm,
So verheißt es größre Tugend.

Riechen mag ich gern den Duft
Seiner feinen, zarten Blume,
Steigt es vor aus seiner Gruft,
Dient ihm sein Geruch zum Ruhme.

Schmecken, wer da schmecken kann,
Der erfreue seinen Gaumen,
Besser wird so Weib als Mann
Ruhn nach ihm auf weichen Flaumen.

Fühlen wird der Frohe sein
Werk in allen Fingerspitzen.
Glücklich Alle, die es rein,
Lieblich schön und stark besitzen!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 9.** den 30. Januar 1859.

Eine Kaufmanns-Hochzeit in Moskau.

(Schluß.)

Im besagten Saale finden wir den ehrlichen Côme Prokoritsch wieder; er steht, das Auge auf die Thüre zum Kabinet Sr. Excellenz gerichtet. Endlich öffnete sich dieselbe. Prokoritsch grüßt sehr artig den Diener, welcher erscheint. „Ah, du bist es," sagt dieser, „du, Côme Prokoritsch, was steht zu Diensten?" — „Ich möchte Seine Excellenz sprechen." — „Unmöglich in diesem Augenblick; Se. Excellenz will ausgehen." — „Ich bitte Dich, verschaffe mir nur fünf Minuten." — „Es geht nicht." — „Du wirst es mir nicht abschlagen." Er drückt ihm etwas in die Hand. Der Diener steckt die Hand in die Tasche und spricht dann mit einem bezaubernden Lächeln: „Der Moment ist nicht günstig, aber du bist so liebenswürdig, daß ich nicht widerstehen kann. Warte nur eine Sekunde." Er tritt in das Kabinet und erscheint bald wieder mit Volghine.

„General!" sagt Prokorisch mit einer tiefen Verbeugung. — „Guten Tag, mein Lieber, was ist dein Begehren?" Excellenz, vorige Woche hatte ich die Ehre, ein Mahl zuzurichten . . ." — „Ach ja, bei der Hochzeit meines Sohnes. Ich mache dir mein Compliment, es war nicht übel." — „Ich war also so glücklich, mir den Beifall Ew. Excellenz zu verdienen?" — „Ja, ich habe mich nicht zu beklagen. Doch der Champagner . . . hu, hu! — O, Excellenz! er war von der besten Sorte Depre's. Vielleicht ist er im Saale etwas warm geworden." — „Möglich; nun, mein Guter, ist Alles bezahlt?" „Alles, Excellenz, und ich wiederhole meinen unterthänigsten Dank." — „Was willst Du dann von mir?" — „Excellenz, ich fürchte Sie durch meine Kühnheit zu erzürnen." — „Um was handelt es sich denn?" — „Ich habe eine Bitte an Sie . . . meine Nichte verheirathet sich." — „Ah, ich wünsche dir Glück . . . und mit wem?" — „Einem Rath, Excellenz." — „Teufel! deine Nichte kommt also in den Adel, ernstlich . . ." — „Wenn Ew. Excellenz die Gnade hätten . . ." — „Du willst mich zur Hochzeit einladen?" — „Excellenz, wir würden uns glücklich schätzen . . ." — „Aber mein Freund, wozu willst du denn mich haben?" — „Sie fragen, Excellenz? eine Person wie Sie . . . lebte ich tausend Jahre, ich würde eine solche Ehre nicht vergessen. Die Kinder, die Kindskinder meiner Nichte würden sich noch davon erzählen." — „Genug, mein Lieber, genug . . ." — „Excellenz, so oft Sie sich herablassen, einer Hochzeit anzuwohnen, sagt man, daß der Segen des Himmels auf die Neuvermählten herniedersteigt." — „Bah! und wer behauptet das?" — „Es ist die öffentliche Stimme, Excellenz." — „Und wann ist die Hochzeit?" — „Morgen, Abends sieben Uhr." — „Bei dir, ohne Zweifel." — „Nein, Excellenz, die Braut wohnt bei ihrem Vater, dort ist die Hochzeit." — „Wer ist ihr Vater?" — „Ein reicher Kaufmann erster Gilde, Kharlampi Nikititsch Tzibikow." — „Ah so, mein Lieber! hört doch einmal, du ladest mich zu einer Hochzeit ein, d. h. zu einem Diner bei diesem Tzibikow, den ich weder von Adam noch Eva her kenne." — „Excellenz, er würde selbst mich begleitet haben, wie es seine Schuldigkeit war; aber das Unglück, er liegt seit diesem Morgen zu Bette." — „Wie, zu Bette? und seine Tochter heirathet morgen?" — „Morgen wird er sich ganz vortrefflich befinden." — „Was fehlt ihm denn?" — „Es ist Feuer bei ihm ausgebrochen." — „Feuer! im höchsten Sommer?" — „Es ging so. Er hatte befohlen, den Samovar*) anzuzünden. Die Dienerin, einfältig wie sie war, hat zu viel Kohlen untergelegt, trug den Samovar in das Zimmer und ging weg. Der arme Tzibikow war in diesem Augenblick in seinem Fauteuil eingeschlafen; der Dampf nahm ihm den Kopf ein, und man hatte die größte Mühe von der Welt, ihn wieder zu sich zu bringen: man hat ihm die Schläfe mit Essig gerieben, man hat ihn in die Hände geschlagen, man hat . . ." — „Welche Unklugheit!" — „Zum Glück hat es kein weiteres Unglück gegeben, und Tzibikow wird sehr schnell getröstet seyn, wenn sie ihm die ausgezeichnete Gunst bewilligen . . ." — „Nun wohl, es soll geschehen, aber ich sage dir voraus, ich werde meine Uniform nicht anziehen." — „Das ist gut für Andere; Sie, Excellenz, braucht man nur zu sehen, so weiß man, wer Sie sind, Ihre Gestalt

*) Theekessel.

zeigt es hinlänglich." — „Noch etwas, ich werde nicht in die Kirche gehen." — „O, haben Sie nur die Güte, in das Haus zu kommen, um acht Uhr. Ich will Ihren Leuten Auftrag geben." — „Es ist wahrscheinlich auf der andern Seite des Wassers." — „Nein, Excellenz, es ist nur zwei Schritte von hier, bei der Yauski-Brücke." — „Aber . . ." — „O, Excellenz, Sie werden sehen, daß es nicht weit ist: fünf Minuten, nicht mehr."

Der Diener meldet in diesem Augenblick, daß der Wagen vorgefahren ist. — „Nun, mein Lieber, adieu!" — „Also Excellenz, wir dürfen darauf rechnen . . ," — „Ich habe mein Wort gegeben, adieu!"

Volghine geht ab. Prokoritsch wendet sich an den Diener. „Ah so, Anton Sidoritsch! sorge, daß Se. Excellenz das Rendezvous nicht vergißt." — „Nicht wahr, um acht Uhr?" — „Ja, neun Uhr spätestens. Sage einmal, wenn Du so gut seyn wolltest, könntest du nicht beim Ankleiden dem General ein Ordensband anhängen?" — „Ueber seinem Gilet? Das geht leicht." — „Aber wenn Se. Excellenz nicht wollte?" — „Bah! du kennst ihn gut. Was man ihm reicht, das legt er an, ohne darnach zu sehen." — „Ich empfehle dir das." — „Sey ruhig." — „Dank, tausend Dank. Apropos, Anton Sidoritsch! Es wird vom Souper Manches übrig bleiben. Erlaube mir, dir eine oder zwei Flaschen vom Dessertwein zu schicken . . ." — „Du bist sehr gut." — „Sage mir, trägt Se. Excellenz immer seine beiden Sterne?" — „Immer." — „Vortrefflich! Adieu, dein ergebenster Diener!"

Am folgenden Tage, acht Uhr Abends, war es nicht möglich, an dem Hause von Kharlampi Nikititsch Tzibikow vorüberzukommen; man sah daselbst Wagen aller Art, meist nicht sehr elegant, aber alle mit schönen Pferden bespannt; an dem auffallendsten Punkte bemerkt man die vergoldete Karosse, in welcher das junge Ehepaar aus der Kirche gekommen ist. Auf der großen Treppe drängt und schwatzt eine Menge Leute zusammen, die nicht zur Hochzeit geladen sind, die Neugierigen von der Straße, die Köchinnen aus der Nachbarschaft, selbst die Frauen und Töchter der kleinen Kaufleute: diese Letzteren stehen offenbar unter dem Schutz zweier Invaliden, die man sich von der Polizei erbeten hat, um im Vorzimmer Ordnung zu halten und die Militärmusik, welche bei der Ankunft eines jeden Eingeladenen spielt, zu instruiren. Die Gesellschaft befindet sich im Salon bei dem Brautpaar, auf dem Divan sitzend. Es ist unmöglich, ohne tiefe Verehrung diesen Kreis von Matronen, unbeweglich in ihrer majestätischen Stille, zu betrachten. Was ihre Toiletten betrifft, so denke man sich die Schaustellung einer Trödlerin von buntscheckigen kontrastirenden Farben und phantastischen Moden. Kharlampi Nikititsch empfängt mit Leutseligkeit die Glückwünsche seiner Gäste, aber anstatt der Freude, die eine solche Feier gewöhnlich einflößt, verräth sich bei ihm eine peinliche Unruhe. Er nähert sich Prokoritsch und sagt ihm in's Ohr: „Was bedeutet das? Sollte er zufällig nicht kommen?" — „Sey unbesorgt, Kharlampi Nikititsch: es wird ihn etwas aufgehalten haben." — „Ich fühle große Besorgniß, denn ich habe Jedem, der es hören wollte, gesagt, daß ein General zu meiner Hochzeit kommen wird. Wenn er es fehlen ließe, was sollte aus mir werden, wo sollte ich mich verbergen?" — „Beruhige dich, du sollst ihn haben, er hat versprochen, um acht Uhr hier zu seyn." — „Es ist bald neun Uhr." — „Was sagst du? Dann erlaube mir, daß ich hinuntergehe, Seine Excellenz am Fuß der Treppe zu empfangen, und du, ich bitte, wartest im Vorzimmer." — „Warum so bald? ich werde gehen, wenn er kommt." — „Nein, glaube mir, Kharlampi Nikititsch, verlaß dich nicht darauf, du könntest nicht zu rechter Zeit da seyn, das wäre schön! Um deinetwillen sage ich es. Je größern Respekt du Sr. Excellenz erweisest, desto mehr Ehre wirst du selbst von seinem Besuch haben. Wenn du ihn erst im Saale empfangen willst, weißt du, was man dann sagen wird? O, o! man sieht, daß es keine vornehme Person war, weil der Herr des Hauses so wenig Umstände dabei gemacht hat." — „Wahr, du hast Recht. Gehe hinab, mein guter Freund, und laß mich es wissen, sobald er erscheint. Sage mir, Prokoritsch, würde es nicht gut seyn, zu seinem Eintritt einen Marsch blasen zu lassen?" — „Ja, das würde nicht übel seyn." — „Du weißt, einen Triumphmarsch, recht mit Trompeten?" — „Natürlich."

Prokoritsch entfernte sich, der Kaufmann gab den Musikern Befehl. Nach wenigen Minuten, die ihm ein Jahrhundert schienen, ließ sich das Rollen einer Equipage hören. „Der General!" rief eine Stimme auf der Treppe. „Der General!" wiederholte man im Vorzimmer. „Achtung!" sagte Tzibikow, ganz strahlend, sich die Stirne abtrocknend. „Meine Kinder, thun wir Alle unsere Schuldigkeit!"

Das Orchester stimmte einen furchtbaren Marsch an, und Zacharie Dmitriewitsch Volghine, mit seinen beiden Sternen und seinem rothen Bande geschmückt, trat in das Vorzimmer. „Excellenz!" sprach Tzibikow, sich bis zur Erde verneigend, „mit welchem Ruhm überhäufen Sie mein Haus! Glauben Sie an meine ewige Dankbarkeit." — „Sie sind unser barmherziger Vater," sagte Prokoritsch ganz leise. — „Nun," fragte Volghine, „haben Sie sich von Ihrer Aufregung erholt? Man hat mir gesagt, daß Sie beinahe verbrannt wären." — „Verbrannt, Excellenz, verbrannt? Ach, ich sehe, was Sie sagen wollen. Ja gewiß, es hat sich wohl etwas, das ist kein geringes Feuer: ob ich mich erholt habe, fragen Sie. Ich werde wohl zwei oder drei Tage

dazu brauchen; es ist keine Kleinigkeit, ich schwöre Ihnen." — „Eine Kleinigkeit! es gibt Leute, welche daran sterben." — „Daran sterben! Excellenz! das ist ein wenig stark. Allem nach ist es möglich: gewiß ist es eine harte Probe."

Gnädig rechts- und linkshin grüßend, schritt Volghine durch den Speisesaal. Im Salon angekommen, stellt man ihm das Brautpaar vor, servirt dann, wie zur Vorbereitung auf das Souper, verschiedene Erfrischungen, Thee, Champagner, Chokolade, Liqueure, Caviar, Sardellen 2c. Darauf begibt sich die Gesellschaft in den Speisesaal und setzt sich zur Tafel. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß Volghine den Ehrenplatz zur Rechten des Brautpaares einnimmt. Kharlampi Nikititsch setzt sich dem Gebrauche nach gar nicht; er geht hin und her, Alles überwachend.

„Excellenz!" spricht er zu Volghine, „wollen Sie nicht noch einmal von dieser Fischpastete nehmen?" — „Danke, Kharlampi Nikititsch, ich habe genug davon gegessen." — „Ah! Excellenz! ich flehe darum, überhäufen Sie mein Alter mit Ehren! noch ein Stück! Und du, Barbara Kharlampewna, gibst es auch schon auf? Und du, Martha Tichonowna, bleibst auch zurück?. Wahrhaftig, Spiridon Ivanowitsch, ich erkenne dich nicht mehr. Es gab eine Zeit, wo du einem Mahl Ehre anzuthun wußtest. Muth, Väterchen, Muth!" — „Nun, was willst du, Kharlampi Nikititsch, man hat nicht mehr Zähne und Magen von seinen 25 Jahren her."

Nach der dritten Schüssel springen knallend die Pfropfen und der Champagner fließt in Strömen. „Auf die Gesundheit Sr. Excellenz Zacharie Dmitriewitsch!" ruft Prokoritsch. Volghine dankt und entgegnet: „Auf die Gesundheit von Kharlampi Nikititsch!" Alle Gäste leeren ihre Gläser auf einen Zug. Spiridon allein scheint zu zaudern, schnalzt mit der Zunge und stellt das volle Glas auf die Tafel. „Kharlampi Nikititsch," sagt er, nimm es nicht übel, wenn ich dir offen meine Ansicht sage. Du gibst uns das für Champagner?" — „Nun wie!" sagt der Amphitryon erschrocken, „findest du ihn nicht gut?" — „Wenn er von dem Traiteur kommt, verpflichte ich dich, ihn nicht zu bezahlen; er reißt den Hals auf, so trocken ist er." — „Ah, ah! ich verstehe," sagte lachend Tzibikow, „du willst, daß ich ein wenig Zucker zusetze." Darauf macht er dem Brautpaar ein Zeichen, das aufsteht und sich umarmt. — „Jetzt," ruft der Kaufmann, „macht mir die Freude meinen Wein zu kosten. Was sagt Ihr davon? Ich hoffe, daß er so gezuckert genug ist." Und er stürzt zwei Gläser auf einen Zug hinunter.

Hätte Volghine seinen Champagner nicht ein wenig getauft, so wäre seine Vernunft in Gefahr gewesen, denn die Toaste folgen sich ohne Unterlaß. Man trinkt auf die Gesundheit der jungen Gatten, ihrer Väter und Mütter, auf die Gesundheit ihrer gegenwärtigen und abwesenden Freunde, auf die Gesundheit aller Gäste, deren einige außer Stand sind zu antworten, und sich darauf beschränken, zu lächeln. Endlich erhebt man sich von der Tafel. Volghine verabschiedet sich von dem Kaufmann, wünscht dem Brautpaar tausendfaches Glück und geht ab. Die andern Eingeladenen machen es ebenso, und bald ist, mit Ausnahme der nächsten Verwandten, Niemand mehr im Hause.

Doch gibt es trotz der Anstrengung der beiden Invaliden eine Scene der Unordnung an der Thüre. Die Kutscher, die natürlich auch Theil am Feste genommen haben, können sich kaum auf dem Bock halten: zwei Wagen verwickeln sich mit den Rädern so in einander, daß sie sich nicht rühren können; eine Droschke wirft um, drei Kutscher fassen sich an den Haaren, und ein vierter will mit tüchtigen Peitschenhieben seine Kollegen zur Mäßigung bringen. Von Zeit zu Zeit ertönt die Stimme der beiden Invaliden durch den Lärm, aber es würde schwer seyn, zu errathen, in welcher Sprache sie reden, denn auch sie haben sich reichlichen Libationen hingegeben. Glücklicherweise zeigt sich ein Polizei-Inspektor, der die Nothwendigkeit seiner Gegenwart ahnte, zu rechter Zeit, überschaut mit einem Blick den Kampfplatz, wirft sich mitten hinein und stellt durch einige Hiebe mit seinem Stock die Harmonie wieder her.

Das Ende des Lärms abwartend, halten drei oder vier Eingeladene unten an der Treppe. — „Nun," bemerkt eine dicke Gevatterin von sechszig und mehr Jahren, „es läßt sich nichts sagen, Kharlampi Nikititsch hat seine Sache recht gemacht: bis auf die Kutscher, die zum Tode berauscht sind." — „Aber, Martha Tichonowna," antwortet eine andere Frau, etwas jünger, „wie willst du es anders machen? Es ist heutzutage Brauch so; man muß wohl den Kutschern zu trinken geben." — „Man muß! man muß! aber es scheint mir, daß es unsere Kutscher sind, welche uns führen." — „Fürchte nichts, wir werden doch nach Hause kommen." — „Du hast gut reden. Du hast vielleicht deren im Vorrath; ich habe nur den Einen, und will deßhalb um so mehr, daß er mir nicht zu Grunde geht. Nein, nein, Mütterchen, bei der Hochzeit von Thadee Karpowitsch Murlikim hat es keine solche Scene gegeben: die Gäste haben sich nicht betrunken und die Gäste sind nicht insultirt worden." — „Wie, hat Kharlampi Nikititsch es bei einem seiner Gäste fehlen lassen?" — „Weder bei dir, Martha Tichonowna, noch bei mir, Gott sey Dank! Aber trotz Allem rühren mich die Höflichkeiten von Kharlampi Nikititsch wenig: wir sind nicht von demselben Ufer, und das beruhigt mich. Aber es wäre nicht übel, daß man sich und seine Gäste kennt. Er stammt nicht von Adam her, so viel ich weiß. Wenn mein

Gedächtniß mich nicht trügt, so habe ich ihn als kleinen Commis im Magazin gesehen. Das macht mich lachen. Aber sage mir, was kann er gegen die arme Fedora Markowna haben?" — „Wie so?" — „Du weißt doch, daß Fedora Markowna die Tante von Kharlampi Nikititsch ist, eine rechte Frau. Sie hat zwei steinerne Häuser, das eine am Smolensker Markt, das andere am rothen Thore; noch mehr, sie besitzt drei Buden auf dem Bazar; das ist keine Person die man beleidigen darf." — „Und wer hat sie denn beleidigt?" — „Wie, du hast es also nicht bemerkt? Man hat auf ihre Gesundheit nicht getrunken!" — „Nicht möglich!" — „Wie ich dir sage. Ich hatte ein Auge auf sie. Es war zum Erbarmen; sie wurde blaß wie der Tod. Auf die Gesundheit von dem! Auf die Gesundheit von der! — und nicht ein Wort für die arme Taube. Man hat sie vergessen in ihrem Winkel, wie ein räudiges Schaf." — „O, ich gestehe, das heißt nicht gut gethan. Und das Souper, du findest es also vortrefflich!" — „Aber es scheint mir, Martha Tichonowna, daß Alles im Ueberfluß da war?" — „Möglich, aber ich wollte eine Birne kosten und hätte mir beinahe einen Zahn ausgebissen." — „Wenigstens wirst du zugeben, daß es beim Souper Confect aller Art gab?" — „Ja, selbst Gipsbonbons; es ist eine Schande, dergleichen Waare zu serviren. Geh', geh', bei Thadee Karpowitsch war es etwas Anderes. Und dann war die Gesellschaft ein wenig besser" — „O, was das betrifft, deine Dienerin! Heute war die Gesellschaft nicht schlecht." — „Ich weiß recht gut. Ohne von Anderem etwas zu sagen, gab es nur einen General, und noch dazu, unter uns, einen, den der Traiteur geliefert hat. Ah, ah, Gott sey Dank, da ist mein Wagen. Gute Nacht, Martha Tichonowna, gute Nacht."

Kleinigkeiten.

Contract ist ein Contract! Ein Bauer kam letztes Frühjahr in eine Druckerei in Indiana, um seine Rechnung für eine Anzeige zu bezahlen, sagte aber zum Redakteur, der ihm seine Zeitung anbot, er habe kein Geld dazu. „Nun, so haben Sie Hühner. Ich will Ihnen meine Zeitung ein Jahr lang geben für Das, was eine Henne Ihnen diesen Sommer einbringt." „Gut, abgemacht." erwiderte der Landmann, in der Meinung, einen profitablen Contract gemacht zu haben. Die Zeit verlief, der Bauer erhielt regelmäßig seine Zeitung, sah nach und nach mit Verwunderung ein, wie viel Nützliches und Lehrreiches für ihn und seine Familie daraus zu schöpfen war, und lachte sich manchmal satt über die Erzählungen und Witze. Anfangs Oktober trat der Bauer wieder in das editorielle Sanctum mit den Worten: „Ich komme, um Euch zu bezahlen, kommt zum Wagen." Lächelnd leistete der Redakteur der Aufforderung Folge, und der Bauer fing an, ihm achtzehn junge Hühnchen und vier Dutzend Eier einzuhändigen, welche zusammen, nach den niedrigsten Preisen, wenigstens 2 Dollar 50 Cent. werth waren — einen Dollar mehr als die Zeitung kostet. „'s ist Unsinn," sprach der Bauer, „wenn Jemand sagt, er könne keine Zeitung halten; mein Hühnerstall ist noch angefüllt, und ich vermisse dieß gar nicht, aber die eine Henne hat doch meine Zeitung bezahlt, denn ich hoffe, Ihr seyd zufrieden." „Vollkommen, es ist mehr, als Sie schuldig sind; aber ich will Ihnen den Ueberschuß herausgeben." „Nichts, nichts: ein Contract ist ein Contract, ich bin schon reichlich bezahlt durch Euer Blatt, und wenn ein Nachbar sagt, daß er keine Zeitung halten kann, so will ich ihm sagen, daß eine seiner Hennen dieselbe bezahlen kann." Beide sind gute Freunde und der Bauer würde das Blatt nicht aufgeben, wenn es auch zweimal so theuer wäre.

Spekulanten sind Schwämme, welche das Mark des Staates an sich saugen; eine weise Regierung muß es verstehen, sie wieder auszupressen.

Das Denken ist gewissermaßen das Athemholen des Geistes. Man darf es nicht allzulang unterlassen, wenn man nicht Gefahr laufen will, geistig zu Grunde zu gehen.

Das Opfer.

Auf Bergen stand ich, wo sich Felsen reihten,
Und Winde durch Gewölk und Wipfel tos'ten,
Auf Steine trat ich, Trümmer stolzer Zeiten,
Bei grauen Mauern, grünlich übermos'ten,
Und nieder sah' ich in des Thales Breiten,
Wo Quellen mit beblümten Triften kos'ten,
Und Kränze sich um stille Dörfer lockten
Von Blüthenbäumen, roth und weiß beflockten.

Hoch ob der Erde lebensvollen Gründen
Stand ich erhöht auf stummen Todtenmalen,
Und immer stiller hügelan entschwinden
Sah ich die grünen Lichter aus den Thalen;
Der Wälder höchste Scheitel zu entzünden,
Entgegen sich der Flur die Abendstrahlen,
Bis alle fern in blauer Luft zerflossen
Und strömend sich zurück in's Thal ergossen.

Da war die Erde nur der Kelch des holden
Lichthimmels, der sich liebend niedersenkte,
Und aller Bäume volle Blüthendolden
Mit reiner Gluth aus Abendröthen tränkte;
Zum Priester ward' ich, dem mit Weine golden
Der Weltpokal sich voll und voller schenkte;
Da stand ich weihend auf des Felsen Krone
Und nannte deinen Namen, Degeone!

Auflösung des Räthsels in Nro 8:
Der Wein.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 10.** den 2. Februar 1859.

Eine Fuchsjagd in Irland.

Von C. Heusinger.

Die Sonne hatte noch nicht die Nebelschichten durchbrochen, die über den Niederungen der herbstlichen Landschaft auf- und abwogten, und den Beobachter ungewiß ließen, wie sich das Wetter für den heutigen Jagdtag gestalten würde, als man von vielen Seiten auf den leicht übergefrorenen Wegen, die zu einer einsamen Haideschenke führten, den Hufschlag herantrabender Rosse aus der Ferne vernahm. Die Dunstmassen schwankten lange über dem benachbarten Torfmoore, bis sie sich plötzlich so tief senkten, daß man zuerst die Köpfe der Reiter und Pferde, endlich auch die Umrisse der von weit und breit heranreitenden Jagdzüge deutlich erkennen konnte. Bald darauf begrüßten sich die Hunde und Pferde; letztere durch fröhliches Wiehern, die Hunde, alte Bekannte von früheren Jagden, heulten vor Freude und bellten sich an. Das lustige Getümmel vor der Schenke nahm mit jeder Minute eine andere Gestalt an, je nachdem sich die Theilnehmer an der von Lord Kildare angesagten großen Fuchsjagd vermehrten.

Die Jäger in ihren brandrothen Röcken, Herren aus den höchsten Ständen, versammelten sich im Kreise. Waidmannsscherze flogen wie Sprühfunken hin und her, Lust und frohe Laune wurden bald allgemein.

Gewährten die eleganten Jagdanzüge der Herren Jäger einen gar stattlichen Anblick, so verdiente auch die Dienerschaft in den reich betreßten Livreen oder in den bis zum Absatz niederreichenden erbsgelben Röcken, denen sechs übereinandergelegte Kragen zur besonderen Zierde gereichten, die Aufmerksamkeit des Zuschauers, zumal wenn er zum Erstenmale Zeuge einer solchen nobelen Jagdversammlung und der darauf folgenden Dinge war. Besondere Theilnahme aber erregten die Handpferde, die etwas im Hintergrunde dieses lebensvollen Bildes auf- und abgeführt wurden. Es waren sämmtlich Thiere der edelsten Abstammung, auf deren kostbaren Decken man die Namen der beneidenswerthen Eigenthümer in kunstvoller Ausführung bemerkte, wogegen Sättel und Zaumzeug eben nur durch feine Arbeit in ihrer Einfachheit schön zu nennen waren. Da sah man Pferde, die den Besitzer Tausende im Einkauf gekostet hatten. Echte Jagdpferde, die zu keinem anderen Dienste gebraucht werden, von arabisch-englischer Züchtung, von schlanker Taille, dünnem Halse, kurzen, dicht am Kopfe liegenden Ohren, mit sehnigen Beinen, den Läufen des Hirsches aus Schottlands Gebirgen zu vergleichen, dem auf der Flucht kein Bach zu breit, kein Schlagbaum, keine Einzäunung zu hoch ist. Lauter Pferde, von denen die meisten ihrem Herrn schon manche hohe Jagdwette gewonnen und dadurch den Einkaufspreis doppelt verdient hatten. Wenn diese edlen Gestalten sich so leicht auf den Hacken drehten, als hätten sie solche Bewegungen von einem französischen Tanzmeister gelernt, während die Augen Funken sprühten und aus den weit geöffneten Nüstern der glühende Hauch in Dampfwolken hervorschoß, konnte man es wohl gewahr werden, welche Kraft und Ausdauer diese Pferde vor anderen Racen voraus hatten.

Nicht weniger als die Reitknechte, die in weiten Kreisen umhertrotten mußten, weil manche der Pferde, stolz und als wären sie ihres Werthes sich bewußt, durchaus keine Nebenbuhler in ihrer Nähe dulden wollten, hatten die Hundeführer mit den Spür- und Hetzhunden zu thun, die ungeberdig an den Leitschnüren vorwärts strebten, um alte Bekanntschaft mit einer oder der anderen Kuppel zu erneuern, oder neue mit denen zu machen, welche heute zum Erstenmale bei der Jagd erschienen.

Sobald die Herren ihre deutschen Pfeifen angezündet hatten, die als ein nothwendiger Modeartikel niemals bei solchen Lustpartieen fehlen dürfen, gab Shoun Donnough, Lord Kildare's Leibjäger, auf dessen Wink durch eine Hornfanfare das Allen willkommene Zeichen zum Aufbruche.

Schloß und Park Lindsayhall links lassend, folgte man einem engen Wege längs der in Irland durch manche Sage wohlbekannten Teufelsmauer bis zu einer über den Shannon führenden Brücke, dessen Fluthen hier brausend über Steinblöcke rollend, sich in einen schaurigen Abgrund verlieren, aus dem sie später als friedlicher Strom durch fruchtbare Auen ihren Weg fortsetzen, um sich dem Weltverkehre dienend, schiffbar für größere und kleinere

Fahrzeuge, in den Ocean zu ergießen. Von hier wandte sich der Troß auf einem schmalen, nur für ein Pferd gangbaren Pfade einer Haide zu, die sich meilenweit über den flachen Gebirgsrücken ausdehnt. Jetzt wurde ein kurzer Halt gemacht; der Spürmann löste die Leithunde und diese vertheilten sich, die Nase auf dem Boden, rechts und links in langer Linie vor den in Fronte aufmarschirten Jägern. Diese folgten erst im Schritt, dann trabend, in genauer Ordnung, während aller Blicke mit Spannung auf die Hunde gerichtet waren. Die Suche war lange vergebens, und Lord Kildare schlug schon vor, auf das jenseitige Ufer eines Baches überzusetzen, wo die Haide den Bergen näher, mehr durchschnitten und mit Gebüsch bewachsen ist. Einige der Reiter, die mit hoher Lust auf den Vorschlag eingingen, waren auch schon mit kühnem Sprunge hinüber, als die Hunde plötzlich bei einem unter Ginster und Stechpalmen aufragenden Steinhaufen langsamer anzogen, dann fest standen und endlich auf des Spürmannes Wort einsprangen.

Mit einem jähen Satze, die Lunte hoch in der Luft, flog Meister Reineke hervor und eilte, um seinen jauchzenden Feinden zu entkommen, in breiten Sprüngen über die Haide hinweg.

„Ho, halloh, ho! — Alle Hunde daran, mein Junge!" — rief der Lord dem Fährtensucher zu, und jetzt erst begann, querfeldein, über Stock und Stein, über Busch und Baumstumpf, durch Sümpfe und über Gräben, die eigentliche wilde Jagd, die höchste Lust des Briten, die höchste aller Freuden eines verwegenen Reiters, wogegen Alles, was man der Art in Nachahmung englischer Gebräuche in Deutschland gesehen, ein Kinderspiel, wenn nicht etwas Anderes ist.

War ein Sprung auch ein Wagniß um Arm oder Bein, selbst um den Hals — ein „Verdammt!" — war Alles, was man hörte, und ohne sich nach leichteren Auswegen umzusehen, wurde das vorkommende Hinderniß zu bewältigen unternommen. Es glückte in der Regel, weil man zu wissen glaubte, was man dem geübten Jagdpferde zumuthen konnte.

Schon war in weiter Entfernung ein Arm vom Shannon durchschwommen, als der gehetzte Fuchs sich, trotz manches schlauen Versuches, durch Niederthun im Gebüsch den Verfolgern zu entziehen, von der verfolgenden Meute immer wieder aufgestöbert, zu diesem letzten Versuche, sein Leben zu retten, hatte entschließen müssen; doch die wilde Jagd litt keine Unterbrechung, sondern gewann um so freieres Spiel, als sie auf der entgegengesetzten Seite die Felder von Dunmore erreichte, wo das arme Thier seine schon stundenlang gedauerte Flucht mit weniger Eile fortsetzte.

Der Jagdlärm hatte eine Menge Dörfler aus den Hütten und von der Feldarbeit herbeigelockt. Haufenweise standen sie an den Haferstücken, um ihr Eigenthum so viel als möglich gegen den andrängenden Strom des wilden Heeres zu schützen. Der Fuchs hatte sich gleich in das erste aus mehreren Aeckern bestehende Feldstück geworfen, und das von den Bauern gegenüber erhobene Geschrei veranlaßte ihn, sich zur Rechten wendend, noch tiefer im hohen Spätkorn zu verbergen. Als jetzt der Jagdzug heransausete, hoben die armen Leute flehend zu dem hohen Herrn die Hände empor.

Ein Dragoneroberst sprengte an Lord Kildare heran, ihm zurufend: „Mylord, wir werden dem armen Volk die ganze Späternte verderben! Der Fuchs auf der Flucht kommt jenseits wieder heraus; da er uns doch nicht mehr entwischen kann, lassen Sie uns einbiegen und das Feld hier umreiten."

„Verdammt sey das Lumpengesindel!" rief der Angeredete in seiner glühenden Lust weiter zu kommen, „es bezahlt mir ja ohnehin nicht das elende Pachtgeld. Hol' der Teufel den schlechten Hafer! Hindurch, wackere Bursche! Ho, halloh, Hussa! immer vorwärts, hindurch!" — Und allen voran sprengte der Lord zuerst in das wogende Saatfeld, das eben zum Schnitt reif war; ihm folgend sprengte nach allen Seiten der lärmende Troß, und in wenigen Minuten war das kleine Feld unter den Hufen der vierzig Rosse zerstampft.

Die an den Feldmarken stehenden Landleute erhoben ein Zetergeschrei, und ein weißhaariger alter Mann trat mit Blicken der Wuth und der Verzweiflung hervor und ballte seine Faust gegen die Jäger. Er war der Aelteste im Dorfe, und an seiner Seite stand sein jüngster Sohn. Dieser hatte einen großen Stein ergriffen und war im Begriff den Reitern zu folgen, wahrscheinlich in der Absicht, das irische Wurfgeschoß dem Lord an die Stirn zu schleudern. Der Alte aber hielt ihn mit von Grimm erstickten Worten zurück. „Laß gut seyn, Jakob! Du erreichst ihn nicht, und wenn auch, du triffst ihn nicht, kommst aber dabei um den eigenen Hals. Gott wird schon richten zwischen ihm und uns; wir werden aber Gottes Richtschwert seyn. Wir müssen nun diesen Winter gar knapp anbeißen, Herzenskleinod, im Felde dort steckte unser Brodkorn. In einigen Wochen kommt des Lords Pächter, der wird uns aus der Hütte werfen, ohne ein Wort darüber zu sprechen, daß sein Herr es gewesen, der unsere Saaten zernichtet hat. Aber laß' nur, mein Junge, so muß es kommen, wenn's besser bei uns werden soll. Feige Memmen sind wir nicht. Gott schützt Irland! Es wird sich selbst schon helfen." — Große Thränen rollten über sein runzeliges Gesicht, als er über den verwüsteten Acker ging, vor einer halben Stunde noch seine Freude, jetzt ein Haufen wirres Spätstroh. Gräßliche Flüche gegen den Lord ausstoßend, folgte ihm der Sohn langsam nach.

Der geängstete Fuchs war unterdessen gerade

auf das Dorf losgerannt. Dort versuchte er einen Satz über die Hecke, der jedoch seiner gebrochenen Kraft nur mit der größten Anstrengung gelang. Blutroth, lechzend hing ihm ebenso, wie den verfolgenden Hunden die Zunge aus dem Rachen.

Es war ein Kohlgarten, wo der vorhin erwähnte Dragoneroffizier, der schneller als der Fuchs über die Umzäunung gesetzt war, den ersten Hieb mit der schweren Hetzpeitsche nach dem Schlachtopfer führte.

O! habt Barmherzigkeit Sir, mit einer armen Wittwe, die ruinirt ist, wenn ihr den kleinen Garten verwüstet," — jammerte ihm eine Frau entgegen, der das kleine Grundstück gehörte, aus dem sie außer einem Enkel, eine magere Kuh und ein Schwein ernährte, die ihnen das Leben den Winter hindurch fristen sollten.

Eben wollte der Oberst, der Mitleiden für die alte Frau fühlte, den Fuchs, dem er rasch noch einige tödtende Schläge versetzte, auf die entgegengesetzte Seite der Einfriedung schleudern, als Lord Kildare mit den Worten herüberstürmte: Halt da, was wollen Sie machen, Oberst? Ist das etwa ein neuer Waidmannsgebrauch, den sie aus England herübergebracht? „Erbarmen, Erbarmen, Mylord. Es ist meine Winternahrung" — wimmerte das Weib.

„Pack' Dich zum Teufel, dessen Tochter Du bist, alte Hexe! — schäumte der Lord, indem er ihr einen Schlag mit der Peitsche über den Kopf versetzte. — „Hier bin ich Herr! Mitten im Garten, da wo der Fuchs fiel, ist Hallali!" und laut jubelnd rief er den in der Ferne haltenden Jägern sein Ho, hoho, Hallali!" zu.

„Ho, hoho, Hallali!" antwortete mit gleichem Jubel das zahlreiche Jagdgefolge im Chorus, indem es die hohe Verzäunung übersprang, wobei jedoch noch allerletzt einige schwerfällige Herren in Gefahr geriethen auf den Zaunpfählen gespießt zu werden. Lord Bridgewater aber kam bei dem gewaltigen Satze seines Einers früher im Garten an, als sein braves Jagdroß, das über und über mit Schaum und Schweiß bedeckt war, daß man dessen Farbe kaum entdecken konnte.

Die arme Wittwe war, hart vom Peitschenschlage getroffen, am Zaune niedergesunken, von wo sie wehklagend den Kopf auf die Hand gestützt zusah, wie die Beete des Gartens von den Hufen der Rosse zerstampft wurden, während sich die Herren Jäger glückwünschend um den Obersten drängten, der abgesessen seine Beute im Kreise umherzeigte, sie noch einmal empor hielt und dann unter die lechzend umherliegenden Hunde warf.

Der Sieg war errungen! Der Zweck des Tages, einen einzigen Fuchs zu Tode zu hetzen, war auf Kosten von einigen dreißig müde gejagten Pferden und das Doppelte von so vielen Hunden erreicht. Die meisten der erstern standen von Schweiß triefend, mit niederhängendem Kopfe, manche auf drei Beinen, unter ihren Reitern; die letzteren lagen athemlos, mit weit ausgestreckter Zunge, ohne fernere Theilnahme um den erlegten Feind herum. Mehr als ein Leben hatte zum öftern bei der halsbrechenden Jagd auf dem Spiele gestanden.

Die edlen Jäger selbst fühlten sich etwas weniger behaglich, als am Morgen; ihre Magen waren leer und der Gaumen war trocken geworden. Um so willkommener war ihnen daher die vom Lord Jagdgeber an sie ergehende Einladung mit den Erfrischungen vorlieb zu nehmen, die der Jagdküchenwagen enthielt, welcher auf Befehl in der Nähe des Dorfes Dunmore das Ende der Jagd erwartet hatte.

Der blutrothe Wein von Oporto und der goldglänzende Rebensaft von Madeira, mit dem große Stücke von Pasteten und kalten Fasanen hinunter gespült wurden, führte die gute Laune gar bald wieder zurück; die Besitzer der verwüsteten Felder waren vergessen, und jede Spur von Abspannung verschwunden, als sie die vorgeführten frischen Pferde bestiegen, um auf der gebahnten Straße nach Schloß Lindsayhall zur Tafel beim Lord zu reiten. Zuvor wurden jedoch die strengsten Befehle an die Stallleute ertheilt, die scharfgebrauchten Pferde auf der Stelle tüchtig zu reiben, die Glieder mit Branntwein zu waschen, und in die weiten Decken und Halsüberzüge zu hüllen, damit ihnen der Luftzug nichts anhaben könnte.

Diese zarte Fürsorge für die edelen Thiere, die ihren Reitern noch kurz zuvor keine drei Heller werth zu seyn schienen, würde Jedem, der mit der englischen Pferdewartung unbekannt ist, darauf aufmerksam gemacht haben, was man bei sorgfältiger Behandlung einem guten Pferde zumuthen kann.

„Um zwölf Uhr diesen Abend die Kutsche, Johann!" hörte man auch wohl einen oder den andern dieser stattlichen Herren einem Dienstmann zurufen. Das geschah in Vorahnung des Schwindels, der manchem braven Jäger nach dem lustigen Diner, das dem heiteren Tag folgte, zu überfallen und nicht selten in eine Ohnmacht von so langer Dauer auszuarten pflegte, daß der edle Herr, wenn er am folgenden Tage nach Mittag unter dem eigenen Dache erwachte, nur schwer begreifen konnte, auf welche Weise er nach Hause gekommen war.

So ging's vor Jahren in Irland, und so geht's mitunter noch in St. Patri's grünem Lande. Aber Manches ist doch auch besser drin geworden, seitdem die Großen durch die Kriege, die sie im fernen Auslande mitmachten, fügsamer geworden, und besonders seitdem, wie Wilhelm der Vierte, auch die Regierung der guten Königin bemüht ist, die für Irland noch bestehenden harten Gesetze mehr mit der Liebe in Einklang zu bringen, wovon die erhabene Frau für ihre Völker ohne Unterschied beseelt ist.

Kleinigkeiten.

Vom Thierleben. Von der Großartigkeit des Thierlebens im Meere theilt H. v. Kittlitz in seinen „Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika" eine staunenerregende Beobachtung mit. Als das Schiff den 30° N. Br. passirt hatte und nordwärts steuerte, sah er das Meer weithin bedeckt mit Velellen, einer ultramarinblau gefärbten gallertartigen Qualle, welche im Innern gewissermaßen als Skelet für den überaus zarten Leib einen festen Knorpel trägt. Zwei Tage lang trieb das Schiff ununterbrochen durch das unermeßliche Heer dieser Thiere. Da änderte sich plötzlich die Scene. Statt jener Velellen und unmittelbar in ihren Schwarm sich eindrängend, zeigten sich nun in langen, stets gleichlaufend auf einander folgenden Linien schwimmende Klumpen von der Größe zweier geballter Fäuste. Sie bestanden aus den sogenannten Entenmuscheln, Lepas fasciculata, welche mit ihrem sehnigen, stielartigen Fuße auf dem Knorpel einer Velelle festsaßen, während die zarten Theile derselben den Lepaden zur Nahrung gedient hatten. Diese Lepadenkolonien waren um die Wette beschäftigt, alle in ihre Nähe getriebenen Velellen bis auf den Knorpel aufzufressen. Wieder zwei bis drei Tage lang hatte Kittlitz den wunderbaren Anblick dieser vielfach belebten und dennoch ganz und gar der Gewalt des Stromes dahingegebenen schwimmenden Bündel. Er mußte staunen über die Regelmäßigkeit, mit welcher die unabsehlichen Linien in stets gleichen Abständen auf einander folgten. „Erwägt man," sagt Kittlitz, „daß die Strecke des Meeres, die wir mit beiderlei Thieren dicht besäet fanden, zum Wenigsten die Ausdehnung von vier Breitengraden hatte, so kann man sich einigermaßen eine Vorstellung von ihrer schwindelerregenden Anzahl machen." Unmittelbar nach ihnen kamen Schaaren von Delphinen und Pottfischen, die augenscheinlich den Lepadenbündeln in eben der vertilgenden Absicht folgten, wie diese den Velellen. „Es war ein überaus großartiges Beispiel der zerstörenden Völkerwanderungen, welches die Thierwelt des Meeres darbietet, in dessen Bereiche bekanntlich der Wahlspruch: Einer frißt den Andern, in kolossaler Einfachheit zur Anwendung kommt, während er in allen Lebensformen des festen Landes mehr oder weniger versteckt und verblümt sich geltend macht."

Lola Montez und Frauenarbeit. Lola Montez hat kürzlich, nachdem sie in ihrer Vaterstadt Limmerik in Irland mit einer öffentlichen Vorlesung aufgetreten, in der Freihandelshalle zu Manchester einen Vortrag über den Nationalcharakter der Nordamerikaner und der Engländer gehalten. Der erstere, sagte sie, bezeichne sich durch die „Eile", der englische durch die „Kraft". Der Vortrag soll im Allgemeinen sehr beredt und eingreifend gewesen seyn, und was daraus mitgetheilt wird, verräth einige Beobachtungsgabe. Die Berichterstatter sind aber ganz entzückt über die noble Erscheinung und den hinreißenden Vortrag der vielgereisten und viel gewürfelten Dame, die den alten Dulder Odysseus durch ihre Weltfahrten weit in Schatten gestellt hat. Wenn Lola auch keineswegs als ein Muster von Erziehung aufzustellen ist, so muß doch die Behändigkeit, Ausdauer und Energie anerkannt werden, mit der sie, wenn die eine Erwerbsart nicht mehr zieht, eine andere zu ergreifen weiß. In dieser Hinsicht wenigstens könnte sie manchem Weibe und manchem Manne zum Vorbild dienen.

Der deutsche Büchermarkt ist bekanntlich so vortrefflich organisirt, wie nicht leicht ein anderer Markt und seine Statistik gibt manchen interessanten Aufschluß über die geistige Bewegung in Deutschland. Es gilt dabei als ausgemacht, daß in Norddeutschland weitaus am meisten Bücher gekauft und gelesen werden, während der Süden darin weit zurücksteht; der schlechteste Absatzort ist Bayern, wo man selbst in dem aufgeweckteren Franken außer der Bibel nur wenig Bücher findet. In Baden und der Pfalz wird viel gelesen und wenig geschrieben, in Württemberg ist es umgekehrt. Besonders geschätzt als Absatzmarkt ist Oesterreich, welches wenige aber solide Buchhandlungen besitzt und fast alle geistige Nahrung aus dem Auslande bezieht. Eine Leipziger Verlagshandlung hat z. B. 1857: 73 pCt. ihrer Werke in Norddeutschland, nur 5 pCt. in Süddeutschland, 6 pCt. in Oesterreich, 4 pCt. in der Schweiz und 5 pCt. in Rußland abgesetzt.

Das erste Dampfschiff auf dem Tigris. Als Oberst Chesney's eiserner Dampfer den Tigris nach Bagdad hinauffuhr, kamen die Araber, welche eine Prophezeihung besitzen, daß ihre Herrschaft dem Ende nahe ist, wenn Eisen schwimmen wird, aus großen Entfernungen herbei, sich das Wunder zu besehen, und ein ehrwürdiger Scheich fragte mit den Geberden des höchsten Erstaunens: „Hat Gott nur ein einziges solches Geschöpf erschaffen?" Die Frage, ob das Eisen in den arabischen Wüsten dahinrollen, oder auf den arabischen Flüssen schwimmen soll, ist wirklich eine Frage der Herrschaft. Wenn einst die Locomotive den schnellsten Renner seiner sandigen Heimath im Fluge überholt, dann wird sich der Muselmann, entsagend, seinem Verhängniß, beugen.

Logogryphen.

1.

Wirst du Weich immer neu
Um deinen Rocken winden,
So wirst du deinem Hart
Ein Ende nimmer finden.

2.

Hart Ultraliberaler
Im ird'schen Engelland;
Weich überall servil nur
Und unterm Eisenband.

3.

Mit z ist's ein Vogel,
Buhlt in die Kreuz und Quer;
Mit s macht's ein Vogel,
Da flattert's um dich her.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 11.* | den 6. Februar 1859.

Der Wanderer.

Aus Osten kommt der Wandersmann,
Nach Westen hin er zieht.
Er sieht die Welt im Frühlingsglanz,
Ihr tönt sein Wanderlied.

Er sieht die Welt in Sturm und Nacht,
Er ringet, steigt und fällt;
Und über ihm da lockt ihn auch
So manche Sternenwelt.

Und über ihm da bleiben nur
Die Sternenwelten stehn.
Was ihn hier fesselt, was er liebt,
Muß, wie ein Traum, vergehn.

Die Erde gibt's, die Erde nimmt's,
Er legt's in ihren Schoos.
Es drängt ihn fort, er darf nicht ruhn,
Und Thränen sind sein Loos.

Bergauf, bergab führt ihn sein Lauf,
Wie schnell er vorwärts eilt!
Und manche Zeichen pflanzt er auf,
Wo er in Lust geweilt.

Und manche Zeichen pflanzt er auf,
Wo ihn der Schmerz umfing.
Im Herzen bleibt, was er empfand,
Die Außenwelt verging.

Nach Westen zieht der Wandersmann,
Da neigt sich sanft der Tag.
Er sehnt sich aus dem Weltgewühl
Und eilt der Ruhe nach.

Nach Westen zog der Wandersmann,
Ein Vogel singt im Baum,
Es klingt sein Lied im Abendwind,
Wie eines Lebens Traum.

Die Pfarrers-Tochter.

Erzählung von Franz v. Elling.

1.

Der Pfarrhof von Bornau steht auf dem vorspringenden Hügel eines Höhenzuges, welcher eines der schönsten Gelände von Süddeutschland begrenzt. Ein reiches, weites Hügelland dehnt sich hier zu beiden Seiten eines lieblichen Flusses hin, und zeigt in der glorreichen Beleuchtung eines August-Abends die herrlichste Mannigfaltigkeit von Rebenhügeln, Getreidefeldern, Wäldern, Wiesen und Obstgärten alle prangend im reichen Schmucke des fruchtbarsten Sommers. Dunkle Wolkenschatten liegen da und dort auf dem weiten Landschaftsbilde, und lassen die warmen Streiflichter auf anderen Stellen um so lieblicher und klarer hervortreten. Hie und da glänzt der weiße Kirchthurm eines Dorfes oder das silbern leuchtende Schieferdach eines Edelhofes aus dem Kranze grüner Obstbäume, und auf dem ganzen Gelände liegt der stille, süße Friede des Abends. Es ist wie gesagt August, kein Vogel singt mehr im Gezweige, und der Abend ist noch nicht weit genug vorgerückt, um die Heimchen zu lautem Zirpen aufzufordern. Es ist eine jener unvergeßlich lieblichen Scenen und Stunden, in welchen das Herz des Beschauers schwillt unter dem Eindruck eines unbeschreiblichen Gefühles, welches etwas Träumerisches, halb Wehmüthiges, halb Wohlthuendes hat, — wo die Seele den Gebilden der Phantasie lauscht, die die äußere Umgebung in ihr erwecken und die sie erquicken und beschwingen, wie ein frisches Bad den Körper labt!

Diesen Eindruck mochten auch zwei Frauenzimmer von diesem Abend und der umgebenden Natur hinnehmen, welche, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, in einer kleinen Rebenlaube am Ende des Pfarrgartens saßen, wo dieser am Saume des steil abfallenden Hügels endigt. Es waren eine ältliche, halb städtisch, halb ländlich gekleidete Person, und ein junges Mädchen von ungefähr dreiundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, mit reichem aschblondem Haar, lieblichen, sanften Zügen und einer klaren, freien Stirne, welche, im Verein mit einem Paar schöner brauner Augen, diesem Gesichtchen einen ungemein ansprechenden Ausdruck von Liebreiz und Intelligenz gaben. Pauline Rösler, das jüngere der beiden Frauenzimmer, war die Tochter des Pfarrers von Bornau, die ältere Frau war die Wirthschafterin des Pfarrers und unter dem Namen der Jungfer Charlotte in der ganzen Gegend wohl bekannt, denn der Pfarrer war seit Jahren Wittwer, und Charlotte Werner führte ihm seit dem Tode seiner Gattin das Hauswesen und hatte Paulinen

erzogen, die dafür mit der dankbaren Liebe einer Tochter an der alten, treuen Seele hing.

Pauline hatte schon seit einigen Minuten die feinen weißen Hände mit der Arbeit in ihren Schooß gelegt und ihre großen, freundlichen Augen über die weite Landschaft schweifen lassen, als auf einmal eine Bewegung und eine Frage Charlotten's sie aus diesem wachen Träumen aufschreckte.

— „Wie, Pauline? Thränen?" fragte Charlotte und legte theilnehmend ihre Hand auf den Arm der Jungfrau; „was ist Dir, mein Kind? Thränen in den Augen einer glücklichen Braut? Was hat dieß zu bedeuten?"

— „Nichts — gar nichts, liebe Charlotte!" versetzte Pauline und versuchte zu lächeln; „es sind nur Gedanken, die sich auf meine nahe Verheirathung beziehen, welche mich unwillkührlich erschütterten!"

„Nun ja, ich finde dieß erklärlich," meinte Charlotte. „Robert bleibt so lange aus, und hat nicht ein einziges Mal geschrieben. Das ist, gelind gesagt, sehr nachlässig von ihm . . . . ."

— „Nicht doch, Charlotte! nicht diesen herben Tadel für Robert! — Du thust ihm wahrlich Unrecht!" fiel ihr Pauline lebhaft in's Wort. „Auch deutest du meine Gedanken ganz falsch. Ich weiß ja, daß Robert mich treu und herzlich liebt, aber die vielen Geschäfte, die er in der Residenz zu besorgen hat, und die stete Aufregung wegen der Papiere, die er noch beischaffen muß, bevor der Vater uns trauen kann, rechtfertigen ihn genugsam wegen seines Stillschweigens. Und dann ist er ja erst vier Tage abwesend . . . ."

„Erst vier Tage, und in vierundzwanzig Stunden kann ein Brief aus der Residenz hier seyn!" sagte Charlotte. „Ich finde das unverantwortlich, wenn man verlobt ist. Aber so sind eben diese Männer!"

— „Stille, stille, liebe Charlotte! Ich leide es durchaus nicht, daß Du mir Robert über Einen Kamm scheerst mit den Anderen. Er ist so gut, so edel, so streng rechtlich, und das Einzige, was ich an ihm auszusetzen hätte, das wäre etwa nur jener empfindliche Ehrgeiz, den er so leicht auf die Spitze treibt. Aber gerade dieß steht ja einem Mann von seinem Wesen so gut an, und ist im Grunde nur ein Ausfluß seines männlichen Selbstgefühls und seiner starren Rechtlichkeit."

„Nun ja, er ist in Deinen Augen ein Ausbund von allen Vollkommenheiten, Kind!" entgegnete Charlotte. „Ich will Dir nur wünschen, daß Du ihn immer mit denselben Augen ansiehst, wie bisher. Ich aber, liebe Pauline, ich sage Dir, er liebt Dich nicht mit derselben rückhaltslosen Liebe, wie Du ihn! Das wirst Du noch einsehen lernen!"

— „Wünsche mir nicht, daß ich dieß lerne — es würde mich sehr unglücklich machen, Charlotte! Ich bin ihm ja so gut, so recht von Herzen gut . ."

„Wie er es gar nicht verdient, denn er behandelt Dich beinahe wie ein Kind; er hat eine Selbstsucht, die — na, Du spürst dieß wohl selbst, und dieß eben hat Dir vorhin das Wasser in die Augen getrieben . . . ."

— „Halt, Charlotte! kein Wort weiter, wenn Du mich lieb hast!" rief Pauline und ihr Auge haftete beinahe zürnend auf der mütterlichen Freundin. „Du thust ihm und mir Unrecht!"

„Unrecht? Ei, sieh' mir doch in's Gesicht, Kind! was Andres als eine geheime Besorgniß vor der Zukunft kann Dir denn wenige Wochen vor der Hochzeit Thränen in die Augen treiben? . . ."

— „O Charlotte, laß uns abbrechen — ich bitte Dich!"

„Nein, Paulinchen! ich schweige nicht eher, als bis Du mir sagst, weßhalb Du weintest!"

— „Grausame! weiß ich es denn selbst? — Aber sieh', als ich vorhin so hinausblickte in dieses schöne, gesegnete Land, das sich wie ein Garten vor uns ausbreitet, — als ich den kleinen Hugo dort so heiter spielen sah, — als ich an meinen lieben alten Vater dachte, und mir dann wieder beifiel, daß ich demnächst dieß Alles verlassen soll, um in einer landfremden, engen Stadt zu wohnen, da überkam mich mit einem Male eine Wehmuth, die ich mir gar nicht erklären konnte! Es war mir, als würde ich aus einem stillen Paradiese vertrieben, und ich fühlte, daß ich keinem Andern als meinem Robert dieses Opfer zu bringen vermöchte! Ich sagte mir freilich, daß er Allem aufbieten werde, um mir die Trennung vom Vater und Dir und dem kleinen Hugo zu erleichtern, aber dann dachte ich wieder: wer wird den guten Väter pflegen? wer des Kleinen sich annehmen? wer Dir abwarten, wann Du bettlägerig bist, Charlotte? Und da war mir's in meinem Herzen, als ob ich recht selbstsüchtig handelte, wenn ich Eure älteren Anrechte an mich so leicht gegen die Pflichten und Rechte einer Frau eintauschte! . . ."

„Was das doch für wunderliche, selbstquälerische Gedanken sind!" entgegnete Charlotte und senkte ihr Gesicht über ihre Arbeit, um die Rührung zu verbergen, welche sie wider Willen mit ergriff. „Hat man jemals schon Aehnliches von einer Verlobten gehört, die doch ihren Bräutigam liebt? Nein, meiner Treu, Pauline! ich sag's ja immer, Du bist gar kein Mädchen wie die Anderen, und ich möchte nur wissen, woher du all' diese Gedanken hast, auf welche keine Andere kommen würde!"

Pauline blickte ebenfalls halb verlegen auf ihre Arbeit nieder, die sie wieder aufgenommen hatte, und nähte emsig weiter, um ihre leichte Verlegenheit zu verbergen. Eine Pause entstand, während welcher man in der Laube nur das Rauschen des Zwirns in der neuen Leinwand vernahm. Die Abendsonne sank und verglühte, die Schatten wurden länger,

und bald machte sich die nahende Dämmerung in der Laube bemerkbar.

„Komm', liebe Charlotte, lege die Arbeit bei Seite! Du quälst ja Deine armen Augen ordentlich, und Deine Finger müssen heute müde genug geworden seyn!" hub Pauline von Neuem an und legte ihre Hand verwehrend auf die der ältlichen Frau. „Es wird ja dunkel, und wir dürfen füglich Feierabend machen!"

— „Laß mich doch, Kind! ich sehe noch genug. Ist es nicht eine wahre Freude für mich, noch an Deiner Aussteuer mithelfen zu können? oder willst Du mich vielleicht fort haben? störe ich Dich in Deinen Gedanken?"

„Keineswegs, Charlotte? aber es ist wirklich genug für heute, und sieh', dort fährt der Amtsbote die Steige herauf — vielleicht bringt er einen Brief von Robert! Es ist etwas wie eine Ahnung in mir! Thu mir die Liebe, ihn anzurufen, wenn er am Hause vorüberfährt!"

— „Nun ja, das will ich gerne thun! Unter dieser Bedingung will ich aufhören!" sagte Charlotte und räumte ihre Arbeit in ihr Körbchen. „Aber ich gehe heute Abend nicht eher zu Bette, als bis ich diesen Polsterüberzug fertig habe — er gehört zu Deinem Brautbette, Kind! Ich habe das Garn dazu gesponnen, und meine Hände sollen ihn auch vollenden."

Ein freundlicher Blick und warmer Händedruck lohnten die gute Charlotte schweigend, und sie ging. Kaum aber war sie fort, so stürzte Pauline aus der Laube nach einer Ecke des Gartens, wo ein kleiner, wunderhübscher Knabe von drei bis vier Jahren in stiller Geschäftigkeit Grübchen in den Boden wühlte, raffte den muntern Schelm auf und bedeckte ihn mit heißen Küssen und stummen Liebkosungen, welche das Kind schäkernd erwiderte.

„Tante, Du weinst ja?" rief der Knabe. „Hat Charlotte Dich gezankt? Die böse Charlotte! wenn ich einmal groß bin, so will ich sie auch dafür zanken . . . ."

Paulinen's Thränen strömten noch reichlicher, während sie den kleinen Beschützer zu beruhigen suchte, der unter ihren Liebkosungen bald einschlief. Dann stand sie sachte auf und trug ihn durch den Garten in's Haus, um ihn zu Bette zu bringen. Ihr Gesicht war wieder mild und ruhig, als sie aus ihrem Schlafzimmerchen, das sie mit dem kleinen Hugo theilte, in das Wohnzimmer heraustrat. Die Lampe brannte auf dem Tische und daneben lag ein Brief, welchen Charlotte ihr mit einer stummen Geberde zeigte, um den schlummernden Kleinen nicht zu wecken.

Pauline nahm den Brief in die Hand — er fühlte sich ganz dünn an und die Aufschrift war von einer hastigen Schrift, es waren nicht die sonst so festen Züge der Hand ihres Geliebten. Dämmerte vielleicht zuvor schon eine Ahnung in Paulinen oder ward sie erst von dieser Handschrift geweckt — genug, sie zögerte, den Brief zu erbrechen, der in ihrer Hand zitterte. Dann aber öffnete sie mit einem entschlossenen Ruck das Couvert und zog zwei Blätter heraus. Das Eine trug nicht die Schriftzüge Robert's, sondern die einer weiblichen Hand, die verstellt schien, und mit einer unerklärlichen, unruhigen Regung von Neugier las sie Folgendes:

„Mein Herr!

„Sie sind schnöde hintergangen, denn Ihre Verlobte P. R. verdient das Vertrauen nicht, welches Sie in sie setzen. Der kleine Hugo, der unter dem Namen eines Pflegekindes im Pfarrhause zu Bornau lebt, ist Paulinen's leiblicher Sohn, und die Frucht eines frühern Verhältnisses mit dem Lieutenant W., der vor mehr als vier Jahren längere Zeit im Bornauer Pfarrhause wohnte, als er in Geschäften der Landesvermessung in jener Gegend war. Die Sache wird zwar so viel wie möglich als ein Geheimniß behandelt, allein es leben in Ihrem künftigen Wohnorte mehrere Personen, welche um jene Thatsache wissen und denen kein Uebermaaß von Discretion zuzutrauen ist. Das Auftreten jener jungen Dame an Ihrer Seite und als Ihre Gattin wird unfehlbar jene halbvergessene Geschichte wieder auf's Neue in's Gedächtniß und in Umlauf bringen, und die Folgen davon für Ihre dortige Stellung können Sie selbst ermessen. Wenn die aufrichtige, wohlmeinende Freundin, welche Ihnen diesen Wink ertheilt, aus ungewöhnlich gewichtigen Gründen ihren Namen auch nicht nennt, so steht sie darum doch nicht weniger für die Wahrheit ihrer Mittheilung ein."

Paulinen's Händen entfiel der Brief, als sie ihn zu Ende gelesen, und bleich, kraftlos, einer Ohnmacht nahe, sank sie in einen Stuhl. Ihr flimmerte Alles vor den Augen, und sie fragte sich mit einem unbeschreiblichen Schmerze, ob sie denn auch recht gelesen habe, ob sie wirklich nicht blos träume. Aber da lag ja der Brief vor ihr, mit den bestimmten, harten, deutlichen Schriftzügen, der die furchtbarste Anklage enthielt, welche je ein Mädchen betroffen. Mit Abscheu und Geringschätzung schleuderte sie ihn von sich und griff nach dem Andern, in dessen Schriftzügen sie die von Robert erkannte. Er war kurz:

„Pauline," schrieb Robert, „Du ahnst gewiß, was es mich kostet, Dir diesen Brief zu senden, der schon seit fünf Tagen in meinen Händen ist. Die Zweifel, die furchtbaren Kämpfe zu schildern, welche sein Inhalt in mir hervorgerufen, vermag ich nicht; — es genüge Dir, zu wissen, daß ich nicht daran glaubte, so lange

ich bei Dir war, daß aber jetzt mich die Anklage gegen Dich fürchterlich peinvoll verfolgt. Vertheidige Dich nicht dagegen, sondern sage mir nur, wer die Eltern Hugo's sind! Die Frau, die ich meine Gattin nenne, muß frei von jedem Makel seyn, wenn ich sie mit gutem Gewissen unter den Schild meiner Ehre soll stellen können. Schreibe bald

Deinem

Robert Grund."

„Robert, Robert! Du kannst zweifeln? . . . . O Gott, womit hab' ich Das verdient?" flüsterte Pauline, und der Schmerz ihrer Seele war so groß, daß sie keine Thränen mehr fand. Sie raffte beide Briefe auf, steckte sie wieder in das Couvert und barg sie in ihrem Busen; dann wankte sie hinein in ihr Schlafzimmerchen, warf sich über den holden schlafenden Knaben und bedeckte seine frische, blühende Wange mit Küssen. „Armes Kind! man will Dich von meinem Herzen reißen," murmelte sie; „aber man soll mich meinem Versprechen nicht untreu machen. Ich kenne nur Einen Weg — den der Pflicht!" Dann setzte sie sich neben das Bettchen Hugo's und versank in tiefes Nachsinnen. Da legte sich allmählig die furchtbare, krampfhafte Spannung all' ihrer Gefühle und Empfindungen, und löste sich in ein stilles Weinen auf; ihr Herz ward freier, ihre Gedanken klarer, und mit der Ruhe und Besonnenheit, die ihr von jeher eigen gewesen waren, erwog sie ihre jetzige Lage und den Pfad, den sie gehen mußte. Als sie wieder ruhig geworden war, kniete sie in einer Ecke ihres Stübchens nieder, faltete die Hände und demüthigte sich vor Gott, bei welchem ihre Seele Rath und Trost suchte, als bei dem einzigen und besten Helfer in der Noth.

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Ein Bericht des Fischerclubs an der Pegnitz an den Münchener Fischerklub, der am 7. d. Mts. Versammlung hatte, behandelt die Erfahrungen auf dem Gebiete der Fisch-Erzeugung, Zucht und Mastung, über die Wirkungen einer nachdrücklichst eingehaltenen Hege und erwähnt insbesondere, daß die Abschaffung des Fischfanges zur Nacht- und Laichzeit sich in den schönsten Resultaten nachheriger Fischzüge gezeigt habe. Der Pegnitzklub zählt achtzig Mitglieder und wurde auf dem vorjährigen landwirthschaftlichen Centralfeste mit der großen silbernen Preismedaille sammt Diplom ausgezeichnet. Interessant unter den Vorträgen der Münchner Versammlung war einer über die Frage, ob sich durch den häufigen Genuß von Fischen der Mensch nicht Eingeweide-, namentlich Bandwürmer zuziehe, da in fischreichen Gegenden, so auch in Island eine Blasenwurmseuche vorkomme, die den sechsten Theil der Bevölkerung dieser Insel befalle und zum Theil tödte. Dr. Siebold erklärte sich dahin, daß diese Seuche sich durch Bandwürmer von Hunden auf Menschen übertrage. Die Isländer überlassen nämlich das Reinigen der Geschirre ihren Hunden, die sie auslecken, und auf solche Weise möge die Bandwurmseuche den Menschen mitgetheilt werden. Ganz anders verhalten sich die Fischbandwürmer zu den fleischfressenden Vögeln. So werde der Riemenwurm von verschiedenen Vögeln gefressen und erhalte seine Geschlechtsreife erst im Magen derselben, wo er dann wieder auswachse und fortpflanzungsfähig werde.

Pariser Diners. „Die Mode des Tages unter den reichen Fremden und unter unseren Baronen der hohen Finanzwelt sind die chinesischen Diners, die Diners mit unbeschreiblichen und unmöglichen Schüsseln: Purée de rats, Sauce d'araignées und andere eben so widerliche als seltsame Dinge. Man erzählt sich von einem solchen Diner, zu dem ein vornehmer Fremder etwa zwanzig Personen eingeladen hatte, die aber sämmtlich mit einer Indigestion nach Hause gingen. Zu einem europäischen Diner hatten sich vor einigen Tagen sechs Finanzmänner in den Freres Provençaux zusammengefunden, sechs Lucullusse; das Dessert allein kostete 2000 Francs. Ueberhaupt geht der Luxus der Tafel gleichen Schritt mit dem Luxus der Toilette und der Möbel, was natürlicher Weise viele Familien zwingt, zu allerlei lächerlichen Mitteln, Zuflucht zu nehmen, um einen eingebildeten Reichthum zur Schau zu tragen."

Der berühmte oder vielmehr berüchtigte Eroberer von Peru, Franz Pizarro, erinnert seiner jugendlichen Beschäftigung nach an den Fürsten Milosch von Serbien, welcher bekanntlich der Sohn eines Bauersmannes war, und als Junge, Jahre lang die Schweine gehütet hat. Jener durch den höchsten Muth ausgezeichnete Spanier, welcher zuletzt den Titel eines Markgrafen führte, war der uneheliche Sohn eines Hauptmannes, und ward nach der Geburt von seiner Mutter an einer Kirchenthür seiner Vaterstadt ausgesetzt. Als Knabe hütete er die Schweine seines Geburtsortes, entfloh aber, um einer Strafe zu entgehen, ward Soldat, zeichnete sich in den Kriegen, welche die Spanier in Italien führten, sehr aus und kam zuletzt in das neu entdeckte Amerika, wo er seine Rolle eines tapfern Soldaten, kühnen Abenteurers und grausamen Räubers zu Ende spielte.

Wie der Mensch genannt wird. Die Aegypter nannten die Menschen ein redendes Thier; Moses nennt ihn das Ebenbild Gottes; Aeschylus ein Tagesgeschöpf, den Erdensohn; Sophokles ein Bild; Plotinus den Herrn alles Guten; Sokrates einen kleinen Gott; Pindar den Traum eines Schatten; Homer und Ossian ein hinfälliges Baumblatt; Shakespeare den Schatten eines Traumes; Hiob den Sohn vom Staube; Philemon den Anlaß zum Elend; Herodot das Elend selbst; Schleiermacher den Erdgeist; Jean Paul einen Halbgott; Schiller den Herrn der Natur; Göthe den kleinen Gott der Welt; Seume Widerspruch im großen Ring; Cicero das vernünftige Thier; Plato Gottes mitwirkendes Werkzeug; Paracelsus den Typus aller Thiere.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 12. den 9. Februar 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Lange hatte sie so dagekniet und gebetet im dunkeln Stübchen, da ward dessen Thüre leise geöffnet und eine Männerstimme nannte ihren Namen. Es war ihr Vater, der so eben heimgekehrt war, ein freundlicher, sanfter Greis, dessen kahlen Scheitel nur spärliche silberweiße Haare umgaben, obschon das regelmäßige, ernste Gesicht trotz aller Furchen, welche Noth und Sorge darin gezeichnet, die Farbe einer rüstigen Gesundheit trug und seine kräftige Haltung den Schnee des Alters verleugnen zu wollen schien. Paulinen's Kuß und Umarmung begrüßten den Vater mit gewohnter Wärme und mit ihrer lautlosen, sanften Geschäftigkeit holte sie ihm Hauskäppchen, Schlafrock und Pantoffeln herbei, um ihm die gewohnte Behaglichkeit zu verschaffen. Nachher trug sie das Abendbrod auf, und unterhielt sich traulich mit ihm, ohne seinem forschenden Blicke auszuweichen, welcher in den verweinten Augen und blassen Zügen den Grund eines Kummers zu erspähen suchte, welcher sie betroffen hatte, und der wohl Charlotten's Blicken, aber nicht den seinigen entgehen konnte.

„Pauline, bring' mir mein Gläschen Wein hinüber in mein Studierstübchen!“ sagte er, als das Abendgebet vorüber war und er, seine angezündete Lampe ergreifend, aufstand.

Gehorsam folgte sie ihm auf dem Fuße, und hier, als sie das Weinglas neben die Lampe gestellt hatte, zog der Pfarrer sie neben sich auf das alte Kanapee und sagte mit einer Theilnahme und Weichheit des Tones, wie sie nur ihm eigen waren: „Du hast mir etwas anzuvertrauen, meine liebe Tochter! nicht wahr? Es ist Dir heute etwas Ungewöhnliches begegnet; was ist es?“

— „Lies diese Schreiben, lieber Vater?“ gab sie ihm zur Antwort und reichte den Brief; und nun erst traten ihr wieder dicke Thränen in die Augen.

„Von Robert?“ fragte der Pfarrer, nachdem er die Aufschrift des Couverts betrachtet hatte, und vertiefte sich in den Inhalt. Sein schweres Athmen, seine zitternden Hände, sein unterdrücktes Schluchzen verkündeten Paulinen, so wenig sie auch darauf achtete, die tiefe Erschütterung seines Gemüths.

„Schändlich! entsetzlich! niederträchtig!“ sagte er endlich, und die Wirkung dieser Briefe war eine solch überwältigende, daß sie ihn für lange der Sprache zu berauben schien. Dann sprach er: „Armes, armes Kind! das ist meine Schuld! Ich hätte daran denken sollen, bevor wir das hülflose Kind in unser Haus aufnahmen und jenes Versprechen unbedingten Stillschweigens über seine Herkunft gaben. Allein wer hätte auch entfernt ahnen mögen, daß teuflische Bosheit jemals unsern Schritt so deuten könnte!“

— „Gib Dich zufrieden, lieber Vater! dieser Schmerz wird vorübergehen. Ich hoffe, ihn ertragen zu können im Aufblick zu Gott und im Bewußtseyn meiner Unschuld. Es ist nun einmal nicht zu ändern!“

„Wie, Pauline? Du willst Deinen Verlobten aufgeben? . . . .“

— „Allerdings, lieber Vater! ich habe mich geprüft und es im Gebet vor Gott erwogen — es ist mein fester Entschluß!“

„Nein, mein Kind, das kann ich nicht zugeben! Ich werde an Robert schreiben und ihm Alles sagen . . . .“

„Ruhig, ruhig, bester Vater! erinnere Dich an Dein Versprechen, das Geheimniß von Hugo's Herkunft so lange zu bewahren, bis seine Mutter oder sein Großvater ihn reklamiren. Wer kann Dich davon entbinden?“

Die Züge des Pfarrers verriethen einen namenlosen Schmerz, und aus seinen dunklen Augen quoll eine einzelne heiße Thräne. „Du hast Recht, mein Kind! es ist nicht unser Geheimniß; allein ich werde an Hugo's Großvater schreiben und ihm Alles vorstellen. Er ist zwar stolz und ehrgeizig, allein er wird nicht so selbstsüchtig seyn, mir die Erlaubniß zu versagen, daß ich Robert, der in allen Stücken ein Ehrenmann ist, in dieses Geheimniß einweihe. Ich werde an den Hauptmann W. schreiben, daß er Robert aus seinem Wahne reiße . . . .“

— „Mit nichten, bester Vater! Du wirst nichts von diesem Allem thun!“ sagte Pauline. „Du wirst mich dießmal handeln und meinem Gewissen und

Pflichtgefühle folgen lassen — ist es ja doch hauptsächlich mein inneres Glück, welches hier in Frage kommt! Nicht wahr, lieber Vater, Du lässest mir freie Hand?"

„Aber was willst Du thun, mein Kind?"

— „Ich werde Robert sein Wort und seinen Ring zurückgeben . . . ."

„Wie? ich dachte immer, Deine Neigung seye eine so innige . . . ."

— „Daß ich nicht ohne ihn leben könne, wolltest Du sagen?" ergänzte Pauline. „O mein theurer Vater, oft ist es gerade die Aufrichtigkeit und Innigkeit der Liebe, welche uns auf einen Besitz verzichten lehrt, den wir uns so schön gedacht haben!"

„Aufrichtig gesagt, mein Kind, ich verstehe Dich nicht!"

— „Weil Du mich nicht enden ließest, Väterchen! Alles, was Du in Deiner väterlichen Zärtlichkeit für mich thun willst, würde doch nicht zum Ziele führen. Hauptmann W. ist schon seit einem Jahre todt, und Hugo's Großvater würde sich wohl kaum bequemen, Robert's Argwohn durch einen eigenhändigen Brief zu widerlegen, wodurch er ihn in dieses sein Familien-Geheimniß einweihte. Aber gesetzt auch, es geschähe dieß und Robert's Zweifel wären von Grund aus gehoben — was hälfe das vor den Menschen? Er gäbe mir alsdann seinen Namen und stellte mich, wie er schreibt, unter den Schild seiner Ehre; aber das Gerücht, das die Bosheit ersonnen hat, würde bei dieser tückischen Benützung alles Scheins und mancher Thatsachen dennoch von Mund zu Mund gehen und geglaubt werden. Willst Du nun, daß Dein Kind für eine schamlose Buhlerin gelte, die einen braven Mann bethört habe? Willst Du, daß ich mich freiwillig hinter meinem Rücken verlästern lasse, oder hälst Du mich für fähig, mit ruhiger, kalter Stirne argwöhnisch forschenden Blicken begegnen zu können? Oder soll ich gar Robert nöthigen, einmal für meine Ehre mit den Waffen einzustehen, da es bei seinem Ehrgeiz und seinem empfindlichen Selbstgefühl nur einer leisen, entfernten Andeutung bedürfte, um ihn überwallen zu machen? Soll er dann um meinetwillen sterben oder zum Todtschläger werden, oder den Gedanken an den, ob auch grundlosen Vorwurf, welcher an mir haftet, wie einen nagenden Wurm im Herzen herum tragen? . . . . Ach, mein theurer Vater! ich habe Alles geprüft und bedacht, und Angesichts der Pflicht, die mir mein Gewissen vorschreibt, gibt es keine andere Wahl!"

Der alte Pfarrer sah mit einem unbeschreiblichen Blicke gen Himmel, und heiße Thränen rannen über seine braune, gefurchte Wange. „Verzeih', verzeih', mein liebes, edles Kind! ich, ich habe Dein Lebensglück gemordet mit dem unselig voreiligen Versprechen, das ich damals gab, und wozu ich mich durch Dankbarkeit verpflichtet erachtete!"

— „Sey ruhig, Väterchen! Du hast nur nach Deinem Gewissen gehandelt. Ueberlege und erwäge Dir Alles reiflicher, und Du wirst mit mir dem lieben Gott danken, daß er in seiner unendlichen Milde diese Prüfung noch vor meiner Hochzeit uns auferlegte. Jetzt ist es noch an der Zeit, größerem Unglück vorzubauen. Gott der Herr hat mich erleuchtet — ich folge seiner Eingebung, und er wird mir auch tragen helfen, was er mir auferlegte. Allein dann sollst Du Dich nicht mehr mit eitlen und grundlosen Selbstanklagen quälen, Väterchen!" — Damit flog sie ihm an den Hals und küßte ihn mit einer Innigkeit und Ehrfurcht, die ihn jeder Reue enthob.

„Nun denn, mein Kind, handle nach Deinem Gutdünken!" sprach er mit einer Feierlichkeit und Weihe, die aus seinem innersten Gemüthe kam. „Mit einem solchen Herzen und Charakter kann es Dir hienieden und in einer andern Welt nicht schlimm ergehen. Gott segne Dich!"

Nach einer langen, stürmischen Umarmung, während welcher die Thränen des Schmerzes und der Rührung eines Vaters auf sein Kind herniederthauten, das ihn stolz und glücklich machte, setzte sich Pauline mit der Lampe an den Schreibtisch des Vaters, zog einen Ring vom Finger, den sie eine Weile schweigend und mit flimmernden Augen betrachtete, und schrieb dann einige Zeilen, die sie dem Vater brachte. Dieser las:

„Lieber Robert!

„Die Herkunft des kleinen Hugo ist nicht unser Geheimniß: wir kennen sie nur theilweise, und ein feierliches Versprechen verpflichtet uns zu unverbrüchlichem Stillschweigen. Mein Gewissen erlaubt mir, die Angaben des anonymen Briefes eine Verleumdung zu nennen, denn ich bin nicht die Mutter des Knaben. Mich weiter zu vertheidigen, hieße mich herabwürdigen. Allein der böse Schein schon scheidet Dich auf immer von mir. Empfange hier Deinen Ring und Dein Wort zurück, denn wir sind unwiderruflich getrennt für diese Welt, obschon Du meinem Herzen stets lieb und werth bleiben wirst. Dieß meine einzige und letzte Antwort.

P. R."

„Du wirst so freundlich seyn, Väterchen, diese Zeilen und den Ring morgen an Robert abzusenden und ihn zu versichern, daß es mein ernster und fester Entschluß seye. Melde ihm, daß ich ihn beschwöre, sich ferner weder schriftlich noch mündlich mehr an mich zu wenden, denn ich werde mir selbst nicht untreu werden! — Und nun gute Nacht, Väterchen! schlafe süß und gräme Dich nicht, denn ich bin heiter und ruhig, wie Du siehst!" Und nachdem sie ihn noch umarmt, eilte sie hinaus und auf ihr Zimmer.

2.

Mehr als zwei Jahre waren seit jenem Abend vergangen; der Herbst hatte Flur und Wälder entfärbt, und seine warmen, röthlichen Farbentöne über den Wald ausgegossen, als Pauline eines Tages mit dem kleinen Hugo an der Hand auf jene Laube zutrat, in welcher unsere Geschichte anhub. Sie kam aus einem benachbarten Flecken und brachte ein Medikament für ihren Vater, das sie dort in der Apotheke geholt hatte.

Pfarrer Rösler war seit einigen Wochen leidend; ein eigenthümliches Siechthum hatte sich bei ihm eingestellt, der seither so kerngesund gewesen war, und der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Er suchte den Grund dieser räthselhaften Krankheit im Kreise des körperlichen Lebens seines Patienten; allein er hätte es richtiger in dessen Seelenzuständen gesucht, denn es war ein rein geistiges Leiden, welches den alten Pfarrer erschütterte. Der Gedanke, daß er durch Aufnahme des verstoßenen kleinen Knaben den Ruf seiner Tochter auf das Spiel gesetzt und deren Lebensglück gestört habe, lastete mit einem fast unerträglichen Druck auf dem Vaterherzen, und Paulinen's Heiterkeit und Ergebung konnten diese Gedanken nicht beseitigen, denn der besorgte Vater sah wohl an ihrer Bläße, daß der Verzicht auf Robert Grund's Hand und Herz nicht ohne große Opfer zu Stande gekommen war. Man reißt nie eine Pflanze aus einem Boden, worin sie einmal Wurzel geschlagen, ohne daß nicht die Pflanze selbst litte und noch manche feine Faserwurzel in jenem Boden zurückblieben, die nur langsam sterben. Nun aber hatte Paulinen's Liebe in Robert's Herzen einen reichen Boden gefunden gehabt und sich darin mit allen Wurzeln angeheftet, die nur das heiligste und beglückendste Gefühl treiben kann; und als sie daher die Pflanze dort ausreißen mußte, hatte sich damit auch eine Menge der thätigsten Wurzeln ihres Gefühlslebens abgerissen, die noch in Robert's Herzen zurückblieben und dort fortlebten, bis sie allmählig ersterben und des äußern Lebens Stürme und Gewitter die Lücke zuschwemmen würden, welche diese ausgerissene Liebe gelassen hatte. Robert Grund war in's Ausland gegangen und hatte eine Stelle als Ingenieur bei einem französischen Eisenbahn-Unternehmen angenommen, und dort eine precäre Wirksamkeit in der Fremde gegen die schönsten und sichersten Aussichten auf Erfolg im Dienste des Vaterlandes eingetauscht. Dieß war Alles, was Pauline von ihm gehört hatte. So hatten bis jetzt drei Menschen den besten Theil ihres Lebensglücks und innern Friedens einem unseligen Familien-Geheimniß zum Opfer gebracht. Allein wie der in's Wasser geschleuderte Stein Kreise bildet, die sich immer weiter ausdehnen, so sollte der Fluch dieses Geheimnisses, welches eine rauhe indiscerete Hand einmal berührt hatte, sich noch weiter verbreiten, den Kreis des stillen Grames noch weiter fortpflanzen.

Als Pauline sich der Laube näherte, wo ihr Vater die warmen Stunden des Nachmittags zubrachte, um die kranke Brust an der linden Luft zu laben, hörte sie Stimmen, und vermuthete Besuch: daher beschleunigte sie ihre Schritte. Plötzlich, als sie unter den Eingang der Laube trat, stand sie einem Herrn gegenüber, dessen Anblick sie ungemein erschreckte. Pauline bebte zusammen und das Arzneifläschchen drohte ihrer Hand zu entfallen; sie mußte sich an den Pfosten lehnen und das Wort des Grußes erstarb ihr auf den Lippen.

„Ah, ich habe Sie erschreckt, mein Fräulein?“ hub der fremde Herr an und stand verbindlich von der Bank auf; es war ein sehr elegant gekleideter Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit einem feinen, aristokratischen Gesicht, dem sogar das Doppelkinn nichts von dem Ebenmaß seiner Formen genommen hatte, mit dunklen, stolzen Augen, deren Zwinkern sogar etwas Faunenhaftes hatte, und jenem Zuge um den Mund, den wir die Sybaritenfalte nennen möchten, denn er deutete auf das Vorhandenseyn von Leidenschaften hin, welche noch die stürmische Jugend und die gesetzteren Mannesjahre überlebt hatten. In der straffen und doch nicht aller Anmuth baren Haltung, in den graziösen Bewegungen der feinen Hand und dem leutseligen Lächeln erkannte man den gewiegten Aristokraten, und in seiner Physiognomie trat ein gewisser Stolz, jedoch ohne Härte, zu Tage.

— „Verzeihung, Excellenz . . . . ich war nicht darauf vorbereitet . . . . . Sie hier zu finden!“ stammelte Pauline.

„Nun ja, ich bin ziemlich incognito hier!“ versetzte der alte Edelmann. „Der gute Pfarrer konnte ja dießmal nicht zu mir kommen! da mußt' ich ihn denn aufsuchen. Aber Sie wissen, Fräulein, ich bin nicht gerne hier gesehen, und darum kam ich durch die Hinterthüre des Gartens, vom Wäldchen her, wo mein Reitknecht mit den Pferden wartet. — Eh bien! und wie geht es Ihnen, meine Liebe? Noch immer im Zustande des gesegneten Jungfernstandes? Warum heirathen Sie nicht, Pauline? Soll ich Ihnen einen braven Mann verschaffen? Sie sind blaß und hager geworden in den drei Jahren, seit ich Sie nicht mehr sah . . . .“

— „Excellenz sind sehr gütig, dieß zu bemerken!“ stammelte Pauline. „Aber ich befinde mich gottlob wohl, und das Bischen Bläße mag von der Ueberraschung herrühren . . . .“

„Ta-ta-ta! Sie haben eine unglückliche Liebe, Mademoiselle! ich lese das in ihren Zügen! Und meiner Treu', ich erinnere mich: Sie waren ja verlobt mit dem jungen Ingenieur, der die Brücke über den Fluß dort unten baute und ein Freund Ihres

verstorbenen Bruders war! Ist dieses Verhältniß ausgegangen, und warum?"

„Lassen wir dieß, Excellenz!" bat der Pfarrer mit einem so schmerzlichen Ernste, daß der alte Edelmann betroffen aufblickte; „es knüpfen sich an dieses Verhältniß Erinnerungen, welche wir gerade im jetzigen Augenblicke nicht berühren sollten . . ."

— „O, das bedaure ich! Vergebung, Mademoiselle! hätte ich ahnen können, daß ich Ihnen damit wehe thue — Ihnen, der ich so hoch zu Dank verpflichtet bin, — seyen Sie überzeugt, daß ich diese wunde Stelle nie berührt hätte. — Und das ist also der kleine Hugo? Komm' her, mein Junge, und blicke mich an!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Luther-Denkmal in Worms. Aus dem eben erschienenen zweiten Jahresbericht des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins für die Zeitraum vom 18. Januar 1858 bis 18. Januar 1859 entnehmen wir Folgendes: „Das bedeutendste Resultat liegt ohne Zweifel in der hocherfreulichen Thatsache, daß die Summe der Beiträge, welche beim Abschlusse des ersten Jahresberichtes 51,402 fl. betrug, unterdessen um 71,680 fl. zugenommen hat und heute beim Abschlusse unseres zweiten Jahresberichtes nach Abzug der auf 2351 fl. sich belaufenden Ausgaben für Porti, Drucksachen, Kopialien 2c. 120,531 fl. beträgt. Die Hoffnung, die wir vor Jahresfrist in unserem Berichte aussprachen, wurde durch den bisherigen Erfolg vollständig gerechtfertigt: das Luther-Denkmal in Worms wird ein Gemeingut der Protestanten aller Länder der Erde seyn, denn es gibt fast kein von Protestanten bewohntes Land der Erde mehr, das nicht zu diesem Unternehmen Beiträge geleistet hätte. Ueber den Fortgang der Sammlungen in den einzelnen Ländern gibt die unten folgende Uebersicht wohl genügenden Aufschluß. Von neun fürstlichen Personen wurden in diesem zweiten Jahre 1931 fl. gespendet. In den meisten deutschen Staaten sind die Sammlungen ganz oder doch nahezu beendigt; allein da in einigen, namentlich in Preußen und Sachsen, die Kollekten noch im Gange sind und durch die Thätigkeit eines im Monat November v. J. in Berlin zusammengetretenen Komités die Luther-Denkmals-Angelegenheit einen neuen Aufschwung genommen hat, so halten wir es für rathsam, den Druck der speziellen Verzeichnisse noch zu verschieben, bis das Ergebniß der Sammlungen aus den noch übrigen Diözesen bekannt seyn wird. Unter den nichtdeutschen Ländern haben unsere evangelischen Glaubensgenossen in Rußland den lebhaftesten Antheil an dieser evangelischen Sache genommen. Aus dem protestantischen England, auf welches wir mit besonderem Vertrauen gerechnet hatten, sind außer den königlichen Spenden bis jetzt nur sehr schwache Beweise von Sympathie kund geworden. Wir geben indessen die Hoffnung nicht auf, daß im Laufe dieses Jahres auch die britische Nation eine angemessene Vertretung bei diesem Unternehmen finden werde. Von dem Zweigverein in Rio de Janeiro sind in jüngster Zeit wieder erfreuliche Nachrichten über den gesegneten Fortgang der dortigen Sammlungen eingetroffen. Was endlich die Ausführung des Denkmals betrifft, so hat die Idee, welche Professor Rietschel in Dresden zur Darstellung zu bringen gedenkt, in dem in Stuttgart erscheinenden „Christlichen Kunstblatte" eine ausführliche Schilderung gefunden. Mit Begeisterung ist die laut gewordene Idee des Künstlers allenthalben aufgenommen worden, und nach dem ungetheilten Beifall, den das wahrhaft großartige Projekt überall gefunden, zweifeln wir jetzt nicht mehr, daß die zu dessen Ausführung erforderlichen bedeutenden Mittel im Laufe des dritten Jahres unserer Thätigkeit werden aufgebracht werden." Aus der beigefügten Uebersicht der bis 18. Januar 1859 eingesendeten und angemeldeten Beiträge entnehmen wir folgende Ziffern: I. Aus fürstlichen Häusern: Beim Abschlusse des ersten Jahresberichtes am 18. Januar v. J. betrugen die Beiträge von 26 fürstlichen Personen, nach Abzug eines Beitrags von 350 fl. vom königl. sächs. Kultusministerium, welcher unter den Beiträgen aus dem Königreich Sachsen verrechnet ist, 4,098 fl. Hierzu kamen in der ersten Hälfte des zweiten Jahres noch folgende fürstliche Gaben: Ihre Majestäten der König und die Königin von Preußen 1000 fl. Se. K. Hoh. der Prinz von Preußen 250 fl. Se. K. Hoh. der Prinz Karl von Preußen 200 fl. Se. K. Hoh. der Prinz Adalbert von Preußen 100 fl. JJ. KK. HH. der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich von Preußen 100 fl. J. K. Hoh. die Frau Prinzessin Friedrich der Niederlande 131 fl. Ihre Maj. die Königin von Würtemberg 150 fl. Summa 6029 fl. II. Aus deutschen Staaten: Aus den kais. österreichischen Staaten 8340 fl., aus dem Königreich Preußen 10,802 fl. aus dem Königreich Bayern 8928 fl., aus dem Königreich Hannover 14,793 fl., aus dem Königreich Sachsen 7233 fl., aus dem Königreich Würtemberg 5436 fl., aus dem Großherzogthum Baden 2664 fl., aus dem Großherzogthum Hessen 17,459 fl., aus dem Kurfürstenthum Hessen 469 fl., aus dem Großherzogthum Sachsen-Weimar 1531 fl., aus dem Herzogthum Nassau 3012 fl. 2c. 2c. Summa 92,757 fl. III. Aus nichtdeutschen Ländern: 1) Aus Belgien 30 fl., 2) aus Dänemark 1687 fl., 3) aus England 105 fl., 4) aus Frankreich 1720 fl., 5) aus Holland 1132 fl., 6) aus Italien 100 fl., 7) aus Rußland 10,072 fl., 8) aus Schweden und Norwegen 4193 fl., 9) aus der Schweiz 408 fl., 10) Spanien 12 fl., 11) aus der Türkei 27 fl., 12) aus Amerika 792 fl.

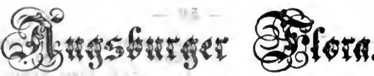
Frauen-Mode. Ein Staatsmann, welcher die Frauenherzen studirt und ein zweiter Frauenlob war, sagte einst: „Ihr eifert gegen den Putz, ihr wollt den Damen die Mode nehmen? Dies wäre gerade so, als wolltet ihr dem Schmetterling den Farbenstaub von den Flügeln wischen und die Blätter einer Rosenknospe oder Lilie mit einer Bürste behandeln."

Auflösung der Logogryphen in Nro. 10:

1) Berg, Werk 2) Hunt, Hund 3) Spatz, Spaß.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 13.** den 13. Februar 1859.

Lied an die Sonne.

Sonne, dir tönt mein Gesang!
Die du hochstrahlend und hehr
Ferner Welten ein Heer
Tief in blauender Nacht
Dir Vasallen zur Wacht
Stellest. Hernieder voll Ruh
Blitz'st auf die Flehenden Du;
Aber im Licht ist Dein Gang.

Schau, todt liegt die Natur;
Bleichen Schrecknissen hold,
Legt um erbleichende Pracht
Weithin ihr Bahrtuch die Nacht.
Sterne mit sorglichem Schein
Schau'n in das Trauerhaus ein.
Aber aus Wolken von Gold
Steigst du in östlicher Gluth:
Da, in neublühendem Flor
Wächset die Schöpfung empor,
Kleidet in Farben sich schön,
Und dein Auge rings schaut
Hier auf das Blatt, feucht bethaut,
Dort auf die flammenden Höh'n.
Lebens rinnende Flut,
Die frosterstarret geruht,
Strömt jetzt freudig und mild,
Spiegelnd dein wogendes Bild;
Bis dein kühlerer Strahl
Grüßet den westlichen Saal,
Wo, was hier Liebe verlor,
Was müde Tugend entbehrt,
Jenseits uns, selig verklärt,
Oeffnet der Ahnungen Thor.

Wo, aus der Ewigkeit Meer
Kamst, Kind des Himmels, du her?
Warst Du mit einst im Rath
Dort, des Ewigen Macht,
Als er tief in die Nacht
Sä'te flammende Saat?
Stand'st als Engel vielleicht,
Wo unsichtbar sein Thron
Ueber'm All ist erhöht,
Tief anbetend geneigt?

Bis, da trotzig mit Hohn
Sein Gebot Du verschmäht,
Er dich grimmig erfaßt,
Daß dein Leuchten erblaßt,
Schleudernd hoch mit Verachr
Dich in's Blau wie ein Ball,
Zu verkünden im Fall
Die verläugnete Macht? —
Drum an himmlischem Zelt
Eilst du ruhlosen Lauf;
Freundes Stimme nicht hält
Lind die Wandernde auf.
Drum in's Wolkengewand
Hüllst' du oftmals die Wang',
Denkst, von Schaamroth entbrannt,
Jenes Tages noch heiß,
Als der Rächer dich schwang
Aus dem heiligen Kreis,
Dir sein Antlitz verschwand
Fern, wo die Wüste dich band.

Sag', wirst müde du nicht
Auf dem einsamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Der so oftmals dein Licht
Im viertausendsten Jahr
Wiederkehrend geschaut?
Und doch nimmer ergraut
Dir dein goldgelbes Haar?
Wandelnd bist du ein Held
Ruhig glänzend zu sehn,
Wo dir, noch dienstbar gesellt,
Rings deine Schaaren sich drehn.
Doch es kommt eine Stund',
Wo dein goldener Rund
Krachend berstet: dein Knall,
Kündet Welten den Fall.
Und gleich welkendem Laub
Stürzt, wie fest es auch war,
Alles dir nach in Staub;
Zeit, jüngst mächtig beschwingt,
Gleich verwundetem Aar,
Sterbend nieder auch sinkt. —
Fleugt ein Engel im Raum,
Wo durch purpurnen Schaum
Du ein goldener Schwan
Schwammst im Luft-Ocean,
Blicket stumm er umher,
Findet dort dich nicht mehr;
Denn der Prüfung ist g'nug
Und der Ew'ge begrüßt
Neu versöhnt dich und schließt
Wie ein Kind dich in Arm;
Da, nach irrendem Zug,
Ruhst beim Vater du warm.

Wohl, so rolle denn fort
Froh in leuchtender Pracht
Zum erlöschenden Port.
Einst, nach traumloser Nacht,
Wenn mein Auge dich sieht
Dort im schöneren Blau,
Grüßt auf seeliger Au,
Dich mein schöneres Lied.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Knabe gehorchte ohne Scheu und Ziererei, gab dem alten Herrn treuherzig die Hand und blickte ihm beinahe zürnend in die Augen.

„Warum schaust Du mich denn so finster an, Du kleiner Bursche?“ fragte die Excellenz.

— „Weil Du Paulinen so erschreckt hast, Alter!“

„Pfui, Hugo! welche Sprache!“ rief Pauline tadelnd. „Küsse sogleich dem Herrn die Hand!“

— „Ich mag ihn nicht, er hat Dir weh gethan!“ versetzte der Knabe, seine Hand zurückziehend, und maß ihn noch finsterer.

Der alte Herr lächelte und schlug ein Schnippchen. „Laßt ihn, laßt ihn! sagte er zu dem Pfarrer und Paulinen. „Der Knabe gefällt mir; er ist vom echten Holze! keck und offen. Es sind ganz ihre Augen, und den Mund da, den trotzigen, hat er von mir. Ich habe zwar keinen Grund, auf den kleinen Kuckuck da sonderlich stolz zu seyn, aber auf Ehre, er gefällt mir, und ich werde ihn den Kummer nicht entgelten lassen, den er mir verursacht hat. Komm' her, mein Kind, ich habe Dir etwas Süßes mitgebracht,“ fuhr er fort und reichte Hugo eine Düte voll Confekt, die der Kleine dankend annahm, ohne aber darum freundlicher zu werden. „Nun sehe mir Einer den kleinen Burschen da!“ fuhr der alte Herr dann fort; „er läßt sich wahrlich nicht bestechen. Pauline, mein Kompliment! Sie haben den kleinen Kerl nicht verzogen; ich bin mit Ihnen zufrieden!“

Paulinen standen die hellen Thränen in den Augen, als sie schüchtern ihre Hand in die des Edelmanns legte und mit einer rührenden Bescheidenheit erwiderte: „Gott lohne es Ihnen, Excellenz, wenn Sie dem armen Kinde gewogen bleiben! Es ist ein so gutes, wackeres Herz in dem Knaben, und so reiche Gaben, und wir thun unser Möglichstes, daß sein Gemüth und sein Verstand im Gleichgewichte bleiben und Hugo einst ein wackerer, für das Leben brauchbarer Mensch werde. Er muß ja fest werden und bei Zeiten hart Holz bohren lernen, um sich dereinst selber seinen Weg durch das Leben zu machen, und unverrückt sein moralisches Ziel im Auge zu behalten, wann er einmal erfährt, daß er nicht einmal seine Eltern kennen darf!“

„Bleiben Sie ihm einstweilen Mutter, Pauline!“ sagte der alte Herr weich; „er gewinnt nur bei dem Tausche, denn sie kann Ihnen in keiner Weise das Wasser reichen. Es ist ein Irrthum der Natur, daß Sie nicht meine Tochter wurden, Pauline!“

— „Keineswegs, Excellenz, ich paße nur in meinen Kreis, und wäre in Ihrem Hause nie Das geworden, was mein größtes Glück im Leben ist: eine wahre Christin!“ entgegnete Pauline. „Wenn Baro . . . .“

„Stille, keinen Namen! der kleine Bursche soll ihn niemals hören!“ fiel ihr die Excellenz in's Wort.

— „Wenn sie in christlicher Sitte erzogen worden wäre, Excellenz, so würde Vieles anders seyn!“

„Wahr, sehr wahr! Allein nun zu spät! Meine Frau glaubte gar nichts: ich war ein Rationalist vom besten Wasser, wie konnte da von einer christlichen Zucht die Rede seyn, und die Mama ließ ihr zu frühe die ungebundenste Freiheit! Jenun, das sind leidige Thatsachen und nicht mehr zu ändern. Aber sagen Sie, Mademoiselle, schreibt sie von Zeit zu Zeit? erkundigt sie sich nach dem Schicksal des Kindes?“

Pauline zögerte lang, dann sagte sie: „Seit Weihnachten ist kein Brief mehr gekommen, obschon ich jeden Monat Bericht erstatte!“

„Misérable!“ kreischte der Edelmann. „Aber nun eine Bitte, Pauline! gehen Sie mit dem Kleinen hinaus in's Wäldchen. Mein Reitknecht hat einen Korb mit Spielsachen, den ich für Hugo mitgebracht habe, und bleiben Sie ihm gut, dem armen Wurme!“ Er wollte ihr die Hand küssen, aber sie litt es nicht, sondern drückte die seinige stumm an ihre Lippen und bethaute sie mit einer heißen Thräne.

„Sie brauchen ihr dieß nicht anzubefehlen, Excellenz, denn sie lebt nur in dem Knaben und für ihn!“ sagte der Pfarrer, als seine Tochter mit dem Pflegekinde weggegangen war. „Ich bitte Sie nur um Eins: nehmen Sie ihr das Kind nicht, auch wenn ich einst nicht mehr bin, sondern lassen Sie es ihr wie einer Gouvernante. Sie hat mehr für Hugo gelitten, als manche Mutter für ihr eigen Kind, und der Benjamin, der Schmerzenssohn, ist ja immer der Liebling der Mutter. Sie ahnen nicht, welche Opfer der Knabe, Paulinen kostet!“

Der alte Edelmann schien betroffen und blickte überrascht auf. „Bitte, sagen Sie mir Alles, lieber Pastor!“ entgegnete er mit einem leichten Anflug von Verlegenheit, wie Einer, der nicht gerne an Verbindlichkeiten erinnert seyn will, weil er gewöhnt ist, keine solchen aufkommen zu lassen. „Ich weiß zwar, daß man solche Liebesdienste und Opfer nicht bezahlen kann, wie Mademoiselle Pauline sie dem armen Wurm erweist; allein ich denke, sie soll mich nicht undankbar finden!“

„Nein, Excellenz! jetzt spreche ich nicht davon, denn es liegt bei meinem Worte mir auch der leiseste Gedanke fern, Ihre rühmliche Freigebigkeit zu mißbrauchen,“ entgegnete Pfarrer Rösler. „Allein es kann eine Zeit kommen, wo ich mir erlauben werde, Paulinen Ihrem Wohlwollen zu empfehlen, und Sie sollen dann Alles erfahren. Ich fühle, Excellenz, daß meines Bleibens nicht mehr lang

seyn wird — der Wurm nagt schon an dem Marke — ich sehe diese Bäume nicht wieder blühen, und meine Tochter ist dann eine verlassene Waise!"

Der Edelmann stand auf; die reichen und vornehmen Leute, welche, hoch auf dem Strom des Lebens getragen, leicht ihre Bahn dahin wallen, denken nicht gern an das öde, schwarze Gestade, an welches wir am Ende Alle angespült werden. Er nahm einen hastigen Abschied von dem Pfarrer und sagte: „Vergessen Sie nicht, mein guter Pastor, daß ich Ihren Dienst wegen des Jungen stets gebührend zu schätzen weiß und immer und aufrichtig Ihr wohlaffektionirter Patron seyn werde. Sind Sie in irgend einer Verlegenheit, so wenden Sie sich getrost an mich; ich werde helfen. Und es bleibt dabei, daß Ihr Pfarrgehülfe von mir besoldet wird und nicht Ihnen zur Last fällt — ich verlange dieß als Ihr Patronatsherr! Und nun Gott befohlen!" Damit drückte er dem Pastor rasch die Hand und ging, auf dem Tisch ein Briefcouvert, an den Pastor Rösler zu Bornau adressirt, liegen lassend, welches eine namhafte Summe in Banknoten enthielt . . . . . .

Etwa sieben Monate später saß in seinem Hotel in der Residenz der Minister Freiherr v. Walzendorf beim Frühstück, als ihm sein Kammerdiener einen Privatbrief übergab, dessen schwarzes Siegel und wohlbekannte Aufschrift den hochmögenden Herrn seine Chocolade vergessen ließen. „Von Paulinen?" murmelte er und ward wider Willen betreten. „George!" setzte er laut hinzu.

— „Excellenz befehlen?"

„Wer hat den Brief gebracht?"

— „Ein schwarzgekleideter junger Mann, dem Anschein nach ein Pfarrer — Candidat Henger nennt er sich — er wartet noch draußen!"

„Gut, bitten Sie ihn, noch eine Weile zu warten, dann will ich ihm Bescheid geben!" sagte der Minister. George ging, und Herr von Walzendorf vertiefte sich in den Inhalt des Schreibens. Pauline meldete dem Kirchenpatrone den Tod ihres Vaters und legte einen eigenhändigen Brief des Pastors bei, welchen derselbe noch kurz vor seinem Tode geschrieben und ihr mit der Bestimmung übergeben hatte, das Schreiben nach seinem Ableben unverweilt an den Minister einzusenden. Der Anblick dieses Schreibens gemahnte Herrn v. Walzendorf alsbald an den Auftritt bei seinem letzten Besuche in Bornau, den wir oben erzählt haben, und mit einem sonderbarem Gemisch von fieberischer Hast und geheimer Befangenheit erbrach er dasselbe. Pfarrer Rösler erzählte darin in Kürze, was für Gründe die Auflösung des Verlöbnisses seiner Tochter mit dem Ingenieur Robert Grund herbeigeführt haben, und welches Opfer Pauline dem Knaben gebracht. Er bat deßhalb seinen Gönner mit all' der Dringlichkeit, welche sich ein Vater angesichts seines sichern Todes erlauben dürfe, Se. Excellenz möge sich doch Paulinens annehmen und ihr den Knaben belassen, den sie so theuer erkauft habe, und schließlich ersuchte er noch seinen Patron geziemend, dem seitherigen Verweser derselben, dem Candidaten Heinrich Henger, die Pfarrstelle zu übertragen, da er derselben in allen Stücken würdig seye.

Herr v. Walzendorf ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, und sein Gesicht zeigte eine tiefe Bewegung, in seinen Wimpern glänzte es feucht wie von Thränen.

„Ein seltenes, merkwürdiges Wesen, diese Pauline!" murmelte er. „Nur eine Landpfarrers-Tochter, und solche Seelengröße, solche Treue gegen ihr Wort. Meiner Treu', ich mache mir nur einen Vorwurf daraus, daß ich den Pastor nöthigte, den Knaben aufzunehmen: ich hätte daran denken sollen, daß der eine Tochter hatte, die nichts besaß als ihren guten Namen, ihre Tugend! Und das Alles hat sie dem Kinde geopfert, das so viel, viel Kummer in die Welt gebracht hat! Paulinen hat der Knabe einen Verlobten, dem Pastor hat er das Leben gekostet, und ich muß mich schämen, aus reiner Selbstsucht dieses Unglück zweier Menschen verschuldet zu haben! — Fürwahr, das drückt mich seit jenem Abend im Pfarrgarten unbewußt, und nun wird es mich noch mehr drücken. Und ist sie, ist sie solche Opfer werth, das eitle, herrische, verblendete Geschöpf, das nicht werth ist, diesem Landmädchen die Schuhriemen aufzulösen? Und sie ist mein Kind, mein einziges Kind, das ich verachten muß und doch nicht verleugnen kann, weil ich meiner Standes- und Familienehre schuldig bin, jeden Affront zu vermeiden . . . Ja, beim ewigen Gott, diese makellose Ehre ist dießmal theuer erkauft, — erkauft mit dem Lebensglück von zwei wackeren Menschen! . . . ."

Seine Stimme, zum Flüstern herabgesunken, erstarb in einer krampfhaften Bewegung, welche seine Brust heben und senken machte. Er trat an das Fenster und blickte in den klaren, blauen Frühlingshimmel hinauf, als ob er dort, wohin sein Auge nie gedrungen, sich Trost und Kraft suchen wollte; allein der Trost, der dort zu finden ist, winkt nur Denen, deren Herz dort eine Heimath hat, und seine Stirne sank nach einer Weile auf die Kissen des Fenstersimses herab, und der stolze, feine, zuversichtliche Mann, welcher der Welt so sehr imponirte, war auf eine Weile ganz gebrochen und geknickt.

Als er sich nach einer Pause wieder erhob, war sein Gesicht eiskalt und ruhig. Er nahm die Briefe und schloß sie ein; dann schellte er, und sagte dem eintretenden Kammerdiener: „George, Candidat Henger ist auf eilf Uhr in mein Kabinet zu bescheiden; mein Geschäftsmann Dr. Burgwart auf halb eilf, — sonst bin ich heute für Niemand sichtbar!"

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Die Kaufherren in Damaskus. Der preußische Consul in Damaskus, Hr. Dr. Wetzstein (geborner Sachse aus Oelsnitz), veröffentlicht im Jahrgang 1857 der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" über die Handelsverhältnisse und das Leben und Treiben auf dem Markte von Damaskus eine eben so instructive, als interessant geschriebene Abhandlung, aus der wir in Folgendem einen Abschnitt mittheilen. Die muselmännischen Kaufherren beginnen ihr Tagewerk immer mit einem Morgengebet in der Moschee. Während der Vormittagsstunden werden die Engrosgeschäfte in den Chanen gemacht. Der Chan in Damaskus ist ein großes, meist viereckiges, feuerfestes Gebäude, dessen mittlerer Raum oft ein Bassin fließendes Wasser hat und meist mit einer für Luft und Licht versehenen Kuppel umwölbt ist. Um jenen Raum herum stehen die Magazine, welche zugleich Verkaufslokale sind. Neben der Thür der einzelnen Magazine befindet sich gewöhnlich eine Estrade, worauf eine Matte und darüber ein Teppich liegt. Da sitzt der Kaufmann, seine Tabaks- oder Wasserpfeife rauchend oder einen Brief schreibend, wobei er das Blatt auf die innere Fläche seiner linken Hand legt, und mit dem Daumen derselben hält, während er mit der rechten das Schreibrohr führt und „mit der Hand zum Herzen schreibt," wie diese Art von der Rechten zur Linken zu schreiben genannt wird. Sehr belebt wird das Geschäft in den Chanen, wenn Carawanen nach dem Norden, nach Bagdad und Persien abgehen, und wenn sie von daher kommen. Aber großartig ist es alljährlich vor dem Abgange der großen Mekkapilger-Carawane, und vier Monate später bei deren Rückkehr, weil jeder Pilger aus dem heiligen Damaskus etwas mit nach Hause bringen will. Dann gewährt der weitläufige Roßmarkt, wo Tausende von Thieren verkauft und vertauscht werden, ein sehenswerthes Bild, wo sich, wie in den Budenreihen der Waffenhändler, Sattler und andere Menschen von den verschiedensten Trachten und Zungen durcheinanderdrängen. Da sieht man den Bewohner von Yemen, Aegypten, Westafrika, den griechischen Inseln, der europäischen Türkei oder Krim, von Kleinasien, Kaukasien, Kurdistan, Irak, Persien, Bochara, Turkistan, Afghanistan, Indien. Die Förmlichkeit der Kaufherren macht den Abschluß eines Handelsgeschäfts zu einer schwierigen Sache. Käufer und Verkäufer bedienen sich in gewissen Fällen der Vermittlung des Simsar (des Sensals), welcher, während sie selber ruhig neben einander sitzen und ihr Pfeife rauchend, von ganz andern Dingen sprechen, leise bald mit dem Käufer, bald mit dem Verkäufer spricht, Jenen bittet, zuzulegen, Diesen beschwört, nachzulassen und von Beiden eben so leise die kurze, aber ihm genügende Antwort erhält. Nach und nach werden des flüsternden Simsar Gebärden lebhaft, seine Bewegungen dramatisch, sein Auge feurig und die Täuschung, als wäre er bald der Besitzer, bald der Käufer der Waare, wird vollkommen, während die eigentlichen Factoren thun, als ob sie dieß gar nichts anginge. Dauert der Handel lange, so wird der Simsar dringend und läßt dann wohl zuweilen absichtlich einen inständigen Passus lauter fallen, als er sollte, wie: „Ich bitte dich, lege noch so und so viel zu; beim Leben deines Hauptes, wir bekommen es sonst nicht!" Er erwartet die Antwort nicht, er sieht schon am Auge, daß er noch etwas mehr bieten darf, und rasch ist er am Ohr des Andern: „Nun höre mein letztes Gebot; beim Leben deines Bartes, gib die Waare dafür, sie ist nicht mehr werth. Glaube meiner Erfahrung!" Eine fast unmerkliche Bewegung des Hauptes sagt ihm, daß man zufrieden ist. Schweigend tritt der Simsar einige Schritte zurück, nimmt seinen Fess sammt dem darum geschlungenen Shawl, holt das bunte Taschentuch aus dem Busen, um den triefenden Schweiß von der Stirn zu wischen und sagt aufathmend mit ruhiger Stimme: „Gott sey Dank!" Jetzt weiß der Kaiser, woran er ist; man steht auf, reicht die Pfeifen den Dienern und trennt sich mit höflichem Gruß und ernster Förmlichkeit, ohne weiter ein Wort über die Sache zu verlieren. Der Simsar besorgt das Weitere.

Eisbereitung. Ein Amerikaner macht folgenden originellen Vorschlag, sich selbst im Sommer stets frisches Eis zu verschaffen. Es ist bekannt, daß in der Höhe des Montblanc der Wärmemesser unter den Gefrierpunkt sinkt, und in einer Höhe von 20,000 Fuß die Temperatur eine so niedere ist, daß Wasser rasch bis auf eine beträchtliche Tiefe gefriert. Man befestigt nun einen eisernen Behälter, welcher die nöthige Wassermenge enthält, an einen Luftballon, welcher mit Wasserstoff gefüllt ist und bis auf die nöthige Höhe steigen kann, und läßt denselben steigen. Da in solcher Höhe die Luftströmungen ganz unbedeutend sind, so wird der Ballon wenig von seiner Richtung abkommen und wenn das Wasser gefroren ist, leicht wieder herabgezogen werden können. Nimmt man eine Höhe von 20,000 Fuß um einen Haspel von 10' Grad Umfang, so wird man bei zwei Umdrehungen in der Sekunde den ganzen Apparat in sechzehn Minuten herabwinden.

Räthsel.

Es gibt ein Hauptgebirg mit Höhlen,
Drein Mancher fremde Waare bringt;
Die Höhlen sind so gut geborgen,
Daß ins Gebirg kein Regen dringt.

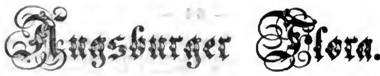
Mit Grün bewachsen ist es nimmer;
Man liebt es weder weiß noch roth:
Denn so gefärbt von bösen Geistern
Bringt seinem Herrn es manche Noth.

Die Edelsteine, die bisweilen
Man dort erblickt, sind nicht gesucht:
Doch wer sie trägt, verschenkt sie nimmer,
Wenn er sie zehnmal auch verflucht.

Ein steter Zug strömt durch die Höhlen,
Führt oft auch süßen Duft hinein;
Doch der Gesang, so draus ertönet,
Wird nicht beliebt bei Kennern seyn.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 14. den 16. Februar 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Candidat Henger fand sich um eilf Uhr pünklich ein und ward sogleich vorgelassen. Es war ein schlanker, hochgewachsener Mann mit einem schönen, feingeschnittenen Gesicht, dessen hohe Stirn ein üppiges, gelocktes blondes Haar überwallte; in seinen Augen lag Intelligenz, und um seinen Mund eine gewisse Entschiedenheit des Charakters und eine unverkennbare Herzensgüte. Sein Benehmen war artig und höflich ohne Kriecherei; sein Blick begegnete ruhig dem forschenden Auge des Ministers, und er beantwortete klar, bündig und unerschrocken dessen Fragen, welche die seitherige Laufbahn und die Familien-Verhältnisse des Candidaten betrafen.

„Sie sind wohl verlobt?" fragte der Minister endlich.

— „Mit nichten, Excellenz! ich habe eine alte Mutter und eine jüngere Schwester, welche auf meine Unterstützung angewiesen sind!"

„Und die Sie zu sich nehmen werden, wenn ich Sie zu der Pfarrstelle nominire?"

— „Allerdings, Excellenz!"

„Das durchkreuzt aber einigermaßen meine Plane, indem ich Mademoiselle Rösler und ihrem Pflegekinde und Dienstboten einen Theil des geräumigen Pfarrhauses als Wohnung zugedacht habe," sagte Herr von Walzendorf lauernd. „Ich fürchte, zwei Frauenparteien unter Einem Dache werden sich schlecht mit einander vertragen, — ohnerachtet aller meiner Hochachtung für Mademoiselle Rösler und Ihre Frau Mutter! Allein es wäre mir lieber, Sie hätten die Ihrigen nicht bei sich!"

— „In diesem Falle, Excellenz, werde ich, wiewohl mit innigem Bedauern, meine Bewerbung zurückziehen," entgegnete Henger mit einer Wärme, die den Minister unwillkürlich ergriff. — „Meine Mutter hat ihr kleines Vermögen geopfert, um mir eine Erziehung zu geben, die mich in den Stand setzt, ihr einst vergelten und meine Schwester ausstatten zu können, und ich würde mich selbst verachten müssen, wenn ich dieser heiligen Pflicht auch nur das Geringste derogirte. Ich werde also in Gottes Namen warten, bis mir eine andere Versorgung geboten wird, wo diese meine Familie kein Hinderniß ist. Auch achte ich Fräulein Rösler zu hoch, um sie in's Gerede bringen zu wollen, indem ich, ein lediger Mann, mit ihr in Einem Hause wohnte. Die gemeine Gesinnung der Bauern würde Keines von uns Beiden schonen, und ich will meiner Gemeinde kein Aergerniß geben!"

„Sie verzichten also auf jede Mitbewerbung?"

— „Unter sothanen Umständen — ja, Excellenz!"

„Wohlan, so sind Sie ernannt, mein Herr Pfarrer! ohne andere Bedingung, als die, die Hinterlassenen Ihres Vorfahrers noch so lange im Hause zu behalten, bis ein anderweitiges Unterkommen für sie gefunden ist. Reisen Sie nun nach Hause und grüßen Sie mir Ihre Mutter, die auf Sie stolz seyn darf. Sagen Sie ihr, daß sie meine volle Achtung haben. Diesen Brief aber bestellen Sie gefälligst an Mademoiselle Rösler! Adieu, Herr Pfarrer!"

Der Candidat war nahe daran, den Kammerdiener im Vorzimmer zu umarmen, als ihm dieser in seinen Oberrock schlüpfen half, und er sagte zu ihm. „Gott erhalte Se. Excellenz noch lange Jahre; ich habe nie einen edlern Mann gefunden!"

George nickte zwar sehr beifällig, blickte aber dem Schwarzrock spöttisch nach — für Kammerdiener gibt es keine Helden, sagt ja Hegel ganz richtig.

3.

Wiederum sind zwei Jahre vorüber, und wir finden Herrn v. Walzendorf in seinem Empfangszimmer im Ministerium an einem Audienztage. Der Diener übergibt eine lange Liste von Menschen, die sich zur Audienz gemeldet haben und der Vorlassung harren. Der alte Minister überliest sie und schreibt die Nummer vor die Namen, um die Reihenfolge zu bezeichnen, in welcher die Audienzsuchenden vorgelassen werden sollten. Er ist bedeutend gealtert, der gestrenge Herr; sein Rücken ist etwas gewölbt, das Haar fast weiß, das Gesicht schmal und faltig geworden, und der Embonpoint gewichen. Aber auch die Sybaritenfalte um den Mund und der faunische Ausdruck der schwarzen Augen — beide hatten Reißaus genommen vor einer finstern, ernsten Kälte, die auf diesen harten, hageren Zügen liegt. Reich an Ehren und Würden, mit einer beinahe unumschränk-

ten Gewalt im Staate begabt, ist dieser Greis doch nicht glücklich; innerlich zehren verbitternde Sorgen und geheimer Gram an dem Mächtigen. Den Einen machen solche herbe innere Erfahrungen und Heimsuchungen weich und mild, den Andern schroff und hart, den Dritten aber von innen weich und nur von außen hart, denn dieser will vor den Menschen konsequent erscheinen und doch seinem innern, bessern Drange nicht untreu werden. Wir werden sogleich sehen, zu welcher von diesen Klassen der gestrenge Minister gehörte.

„Ingenieur Grund zuerst," sagte er zu dem Diener, als er ihm die Liste übergab.

Die Flügelthüre öffnete sich sogleich, und ein stattlicher junger Mann trat ein: ein keckes, geistvolles Gesicht mit vollem braunem Barte, krausem Haar, einfach und doch elegant gekleidet, in seinem Benehmen weltmännische Glätte mit einem gewissen männlichen Selbstgefühl paarend, das zu seiner stattlichen Gestalt trefflich stimmte; ein hochrothes Band im schwarzen Knopfloch.

„Sie sind der Erbauer der schönen Brücke bei Bornau, nicht wahr?" redete ihn der Minister an und fixirte ihn mit einem festen Blicke, während er den letztern Namen stärker betonte.

— „Bei Dießfurt, Excellenz!" versetzte Grund, und ein leichter Schatten flog über seine Stirne bei jenem Namen.

„Ein Bau, der Ihnen Ehre macht, Herr Grund! ein ehrenvolles Debut in Ihrem Fache. Sie sind seit Kurzem wieder im Vaterland, suchen wahrscheinlich Dienste?"

— „Mit nichten, Excellenz! ich stehe noch in den Diensten einer französischen Eisenbahngesellschaft, welche mich schon seit vier Jahren mit dem Bau einer größern Strecke betraut hat. Privat-Angelegenheiten riefen mich in die Heimath, und ich war schon nahe daran, wieder auf meinen Posten zurückzukehren, als mich gestern der Präsident v. Saldern aufforderte, mich Eurer Excellenz vorzustellen. Darf ich geziemendst fragen, was mir diese Ehre verschafft?"

Die gemessene Würde, womit Grund dieß sagte, schien den Minister zu piquiren.

„Ich wünschte Ihre Bekanntschaft, mein Herr," versetzte er und bot ihm einen Platz neben sich auf dem Sopha. „Es geht Ihnen ein so vortheilhafter Ruf voran, daß ich es für meine Pflicht hielt, den Mann kennen zu lernen, welcher dem Vaterlande und seinen Lehranstalten im Auslande so viel Ehre macht. Zugleich leitete mich der Wunsch, Sie in der Angelegenheit unserer begonnenen Eisenbahn-Linien um Ihren erprobten Rath zu befragen, und die geheime Hoffnung, Sie vielleicht für das Unternehmen gewinnen zu können!"

— „Sehr schmeichelhaft für mich, Excellenz," entgegnete Grund, ohne eine Miene seines ernsten Gesichts zu verziehen; mit meinem Rathe werde ich gerne dienen, obschon derselbe, als der eines jungen Mannes, bei den höheren Baubeamten und den Dikasterien wenig Beachtung finden wird. Was aber die Andeutung betrifft, mir einen Staatsdienst zu überlassen, so erkenne ich zwar darin dankbar die Güte Eurer Excellenz, allein ich muß bedauern, daß es mir nicht möglich ist, von einem solch schmeichelhaften Anerbieten Gebrauch zu machen"

„Und weßhalb nicht, mein Herr? Unsere Bedingungen sollen nicht zu Ihrem Schaden seyn!"

— „Ich bin durch Vertrag gebunden, Excellenz."

„O, das läßt sich lösen. Wenn dieß das einzige Hinderniß wäre . . ."

— „Es ist aber nicht das Einzige, Excellenz! ich habe noch andere Gründe!"

„Halten Sie es nicht für Indiscretion, wenn ich mich nach denselben erkundige, Herr Grund! ich wünschte aufrichtig, Sie dem Vaterlande zu erhalten."

— „Dem Vaterlande?" entgegnete Grund bitter und sein Auge funkelte. „Ich bitte, Excellenz, erinnern Sie mich nicht hieran. Dem engern Vaterlande galten einst die Dienste meines Vaters, und dafür ließ man ihn im Alter darben, als er dienstuntüchtig geworden war. Dem engern Vaterlande verdanke ich persönlich nichts, gar nichts. Daß ich in meinem Fach tüchtig wurde, verdanke ich nächst dem lieben Gott, welcher mir die Anlagen dazu gegeben hat, nur meiner guten Mutter, die mich stündlich daran erinnerte, daß nur meine Leistungen sie einst dem Elende entreißen und mir eine Zukunft bahnen könnten. Der Staat hat für mich nichts gethan. Als ich schon bewiesen hatte, daß ich etwas Tüchtiges zu leisten vermochte, als ich mich im Vertrauen darauf um einen größern Wirkungskreis bewarb, ward ich mit dem Bescheide abgewiesen, daß ich für eine solche Stelle noch zu jung seye, und man zog mir einen Ignoranten vor, welcher gewichtige Protektionen hatte. Mir, dem Sohn eines armen niedern Beamten, gab man eine Stelle als Straßen-Inspektor in einer abgelegenen Provinzialstadt. Ich ward dadurch gezwungen, wie noch viele Tausende anderer junger Deutschen aus den Kleinstaaten, in's Ausland zu gehen und mir einen größern Wirkungkreis zu suchen. Diesen habe ich gefunden und bin auf dem besten Wege zu einer Laufbahn, wie sie mein Ehrgeiz wünscht, und ich sehe mich daher verpflichtet, Denen zu dienen, die mir dieselbe eröffnet haben."

„Das ist zwar sehr klug, aber wenig patriotisch, Herr Grund! man sollte doch denken, daß die Ansprüche der Heimath ein Echo in Ihrem Herzen finden!"

— „Jenun, Excellenz, was dieß anlangt, so liebe ich meine Heimath so innig, als irgend Einer;

allein das hindert nicht, daß mir deren Institutionen nicht gefallen. Ueberhaupt, Excellenz, ist es heutzutage ein eigen Ding um den Begriff des Wortes Heimath; für Tausende, und auch für mich, ist Heimath nur der Ort, wo man sich heimisch fühlt, und hiezu gehört mancherlei. Die heutige Welt heischt namentlich vom Künstler, Gelehrten und von jedem Strebsamen überhaupt, mehr kosmopolitische Gesinnungen, als Lokalpatriotismus. Wo mir die größten Erfolge winken und ich mich wohl fühle, dorthin hat mich meine Mission von oben gestellt."

„Das sind Ansichten und Grundsätze von allzu delikater und subjektiver Natur, als daß deren Erörterung meine Zwecke fördern könnte," sagte der Minister. „Man hat mir gesagt, daß andere Motive Sie von uns trieben: Sie waren mit einer Pfarrerstochter verlobt; dieses Verhältniß soll sich gelöst haben — darf ich fragen, ob Ihr Zug in die Fremde Ursache oder Wirkung jener gelösten Verbindung war? . . . Nein, mißverstehen Sie mich nicht, mein Herr! es ist nicht müssige Neugier, was mich veranlaßt, diese Frage an Sie zu richten, sondern ein sehr gegründetes und ehrenhaftes Motiv!"

Grund zögerte und blickte den Minister forschend an; dann erwiderte er endlich: „Ich entsinne mich, daß Euer Excellenz der Patronatsherr des Pfarrers Rösler sind; Sie werden also vermuthlich von der Veranlassung zu jener Trennung unterrichtet seyn. Ich hatte damals nichts als meine Ehre, Excellenz, und mein Wissen; ich konnte den Gedanken nicht ertragen, lächerlich zu erscheinen; aber glauben Sie mir, ich habe nie gering von dem Mädchen gedacht, das ich so innig liebte; nicht der leiseste Schatten von Argwohn gegen Paulinen fiel je in meine Seele, und ihre Entscheidung, so schmerzlich sie auch uns Beide betraf, bewies genugsam, daß ich mich nicht in ihr getäuscht hatte. Das Verhängniß, welches uns aus einander riß, hat uns Beiden die schönsten Jahre unseres Lebens verbittert. Mich hat es hart, egoistisch, berechnend, ergeizig, — mit Einem Worte, zu einem ganzen Weltmenschen gemacht — fast zum Gegentheile von Dem, was ich einst war. Jedoch um auf Ihre Frage zu antworten: jene Trennung von Pauline Rösler war Ursache meiner Auswanderung, und der Wendepunkt meines Geschickes!"

Der Minister schwieg eine Weile und blickte zu Boden; es lag wie ein Alp auf seiner Brust; dann aber sagte er: „Nun denn, mein Herr, in Einer Hinsicht haben Sie über diesen Schicksalsschlag nicht zu klagen, und wenn Ihre Gefühle für Mademoiselle Rösler keine bedeutende Umstimmung erfahren haben, so könnte jetzt das Mißverständniß, welches Sie damals beseitigte, gelöst werden und eine Vereinigung . . . ."

— „Mit nichten, Excellenz, eine Vereinigung zwischen Paulinen und mir ist nie wieder möglich!" entgegnete Grund und sein ganzes Wesen verrieth eine tiefe Erschütterung. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Paulinen liebte, ja daß ich sie noch verehre mit einer unentweihten idealen Hochachtung. Ich kenne ihr Herz, wie es vielleicht Niemand kennt; aber ich bin desselben unwürdig geworden. Soll ich ihr, der Reinen, nun ein entweihtes Herz bieten? soll ich sie unglücklich machen? Nie, dazu bin ich zu ehrlich. Ich kann Frauen von solcher Tugend, wie Pauline, zwar verstehen und hochschätzen, aber ich wüßte sie nicht zu behandeln. Meine Carrière hat mich in andere Bahnen hineingeworfen, worin Pauline entweder sich unglücklich fühlen oder auf das Niveau der eitlen, herzlosen, ehrgeizigen, koketten leidenschaftlichen Weiber von Welt sinken würde, mit denen ich nun im geselligen Leben verkehre und die ich verachten würde, wenn sie nicht piquant wären, denen aber Pauline ein Gegenstand des Spottes und der Geringschätzung oder ein unbegreifliches Wesen wäre. Nein, Excellenz, jener Himmel ist mir verschlossen, und die Strömung, welcher ich mein Lebensschifflein anvertraut, läßt mich nicht wieder los . . . ."

Ein mitleidiger Blick des Ministers und ein Händedruck, welchen die beiden Männer austauschten, bewies, daß sie sich gegenseitig verstanden hatten, und Robert Grund beschleunigte seinen Abschied von dem Minister, denn es war in seinem Innern eine Gährung geweckt worden, deren Elemente er längst erstorben wähnte. Er war nahe daran gewesen, dennoch reuig zu Paulinen zurückzukehren und dem Minister zu sagen, er bewerbe sich um eine Anstellung; allein sein böser Dämon hielt ihn davon zurück, als von einer unverzeihlichen Schwäche.

Herr v. Walzendorf brauchte eine halbe Stunde, um sich der Gedanken zu entschlagen, die die Unterredung mit Grund in ihm wachgerufen hatte. Dann nahm er die verschiedenen Leute an, die eine Audienz nachgesucht hatten, und fertigte sie mit der amtlichen Kürze und Gemessenheit ab. Der Privatmann und das Gemüth schwiegen nun in ihm; nur der Beamte und die Politik waren in ihm thätig, und er gratulirte sich schon dazu, der Eindrücke der ersten Audienz so wohlfeilen Kaufs wieder ledig geworden zu seyn, als die ganze Reihe der Sollicitanten abgeschüttelt war. Allein in diesem Augenblick meldete der Diener, daß noch ein Herr um eine Privat-Audienz nachsuche.

„Wer ist es?"

— „Pastor Henger aus Bornau, Excellenz."

Der Minister war betreten. „Er? und gerade heute?" murmelte er und winkte dann dem Diener, denselben einzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Französische Heirathen und Hochzeiten, d. h. die auf oder an dem Throne von Frankreich geschlossenen und gefeierten, haben kein Glück in der Geschichte. Glanz und Herrlichkeit, kühne Pläne und Hoffnungsfreude an ihrem Anfang, Trauer, Elend, Verbannung und noch Schlimmeres an ihrem Ausgang. Das ist ihre Signatur. Die große Kluft zwischen Anfang und Ende, Morgen und Abend, wird Einem ja nirgends fühlbarer zum Bewußtseyn gebracht, als in der Weltstadt an der Seine, wo die persönlichen Geschicke so oft zu Weltgeschicken wurden und diese jene in ihr Verhängniß zogen. Wie Viele schliefen schon seit anderthalb Jahrhunderten in der Thronerben-Wiege im Königsschloß der Tuilerien, und Keiner ist auf dem Thron alt geworden oder hat auf immer die Stätte seiner Jugend gesehen. Und wie schnell und jäh ist oft die Orangenblüthe im Brautkranze der Fürstentöchter verwelkt, welche die Könige und Erben Frankreichs die Ihren nennen sollten, oder der Zypresse dunkles Grün hat sich drein geschlungen. Wir könnten düstere, unglückreiche Frauengestalten aus dem Grab herauf beschwören — schon die früheste Zeit, die Häuser Capet und Valois sind reich daran —, aber wir wollen nicht jener Hochzeit gedenken, die den unheilvollen Namen der blutigen führt, wo Karl IX. die Hand seiner Schwester Margaretha dem Hugenottenhäuptling Heinrich zum Bund des Friedens gab und diesen die furchtbarste Treulosigkeit wieder zerriß: wir wollen nicht die Thränen der unglücklichen Königinnen sehen, die an der Seite eines Ludwig XIV. und XV. ein friede- und freudeloses Leben vertrauerten, wir wollen nicht Josephinen bis zu den Stufen des Kaiserthrones hinauf und von diesem zu dem stillen Wittwensitz von Malmaison hinabgeleiten. Nur drei Hochzeiten seyen es, nach denen wir die Geschichte fragen wollen. Im Maimonat 1770 war es, als die Tochter Maria Theresia's nach Frankreich zog, heiter, glücklich, sorgenlos. Ein furchtbares Unglück war die trübe Kehrseite ihres Hochzeitsglanzes, dunkel und dunkler ward es bald an ihrem Himmel, aber Maria Antoinetten's leichten Sinn konnte es nicht trüben. Und doch, sie konnte ihn täglich sehen von den Fenstern der Tuilerien, den traurigen Platz de la Concorde, dort dicht neben den hohen schönen Bäumen ihres Gartens, den damals noch nicht all der Glanz zierte, der heute vergessen machen soll, was einst auf ihm geschehen; aber ahnte sie, daß hier sich ihr Thron in jenes furchtbare Gerüst verwandeln sollte, das die Edelsten und Verruchtesten ihres Volks zum Tod bestiegen? Der Thron war wieder aufgerichtet, die Lilien aber blieben welk und zerknickt; goldene Bienen umsäumten den Altar, die welterobernden Adler schwebten über ihrem Haupte, als wieder eine deutsche Kaisertochter in Notre Dame kniete, als Marie Louise die Gattin Napoleon's ward. Und wie sie aus den hohen Hallen heraus trat und fünf Königinnen ihr die Schleppe trugen und sie das: „es lebe der Kaiser, die Kaiserin" umdonnerte, konnte sie einen Zukunftsblick auf Das thun, was am Ausgang dieses Hochzeitszuges lag: — ein wellenumbrandetes Grab im Ocean, ein einsamer Wittwensitz im kleinen Fürstenthum und des Sohnes Sarg in der Kaisergruft von Wien? Und zum dritten Mal zog ein deutsches Fürstenkind im bräutlichen Gewande zur „belle France"; aber dießmal war es kein Opfer der Politik, sie trat nicht fremd dem fremden Gemahl gegenüber: Helene von Meklenburg bot Philipp von Orleans mit der Hand auch das treueste hingebendste Herz. Wie sie ward keine französische Königstochter geliebt, und doch, was sind die Grenzmarken auch ihres Lebens? Jenes Haus des Spieler, an dessen Stelle sich nun die Kapelle de St. Ferdinand erhebt, in welchem Ein Todessturz für den einen ganzen Geschlechts entschied, und zu Richmond das Grab der Verbannung. Heißt bei solchen Wandlungen mit Frankreich sich vermählen nicht mit Unglück und verhängnißvoller Zukunft sich verbinden? Vielleicht war es auch deßwegen, daß der Mann des zweiten Dezember umsonst von einem deutschen Fürstenhof zum andern schritt. Die Tochter des heißblütigen, romantischen und abenteuerlichen Spaniens konnte es eher mit ihm wagen. Nun aber scheint der andere Neffe des Onkels, der ja dem Mann auf der Vendomesäule so sprechend ähnlich sieht, glücklicher seyn zu wollen, als sein kaiserlicher Vetter. Doch auch sein Glück hat ihm das Kaiserreich gegeben, und das Kaiserreich ist ja der Friede. Dasselbe günstige Geschick, welches seinem Vater, weiland König Hieronymus von Westphalen, eine edle Fürstentochter zuführte, scheint dem jungen Napoleoniden Gleiches bieten zu wollen. Wird aber Klotilde von Savoyen mit allen ihren Vorzügen, die man an ihr rühmt, im Stande seyn, die tragische Konsequenz, die sich in der Geschichte französischer Heirathen geltend macht, zu durchbrechen? Sie soll an innerer Begabung der Herzogin von Orleans, an äußerer Bildung und Gestalt Maria Antoinetten gleichen — wird sie glücklicher seyn als diese Beiden?

Indianisches Elend. Der edle Bischof Las Casas erzählt, daß in Folge der schrecklichen Mißhandlungen, welche die Spanier an den Eingebornen des neu entdeckten Westindiens verübten, sehr viele Indianer und mitunter sogar ganze Familien und Dorfgemeinden sich selbst tödteten. Einst hatten die indianischen Einwohner eines Landstriches in Cuba, welcher einem spanischen Pflanzer gehörte, den Beschluß gefaßt, ihrem Elende durch gemeinschaftliches Erhängen ein Ende zu machen. Der Pflanzer, davon benachrichtigt, eilte zu der versammelten Einwohnerschaft. Er kam noch vor der begonnenen Ausführung des gefaßten Entschlusses an, vermochte aber nicht, sie von derselben abzuwenden. Da bat er, doch auch ihm eine Schlinge zum Erhängen zu geben, weil er ohne indianische Arbeiter Hungers sterben müsse. Dies half. Die Indianer standen von ihrem Vorhaben ab, weil sie meinten, der gleichzeitige Tod ihres Herrn werde ihre Knechtschaft und ihren Jammer auch in das jenseitige Leben verpflanzen. Sie hielten, um wenigstens im Tode Ruhe zu haben, für besser, ihr qualvolles irdisches Leben unter christlich spanischer Herrschaft fortzusetzen.

Auflösung des Räthsels in Nro 13:

Die Nase.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 15.** den 20. Februar 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Der Pastor kam verzagt und mit sichtlicher Verlegenheit. Er hatte ein reines Privat-Anliegen, und sein Besuch galt dem Protektor Paulinen's, nicht dem Patron der Pfarre. Er liebte Paulinen und glaubte seine Neigung erwidert; er hatte um sie geworben und zuversichtlich ihr Jawort erwartet, als sie zu seinem Erstaunen ihm erklärte, sie könne seine Hand nicht annehmen, indem sie um seinetwillen eine unüberschreitbare Schranke achten müsse, welche sie Beide trenne. Alle Bitten und Fragen nach dem Sinne dieser Abweisung waren nicht im Stande gewesen, Paulinen mehr abzunöthigen, als die Erklärung, daß ein heiliges Versprechen ihr den Mund schließe. Pauline war sogar so weit gegangen, ihm zu gestehen, daß diese abschlägige Antwort sie vielleicht noch unglücklicher mache, als ihn selbst; aber sie hatte nicht einmal den Namen Dessen genannt, der sie des Wortes entbinden könne, und doch zugestanden, daß ihr Herz und ihre Hand noch frei seyen. Da wollte sich der Pastor Henger denn unterthänigst erlauben, Se. Excellenz um ihr Fürwort bei Paulinen anzugehen, damit sie nicht um einer Grille oder eines übereilten Versprechens willen sich selbst und Andere unglücklich mache.

„Hat Jemand Ihnen einen Wink gegeben, Pastor, daß ich mit diesem Versprechen in irgend einer Beziehung stehe?" fragte Herr v. Walzendorf. „Antworten Sie aufrichtig, wie Sie es vor Gott und Ihrer Ehre verantworten können!"

— „Ja, Excellenz!" entgegnete der Pastor. „Die alte Charlotte Werner, die ehemalige Wirthschafterin meines Amtsvorgängers, kam neulich Abends zu mir, versicherte mich, daß sie es nicht mit ansehen könne, wie Pauline zum zweiten Male die Hand eines wackern Mannes verliere, und sagte mir, daß Euer Excellenz Paulinen des Versprechens entbinden und das Hinderniß beseitigen könnten. Sie versicherte dabei ausdrücklich, daß sie mir diesen Wink gegen Wunsch und wissen Paulinen's gebe."

„Folgen Sie mir in mein Privatkabinet, Pastor," sagte Herr v. Walzendorf. „Ich will Ihre Bitte erfüllen!" Dort nahm er aus einer Schublade seines Schreibtisches einen Brief, reichte ihn dem Pastor und sagte: „Sie waren vor zwei Jahren der Ueberbringer dieses Schreibens; nehmen Sie nun Kenntniß von seinem Inhalt — lesen Sie ungenirt!" Und nachdem er eine Weile mit starken Schritten und in sichtlicher Aufregung im Zimmer auf- und niedergegangen war, blieb er vor dem Pastor stehen, bis derselbe zu Ende gelesen hatte, und sagte dann: „Wie Sie hieraus ersehen, ist der Knabe Hugo von mir dem Pastor zur Verpflegung übergeben worden, und um nicht in einem falschen Lichte vor Ihnen zu stehen, erfahren Sie Folgendes: der verstorbene Pastor war in die demagogischen Umtriebe verwickelt, welche im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in unseren deutschen Staaten so viele Jünglinge der Ahndung der Gesetze preisgaben. Von einer Festung in seinem Vaterlande entlassen, exkleriſirt, kam er als Hofmeister meines verstorbenen Sohnes in mein Haus. Ich lernte ihn achten, und bereute nie seine Aufnahme, obwohl mich bei derselben, wie ich nicht leugne, eine politische Berechnung geleitet hatte. Später übertrug ich ihm die Pfründe, deren Patron ich war, und setzte es durch, daß die Nomination die landesherrliche Bestätigung erhielt. Ich stand damals im ersten Stadium meiner staatsmännischen Laufbahn und suchte durch solche Demonstrationen meinen Freisinn zu beweisen und mich populär zu machen. Pastor Rösler aber argwöhnte dieß niemals, und zollte mir die aufrichtigste Dankbarkeit, betheuerte mir seine unbedingte Ergebenheit, die ich lange nicht auf die Probe setzen wollte. Endlich aber kam die Gelegenheit hiezu. Sie sehen, ich spreche zu Ihnen mit der schonungslosen Offenheit eines Mannes, der sich dem Ziele seiner Laufbahn nahe weiß, und das Urtheil der Geschichte nicht fürchtet, aber Sie begreifen auch, daß ich um Dritter willen auf Ihre Discretion zähle. Ich war in meinem ehelichen Leben nicht glücklich gewesen, und diese innere Unbefriedigung, sowie eine gute Dosis Ehrgeiz, trieben mich auf die politische Laufbahn, der ich den größten Theil meines Lebens opferte, obschon ich meine Bemühungen nun zum Theil für vergeudet erachten muß. Von meinem ehrgeizigen Streben ganz erfüllt, von meiner Gemahlin durch

schreiende Dissonanzen in unserem beiderseitigen Wesen erfüllt, überließ ich unsere einzige Tochter, die mir nach dem Tode zweier Söhne noch verblieben war, ihrer schwachen Mutter und Miethlingen. Allein dieses Vergessen meiner Vaterpflichten rächte sich bitter. Meine Tochter war neunzehn Jahre alt, als sie sich, in Folge einer leichtsinnigen Verbindung mit einem Opernsänger, Mutter fühlte, und meine Frau mir dieß brieflich meldete. Der Schlag war für mich beinahe vernichtend, aber ich fühlte den Stachel der Nemesis tief in meinem Gewissen — es war nur die Sühne für die geringe Liebe und Sorgfalt, die ich auf die Erziehung meines Kindes verwendet hatte, und ich gelobte, das unschuldige Kind dieser pflichtvergessenen Tochter es nicht entgelten zu lassen. Sobald es der Amme entbehren konnte, übergab ich es dem Pastor Rößler und machte ihn zum Vertrauten, zum Bewahrer dieser Schmach meiner Familie. Er betheuerte mir mit wahrem Enthusiasmus, daß er sich freue, mir seine Dankbarkeit thatsächlich beweisen zu können, und leistete sammt seiner Tochter jenes Versprechen unverbrüchlichen Schweigens. Wie Vater und Tochter dieß gehalten haben, selbst zu einer Zeit, wo ihr Herz darunter bluten mußte, das haben Sie aus dem nachgelassenen Briefe Ihres Amtsvorfahrers vernommen. Ich habe dadurch zwei Leben vergiftet, den Ruf eines edlen, unschuldigen Mädchens preisgegeben, dem treuen Diener das Herz gebrochen. Aber nun sind der Opfer genug gebracht worden. Ich kann und will keine weiteren mehr verlangen. Sie wissen nun, was für eine Schranke Paulinen vermeintlich von Ihnen trennt — wollen Sie es dennoch mit ihr wagen, so entbinde ich Paulinen ihres Wortes, befürworte ihre Werbung bei diesem seltenen achtungswerthen Mädchen, und gebe den Knaben in eine andere Verpflegung!"

— „Nein, Excellenz, thun Sie dieß nicht! Pauline wird sich nicht von dem Jungen trennen können," entgegnete der junge Pastor. „Lassen Sie mich Ihnen einen andern Vorschlag machen: wenn Pauline meine Frau wird, so wollen wir Hugo adoptiren, damit er Eltern und ein Vaterhaus habe und nicht einst, wenn er sein Schicksal erfährt, der unbekannten leiblichen Mutter fluche. Dieser Entschluß, wenn er Ihre Billigung erlangt, wird mir Paulinen's Herz vollends gewinnen helfen, und ich werde meinen Pflichten als Vater dieses Knaben stets nachkommen!"

„Sie sind ein braver, wackerer Mann, Pastor!" entgegnete der Minister gerührt. „Ich nehme Ihr Anerbieten an und bleibe Ihr Schuldner. Paulinen's Ausstattung ist meine Sache, und für des Knaben Zukunft werde ich in meinem Testamente sorgen."

— „Nun fehlt nur Eines noch: die Einwilligung der leiblichen Mutter Hugo's!" sagte Henger. „Euer Excellenz werden es verzeihlich finden, wenn ich im Interesse Hugo's und in unserem mich sicher stellen will, daß der Sohn uns nicht später einmal entrissen werde!"

„Ich gebe Ihnen ein Dokument, welches Sie hiegegen sicher stellen soll, lieber Pastor!" sagte der Minister. „Mein Schwiegersohn, Baron Lüs in Kopenhagen, weiß natürlich nicht um dieß Geheimniß und soll es auch nie erfahren, und meine Tochter hat hierin keine Stimme. Sie, die seit acht Jahren nie das Verlangen verspürte, auch nur die Züge ihres Kindes zu sehen, hat ihre Ansprüche auf dasselbe verloren; und dem Vater Hugo's hab' ich die seinigen durch einen Receß abgekauft. — Reisen Sie mit Gott nach Hause und seyn Sie glücklich: ein Brief von mir, den Sie gegen Abend abholen können, wird Ihre Wünsche krönen. Grüßen Sie mir Paulinen und halten Sie sie werth!"

4.

Pastor Henger und Pauline Rößler wurden zwei Monate später ein Paar, und ein sehr glückliches, und als Hochzeit-Angebinde erhielt Henger das Dekret, welches ihn zum Nachmittags-Prediger an der Hauptkirche einer Provinzial-Hauptstadt ernannte, sammt einem Schreiben des Herrn v. Walzendorf, worin dieser unter Anderem sagte:

> „Ich bin nach meiner Weise wieder egoistisch gewesen, indem ich Ihre Ernennung durchsetzte. Der kleine Hugo ist nachgerade in einem Alter, wo er einer höhern Schule anvertraut werden muß, und N. hat sehr gute Lehr-Anstalten. Dazu ist es die höchste Zeit, daß ich noch etwas für Sie thue, denn ich gedenke, mich zur Ruhe zu setzen, und dann ist N. nur wenige Meilen von meinem Gute Bornau entfernt, und ich kann Sie zuweilen besuchen, und mich für die Fortschritte des armen Wurms interessiren ꝛc."

Das that er denn auch redlich in den drei oder vier Jahren, welche ihm noch zu leben beschieden waren. Er gestand dann zu, daß es ihn ein Opfer gekostet habe, Henger von Bornau wegzuschicken, allein er habe die Klatschsucht und Mißdeutelei der Dörfler gefürchtet, welche aus seinen zeitweiligen Besuchen im Pfarrhause und seinem unverhohlenen Interesse für den Knaben leicht hätten Schlüsse ziehen können, welche der Wahrheit nahe gekommen wären. Hugo fühlte sich ganz wundersam zu dem dicken Herrn hingezogen, der ihm bei jedem Besuche versprach, für seine Zukunft zu sorgen, falls er tüchtig lerne und ein braver Mensch werde. Herr v. Walzendorf schien nämlich die Ruhe von den Geschäften und der Aufenthalt auf dem Lande sehr gut zu bekommen, denn er ward gewaltig dick, und starb eines Morgens ganz unvermuthet an einem Schlagflusse, als gerade seine Tochter mit ihrem Gatten auf dem Schlosse zu Bornau zum

Besuche waren. Der Minister schien kein Testament gemacht zu haben — wenigstens fand man kein solches —, und die ganze Hinterlassenschaft ging daher auf die Baronin Lüs, das Majorat aber auf ihren einzigen Sohn über, — eine Kleinigkeit von einer Million an reinem Allod-Vermögen. Pauline und ihr Gatte betrauerten den Tod ihres gütigen Gönners aufrichtig. Einige Male besprachen sie auch den Plan, an die Baronin zu schreiben und ihr kundzuthun, daß ihr Vater stets versprochen habe, Hugo ein Legat auszusetzen; allein immer kamen sie wieder von diesem Plane ab, denn der Gedanke, daß die Baronin, anstatt ein kleines Kapital für Hugo auszusetzen, denselben zu sich nehmen oder für seine Erziehung anderweitig Sorge tragen oder den Knaben gar in's Ausland schaffen lassen werde, um einer möglichen Entdeckung dieses Familien-Geheimnisses vorzubeugen, verursachten gewichtige Bedenken.

„Laß den Knaben in seiner jetzigen Sphäre, liebe Pauline!" sagte Henger dann; es ist ein Fingerzeig von oben, daß ihn die Vorsehung ausersehen hat, sich selber einen Weg durch die Welt zu bahnen. Wir wollen das Unsrige thun, um ihn zu einem brauchbaren und tüchtigen Menschen zu machen, und alles Weitere dem himmlischen Vater anheimstellen. Er wird's am besten fügen!"

5.

Etwa zehn Jahre nach Paulinen's Verheirathung mit dem Diaconus Henger begegnen wir ihr wieder. Sie sitzt im Garten unter einem großen, schattigen Birnbaume inmitten ihres Kinderhäufleins, und „lehret die Mädchen und wehret den Knaben," und es ist ein liebliches Bild, die Mutter mit ihrem kleinen Häuflein so zu sehen. Pauline hat die Reize der Jugend verloren, und in ihrem gesetzten Wesen liegt sogar etwas Matronliches, aber der Reiz der Anmuth, der Gesundheit, Herzensgüte und des Widerscheins eines ruhigen Gemüths und guten Gewissens schmücken sie wundersam, denn es sind Reize, denen der Zahn der Zeit wenig anhaben kann.

In diesem Augenblick tritt der Diaconus mit ungewöhnlicher Hast aus der Hinterthüre des Hauses in den Garten und ruft seiner Frau: „Komm', liebe Pauline, es wünscht Dich Jemand zu sprechen!"

— „Wer ist es denn?" fragt Pauline, und eilt' dem Rufe ihres Gatten Folge zu leisten.

„Eine vornehme Dame aus Paris mit einem Kinde!" entgegnete der Diaconus, und Beide treten in's Besuchszimmer.

Die fremde Dame erhob sich nur halb vom Sopha, worauf sie Platz genommen hatte, und grüßte mit kalter Höflichkeit und einem gewissen Stolze, welcher vielleicht nur angenommen war, um andere Gefühle und Empfindungen zu verbergen. Pauline blickte einen Moment fragend in das Gesicht der Fremden; regelmäßige, schöne Züge, gehoben durch alle Künste der Toilette, waren es, Augen voll Geist und Intelligenz schauten ihr entgegen, aber um die schmalen Lippen, um die feingeschnittene, dünne Nase lag ein Zug von Leidenschaftlichkeit, Härte und Selbstsucht, den selbst das freundliche Lächeln nicht verstecken konnte, welches die Dame nun annahm. Sie mochte so ziemlich vom selben Alter seyn, wie Pauline; allein sie war hager, schlank, hochgewachsen, und erschien daher wider Willen älter, während Pauline durch ihren Embonpoint und den ruhigen Frieden ihres Angesichts vortheilhaft von ihr abstach.

Die ersten Blicke der fremden Dame mochten dieselbe ebenfalls auf diese Ueberzeugung geführt haben, und ein beinahe neidischer Blitz ihres dunklen Auges, ein flüchtiger, düsterer Schatten, der über ihre Züge hinflog, hatte dieß bekundet, war dann aber einer süßlichen Freundlichkeit gewichen, welches die beiden anderen Personen über die Wahrnehmung dieses vorübergehenden Affekts täuschen sollte.

„Sie erkennen mich nicht mehr, wie es scheint, Pauline?" hub die fremde Dame endlich an.

— „O, doch! nun erkenne ich Sie, gnädige Frau!" entgegnete Pauline freundlich; „Ihre Stimme ist noch ganz dieselbe und auch in Ihrem Aeußern hat sich wenig verändert. — Die Frau Baronin von Lüs, geb. Freiin von Walzendorf, die Tochter unseres seligen Gönners und Freundes!" wandte sie sich dann an ihren Gatten.

„Ah? Sehr viel Ehre, gnädige Frau!" sagte Henger und konnte eine gewisse Unruhe nicht verbergen, denn ihm schwante, daß der Besuch dieser Frau nichts Gutes bedeute.

Das Gespräch drohte zu stocken, denn Pauline fühlte mit ihrem Gatten unwillkürlich dasselbe. Allein die Baronin war eine allzu weltgewandte Frau, um es so weit kommen zu lassen. „Ich bin seit einigen Wochen in Bornau zum Besuche," sagte sie, „und ich konnte mir die Freude nicht versagen, meine liebe Jugendfreundin wieder aufzusuchen und zu umarmen," und dabei schlang sie wirklich beide Arme um Paulinen's Nacken, drückte sie an sich und hauchte einen Kuß auf ihre Wange.

Pauline erglühte verlegen; sie wagte diesen Kuß nicht zu erwidern — ein Etwas in ihr, eine plötzliche, unerklärliche Regung sträubte sich dagegen. „Wie gütig von Ihnen, gnädige Frau!" stammelte sie und beugte sich herab, um der Baronin die Hand zu küssen, was diese auch ruhig geschehen ließ, als ob sich dieß von selbst verstehe.

„Ich bin Ihnen so gut, so aufrichtig dankbar, liebe Pauline," fuhr die Baronin fort und legte eine gewisse Wärme in ihre Worte; „ich habe mich schon seit Jahren gesehnt, Sie wiederzusehen, um Ihnen dieß zu sagen; allein nie fand ich dazu Gelegenheit. Als mein lieber Vater starb, war ich allerdings in Ihrer Nähe; allein mein Gemahl war bei mir, und ich mußte es mir versagen, Sie zu be-

suchen. Jetzt aber, wo ich seit zwei Jahren Wittwe bin," setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu und führte das Battistuch an die Augen, „wo ich über meine Handlungen Niemand mehr Rechenschaft zu geben habe, wollte ich diesen Besuch nicht länger aufschieben, meine theure Pauline . . . . ."

— „Also Wittwe, gnädige Frau? das wußten wir ja gar nicht!" sagte Pauline mit inniger Theilnahme. „Erlauben Sie mir, Ihnen mein aufrichtiges Beileid auszudrücken. Ach, es muß eine furchtbare Prüfung für ein liebendes Frauenherz seyn, einem geliebten Gatten, dem Vater seiner Kinder, der festen Stütze seines Lebens so in die frühe Grube nachblicken zu müssen! Mich dünkt, selbst der größte Reichthum und die gesichertste Stellung im Leben können diesen Schmerz einer Wittwe anfangs nicht lindern . . . ."

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Zeit-Schätzung. Zu den schon mehrmals angewendeten Mitteln, lange Zeiträume im Alter des Menschengeschlechts zu schätzen, gehören die Schlammablagerungen großer Ströme, besonders des Nils, der sich dazu deßhalb besonders eignet, weil sein bekanntes Steigen und Fallen äußerst regelmäßig und ruhig, und also eben so das Zurücklassen der Schlammablagerungen stattfindet. Von 1855 bis 1858 sind in Aegypten nach und nach 95 senkrechte Bohrungen durch die Nilanschwemmungen gemacht worden, welche folgende wichtige Ergebnisse hatten: Bei den Ausgrabungen des Kolosses von Ramses II. in Memphis durchschnitt man 9 Fuß 4 Zoll abgelagerten Schlamm, ehe man auf die Platform kam, worauf der Koloß steht. Ist nun die Platform um 1361 vor Christi Geburt, in der Mitte der Regierung von Ramses, gebaut worden, so ist seitdem, also in 3215 Jahren (bis 1854), in jedem Jahrhundert durchschnittlich eine Schlammschicht von 3½ Zoll abgelagert worden. Unter der Platform grub man noch 30 Fuß weiter durch ältere Schlammschichten, ehe man auf einen Sandboden kam, unter welchem man keine weiteren Schlammablagerungen vermuthete. Diese 30 Fuß entsprechen nach obigem Verhältniß von 3½ Zoll auf das Jahrhundert einem Zeitraum von 10,286 Jahren, und es liegt also in den Nilablagerungen bei Memphis allein der ziemlich sichere Zeitmesser von zusammen 14,500 Jahren vor. Aber das wichtigere ist, daß man in der größten Tiefe von 39 Fuß einen Scherben von gebrannter Töpferarbeit fand, von dem man nicht annehmen konnte, daß er erst später in diese Tieflage gekommen sey. Dieser hätte also dort 14,500 Jahre gelegen und gäbe dafür Zeugniß, daß vor eben so vielen Jahren das Menschengeschlecht nicht nur bestanden, sondern bereits so weit kultivirt gewesen sey, um aus Thon mit Hilfe des Feuers Geschirre zu verfertigen. Schon 1799 unternahm Girard am Nil vergleichen Schätzungen, welche beinahe ganz gleiche Zeitmaße ergaben.

Ein Essen, das ein gewisser englischer Lord vor neun Jahren in den Bädern von Lucca gab, beschrieben die „Notes and Queries" folgendermaßen: Fleisch, Fisch und Gemüse waren zum Wenigsten zwei Jahre alt, da sie in einer jetzt freilich ganz ungewöhnlichen Weise eingemacht worden; die Caraffen enthielten Wasser, das ursprünglich salzig gewesen, aber durch einen eben damals entdeckten chemischen Prozeß süß gemacht war; der Wein war vermittelst einer Taucherglocke von dem Grunde der Themse heraufgeholt, wo er über ein Jahrhundert in einem versunkenen Schiffe gelegen hatte, und das Brod war aus Weizen gebacken, den der Lord selbst in einer der Pyramiden gefunden, und in England gesäet hatte. Bei einem Mahle der Art ließe sich jetzt auch ein Pulver aufsetzen, das bei Tische zu Sahne flüssig gemacht werden könnte, sowie Früchte aus allen Jahreszeiten, die scheinbar erst soeben frisch gepflückt worden.

Bevölkerung der Erde. Nach einer Berechnung, welche Dieterici, der bedeutendste deutsche Statistiker, gemacht und der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat, beträgt die Gesammtzahl der Menschen, die man seither bald zu 900, bald zu 1000 Millionen annahm, in runder Summe 1300 Millionen oder genauer 1,383,000,000. Diese vertheilen sich in die einzelnen Erdtheile folgendermaßen: Europa 272 Millionen, Asien 750 Millionen, Afrika 200 Millionen, Amerika 59 Millionen, Australien 2 Millionen. Das seiner Einwohnerzahl nach größte Reich der Erde, das chinesische, berechnet sich auf 400 Millionen Einwohner, das neuerdings oft besprochene japanesische Reich auf 35 Millionen, die jetzt noch öfter erwähnten, englischen Besitzungen in Ostindien auf 171 Millionen. Die Gesammtbevölkerung des türkischen Reiches beträgt etwa 37 Millionen, von denen 18,740,000 auf die europäische Türkei kommen. Von den 59 Millionen, welche in Amerika wohnen, kommen auf die vereinigten Staaten von Nordamerika 23,191,000.

Räthsel.

Dich geduldig Wesen
Hab' ich heut erlesen,
Will vor allen Dingen
Dich auf dir besingen.

Dich, des Wechsels Stätte,
Dich, des Geistes Bette,
Dich, Chaussee der Hände,
Endlich und ohn' Ende,

Dich, der Musen Fähre
Ueber Berg und Meere,
Meine Augenweide
In der Unschuld Kleide,

Drauf ich Räthsel malen
Darf und Liebesqualen,
Mondschein, Sterngewimmel,
Erde, Höll' und Himmel.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 16. | den 23. Februar 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Baronin blickte Paulinen bei diesen Worten scharf an, als ob sie eine Sprache vernähme, die ihr ganz fremd klänge; dann senkte sie rasch die Augen und sagte mit einem Seufzer: „Ja, gewiß, meine Liebe, ein solcher Trauerfall erschüttert eine Frau selbst dann, wenn sie keinen Grund mehr hatte, ihren Gatten zu lieben, und wann eine solche Katastrophe nur die providentielle Lösung eines Bundes war, welchen blos noch Rücksichten der Convenienz und der Vernunft beisammen hielten!“

— „Wie?“ fragte Pauline, „war denn Ihre Ehe keine glückliche? hat der Baron Sie nicht geliebt?“

„Lassen wir das, meine Liebe!“ versetzte Frau von Lüs trocken. „Es genügt, Ihnen zu sagen, daß mein Gemahl ein Spieler und Wüstling war, welcher mich nöthigte, in den letzten Jahren unserer Ehe getrennt von ihm zu leben, um meinen Kindern das böse Beispiel ihres Vaters zu entziehen; daß mein Ehestand mir unerträglich geworden wäre, wenn meine Vermögensverhältnisse mir nicht erlaubt hätten, oft Monate lang die Nähe dieses Mannes zu fliehen und mir den widerlichen Anblick seiner Debauchen zu ersparen!“

— „O, wie sehr beklage ich Sie, gnädige Frau!“ sagte Pauline. „Gewiß haben Sie es nicht an liebevollen Bitten und eindringlichen Vorstellungen und nachsichtiger, hingebender, aufopfernder Zärtlichkeit fehlen lassen, um ihn von seinem trostlosen, sündhaften Wandel abzubringen?!“ Dem Diaconus entging der bittere Hohn und das starre Erstaunen nicht, womit die Baronin diese Zumuthung aufnahm, und er machte seiner Frau ein Zeichen, sie solle hievon abbrechen, denn er begriff wohl, wie sehr sich Pauline irrte, indem sie ihre Jugendfreundin nach ihrem eigenen Herzen beurtheilte. Allein Pauline schien es nicht bemerken zu wollen und fuhr fort: „Es muß allerdings betrübend seyn, und ein Gegenstand schweren Kummers und mancher bangen Nachtwache, wenn eine Frau derartige Bemühungen um das zeitliche und ewige Wohl ihres Gatten als erfolglos erkennt; allein das Bewußtseyn, hierin seine Pflicht gethan und selbst dem unglücklich verblendeten, irrenden Manne Liebe und Treue bewahrt zu haben, gibt unserem Herzen die süße Zuversicht und freudige Hoffnung, daß unser Gebet für das Seelenheil eines solchen Mannes bei dem allbarmherzigen himmlischen Vater Erhörung finden werde. Und der Tod ist ja ein mächtiger Versöhner; ich glaube, es ist unmöglich, einem solchen Manne über das Grab hinüber zu zürnen, namentlich, wenn man gesehen hat, daß der Sterbende Angesichts der Pforten der Ewigkeit noch seine Schuld und Verblendung erkannt und aufrichtig bereut hat. Und dieß hat gewiß Ihr seliger Gemahl gethan, gnädige Frau, wenn er Sie so mit den Kindern an seinem Sterbebette knieen sah — nicht wahr?“

Die Baronin saß wie auf Kohlen; die zuckenden Mundwinkel, die blitzenden Augen und das erglühende Antlitz verkündeten die unangenehme Aufregung, welche in ihr vorging. „Verstatten Sie mir, Sie auf einen kleinen Irrthum aufmerksam zu machen, Madame,“ entgegnete sie mit mühsam errungenem Gleichmuth; „Sie sind von einer falschen Voraussetzung ausgegangen, wenn Sie glaubten, der Baron Lüs seye in meinen Armen gestorben. Ich muß Ihnen bemerken, daß die ehelichen Dissidien zwischen uns nach dem Tode meines seligen Vaters eine Wendung genommen hatten, welche eine Scheidung, eine Auflösung der Ehe wünschenswerth machten. Die gerichtlichen Schritte zu diesem Zwecke waren schon eingeleitet, und ich lebte von dem Baron getrennt in Paris, als er in den Bädern von Lucca von einem römischen Edelmanne, mit dessen Frau er eine Intrigue angesponnen haben soll, im Duell erschossen wurde. Die Nachricht von seinem Tode kam mir erst auf dem Umwege über Kopenhagen zu und ersparte mir und unseren Kindern den Affront, welcher leider von einer gerichtlichen Scheidung kaum zu trennen ist.“

— „Gott seye seiner Seele gnädig!“ stammelte Pauline tief erschüttert und blickte unter Thränen abwechselnd ihren Gatten und die Frau an, welche diese Katastrophe mit solch ruhiger Fassung und Kälte zu erzählen im Stande gewesen war.

Eine lange, peinliche Pause entstand. Pauline fühlte keine Lust und keinen Beruf, das Gespräch

wieder aufzunehmen. Die Baronin suchte trotz aller Weltgewandtheit vergebens nach einem geeigneten Uebergang auf den eigentlichen Gegenstand ihres Besuchs. Endlich brachte sie ein zierliches Etui von dunkelgrünem Maroquin zum Vorschein, und überreichte es Paulinen mit der Bitte, es als ein Andenken an eine dankbare Jugendfreundin anzunehmen. Frau Henger war mehr erstaunt als angenehm überrascht, als bei einem Druck der Baronin auf die Feder das Etui aufsprang und eine kostbare Parüre mit Perlen und Türkissen ihr entgegenblitzte: Halsband, Fingerring, Broche, Ohrgehänge und Armband von der schönsten und elegantesten Arbeit in reichgravirtem, mattem Golde.

„Dieß mir, gnädige Frau?!" rief sie fast erschrocken; „unmöglich! das ist zu reich, zu kostbar, zu fein für eine einfache Frau von meinem Schlage! Nein, meine Gnädige! dieß kann und werde ich nie annehmen! Es paßt sich nicht für meine Verhältnisse; ich kann mir nicht sagen, daß ich es verdient habe! Es macht mir wider Willen den Eindruck, als ob man mir mit einem so reichen Geschenke etwas abkaufen oder abringen wolle, was . . . ."

— „Pauline! fiel ihr Gatte ihr sanft in's Wort, — „sey nicht ungerecht aus Mißtrauen! Ich bin zwar ebenfalls dafür, daß Du ein solch überreiches Geschenk ablehnest, allein lediglich aus dem Grunde, weil es Deinem und meinem Stande nicht entspricht!"

Die Baronin wollte es Paulinen aufnöthigen, aber diese blieb standhaft gegen Bitten und Vorstellungen und kümmerte sich weder um die Verlegenheit noch um die finsteren Blicke Ihrer Jugendfreundin.

„Madame," sagte die Baronin endlich kalt und legte das Etui unmuthig bei Seite, „Sie müssen nicht gering von mir denken, wenn ich jetzt auf einen andern Zweck meines Besuchs zu reden komme. Glauben Sie meiner Versicherung, daß dieses unbedeutende Angebinde in keinerlei Weise mit demselben im Zusammenhang steht, und noch weniger dazu bestimmt war, Sie zu ködern. Ich hatte die uneigennützigste Absicht, Ihnen damit eine Freude, eine kleine Ueberraschung zu bereiten, ein Andenken an diesen Besuch zu hinterlassen. Allein brechen wir davon ab! Ich wünschte jetzt eine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen über einen Gegenstand, welcher mich ebenso genau angeht als Sie . . . ."

Der Diaconus wollte aufstehen, allein Pauline winkte ihm, zu bleiben, und sagte: „Um Vergebung, gnädige Frau! aber es ist in unserer Ehe Sitte und Grundsatz, daß Keines von uns Beiden Geheimnisse vor dem Andern habe. Der Gegenstand, über welchen Sie vermuthlich mit mir reden wollen und den ich schon in dem Augenblick errathen habe, wo ich Sie erkannte, betrifft meinen Gatten ebenso nahe als mich, und ich erkläre Ihnen, daß ich in allen Dingen, welche jenen Gegenstand betreffen, meinen Willen und Entschluß demjenigen meines lieben Mannes unterordne!"

Sie sagte dieß mit einer Offenheit und Bestimmtheit, und mit einem solch muthigen Blicke, daß sie die Baronin dadurch einigermaßen verblüffte, und sie setzte sich nicht eher wieder, als bis die Baronin mit kaltem Achselzucken sich in das Unabwendbare ergeben hatte.

„Aber Ihre kleine Tochter hier?" fragte Henger.

— „Ist unerheblich; das Kind versteht nur Französisch," entgegnete Frau v. Lüs.

„Sie wünschen Hugo zu sehen?" fragte Pauline, und ihr Ton klang so kalt, als ob sie jede Minute gewärtig seye, ihre Rechte an den Pflegsohn vertheidigen zu müssen.

— „Ja, Madame! noch mehr — ich wünsche ihn mit nach Paris zu nehmen und fortan für ihn zu sorgen," versetzte die Baronin ebenso kalt. „Meine jetzige Stellung und die freie Verfügung über mein Vermögen erlauben mir nun, für seine Zukunft zu sorgen."

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau, Ihnen zu bemerken, daß diese Fürsorge für Hugo unsere Pflicht ist," sagte der Diaconus. „Mit Ihrer Einwilligung und der Billigung Ihres seligen Herrn Vaters haben Pauline und ich vor zehn Jahren den Knaben an Kindesstatt angenommen, denselben, wie unser Gewissen uns bezeugt, seither wie ein eigen Kind gehalten und erzogen, und ihm eine Laufbahn bestimmt, für welche er sich aus freier Wahl und mit sichtlichem innerem Beruf entschieden hat!"

— „Und diese Laufbahn wäre?"

„Die eines Bergbau-Verständigen oder eines Ingenieurs," entgegnete Henger.

— „O, das trifft sich ja ganz gut — es war meine Absicht, ihn in die Pariser polytechnische Schule zu bringen: so erreichen wir Beide denselben Zweck!" sagte die Baronin lebhaft und mit einem freundlichen Lächeln. „Ich hoffe, Sie werden mir das Recht nicht bestreiten wollen, etwas für Hugo zu thun. Ich denke zu gut von Ihnen, um nicht zu glauben, ja um nicht überzeugt zu seyn, daß Sie die bürgerlichen Rechte, welche Sie an ihn erworben haben und die ich gewiß ehre und mit aufrichtigem Danke anerkenne, über meine natürlichen Rechte stellen wollen!"

Paulinens Busen wogte und in ihren Augen glühte ein wildes Feuer, ganz verschieden von ihrem gewöhnlichen sanften Wesen; ihre zusammengekniffenen Lippen mit den zuckenden Mundwinkeln bezeugten, daß sie sich nur mit Mühe bezwang, daß aber das geringste bittere Wort den Damm sprengen konnte. Allein ihr Gatte ergriff ihre Hand, drückte sie mit Wärme, als ob er sie damit beruhigen und trösten wolle, und wandte sich dann an die Baronin mit den Worten: „Lassen Sie uns die Sache

ruhig und methodisch erörtern, gnädige Frau! Bevor wir auf Ihren Wunsch auch nur einen unmaßgeblichen Bescheid ertheilen können, muß meines Erachtens die wichtige Vorfrage gelöst seyn, in welcher Eigenschaft Sie sich Hugo's annehmen wollen? ob als blose Gönnerin, ob als Mutter?"

Die Baronin stutzte. „Ich kann hierauf nicht eher antworten, als bis ich den Jüngling gesehen habe," sagte sie ausweichend; „allein wozu dieß? Was soll diese Frage?"

„Von ihrer Beantwortung hängt das Geschick eines Menschenlebens ab, gnädige Frau," entgegnete Henger mit eindringlicher Würde. „Nur die größte Wahrheit und Offenheit hierüber kann uns bestimmen, Rechte an Hugo aufzugeben, welche nicht blos bürgerlicher Natur, sondern die heiligsten und natürlichsten sind, die nur gedacht werden können! — Sie überraschen mich nicht mit Ihrem Begehren, gnädige Frau! schon hundertmal habe ich mir im Stillen gesagt, daß dieser Fall eintreten könnte, wo die Mutter ihr Kind zu sehen, zu herzen, zu sich zu nehmen begehrt, und dieser Augenblick trifft mich daher nicht unvorbereitet. Er war das Damokles-Schwert, das seit zehn Jahren über meinem Haupte hing, und mir stündlich sagte, daß die Liebe und Fürsorge für den armen Knaben mich einst mit einem großen Schmerze oder inneren Kampfe bedrohe. Aber Sie sehen mich gerüstet, beide zu bestehen, Madame, und ich bitte Sie, mit mir allein über diese Sache zu verhandeln und, eingedenk der Pflichten des Dankes, welche Sie um Hugo's willen gegen meine theure Gattin haben, durch bündige Kürze und Offenheit diesem liebevollen, zärtlichen Herzen das Erschütternde einer längeren Verhandlung zu ersparen! Ja ich möchte wünschen, daß Sie und ich die Frage allein erledigten."

„Nein, nein, Heinrich! nimmermehr!" rief Pauline. „So sehr ich Dir vertraue, so muß ich doch dabei seyn, wenn über das Geschick meines Hugo gewürfelt werden soll! Bin ich nicht auch seine Mutter? habe ich ihn auch nicht unter dem Herzen getragen, so trage ich ihn doch in meinem Herzen, und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich durch Leid und Liebe meine Ansprüche an ihn redlich erkauft habe! Ist er nicht eben als mein Schmerzenssohn mir so theuer, wie jedes meiner eigenen Kinder?"

— „Bleiben Sie, Pauline! ich achte Ihre Anrechte," sagte die Baronin. „Allein kommen wir zur Sache! ich bin gewillt, Hugo einstweilen als Gönnerin zu nahen, mir sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit zu erwerben, und dann, wann mir dieß gelungen seyn wird, ihm anzuvertrauen, in welch innigem Verhältniß wir zu einander stehen. Kränkt dieß etwa Ihre Rechte, Pauline?"

Diese schwieg, der Schmerz, der durch ihre Seele zog, ließ sie keine Worte der Erwiderung finden. Der Diaconus aber sagte: „Noch eine bestimmtere Antwort auf die Eine Frage, meine Gnädige: soll Hugo je auch vor der Welt Ihr Sohn seyn, Ihren Namen tragen, Ihrer Kinder Bruder und gleichberechtigter Miterbe seyn? . . . . Sie zögern, Sie weichen der Antwort aus? Nun denn, so ist unser Bescheid einfach der: wir werden Sie nicht einmal als Gönnerin Hugo's zulassen."

— „Das können und dürfen Sie mir nicht verbieten, mein Herr!" rief die Baronin aufwallend. „Ich behaupte sogar, die Macht dazu steht Ihnen nicht einmal zu."

„Lassen Sie uns nicht hadern mit Gründen für und wider, gnädige Frau, sondern hören Sie mich einen Augenblick geduldig an," sagte Henger sanft und ruhig. „Was kann es helfen, daß Sie sich dem Jüngling nahen, wenn er im Dunkeln bleiben soll über die innige Verwandtschaft, welche zwischen Ihnen und ihm besteht? Was wird es ihm überhaupt frommen, wenn Sie sich seiner annehmen? Hugo hat eine Heimath, hat Eltern, die er so dankbar und innig liebt, wie Sie ihn lieben. Lassen Sie ihm diese Heimath, die Eltern; lassen Sie ihn in dem bescheidenen, frugalen Boden, worin er aufgewachsen ist; lassen Sie ihn durch Fleiß und Rechtschaffenheit, durch Umsicht und Sorgfalt seinen eigenen Weg durch das Leben suchen! Er wird, wenn auch kein ausgezeichneter, doch immerhin jedenfalls ein brauchbarer, redlicher und achtungswerther Mensch werden!"

— „Das ist ja auch mein Wunsch, mein bester Herr!" entgegnete Frau v. Lüs. „Ich will nur Hugo's wahres Beste, wie Sie selbst, und es scheint nur, als ob wir uns nicht darüber verständigen könnten. Sie haben ohne Zweifel selbst Familie, und ich halte es daher für meine Pflicht, für die Ausbildung Hugo's in seinem Beruf die Kosten zu tragen, denn ich weiß nicht, ob mein seliger Papa jemals Ihnen die Mittel hiezu an die Hand gegeben hat . . . ."

„Eigentlich hat er dieß nicht gethan," sagte der Diaconus. „Bei Lebzeiten des gnädigsten Herrn bezogen wir ein reichliches Kostgeld für das Kind von Seiner Excellenz und erhielten oft das Versprechen, daß Se. Excellenz dereinst für Hugo sorgen wolle, allein wie Sie wissen, gnädige Frau, starb Herr von Walzendorf ohne Testament . . ."

— „Ja, so ist es — er scheint nicht Zeit noch Lust gefunden zu haben, ein solches zu errichten," fiel ihm Frau v. Lüs hastig und mit einer gewissen Verlegenheit in's Wort, als ob sie eine unangenehme Erinnerung rasch von sich weisen wolle. Sehen Sie, eben deßhalb will ich jetzt eintreten, um die Absicht des Vaters auszuführen."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Die Krinolinen und ihr Einfluß auf den Wallfischfang. Wir haben ganz authentische Nachrichten, wornach es gerade hundert Jahre sind, daß die Krinoline unter dem Namen „Reifrock" bei unsern Großmüttern in höchster Blüthe stand. — Mac Cullochs Handbuch für Kaufleute giebt hierüber folgende Aufschlüsse: „Im Jahre 1760, als die steifen Schnürbrüste und ungeheuren Reifröcke noch in der Mode waren, fand große Frage nach Fischbein statt und man bezahlte es zu enormen Preisen; das Pfund kostete 7 fl. und mehr, was bei dem damaligen hohen Silberwerthe als sehr hoch anzuschlagen ist. — Nach einem alten englischen Gesetze aus den Feudalzeiten gehörte der Schweif des Wallfisches der Königin, als erforderlich, um Ihrer Majestät Garderobe mit Fischbein zu versehen. — Diese Erscheinung beweist, daß das Quantum des durch den Wallfischfang eingebrachten Fischbeines nicht für den Bedarf ausreichte, und während sonst der Hauptgewinn aus dem Thran des Wallfisches gezogen wurde, war die Ausbeute des Fischbeines an dessen Stelle getreten. — Als die Reifröcke nach und nach verschwanden, fiel der Preis des Fischbeines auf 48 Kreuzer das Pfund, also auf den zehnten Theil seines vorigen Werthes. — Ungeachtet nun in jetziger Zeit häufig Stahlreife anstatt der Fischbeinreife angewendet werden, so sind die Krinolinen Ursache, daß Fischbein jetzt von zwei Gulden auf sechs Gulden das Pfund gestiegen ist und noch theurer werden muß. Nicht genug! — die Krinoline hat, weil der Absatz von Thran mit dem Verbrauch des Fischbeines nicht gleichen Schritt halten konnte, den Hamburger Handelsplatz, der bei dem Thranhandel am meisten betheiligt ist, in Verluste von Millionen und Fallimente gebracht. — Es wird durch Anführung dieser Thatsachen keine Uebertreibung beabsichtigt, sondern lediglich bewiesen, daß mit den Dimensionen der Reifröcke die Preise der dazu verwendeten Stoffe steigen und fallen müssen.

Bankerotte in den Vereinigten Staaten und Brittisch-Nordamerika 1857 und 58. Die Agency von Douglas in New-York gab im vorigen Jahre eine, wenn auch vielleicht in Einzelnheiten ungenaue, doch im Ganzen annähernd richtige Zusammenstellung sämmtlicher im Jahre 1857 ausgebrochener Fallimente. Die Zahl derselben betrug danach 5118 mit Gesammtpassiven von 299 3/10 Mill. Doll. Dieselbe Firma hat jetzt ein gleiches Dokument über 1858 veröffentlicht. Nach demselben sind im verflossenen Jahr in den obengenannten Ländern 4537 Fallimente ausgebrochen, also viel weniger als 1857. Die Summe der Gesammtpassiva hat sich dagegen um 66 2/3 % vermindert. Sie wird nämlich auf 100 Mill. Doll. angegeben. — Trotz alledem erscheint Amerika als das Land der Bankerotte.

Die **Weisheit** besteht in der nöthigen Erkenntniß und Neigung, Böses abzuwenden, zu vermindern und zu endigen; Gutes hingegen zu befördern, zu vermehren und zu unterhalten. Wer Weisheit zu seinem eignen Besten verlangt, muß erstlich die Mittel und Handlungen, wodurch seine wahre Glückseligkeit befördert wird, richtig zu erkennen suchen, und zweitens Geschicklichkeit erwerben, die erkannten Mittel zu seiner Wohlfahrt wirklich anzuwenden. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die zur Weisheit gehören, ist die Erkenntniß unserer selbst; denn sowohl unser angenehmes, als trauriges Schicksal wird bei verschiedenen Umständen zum Theil durch unsere Natur und Gewohnheiten erwirket.

Weibliche Postmeister gibt es gegenwärtig 128 in den Vereinigten Staaten. Sie erhalten dieselben Gehalte, wie die männlichen Postmeister, müssen wie diese ihre Bürgschaft stellen, kurz, werden völlig auf männlichem Fuße behandelt, möchte man sagen. Allein nur Jungfrauen, respektive unverheirathete Ladys haben diese Aemter empfangen, „damit sie doch einen nützlichen Zeitvertreib haben", setzten lose Mäuler hinzu. Gewöhnlich werden solche Stellen nur an Personen gegeben, die sich bei der Parthei auszeichneten, welche der jedesmalige Präsident angehört. Es fragt sich nun, welche Verdienste um die Demokraten-Parthei diese 128 Jungfrauen-Postmeister gehabt haben mögen?

Der Maler

Ein Maler bin ich, laß es mir nicht nehmen;
Mir gab's der Gott, ich sag' es stolz und frei.
D'rum darf ich mich vor keinem Meister schämen,
Wie groß und hochberühmt er immer sey.
Kein Mensch hat mir den Pinsel übergeben,
Die Farb' und ihn holt' ich vom tiefsten Leben.

Will ich in reines Weiß den Pinsel tauchen,
Meinst Du, es sey in Milch, in Schnee am Rain?
Und sollte mir ihr Weiß die Lilie hauchen,
Sein Weiß der Schwan — nicht wollt' ich es; o nein!
Es ist der Hals, es ist die blanke Stirne
Von meiner vielgeliebten zarten Dirne.

Soll glühend Roth auf dem Gemälde brennen,
Ist's das der Kirsche an dem vollen Baum?
Willst Du der Pfirsichblüthe Roth mir nennen?
Des Apfels Wang' des Abendrothes Saum?
O nein, die Lippe ist's, die süße, lose
Von meiner aufgehauchten lieben Rose.

Soll duft'ger Hauch in dem Gemälde zittern,
Glaubst Du, es sey der eifenfeld'ne Flor,
Aus welchem freudebebend nach Gewittern
Die Zauberlandschaft bräutlich schaut hervor?
O nein, es ist der Augen feuchtes Glimmen
Wenn sie im süßen Schmerzensthaue schwimmen.

Soll süße Wehmuth alles überschweben,
Die dich ergreife wie mit Allgewalt:
Es ist das ahnungvolle Heimwehbeben,
Das mich ergreift nach ihrer Huldgestalt,
Es ist um sie das tiefe inn'ge Sehnen,
Bethaut mit nieversiegten bittern Thränen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 17.** den 27. Februar 1859.

Der Liebesbettler.

Als Bettler möcht' ich vor der Holden flehen,
Nur einen Blick sie sollte schenken mir;
Mit stummem Aug' wollt' ich um Liebe flehen,
Kein einzig Wort wollt' sprechen ich zu ihr.

Und säh' sie meines Auges stummes Flehen,
Gewiß sie nähm' als Diener mich zu sich;
Ich dürfte dann in Ihrem Schatten gehen,
Sie zu bedienen wär' mir wonniglich!

Als Bettler möcht' ich vor die Holde treten,
Und stolz als Dichter sing' ich ihr mein Lied;
Wie oft die Augen auch um Liebe flehten,
Noch keinen Gruß die Stolze mir beschied.

Stünd' ich am Besuv, in des Kraters Schlunde
Wollt' ich versenken meinen Sangesdrang;
Dann würd' es ruhig mir im Herzensgrunde,
Versengen würd' der Vulkan meinen Sang.

Dann könnte doch die Holde mich verstehen,
Dann rief' sie mich mitleidig an ihr Herz;
Dies ungestillte Sehnen würd' vergehen,
Verschwinden dieser namenlose Schmerz.

Dann würd' die Holde doch mein Leid bedauern,
Was nimmer sie dem stolzen Dichter thut,
Den tiefe Schmerzen stets die Brust durchschauern,
Den ach! durchglühet eine Höllengluth.

Als Bettler möcht' ich vor der Holden stehen,
Sie nähme mich als Diener in ihr Haus;
Den stillsten Wunsch vom Aug' ihr abzusehen,
Es füllte schön mein Liebesleben aus!

Dann könnt' mein Leben ich bei Ihr verhauchen,
In Ihrem Dienst, o welche Himmelslust!
Ich darf mich ach! in diesen Wunsch nicht tauchen,
In tiefem Leid verzehrt sich meine Brust!

Julius Rutter.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

„Dieß bedarf es eigentlich nicht, meine Gnädige," fuhr der Geistliche fort. „Als wir uns verheiratheten, hatte Herr v. Walzendorf die Gnade, meine liebe Frau auszustatten und ihr eine nicht unbedeutende Kapitalsumme zur Morgengabe zu schenken. Nun sind Pauline und ich längst darüber einig, die Zinsen dieser Summe als Kostgeld für Hugo anzusehen, und damit die Kosten seiner Ausbildung zu bestreiten."

— „Das ist edel von Ihnen, sehr edel und großmüthig von Ihnen gedacht," sagte die Baronin; „allein ich kann, ich darf dieß nicht annehmen. Sie haben noch mehr Kinder, welche unter der Großmuth leiden. Ich bin reich und es ist mein Wunsch, jetzt, ob auch erst spät, meine Pflicht an Hugo zu erfüllen. Er soll die besten Schulen, Universitäten u. s. w. besuchen, soll reisen, — aber auf meine Kosten! ich bin überzeugt, dieß können, dieß dürfen Sie mir nicht wehren."

„Nein, dieß wollen und können wir Ihnen nicht verweigern, wenn wir nicht gegen Hugo selbst grausam seyn wollen," sagte Herr Henger; „ich nehme dieses Anerbieten mit Dank an — aber doch auch nur unter Einer Bedingung: daß diese Unterstützungen ihm durch uns zufließen, und Pauline und ich nach wie vor mit der Leitung seiner Erziehung, wie mit der Verantwortlichkeit für dieselbe betraut bleiben!"

— „Auch dieß will ich Ihnen zugestehen gegen eine andere Bedingung," sagte die Baronin.

„Und diese wäre?"

— „Sobald Hugo's Erziehung vollendet ist, soll er auswandern, nach Nord- oder Südamerika, nach Australien — wohin er will — nur fort, weit fort von hier!" versetzte die Baronin.

„Darein willige ich nimmermehr!" rief Pauline aufwallend. „Siehst Du wohl, Heinrich, daß man uns den Knaben nur abkaufen wollte? Das also steckte hinter dem Ganzen? Die gnädige Frau will wieder heirathen, und da soll der arme Hugo aus dem Wege! Nein, dazu biete ich niemals die Hand! Wie wollte ich es dereinst vor dem Allmächtigen verantworten, dem Kinde Vaterland und Heimath

und Sohnesrechte verschachert zu haben um ein Linsengericht!?"

Die Baronin, welche sich dem Ziele schon so nahe geglaubt hatte, stand betreten. Eine peinliche Pause entstand. Frau v. Lüs verschmähte es, Paulinen beruhigen zu wollen durch Ausreden oder Unwahrheiten. Sie las in dem flammenden Auge, dem feierlich-ernsten Gesichte dieser Frau, daß hier keine Lügen fruchteten, daß ihr Scharfsinn und ihre Klugheit an dem gerechten Mißtrauen eines liebenden Mutterherzens abprallten, das in Vertrauen wie Argwohn gleich energisch ist.

In diesem Augenblicke furchtbarer Spannung öffnete sich die Thüre, und ein kräftiger, blühender Jüngling von etwa achtzehn Jahren trat in's Zimmer und meldete den Eltern, daß die Suppe auf dem Tische stehe. Beim Anblick der vornehmen fremden Dame wollte er sich so eben verlegen zurückziehen, als der Diaconus ihm winkte. — „Hugo," sagte er, „begrüße die Baronin Lüs, die Tochter unseres hochseligen Gönners, des Herrn Ministers v. Walzendorf."

Erröthend und doch von einem gewissen warmen Interesse getrieben, trat der Jüngling schüchtern, jedoch ohne alles linkische Wesen, der Dame entgegen, die ihn beinahe mit den Augen verschlang, die bebende Hand nach ihm ausstreckte und nach Worten rang, um ihn anzureden.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädige Frau," sprach Hugo mit einer wohlklingenden Tenorbariton-Stimme. „Ihr seliger Herr Vater war so freundlich gegen mich, daß ich mich recht glücklich schätzen würde, wenn ich meine aufrichtige Dankbarkeit gegen den Seligen Ihnen bethätigen dürfte!" damit drückte er ihr warm die Hand und blickte sie aus seinen großen sprechenden Augen offen an.

— „Ich danke Ihnen, mein junger Freund.." stammelte die Baronin verwirrt. „Sie haben . . . ein gutes Herz . . . . Ich möchte Ihnen dieselbe Freundlichkeit bezeugen, wie mein Vater! . . . . Ich bin . . . . Ihnen gut, ich möchte für Sie sorgen! — O mein Gott! es sind ganz seine Augen, seine Züge, seine Stimme!" rief sie dann leidenschaftlich aus, schloß den überraschten Jüngling rasch an ihr Herz und drückte ihm einige leidenschaftliche Küsse auf die Wange.

Pauline warf sich bei diesem Anblick stürmisch an ihres Gatten Hals, wandte ihr Gesicht ab und stieß einen unartikulirten Schrei aus. Herr Henger suchte sie zu beruhigen. Das kleine Fräulein schaute ganz betreten drein.

„Ich weiß nicht, ob wir uns wiedersehen werden, mein junger Freund!" fuhr die Baronin fort, die ihre ganze Fassung eingebüßt zu haben schien; „allein ich bin Ihnen gewogen, ich werde für Sie sorgen, und wenn Sie je einer Hilfe, einer Freundin oder Gönnerin bedürfen, die Ihnen irgendwie nützen kann, so erinnern Sie sich meiner . . . . Wenden Sie sich vertrauensvoll an mich und . . . als Pfand dafür empfangen Sie . . . . diesen Ring zum Andenken an Ihre . . . . Freundin!" Noch eine stürmische Umarmung und sie eilte hinaus, gefolgt von ihrem Kinde. Ehe Pauline und die anderen Anwesenden sich noch von ihrer Verblüffung erholt hatten, hörte man den Wagen der Baronin schon die Straße hinunterrollen.

Hugo starrte noch immer den kostbaren Brillantring an, welchen ihm die Dame an den Finger gesteckt hatte, und wußte sich dieses Ereigniß von nur wenigen Minuten nicht zu deuten. Seine Aufregung, wie sein Erstaunen steigerten sich aber noch, als jetzt auch Pauline auf ihn zueilte, ihn lange weinend an ihr Herz schloß und nichts zu äußern vermochte als die Worte: „Mein Kind! mein Kind! mein armes Schmerzenskind!"

Den ganzen Tag waren die Eltern, wie Hugo verstört; gegen Abend aber begleitete der Jüngling den Diacon auf einen Spaziergang in's Freie. Anfangs waren Beide stumm; doch sah Herr Henger, daß Hugo den Brillantring am Finger trug und ihn stumm betrachtete.

„Und Du fragst nicht, Hugo, was denn der ganze Auftritt von diesem Morgen zu bedeuten habe?" hub endlich der Diaconus an und legte seine Rechte auf des Jünglings Haupt.

— „Ich habe es nicht gewagt, darnach zu fragen, lieber Papa," versetzte Hugo. „Es schauert mich an, wie ein Geheimniß, das nichts Gutes birgt. Warum hat mich diese Frau so heftig geküßt? wofür dieses reiche Geschenk, diese seltsamen Versicherungen?"

„Grüble darüber nicht nach, mein lieber Sohn! vielleicht hat diese Frau irgend ein Unrecht an Dir begangen oder begehen wollen, vor welchem sie selbst bei Deinem unvermutheten Anblick zurückbebte! Was weiß ich? — Die Beziehungen der Menschen unter einander sind oft merkwürdig genug; allein derartige Räthsel löst nur die Zeit! Der vorsichtige und besonnene Mensch wagt nicht, den Schleier zu lüften, der sie bedeckt."

— „Das fühle ich instinktmäßig," sagte Hugo. „Ich weiß nicht, wie es kommt, allein es graut mir vor dieser Frau wie vor einer . . . . vor einer Wahnwitzigen! Ich möchte den ganzen Auftritt vergessen, und doch fühle ich, daß mir dieses Gesicht ewig in der Erinnerung bleiben wird. Jedenfalls aber bitte ich Dich, lieber Papa, daß Du mir diesen Ring aufbewahrst, damit er mich nicht immer wieder an jenen erschütternden Auftritt erinnere, den ich vergessen will!"

Der Diaconus drückte den Jüngling gerührt an sein Herz und bestärkte ihn in diesem Vorsatz.

6.

Vier Jahre später hatte Hugo seine theoretische Ausbildung vollendet und sollte nun reisen und praktische Erfahrungen sammeln. Die Baronin hatte seither nichts mehr von sich hören lassen, als daß sie einmal an den Diaconus schrieb, er solle ihr ein Daguerrotypbild von Hugo senden. Dagegen war seitdem regelmäßig jedes Halbjahr dem Diaconus eine bestimmte Summe „als Beitrag zu den Kosten der Ausbildung seines Sohnes Hugo" von einem Banquier in der Residenz eingesandt worden.

Frau v. Lüs war verschollen; ein Gerücht sagte, sie habe sich wieder verheirathet, allein Niemand wußte mit Wem, wann oder wo dieß geschehen war. Das Majoratsgut stand noch immer unter der Verwaltung der Obervormundschaft-Behörde, sollte aber dem jungen Baron Lüs demnächst bei Erreichung seiner Volljährigkeit ausgehändigt werden. Der junge Herr machte einstweilen die große Tour, und seine Mutter schien, wie es wenigstens den Diaconus und seine Frau bedünken wollte, alle Verbindungen mit dem Vaterlande abgebrochen zu haben.

Die Frage, wohin Hugo zunächst zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse als Berg- und Hüttenmann gesandt werden sollte, war für die Pflege-Eltern ein Gegenstand sehr ernster Erwägung. Hugo's Kenntnisse und Fähigkeiten hatten ihm ungewöhnlich günstige Zeugnisse verschafft und seine Lehrer riethen ihm, einen größern Wirkungskreis aufzusuchen, als ihm die beschränkten Verhältnisse seines Vaterlandes bieten konnten. Allein es fehlte an Gönnern, die hiezu hülfreiche Hand oder Vermittelung boten. Der Diaconus erinnerte Paulinen an Herrn Grund, ihren ehemaligen Bräutigam, jetzt einen der bedeutendsten Industriellen in Frankreich; allein sie wollte nichts davon hören. Pauline schlug vor, an Frau v. Lüs sich zu wenden — und ihr Gatte ahnte, welche gewaltigen inneren Kämpfe Paulinen dieser Entschluß gekostet haben mußte — allein dieß wollten weder der Diaconus noch Hugo billigen. Aber was sonst? Mitten in diese Zweifel und Verlegenheiten hinein kam ein Ereigniß, das sich mit einem Schrecken anließ und mit einer äußerst günstigen Lösung endete. Dieß ging folgendermaßen zu.

Eines Tages saß die Familie so eben bei Tische als das Stubenmädchen die Meldung machte, draußen stehe eine vornehme, fremde Dame, eine Französin, mit einem Kinde, begleitet von einem Lohnlakaien, welcher behaupte, die Fremde wünsche den Herrn Diaconus und seine Frau zu sprechen. Eine Leichenblässe scheuchte alsbald alle Farbe von Paulinen's Wangen, und ihr Blick streifte rasch die Gesichter des Gatten und Hugo's. Beide verstanden, was dieser Blick zu bedeuten hatte. Wen Pauline unter der Fremden vermuthete.

„Nur ruhig, meine Liebe," flüsterte der Diaconus, nachdem er Gretchen beauftragt hatte, den Gast in's Besuchszimmer zu führen. „Wer weiß, wozu es gut ist, daß wir ihr wieder begegnen!"

— „Du hast Recht," entgegnete Pauline leise, und suchte sich zu fassen; „es ist nicht Muthlosigkeit, sondern nur der jähe Schreck! Ich werde gefaßt seyn — komme, was da wolle, es kommt von Gott, und ich ergebe mich darein!"

Als sie aber in das Besuchszimmer traten, standen sie vor einer andern Frau. Es war eine untersetzte, dicke Französin von südlichem Typus, mit dunklem Teint, pechschwarzen Haaren und Augen, die sich graziös vom Sopha erhob und Paulinen einen Brief reichte mit einer freundlichen Rede, von welcher diese nichts verstand als die Worte: „de la part de Monsieur Robert Grund à Chailly-les-Forges."

— „Von Robert Grund?" wiederholte sie betroffen und nahm zögernd den Brief, den sie dann ihrem Gatten reichen wollte, damit dieser ihn erbreche und zuerst lese; allein Herr Henger lehnte dieses Ansinnen mit einer leichten Handbewegung ab und sagte: „Lies nur, meine Liebe! ich habe das vollste Vertrauen in Dich und ihn!"

Die verschiedensten Empfindungen spiegelten sich während der Durchlesung dieses Briefes in den beredten, ausdrucksvollen Zügen Paulinen's wieder: Freude, Schmerz, Rührung, Zärtlichkeit, der Widerschein alter, süßen Jugend-Erinnerungen, die tiefsten Gemüthsbewegungen eines beinahe feierlichen Ernstes. Dann aber reichte sie ihrem Gatten rasch den Brief, näherte sich dem Kinde und schloß es mit stummer Innigkeit in ihre Arme.

Der Diaconus las:

„Meine liebe Freundin Pauline!

„Meine eigenen Gefühle inniger Hochachtung und Freundschaft für Dich geben mir die Ueberzeugung, daß auch Du des Freundes Deiner Jugend noch mit Wohlwollen und Vertrauen gedenkst. Dieß gibt mir den Muth, eine Bitte an Dich zu stellen, welche Du mir nicht abschlagen wirst, und deren Erfüllung auch Dein Gatte mir nicht versagen wird. Ich sende Dir eine Waise, mein einziges Kind; nimm es auf, erziehe es mit den Deinigen, erziehe es zu Deinem Ebenbilde. Leonie ist gut und lenksam; sie ist dankbar für jedes Wort der Liebe, für jedes Zeichen herzlicher Theilnahme. Dieses weiche, bildsame Wesen soll mir nicht durch das Unding, was man hier zu Lande Erziehung nennt, verdorben werden; sie soll nicht in diesem tollen Genußleben aufwachsen, in welches mich mein Schicksal hineingeführt hat. Ich wünschte ihr den Segen einer herzlichen, gemüthvollen und frommen deutschen Hauserziehung zu sichern.

„Leonie ist eine Waise; ihre Mutter, die ich sehr geachtet habe, ist seit mehreren Jahren todt, und die Gouvernanten und Miethlinge haben mir aus ihr nichts Gutes gemacht. Ich bin wieder verheirathet, allein die Mutter, die ich ihr gegeben, ist noch weniger für sie, als die Miethlinge. Ihr Herz droht hier vom Frost erstickt zu werden, denn was kann ich für das Kind thun? ich muß spekuliren, mein Vermögen, meine Geschäfte verwalten, und so hat Leonie beinahe auch den Vater verloren. In meinem Schmerz und meiner Sorge um das Kind habe ich an Dich gedacht, meine theure Pauline! Laß sie Dein Kind werden, dann geht der Traum unserer Jugend wenigstens einigermaßen in Erfüllung. Ich kann Dir keinen größeren Beweis meines Vertrauens und meiner Achtung geben, als durch die Bitte: erziehe und bilde meine Tochter, laß sie Dein Kind seyn, bis ich einst nach der Heimath zurückkehren werde, um sie aus Deinen Händen wieder abzuholen.

„Es wäre Entweihung, meine theure Freundin, wenn ich an diese Bitte eines besorgten Vaterherzens Fragen und Verhandlungen über den Lohn Deiner Bemühungen anknüpfen wollte. Den innern Lohn, liebe Pauline, wirst Du in Dir selber finden; und da ich reich bin, sehr reich sogar, so werde ich mir natürlich von Deinem Gatten und Dir nichts schenken lassen. Aber als ein Zeichen Eures Vertrauens würd' ich es ansehen, wenn Du mir einen Deiner Söhne oder deren mehrere anvertrauen wolltest, damit ich für ihre Zukunft sorge und sie zu tüchtigen Männern heranbilde, deren Laufbahn für alle Zeiten eine gesicherte seyn wird.

„Ich danke Dir im Voraus für die Erfüllung meiner Bitte, die Du — ich weiß es — mir nicht abschlagen wirst. Grüße Deinen lieben Mann und mach' ihn mir befreundet. Die herzlichsten Wünsche für das Wohl Deiner ganzen Familie sendet Dir mit seinen freundlichsten Grüßen

Dein

Robert Grund."

„Chailly-les-Forges, 10. April 185 . ."

„Nun, lieber Heinrich?" fragte Pauline und führte ihm die kleine Leonie an der Hand entgegen; „darf ich? darf sie bei uns bleiben?"

— „Von Herzen gern — in Gottes Namen!" entgegnete der Diaconus und betrachtete das hübsche zarte Kind, das etwa sieben Jahre alt seyn mochte und ohne außergewöhnliche Befangenheit sich hier unter den fremden Leuten bewegte. „Willst Du bei uns bleiben, meine liebe Leonie? soll diese Frau hier Deine Mama seyn?"

Leoniens Augen füllten sich mit Thränen, aber sie schmiegte sich an Paulinen an und sagte: „Meine rechte Mutter ist im Himmel und die neue Mama liebt mich nicht. Aber Papa sagte: ich solle zu einer Frau kommen, die eben so lieb und freundlich gegen mich seye, wie meine Mama im Himmel. Sind Sie diese Frau, Madame?"

„Ja, mein Kind! ich bin es, ich will es seyn, will Dir eine zweite Mutter werden, so wahr mir Gott helfe!"

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Die gute alte Zeit. Es ist nicht mehr Sitte, daß die berühmten Sängerinnen auf ihren Reisen an den Wirthstafeln speisen. Sie sind zu vornehm geworden. Sonst war es anders. Sie verschmähten es nicht, sich den Gästen in vertraulicher Ungezwungenheit und geistreicher Unterhaltung zu zeigen, und das war für die Gasthofbesitzer, die sie mit ihrer Gegenwart beglückten, eine Quelle guter Einnahmen. Als die berühmte Bethmann einst an einer Wirthstafel speiste, wurde zum Dessert eine verdeckte Schüssel aufgetragen. „Das ist für Sie," sagte der Wirth. — „Für mich?" fragte die überraschte Künstlerin, „ich entsinne mich nicht, etwas Besonderes bestellt zu haben." Dabei hob sie den Deckel und erblickte eine Anzahl niedlich zusammengelegter Billets, gerade so viel als Gäste bei Tische saßen. Es waren Liebeserklärungen. (Das war der Styl damaliger Zeit Schauspielerinnen gegenüber.) „Das ist ein wenig complicirt," sagte die liebenswürdige Künstlerin, „allein ich will Billets für Billets gewähren und doch keine Eifersucht erregen." Darauf legte sie eine gleiche Anzahl Logenbillets zu ihrer Benefizvorstellung, welche den Abend statt fand, auf einen Teller und gab denselben dem Kellner, um ihn den galanten Herren zu präsentiren. Die gute alte Zeit!

Nutzen der Vögel. Ein Bauer in Bringhampton, New-York, schoß im letzten Jahr in seinem Waizenfeld eine Goldamsel, um seinen ungläubigen Nachbar von dem Nutzen der Vögel durch den Augenschein zu überzeugen. Er öffnete in dessen Gegenwart den Kropf des Vogels und fand darin etwa 200 Wiebeln und nur 4 Waizenkörner, und diese 4 Körner waren durch Wiebeln angebohrt.

Die Lebenstage der Menschen gleichen den sybillinischen Büchern: je weniger davon übrig sind, desto kostbarer werden sie.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:

Das Papier.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 18. | den 2. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Französin hatte diesem Auftritt nur mit dem Auge zu folgen vermocht, da sie der deutschen Sprache nicht mächtig war; aber sie schien davon gerührt. Man nöthigte sie und Leonie, sich mit zu Tische zu setzen und bei dem einfachen Mahle Bescheid zu thun, und Hugo machte den Dolmetscher. Die Kinder, namentlich die Mädchen, jubelten laut bei der Nachricht, daß sie in Leonien eine Schwester und Gespielin erhalten sollten, und ergötzten sich an dem fremden Accent und dem gebrochenen Deutsch des hübschen Kindes. Nach Tische aber wurden Leoniens Effekten herbeigeholt und ihr Bettchen in einem Stübchen neben dem Schlafzimmer der Eltern aufgeschlagen, welches sie mit Paulinens beiden Töchterchen theilen sollte.

Als dieß besorgt war und Leonie mit den beiden Gespielinnen und ihren Puppen sich unterhielt, Madame Regnier aber ein Schläfchen machte, um von den Strapazen der Reise auszuruhen, ging Pauline in den Garten hinunter, wo der Diaconus mit einem Buche in der einen und der Pfeife in der andern Hand auf und ab spazierte.

„Heinrich, lieber Mann!“ sprach sie und schlang einen Arm um ihn, „hast Du wirklich von Herzen gern Deine Einwilligung gegeben?“

— „Gewiß, meine Liebe! mit vollem Vertrauen und inniger Freude,“ entgegnete er, ihre Rechte ergreifend und sah ihr zärtlich in's Auge. „Siehst Du, Herr Grund kennt Dich beinahe so gut wie ich, und der Vorschlag, welchen er Dir macht, zeugt von seiner unwandelbaren Hochachtung für Dich und Deinen innern unveräußerlichen Werth. Wie hätte ich also da mich seinem Wunsche und Deinem Verlangen opponiren können!“

„Lieber, edler Mensch! mein vortrefflicher Heinrich!“ flüsterte sie und ihre Augen überquollen. „Und es hat Dich nicht unangenehm berührt, daß Robert so an mich schrieb, mir das alte „Du“ gab und daß ich auf seine Bitte so rasch einging?“

— „Nein, meine theure, gute Pauline, nur gefreut hat es mich — innig gefreut. Es ist eure alte Liebe, nur in einem andern Gewand — wer will Euch das verdenken! Ich gewiß nicht, denn ich fühle mich dem lieben Gott und Herrn Grund stündlich hoch verpflichtet dafür, daß ich seinem damaligen Zurücktreten von der Verlobung Dich verdanke, die liebe, treue Gefährtin und die Freude meines Lebens!“ Damit schloß er sie mit Inbrunst an sein Herz.

„Mein lieber, guter Heinrich! wie edel, wie uneigennützig!“ flüsterte Pauline mit Thränen der Rührung und Freude. „Ach, wo hätte ich je damals gedacht, als mein Verhältniß zu Robert sich gelöst hatte, daß ich noch so glücklich und zufrieden werden würde, wie ich es durch Dich geworden bin!“

— „Nenne mich nicht uneigennützig, meine Liebe!“ entgegnete er lächelnd. „Sieh, es war auch ein Bischen Berechnung dabei, was mich diesen Wunsch so rasch erfüllen ließ: die Berechnung, durch ein solches Zugeständniß Dich noch weit inniger an mich zu knüpfen. Man muß durch solche kleine Verpflichtungen von Zeit zu Zeit den Bund der Ehe enger verknüpfen, — meinst Du nicht auch?“

„Loser! Du scherzest nur, um Deine eigene Rührung zu verbergen!“

— „Und siehst Du, Pauline,“ fuhr er fort und suchte den scherzhaften Ton noch immer aufrecht zu erhalten, „meine eigennützige Berechnung reichte sogar noch weiter. Hugo ist es ja eigentlich, dem ich Deine Hand und Dein Herz verdanke, und Hugo's Zukunft macht uns gerade jetzt einige Sorge. Da kommt nun das Anerbieten des Herrn Grund als ein rechter Glücksfall, wie die Leute sagen würden, oder als ein providenzieller Akt, wie ich es nennen möchte, und die Rücksicht auf den Jüngling würde bei mir jeden Skrupel niedergeschlagen und mich zu einem Opfer bewogen haben, wenn ich je ein solches darin gesehen hätte.“

„Du meinst also, wir sollen Hugo zu Grund senden und ihm übergeben?“

— „Ei gewiß, meine Liebe! scheint es denn nicht die Vorsehung selbst zu wollen?“ entgegnete der Diaconus. „Auch Herr Grund wünscht es, und wir brauchen nicht zu fürchten, daß er uns damit ein Opfer bringe oder zu Dank verbinde. Der Vortheil ist sicher so sehr auf seiner, wie auf Hugo's Seite — die gegenseitigen Leistungen werden sich

kompensiren, denn so wie ich unsern Sohn kenne, erwirbt sich Herr Grund in ihm einen treuen Mitarbeiter und zuverlässigen, umsichtigen Gehülfen. Hast Du mit Hugo schon darüber gesprochen?"

— „Ja, mein Lieber! er freut sich kindlich auf diesen Wirkungskreis, falls derselbe Deine Einwilligung habe. Madame Regnier schilderte ihm das ganze Etablissement von Chailly mit seinen Hohöfen, Walzwerken, Hüttenwerken, Schmelzöfen u. dergl. m. und theilte ihm mit, daß Herr Grund sie schon in Kenntniß gesetzt habe, sie werde vermuthlich einen Knaben von hier nach Frankreich zurückführen. Ihr Mann ist Inspektor eines Hüttenwerks, welches Herrn Grund gehört, und sie hat eine Anzahl junger Leute aus den besten Ständen in Kost und Wohnung, welche als Volontäre auf den berühmten Werken von Chailly arbeiten. Eben darum verlangt es sie auch, möglichst bald wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren."

— „Und da sollen wir Hugo so ohne Weiteres mitsenden, Pauline?"

„Grund wünscht es, wie Du siehst, und wenn Du ihn kenntest, würde es Dich gar nicht verwundern. Das ist ganz seine Weise. Hat er sich einmal für etwas entschieden, so setzt er es sogleich in's Werk, ohne alle Vorbereitungen, und ruht nicht, bis er es durchgesetzt hat. Bei ihm geht Alles Schlag auf Schlag!"

— „So komm' und laß uns mit Madame Regnier sprechen."

* * *

Acht Tage später fuhr eine Extrapostchaise dem großen Etablissement von Chailly-les-Forges zu, das im Innern Frankreichs auf der Südgrenze des Departements Haute-Marne liegt, und in der Dämmerung des Frühlingsabends sich schon von Weitem durch den rothen Glast seiner Hohöfen und den schwarzen Rauch seiner Dampfmaschinenessen ankündigte. Die lebhafte Madame Regnier zeigte ihrem jungen Begleiter Hugo alle Einzelnheiten, so gut es die Dämmerung erlaubte, und die Aufregung und Freude der Heimkehr ließ sie ohne Unterlaß schwatzen, ohne auf die Fragen des Jünglings zu hören. Nun bog der Wagen von der Straße ab, fuhr durch das Gitterthor und die junge Allee eines Parks und hielt nach wenigen Minuten vor einer sehr eleganten, schloßähnlichen Villa, welche auf einem kleinen Hügel erbaut, das ganze Etablissement überschaute, und deren Lage doch so trefflich gewählt war, daß man hier weder vom Lärm noch vom Rauch der Werkstätten, Oefen und Maschinen belästigt wurde.

„Hier ist die Wohnung des Herrn Grund," sagte sie. Ein Lakai in Livree sprang herzu, öffnete den Schlag und erkannte nicht sobald die Frau des Inspektors, als er ausrief: „Ah, Madame Regnier! Der Herr ist zu Hause und erwartet Sie schon den ganzen Nachmittag. Bitte, treten Sie ein!"

„Kommen Sie, mein Freund!" sagte sie zu Hugo, und bald standen sie Beide in einem höchst eleganten und reichen Empfangzimmer. Einen Augenblick später öffnete sich eine Nebenthüre, ein anderer Lakai bat sie einzutreten, und sie traten in einen hellerleuchteten Salon vor einen hagern, hochgewachsenen Mann von etwa fünfzig Jahren oder mehr, der ihnen so freundlich entgegenlächelte, als es der gewöhnliche Ernst seiner Züge gestatten mochte.

„Willkommen, Madame Regnier! willkommen Hugo!" sagte er und nöthigte sie, sich zu setzen; der Frau schnitt er alle Entschuldigungen wegen ihres Reisekostüms vor dem Munde ab, indem er ihre Hand kräftig schüttelte und rief: „Madame Regnier, ich bin Ihnen zu dauerndem Dank verbunden; Sie haben Ihre Mission mit bewundernswürdigem Takt und Geschick durchgeführt und ich habe schon Briefe und telegraphische Botschaften aus N., daß Leonie und alle Ihre Lieben, Hugo," wandte er sich an diesen, „gesund und wohl sind. Nun ich meine Tochter dort untergebracht weiß, ist mir eine große Sorge von der Seele, und ich bin deßhalb auch herzlich vergnügt. — Und nun, meine gute Madame Regnier, wie hat es Ihnen denn in Deutschland gefallen? Nicht wahr, Land und Leute sind so übel nicht, und die Sonne scheint dort eben so heiter wie hier, und man verspeist keine Talgkerzen mit Sauerkraut? Auch werden Sie keine Bären auf offener Straße angetroffen haben, nicht wahr? — Nun, und wie gefällt Ihnen denn Ihr junger Begleiter hier? Nicht wahr, das ist ein wahrer junger Herkules gegenüber von Euren ausgetrockneten, blassen, hageren, hohläugigen, blutlosen jungen Leuten? Morbleu! halten Sie mir ihn gut, und sorgen Sie dafür, daß er nicht verführt wird, denn er ist mir nach Leib und Geist auf die Seele gebunden! Ihr bestes Zimmer und Bett für ihn, und kein Spiel, keine nächtlichen Orgien mehr geduldet, so lange er in Ihrem Hause ist, oder Sie riskiren, meine Gunst zu verscherzen, Madame! Für heute und morgen ist Hugo aber mein Gast, bis Sie seine Einrichtung vollendet haben! — Und nun nochmals meinen besten Dank, meine gute Madame Regnier! ich bleibe Ihr großer Schuldner!"

Und damit drückte er ihr nochmals die Hand und entließ sie wie ein großer Herr. Hugo hatte dieß überrascht mit angesehen und verspürte eine gewisse Verlegenheit, als sich Herr Grund nun zu ihm wandte, ihm gegenübertretend seine dunklen, scharfen Augen auf ihn heftete, und mit den Worten: „Eh bien! à nous deux à présent!" ihn lange und sinnend betrachtete. So ernst und hart diese Züge waren, so zuckten sie doch unter dem Auftauchen verschiedener innerer Bewegungen und Erinnerungen, welche Herrn Grund durch die Seele ziehen mochten,

als er diesen jungen Mann betrachtete, den er einst als Kind auf den Knien gewiegt hatte.

„Zwanzig Jahre," sagte er endlich, wie aus einem tiefen Sinnen erwachend. „Zwanzig lange Jahre; und was liegt zwischen heute und damals? Du bist es also, Du der kleine Hugo, den ich damals im Pfarrhause von Bornau so oft auf den Armen getragen? Du bist der kleine Bursche, um dessen willen ich mein inneres Glück verlor, um meine äußere Fortüne zu machen? — Mein Gott, welch ein wunderliches Geschick, das uns jetzt wieder und auf diese Weise zusammenführt! . . . Allein weg mit diesen ersten Gedanken, mein junger Freund!" fuhr er dann plötzlich lebhaft und in einem weit heiteren Tone fort, als ob er alle Erinnerungen an die Vergangenheit zurückdrängen und dem jungen Gaste nur den freundlichen Wirth zeigen wollte. „Willkommen nochmals, herzlich willkommen! Du mußt Dir schon gefallen lassen, daß ich Dich dutze, Hugo, denn unsere Freundschaft ist ja schon zwei Jahrzehnte alt, und ich bin Dir gut; Du bist von Paulinen erzogen und ich lese es in Deinem ehrlichen blauen Auge, daß Du ihrer Liebe und Sorgfalt alle Ehre machst. Fortan bin ich Dein Pflegevater, Dein väterlicher Freund, Dein Lehrer und Beschützer streng, aber gerecht; es ist uns Beiden Ehrensache, daß ich Dich Paulinen einst als einen Zögling zuführe, auf den ich stolz seyn kann! Meine negativen Erfahrungen sollen Dir erspart werden; Du sollst in einer bescheideneren Sphäre und geregelten Thätigkeit bleiben, welche Dich langsam aber sicher zu Wohlstand und Geltung führt. Das schlüpfrige Gebiet der Spekulation, die hohle Lüge der großen Welt, das vermessene Wagen und Streben des Emporkömmlings, des Abenteurers sollen Dir erspart bleiben! — Doch zum Henker!" verbesserte er sich unwillig, „da bin ich schon wieder mitten in den ernsten Gedanken! Nicht so, mein junger Freund! laß uns zu Tische gehen, — wirst hungrig und müde seyn! Und hernach laß uns bei einem Glase Wein plaudern von der Heimath, von Paulinen und Deinem Vater, von Eurem Leben daheim, von Deinen Studien! Wir müssen einander erst ganz kennen lernen, damit wir uns künftig auch ganz verstehen und nichts zwischen uns stehe. Deine Mutter hat Dich an mein Herz gelegt, wie ich meine Tochter an das Ihrige, und da fühle ich wohl, daß ich mein Bestes thun muß, wenn ich nicht ganz und gar hinter Paulinen zurückbleiben soll!" —

7.

Das Etablissement von Chailly-les-Forges war ein Aktien-Unternehmen, dem Herr Grund als Direktor vorstand und wovon er weitaus den größten Theil der Aktien inne oder an sich gebracht hatte. Die Zukunft desselben war gesichert durch den erfolgreichen Betrieb, aber Herr Grund sah seit einigen Jahren, daß er den Ertrag der Werke noch um ein Bedeutendes höher steigern könnte, wenn er gewisse Fabricationen und Erzeugnisse damit verbände, wenn er nicht mehr von einem Verwaltungsrathe beschränkt wäre und überhaupt wo möglich nur für sein eigenes Interesse arbeitete. Der Gedanke, diese Werke an sich zu bringen, verfolgte ihn Tag und Nacht wie ein Gespenst, war der Angelpunkt seines Dichtens und Trachtens, das vermeintlich letzte Ziel seines Ehrgeizes. Man weiß, was dieß zu bedeuten hat: jeder Emporkömmling, jeder strebsame Industrielle oder Kaufmann hat ein solches Nec plus ultra, dem er mit verhängnißvoller Gier zustrebt, nach dessen Erreichung er aber nur wieder ein anderes neues Ziel sich vorsteckt.

Für Robert Grund war mit diesem Streben ein doppelter Sporn verbunden: Chailly war sein Werk, von ihm in's Leben gerufen, anfangs nur um Eisenschienen und Schienenstühle und andere Gegenstände des Bedarfs zu Eisenbahnen rasch und in größerer Nähe herzustellen, dann aber zu einem Eisenwerke größter Art und Ausdehnung mit Gießerei, Walz- und Hammerwerken, Maschinen-Werkstätten rc. erhoben. Er hatte es gegründet mit seinen Ersparnissen, mit dem Vermögen seiner ersten Frau; er hatte sich Opfer auferlegt, um es zu vergrößern, zu erweitern, er hatte nur ungern und nur im Drange der eisernen Nothwendigkeit das müssige Kapital Anderer herangezogen, indem er eine Aktiengesellschaft bildete. Aber er hatte sich schon damals gelobt, daß dieses ganze Etablissement, seine Schöpfung, noch einmal in sein ausschließliches Eigenthum zurückkehren müsse, denn dieß schien ihm eine Forderung seiner Ehre und seines Selbstgefühls zu seyn.

Die Opfer aufzuzählen, welche er diesem Zwecke schon gebracht hatte, gehört nicht in den Rahmen unserer Geschichte. Allein die dunklen, hohlen, tiefliegenden Augen, die hohe, kahle, faltenreiche Stirne dieses Mannes, die scharfgeschnittenen Winkel um Mund und Nase, die gebeugte Haltung und die unverkennbaren Spuren eines frühen Alters bekundeten deutlich genug, daß Herrn Grund's Laufbahn eine höchst sorgenvolle und mühsame gewesen, daß er selber kein verzogenes Schooskind des launischen Glückes war. — Zu den Opfern, die die Erfüllung seines Zweckes geheischt zu haben schienen, gehörte auch seine zweite Ehe. Die vornehme adelige Wittwe, die er geheirathet hatte, besaß eine sehr bedeutende Menge der Aktien von Chailly, und der Notar, welcher sie vertrat, hatte schon oft in den Generalversammlungen den Wortführer der Opposition gemacht. Dieser ward aus dem Felde geschlagen und wieder ein bedeutender Schritt dem Ziele näher gethan, als Grund die Baronin heirathete, obschon er vor sich selber und der Welt diesen Schritt damit zu motiviren suchte, daß er seinem Kinde eine Deutsche zur zweiten Mutter habe geben wollen! Als ob eine Dame, die eine Rente von fünfzig oder sechszigtau-

seud Franken besitzt, jemals besondere Anlagen zu einer guten Stiefmutter haben könnte!

In dieses Geheimniß seines jetzigen Lebens, welches sein ganzes Wesen erfüllte, hatte Herr Grund seinen Schützling eingeweiht, sobald sie sich gegenseitig näher kennen gelernt, sobald sie sich gegenseitig angenommen hatten, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. „Ich muß diesen Zweck erreichen, koste es, was es wolle; ich kann nicht eher ruhen," sagte er zu Hugo. „Ich weiß, ich reibe mich dadurch beinahe auf, denn meine Gesundheit ist schon unterwühlt, aber ich kann es nicht ändern — es treibt mich mit verhängnißvoller, unerbittlicher Gewalt dazu. Ich kann vielleicht über Nacht sterben, aber ich will mein Ziel zuvor erreichen, und vererbe Dir, mein lieber Hugo, das schöne Amt, meine Schöpfung fortzusetzen und im Gang zu erhalten. Lernst Du mich ersetzen, so soll Deine Zukunft eng verbunden werden mit derjenigen der Werke von Chailly-les-Forges."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Dienstbotenthum in Australien. Fowler erzählt in seinen Skizzen aus Australien: Hier verlangt eine Dienstmagd jährlich 35 Pfd. St. (circa 420 fl.) Lohn, wochentlich zwei freie Tage und Unbeschränktheit der Liebhaberzahl. Eines Nachts wache ich durch einen heftigen Hustenanfall auf, rieche Feuer, fahre aus dem Bett und weil ich über mir etwas höre, rufe ich der Magd, um zu erfahren, ob sie irgendwo etwas in Brand gesteckt habe. „Ach Gott, Herr, nein," antwortet sie mit der größten Unbefangenheit, „es ist blos ein guter Freund bei mir, der nach dem Abendessen eingekehrt ist und seine Pfeife raucht." Ein anderes Mädchen verließ uns an dem Tag, wo meine Frau in's Wochenbett kam. Sie wäre nicht gewohnt, in einem Hause bei einem Regiment Kinder zu leben. Eine Dritte ging eines Abends wie gewohnlich zu Bett, klopfte um drei Uhr Morgens an unsere Schlafkammer, sagte uns höflich Adieu, fuhr dann aus dem Hause, indem sie einen Regenschirm mitnahm, und ward fortan nicht mehr gesehen. Drei oder vier Tage jedoch nach ihrer Flucht bekamen wir den Regenschirm mit folgendem Billet wieder: „Fräulein Marianne läßt sich pflichtschuldigst empfehlen und hofft und bittet, daß sie ihretwegen außer Sorgen seyn mögen. Nächsten Freitag werde ich mich verheirathen." (Im Original: Miss Maryane presents Her dutyfull respex, and she trusts and Prays U will not b Ankshouse on her account; J am going 2 b married on Friday next.) Sowohl in Melbourne als in Sydney werden Mädchen in Büreaux gedungen, wo sie sich jeden Morgen nach der neuesten Mode gekleidet einfinden und auf Verwendung warten. Gegen das Ende des vorigen Jahres hatte in Sydney die Krinoline ihre vollste Breite erreicht, und eines Tages war zu meiner großen Belustigung an einem dieser Gesindebüreaux folgende Kundgebung angeschlagen: Damen, welche, um gedungen zu werden, hierher kommen, wollen die Güte haben, sich so nahe als möglich an einander zu setzen, da vor ein Paar Tagen mehrere Personen, die Domestiken suchten, es unmöglich gefunden haben, Eingang zu erhalten. Nicht minder belustigend ist die Art, wie eine echte Kolonialmagd eine Person ablaufen läßt, deren Aeußeres ihr vielleicht nicht zusagt. Das Folgende ist ein wörtlicher Bericht eines Gesprächs zwischen einer großen, breitschulterigen Schottländerin und einer jungen etwa zwei und zwanzig jährigen Frau, die sie dingen wollte — Sucht Ihr eine Stelle? — Nicht eben. — Seyd Ihr gegenwärtig ohne Dienst? — Ja, allerdings. — Ich brauche eine Magd für Alles. — Habt Ihr eine große Familie? (Die junge Frau wurde roth, und alle die Mägde ringsum fingen an zu kichern.) — Nein, ich habe nur ein kleines Kind. — Ist es wunderlich? — O nein; gerade das Gegentheil. — Habt Ihr noch einen Dienstboten? — Wir haben einen sehr brauchbaren Burschen. — Der bei Tisch aufwartet? — Ja. — Und die Gänge thut? — Ja. — Und die Thür aufmacht? — Ja. — Und die Messer putzt und die Stiefel wichst? — Ja. — Und in der Hausarbeit hilft? — Ja. — Und das Kind wartet? — O nein, das würde Eure Sache seyn. — Dann thut es mir sehr leid, daß ich Euch nicht dienen kann. Ich bin nicht zum Herumlaufen oder zum Kinderwarten da, Madame. — Fowler fügt hinzu: Es wäre leicht gewesen, mit ein Paar Zusätzen diese Unterhaltung recht spaßhaft zu machen; ich habe aber vorgezogen, sie ganz der Wahrheit getreu wiederzugeben, damit, wenn man auch nicht darüber lachen muß, man doch sieht, wie Herrschaft und Dienerschaft auf jener Seite der Welt zu einander stehen.

Deutsches Frauenhaar als Waare. Das Buch „Die deutsche Trachten- und Modenwelt, von Johann Falke" berichtet aus der römischen Kaiserzeit: „Manche deutsche Gefangene mußte ihren schönsten und natürlichsten Schmuck, das blonde Haar, einer römischen Dame abtreten, ja vielleicht nur durch den Besitz dieses Schatzes hatte sie ihr unglückliches Loos sich zugezogen. Damen an den Grenzen Germaniens jagten die römischen Kaufleute eifrigst diesem Artikel nach; das deutsche Frauenhaar war ein stehender und guten Gewinn tragender Handelsgegenstand geworden — Einigen Kaisern, wie Commodus, Verus, Gallienus, wird auch nachgesagt, daß sie aus Liebe zum germanischen Blond ihr Haar mit Goldstaub gepudert hätten. Caracalla trug gar, den Damen gleich, eine gelbe Perücke nach deutscher Frisur, seiner deutschen Leibwache zu Gefallen.

Wer in Wales im elften Jahrhundert die Person des Königs beleidigte, mußte ihm eine goldene Trinkschaale geben, die so viel enthielt, als der König auf einmal Wein trinken konnte. Der Deckel mußte so groß seyn, als das Gesicht Sr. Maj., und so dick, wie der Nagel eines Ackermannes oder die Schaale eines Gänse-Eies.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 19.* | den 6. März 1859.

Heil Dir! Heil, mein Vaterland! *)

Ein deutsches Bundeslied.

Deutsche Völker allesammt,
Wo die alte Treue flammt,
An der Schelde, Maas, am Rhein,
An dem Neckar, an dem Main,
Wo die Nibelungenkraft
Heut' noch sprüht wie Rebensaft,
Stimmet Alle im Verein
In das Lied der Lieder ein:
Deutschland, Deutschland über Alles,
Deutschland weihet Herz und Hand!
Mächtig, wie Posaunen schall' es:
Heil Dir! Heil, mein Vaterland!

Deutsche Völker stammverwandt,
An dem Sund und Eiderstrand,
An der Weichsel, Oder, Spree,
An der Elbe, an der See,
Wo in Preußens Heeresschaar
Kühn empor sich schwingt der Aar,
Stimmet Alle im Verein
In das Lied der Lieder ein:
Deutschland, Deutschland über Alles u. s. w.

Deutsche Völker ohne Zahl
Rechts und links im Donauthal,
An der Etsch und an dem Inn
Bis zu den Karpathen hin,
Wo die Sonne Oestreichs glänzt
Und mit Ruhm das Banner kränzt,
Stimmet Alle im Verein
In das Lied der Lieder ein:
Deutschland, Deutschland über Alles u. s. w.

Deutsche Völker allesammt,
Wo die alte Treue flammt,
Auf den Alpen, hoch und hehr,
Auf dem Lande, auf dem Meer,
Auf der Erde fernstem End',
Das die deutsche Sprache nennt,
Stimmet Alle im Verein
In den Jubelhymnus ein:
Deutschland, Deutschland über Alles u. s. w.

Müller von der Werra.

*) Zu diesem Lied wünscht der Dichter eine vierstimmig gesetzte Musik, um dasselbe sammt dem Verlagsertrag, mit dem Componisten vereint, der zu erbauenden ersten deutschen Liederhalle in Stuttgart als Baustein widmen zu können. Man sende die Compositionen, unter besonderem Verschluß des Namens, an den Dichter in Weimar. Die Einreichungsfrist erstreckt sich bis Ende März. Der Namen des preisgekrönten Tondichters wird später veröffentlicht werden.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

So und in ähnlicher Weise pflegte er oft mit Hugo zu reden, welcher täglich um Herrn Grund war, so lange dieser in Chailly sich aufhielt. Grund selbst führte ihn in alle Zweige des Betriebs ein, und spornte den Eifer und die Strebsamkeit des jungen Mannes auf jede mögliche Weise. Und er hatte einen gelehrigen, dankbaren Schüler: Hugo ergab sich diesem Berufe ausschließlich, mit Aufgebot seiner ganzen, ungeheuren, seltenen Willenskraft. Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in einer solchen Arbeit an der Spitze eines derartigen Etablissements, eine hinreißende, berauschende Aufregung in der industriellen Thätigkeit überhaupt, bei welcher der Geist gesund bleibt, lebt, fühlt, sich kräftigt, allen Verführungen der Sinnlichkeit unzugänglich ist, zumal in einem starken, gesunden, kräftigen Körper von sorgsamer Bildung und gediegenen Grundsätzen.

Hugo war zwei Jahre lang das Organ des Herrn Grund, der Vollstrecker seiner Befehle, das Werkzeug seiner Controle. Herr Grund war nicht immer in Chailly; den Winter verbrachte er in Paris, den Frühling gewöhnlich in Hyères oder Nizza, den Hochsommer und Herbst in einem Seebade. Er kam nur vorübergehend auf ein, zwei Wochen und immer allein. Madame Grund war noch nie in Chailly gewesen; man kannte dort weder ihren Namen noch ihre früheren Verhältnisse. Einige der Beamten, welche in Paris gewesen und von ihrem Direktor zur Tafel oder zu Soireen und Bällen geladen waren, schilderten sie als eine sehr elegante Dame, welche die Honneurs von Grund's Hause in der Chaussee d'Antin mit vieler Grazie und Gewandtheit mache. Herr Grund sprach nie von ihr und dieß war ein Zeichen, daß sie in seinem Leben wenig galt, in seinem Herzen keinen Raum einnahm neben dem Hauptzweck seines Strebens. Schrieb er Hugo doch jedesmal mit Vergnügen, wenn ihm seine Spürhunde, die Börsenmäkler und Agenten, wieder eine oder mehrere Aktien von Chailly aufgetrieben hatten! warum aber gedachte er dann nie mit einem Worte seiner Gattin, seines Familienlebens?

Eines Morgens im November berief Herr

Grund seinen Schützling Hugo durch Telegramm zu sich nach Paris. Die jährliche Generalversammlung der Aktionäre stand bevor, und es war mancherlei zu besprechen. Hugo folgte der Ladung ungesäumt, und in den Eifer seines Gehorsams mengte sich das Interesse, welches ihm Paris, die Weltstadt, einflößte. Am andern Tage, gegen vier Uhr Nachmittags, hielt er schon vor dem Hause seines Gönners. Es war einer jener ekligen Herbsttage, welche auch an anderen Orten als London eine Art Spleen verursachen können. Das Wetter war trübe, kalt, feucht, nebelig, und auf der ganzen großen Stadt lag eine dicke, dumpfe Dunstmasse wie ein Alp, und drang ebenso gut in die Salons der Reichen, trotz Gasflammenglanz und Kaminfeuer, als in die Höhlen der Armuth. Hugo traf Herrn Grund sehr leidend: Brustbeschwerden, Rückenschmerzen, Migräne kann auch der Reichthum nicht bannen. Trotzdem empfing dieser seinen Schützling mit herzlichem Wohlwollen; es war sogar, als ob das Wiedersehen des jungen Mannes ihm Freude mache.

„Gott grüße Dich, mein Junge!" sagte er und reichte ihm vom Sopha aus, worauf er lag, die heiße Hand; „ich habe tausend Grüße für Dich von Paulinen und dem Diaconus! (warum nur sagte er nie: von Deinen Eltern?) — Deine Briefe in die Heimath haben Allen so große Freude gemacht, und sie lassen es nun meiner guten Leonie entgelten, die sich in R. ganz trefflich gefällt und neulich gar keine Lust zu haben schien, mir hieher zu folgen, als ich sie besuchte!"

— „Sie waren in R.?" rief Hugo verwundert.

„Ja, auf einen halben Tag. Alle sind gesund und Leonie wächst zu meiner größten Freude körperlich und geistig kräftig heran. Künftigen Sommer soll Albert nach Chailly kommen, um Mechaniker zu werden. Ach, ich wäre gerne länger geblieben, es war mir eine solch' wohlthuende Stille, eine solch' trauliche, gemüthliche Ruhe in Deinem Elternhause, Hugo, allein ich war von meinen Geschäften in Deutschland so sehr verstimmt, daß ich nicht im Stande war, jenes anmuthenden Friedens recht zu genießen, und so eilte ich rasch wieder von dannen hieher, wo die Verstimmung, die ich in mir getragen hatte, in Krankheit ausartete."

— „Sind Sie denn wirklich ernsthaft leidend, Herr Grund?" fragte Hugo. „Sie sehen zwar fieberisch aus, allein sonst nicht eben verändert."

„Das Uebel sitzt am Herzen, im Geiste, mein Junge!" versetzte Herr Grund mit einem Seufzer. „Ich leide am Gemüthe; es ist in meinen häuslichen Verhältnissen nicht Alles, wie es seyn sollte. Ich hätte nicht wieder heirathen sollen . . . doch genug hievon! Laß Dir Deine Zimmer anweisen, Hugo, denn Du logirst hier. Mach' Deine Toilette zum Diner und komm' dann wieder zu mir. Ich will versuchene ob ich mit zu Tische kommen kann, denn jedenfalls muß ich Dich doch meiner Frau vorstellen. Sie ist es ja, welche Dich mit Paris und seinen Herrlichkeiten bekannt machen soll, denn ich . . . bin ein Invalide und muß in diesen Tagen meine Zimmer hüten!"

Nach einer Stunde holte Hugo Herrn Grund ab, und dieser stützte sich auf seine Schulter und führte ihn in einen Salon, wo eine Dame in Trauerkleidern von höchster Eleganz auf einer Bergère vor dem Kamine lag und las.

„Ah, Sie sind es, mein Freund?" sprach sie kalthöflich und richtete sich auf, obschon ihr Gatte ihr gemeldet worden war.

— „Ja, Madame! entschuldigen Sie die Störung, aber ich bringe Ihnen hier einen jungen Beamten aus Chailly-les-Forges, einen deutschen Landsmann, welcher einige Tage unser Hausgenosse seyn wird. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen denselben vorstelle!"

Damit entledigte er sich der Präsentation in herkömmlicher Weise; allein plötzlich durchfuhr es ihn, wie ein elektrischer Schlag, als er bemerkte, welche Ueberraschung sich in Hugo's, welcher Schreck sich in den Zügen der Dame kundgab, als er den Namen Hugo Henger nannte, und die Blicke der Dame und des jungen Mannes sich begegneten.

Madame Grund und die Baronin Lüs, welche vor 6½ Jahren Hugo den kostbaren Brillantring geschenkt hatte, der noch seinen kleinen Finger schmückte, waren eine und dieselbe Person! Welche Begegnung, so unerwartet, so jählings ein ungelöstes Räthsel in der Seele des jungen Mannes, wie mit Zauberschlag wieder erweckend!

Einige freundlichen Worte der Begrüßung halfen jedoch der gewandten Weltdame rasch über den ersten Schreck hinüber, und sie wies dem Gaste mit verbindlicher Grazie einen Fauteuil sich gegenüber an. Während Hugo Platz nahm, flog Madame Grund's forschender Blick flüchtig hinüber zu ihrem Gatten und wollte fragen: ob dieser, die jähe Gemüthsbewegung der beiden Anderen bei jener Begegnung bemerkt habe. Allein er schien nichts gesehen zu haben: er lächelte heiter und unbesorgt über die Karikaturen von Cham in einem von dessen Albums. Das war aber nur Schein und Berechnung. Er hatte sich so gestellt, daß ihm kein leises Zucken im Angesicht seiner Frau entgehen konnte, das er schief in einem Spiegel vor sich hatte; während er in jenem Buche zu blättern und sich zu amüsiren schien, beobachtete er die Züge Hugo's und diejenigen seiner Frau, welche sich mit demselben unterhielt.

Es war eine harmlose Plauderei, graziös und geistvoll, wie nur eine Salondame sie zu unterhalten vermag; aber Beider Blicke liefen hin und her und behandelten einen ganz andern Gegenstand als denjenigen, der ihre Lippen beschäftigte. Während sie Hugo fragte: aus welchem Theile Deutschlands er

stamme, wie lange er schon in Chailly, ob er zum Erstenmale in Paris seye u. s. w., während sie sich erkundigte, wie er sich in Chailly gefalle, und bedauerte, daß sie jenen Ort noch nicht kenne, schienen die Blicke ihrer großen, dunklen Augen die befremdeten Fragen der seinigen beruhigen und vertrösten zu wollen; sie schienen ihm zu sagen: Ich bin Diejenige, für welche Du mich erkannt hast, aber es muß dieß einstweilen ein Geheimniß zwischen uns bleiben; ich beschwöre Dich, verrathe nichts; ich werde Dir hernach Alles erklären! Und Hugo begriff es, und so gelang es denn leicht, bald eine gewisse Unbefangenheit zwischen Beiden herzustellen.

Erst als dieß geschehen war, klappte Herr Grund sein Album geräuschvoll zu, setzte sich zu den Beiden und mengte sich in das leichte, spielende, harmlose Gespräch. Allmählig fanden sich noch einige Gäste ein, dann meldete man, daß die Mahlzeit servirt seye, und Madame Grund reichte Hugo ihren Arm und ließ sich von ihm zur Tafel führen.

Nicht die leiseste Andeutung, nicht ein Wimperzucken verrieth über Tische, welche Gefühle in Herrn Grund und seiner Frau gährten. Er ahnte irgend ein altes Einverständniß zwischen Hugo und seiner Gattin; aber dieser Verdacht war so vag, so unwürdig des jungen Mannes, ja sogar so unwahrscheinlich? allein was war es sonst? Hugo allein konnte seine Befangenheit nicht bemeistern; aber man hielt sie für die Schüchternheit des Provinzmenschen, für die linkische Scheu, welche beim ersten Eintritt in die große Welt des Pariser Lebens so natürlich ist. Hätten er oder Grund ahnen können, was in Madame Grund's Gemüthe vorging! Die Mutter saß neben ihrem Sohne und durfte ihn nicht dafür anerkennen; er mußte ihr ein Fremder seyn und war ihr ein Fremder, und sie vermochte nicht zu ermitteln, ob er das Verhältniß wisse oder auch nur ahne, worin er zu ihr stehe. Ihr Herz zuckte in einem namenlosen Weh, es blutete vor Zweifeln, Unruhe und Ungewißheit, und ihr Mund, ihr Auge mußte lächeln und das Gegentheil von Dem widerspiegeln, was ihre Seele bewegte.

„Sie werden heute in die große Oper gehen, Sidonie?" fragte Herr Grund gegen Ende der Mahlzeit anscheinend ganz harmlos. „Würden Sie mir die Freundschaft erweisen, Herrn Henger einen Platz in Ihrem Wagen und in Ihrer Loge zu gönnen? Sie werden sich ihn dadurch gewiß zu großem Dank verpflichten, nicht wahr, mein junger Freund?"

— „Ich würde es für eine sehr große Auszeichnung betrachten, wenn Madame die Gewogenheit haben wollte!" stammelte dieser, denn auch er brannte vor Begierde nach einem Gespräch unter vier Augen mit dieser Frau.

Ihr verbindliches Lächeln gegen Hugo und Herrn Grund versicherte Beide ihrer Willfährigkeit.

„Herr Henger wird aber zuvor noch auf einen Augenblick bei mir vorsprechen, um mir die Papiere einzuhändigen, deren Ueberbringer er ist," fuhr Herr Grund fort. „Sind dieselben in meiner Hand, so will ich ihm die Genüsse der Oper wohl gönnen!" Damit stand er auf, verabschiedete sich von seinen Gästen unter der Entschuldigung mit seiner Unpäßlichkeit und ging auf seine Zimmer.

Hugo folgte ihm beinahe auf dem Fuße und brachte ihm die Mappe mit den betreffenden Papieren; Herr Grund nahm sie dankend; dann sagte er: „Halt, Hugo, noch auf ein Wort!" Er stand, mit dem Rücken an ein Möbel gelehnt, auf welchem zwei Armleuchter brannten, ergriff die Hand seines Schützlings, schaute ihm mit seinen dunklen, scharfblickenden Augen fest in's Gesicht und fragte dann langsam und mit besonderem Ernste: wie lange schon kennst Du meine Frau, Hugo?"

Dieser erschrack unwillkürlich, aber faßte sich schnell und versetzte ruhig und aufrichtig: Wir kennen uns eigentlich nicht; wir haben uns nur ein einziges Mal wenige Minuten lang gesehen, aber es war eine Begegnung, die mir wenigstens unvergeßlich seyn wird. Dieß geschah vor etwa 6½ Jahren in R. bei meinen Eltern und in ihrem Beiseyn!"

— „Erzähle!" sagte Grund, sichtlich aufgeregt.

Hugo berichtete in Kürze aber anschaulich jene Scene und vergaß nicht anzuführen, daß nach der Aussage seiner Eltern die freigebige Unterstützung der Baronin Lüs allein seine Studien ermöglicht habe. Grund hörte dieß Alles theilnehmend an, ohne jedoch in seinen Mienen allzu viel Gemüthsbewegung wahrnehmen zu lassen.

„Und Du kennst sie nur als Deine Wohlthäterin?" fragte er endlich. Hugo bejahte. — „Du glaubst, daß sie Dich wieder erkannt habe, und Du hast bemerkt, daß sie Dir Schweigen auferlegen wollte?"

— „Allerdings, Herr Grund!"

„Und was denkst Du dabei?"

Hugo zuckte die Achseln und sagte: „Ich grüble vergebens, um einen plausiblen Grund hiefür zu finden."

„Mein junger Freund," sagte Herr Grund bedeutsam, und nur die Heftigkeit womit er Hugo's Hand drückte, verrieth seine innere Bewegung, — „ich bin weit entfernt, in dieses Geheimniß mich eindrängen zu wollen. Allein in meiner Eigenschaft als Gatte dieser Frau glaube ich ein Recht zu haben — ich weiß nicht, ob Du dieß begreifst oder nicht, jedoch gleichviel, ich muthe mir dieses Recht zu — das Recht nämlich, um die Lösung dieses Räthsels zu wissen. Du bist ein Mann von Ehre, Du wirst mich nicht verrathen . . ."

— „Nie! bei meiner Ehre!" sagte Hugo energisch.

„Also Deine Hand darauf, daß Madame Grund nie eine Sylbe von Dem erfährt, was zwischen uns

so eben verhandelt worden, und daß Du mir offen und frei anvertrauest, was sich weiter zwischen Sidonien und Dir begibt!"

— „Wort und Handschlag!" sagte Hugo. „Sie sind mein Wohlthäter, mein väterlicher Freund, der Freund meiner Mutter! Ich glaube Ihnen unbedingte Offenheit schuldig zu seyn, — soweit es ohne Undank gegen diese Dame geschehen kann!"

„Natürlich! aber laß Dir kein Versprechen von Discretion abringen, hörst Du? Leiste keine Eide, die Dich mit Dir selbst in Konflikt bringen könnten. Wer nicht schwört, wird nicht eidbrüchig, noch unglücklich durch Schweigen! — Und nun geh'; ich vertraue Dir unbedingt, aber laß Dich nichts merken, hörst Du? Laß mich ganz aus dem Spiele!"

Daß Hugo durch diese Unterredung weder klüger über das Räthsel noch ruhiger werden konnte, werden unsere Leser wohl glauben. Er stürzte einige Gläser Eiswasser hinunter, er tauchte die Stirne in kaltes Wasser, ohne ruhiger zu werden, ohne klarer zu sehen. Doch gewann er so viel über sich, daß er seine innere Bewegung zu bergen und mit freundlicher, unbefangener Miene zu Madame Grund zurückkehren konnte. Diese saß noch mit ihren Gästen beim Dessert, als Hugo wieder eintrat. Sie fixirte ihn heimlich, allein seine Ruhe und Heiterkeit schienen auch sie zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

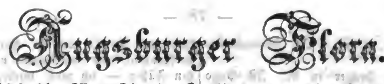
Russische Häringe. Auch im kaspischen Meere kommen Häringe vor, und das in erstaunlicher Menge. Früher wurden die in der Wolga gefangenen Häringe nur zum Thransieden verwendet, neuerdings aber hat Hr. v. Baer die Wolgafischer mit dem Einsalzen bekannt gemacht. Die Ausbeute ist eine ungeheure. Obgleich, erzählt Hr. v. Baer in seinem Bericht an die Petersburger Akademie der Wissenschaften — in den Jahren 1853 und 1854 und 1855 der Fang schon sehr reichlich ausgefallen war, so war er doch 1856 noch so reich, daß die Fischer einstimmig versicherten, eines so gesegneten Jahres sich nicht zu erinnern. Ich taxirte den Gesammtertrag nach den erhaltenen Nachrichten zuvörderst zu 60 Millionen, mußte diese Summe aber, so wie mehr spezielle Angaben einliefern, zu 80 und zu 100 Millionen berechnen. Im Jahre 1857 hat man aber außer 50 Millionen, die man einsalzte, aus einer noch größeren Menge Thran gesotten. Es wurden 6140 Fässer Thran zum Verkauf gebracht, jedes durchschnittlich 28 Pud (zu 40 Pfd.) und alle zusammen also 171,920 Pud (6,876,800 Pfd.) Thran enthaltend. Da in diesem Jahre (1857) 1000 Fische dieser Art durchschnittlich 2¼ Pud Thran gaben, so läßt sich berechnen, daß zur Erzeugung der obengenannten Quantität Thran über 76,400,000 Häringe verbraucht worden sind. Es wurden also in diesem Jahre überhaupt mehr als 126 Millionen derselben in der unteren Wolga gefangen. Man staunt über die große Menge von Häringen, die jährlich in der Nordsee erbeutet werden, ohne daß eine Abnahme zu bemerken wäre. Man berechnet ihre Zahl auf 1000 Mill. jährlich — sicherlich zu wenig. Allein wie groß ist das Becken vom Nordkap und den Schetlands-Inseln bis hinab in den Kanal und weiter, und wie klein dagegen der schmale Streifen der Wolga vom Meere bis nach Zarizyn oder dem benachbarten Dubewka! Man kann sich leicht denken, daß der Fluß zur Zeit des Durchzuges dieses Fisches so zu sagen mit ihm angefüllt ist.

Eine Mäusejagd. Die in Wien erscheinende „Jagdzeitung" erzählt folgende höchst unwahrscheinliche Geschichte: Ein Fräulein, früher der Bühne angehörend, erhielt zum Christgeschenk von einem großmüthigen Verehrer ihres Talents ein wunderschönes Kästchen von Elfenbein mit den reichsten Verzierungen und Arabesken geschmückt. Der interessante Moment naht, wo sie das Kästchen eröffnen darf, sie öffnet es, stößt einen Schrei aus und wird etwas ohnmächtig. Das Kästchen war nämlich von zahlreichen Mäusen bewohnt, die sofort ihre Freiheit benutzten und in dem Gemache hin und her liefen. In welche Lage des Lebens ein Weib auch kommen mag, so entsinnt sie sich doch jeder Kleinigkeit. Sie kann an ein kleines Tuch von Flor denken, wenn sie vor Liebe brennt; sie kann daran denken, wie sie mit Anstand sterben soll und zwar in den Augenblicken, da sie stirbt, und sie kann auch an jede mögliche Kleinigkeit denken, wenn sie ihr Alles verliert. So mochte auch wohl darüber die Ohnmächtige gegrübelt haben, was denn diese weißen Papierstreifen zu bedeuten haben, welche um den Schweif der Mäuse gewickelt waren. Sie schlägt die Augen auf, sie erholt sich, man lacht, sie lacht, man versucht eine Maus zu erhaschen, sie endlich ebenfalls; es gelingt ihr, sie überwindet ihren Abscheu, betrachtet näher die Gegend ihrer Neugierde und belächelt dankbar den herrlichen Einfall ihres Gönners. Die Jagd wurde nun mit Hülfe des gesammten Hausstandes mit dem regsten Eifer fortgesetzt, bis nach zwei Stunden die letzte Maus gefangen war. Das Resultat war sehr befriedigend — der Papierstreifen war nämlich eine Hundert-Gulden-Note, eine Summe, welche bei der Masse der Mäuse, es mochten vielleicht deren sechzig gewesen seyn, immerhin die Fatiguen der Jagd vergessen ließ.

Non plus ultra-Wirsing. Kein erfundener oder angedichteter Name, sondern wirkliches Verdienst, denn der non plus ultra-Wirsing ist die feinste aller Wirsing-Arten. Er hat einen Rivalen in dem Mailänder Wirsing — des Vertus — indeß soll er ein und dasselbe unter diesem dreifachen Namen seyn. Reguläre Nomenklatur thäte auch bei den Gemüse-Arten noth. Die Erfurter Gemüs-Züchter-Versammlung, welche eine solche Nomenklatur ins Werk setzen konnte, ist voriges Jahr leider nicht zu Stand gekommen und hatte sich mancher tüchtige Gemüsegärtner, wie Herr Krüger in Libbenau, zur Reise gerüstet. Hoffentlich im neuen Jahre!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 20.** den 9. März 1859.

Ihr Traum.

Der Morgen kam im Stundenlauf,
Die Augen schlug sie freudig auf,
Vom süßen Morgentraume.
Sie flog mir an die treue Brust,
In unaussprechlich süßer Lust,
Am bunten Bergessaume.

D'rauf öffnet sie den Purpurmund
Und macht in süßen Worten kund,
Was sie im Traum gesehen;
An meiner Seite sah sie sich,
Im Brautschmuck ach, so wonniglich,
Am Festaltare stehen.

Die Mutter ihr zur Seite stand,
Hob segnend auf uns ihre Hand,
Zum heil'gen Muttersegen.
Ihr Vater stand an ihrer Seit',
Weiht' unsern Bund mit Freudigkeit,
Auf unsern Lebenswegen.

Der Priester seinen Segen sprach,
Es hallt' so süß das Wort ihm nach:
Ihr seyd zu Eins verbunden.
Und glühend sie in's Aug' mir sah,
Und unser Mund rief freudig: Ja!
Und Wonne sie empfunden.

Da plötzlich wacht sie auf vom Traum,
Zerplatzt war er in leeren Schaum,
's ist anders ja gestaltet.
Ihr Vater längst im Grabe ruht,
Ihr Mütterlein, so treu, so gut,
Ist auch im Tod erkaltet.

So war's ein leeres Traumbild nur,
Zur Wahrheit keiner Hoffnung Spur,
Von unserm Ziel so ferne.
Geliebte, komm in meinen Arm,
Die Liebe scheuch' des Busen Harm,
Froh seh' ich Dich so gerne.

Julius Kuttor.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile stürmte es um so heftiger in Robert Grund. Er schien seine Unpäßlichkeit vergessen zu haben und maß mit starken Schritten die Länge seines Zimmers. Von Zeit zu Zeit horchte er auf das Rollen des Wagens, ob derselbe noch nicht seine Frau und Hugo nach dem Theater bringe. Seine ganze Vergangenheit zog in wirren Bildern an seiner Seele vorüber, und er grübelte und sann, was für Beziehungen denn zwischen Sidonien und dem Pflegsohne Paulinen's stattfinden könnten. Die Großmuth dieser Frau gegen einen ihr fremden Jüngling erschien ihm unerklärlich; er hatte nie einen Trieb oder Hang zu derartiger Munificenz und Nächstenliebe an Sidonien bemerkt, die in diesen Stücken so kalt und egoistisch war, als nur ein solch verwöhntes Kind der vornehmen Welt es seyn kann. Aus purer Anhänglichkeit an ihre Jugendgespielin Pauline allein hatte sie sich gegen den Pflegling derselben sicherlich nicht so freigebig erwiesen. Jetzt rollte der Wagen aus dem Portal, und im selben Augenblicke erinnerte sich Grund jener Audienz beim Minister von Walzendorf, der damals sich erboten hatte, das Mißverständniß zu lösen, welches Robert's Verbindung mit Paulinen gehindert hatte. Wie Schuppen fiel es von Grund's Augen — ein fürchterlicher Verdacht stieg mit Einemmale in seiner Seele auf. Wenn es wahr, wenn Hugo der Sohn Sidoniens wäre, aus einer illegitimen Verbindung vor ihrer ersten Ehe! tönte es in ihm, und er konnte diesen Gedanken nicht los werden. Das tiefe Schweigen Paulinen's und ihres Vaters von damals, hinsichtlich der Herkunft des Knaben, die Abhängigkeit, worin der Pastor zu Herrn v. Walzendorf gestanden hatte, — Alles schien diesen Argwohn bestätigen zu wollen.

„Ich will, ich muß Gewißheit haben, koste es, was es wolle!“ rief Grund endlich, und schellte seinem Kammerdiener. „Meinen Pelz und einen Miethwagen!“ rief er ihm zu und wenige Minuten später fuhr er nach der Hauptstation der Telegraphen. Er erkundigte sich, ob ein Draht nach Strasburg leer seye, und auf die Antwort, daß demnächst ein sol-

cher erledigt seyn würde, nahm er den Formularbogen und schrieb:

„Frau Diaconus Henger in N. Ist Hugo wirklich der Enkel des Herrn v. Walzendorf? Antworte umgehend und offen; es gilt Hugo's Wohl und das meinige. Robert Grund."

Es war eine peinliche, eine verzehrende Stunde, während welcher er auf die Antwort warten mußte; und als sie endlich kam, war sie durchaus nicht geeignet, ihn zu befriedigen, denn sie lautete:

„Pauline kann, darf diese Frage nicht beantworten; das Geheimniß ist nicht das ihrige. Schriftlich mehr."

„Schriftlich?" murmelte Grund mit Bitterkeit; als ob diese Spannung, diese peinliche Ungewißheit mehrere Tage zu ertragen wäre?! Und doch ist dieses Schweigen ja schon eine Bestätigung. Aber es gibt ein anderes Mittel, die Wahrheit zu erfahren. Hugo selbst muß es von Sidonien erfahren."

Er kehrte in seine Wohnung zurück und legte sich zu Bette; aber der Schlaf floh sein Lager und er hörte den Wagen die Beiden zurückbringen, er hörte, wie Hugo sich in sein Zimmer begab, er fühlte sich von einer namenlosen Unruhe verzehrt, von der Ungeduld, zu erfahren, was zwischen Sidonien und ihrem vermeintlichen Sohne vorgegangen seye, und er warf sich wachend, grübelnd, zweifelnd in seinem Bette herum, bis der grauende Morgen durch die Fenstergardinen schien.

Madame Grund und Hugo war es nicht besser ergangen. Noch war es zu keiner Erklärung zwischen diesen Beiden gekommen, denn Sidonie fand nicht den Muth, das Geheimniß auszusprechen, welches ihr auf den Lippen schwebte und wie ein Alp auf dem Herzen lag. Hugo hatte ihre Verlegenheit und ihr Zaudern bemerkt, und Alles zusammen hatte jenen peinlichen, beunruhigenden Eindruck auf ihn gemacht, welchen die Ungewißheit, das Dunkel, die Vorahnung irgend eines Unglücks stets ausübt.

Zu einer für die Pariser Verhältnisse frühen Stunde ließ Hugo bei seinem Gönner anfragen, ob er ihn sprechen könne. Er erhielt eine bejahende Antwort — Herr Grund war bereits aufgestanden. Als er zu ihm in's Zimmer trat und Beider Blicke sich begegneten, erschracken sie gegenseitig über ihre Verstörtheit.

„Was ist Dir, Hugo?" fragte Grund. „Du bist ganz fieberisch. Du hast nicht geschlafen. Ich hörte Dich Stunden lang auf- und abgehen. Warum kamst Du nicht zu mir? Ich erwartete Dich."

— „Sie schliefen also auch nicht?"

„Nein! Aber rede! Du hast mir etwas mitzutheilen!"

Hugo zögerte — unschlüßig, verlegen. Endlich raffte er sich zusammen, trat rasch auf Herrn Grund zu und sagte: „Ich bitte Sie, mein väterlicher Freund, lassen Sie mich wieder nach Chailly zurück! Ich hatte mir so viel von den Herrlichkeiten von Paris versprochen, und nun brennt mir der Boden unter den Füßen — ich muß wieder fort — ich wollte, ich wäre nie hieher gekommen!"

— „Nur Fassung, mein Junge! Es kann noch Alles gut werden Aber erzähle! Was fiel gestern Abend noch zwischen Dir und ihr vor? Sprich offen — hier kann nur Wahrheit und Offenheit helfen!"

Hugo schilderte nun mit Widerstreben, wie Madame Grund sich ihm gestern Abend noch als die Dame von damals zu erkennen gegeben und seine bleibende Gönnerin genannt habe; wie sie ihn aber gebeten, dieses Umstands gegen ihren Gatten nicht zu erwähnen und über jene Begegnung überhaupt zu schweigen; wie sie ihn zu bestimmen versucht habe, auf Reisen zu gehen, sich in Rußland, in Meriko, in Südamerika, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einen selbstständigen Wirkungskreis zu suchen, wozu sie ihn mit reichen Geldmitteln und den nöthigen Empfehlungen versehen wolle. Wie sie ihn mit allen Künsten der Ueberredung und mit der Betheuruug ihrer uneigennützigsten Theilnahme an seiner Wohlfahrt für diese Auswanderung zu gewinnen bemüht gewesen und von seiner beharrlichen Weigerung beinahe verletzt worden sey. Wie sie sodann geschwiegen habe, aber offenbar nur unter dem quälenden Zweifel, unter einem innern Kampfe, ob sie ihm noch weitere Vorschläge oder Mittheilungen machen solle oder nicht, bis diesem unangenehmen Zwiegespräche durch den Besuch einiger Herren und Damen in Sidoniens Loge ein Ziel gesteckt worden seye; und wie sie dann auf dem Heimwege sichtlich nicht Lust gehabt habe, noch einmal auf dieses Kapitel zurück zu kommen.

„Und weßhalb weigertest Du Dich, in jene Vorschläge ausgedehnter Reisen zu willigen, welche doch für einen jungen Mann von Deinem Alter so viel Verlockendes haben müssen?"

— „Weßhalb?" fragte Hugo. „Weil ich so eitel bin, zu glauben, daß Sie mich brauchen, und weil ich Ihnen meine Dienste schon als Zoll der Dankbarkeit schulde. Sodann aber auch, weil es gewiß nicht im Sinne und Willen meiner Eltern läge, meine gesicherte Stellung bei Ihnen mit einem Abenteuerzuge auf Geradewohl in die neue Welt zu vertauschen!"

„Im Sinne Deiner Eltern?" fragte Herr Grund beinahe unabsichtlich und mit einer ironischen Bitterkeit. „Und wenn nun Sidonie," setzte er zögernd hinzu, als ob sich sein innerstes Wesen sträubte, Hugo aus seinem heilsamen Wahne zu reißen, — „wenn nun Sidonie noch höhere Rechte an Deinen Gehorsam hätte, als Pauline und ihr Gatte?"

— „Wie so?" fragte Hugo erblassend und tonlos. „Kann es höhere und heiligere Rechte geben, als die der Eltern?"

„Nein; aber eben darum hat Sidonie einen Vortheil vor Paulinen: Sidonie ist — Deine leibliche Mutter!"

Hugo prallte zurück, als hätte ihn eine Kugel getroffen; sein Auge stierte wie das eines Wahnwitzigen, von seinem Gesicht war alle Farbe des Lebens gewichen. Aber schon in der nächsten Sekunde sprang er wieder auf und rief: „Wer sagt dieß?"

„Ich, und sie selber wird es Dir auch sagen. Das war die Mittheilung, die nicht über ihre Zunge wollte, und die Du doch einmal früher oder später hören mußtest. Allein besser, Du hörst es jetzt aus meinem Munde als aus dem ihrigen oder von Paulinen. Darum fasse Dich als Mann und höre mir ruhig zu."

Und nun erzählte ihm Grund aus seinem eigenen Leben, von seinem Verlöbniß mit Paulinen, von der Vereitelung dieses Ehebundes und Allem, was seither hinsichtlich der Ursache desselben und seiner Folgen ihm begegnet war. — „Es ist eine herbe, furchtbare Erfahrung, mein junger Freund," sagte er dann mit milder Theilnahme zu ihm; „aber Du mußt sie tragen lernen, mußt Deine Kraft daran stählen. Ich fürchte nicht, Deine Liebe und Verehrung gegen Paulinen dadurch zu mindern, — nein, Deine Dankbarkeit gegen diese trefflichen Pflege-Eltern muß nur dadurch gesteigert werden. Aber mich dünkt, es ist meine Pflicht gewesen, das Werkzeug der Vorsehung zu werden und Dir den Weg zum Herzen Deiner Mutter zu bahnen. Sehen wir nun, ob die Stimme der Natur, der Mutterliebe, bei ihr den Sieg davon trägt über den Stolz!"

Hugo war ganz betäubt. Es bedurfte lange, bis er sich mit all' den Thatsachen so weit vertraut gemacht hatte, daß er nur darüber nachdenken, daß er sie abwägen konnte. „Ich kann es nicht glauben," sagte er dann; „es ist unmöglich! Sie irren, Sie können es nicht beweisen!"

— „Eben deßhalb verweise ich Dich an Sidonien," sagte Grund. „Sie allein kann Dir Gewißheit geben — sie oder Pauline!"

„Soll ich zu . . . zu Madame gehen?"

— „Allerdings; aber Du sollst ihr nicht sagen, daß ich Dir den Schleier gelüftet habe! Du mußt Dir den Anschein geben, als ob eine Ahnung, die Stimme des Blutes in Dir gesprochen habe! Oder schiebe es meinethalben auf einen Traum! jeder Vorwand genügt ja, um diesen Punkt zu berühren. Nur laß mich dabei aus dem Spiele!"

„Ich kann nicht lügen und heucheln," entgegnete Hugo. „Es ist mir schon gestern Abend unsäglich schwer geworden, auch von ihr mir Verschwiegenheit auferlegen zu lassen, nachdem ich doch schon das Gegentheil davon Ihnen gelobt hatte. Was soll dieses Heimlichthun? Es kann aus diesem Versteckenspielen, aus dieser Doppelzüngigkeit kein Heil kommen? O Gott, welch ein entsetzliches Erwachen aus einer so glücklichen Sicherheit!"

Robert Grund sah nun erst ein, wie unglücklich er seinen jungen Schützling gemacht habe; er bereute, daß er sich von seiner eigenen Leidenschaft so weit hatte hinreißen lassen. Er hatte Mühe, Hugo den Gedanken auszureden, daß ein Fluch auf ihm laste, der Makel der Geburt und der Fluch des Daseyns. Allein der Dämon des Argwohns in Grund's eigenem Herzen ließ keine weiche Stimmung in ihm aufkommen, und er sah, daß das Verhängniß ihn und Hugo in dieser Sache nun weiter trieb. Er sprach Hugo lange ernstlich und freundschaftlich zu, aber er trieb ihn an, die entscheidende Frage an Sidonie zu richten. Er rieth ihm, sich durch einen Ritt in's Freie etwas abzukühlen und die geistige Aufregung zu bannen; er bestellte Pferde für ihn und überantwortete ihn seinem Kammerdiener, damit dieser Hugo zu dem Spazierritt ankleide. Grund selber mußte jetzt mit seinen Gedanken allein seyn.

Es war Mittag, als Hugo von seinem Ritt zurückkehrte. Die Bewegung hatte ihm gut gethan, die Neuheit der Umgebung seine Gedanken von ihrem erschütternden Brennpunkte abgelenkt. Der Lakai meldete ihm, daß man ihn zum Frühstück erwarte, und er wechselte nur die Kleidung und begab sich in das Speisezimmer. Madame Grund empfing ihn freundlich; ihr sah man die schlaflose Nacht am wenigsten an, denn Schminke und andere Toilettenkünste hatten ihr Werk gethan und sie wollte vor ihrem Gatten heiter und unbefangen erscheinen. Man plauderte über gleichgültige Gegenstände, und Herr Grund brach noch vor Beendigung des Mahles auf, um nach der Börse zu gehen, wo er Geschäfte hatte.

Sobald er den Rücken gewendet, stockte die Unterhaltung, und ein Suchen und Vermeiden der Blicke zwischen den beiden Zurückgebliebenen trat ein, das selbst den aufwartenden Domestiken auffallen mußte.

„Kommen Sie, Herr Hugo! führen Sie mich in mein Boudoir!" sagte Sidonie.

Hier war das Erste, was Hugo in die Augen fiel, das lebensgroße Portrait eines Mädchens von etwa zwölf Jahren, auf einer Staffelei am Fenster. Eine Guirlande von schwarzem Krepp und ein Immortellenkranz über der reichgeschnitzten Palissanderrahme mit einem Goldreif, lieh diesem Bild einen wehmüthigen Eindruck, so lieblich auch dasselbe und so meisterhaft es von Winterhalter's Hand gemalt war.

„Das ist ja dasselbe Kind, welches Sie damals begleitete?" fragte Hugo.

— „Ja, es ist meine arme Angelique!" erwiderte Sidonie; „es war mein Liebling — aber die liebsten unserer Kinder raubt uns der unerbittliche Tod. Sie starb vor sieben Monaten an der Schwindsucht!"

Hugo drückte Sidonien sein aufrichtiges Beileid aus, und fragte dann, nicht ohne Beziehung und mit einer Stimme, die unwillkürlich zitterte: „Aber Sie haben noch mehr Kinder, Madame? nicht wahr?"

— „Ja, noch zwei. Max lebt in Deutschland auf seinem Stammgute, und Gabriele ist bei den Verwandten ihres verstorbenen Vaters in Dänemark. Sie sind mir gleichsam entrissen, seitdem ich mich wieder verheirathet habe. Eine Kabale der Familie des Baron Lüs hat sie mir entfremdet."

„Nicht möglich!" sagte Hugo; „vermögen Ränke oder Rücksichten denn die heiligen Bande zwischen Mutter und Kind zu lockern oder zu zerreißen?"

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

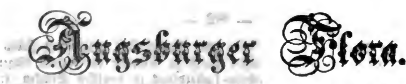
Die Glockengießer vom 7. bis 14. Jahrhundert. Als solche werden aufgeführt: Der heilige Ferkernus, er eröffnet die Reihe der uns bekannt gewordenen Glockengießer. — Tanco oder Tanche, wie Marsohl ihn nennt, ist der Zweite. — Kaiser Karl der Große ließ ihm etwa gegen Ende des 8. Jahrhunderts aus dem Kloster St. Gallen kommen, wo die kirchliche Kunst sehr gepflegt wurde und übertrug ihm den Guß einer Glocke für Aachen. Seine Arbeit war, namentlich in Bezug des Klanges, sehr gut gelungen und hatte den vollen Beifall des Kaisers. Tanco war Mönch, hatte redlich und ehrlich gehandelt und gearbeitet, aber sich dadurch den Neid eines sehr geschickten Künstlers und Metallarbeiters an Karls Hofe zugezogen. Die lateinische Urschrift nennt diesen letzteren Meister „infelicissimus in aere magister". Er wußte dem Kaiser seine Kunst und Fertigkeiten so schön auszumalen, daß er auch ihm den Auftrag gab, eine Glocke zu gießen. In seinen Versprechungen war er so weit gegangen, daß er behauptete, seine Glocke würde die Tanco's ganz verstummen machen, wenn der Kaiser ihm außer dem übrigen Metalle nur wenigstens 100 Pfund Silber geben wollte. Karl hatte sich immer gegen Kirchen sehr freigebig erwiesen und zögerte auch jetzt keinen Augenblick, ließ ihm das verlangte Metall und Silber bringen, und war auch über die äußere, wirklich unvergleichliche Schönheit dieser zweiten Glocke überaus froh und auf ihren Ton sehr gespannt. Sie wurde nun aufgehängt. Man zog und zog. Diese und Jene und andere zogen, allein es war kein Ton d'rin und kam kein Ton heraus. Fast wüthend ergriff nun unser Magister infelicissimus selber das Seil, und — was herauskam, war der eiserne Klöppel, welcher dem Betrüger, Kopf und Körper zerschmetterte. Er hatte nämlich das Silber heimlich auf die Seite gebracht, welches Karl später fand und den Armen vertheilte, und dafür sehr reines Zinn genommen. Ein anderer Glockengießer, welcher Optfex in hac arte eruditus titulirt wird, sollte in der Zeit von 734—738 für den kleinen Thurm der neu erbauten Michaelskirche zu Fontenelle eine Glocke gießen. Turketyl oder Turketul war Kanzler unter Edmund I., Abt von Croyland in Lincoln und starb im Jahre 975. Vor dem Jahre 946 soll er eine große Glocke gegossen haben, welcher er nach dem Patrone des Klosters den Namen Gutlac beilegte. Es ist dieses eines der frühesten bekannt gewordenen Beispiele, wo einer Glocke ein Name beigelegt wurde. — Egelric lebte mit Turketul in demselben Kloster zu Croyland und wurde im Jahre 975 als Abt sein Nachfolger. — Kaicle wurde auf Verlangen des Abtes Gozbert vom Bischof Gottschalk vor dem Jahre 1000 von Freising nach dem Kloster Tegernsee geschickt, weil er als ein tüchtiger Glockengießer bekannt war und diese Kunst in dem genannten Kloster pflegen helfen sollte. — Der heilige Glockengießer Thieme, zuletzt achtzehnter Erzbischof von Salzburg (1090), ist ein geborner Graf von Medling und Frontenhausen und wird auch wohl einmal Dietmar genannt. In seiner Jugend lernte er zu Niederalteich, einem Benediktinerkloster im Bisthume Passau, die Glockengießerkunst. Im Jahre 1128 steckten die Salzburger Benediktiner beim Glockengießen aus Unvorsichtigkeit eine nahe liegende Kirche in Brand. — Roudbertus, ein Klostergeistlicher zu Chiemsee in Bayern, beschäftigte sich mit Glockengießen, wie aus einer Urkunde dieses Mannsklosters vom Jahre 1135 hervorgeht. Johann von Utrecht ist der erste uns genannte Glockengießer, welchen Zehe in der Diözese Münster bei seinen fleißigen Nachforschungen fand. Nach den Schriftzügen zu rechnen, setzt er ihn in das Ende des 12ten oder in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Jehan d'Amiens goß im Jahre 1260 die Glocke der Stadtwarte zu Rouen. — Gaufriedus ist uns als Glockengießer bekannt geworden durch seine Arbeit aus Meissac, Departement Tarn und Garonne in Frankreich vom Jahre 1273.

Ausgrabungen in Athen. Die Ausgrabungen welche dort auf Veranlassung der archäologischen Gesellschaft in der Nähe des Theseus-Tempels stattfinden, fördern fortwährend Bruchstücke alter Architektonik und Sculptur zu Tage und liefern den Beweis, daß außer den dort bereits ausgegrabenen Alterthümern auch noch andere Kunstwerke sich erhalten haben, die zu den dort von Zeit zu Zeit vorgenommenen Häuserbauten verwendet wurden. Unter Anderem ward daselbst kürzlich eine sehr alte Inschrift gefunden, wie sich aus der Gestalt der Schriftzeichen und daraus schließen läßt, daß sie von rechts nach links geschrieben ist. Was die Ausgrabungen auf der Akropolis anlangt, so wurden vor Kurzem in der Cisterne vor dem Parthenon Reste aus der Blüthezeit altgriechischer Sculptur, nämlich kleine männliche und weibliche Bildsäulen, auch Bruchstücke von Inschriften gefunden, die theils auf die Abgaben der Bundesgenossen nach den Perserkriegen, theils auf die geweihten Gelder der Athener sich beziehen. Man bewahrt diese Bruchstücke besonders auf, um nach Befindung die Ergänzung der Inschriften bewirken zu können.

Das Unglück ist dem Feigen ein Riese, dem Muthigen ein Zwerg, der sich kaum an ihn heranwagt, weil er allemal unterliegen muß.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 21. den 13. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Sidonie erbebte und erblaßte unter der Schminke. Wider Willen flog ein forschender Blick voll namenloser Seelenangst hinüber auf den jungen Mann. Ihre Augen begegneten einander; die Blicke Hugo's hingen bange und wie durchbohrend an ihrem Auge. Die Kniee drohten unter ihr einzubrechen, und sie fand kaum Kraft, unter heftigem Wechsel der Farbe zu stammeln: „Und dennoch ist es bisweilen so!"

Sie hatte sich in einen Fauteuil geworfen und das Gesicht in ihr Battisttuch geborgen. Als sie wieder aufblickte, stand Hugo dicht vor ihr, erfaßte ihre Hand und fragte: „Darf ich glauben, daß derartige Rücksichten nie zwischen uns treten werden?"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Madame Grund und fuhr plötzlich auf, als ob sie auf eine Viper getreten wäre; ihr Augen hafteten flammend an den seinigen.

— „Mutter!" flüsterte er, „ist es denn möglich, ist es denn wahr, daß Sie meine Mutter sind?"

„Wer sagt dieß? wer? hat etwa Pauline . .?"

— „Nein, aber ich weiß, ich fühle es, Sidonie, daß wir einander nicht fremd sind! Ich ahnte es in jener Minute, wo Sie mich zum Erstenmal umarmten und mir diesen Ring hier schenkten als Pfand Ihres Wohlwollens . . . ."

„Es ist nicht wahr!" rief Sidonie aufgeregt und in einem Gemüthszustande, der sie unzurechnungsfähig machte. „Sie irren, Hugo! Sie haben mich mißverstanden! wie wollen Sie mir beweisen, daß ich . . . . daß ich . . . . Ihre Mutter? Wie . . . . doch nein, ich will gestehen, daß ich Ihren Vater gekannt, geliebt . . . . Allein wozu erwecken Sie jetzt diese Erinnerungen? Verlassen Sie mich . . . . ich bitte . . . . und kein Wort weiter über diesen Gegenstand, wenn sie nicht wollen . . . . daß ich . . . . Sie hasse!"

Damit stürzte sie aus dem Zimmer, ihrer selbst nicht mehr mächtig. Die Entdeckung war ihr allzu unerwartet, allzu plötzlich gekommen. Sie hatte es sich so schön ausgedacht und nach allen Seiten hin erwogen, wie sie den jungen Mann allmählig an sich ziehen, ihn durch Wohlwollen und Freundlichkeit gewinnen wolle, wie sie erst sein Vertrauen und seine Dankbarkeit gewinnen und wie sie ihm dann endlich anvertrauen würde, daß er ihr Sohn seye; wie sie ihn dann durch die zärtlichste mütterliche Fürsorge innig an sich ketten wollte! Statt dessen aber war er fordernd, aggressiv aufgetreten und hatte seine Rechte auf eine Weise geltend gemacht, welche ihre Pläne vereitelte und ihre Eigenliebe verletzte. Er hatte sie überrumpelt und sie glaubte es ihm nie verzeihen zu können, daß er sie außer Fassung gebracht hatte.

In furchtbarer Aufregung verschloß sie sich in eines ihrer Zimmer und blieb so mehrere Stunden, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Sie brach in ein langes, erschütterndes Weinen aus, in welchem ihr Stolz hinschmolz sammt ihrer Aufregung, und weichere, mildere Gedanken ihre Seele erfüllten. Sie machte sich bittere Vorwürfe über ihr Verfahren, das ihr unaussprechlich thöricht, gewagt, ja unbesonnen und frevelhaft erschien; dann eilte sie, die Spuren ihrer heftigen Gemüthsbewegungen vor ihrem Toilettentische zu beseitigen, und ließ Hugo zu sich bitten. Aber wer beschreibt ihren jähen Schreck, als man ihr meldete, Monsieur Anger habe schon vor mehreren Stunden in einem Miethwagen und mit einem Theil seines Gepäckes das Hotel verlassen, anscheinend auf immer! — —

Als Herr Grund von der Börse nach Hause kam, erschreckte ihn dieselbe Nachricht; er fuhr sogleich nach dem Lyoner Bahnhof, aber der Zug war schon abgegangen. Ihm schwante halb und halb, was vorgefallen seyn könnte; er stand auf dem Punkte, dem Flüchtling nachzureisen, denn er vermuthete, daß derselbe den Heimweg nach Chailly-les-Forges eingeschlagen haben werde. Aber ein unerklärliches Etwas, ein dunkles Vorgefühl hielt ihn davon ebenso mächtig zurück, als das Bewußtseyn seiner körperlichen Schwäche. Er fuhr daher wieder in seine Wohnung zurück.

Hier hatte einstweilen der Facteur der Briefpost einen Brief für Herr Grund abgegeben, welchen Hugo vor seiner Abreise noch in einem kleinen Café in der Nähe des Bahnhofs geschrieben hatte. Er lautete:

„Mein verehrter Wohlthäter!

„Sie hat mich verleugnet und verstoßen, und mit Unwillen abgewiesen. Ein furchtbarer Zweifel zerreißt mir das Herz. Wem soll ich glauben? Ihr oder Ihnen? Ist es möglich, daß eine Mutter ihr Kind verleugne? Und doch spricht eine Stimme in meinem Innern, daß sie meine Mutter seye — ihr Benehmen verrieth sie.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich unverweilt abreise. Ich kann nicht mehr unter Einem Dache mit ihr leben, kann ihr nicht mehr begegnen! Ich werde an Paulinen schreiben und diese meine eigentliche Mutter wird mir die Wohlthat der Wahrheit nicht vorenthalten. Rufen Sie mich nicht zurück, mein väterlicher Freund! ich müßte Ihnen ungehorsam seyn wider Willen. Leben Sie wohl — vielleicht auf immer! — und verschweigen Sie ihr Alles!

Ihr dankbarer

Hugo."

An diesem Tage verspeiste die Dienerschaft das lukullische Diner. Herr Grund lag krank, von Gicht und Selbstvorwürfen geplagt, zu Bette. Sidonie hatte sich in ihr Boudoir eingeschlossen, für Niemand sichtbar. Beide Gatten hatten sich den Anschein gegeben, als wüßten sie nichts von Hugo und fänden sein Betragen räthselhaft, während sich doch Beide sagen mußten, daß er im Grunde nicht anders habe handeln können.

Das war die Liebe und das innige Einvernehmen dieser Ehe!

8.

Hugo zürnte im Herzen seinem Wohlthäter Grund, daß er, aus einem ihm unbegreiflichen Beweggrunde, mit solch rauher, störender Hand und unvermittelt ihm die Augen geöffnet in einer Sache, wo Blindheit Glück war. Allein er machte ihm keinerlei Vorwürfe. Er achtete Herrn Grund's Charakter und Welterfahrung so hoch, daß er sich sagte: er hätte mir diese Mittheilungen nicht gemacht, wenn er nicht irgend eine wohlwollende Absicht damit verbunden hätte.

Dieß Vertrauen Hugo's war jedoch ehrender für diesen, als für Herrn Grund. Die Motive des Letztern waren nicht frei von Selbstsucht. Man findet in Romanen und Bühnenstücken die meisten derartigen Emporkömmlinge entweder als gemeine Naturen voll Habgier und Egoismus, voll unerbittlichem Ehrgeiz, oder aber als Inbegriff aller Tugenden und geistigen Vorzüge geschildert, und die Romanschreiber und Dramendichter gehen hierin sicher in's Extrem. Herr Grund war keines von Beiden: weder ein absoluter Engel, noch ein niedriger Charakter. Fehler und Vorzüge reichten sich in seinem Charakter, wie in demjenigen jedes Weltmenschen, die Hand; doch neigte das Zünglein der Wage gewiß zu Gunsten der edleren Eigenschaften. Er war allerdings in gewissen Stücken sparsam beinahe bis zur Engherzigkeit, und zwar besonders an sich selbst, denn er entsagte freiwillig einer Menge Genüsse, welche Leute von seinem Vermögen sich gewöhnlich gönnen. Allein er legte in anderen Stücken wiederum die größte Uneigennützigkeit und Freigebigkeit an den Tag. Er war gewissenhaft und ehrliebend in einem Grade, wie es nur Wenige sind; allein eben weil er hierin sehr strenge gegen sich selber war, so heischte er auch von Andern diese Strenge. Er hatte wilde Leidenschaften gehabt, allein nie die Herrschaft über dieselben verloren, und daher um derselben willen niemals der Ehre etwas vergeben. Seine herrschende Leidenschaft war das Streben, sich wieder in den Alleinbesitz von Chailly-les-Forges zu setzen. Dieses Ziel hatte er aber seither nur auf offenem und ehrlichem und ehrenhaftem Wege verfolgt. Selbst als er die Baronin Lüs heirathete, glaubte er seiner Ehre nichts vergeben zu haben. Er war mindestens ebenso reich als sie, und die Stellung, welche er im öffentlichen Leben einnahm, war in den Augen seiner Welt dem Rang einer dänischen Baronin sicher gleichwerthig. Und doch war ihm aus dieser Ehe, eben weil sie weder auf Liebe noch auf Achtung gegründet, sondern nur das Werk eines wechselseitigen Calculs war, wenig Freude entsprossen. Sidonie war nie im Stande gewesen, auch nur vorübergehend sein Herz für sie zu erwärmen. Sie glänzte im Salon; dieser war ihre Folie, welchem sie ihr Licht verdankte. Sie machte die Honneurs seines Hauses mit der vollendeten Grazie einer Pariserin, und hatte so viel Geist, um Talente aller Fächer in ihre Nähe zu ziehen und auf einige Zeit zu fesseln — ohne diese Eigenschaft wäre sie ja nicht im Stande gewesen, ihn zu ködern; die Aktien der Hüttenwerke von Chailly allein hatten es nicht vermocht. Sie war keine böse Stiefmutter für Leonie. Das ist auch so ein gewöhnlicher Irrthum der Romanschreiber, so eine falsche Tradition, daß alle Stiefmütter kalt, böse, tückisch und lieblos seyn müßten. Sidonie fühlte einfach blos gar nichts für Leonie, als eine große Dosis Mitleid, daß das arme Kind so unbedeutend und in äußerlichen Dingen verwahrlost seye, wie sie es nannte, daß Leonie nicht schon ein Dämchen en miniature seye, wie Sidoniens eigene jüngste Tochter es war. Und da Sidonie sich vergegenwärtigte, daß Leonie einst an ihrer Seite in die Welt eintreten werde, da sie wußte, daß Herr Grund von ihr erwartete, sie solle sich seines Kindes mütterlich annehmen, so war sie bemüht, durch die Gouvernante, Bonne, Tanzlehrerin u. s. w. das Versäumte an Leonien nachzuholen und drang mit der ihr eigenen Bestimmtheit darauf, daß dieß so rasch und energisch, wie möglich geschehe, wogegen sie ander-

wärts durch eine Menge Geschenke, Leckereien und Schmeicheleien das Kind an sich anlocken wollte. Leider mißlangen ihr beide Pläne: das übermäßige Lernen und die Versetzung in eine ungewohnte Treibhaus-Atmosphäre wirkte nachtheilig auf die Gesundheit des Kindes, flößte ihm Widerwillen gegen das Lernen und die ganze Frühreife, welche man ihm beibringen wollte, ein. Leonie lernte ihre Bonnen und Gouvernanten hassen und die neue Mama ebenso, und fühlte sich so elend, liebeleer und verwaist, als nur je das hinterlassene einzige Kind einer zärtlichen Mutter sich unter Fremden fühlen konnte; sie kränkelte, und die Winke eines verständigen deutschen Arztes, die eigenen Klagen des Kindes öffneten dem Vater die Augen. Das war die erste Enttäuschung, die er an Sidonien erlebte, aber es folgte noch eine lange Reihe ähnlicher. Ohne gerade zu knausern, hatte er in seinem Hauswesen doch bisher jeden übertriebenen Luxus vermieden und einen großen Theil seiner Einkünfte dazu bestimmt, das vorzugsweise Ziel seines Strebens zu erreichen und alljährlich möglichst viele Aktien von Chailly an sich zu bringen. Seine erste Frau hatte ihn daran nicht gehindert! obwohl Tochter eines reichen Mannes, hatte sie doch keinen sybaritischen Luxus geliebt, sondern das Streben ihres Gatten begriffen und für berechtigt angesehen, und deßhalb sich diesen Rücksichten anbequemt. Nicht so Sidonie! Hatte sie zuvor schon die ganzen Einkünfte ihres Vermögens aufgebraucht so schien sie jetzt sehr geneigt, es mit denen ihres Gatten, der ja ein solch reicher Mann war, ebenso zu machen. Es war aber eine große Täuschung, wenn sie sich einbildete, er werde sie auf diese Weise gewähren lassen. Mit nichten; er kannte den Werth des Geldes, denn er hatte dieses Vermögen erworben und zwar nicht ohne Mühe und Sorgen, nicht ohne viele schlaflose Nächte und harte Entbehrungen. Es fanden daher Erörterungen hierüber statt, welche endlich sogar bitter wurden, und in welchen sich Sidonie in ihrer Leidenschaft und ihrem Hochmuth hinreißen ließ, ihm seine dunkle Geburt vorzuwerfen und ihm anzudeuten, daß er eben noch in weit höherem Grade Roturier, Emporkömmling seye, als sie vermuthet hatte, da sie ihm ihre Hand gereicht. Dazu kam noch, daß der Sohn und die Verwandten des verstorbenen Baron Lüs seit der Wiederverheirathung der Baronin gegen diese feindselig waren und sogar processirten. Allerdings berührten die Rechtsstreitigkeiten seiner Gattin Herrn Grund kaum persönlich, denn Sidonie hatte ihre Advokaten und lenkte den Prozeß persönlich, allein es war dieser doch ein Tropfen Wermuth mehr in dem bittern Kelch seiner Enttäuschungen. Namentlich aber hatte seit dem Tode der jüngsten Tochter des Baron Lüs und der Erbstheilung derselben eine Verbitterung zwischen Sidonie, ihrem Sohn und ihrer andern Tochter und deren Verwandten Platz gegriffen, welche auch Herrn Grund sehr häufig mittelbar berührten. Es war zu einer Spannung zwischen den beiden Gatten gekommen, welche man bei der Ungleichartigkeit ihrer Herkunft und Erziehung, ihrer seitherigen Lebensweise eigentlich von vorn herein hätte voraussehen können. Jedes der beiden Gatten war in seiner Weise stolz, schroff, hart und strenge, und so bewährte sich das Sprüchwort: Zween harte Stein, malen selten fein, gar glänzend an ihnen. Bei einer Lebensweise wie die ihrige, wo so wenig inniges Beisammenseyn, so wenig engere Berührungspunkte, so gar kein gegenseitiges Zutrauen, so wenig Intimität zur Geltung kamen, konnte es nicht ausbleiben, daß bei Beiden die rauhen Ecken und scharfen Kanten ihres Wesens sich weder in einander fügten noch an einander abschliffen und glätteten, sondern daß sie gegenseitig nur tiefe Kritze und Risse in die glänzenden Seiten Beider einritzten.

Mit Einem Worte: in dem Augenblicke, wo Sidonie und ihr Sohn sich so unerwartet begegneten, war zwischen ihr und ihrem Gatten jener Zustand heimlicher, verschwiegener und dumpfer Feindseligkeit eingetreten, wo jedes nur mit Eifer auf eine Thatsache lauerte, welche das Unrecht des Andern vermehrte. Es war eine instinktive Regung dieses stummen, ja vielleicht noch nicht sich selbstbewußten Hasses gewesen, welche Herrn Grund veranlaßte, so unerbittlich und leidenschaftlich auf die Bestätigung des Argwohns zu dringen, welcher in ihm aufgestiegen war in Betreff der wahren Beziehungen zwischen Sidonien und Hugo.

Diese Bestätigung blieb nicht aus. Wenige Tage nach Hugo's Abreise, die einer Flucht aus Paris glich, erhielt Herr Grund in derselben Stunde ein langes Schreiben von Herrn Henger, worin ihm dieser das Geheimniß von Hugo's Geburt so erschöpfend mittheilte, als er es aus Herrn von Walzendorf's Munde erfahren hatte, — sowie einen Brief von Hugo, worin dieser seinem Chef meldete, daß er nach Deutschland abgereist seye, um seine Pflege-Eltern zu besuchen und aus ihrem Munde Alles zu vernehmen, was seine eigene Herkunft betreffe. Hugo deutete an, daß er jedenfalls die Weihnachtstage im Henger'schen Familienkreise verbringen und mittlerweile seine Entschlüsse wegen der Zukunft fassen wolle. Die Vermuthung lag also nahe, daß Hugo nicht mehr nach Chailly zurückzukehren beabsichtigte.

Der Eindruck, welchen diese Mittheilungen auf Herrn Grund machten, war ein überwältigender. Der gallige Kelch lief über, welchen ihm diese zweite Ehe gereicht hatte. Es ist eine Art furchtbaren Verhängnisses, daß der Mensch in Stunden eigenen Unglücks und zerstörter Illusionen, Hoffnungen und Lebensfreuden ein unersättliches, nagendes Verlangen verspürt, auch Andere, namentlich seine Feinde, un-

glücklich zu machen. Selbst der Klügste bedenkt in solchen Stimmungen nicht, daß der Stachel, welchen er einem Andern damit in's Seelenleben stößt, seinen eigenen Schmerz nicht lindert, sondern nur steigert. Es war ein wilder Rausch der Rachgier, in welchem sich Herr Grund noch am selben Tage zu seiner Gattin begab, um sie zu demüthigen mit der Erklärung, daß er um ihr Geheimniß wisse und die Beweise dafür in Händen habe.

„Madame," sagte er mit eisiger Kälte und mühsam erzwungener Ruhe, „als ich die Ehre hatte, Sie zu heirathen, wußte ich nicht, daß Sie vor Ihrer Ehe mit Herrn v. Lüs schon einen Sohn gehabt, den Sie nie anerkannt, sondern schon von der Geburt an verstoßen haben. Es wäre vielleicht außer meiner Befugniß, Sie über diese verklungene Sache zur Rede zu stellen, wenn nicht dieser Sohn neulich hier seine Mutter gesucht hätte und von ihr verleugnet worden wäre. Zufällig aber ist dieser Sohn nun mein Schützling, und ich habe an ihn einige Anrechte, die Sie noch kennen lernen sollen. Ich mache daher seine Sache zu der meinigen, und erlaube mir die Frage: was sie zu thun gedenken, wenn Hugo nochmals seine Rechte geltend zu machen sucht?"

— „Ich glaube mich befugt, mein Herr," entgegnete Sidonie mit kaum verhaltenem Ingrimm, „Ihnen hierauf keine Antwort zu ertheilen. Ihre Ansprüche an mich und meine Pflichten datiren erst seit dem Tage unserer Verlobung, und ich bin nie gewöhnt gewesen, mir irgend etwas durch Drohung oder Einschüchterung oder Ueberrumpelung abtrotzen zu lassen. Ich werde daher abwarten, bis Ihr Schützling seine vermeintlichen Rechte an mich geltend macht, und erkläre im Voraus, daß ich nur ihm antworten werde, und keinem Mittelsmann irgend welcher Art; am wenigsten aber — seinem Aufwiegler!"

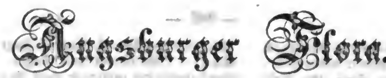
(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Eine merkwürdige Birne. Unter den trefflichen Gaben, mit welchem die holde Pomona vorigen Herbst die Sterblichen erfreute, befand sich eine Birne von solch ungeheurer Größe, daß Jeder, der sie sah, Mühe hatte, sie für eine natürliche wirkliche Birne zu halten. Sie wurde, wie es von sich selbst versteht, nach Paris geschickt, wo sie am Schaufenster eines weltberühmten Delicatessenhändlers Aller Blicke auf sich zog. Diese gigantische Birne war zu schön, um gegessen zu werden; sie war aber würdig, auf den Tafeln der Großen als ein Meisterstück der allgütigen Mutter Natur zu prangen und als Augenweide zu dienen. Der Eigenthümer, der dieß recht gut wußte, verkaufte sie auch nicht, sondern vermiethete sie für große Diners und erhielt jeden Abend zehn Francs für die Gastrolle, welche seine Birne während einiger Stunden auf irgend einer Tafel in irgend einem Hause spielte; denn keiner der Gäste hatte jemals den Einfall, ein Stück dieser Riesenfrucht zu begehren. Da ereignete es sich aber, daß der Banquier G—d aus Frankfurt in Paris eintraf. Als eine der hervorragendsten Spitzen in der Finanzwelt drängte man sich von vielen Seiten, ihn als Gast an der Tafel zu haben, und so kam es, daß er fast jeden Abend die glorreiche Birne an einer andern Tafel sah und in denselben Dithyramben rühmen hörte. Das wurde ihm am Ende doch langweilig. Vor einigen Tagen nun wurde er wieder zu Tische geladen und abermals prangt in der Mitte der Tafel die Birne, die bereits durch die verschiedensten Stadttheile von Paris gewandert war. Beim Dessert ergießen sich alle Gäste in Lobsprüchen, in welche unser Landsmann natürlich auf's Lebhafteste einstimmt; aber in der Verzweiflung, während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt der civilisirten Welt den Anblick dieser Parade-Birne nicht mehr los zu werden, gibt er zu verstehen, daß der Geschmack derselben vielleicht weniger bewunderungswürdig als ihr Umfang seyn möchte. „Es kommt ja nur auf den Versuch an," ruft die Hausfrau, indem sie die kostbare Frucht dem Banquier reichen läßt, freilich in der festen Ueberzeugung, daß dieser den Versuch nicht machen würde. Der Banquier aber nimmt die Wirthin beim Wort und fährt mit dem Messer in's Herz der Riesenbirne. Die Unthat war vollbracht. Sämmtliche Tischgenossen sind von einem panischen Schrecken ergriffen und die Hausfrau bekommt eine Gänsehaut. Sie macht indessen gute Miene zum bösen Spiel und unterdrückt so viel wie möglich den Schmerz, für den grausamen Messerschnitt des Banquiers fünf Napoleons zahlen zu müssen; ja sie zwingt sich sogar zu einem süßen Lächeln, als der deutsche Banquier scheidet. Am folgenden Morgen aber erhält sie von demselben ein geistreich geschriebenes Billet, in welchem er sie bittet, ein Dutzend Stück Ananasse anzunehmen, welche dieses Billet begleiteten. Verdient dieser Zug eines deutschen Banquiers nicht, von einer poetischen Feder auf die Nachwelt gebracht zu werden?

Ein werthvoller Kuß. Die Union aus Rochester erzählt: Ein Mann, der neulich wegen Diebstahls von Kleinodien verhaftet worden, ersann ein hübsches Mittel, um sich eines kostbaren Gegenstandes zu entledigen, dessen Besitz ihn sehr compromittirt haben würde. Als er in das Gefängniß abgeführt werden sollte, bat er um Erlaubniß, seine Frau noch umarmen zu dürfen. Der Polizeiagent fand diese Bitte sehr natürlich und gewährte sie. Aber im Augenblick, wo er seinen Gefangenen abführte, bemerkte Ersterer, daß die Frau des Diebes etwas im Munde versteckt zu haben schien, und zwang die Frau, den Gegenstand, herauszuspucken. Es war ein prächtiger Diamant, den der Mann ihr beim Abschiedskuß in den Mund praktizirt hatte.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.
In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch *Nro. 22.* den 16. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ich ignorire den letztern Vorwurf einer Frau, die nicht den Muth hat, das Unrecht eines halben Menschenalters durch eine Viertelstunde Weiblichkeit und natürlicher Liebe zu sühnen. Auch verschmähe ich es, auf weitere Erörterungen einzugehen, die nur zu Bitterkeiten, nicht zu besonnenem Handeln führen können. Aber meine Ehre gebietet mir, hier den Wunsch auszusprechen, unsere Ehe gelöst zu sehen."

— „Ich weiß, daß es für Männer kein höheres Gesetz gibt, als die Ehre," entgegnete Sidonie sarkastisch. „Ihr Eindringen in diese Verhältnisse hat mir auch einen solch überzeugenden Beweis von Ihrer Ehre und Ihrer Achtung vor den Geboten derselben gegeben, daß ich mich gedrungen sehe, Ihren Wunsch einer Trennung unbedingt zu theilen. Ich werde in diesen Tagen nach Italien abreisen, und meinen Anwalt beauftragen, sich mit dem Ihrigen hierüber zu benehmen."

„Ich danke Ihnen, Madame; allein meines Erachtens dürfte dieser Akt um so leichter erledigt werden können, wenn wir zuvor noch in Minne eine Vorfrage erledigen, welche das Vermögen von Madame betrifft. Ich erbiete mich, den Betrag der Aktien von Chailly, welche Madame gehören, zehn Procent höher als zum Tageskurse zu übernehmen und sogleich bei meinem Banquier anzuweisen, um ..."

— „Um mir die unangenehme Erinnerung an den Gründer und Direktor dieses Etablissements und Ihnen die Möglichkeit zu ersparen, durch meinen Geschäftsmann etwas in Ihren Projekten gestört zu werden!" fiel ihm Sidonie hastig und mit beißender Ironie in's Wort. „Ich bedaure, auf diese Vorschläge erwidern zu müssen, daß ich als eine Frau mich nicht für befähigt halte, Geschäfte von solchem Belang ohne die Mithülfe eines männlichen Berathers abzuschließen, und da Sie in dieser Sache nicht Partei und Rathgeber zugleich seyn können, so .."

„So lassen wir meinen Vorschlag fallen, und Sie tragen die Folgen des abschlägigen Bescheides, Madame!" unterbrach sie Grund. „Ich bin einverstanden, und habe die Ehre, mich zu empfehlen."

So endete die letzte Begegnung dieser beiden Gatten, denn am andern Tage reiste Herr Grund trotz seiner Kränklichkeit nach Chailly ab, und ihm folgte bald Sidonie auf dem Wege nach Italien.

Als Herr Grund in Chailly ankam, hörte er, daß Hugo seine sämmtlichen Ersparnisse erhoben und seine werthvollsten Habseligkeiten mitgenommen habe. Alles bewies, daß er auf etwas Anderes bedacht war, als auf eine bloße Urlaubs- und Erholungsreise. Man hatte sich in Chailly durchaus nicht zu erklären vermocht, warum Hugo so schnell und so verändert aus Paris zurückgekommen war; man hatte sich dieses Ereigniß so zu deuten gesucht, als ob er Herrn Grund's Vertrauen verscherzt habe, und man brachte dessen Eintreffen auf dem Werke damit in Zusammenhang. Es hatte Hugo nie an Neidern gefehlt, die sich jetzt über seinen vermeintlichen Sturz freuten und die ersten Erkundigungen des Chefs mit versteckten Verdächtigungen und einleitenden hämischen Bemerkungen beantworteten. Allein die Entrüstung des Herrn Grund, womit er diese Andeutungen zurückwies, der verachtungsvolle Grimm, womit er sie an ihren Urhebern heimsuchte, brachte die Bosheit sogleich zum Schweigen, und steigerte das Erstaunen. Als Grund Madame Regnier aufsuchte, welche, wie er wohl wußte, Hugo herzlich zugethan war, fand er diese sehr betrübt, erschüttert und besorgt wegen Hugo's.

„Ach, mein Herr!" sagte sie, was kann dem armen Manne begegnet seyn?! Er war beinahe nicht mehr zu erkennen, als er ankam. Leichenblaß, in sich zusammen gesunken, schwankte er auf den Beinen; er wollte mit Niemand reden, und der freundlichste Zuspruch trieb ihm nur Thränen in die Augen, so daß er sich kopfschüttelnd abwandte. Er war sehr, sehr unglücklich. Als ich in ihn drang, sich mir anzuvertrauen, die ich es ja so gut mit ihm meine, drückte er mir nur stumm die Hand und winkte mir abwehrend, und erst beim Abschiede sagte er mir: „Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so unglücklich werden könnte, ohne seine eigene Schuld; ich bin entehrt ohne mein Zuthun, ich bin der ärmste, elendeste Mensch unter der Sonne. Wenn ich in meiner Heimath nicht noch einigen Trost finde, so fliehe ich in irgend ein fernes Land, wo mich

keine Seele kennt. — Vergebens drang ich in ihn, sich mir anzuvertrauen; aber er verweigerte es. Ach, es schnitt mir tief in die Seele, ihn diesen wilden stummen Schmerz so allein tragen zu sehen. — O, bester Herr Grund, wenn Sie etwas für ihn thun, wenn Sie ihn retten können, so thun Sie es! Hugo ist ein so wackerer, guter Mensch, ein Charakter wie Gold, ein seltenes, treffliches Herz. Aber der Gram, der an ihm zehrt, ist kein gewöhnlicher. Man fühlt, daß ihm der Wurm im Herzen nagt — er wird diesem Kummer erliegen, wenn keine milde, weiche, liebevolle Hand Balsam auf diese Wunde legt."

Grund suchte Madame Regnier zu beruhigen, obschon er selber keine Ruhe dabei hatte. Jedes ihrer Worte hatte ihm tief in's Herz geschnitten, als eine grausame aber verdiente Anklage seiner Selbstsucht, die den Liebling und sein Lebensglück zu einem Werkzeuge seines Hasses zu machen gesucht hatte. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Pauline schon den rechten Balsam finden werde, um die Wunde in dem Gemüthe des jungen Mannes zu heilen, und suchte sich mit dieser Ansicht über die Folgen seiner eigenen Unbedachtsamkeit zu beruhigen. Er verweilte ungefähr zehn Tage in Chailly, unerläßliche Geschäfte zu erledigen und für Hugo's Wirkungskreis einen Stellvertreter zu bestellen; dann reiste er demselben nach Deutschland nach.

Je näher er der Stadt R. kam, desto mehr ward jedoch Herrn Grund unbehaglich zu Muthe, wenn er an das Wiedersehen mit Hugo und Paulinen dachte. Woran er damals, in der ersten leidenschaftlichen Aufregung, nicht gedacht hatte: an den Schmerz, welchen er Paulinen bereiten mußte, indem er den Seelenfrieden ihres Pflegsohns störte, an den tiefen Kummer eines mütterlichen Herzens, von welchem er gleichsam das Kind losgerissen hatte, um es an eine andere Frau zu weisen, welche das eigene Kind verleugnete, — all' Das ward ihm jetzt in der Einsamkeit seiner Reise, in der ungestörten Versenkung in sich selbst, ganz klar. Er bangte vor der Begegnung mit Paulinen, aber er bebte nicht davor zurück; es dünkte ihn eine Pflicht, diese Sühne zu tragen. Allein sein Herz pochte dennoch gewaltig und zuckte zugleich in bangen, schmerzlichen Ahnungen und Befürchtungen, als er am Abend unmittelbar aus dem Postwagen nach der Amtswohnung des Diaconus eilte und die Klingel zog. Eine Minute später stand er vor Paulinen.

„Willkommen, Freund!" sagte sie ruhig und weich, und reichte ihm die Hand. Dann bat sie ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen, weil sie ihren Mann aus seiner Studierstube und Leonie aus einem Nachbarhause holen lassen wolle, wo das Kind bei Freundinnen war. Der Diaconus kam zuerst, um Herrn Grund zu begrüßen, und dieser wunderte sich nicht, den Geistlichen ernster, zurückhaltender und finsterer gegen ihn zu sehen, als vordem.

— „Wo ist Hugo?" fragte er.

„Er ist vor zwei Tagen nach dem Niederrhein abgereist," entgegnete Herr Henger.

— „Und ist er — nun gefaßt?"

„Wenigstens ruhiger," sagte Herr Henger. „Nach den halben Mittheilungen, welche Sie ihm gegeben hatten, blieb nichts mehr übrig, als ihm die volle Wahrheit zu sagen und ihm zu zeigen, daß er an seiner leiblichen Mutter eigentlich nichts verloren, unsere Liebe aber nicht eingebüßt hat."

Dieß klang etwas beruhigend, aber in diesem Augenblick stürmte Leonie zum Zimmer herein und warf sich mit Jubel und Freudenthränen an den Hals des Vaters. Pauline und ihr Gatte entfernten sich, um diese Wiedersehens-Scene nicht zu stören, und ließen Vater und Tochter eine halbe Stunde allein, bis er selber Leonien nach ihnen sandte.

„Du hast mich willkommen geheißen, Pauline?" hub er dann an, — „mich, der ich Dir und den Deinigen so viel Schmerz bereitet habe?! Kannst Du mir glauben, daß ich in einer unseligen Verblendung handelte und vor eigenener Bitterkeit nicht bedachte, welche schmerzliche Folgen mein Schritt für Dritte haben werde? Willst Du mir glauben, daß ich nur die gute Absicht dabei hatte, Hugo von seiner Mutter anerkannt und nach seinen natürlichen Rechten behandelt zu sehen? Und kannst Du, willst Du mir allen Kummer vergeben, welchen ich Dir und Euch Allen gemacht habe?"

Er war weicher geworden, als es sonst im Wesen des strengen, stolzen Mannes lag. Aber der ruhige Friede auf Paulinens Gesicht beruhigte ihn und verhieß ihm Verzeihung, lange ehe sie in ihrer mehr innerlichen Bewegung Worte fand, um ihm zu antworten.

„Ich für meinen Theil habe Dir verziehen, Robert," entgegnete Pauline endlich. „Ich habe nicht annehmen können und wollen, daß Du mit Vorbedacht und in böser Absicht so gehandelt hättest. Das wäre ja frevelhaft gewesen. Allein unbegreiflich war es mir bei alledem, und hätten wir je auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß Sidonie Deine Frau sey, so würden wir es nie zugegeben haben, daß Hugo zu Dir gekommen wäre. Allein nun sich Alles ohne unser Zuthun so gefügt hat, durch ein Zusammenwirken von Umständen, die mir nicht planlos oder ohne höheres Walten so in einander gegriffen zu haben scheinen, blieb uns Anderen nichts mehr übrig, als den Rathschluß der Vorsehung ohne Murren hinzunehmen und ihm die besten Seiten abzugewinnen. Und dieß haben Heinrich und ich gethan, und es freut uns, sagen zu können, daß auch Hugo diese Schickung von oben endlich recht begriffen und gewürdigt hat."

— „Wie soll ich dieß verstehen?" fragte Grund.

„Ich weiß nicht, ob Du mich überhaupt verstehen wirst," sagte Pauline. „Ich kann mich in

die Denkweise eurer reichen und vornehmen Welt nicht hinein versetzen und ihr Pariser versteht meine Denkweise vielleicht ebenso wenig. Aber ich urtheile so: Hugo stand eurem Jagen und Ringen nach Reichthum und Ansehen und äußerem Glanz so nahe, daß es ihn sicherlich mit Zeit und Weile ebenfalls angesteckt und den Grundsätzen untreu gemacht haben würde, welche wir ihm in seiner Erziehung einzuprägen versucht haben. Er war vielleicht schon angesteckt von übermäßigem Selbstgefühl und eigener Werthschätzung. Da kam ein solcher Dämpfer ganz zu rechter Zeit, um ihn von seiner vermeintlichen Höhe herunterzusetzen und ihm die Augen zu öffnen über die Eitelkeit gewisser irdischer Vorzüge, welche bei der großen Masse der Menschen in solchem Ansehen stehen, daß ihnen diese oft so bereitwillig den besten Theil ihres Wesens opfern."

— „Und Hugo?" fragte Herr Grund gespannt; „hat er sich darein ergeben?"

„Nicht ohne Mühe," erwiderte Pauline; aber er hat begriffen, daß jeder Schmerz adelt und bessert, wenn man ihm die rechte Seite abzugewinnen weiß. Er hat an dem Beispiel seiner Mutter, an dem Deinigen, mein lieber Freund, gesehen, wie hohl euer Glück, eure auf die Ehre der Welt gestellten Ansprüche, wie unzureichend eure Weltklugheit sind, und er ist zurückgebebt von dem Rande des Abgrundes, an welchem er stand nnd in welchen auch er vielleicht blindlings hinein getaumelt wäre, fortgezogen von dem lauen, gelinden Strom eurer philosophischen Ansichten, eures Genußlebens, eures Götzendienstes vor Reichthum und Sinnlichkeit und Eigensucht. — Ja, lächle nur, Robert!" setzte sie sanft und wehmüthig hinzu, „nenne mich in Gedanken eine Frömmlerin, eine Pietistin, und bedaure meine vermeintliche Kurzsichtigkeit! ich weiß wohl, daß Du und Sidonie diesen Ton nicht verstehet; aber ich möchte doch in diesem Augenblicke, wie in einem späteren, noch ernsteren, letzten nicht mit Deiner Frau tauschen!"

— „Nenne sie nicht mehr so!" fiel Herr Grund ihr beinahe unwillig in's Wort. „Sidonie und ich haben nichts mehr mit einander gemein — unsere Ehe wird gelöst!"

„Scheidung?" fragte Pauline.

Grund nickte und fuhr dann fort: „Aber Du irrtest vorhin, meine liebe Freundin! mein Lächeln galt nicht Dir, sondern peinlichen Erinnerungen. Ich achte Deine Ansichten und Grundsätze, denn sonst hätte ich Dich nicht gebeten, Leonie in denselben zu erziehen. Sie mögen mehr innere Beruhigung und Festigkeit geben, als ihr Gegentheil. Allein um auf die Hauptsache zu kommen: was gedenkt Hugo zu thun? wird er nicht mehr nach Chailly zurückkehren?"

„Nein!" entgegnete der Diaconus. „Er hat eingesehen, daß er dort mehr durch Ihre Gunst als sein eigenes Verdienst und redliche Arbeit so rasch gestiegen sey — allzu rasch, als daß diese Stellung von Dauer gewesen wäre. Er ist jetzt im Begriff, sich ein anderes bescheidenes Unterkommen zu suchen, um dort langsam durch eigenen Werth und redlichen Eifer sich emporzuschwingen. Nach Chailly gedenkt er nie wieder zurückzukehren!"

— „Das ist grausame Verblendung," sagte Grund, „Hugo ist ein vorzüglicher, höchst begabter Mensch, zuverlässig und kenntnißreich wie Wenige. Er verdankte die Stellung, die ich ihm eingeräumt, nur seiner eigenen Tüchtigkeit. Allein ich muthmaße schon den Zusammenhang. Sie wird ihn gebeten, beschworen haben, sich eine Zeit lang vom Schauplatze zu entfernen! Sie wird ihn durch eine nachträgliche Anerkennung geködert haben!"

„Wer? Sidonie? — O, da irrst Du sehr, mein Freund!" sagte Pauline. „Sie schrieb ihm allerdings unter meiner Adresse. Allein er konnte durch unsere Bitten nicht einmal bewogen werden, den Brief zu erbrechen und zu lesen. Was soll ich daraus erfahren? sagte er; was ich wissen soll, habe ich nun gehört; aber sie selber hat die Bande zerrissen, die uns an einander ketten, und selbst eine abgöttische Liebe von ihrer Seite kann mich nicht vergessen machen, was sie an mir gefrevelt! Das sagte er und sandte ihr den Brief zurück mit einigen Zeilen, die ihr erklärten, daß er sie nie mehr als Mutter anerkennen werde."

— „Das war klug und muthig von ihm, — ganz seiner würdig!" sagte Grund.

Pauline schüttelte den Kopf. „Wir fanden es unrecht und unedel," sagte sie; „wir haben ihn vergebens davon abzubringen gesucht; aber er blieb hartnäckig dabei. Wie sie auch an ihm gehandelt haben mag, so ist sie doch die Mutter, die ihn geboren, und jeder Trotz von seiner Seite ist ebenso sehr Frevel gegen göttliches und natürliches Recht, wie ihre stolze Verleugnung seiner Rechte an sie. Mich dünkt, er hätte sich mit ihr versöhnen sollen, und dieß würde Beiden den Frieden gegeben haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Theodor Körner und sein Grab. Das Cotta'sche „Morgenblatt" brachte jüngst in einem Aufsatz: „Aus Norddeutschland" überschrieben, eine Schilderung des Körner'schen Grabes, die wir uns nicht enthalten können, unseren Lesern im Auszuge mitzutheilen, da, wie wir denken, jener liebenswürdige Freiheitssänger und treue deutsche Kämpe noch immer der lebhaftesten Sympathie unter uns genießt, und jetzt vielleicht wieder mehr genießt als je zuvor, da die bewegte Zeit einen poetischen Ausdruck anzunehmen scheint, der einige Aehnlichkeit mit dem damaligen der Freiheitskriege hat. „Oede und einförmig," lautet es in jenem Bericht, „ist die Gegend rings umher, und auf dem zwei starke Stunden betragenden Wege vom

Dorfe Wöbbelin bis zur ehemaligen kleinen Residenz Ludwigslust, dieser Oase in der meklenburgischen Wüste, erblickt der Wanderer keine einzige Dorfschaft, oder auch nur eine menschliche Wohnung. So weit das Auge reicht, dehnt sich die häufig unangebaute Fläche, hie und da nur von meist dürftig bestandenen einfarbig düstern Nadelholzwaldungen unterbrochen. Fehlen aber auch die Menschen hier und ist die prächtige, breite Landstraße, die schnurgerade, 4¾ Meilen lang, von dem anmuthig gelegenen Schwerin nach Ludwigslust führt, fast ohne allen Verkehr, so belebt das Wild desto häufiger die Landschaft. Zierliche Rehe findet man sehr oft selbst am Wege und große Rudel von zwanzig bis dreißig Edelhirschen, unter denen mitunter stattliche Sechszehn-Ender, gehören nicht zu den Seltenheiten. „Diese Ruhe und Stille, diese gänzliche Entfernung von jedem geschäftlichen Treiben der Menschen verleiht der sonst reizlosen Landschaft einen gewissen poetischen Reiz. Wer zu träumerischen Gedanken geneigt ist, kann sich denselben hier in vollem Maaße hingeben, denn er ist sicher, daß kein spottender Blick eines neugierigen Menschen ihn daran stört. „Es war des Dichters, dem eine innere Ahnung einen baldigen Kriegertod verkündete, eigner Wunsch, daß er hier unter dieser allein stehenden Eiche seine letzte Ruhestätte finden möchte." „Wenige Tage, bevor er den tödtlichen Schuß erhielt, hatte nämlich Körner auf einem heißen staubigen Ritt von Ludwigslust her unter dieser alten Eiche eine mehrstündige, ungemein erquickende Rast gehalten. Der einsame edle Baum mit seinem dunkeln, tiefgrünen Laubdach mitten auf der weiten, öden Haidefläche, die von der heißen Mittagssonne durchsengt war, hatte einen tiefen, poetischen Eindruck auf sein leicht empfängliches Dichtergemüth gemacht Im dichten, weichen Grase darunter lagerte er mit einigen Freunden behaglich, während die Rosse ihr Mittagsfutter aus den vorgehängten Futterbeuteln verzehrten. Die übrigen Gefährten sanken bald in den Schlummer der Ermüdung, wie solcher den Soldaten im Felde in den wenigen Stunden der oft sehr karg zugemessenen Rast so leicht überfällt; der Dichter aber war geistig zu aufgeregt, um die körperliche Ruhe finden zu können. Im Grase lang dahin gestreckt, seine Brieftasche auf eine weitauslaufende Wurzel der Eiche gestützt, schrieb er mit raschen Zügen des Bleistiftes, strich wieder aus, verbesserte von neuem und murmelte, wie es seine Gewohnheit in solchen Fällen war, die Verse, welche seiner Seele entsprangen, mit leiser Stimme vor sich hin. Zuletzt soll er hastig aufgesprungen und, die Arme auf der Brust verschränkt, mit schnellen Schritten stets um die Eiche herumgegangen seyn. Als alle Kameraden erwacht waren und man aufzubrechen dachte, soll Körner den ihn darum Bittenden sein herrliches Gedicht:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken? u. s. w.,

welches er so eben gedichtet, vorgelesen haben. Dasselbe erweckte wahren Enthusiasmus bei den Jägern, die zum mannhaften Streite, um Deutschland von übermüthiger Fremdherrschaft zu befreien, ausgezogen waren, und lauter Beifall aus voller Brust belohnte den hochherzigen Dichter, der nicht allein das Schwert zu besingen, sondern auch muthig zu führen wußte. In diesem Augenblick der Begeisterung nahm Körner, halb im Ernst, halb scherzend, den Kameraden das Versprechen ab, ihm hier unter dieser Eiche die letzte Ruhestätte zu bereiten, wenn er bald den Tod finden und sich der Erfüllung dieser Bitte keine allzu große Schwierigkeit entgegenstellen sollte. Jeder der Jäger brach sich zur Erinnerung noch einen grünen Zweig von dem Baume ab und dann schwangen sie sich wieder auf ihre Rosse, das Streifcommando weiter fortzusetzen. Schon nach einigen hundert Schritten soll Körner noch einmal sein Pferd angehalten und, sich nach dem Baume umwendend, ausgerufen haben: „Wahrhaftig, dies ist so eine recht kernige deutsche Eiche, und um ein Soldatengrab zu bedecken, könnte kein schönerer Baum gefunden werden." „Wenige Tage darauf hatte eine deutsche rheinländische Kugel seine Brust durchbohrt. Seine näheren Freunde im Corps erinnerten sich jetzt des letzten Wunsches des Todten, und da die Verhältnisse es gestatteten, brachten sie die Leiche nach Wöbbelin, um ihr unter der Eiche das Grab zu graben. „Das Grabmal des Dichters ist einfach und ohne Prunk, aber sinnig und seinem Zwecke entsprechend. Eine Leyer und ein Schwert aus schwarzem Gußeisen sind am Stamme der Eiche, deren mächtiges Laubdach noch jetzt den ganzen Platz überschattet, als Attribute des Sängers und Kriegers befestigt. Der Platz ist umfriedet worden und eine Allee von neu gepflanzten Birken, deren helles, goldiges Laub sehr hübsch von den dunkeln Blättern der Eiche absticht, führt zu dem Grabmal. Ein Gitter mit einem Thor schließt den Platz ab. In den letzten Jahren ist leider das Ganze vernachlässigt worden und Spuren des Verfalls sind überall zu bemerken." Wir schließen diesen Auszug mit dem Wunsche, daß Gönner und Freunde der Dichtkunst sowie Vaterlandsfreunde, insbesondere begeisterte Frauen, recht bald Sorge tragen möchten: das Grab aufzieren und in seine alte Verfassung bringen zu lassen.

Ein versteinerter Wald findet sich bei Radowenz in der Nähe des durch sein malerisches Felsenthal bereits so berühmten Adersbach in Böhmen. Göppert giebt in dem neuesten Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur über diesen versteinerten Wald ausführliche Mittheilungen. Zahllose einzelne Stammstücke, zum Theil noch so, wie sie einen Stamm bildeten, aneinanderliegend, bedecken dort einen Raum von mindestens einer halben Quadratmeile und scheinen ursprünglich von Sandstein, der Steinkohlenformation angehörig, eingeschlossen gewesen, durch dessen Zerfallen aber theilweise frei geworden zu seyn. Die Stücke deuten auf Bäume bis zu 6 Fuß Umfang; sie sind sämmtlich ohne Rinde, obgleich ihre sonstige Beschaffenheit dafür spricht, daß sie nicht hier zusammen angeschwemmt, sondern wahrscheinlich an dem Orte versteinert worden sind, wo sie wachsen. Die mikroskopische Untersuchung hat ergeben, daß die Bäume Nadelhölzer waren und zwar die nächsten Verwandten der Araucarien, welche jetzt nur auf der südlichen Halbkugel wachsen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 23.** den 20. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch stockte eine Weile. Grund war gedankenvoll und bewegt, und Pauline dachte an ihren fernen Pflegling und wünschte im Stillen, er möchte sich noch eines Andern besinnen.

„Pauline," hub Grund nach einer Weile wieder an, „Leonie hat mir gesagt, daß euch eine Versetzung bevorstehe."

— „So ist es, mein lieber Gatte ist zum Hauptprediger in H., einer Provinzialhauptstadt, ernannt, und wir ziehen im Februar auf. Aber Du wirst uns doch das Kind deßhalb nicht rauben wollen?" setzte sie mit wahrer Angst hinzu; „was auch immer Deine Absichten mit ihr seyn mögen, vergönne ihr und mir wenigstens, daß sie ihre Erziehung und Ausbildung bei mir vollende! Nimm sie nicht unfertig von uns! Du hast ja in jüngster Zeit wieder erlebt, was aus einer Frau werden kann, die unter Miethlingshänden und ohne eine religiöse Grundlage der Erziehung aufwächst!"

„Beruhige Dich, ich wollte ja so eben Dich bitten, Du sollest Leonien den Kummer nicht entgelten lassen, den ich Dir und Deinem lieben Gatten gemacht habe," sagte Grund und drückte Beiden die Hand. „Dank, tausend Dank! Was nützte mir auch jetzt meine Tochter in meinem Hause, wo ich den häuslichen Heerd abzubrechen gedenke, und wo ich nur im Strudel der Geschäfte und materiellen Arbeiten und Sorgen Vergessenheit für nagenden Gram und bittere Enttäuschungen zu finden hoffe?"

— „Also Du willst im Ernste Deine Ehe trennen lassen?" rief Pauline schmerzlich.

„Ich bin es mir, meiner Ehre, meiner Ruhe schuldig," sagte Grund.

— „O, thue es nicht — was ist Ehre gegen die Ruhe des Gewissens? Glaubst Du, ein Unrecht, das Dir widerfahren, durch ein anderes, welches, Du selber thust, wieder gut zu machen? Wirst Du zufriedener, glücklicher seyn, wenn Du einen unbedacht geschlossenen Bund unbedachtsam lösest? Wird es Dein Gewissen beruhigen, wenn Du diese Frau vielleicht auf's Neue den Versuchungen der Welt und der Leidenschaften preisgibst und vor der Welt demüthigst wie vor ihren Kindern? O, thue es nicht, Robert! es wird weder Dir noch ihr Segen bringen! Ihr gelobtet ja vor Gott, Freude und Leid, gute und böse Tage mit einander zu tragen, euch wechselsweise mit Liebe und Nachsicht zu stützen und zum Himmel zu führen! Strebe diesem Ziele nach, und es wird Dir und ihr mehr Friede und Glück bringen! . . ."

Grund winkte abwehrend. „Es ist zu spät," sagte er. „Du kennst diese Frau nicht mit ihrem öden, kalten, leeren Herzen, das nur Galle und Hochmuth erfüllen. Sie selber dringt mit mir auf Scheidung, und ich könnte nicht widerrufen, selbst wenn ich auch wollte . . . . Gute Nacht! morgen komme ich wieder!"

9.

Herr Grund reiste nach Chailly zurück, nachdem er die Weihnachtszeit in R. verbracht hatte, — eine Zeit, von welcher er die wohlthuendsten Eindrücke mit in die Ferne nahm, die aber dennoch seine Entschlüsse nicht zu ändern vermochten.

Alles kam, wie es im vorigen Abschnitt angedeutet worden. Grund's Ehe mit Sidonien ward getrennt, und die Gatten blieben einander fremd. Sidonie ging nach Deutschland, lebte abwechselnd in einigen Großstädten und in Luxusbädern als Frau v. Walzendorf. Herr Grund leitete seine Schöpfung in Chailly. Hugo war im Auslande, und Niemand wußte um seinen Aufenthalt als seine Pflege-Eltern. Diese hatten sich nach ihrem neuen Bestimmungsorte übersiedelt, und lebten in ihrer gewohnten stillen Weise, jedes seinem Berufe, nur zuweilen Briefe mit Hugo und Herrn Grund tauschend.

Hugo schien allmählig den Schmerz vergessen zu können, welchen ihm seine Mutter bereitet hatte; er hatte anfangs seinen Stolz aufgeboten, um Trotz gegen Trotz zu setzen und ein Gefühl zu verläugnen, was ihn doch wieder Willen zu Derjenigen hinzog, welcher er das Leben verdankte. Allein die Zeit hatte den Schmerz in seiner Seele etwas abgestumpft, das Nachdenken und der Instinkt der Pietät ihn auf manche Motive und Gründe geführt, welche die Schuld der pflichtvergessenen Mutter möglicherweise milderten. Vielleicht war ihr das Kind sogleich nach der Geburt mit Gewalt genommen worden;

vielleicht hatte der stolze Minister von Walzendorf Alles so eingefädelt, und Sidonie war beinahe unschuldig und hatte nur den Einflüsterungen, Drohungen und Standesrücksichten willenlos nachgegeben. Und am Ende hatte er sie ja ungehört verdammt, indem er, was er nun sehr bereute, jenen Brief zurückgewiesen, welchen sie ihm kurz nach seiner Abreise von Paris durch Frau Henger's Vermittelung zugeschickt hatte. — Dieß Alles sprach sich nach und nach in den Briefen aus, die er seinen Pflege-Eltern schrieb; diese freuten sich über den Umschlag seiner Ansichten, denn die Rückkehr zur Pflicht dünkte ihnen die beste Heilung seiner Wunden. Pauline und ihr Gatte sahen wohl ein, daß Hugo sie jetzt um so inniger verehrte, je mehr er jene Sehnsucht nach einer Aussöhnung mit Sidonien, welche ihm unbewußt an die Stelle des frühern Grolls zu treten schien, in sich erstarken und laut werden fühlte. Beide Pflege-Eltern begriffen, daß eine derartige Aussöhnung zwischen der Mutter und dem Sohne für diese Beiden und ihre künftige Ruhe eine Nothwendigkeit seye; aber sie wußten zugleich auch, daß ein derartiger Schritt nicht künstlich herbeigeführt werden dürfe, sondern sich von selbst und ungesucht ergeben müsse, und sie begnügten sich daher damit, diese Aussöhnung täglich als frommen Wunsch gen Himmel emporzusenden.

Die Briefe von Robert Grund an Paulinen betrafen gewöhnlich nur Leonie und deren Erziehung. Von sich selber sprach er nur wenig, er erwähnte nur beiher seiner schwankenden Gesundheit, seines frühen Alters und einer Anordnung, vermöge welcher er für den Fall eines jähen Todes eine Summe für Leoniens Erziehung ausgeschieden und gesichert habe. Von Hugo sprach er nur selten, jedoch immer mit Auszeichnung, mit dem Bedauern, ihn nicht bei sich zu haben, und in Andeutungen, wie sehr gut er ihn bei seinen Unternehmungen gebrauchen könnte und wie sehr er ihm die Rückkehr nach Chailly danken würde. Doch waren seine Briefe immer eben so kurz als selten.

Eines Tages ward Herr Henger durch einen Brief von Herrn Grund überrascht, worin ihm dieser eine sehr hohe Summe — für seine Verhältnisse ein wahres Vermögen — in Wechseln zusandte mit der Weisung, dieselbe sogleich in Staatsobligationen für Leonien anzulegen und zu verwalten; eine zweite derartige Sendung ward in Aussicht gestellt. — Der Hauptprediger war leidend; ein Brustübel, womit er seit lange zu kämpfen gehabt, hatte sich bei ihm zur Schwindsucht ausgebildet und gab zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Er vollzog daher die Weisungen des Herrn Grund, übertrug aber die Verwaltung dieses Vermögens einem erprobten Freunde, und gab Herrn Grund davon Nachricht. Dieser schien nicht damit zufrieden zu seyn, sondern schrieb zurück, er hätte gewünscht, daß diese Sache ein Geheimniß zwischen ihm und Herrn Henger geblieben, oder daß höchstens Hugo zum Verwalter dieses Vermögens bestellt worden wäre. Er fügte die Bitte an, Henger möge diese Aenderung in der Person des Verwaltenden einleiten. Dieß geschah nun brieflich, und Pauline nahm einstweilen die Werthpapiere in Verwahrung, bis ein längst schon zugesagter Besuch Hugo's in der Heimath diesen in Stand setzen würde, selbst diese werthvollen Depositen in Empfang zu nehmen.

Hugo's Besuch erfolgte aber unerwartet schnell. Er hatte durch Pauline einige Zeilen von Madame Regnier erhalten, worin ihn diese auf das Dringendste bat, so rasch wie möglich in seine Heimath zurückzukehren, wo im Elternhause die gewichtigsten Eröffnungen seiner harren würden. Es seye der Wunsch eines Sterbenden, Hugo noch zu sprechen und ihm Pflichten zu übertragen, denen er sich nicht entziehen könne, ohne ganz undankbar zu erscheinen. So geheimnißvoll dieser Brief lautete, so enthielt er doch Andeutungen genug, um Hugo Licht zu geben und zum unbedingten Gehorsam zu bestimmen. Er riß sich von seinem Berufe los und reiste in Eile nach Hause. Unangemeldet langte er in H. an, aber man erwartete ihn bereits. Pauline kam ihm entgegen, blaß und bekümmert, die Spuren körperlicher und geistiger Anstrengung unverkennbar in den Zügen tragend.

„Weißt Du es schon?“ fragte sie ihn nach der ersten Begrüßung.

— „Ich errathe es. Herrn Grund ist ein Unglück zugestoßen, nicht wahr? Lebt er noch?“

Sie nickte bejahend.

— „Und Madame Regnier?“

„Ist wieder abgereist — sie sah, daß ihre Sorge um den Verwundeten fürder unnöthig war, denn Leonie und ich wichen nicht von seinem Bette.“

— „Verwundet?“ fragte Hugo erschrocken. „Ein Duell? in seinem Alter? Und wegen ihrer?“

Pauline schüttelte das Haupt mit einer Geberde voll unaussprechlicher Wehmuth. „Nein, kein Duell — etwas Schrecklicheres!“ flüsterte sie kaum hörbar. „Sein Unterkiefer durch einen Pistolenschuß zerschmettert. Und sie die Veranlassung dazu — leider!“

— „Barmherziger Gott, meine Ahnung!“ rief Hugo. „So ist es also wahr, daß er Hand an sich gelegt — aus Verzweiflung, im Ruin? . . . . Um Alles in der Welt, wer hätte das noch vor drei Jahren geglaubt? — Weiß er, daß ich komme?“

„Ja, er erwartet Dich sogar mit fieberhafter Ungeduld! Gehe nun, mein lieber Sohn! Ruhe Dich etwas aus und laß mich ihn auf Deinen Besuch vorbereiten!“

— „Nur noch Eine Frage, liebe Mutter! Hält der Arzt noch eine Rettung für möglich?“

„Er spricht sich darüber nicht aus, doch be-

nimmt er uns nicht jede Hoffnung. Aber wir haben zwei Kranke im Hause: auch Papa ist sehr leidend."

— „O welch ein jammervolles Wiedersehen!"

Erst am andern Morgen konnte Hugo seinen Gönner besuchen. Es war eine tief erschütternde Begegnung. Der einst so stolze, kräftige Mann lag in seinem Bette wie gebrochen, die Blässe des Todes auf seinen schmerzverstörten Zügen, die von einem dicken Verbande eingerahmt waren, die abgemagerten, weißen Hände kraftlos auf der Decke ausgestreckt, die eingesunkenen Augen düster und fieberisch glühend.

Laut schluchzend vor Erschütterung beugte sich Hugo über Herrn Grund, erfaßte seine Hände, küßte ihn auf die heiße Stirne und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Danke Dir, Hugo, daß Du kommst!" sprach er mit schwacher, undeutlicher Stimme und sehr mühsam. „Gottlob, es ist noch nicht zu spät. O mein Freund, es gibt einen Gott im Himmel, und jede Schuld rächt sich auf Erden! Als ich Dich zum Opfer meines Hasses machte, da säete ich das Unglück, das ich heute ernte. Gott der Gerechte straft mich für den Seelenfrieden, den ich Dir geraubt habe."

— Reden wir nicht hievon, mein bester Herr Grund," entgegnete Hugo sanft. „Jener Schmerz ist verwunden, und die Prüfung hat mein Herz nur männlicher, stärker und gefaßter gemacht. Es war vielleicht zu meinem Heile. Aber lassen Sie uns jetzt von ihren Verhältnissen reden! Lassen Sie mich helfen, um noch zu retten, was zu retten ist. Verfügen Sie ganz über mich; ich will Alles, Alles thun!"

„Guter Mensch, ich wußte es," sagte Herr Grund und versuchte freundlich zu lächeln, als er ihm die Hand drückte. „Du und Pauline — Ihr waret die einzigen Wesen, die ich mir befreundet wußte, trotz aller Leiden, die ich über euch verhängt hatte! auf euch allein setzte ich mein Vertrauen!"

— „Seyn Sie nicht ungerecht, Herr Grund! Sie haben der Freunde noch mehr: Madame Regnier .... mein würdiger Pflegevater! ...."

„Freilich, freilich! aber laß Dir von Pauline die Kassette geben. Es ist ein Brief darin, den Du nach meinem Tode erhalten sollest, um für mich zu wirken. Leonien's Zukunft, meine Ehre legte ich in Deine Hand .... Lies den Brief und die Papiere!"

— „Ich habe schon alle gelesen!" sagte Hugo. „Ich bin im Klaren über Alles; draußen wartet der Notar, um Ihre Vollmacht für mich zu beglaubigen. Ist sie ausgestellt, so reise ich sogleich ab... Doch zuvor noch eine Frage: der Notar Gaudry, dem Sie Ihren Ruin verdanken, ist er nicht derselbe Mann, welcher an jenem Tage in Paris bei Ihnen gespeist, jenes einzige, mir unvergeßliche Mal, wo ich ... ihr begegnete?"

„Ich glaube, ja — ein kleiner Mann in den Fünfzigen, mit gespaltenem Kinn und einem eigenthümlich schnarrenden Organ."

— „Er ist es — an der Stimme allein hätte ich ihn unter Tausenden erkannt," sagte Hugo.

„Wann? — wo — wie hast Du ihn gesehen?" fragte der Verwundete aufgeregt.

— „Gestern auf der Eisenbahn, auf einer Station, wo die Landstraße von einem kleinen deutschen Bade her einmündet," entgegnete Hugo. Er war in Begleitung einer Dame, die mir durch ihren Luxus und ihre ungeheure Crinoline auffiel. Er bestellte Plätze auf dem Post-Omnibus nach einem kleinen Badeort und ließ sein Gepäck auf den Omnibus schaffen. Seine Stimme erschien mir so bekannt, und doch erinnere ich mich derselben nicht sogleich. Aber nun bin ich meiner Sache ziemlich sicher, zumal da mir Regnier's Brief mit dem Signalement seither noch in die Hände fiel. Die Begleiterin Gaudry ist eine Lorette, die den Namen la Présidente führt, schreibt Regnier, und ihr Signalement trifft zu. Wenn es Gottes Wille ist und meine Hoffnungen mich nicht trügen, so ist morgen Herr Gaudry in den Händen der Justiz und in meiner Begleitung auf dem Wege nach Paris . . ."

„Hugo, wenn das wahr wäre, dann wäre ich gerettet!" sagte Grund in freudiger Aufregung. „Aber säume nicht! schnell die Vollmacht!"

Fünf Minuten später war diese ausgestellt und in den Händen Hugo's; mit leichtem Gepäck versehen, von den heißen Segenswünschen der Eltern begleitet, eilte dieser nach der Eisenbahn und fuhr mit dem Eilzug nach der Residenz. Ein Gang zu der französischen Gesandtschaft, ein anderer zum Polizeiminister, dann setzte er sich wieder in Begleitung des tüchtigsten Polizeibeamten auf die Eisenbahn, um nach jenem kleinen Bade zu reisen und die Spur jenes Herrn Gaudry zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt).

Kleinigkeiten.

Vidocq und Baron Méchin. Den von Barth. Maurice herausgegebenen „Memoiren eines Galeerensträflings" entnehmen wir folgende Anekdote aus dem Leben des berüchtigten Polizeispions Vidocq. Eines Tages ließ ihn Herr Delaveau in sein Cabinet kommen, überhäufte ihn mit Complimenten über seine Geschicklichkeit, wie er es jedes Mal that, wenn er im Begriff stand, etwas von ihm zu verlangen, was zu seinem Ressort nicht gerade gehörte, und sagte ihm endlich, daß der Baron Méchin, der zur liberalen Partei übergetreten war, seit man ihm die Präfectur abgenommen hatte, zwei Tage später in seiner Wohnung, Chaussée d'Artin, 26, ein großes Diner geben werde, bei welchem die bedeutendsten Männer der Opposition zugegen seyn würden. Für das Interesse des Staats sey es von besonderer Wichtigkeit von den Vorgängen bei diesem Diner genauere Kenntniß zu erhalten. Vidocq solle

daher Zutritt dazu zu erhalten suchen, in welcher Weise, sey ihm zu überlassen, doch dürfte er sich einer reichen Belohnung versichert halten, wenn er nicht allein eine vollständige Liste der anwesenden Gäste, sondern auch einen umfassenden Bericht der von ihnen gehaltenen Gespräche dem Ministerium verschaffen könne. Vidocq, der bei frühern Aufträgen oft genug gezeigt hatte, daß ihm selbst das unmöglich Scheinende möglich werde, entfernte sich zwar sehr geschmeichelt durch diesen neuen Beweis des Vertrauens, aber in großer Verlegenheit, wie er den Auftrag werde ausführen können. Doch ging er ans Werk. Um zunächst die Oertlichkeit genauer kennen zu lernen, zu der er Eintritt erhalten sollte, begab er sich in eine Weinhandlung, welche dem Hôtel Méchin gegenüberlag. Kaum war er eine Viertelstunde da, so erschien der erste Koch des Bankiers um seinen Durst zu löschen. Vidocq begrüßte ihn als eine alte Bekanntschaft, lud ihn ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, erhob seine Geschicklichkeit bis in den Himmel und äußerte den Wunsch, von ihm in der Bereitung gewisser Speisen unterrichtet zu werden; und fragte ihn endlich, ob es nicht möglich, ihn, Vidocq, in der Livrée des Barons bei dem übermorgenden Gastmahle aufwarten zu lassen, es solle der Schaden des Kochs nicht seyn. Dieser ließ sich zwar den Wein schmecken, war auch für die Lobeserhebungen nicht unempfindlich, meinte aber, auf den letzten Vorschlag nicht eingehen zu können, da bei einer ähnlichen Gelegenheit nach dem Abzug der fremden Diener mehreres Silberzeug gefehlt hätte. Damit empfahl er sich. Vidocq machte sich nun an den Weinhändler und erfuhr von diesem nicht allein die Biographie sämmtlicher Dienstboten des Barons, sondern auch, daß der Letztere einen hohen Werth auf seinen Papagei lege. Vidocq's Plan war sofort gemacht. Am folgenden Morgen begab er sich in sauberer Kleidung, das Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloch, in ein benachbartes Kaffeehaus, ließ sich ein Glas Madeira reichen und schrieb ein Billet, das er durch einen Commissionär forttragen ließ. Einige Minuten später erschien der Herr Benoit, der Kammerdiener des Baron Méchin in bequemer Haustracht. Vidocq ließ ihn neben sich setzen, bat ihn ungenirt zu bestellen, was er genießen wolle und begann dann: „So viel ich weiß, sind sie eben um 500 Francs in Verlegenheit, denn Sie wollen Ihre Tochter verheirathen. Ich bin bereit, Ihnen diese Kleinigkeit zu geben, wenn Sie mir dagegen auch etwas gewähren, das ich von Ihnen erbitten möchte: auch meine Bitte ist für Sie eine geringfügige Sache, denn ich wünsche nur, Sie möchten morgen Abend sieben Uhr, wenn sich die Gäste Ihres Herrn zur Tafel begeben wollen, den Papagei entfliehen lassen. Unterbrechen Sie mich nicht „Bester", fuhr Vidocq ruhig fort, als der Kammerdiener dagegen remonstriren wollte, „Sie sollen keinen Nachtheil davon haben, denn ich werde da seyn, um den Flüchtling sogleich wieder einzufangen und Ihrem Herrn zurückzubringen und damit Sie sehen, daß es mein Ernst damit ist, so übergebe ich Ihnen hier diese kleine Bleikugel an einem seidenen Faden. Sie werden denselben um einen Flügel des Papageis schlingen und er wird in seinem Fluge gehemmt seyn." — „Das ist eine sonderbare Sache", erwiderte der Kammerdiener, der den Vorschlag nicht gerade von der Hand weisen wollte, da die 500 Francs ihm sehr erwünscht gewesen wären; „ich weiß aber nicht, was ich antworten soll, denn ich kenne Sie nicht." — „Hier ist meine Karte", sagte Vidocq, „ich heiße Lambert und bin Notar in Montélienne. Ich wünsche Ihren Herrn wegen einer ihm keineswegs unangenehmen Angelegenheit zu sprechen und wünsche mich im Voraus seiner günstigen Gesinnung zu versichern." Das Alles klang so unverfänglich und nutzbar, daß der Kammerdiener endlich seine Mitwirkung zusagte und zwei Louisd'or als Handgeld erhielt. Schon vor sechs Uhr des folgenden Abends fand sich Vidocq in der Nähe des Hôtel Méchin ein und brachte ein Dutzend verkleidete Polizeidiener mit, die er von Entfernung zu Entfernung aufstellte, mit der gemessenen Weisung, einen Papagei aufzufangen, was die Leute natürlich sehr in Verwunderung setzte. Drei Viertel auf sieben Uhr ertönte plötzlich ein Ausruf des Schreckens aus einem der Fenster des Salons des Herrn v. Méchin, ein Papagei entfaltete seine Schwingen, doch als wenn er plötzlich von einem Schuß getroffen wäre, drehte er sich um sich selbst und sank langsam vor Vidocq nieder, der ihn sorgsam ergriff, in seinen Mantel barg und in das Hôtel eilte. Hier lief denn die Comödie glücklich weiter ab. Der Baron überhäufte den Ueberbringer seines geliebten Papageien mit Danksagungen, der angebliche Notar Lambert bezeugte sein Entzücken, dem Eckpfeiler des Liberalismus persönlich näher getreten zu seyn und ihm einen kleinen Dienst erwiesen zu haben; er wurde zur Tafel geladen, spielte hier mit Glück die Rolle eines Liberalen, zu welcher ihm die vorherige Lectüre des Constitutionel die nöthigen Phrasen gegeben und nach dem Schlusse des Diners hatte die Polizei nicht allein eine vollständige Liste der sämmtlichen Gäste des Barons, sondern auch einen ausführlichen Bericht sämmtlicher beim Diner gehaltenen Reden und ausgebrachten Toaste.

Ostindisches Pflanzenpapier als Ersatz für das englische Pflaster. Eine vor uns liegende Probe dieses neuen vortrefflichen Heilmittels bestätigt, was bereits medizinische und pharmaceutische Zeitschriften darüber gesagt haben. Es übertrifft das englische Pflaster in jeder Beziehung, ist viel billiger und wird bereits zur Heilung von Brand- und Frostwunden und offener Hautstellen überhaupt mit bestem Erfolge angewendet.

Charade.

Die erste Sylbe hat kein Bein, und schlägt doch oft wie Donner ein;
Oft thut sie auch die Zweite künden, und Mancher sich beleidigt finden.
Das Ganze ist ein alt Geschlecht, begütert auch in unserm Franken,
Daß jüngster Sprosse für das Recht der freien Wahl ging in die Schranken,
Und selbst in Reimen sie vertrat; — darob ergrimmte ein Soldat. —

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 24.** den 23. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Fortsetzung.)

Während wir diese Beiden ihrem Ziele zurollen lassen, müssen wir unseren Lesern einen kurzen Rückblick in die jüngste Geschichte des Herrn Grund eröffnen. Sidonie hatte es ihrem Gatten nicht verzeihen können, so sehr von und vor ihm gedemüthigt worden zu seyn. Sie beschuldigte ihn, Paulinen das Geheimniß abgelockt und es zu einem Mittel für seinen Zweck mißbraucht zu haben, und gelobte ihm bittere Rache dafür. Und er wäre ja nicht der erste wackere Mann gewesen, welchen die Rache eines Weibes in's Verderben gestürzt hätte. Sie wußte — gleichgültig, auf welche Weise — um seinen Plan, seine ganze Schöpfung in Chailly wieder an sich zu bringen. Sie ließ diesen Plan allen Aktionären verrathen, die sie in Erfahrung bringen konnte, und hetzte dieselben hiedurch gegen Grund auf. Die nächste Generalversammlung setzte ihm einen Mitdirector zur Seite, die zweitnächste entfernte ihn ganz von der Direction des Etablissements. Er sah sich verdächtigt, verunglimpft. Da erwachte in ihm der Stolz, der Groll, die Leidenschaft, und brachte ihn auf einen unseligen Gedanken. Er wollte sich an seinen undankbaren Mit-Aktionären rächen, und seiner ersten Schöpfung durch eine zweite ähnliche, Konkurrenz machen. Dicht neben Chailly, auf Liegenschaften, die längst sein persönliches Eigenthum waren, erhoben sich plötzlich neue Gebäude und Hohöfen, Walzwerke rc., um ein ähnliches Unternehmen in's Leben zu rufen, dessen Direction nach seiner Vollendung an Hugo übergeben werden sollte. Die Mittel hiezu verschaffte sich Herr Grund durch den Notar Gaudry, indem er diesem seine eigenen Chailly-Aktien theils deponirte, theils durch einen Scheinverkauf abtrat. Herrn Grund's Name und Erfahrung verschafften dem neuen Unternehmen Kredit bei der Börse, an den Banken; man baute Hoffnungen darauf. Allein man verkannte das Motiv des Gründers. Dieser wollte seine früheren Mit-Aktionäre eigentlich nur einschüchtern; hätten sie ihm die Direction von Chailly wieder angeboten, so wäre er erbötig gewesen, die neue Schöpfung unter günstigen Bedingungen mit der alten zu vereinigen. Viele Stimmen waren hiefür, allein ein Advokat, der Geschäftsmann Sidoniens, welcher eine große Anzahl Aktionäre vertrat, opponirte entschieden dagegen und behauptete zuversichtlich, das treulose doppelte Spiel des Herrn Grund werde sich eines Tages an diesem selbst am bittersten rächen. Er konnte diese Behauptung dreist aussprechen, denn er hatte die Mine gegen Grund angelegt und alle Fäden zu dessen Verderben in der Hand. Dieses brach plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel über Herrn Grund herein, indem der Notar Gaudry heimlich entwich, und sein großes Geschäft in einer unentwirrbaren Konfusion zurückließ. Der Anwalt der Frau von Walzendorf hatte früher von Gaudry den größten Theil der Grund'schen Chailly-Aktien gekauft, und sich die Verlegenheiten desselben, worein Gaudry durch sein tolles Börsenspiel gekommen war, zu Nutz gemacht, um ihn sogar zum Verkauf der Depositen zu bewegen. Grund war ruinirt, entehrt, anscheinend rettungslos verloren. In einem Anfall von kopfloser Entmuthigung und blinder Verzweiflung hatte er die furchtbare That gewagt, Hand an sein Leben zu legen, allein die übermäßig geladene Pistole zersprang, und der Schuß zerschmetterte nur den Unterkiefer des Wahnwitzigen und kostete ihn den Zeigfinger. Frau Regnier und ihr Gatte aber, die einzigen Hausgenossen Grund's, nahmen sich sogleich seiner an und brachten ihn in größter Stille in Sicherheit, um ihm die Schmach der Entdeckung seiner That und die der Haft als Bankerottirer zu ersparen. Madame Regnier hatte mit glücklichem Instinkt denjenigen Ort errathen, wo sie ihn am sichersten glaubte; ihr Gatte aber, dessen Lebensloos von demjenigen seines Brodherrn fast gänzlich abhieng, war nach Paris geeilt, um dort im Einverständniß mit Herrn Grund's Anwalt für ihn zu wirken, und er meldete den deutschen Freunden seines Chefs fast täglich von Paris aus die Ereignisse, welche sich auf Herrn Grund's Schicksal bezogen. —

Hugo und der Polizeibeamte hatten noch vor Abend den kleinen Badeort Liebenbronn erreicht. Es waren einige einzelne elegante Gebäude am Ende des Dörfchens, in einem sehr malerischen Wiesenthale, umstarrt von steilen, felsigen Hügeln mit stattlichen Wäldern, deren gewundene Wege und grüne, laubige

Alleen und Hallen die Promenade der Kurgäste bildeten. Einige Fragen an den Omnibusführer hatten schon ergeben, daß der Franzose von gestern mit seiner schönen Frau seinen Aufenthalt in Liebenbronn genommen, und die besten Zimmer im Badhause belegt hatte. Außer diesem Paare aber seye noch ein anderer Franzose da, ein jüngerer Mann, und anscheinend mit den Neuangekommenen bekannt — ein gewisser Herr Boniface.

„Geben Sie Acht, das ist der Schreiber, von welchem der Brief des Herrn Regnier meldet, daß er zugleich mit Gaudry verschwunden sey.“ flüsterte Hugo seinem Begleiter in französischer Sprache zu. „Tausend Franken mehr für Ihre Mühwaltung, wenn wir ihn ebenfalls fassen!“

„Wir begegnen uns auf Einem Argwohn,“ sagte der Polizeimann und lächelte heimlich.

In nicht geringer aber gewaltsam gezügelter Aufregung kamen die beiden Herren in Liebenbronn an. Gleichzeitig mit dem Postomnibus kam ein Berner-Wagen an, von welchem drei stämmige Männer abstiegen, um im Badhause einzukehren, wie Bürger oder Handwerker aus einer Provinzialstadt anzusehen. Der Abend sank schon hernieder; die Badegäste saßen unter den Lindenbäumen vor dem Kurhause, oder ergingen sich in den Obstbaumalleen längs des Flüßchens. Die drei Handwerker nahmen an einem Tischchen vor dem Kurhause Platz und ließen sich ihr Bier geben, während ihr Wagen noch wartete; allein mindestens Einer von ihnen verfolgte immer mit den Augen die Bewegungen Hugo's und seines Begleiters, welche in den Speisesaal getreten waren und mit dem Badewirth plauderten, wie neuangekommene Gäste, die sich Zimmer bestellen. Dieser führte sodann die beiden Ankömmlinge selbst hinauf in den ersten Stock und wies ihnen Zimmer dicht neben denen der Franzosen an. Der Polizeibeamte aber hatte nicht sobald sich überzeugt, daß sie hier unbelauscht seyen, als er den Rest seiner Cigarre unhöflich genug aus dem Fenster gerade auf das Tischchen warf, woran die drei Bürger saßen. Einer derselben blickte scheinbar unwillig herauf, ein zweiter stand auf, ging in's Haus und erschien eine Minute später unter der Thüre des Zimmers.

„Herr Brigadier, Sie verlieren den Herrn in dem hellen Sommerrocke, der dort in der Laube Ecarté spielt, nicht aus dem Auge; sobald er in's Haus tritt, wird er ohne Weiteres verhaftet, jedoch ohne Aufsehen zu machen. Der Gefreite soll uns dann in einiger Entfernung so unbefangen wie möglich folgen!“

Der Badwirth war ganz erstaunt, aber er war noch nicht am Ende seiner Verblüfftheit, als der Polizeikommissär sich jetzt legitimirte und ein kurzes Verhör bezüglich der französischen Gäste mit ihm vornahm, und ihm sodann unter Strafandrohung das tiefste Stillschweigen und die größte Unbefangenheit anbefahl. Hierauf kleideten sich Hugo und der Kommissär um und verließen mit einander das Gasthaus, als ob sie sich die Umgebungen besehen wollten.

Kaum waren sie aber einige hundert Schritte vom Gasthaus entfernt, so daß sie von dort aus nicht mehr gesehen werden konnten, so schlug der Kommissär einen Waldpfad ein, welcher durch den Wald nach einer kleinen Burgruine führte, die gerade in entgegengesetzter Richtung von derjenigen lag, in welcher sie den Gasthof verlassen hatten. Schon aus der Ferne sahen sie auf den Mauerresten der Ruine städtischgekleidete Kurgäste umhergehen, die von dort oben den Sonnenuntergang zu betrachten schienen. Eben erreichten sie den Fuß des Felsenhügels, worauf die Ruine lag, als die Badgäste den steilen Steig herunterkamen. Nur zwei Herren und eine Dame blieben noch zurück. „Es sind die Franzosen,“ flüsterte Hugo; „der Herr im schwarzen Seidenhute mit der Brille ist Gaudry!“

— „Der Andere ist der Badarzt,“ entgegnete der Kommissär; „gehen wir hinauf! es kann kein besseres Plätzchen zu einer Verhaftung geben! Thun Sie, wie wir es abgesprochen hatten!“

Als sie droben waren, blieb der Bürgersmann gerade am Eingang der Ruine stehen, und die beiden Herren traten auf die Bastei hinaus, wo Gaudry mit seiner Begleiterin und dem Badearzt standen. Es war ein Raum von kaum zwanzig Schritten, von Steinen und Mauertrümmern gesäubert, mit hölzernen Bänken versehen, mit Schranken eingefriedigt, nur durch ein Pförtchen in der dicken Mauer zugänglich, eine steile, zackige Felswand von etwa sechzig Fuß Höhe überragend, an deren Fuß das Flüßchen tosend vorüberrauschte. Die beiden Ankömmlinge näherten sich unbefangen den drei Personen, bemerkten aber einen flüchtig lauernden Blick, womit sie von Gaudry und seiner Dame gemustert wurden; sie grüßten freundlich und lehnten sich an die Schranken, um die Gegend zu betrachten. Plötzlich richtete die Dame eine Frage über irgend einen Punkt der Aussicht an den Badearzt, der herzukam und ihr antwortete.

Gaudry stand jetzt allein und der Kommissär trat unbefangen hinter ihn und gab Hugo einen Wink mit den Augen.

Dieser drehte sich nach der Dame um, sah ihr einen Augenblick in's Gesicht und rief dann französisch: „Ist's möglich? sehe ich recht, meine kleine Mimi? Wer hätte geahnt, la Présidente hier zu begegnen?“

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht . . . Sie irren!“ stammelte diese, unter der Schminke erblassend und wollte hochmüthig zurücktreten.

„Keineswegs, meine Liebe! ich irre nicht! Sie sind la Présidente, die Königin von Mabile und dem Château-aux-Fleurs! ich erkenne Sie nur zu

gut! Wer, der Sie einmal gesehen, könnte Sie vergessen?"

Sie wollte antworten, aber sie vermochte nicht, denn hinter ihr trug sich ein Etwas zu, das sie aller Fassung beraubte. Gaudry hatte davonschleichen wollen, war aber vom Kommissär ergriffen worden, der ihm zurief: „Im Namen des Gesetzes, Herr Gaudry, Sie sind verhaftet!" worauf Gaudry sich losriß und nach dem Pförtchen eilen wollte, unter welchem aber plötzlich jener Bürgersmann erschien, der den kleinen Franzmann mit beiden Armen auffing, wie ein Kind an sich drückte und auf den Boden niederlegte.

„Sie sind mein Gefangener, Herr Notar Jacques Gaudry von Paris, und ich lasse Sie fesseln, weil sie mir entspringen wollten!" sagte der Kommissär.

„Gemach, Mamsell," sagte nun Hugo seinerseits und hielt die geputzte Dame am Arme und um die Tailly fest; „der Verhaftsbefehl erstreckt sich auch auf Sie; und Monsieur Boniface, aliàs Louis Berthet, sitzt schon hinter Schloß und Riegel."

Inzwischen hatten der Kommissär und sein Gehilfe Herrn Gaudry die Handschellen angelegt, und der Kommissär verhaftete nun auch die Lorette in bester Form. Man machte sich auf den Heimweg und hielt ein solch wachsames Auge auf beide Gefangenen, daß ihnen Lust und Gelegenheit zum Entspringen verging.

„Mein Herr Doktor," sagte der Kommissär zum Badearzt, „ich muß Sie höflich bitten, uns zu begleiten. Die Nachricht von dieser Verhaftung darf besonderer Umstände wegen nicht vor uns in's Kurhaus gelangen. Der Verhaftete steht im Verdacht großer Unterschlagungen, und hat vielleicht noch einige Spießgesellen unter den Badgästen."

Bei der Ankunft im Badhotel berichtete der Wirth, daß Herr Boniface bereits verhaftet und in einem kleinen Zimmer eng bewacht werde. Die beiden letzten Gefangenen wurden nun ebenfalls abgesondert bewacht, und man schritt unter Zuziehung der Ortsbehörden sogleich zur Durchsuchung ihrer Effecten, fand jedoch sowohl in Boniface's wie in Gaudry's Besitz nur wenig Geld oder Staatspapiere. Allein dieß beirrte den Kommissär nicht, der sogleich die nöthigen Schritte that, um ein Protokoll aufzunehmen und dann zunächst die Lorette zu verhören, welcher er eröffnete, daß wenn sie umfassende Bekenntnisse ablege, sie von der Anklage der Theilnahme am Diebstahl, Unterschlagung, Paßfälschung und allen übrigen etwa noch zu ermittelnden Verbrechen frei und als Zeugin gegen die beiden Andern zugelassen werde. La Présidente beichtete sogleich Alles, was sie wußte, und Hugo schrieb ihre Aussage Wort für Wort nieder. Dann ward sie abgeführt und die beiden Andern kamen nach einander an die Reihe; überrascht, daß man bereits wußte, in wessen Hand sie ihren Raub niedergelegt hatten, und sich verrathen glaubend, bekannten sie Alles und baten nur um die eine Vergünstigung, nicht nach Frankreich ausgeliefert zu werden. Ein deutsches Zuchthaus schien ihnen der Ruderbank einer Galeere weit vorzuziehen zu seyn. Als ihr Verhör zu Ende und von zwei Herren beglaubigt war, die der französischen Sprache hinreichend mächtig, von dem Kommissär als Beisitzer erbeten und in Handtreue genommen worden waren, sperrte man Gaudry und Berthet je abgesondert ein und überließ sie ihrem Nachdenken.

Hugo war seelenvergnügt über den seitherigen Verlauf seiner Mission, speiste mit dem Kommissär zu Nacht und trank eine Flasche Champagner mit ihm; dann stellte er ihm eine Urkunde aus, wornach er ihm 2000 Franken an dem Tage zu zahlen versprach, wo derselbe die beiden Gefangenen in Paris an die entsprechende Behörde abliefere, und schrieb auf seinem Zimmer einige beruhigende Zeilen an Pauline. Während sodann der Kommissär die nöthigen Vorbereitungen zur Abführung seiner drei Gefangenen traf, begab sich Hugo noch einmal zu Gaudry und hatte eine lange Unterredung mit ihm, an deren Ende ihm dieser noch eine Schrift ausstellte, welche Hugo für seine weiteren Schritte vom höchsten Werth war.

Am andern Tage reiste Hugo nach Paris ab, das er so rasch wie es irgend thunlich war, erreichte. Herr und Frau Regnier, bei denen er abstieg, begrüßten ihn wie ihren guten Engel, und stellten ihm ihr ganzes kleines Vermögen zur Verfügung, um den Prozeß zu Gunsten ihres Wohlthäters zu wenden. Es war schon beinahe Mitternacht, als Hugo bei seinen Freunden anlangte, und er mußte daher den Beginn seiner Operationen auf den folgenden Tag verschieben; ohnedem bedurfte er der Ruhe. Aber am folgenden Morgen in aller Frühe war er unterwegs zu Herrn Grund's Anwalt und hatte mit diesem eine lange Conferenz, an deren Schluß beide auf das Tribunal eilten, um Beschlagnahme auf das Vermögen der Frau v. Walzendorf und die gesammte Verwaltung ihres Sachwalters zu beantragen, welche endlich, nachdem man noch eine telegraphische Depesche nach Deutschland abgeschickt und beantwortet erhalten hatte, von Gerichtswegen erlassen wurde. Der Advokat selbst ward auf Antrag des Herrn Grund und seiner Bevollmächtigten verhaftet unter der Anklage, Complice und Beförderer der Unterschlagungen des Notars Gaudry zu seyn, welcher bereits gegen ihn ausgesagt habe. Alles war so rasch und geheim betrieben worden, damit ja kein Wörtchen davon vorschnell in's Publikum dringe, denn die Sache mußte Aufsehen in Paris machen.

(Schluß folgt.)

Georg Friedrich Händel.

Nie hat sich wohl ein Volk glänzender, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit, rascher entwickelt als das Deutsche im vorigen Jahrhundert; die großen Männer desselben werden immer der Stolz und die Zierde unserer Nation seyn; neben ruhmbekränzten Helden erblicken wir die Heroen der Wissenschaft, der Kunst und der Poesie, und getragen von den großen Ideen seiner geistigen Vorkämpfer und unterstützt von ihren mächtigen Gedanken, die zündend die Seelen der Zeitgenossen erfüllen, sehen wir das Ringen der Völker nach geistiger und politischer Selbstständigkeit zuletzt von dem segensreichsten Erfolg begleitet. Obwohl nun ausgeschlossen, wie ihre Schwester, die Poesie, von den Höfen der pracht- und genußsüchtigen Fürsten, und gering geschätzt in den Kreisen der Vornehmen, die nur Italiener und Franzosen begünstigen, erblüht doch die Tonkunst in rascher und großartiger Weise und gelangt zu einer Stufe der Vollendung, die alles Vorangegangene und, wie fast zu befürchten steht, alles Nachfolgende in Schatten gestellt erscheinen läßt, ja die die Bewunderung aller civilisirten Völker erregt und die bisherigen Schüler weit über ihre frühern Meister erhebt. Natürlich sind die heimischen Künstler gezwungen, um Unterhalt und Ruhm zu finden über das Meer, den Rhein und die Alpen zu ziehen, aber sie werden die Apostel eines neuen Evangeliums und Schöpfer oder Neugestalter aller der musikalischen Formen, welche bis zu dieser Stunde die Wonne und das Entzücken der verständigen und empfindenden Kunstfreunde sind. Oratorium, Oper, Sonate, Quartett und Sinfonie, welche beim Beginn des Jahrhunderts in erster Kindheit oder ganz ungeboren waren, erstehen und erwachsen und sind nach Verlauf weniger Decennien zur höchsten Vollkommenheit herangebildet. Sechs deutsche Namen nun sind es, die uns zunächst entgegentreten, sechs gewaltige Säulen, die den Tempel der Tonkunst tragen und schmücken, sechs Männer, die unserem deutschen Volk den Ruhm erworben haben, als das erste zu gelten im Reiche der Musik. Den Reigen dieser wunderbaren Erscheinungen eröffnete **Georg Friedrich Händel**, geb. zu Halle den 24. Febr. 1685, gest. den 14. Apr. 1759 zu London; Zeitgenosse von ihm, zugleich gewaltiger Rival in der Komposition und dem Spiel der Orgel, und was noch seltener erscheint, sein warmer und aufrichtiger Bewunderer, ist **Joh. Sebastian Bach**, der Cantor an der Thomasschule zu Leipzig, geb. zu Eisenach den 21. März 1685, gest. den 28. Juli 1750. Nach einigen Jahrzehnten erscheint auf anderm Felde, dem der weltlichen Musik thätig **Christoph Willibald Ritter von Gluck**, geb. zu Weidenwang bei Neumark in der Oberpfalz den 2. Juli 1714, gest. den 15. Nov. 1787 zu Wien. Aus Bach's Schule hervorgehend, aber lieblich und freundlich in allen seinen Gestaltungen tritt dann **Joseph Haydn** auf, geb. zu Rohrau in Niederösterreich den 31. März 1732, gest. den 31. Mai 1809 zu Wien; ihm folgt von ihm bewundert und mit väterlicher Liebe umfaßt **Wolfgang Amadeus Mozart**, geb. zu Salzburg den 27. Jan. 1756, gest. den 5. Dez. 1791 zu Wien; den Schluß der großen Namen, herüberreichend in eine neue Zeit, der Zeitgenosse der großen Revolution, bildet **Ludwig van Beethoven** geb. zu Bonn d. 17. Dez 1770, gest. den 26. März 1827 zu Wien. In diesen sechs Männern entwickelt sich die ganze Neugestaltung moderner Tonkunst. Händel und Bach beginnen den Bau zu errichten; fortwährende Beschäftigung mit den ernstesten, heiligsten Gegenständen veranlassen sie dem Studium der strengsten Formen bis zur Künstelei ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie geben den bestehenden Gesetzen ihre wahre Deutung, sie schaffen Muster- und Meisterwerke, und man muß bekennen, daß der Grund den sie legen, ein sicherer und fester ist. Gluck reformirte die Oper 1782; was selbst Händel nicht durchzusetzen vermochte gelingt ihm; er stürzt das eitle, lose italienische Machwerk und bringt Wahrheit, Kraft und große Wirkungen mit den einfachsten Mitteln hervor. Nach ihm wird Haydn der Schöpfer der Instrumentalformen, unter seiner kunstreichen Hand, beseelt von seinem kindlich heitern Geiste, entstehen zahllose Trios, Quartette und Sinfonien; alles aber was bisher geleistet war im Kirchen- und Opernstyl, in der Vocal- und Instrumental-Composition findet seine Vollendung und Verklärung in Mozart, dem Gottgesegneten, und nur der Titan Beethoven vermochte es im gewaltigen Ringen und unterstützt von der größern Ausbildung der Instrumente und der Technik den Riesenkampf mit ihm zu wagen. In diesen Tagen nun erneuert sich die Erinnerung an einen dieser gewaltigen Geister ganz besonders. Händels hundertjähriger Todestag wird am 14 April ds. Jhrs. in allen bedeutenden Städten Deutschlands und Englands durch Aufführung eines seiner großen Werke festlich begangen. Auch hier wird dafür das Oratorium Judas Maccabäus vorbereitet und so sey es uns denn vergönnt, darauf vorbereitend, einen kurzen Lebensabriß des Meisters zu geben und seine Verdienste der Gegenwart zurückzurufen!

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich bin ein kleines unscheinbares Ding,
Und doch zu großer Wirksamkeit berufen,
Bald schätzt man mich sehr hoch, bald sehr gering,
Du findest mich an des Altares Stufen.
Die ernste Deutung geb' ich oft dem Leben,
Oft werd' ich auch ein Kinderspiel genannt,
Vereint mach' ich den Bösewicht erbeben,
Vereinzelt kennt und liebt mich jeder Stand.
An Mond und Sonne wirst du mich erblicken,
Auch Ohr und Nase sind mir unterthan,
Den Schwur empfang ich heute mit Entzücken,
Oft knüpft sich später manche Thräne an;
Es kann der Bischof selbst mich nicht vermissen,
In mir erkennst du die Unendlichkeit,
Als stattliches Geschenk bin ich oft zu begrüßen,
Mich kennt die Freundschaft und die Zärtlichkeit.
Gieb mir die Hand; die Freundschaft soll dir reichen,
Was dauernd sie allein in unser Herz gelegt,
Zum Siegel unsres Bund's empfange dieses Zeichen,
Das meines leichten Räthsels Namen trägt.

Auflösung der Charade in Nro. 23:

Redwitz.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 25. den 27. März 1859.

Die Pfarrers-Tochter.

(Schluß.)

Mit Mühe erhielt Hugo die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem verhafteten Avoué, und empfing von diesem im Verlaufe derselben einige Eröffnungen, welche für ihn und Herrn Grund von großer Bedeutung waren. Hierauf sicherte er seinem Gönner noch den Beistand einiger der bedeutendsten Kriminal-Anwälte von Paris für die Betreibung der Anklage und Untersuchung gegen Gaudry und Consorten, und eilte dann nach Chailly, um dort zum Rechten zu sehen und die Interessen seines Freundes Grund wahrzunehmen. Auf Hugo's Antrieb hatte unterdessen Herr Regnier die bedeutenderen Gläubiger und Mit-Aktionäre des Herrn Grund aufgesucht und von der günstigen Wendung der Verhältnisse in Kenntniß gesetzt, und täglich liefen Briefe von Regnier und Hugo in H. ein, welche einen entschieden günstigen Umschwung der Dinge verkündigten, und auf die Stimmung und das Befinden des armen Herrn Grund vom wesentlichsten Einfluß waren. Endlich kam sogar Hugo selbst nach H., um mit Herrn Grund einige weitere mündliche Verhandlungen zu pflegen, welche zur Beschleunigung des Prozesses unerläßlich waren.

„Mein einziger Freund! mein Retter! mein Wohlthäter!" rief ihm der Verwundete weinend entgegen; „wie soll ich Dir danken, mein Hugo?"

— „Reden wir nicht hievon!" entgegnete dieser mit einem ungewöhnlichen Ernste; „eine Hand wäscht die andere, mein väterlicher Freund; ich trage nur Pflichten ab, Pflichten des Dankes gegen Sie, Pflichten des Gewissens, der Ehre, der Pietät gegen . . . meine leibliche, unnatürliche, natürliche Mutter!" Und er warf sich mit einem tiefen, stummen Schmerz an Paulinens Hals, welche bei der Unterhaltung anwesend war. „Oh, meine theure Pflegemutter!" flüsterte er dann, „wenn Du wüßtest, wie mein Herz blutet unter dem Amte, das Ihr in meine Hände gelegt habt! Der Sohn muß die eigene Mutter vor Gericht stellen wegen eines Vergehens, das haarbreit neben einem gemeinen Verbrechen hinläuft! Ist das nicht entsetzlich? ist dieß nicht eine widernatürliche Pflicht?"

„Streitet sie wider Dein Gewissen, mein Sohn?" fragte Pauline sanft; „geschieht ihr ein Unrecht?"

— „Nein, leider hat sie es verschuldet."

„So vollende getrost, was die Vorsehung in Deine Hand gelegt hat," sagte Pauline. „Es braucht oft starke Mittel, um die Rinde der Selbstsucht, der Leidenschaft und Verhärtung um ein Menschenherz zu sprengen, allein nie kommt ein Leid anders als zum Heile. Vielleicht bedurfte die Vorsehung gerade Deiner Hand, um dieses kalte Herz aus seiner Sicherheit zu reißen! Vielleicht aber gelingt es gerade Dir, sie versöhnlich zu stimmen und der Vermittler zwischen ihr und dem Gesetze zu werden. Ist denn der Prozeß unvermeidlich?"

— „Nein, noch kann sie gerettet werden durch einen Vergleich; aber ihr Aufenthaltsort ist unbekannt."

„Keineswegs," sagte Pauline. „Sie ist hier; sie war bei mir, sie demüthigte sich so weit, mich um Vermittelung zu bitten, zwischen Dir und ihr. Ich sprach lange mit ihr; willst Du sie sehen?"

— „Muß ich nicht, so schwer es mir auch wird?"

„Was habt Ihr denn mit einander zu flüstern?" fragte der Kranke.

— „Hugo will mit Sidonien sich über Dinge bereden, welche vielleicht zum Frieden führen," sagte Pauline. „Sey nicht störrisch, lieber Robert! wehre es ihm nicht. Sieh', was Niemand von dieser Frau erlangen würde, das gelingt vielleicht dem Sohn: Bedenke, welches Opfer er Dir und der gerechten Sache brachte, indem er seither gegen seine Mutter auftrat!"

„Seine Rabenmutter!" sagte Herr Grund bitter.

— „Gleichviel, das Opfer ist darum nicht minder groß. Wenige hätten es so willig gebracht, wie Hugo."

„Wahr, sehr wahr! Nur Dein Sohn konnte das für einen Fremden thun, Pauline!"

— „Und Du dehnst seine Vollmacht auch darauf aus, Robert?"

„Meinethalben; in . . . . in Gottes Namen!" sagte der Kranke. — —

Hugo ging in einer unbeschreiblichen Aufregung im Zimmer auf und ab, während er Frau v. Walzendorf erwartete, nach welcher Pauline gesandt hatte.

Wie wird sie mich anreden? was werde ich ihr sagen? wie werden wir uns begegnen? Diese und ähnliche Fragen drängten sich in seinem Kopfe; aber immer wieder trat Grund's blasse Jammergestalt zwischen ihn und seine Mutter. Endlich hörte er Schritte, Pauline öffnete die Thüre und ließ eine verschleierte Dame in schwarzer Tracht und einen Herrn eintreten. Die Thüre schloß sich, die Dame schlug den Schleier zurück — Mutter und Sohn standen sich Aug' in Auge gegenüber und suchten nach Worten.

„Meine Mutter! darf ich Sie heute so nennen?" flüsterte er endlich und trat ihr einen Schritt näher.

— „Hugo! mein Sohn, mein Kind, vergieb?" rief sie schluchzend und wollte vor ihm niederfallen. „Ich war nicht bei Sinnen in jenem Augenblicke!"

„Stehen Sie auf, Mutter!" sagte er und kämpfte seine Bewegung hinunter. „Was uns Beide angeht, das ist vergessen und vergeben. Ich habe kein Recht, Ihnen zu grollen für das, was mir widerfuhr . . ."

— „Oh, so komm' an mein Herz! . . ."

„Noch nicht, Mutter!" entgegnete Hugo abwehrend. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht als Ankläger oder Richter gegen Sie auftreten will; aber es liegen noch Verhältnisse vor, welche uns scheiden. Gott verzeihe denen, welche die Schuld daran tragen und erweiche Ihr Herz, daß Sie für Recht und Wahrheit zugänglich werden! — Darf ich reden?"

— „Rede!" sprach sie tonlos und gesenkten Auges, und sank in einen Sessel. „Dieser Herr darf, ja soll uns anhören, — er ist . . ."

„Mein Vater, — ich ahnte es," fiel ihr Hugo in's Wort. „So will ich denn in Gottes Namen reden. Aber womit soll ich beginnen? wie soll ich meine Worte setzen, um nicht wehe zu thun und doch Alles zu sagen?!"

— „Sprich schonungslos, wenn es nur zum Ziele führen kann!" flüsterte Sidonie.

„Mutter, Mutter! welch ein Gefühl für einen Sohn, derjenigen, die ihm das Leben gegeben hat, sagen zu müssen, daß er ihretwegen erröthe . . . . Nein, ich kann, ich will es nicht aussprechen! Aber dieser Mann, mein Vater, mit welchem Sie seit Jahren zusammenleben und reisen, ohne durch ein Band der Ehe mit ihm verbunden zu seyn, — der unglückliche Mann hier nebenan, der Ihr Gatte war und den Sie durch ränkevolle, unerbittliche Rachgier in's Verderben, zu dem Extrem des Selbstmordes brachten, — die kleine Leonie, welcher Sie Mutter seyn sollten, und die jetzt mit Blicken unbeschreiblicher Furcht an dem Antlitz ihres Vaters hängt und zitternd fragt, ob er sterben oder ihr erhalten bleiben werde, — die Hunderte von Arbeitern in Chailly-les-Mines und Chailly-les-Forges, welche nun feiern, durch den Prozeß, den Sie angestiftet, um ihr tägliches Brod gebracht, ... alle schweren Schicksalsschläge meines ganzen Lebens, alle Gerüchte, welche gegen Sie zeugen . . . . barmherziger Gott! all' das sind ebenso viele eisige Gespenster, welche nach dem Herzen in meiner Brust greifen, welches Ihnen in diesem Augenblick mit Vertrauen und Liebe entgegenschlagen möchte! . . . ."

— „Barmherzigkeit! höre auf, mein Sohn! ich habe dieß Alles und noch mehr verdient, ich will mich selber anklagen, aber es aus Deinem Munde zu hören . . . das . . . das ist mehr als Tod! — O Karl! bitte Du für mich bei . . . bei unserem Sohne!"

„Hugo, es ist Deine Mutter — schone ihrer!" sagte der Fremde scheu. „Und wenn ich ein Hinderniß bin der Versöhnung, so soll mir kein Opfer zu groß seyn!"

— „Nein, laß ihn mir, Hugo! Es war meine erste, einzige Liebe! On revient toujours à ses premiers amours. Eine Jugendliebe kann uns Niemand aus dem Herzen reißen, zumal wenn sie mit Opfern besiegelt worden ist, wie ich sie ihm gebracht. Du selbst, den ich von mir geben mußte, warst ja eines dieser Opfer! ich werde ihn heirathen, ich habe es mir vorgenommen. O, was hat mir denn das Leben geboten? Nur Müssiggang, Luxus, Herzensöde und Elend! Dich mußt' ich verleugnen, ihn hatt' ich verloren; das Herz meiner anderen Kinder ist mir entfremdet, meinen einzigen Liebling hat mir der Tod geraubt, und nun in meinem Alter stehe ich hier als eine . . . . als eine Verbrecherin, als eine . . . . Verworfene vor meinem Sohne . . . . gebrochen, gedemüthigt, hülflos, elend, entehrt! — O laß mir ihn! er soll mir seinen Namen geben und mich in ein anderes Land, in einen verborgenen Winkel führen, wo uns Niemand kennt! Laß ihn mir, und thue sonst mit mir, was Du willst, nur gib mir ihn und den Frieden, und ich will Dich segnen! . . ."

„Hugo, schone sie! glaube ihr! übe Nachsicht!" flüsterte Pauline; „sie ist nicht mehr die stolze Frau von ehedem! Das Werk der Umwandlung ist so alt als die Nachricht von der . . . . der Katastrophe des Herrn Grund!"

— „Ich suchte Dich, Dich zu meinem Vermittler!" rief Sidonie. „Pauline kann es mir bezeugen. Ich schrieb ihr und als sie mir nicht antwortete, kam ich hieher! Handle Du für mich, wie Du es nach Gewissen und Recht für gut hältst, ich billige Alles?"

„Wirklich!" rief Hugo bewegt; „darf ich meinen Ohren trauen! Du gibst mir Vollmacht?"

— „Alles, was Du willst! Du sollst mein Vermögen künftig verwalten!"

„Mutter, Mutter! wenn Du wahr redest, so folge mir zu Robert Grund! bring ihm diese Kunde, versöhne Dich mit ihm!"

Sie schien zu zaudern, aber Pauline öffnete

die Zwischenthüre und winkte ihr. Sie schwankte, aber folgte endlich doch; unter der Thüre fiel ihr Pauline um den Hals und führte sie am Arme in's dritte Zimmer. „Diese Stunde," flüsterte sie ihr zu, „kann Ihnen die Ruhe und den Frieden wieder bringen, welche Sie zeitlebens vermißt haben!"

„Robert, können Sie mir verzeihen?" rief Sidonie und sank an seinem Bett in die Kniee und benetzte seine welke Hand mit Thränen.

— „Sidonie, ich habe nichts zu verzeihen! wir sind quitt, und Gott sey uns gnädig! Stehen Sie auf, und lassen Sie uns Freunde seyn fortan!"

„Von Herzen gerne! Aber wem danken wir diese glücklichen Stunde, in welcher alles Leid und Böse wie Schlacken von uns fällt?"

— „Ihr — der einfachen Tochter eines Landpfarrers — unserer Freundin, der Erzieherin unserer Kinder! sagte Herr Grund und drückte Paulinen die Hand, die mit Freudenthränen im Auge vor dem Bette stand.

„Hugo," sagte Pauline leise, „Du hast Deine Mutter noch nicht umarmt — sie ist Deiner werth!"

Und zum Erstenmale lag der Sohn, im Mannesalter als solcher anerkannt, an dem Herzen, unter welchem einst die Mutter ihn getragen hatte. Dießmal fürchtete Pauline nicht mehr, man könne ihr den Liebling entreißen. Dießmal sah sie ihn ohne Neid von den Armen Sidoniens umspannt, die konvulsivisch an seinem Halse schluchzte. Als sie sich leise aus dem Zimmer stahl, geschah es nur, um Leonien hineinzuschicken, die in banger Erwartung im Nebenzimmer stand; dann aber ging sie in das Zimmer ihres Gatten, der heute sich weit wohler und schmerzfreier fühlte, fiel ihm um den Hals und sagte:

„Alles ist nach Wunsch gegangen, Heinrich. Sie sind versöhnt und einig, Gott sey gelobt dafür, und der heutige Tag wird uns Allen unvergeßlich bleiben, — mir wenigstens ist er, nächst unserm Hochzeittage, der schönste meines Lebens!"

Als Leonie in's Zimmer trat, winkte ihr der Vater und umarmte sie mit feuchten Augen. „Wir sind gerettet, mein Kind!" flüsterte er; „geh' und umarme Hugo, dem wir Alles danken!"

Sie gehorchte ohne Prüderie, sobald Sidonie ihn losließ. „Dank, tausend Dank, lieber Hugo!" flüsterte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

— „Leonie! ja, fürwahr, Du bist es!" rief er und küßte sie auf die Stirne. „Kaum hätt' ich Dich wieder erkannt, so groß und hübsch bist Du geworden! Kein Kind mehr, sondern beinahe eine Jungfrau!"

„Welch ein schönes Paar, wie für einander geschaffen!" flüsterte Sidonie Herrn Grund in's Ohr; „sollen sie nicht das Werk unserer Versöhnung besiegeln?"

— „Wenn ihre Herzen sich finden, ja," entgegnete dieser leise. — —

Der Rest unserer Geschichte ist bald erzählt. Mit rechtsgültigen, unbedingten Vollmachten versehen, reiste Hugo am andern Tage wieder nach Paris und übernahm die Verwaltung des Vermögens der Frau v. Walzendorf. Die Klage gegen ihren Advokaten ward zurückgezogen, diejenigen Aktien des Herrn Grund, welche der Notar Gaudry unbefugt verkauft hatte, sollten unter gewissen Bedingungen wieder ausgehändigt und zu Gunsten der Grund'schen Gläubiger verwendet werden. Diese wurden zusammenbeschieden, ebenso die Aktionäre der alten und der neuen Gesellschaft von Chailly, und einer der ersten Pariser Advokaten gab sich zum Dolmetscher der Vorschläge her, welche Hugo zu überreichen hatte. Sie gingen dahin, beide Etablissements mit einander zu verbinden, Herrn Grund wieder an der Direktion zu betheiligen und dem erweiterten Werke einen neuen Aufschwung zu geben.

„Sie wissen, meine Herren," sagte der Präsident der Versammlung, „daß der Ausgang des Prozesses unsicher ist, seit Gaudry sich in der Untersuchungshaft erdrosselt hat. Der Avoué Garnard, der bisherige Feind und Ankläger des Herrn Grund, war der böse Geist der Gesellschaft, denn er entfremdete derselben den Gründer und Schöpfer des Ganzen und damit unbestreitbar die erste Kapazität, die zur Leitung des Unternehmens berufen war. Madame Garnard hat ihre Aktien der Gesellschaft zu überlassen angeboten, wenn von der gerichtlichen Verfolgung ihres Gatten abgestanden werde. Die Vollmachten der beiden größten Interessenten beider Gesellschaften liegen in Einer Hand vereinigt, in der des gegenwärtigen Herrn Henger, dessen Verdienst um die Werke von Chailly die Rechenschaftsberichte früherer Jahre rühmend anerkennen. Lassen Sie mich daher in Aller Interesse einen neuen Vorschlag anfügen: setzen wir dem jetzigen Direktor und Herrn Grund diesen Herrn Hugo Henger als dritten Direktor für das vereinigte und vergrößerte Unternehmen an die Seite, und schreiten wir sogleich ohne Discussion zur Abstimmung und Ballotage!"

Alle Vorschläge gingen mit wenigen unwesentlichen Modifikationen durch. Der Telegraph trug diese frohe Botschaft Herrn Grund an dem Tage zu, wo er zum Erstenmal das Bett verließ. Das Nähere überbrachte Hugo selbst. Er löste sein Verhältniß in Belgien vollends, und nahm die Stelle in Chailly an. Herr Henger traute den pensionirten Opernsänger Laut und die geschiedene Madame Grund, wobei der gewiß seltene Fall vorkam, daß der geschiedene Gatte derselben sammt dem Sohne als gerührte Hochzeitsgäste anwesend waren. Tags darauf verließen die Gäste H., und begaben sich nach ihren Bestimmungsorten, Hugo mit der süßen Gewißheit, daß Leonie ihn liebte, und als ihr Verlob-

ter. Dieser Herzensbund, die geschehene Versöhnung, welche so gewichtige Folgen für Hunderte von Familien hatte, und der ganze Knäuel von Begebenheiten, die wir in vorstehender Geschichte erzählten, waren allesammt direkt oder indirekt das Werk der Pfarrerstochter.

Georg Friedrich Händel.

(Fortsetzung.)

Georg Friedrich Händel war der zweitgeborne Sohn zweiter Ehe des herzoglich sächsischen und kurfürstlich brandenburgischen Leibchirurgen und Kammerdieners Georg Händel und seines Weibes Dorothea einer gebornen Taust aus Gibichenstein und wurde geb. am 23. Febr. 1685 zu Halle an der Saale, als sein Vater bereits ein Alter von 62 Jahren erreicht hatte. Der Knabe erhielt eine für die damalige Zeit sorgfältige Erziehung und zeigte schon früh ungewöhnliche Liebe und Anlage zur Musik; doch durfte er seiner Neigung zunächst nicht folgen, da er nach des Vaters Willen dem gelehrten Beruf sich widmen und dereinst den juristischen Doktorhut sich erwerben sollte. Wie in allen ähnlichen Fällen, siegte auch hier die Stimme des Genius über die Vorbestimmungen der Erzieher. Der junge Händel wußte sich von einer gutherzigen Tante ein kleines tragbares Klavikord zu verschaffen, und es unbemerkt auf den Hausboden unter das Dach praktiziren zu lassen und hier nun konnte er unbelauscht und oft während die übrigen Hausgenossen im Schlafe lagen, musiziren und phantasiren. Wichtig für seine weitere Ausbildung sind zunächst nun folgende Vorfälle. Händel mochte im achten oder neunten Lebensjahre stehen, als sein Vater genöthigt war eine Reise nach Weissenfels, der Residenz eines sächsischen Herzogs, 4—5 Meilen von Halle entfernt, zu machen. Diese Stadt hatte, wie alle die zahllosen kleinen Hofhaltungen jener Zeit, eine vortreffliche Kapelle und ist außerdem als Geburtsort und Wirkungskreis des berühmten Tonkünstlers Heinrich Schütz (1585—1672) besonders merkwürdig. Der kleine Georg Friedrich bat den Vater die Reise mitmachen zu dürfen, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Der Reisewagen wurde gerüstet und der Knabe sah leider, daß kein Platz für ihn bereitet wurde. Da zwangen Noth und Eile zu einem Plane; von Niemand beachtet lief er eine weite Strecke des Weges voraus und erzwang nun durch Bitten und Weinen das Mitkommen, das nach langer und derber Strafpredigt endlich doch gestattet werden mußte. Die Weissenfelser Capelle nahm den Knaben mit in ihre Uebungen und eines Sonntags auch auf's Orgelchor; man hatte sich schon überzeugt, daß er sattelfest war, also hob ihn der Organist am Schlusse des Gottesdienstes auf die Orgelbank, damit er zum Ausgang etwas loslassen könne. Der Herzog bemerkt das Experiment, hört mit Vergnügen zu und erkundigt sich weiter nach dem kleinen Organisten, der dann mit dem Vater gerufen wird. Der kunstsinnige Fürst bekämpft glücklich die Vorurtheile des Vaters, der nun wenigstens gestattet, daß die musikalische Ausbildung des Sohnes, neben der wissenschaftlichen gleichmäßig geschehen darf und der glückliche Virtuose kehrt, reich beschenkt und seine liebsten Wünsche erfüllt sehend, nach Hause zurück, woselbst der Vater, worthaltend, ihm auch sogleich den besten Lehrer in Halle in der Person des Organisten Fried. Wilh. Zachau (1663 — 1712) gibt. An diesem Lehrer fand Händel einen geschickten, treuen und liebevollen Präceptor; für Orgel und Klavier hatte er ein treffliches Muster; auch Oboe, Violine und nach und nach das ganze Orchester wurde in freien Stunden zur Hand genommen. Was an in- und ausländischen Kompositionen aufzutreiben war, wurde hervor gesucht und das Beste davon abgeschrieben; damit wechselten eigene Ausarbeitungen gegebener Themen und Compositionsversuche in allen Gattungen und Formen. Durch solche beständige Arbeit und bei seinem Geiste gewann der Schüler so unglaublich schnell jene grundfeste Sicherheit und reife Erfahrung in seiner Kunst, die viel mehr zu bewundern ist, als das frühzeitige Musiziren und Componiren. Letzteres namentlich ging ihm gar schnell von der Hand; Orgelstücke und Kirchencantaten waren das Gewöhnliche; auch mußte jede Woche Neues aufgetragen werden. Die zweite Reise wurde 1696 nach Berlin, in mehrfacher Beziehung wohl der geeignetste Ort für ihn, gemacht. Die Churfürstin Sophie Charlotte Prinzessin von Hannover und Schülerin des berühmten Gesangmeisters Steffani, zu ihrer Zeit nur die philosophische Königin genannt, konnte sich in der Musik mit manchem Kapellmeister messen; sie pflegte vom Klavier aus die Concerte, Opern und Ballete zu dirigiren, während Prinzen und Prinzessinnen sangen, spielten und tanzten. Ihr Hof war der Sammelplatz aller Virtuosen und Künstler, die nirgends gnädiger und freundlicher aufgenommen waren. Namentlich zierten ihn aber der große Componist Giovanni Benoncini und der große Klaviermeister Pater Attilio. Man fand Händels Klavierspiel bewundernswerth und namentlich letzterer gewann ihn lieb und ließ sich stundenlang von ihm vorspielen, wobei er ihn auf dem Schooße hatte und manchen lehrreichen Wink ertheilte. Ganz anders aber war es mit dem hochfahrenden Bononcini, der instinktmäßig von Händel zurückgestoßen wurde, gleich als ob er in ihm den künftigen riesigen Gegner, der ihn musikalisch erdrücken und vernichten sollte, geahnt hätte; als er nun tagtäglich zu seinem Aerger des Kindes Fähigkeiten namentlich im Generalbaß hervorheben hörte, ersann er eine exemplarische Probe, setzte eine chromatische Cantate mit einem Grundbaß für das Klavier und legte sie Händeln zur Begleitung vor. Auf Zureden der Musiker versuchte es dieser, sie vom Blatte weg zu spielen und als er hierbei das, woran ein gewiegter Meister seine volle Ladung hatte, nicht nur hurtig abfertigte, sondern auch noch mit Nachdruck, richtiger Betonung und einer gewissen Sauberkeit vortrug, zog Bononcini andere Saiten auf. Der Churfürst, besonders dadurch geschmeichelt, daß ein eigener Unterthan so Glänzendes leistete, wollte den kleinen Künstler in besonderen Schutz nehmen und gedachte den Knaben auf eigene Kosten nach Italien zu senden, aber der weise Vater um des Kindes Unabhängigkeit und wissenschaftliche Ausbildung nicht zu gefährden, wies „in der größten Ehrerbietigkeit das gnädige Anerbieten" zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 24:

Ring.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 26. | den 30. März 1859.

Des deutschen Volkes Ruf an Kaiser Barbarossa.

Erwache, Barbarossa, in dem Kyffhäuser Berg,
Steig' aus mit Deinen Mannen, steig aus mit Deinem Zwerg.
Du hast genug geschlafen viel hundert Jahre lang:
Auf, schwing' Dein Kaiserscepter, der Kriegesruf erklang

Steig' auf aus Deinem Grabe, Du alter Rothebart!
Die Deutschen sollst Du finden in Einigkeit geschaart.
Der gallische Hahn er krähet laut an der Seine Strand,
O schirme, Barbarossa, das deutsche Vaterland!

Es droht dort über'm Rheine des Franzen Heeresmacht,
Es ist das Volk der Deutschen zur Rache jetzt erwacht.
Das Lothringen, das Elsaß, die er einst treulos nahm,
Die trieben längst dem Deutschen in das Gesicht die Scham.

Und wo die deutsche Zunge im Norden klingt, im Süd,
Im Osten und im Westen voll Kampflust Alles glüht,
Da heißt's nicht mehr, weß Stammes, ob Preußen, Oesterreich,
Ob Bayern, oder Sachsen, die Deutschen sind sich gleich.

Den Kampfesschild erhebet dort Habsburgs hoher Sohn,
Deß Stamm mit Siegeskränzen geschmückt den Kaiserthron:
Das Schwert läßt frisch erklingen des Hohenzollern Faust,
Daß es, wie einst durch Blücher, für deutsche Freiheit saust.

Das deutsche Volk, es fühlet sich einig, stark und frei;
Komm, alter Barbarossa, mit Deinen Mannen bei.
Wir brauchen einen Helden, der führet uns zum Sieg,
Der kämpfend uns vereinigt im heil'gen Freiheitskrieg.

Das deutsche Volk, zerrissen, uneinig lange Zeit,
Es will sich nun ermannen, stellt einig sich zum Streit.
Das deutsche Volk, verdränget vom hohen Völkersitz,
Erhebt jetzt seine Stimme vereint zum Schwerterblitz.

Da mag der Franzmann donnern, der Russe uns bedräu'n,
Das deutsche Volk wird ihnen vereint gewachsen seyn.
Wir ziehen siegesmuthig hin in die Völkerschlacht,
Und zeigen unserm Feinde des deutschen Schwertes Macht.

Erwache, Barbarossa, in dem Kyffhäuser Berg,
Steig' aus mit Deinen Mannen, steig aus mit Deinem Zwerg.
Führ' uns vereint zum Kampfe, wir folgen Dir bereit,
Erring' durch Sieg auf's Neue die kaiserliche Zeit.

O Kaiser Barbarossa, steig' aus der Bergesgruft,
Es weht durch deutsche Lande jetzt frische Heldenluft.
Die Raben fliegen nimmer, die Zwietracht rings gebracht;
Laß frisch Dein Hifthorn klingen durch's Land mit Siegesmacht.

Julius Rutter.

Die Kinder des Uebels.

Es stehet ein Thurm, ein uralter Bau,
Vom Epheu bekränzt, auf der Klippe grau,
Die Wellen umspielen des Felsens Fuß,
Der Möveschrei dient hier als Morgengruß,
Und wo einst die Geige beflügelt den Schritt,
Ruft heute das Käuzchen: Komm mit! Komm mit

Mit der Vertreibung Jakobs II. hatte die Regierung des Hauses Stuart in Großbritannien ein Ende genommen. Jahrhunderte lang hatte dies Königsgeschlecht in Schottland geherrscht, Männer, nicht frei von Fehlern und Schwächen, aber auch andere, groß an Tugenden und Vorzügen, waren aus ihm hervorgegangen. Es war daher nicht zu verwundern, daß, als das Unglück über sie gekommen, bei einem großen Theil der Nation nur die letztern, nicht jene, in Andenken geblieben waren. Viele schottische Herzen schlugen deßhalb lebhafter, als Jakob III. der Prätendent, Anstrengungen machte, die verlorene Krone seiner Väter wieder zu gewinnen. Diese waren jedoch nicht von Erfolg gekrönt. Einzelne Menschengeschlechter wie ganze Völker haben ihre Zeit des Glanzes und der Trübsal, des Steigens und des Fallens. Nur selten, und selbst dann nur auf kurze Zeit, scheint in der Nacht des Unglücks eine neue Leuchte sich zu entzünden. Meist ist sie indessen nur ein trügerisches Irrlicht, ein auf immer verlöschender Stern. — Als im Jahr 1715 in England Unruhen ausbrachen, als sich Männer, wie die Grafen von Derwentwater, Witrington, Nithisdale, der Viscount von Kenmore, die Ritter Forrester, Blacker, und andere Männer von Rang, an die Spitze der Unzufriedenen stellten, stand sogleich halb Schottland auf. Der Graf von Mar sammelte ein Heer, das die zahlreichsten und tapfersten Clane des Hochlandes in sich vereinigte, und rief Jakob III. zum König aus. Der Prätendent säumte auch nicht, sich auf dem Boden seiner Väter einzufinden. Dennoch nahm die Sache einen unglücklichen Ausgang. Bei

Sheriffmuir wurden die Schotten, bei Preston die englischen Insurgenten geschlagen und Jakob gezwungen, so schnell wie möglich wieder nach Frankreich zu fliehen.

Alles, das Zaudern dieses Fürsten, die ihm von König Ludwig versprochene, aber schlecht gewährte Unterstützung, endlich der Zwiespalt unter den Insurgenten selbst, hatte den schlechten Ausgang der Unternehmung herbeigeführt. Die Anhänglichkeit der Schotten an der Sache der Stuarts war übrigens auch nicht allgemein. Angesehene Männer, Häuptlinge bedeutender Clane, waren dem Hause Hannover bereits mit Treue zugethan. Was hier Beispiel nicht bewirkte, ward durch Religionszwist und Clansfeindschaft in's Leben gerufen. Schotten fochten gegen Schotten. Einer der mächtigsten Männer Schottlands, der Herzog von Argyle, das Haupt der Campbels, befehligte das Heer König Georgs. Er war es, dem es letzterer zu verdanken hatte, daß die Insurrektion dieses Jahres so schnell gebändigt ward. In seinem Heere war vorzüglich das „Regiment der Cameroniarer," zusammengesetzt aus den wildesten und fanatischsten Presbyterianern, zu bemerken. Diesen gegenüber standen Clane, die ihnen eine Todfehde geschworen hatten. Die Gordons, besonders aber die Mac Gregors, waren die eifrigsten Anhänger König Jakobs. Eine Episode aus der Geschichte derselben ist es, die folgende Erzählung enthält.

* * *

In Loch Lomond, einer der interessantesten Seen Schottlands, liegt ein Felseneiland, das aus einem Haufen regellos übereinander gestürzter Klippen zu bestehen scheint. Ruinen krönen den Steinhaufen, welcher mit Zwergbirken, Disteln und Dornen überwachsen ist. Vor einem Jahrhundert waren diese Ruinen ein festes, wohlbewachtes Schloß. Es war ein kunstloses, aber ziemlich eigenthümliches Gebäude. Man hätte es, wären nicht einige niedrige Häuschen an dessen Fuß angeklebt gewesen, im Grunde auch nur einen Thurm nennen können. Eine Wendeltreppe führte durch drei Stockwerke, von denen jedes nur ein einziges Gemach bildete, auf eine mit Zinnen gekrönte Plateform. Den Eingang des Thurmes verschloß eine mit breitköpfigen Nägeln beschlagene Thür. Eine Mauer von etwas über Mannshöhe umgab von zwei Seiten den Thurm und die Nebengebäude. Die dritte Seite des alten Thurmes stand so dicht an dem Felsrande, daß der Thurm fast über dem Wasser zu hängen schien. Der von der Umfassungsmauer umschlungene Raum enthielt einen kleinen schlechtgepflasterten Hof und ein Gärtchen, das, ziemlich verwildert, nur einen alten Taxusbaum als Zierde aufzuweisen hatte. Die Seiten der Felsen, auf denen der Thurm stand, hatte mehrere tiefe Spalten, die mit Dornengebüsch bewachsen waren. Hätte man mit Mühe aber auch bis zu dem Fuße des Thurmes klimmen können, so würde dieß dennoch nichts genützt haben, denn bis zu dem untersten Stockwerk, aus welchem eine fensterähnliche Thüre nach dem See hinaus ging, war es noch eine ziemliche Höhe, die überdies auch nicht mit einer Leiter zu ersteigen gewesen wäre, da nicht so viel Platz auf dem Felsenrande blieb, um sie, selbst nur senkrecht, anlegen zu können. Dennoch ward diese Thür oft benutzt. An einer Art von Krahn zog man, unmittelbar aus einem Boote, Lasten — vorzüglich Lebensmittel — in die Höhe, welche die Wendeltreppen emporzubringen sehr schwierig gewesen wäre.

In dem Thurme wohnte im Jahre 1715 der Laird John Mac Gregor. Er war, — wie der ganze Clan, dem er angehörte und der nach der Schlacht von Culloden 1745 aufgelöst und selbst den Namen zu verändern gezwungen ward — ein eifriger Jakobit. Er hatte sein Weib, mit der er einen einzigen Sohn gezeugt, früh verloren. Seine Vermögensumstände waren ziemlich zerrüttet, die wenigen ihm zugehörigen Ländereien theils unfruchtbar an sich, theils schlecht bewirthschaftet. Zurückgezogen von allen Menschen lebte er mit dem neunjährigen Knaben und ein paar alten Dienern in dem einsamen Thurme. So wie indeß der Graf von Mac Jakob III. ausgerufen und alle Schotten aufgefordert hatte, sich unter seinen Fahnen zu sammeln, als der ganze Clan Mac Gregor sich wie ein Mann erhoben hatte, ergriff auch der Laird das Schwert und den Plaid, und eilte in's Feld. Er focht als einer der Tapfersten auf dem blutigen Felde von Sheriffmuir und kehrte erst, als dennoch Alles verloren war, bedeckt mit Wunden und den Tod im Herzen, wieder nach seinem Thurme zurück. Als nach dem damaligen System die Hinrichtungen und Aechtungen angingen, glaubte John Mac Gregor in seiner Einsamkeit vielleicht übersehen zu werden, und er hielt sich nun noch einsamer und von allem Umgange ferner als vorher.

Die Voraussetzungen des Lairds schienen sich auch zu bestätigen. Das Jahr 1716 hatte bereits seit mehreren Monaten begonnen, Niemand hatte nach ihm gefragt. Die Rache schien durch mehrere Verurtheilungen gesättigt, man hörte nichts von neuen Verhaftungen.

Es war indeß an einem Frühlingsmorgen, als ein Diener ängstlich zu dem Laird in's Zimmer stürzte.

„Camweronier, Sir!" rief er erschrocken. „Ein ganzes Boot voll!" — Sie steuern den See herauf, gerade auf uns zu."

Ruhig trat der Laird an's Fenster und blickte hinaus.

„Richtig! Das sind dieselben Schurken, die bei Sheriffmuir wie die Rehe ausrissen und dann wie heulende Wölfe zurückkehrten, als sie Verstärkung be-

kamen. — Gott weiß, was sie vorhaben und welcher Sir Obadjah verachte die Sünde, Double-Knock, oder Zedekiah steh' fest im Glauben, Gipps, sie kommandiren mag!"

„Verschließ die Pforte mit doppeltem Riegel, sieh nach, ob die Gewehre geladen sind und das Pulver auf den Pfannen trocken ist, und bedeute Trim und Robin, daß sich Niemand an den Fenstern blikken lasse!" setzte er nach kurzem Bedenken hinzu.

Das Boot war indeß näher und näher gekommen. Zwei Fähnchen flatterten im Tauwerk.

„Seht einmal, Sir!" sagte der alte Diener lebhaft. „Da flattert eine weiße Fahne und daneben ein Stück Tartan mit unsern Clansfarben. — Ei, und bemerkt Ihr wohl den Offizier, der dort am Schnabel des Bootes steht? — Mir ist es, als sollte ich ihn kennen. — Bei Sanct Bennet! Es ist Sir Evan Cameron, derselbe mit dem Ihr in Edinburg so befreundet waret, nachdem Ihr auf sein günstiges Zeugniß von der Hochverrathsanklage freigesprochen wurdet, als Ihr beim Wein König Jakob hattet leben lassen."

Das Boot war indessen am Fuße des Felsens angekommen.

„Heda, Sir John! Sir John Mac Gregor!" rief eine helle Stimme. „Versteckt Euch nicht, wie der Biber im Bau. Ich weiß, daß Ihr daheim seyd, und ich weiß auch, daß Ihr einen alten Bekannten nicht mit hungrigem Magen und durstiger Kehle vorüber schiffen lassen werdet."

Der Laird stand einen Augenblick unschlüssig und runzelte die Stirn. Dann trat er in das Thürfenster unter den Krahn.

„Ihr seyd es, Evan Cameron?" rief er, wie überrascht, hinab. Ich bitte Euch, steigt aus und kommt herauf, um eine Flasche Claret mit mir zu leeren. Euern Leuten werde ich ein halb Dutzend Haferbrode und einen Kübel Branntwein hinabsenden."

„Gut! Gut!" rief der Offizier und sprang aus dem Boote. Der alte Diener ging hinab, die Thurmpforte zu öffnen. Nach ein paar Augenblicken trat der Fremde in's Zimmer.

Man würde sich sehr irren, hätte man sich in ihm einen finster blickenden Fanatiker gedacht, wie solche den größten Theil des cameronischen Regiments ausmachten. Er hatte in der etwas nachlässig sitzenden Uniform, dem herabhängenden rothen Federbusch, den Pistolen im Gürtel mit dem langen Stoßdegen, eher das Ansehen eines Bruder Liederlich oder eines Raufbolds.

„Ihr dachtet wohl, wir würden so ohne weiteres vor Euerm Felsennest vorüberfahren, ohne daß Ihr um ein paar Flaschen Rothwein ärmer würdet?" rief der Cameronier lachend, indem er dem Laird aus allen Kräften die Hand schüttelte. „Weit gefehlt, Sir John! Wenn mir von allem Beten und Psalmodiren, wie es bei unserm Regiment eben Mode ist, einmal die Kehle recht trocken geworden, so pflege ich sie mir dann gewöhnlich mit einem oder etlichen Bechern guten Clarets wieder anzufeuchten, und ich weiß von unsern vergnügten Abenden im „schwarzen Bock" her, daß ihr von dieser Gottesgabe immer etwas vorräthig habt."

„Seyd mir willkommen, Evan!" erwiderte der Laird mit etwas süßsauerm Lächeln und indem er aus einem Wandschranke eine Flasche Rothwein und zwei Becher herausholte. „Bei alledem hätte ich Euch lieber in Euern Clansfarben, als in dieser Uniform den Becher kredenzt."

„Alle Wetter? Warum denn?" rief jener lachend, sich auf einem Sessel niederlassend und den breiten Hut auf den Tisch schleudernd. Mein Clan stand Euch bei Sheriffmuir ja eben auch gegenüber. — Ich für meinen Theil hätte mir nichts daraus gemacht, an Eurer Seite zu fechten; aber es ließ sich voraussehen, daß die Sache des Chevaliers (des Prätendenten) ein hundsföttisches Ende nehmen würde. — Da ich nun, was mir, wie Ihr wißt, öfters begegnet, in der rechten Rocktasche nichts hatte und in der linken auch nichts, so kam es mir gerade gelegen, als mir der Herzog von Argyle eine Offiziersstelle in dem braven „Sechsundzwanzigsten" anbot."

(Forts. folgt).

Georg Friedrich Händel.

(Fortsetzung.)

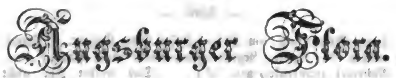
Bereichert an mancherlei Erfahrungen und angeregt von der zum ersten Male gehörten italienischen Musik kam Händel aus der Hauptstadt zurück, bald darauf, am 11. Febr. 1697 starb 75 Jahre alt, sein Vater. Die folgenden Jahre vergingen unter Studien mancherlei Art, so daß Mattheson von ihm sagen konnte „er habe nebst seiner ungemeinen musikalischen Wissenschaft gar keine andere Studia gemacht". 1702 bezog er die Universität seiner Vaterstadt um die Rechte zu studiren. „Hieraus ergibt sich denn die ebenso unbekannte als auffallende Thatsache, daß er noch fünf Jahre nach des Vaters Tode bei dessen Willen beharrte. Es ist dies ein Beweis von dem soliden Grunde auf dem seine Familie ruhte, wie von der schönen Einigkeit, die in ihr waltete. Das äußere Leben mit dem innern in Einklang zu bringen, ist das Bestreben jedes kräftigen Menschen und wie sehr mußte unser Georg Friedrich darnach Verlangen tragen! Dennoch hat er solches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchsetzen wollen. Bei allem übermächtigen Genie, das in ihm lebte, hat er seinen Eltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht. Erst als er ein gesetztes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, bog er mit Aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborene Beruf ihm anwies, und versuchte nun, ob's ihm nicht gelingen wollte, das, was ihn der studiosus juris gekostet, bei der Musik wieder heraus zu schlagen." (Crysander.) Vom 13. März 1704 an war Händel auch an der, der reformirten Gemeinde gehörigen Schloß- und Domkirche auf der Moritzburg mit einem jährlichen Gehalt von 66 Thalern, als Organist angestellt und in dieser Stellung nun entfaltete er ein reges, begeistertes Leben, das ihn auch öffentlich wichtig machte; an jedem schulfreien Mittwoch- und Samstagnachmittag zog er von seinen frühern Mitschülern einen Chor

zusammen, nahm die Begabteren daraus mit in seiner Mutter Haus und musicirte mit ihnen singend und spielend nach Herzenslust weiter. In Folge beschränkter Mittel war bei der Halleschen Kirchenmusik die gleiche Einrichtung getroffen, wie bei der Augsburger. Die Sang- und Spielchöre zogen nämlich durch alle Kirchen der Stadt. An jedem Sonntage konnte man irgendwo noch andere als einfache Choralmusik zu hören bekommen, aber immer in einer andern Kirche. Diese Singchöre wurden zumeist von den Schülern der Gymnasien und den Studirenden gebildet; es konnte daher unserm jungen Meister, der kurz vorher aus ihrer Mitte herausgewachsen war, nicht fehlen, daß er bald das musikalische Regiment fast allein in die Hand bekam. Er hatte somit über eine vortreffliche Anzahl junger, frischer, leicht zu begeisternden Kräfte zu verfügen, die wir für unsere schwach besetzte Augsburger Kirchenmusik allerdings auch haben könnten, wenn sie nicht durch unbegreifliche Rücksichten ihrer theilweisen ursprünglichen Bestimmung, ihrer Ausbildung und den Zwecken öffentlicher kirchlichen Erbauung hier leider vollständig entzogen blieben. Unser junger Jurist voll musikalischer Begeisterung hatte für jeden Sonntag eine neu componirte Musik in Bereitschaft. Was er componirt hatte, kam immer frisch weg zur Aufführung, so daß gewiß mehrere hundert Kirchencantaten in dieser Zeit von ihm gefertigt wurden, die aber leider für uns alle verloren gegangen sind. Im Frühling des Jahres 1703 ließ es ihn aber nicht mehr im engen Kreise des Halleschen Lebens rasten; die juristische Periode war zu Ende, der Koffer mit Cantaten und anderen nothwendigen Dingen gepakt und die Reise nach Hamburg angetreten. Händel stund im neunzehnten Jahre als er diesen wichtigen Schritt that und somit stehen wir an der zweiten Periode seines lehrreichen Lebens. In keiner der freien Reichsstädte, kaum an einem Fürstenhofe hatte die Musik um diese Zeit so festen Fuß gefaßt, als in Hamburg. Hier waren die besten Künstler auf allerlei Instrumente zu finden, und ebenso vortreffliche Sänger; sie hatten Gemeinsinn genug, sich auch außer der Dienstzeit frei und friedlich zusammenzuthun; das große Collegium musicum bestand unter Oberleitung des Canters Christ. Bernhard viele Jahre. Die Musiker wurden auch nirgends so in Ehren gehalten, wie in der freien Stadt; als z. B. der genannte Canter Bernhard ankam „fuhren ihm die vornehmsten der Stadt Hamburg mit sechs Kutschen bis Berchedorff zwo Meilen entgegen." Wer Außerordentliches hören wollte kam nach Hamburg: für auswärtige Meister war es eine Ehre, ihre Compositionen und sonstigen Fähigkeiten in der dortigen musikalischen Gesellschaft zu Gehör gebracht zu haben. Nun war zu jener Zeit namentlich die Hamburger Oper berühmt und ausgezeichnet. Das Musikdrama, dessen erste Versuche um 1600 in Italien von Monteverde gemacht wurden, trafen einen empfänglichen Boden; nach vierzigjährigen Bemühungen gelang es dem Cavalli die vorhandenen Keime zu reicherer Entfaltung zu bringen und nach ihm vermochte endlich Carissimi (1660) das Chaos musikalischer Formen um ein bedeutendes zu lichten, zu scheiden, zu läutern. Es gehörten 70—80 Jahre dazu bis das neue Werk in Frankreich (wo es Lully der Vollendung entgegen führte) und in Deutschland Boden gewann und hundert Jahre bis England es aufnahm. Mit jedem neuen Volke aber tritt eine neue Kraft auf den Platz: England bringt es am Höchsten und gewinnt die Palme, aber durch einen Ausländer, einen Deutschen, durch Händel. Um das Jahr 1678 nun errichteten einige Hamburger Privatpersonen eine öffentliche Schaubühne am Gänsemarkt; das erste deutsche Singspiel war zwar schon 1628 von Heinrich Schütz in Dresden componirt worden; aber es blieb wie die Festopern und Festspiele bei Hoffeierlichkeiten nur eine vereinzelnde Erscheinung; hier aber in der freien Stadt, tritt das, namentlich von der Geistlichkeit aufs Heftigste bekämpfte Unternehmen, zuerst als ein allgemeines, als eine Volkssache in's Leben. Es wurden zunächst nur biblische Geschichten aufgeführt; die Geburt Christi, Esther, Kain und Abel, die Zerstörung Jerusalems ꝛc. Durch die über alle Maßen mangelhafte Aufführung darf man sich allerdings nicht abschrecken lassen; der erste Direktor, der Rathsherr Schott hatte zu viele neuaufschießende Kräfte unter seiner Truppe und sie waren, wie auch heute noch, aus aller Herren Länder zusammen gewürfelt; so war sein erster Opern-Narr Christian Rauch, ein verlaufener Jesuit und Magister der Philosophie aus Bayern. Die Oper nun kam ohnedem unfertig aus der Hand der Fremden herüber und die Fähigkeiten der Deutschen zu kunstgemäßer und würdiger Gestaltung waren noch nicht entwickelt; zudem standen die Singspiele weltlichen Inhalts der Kunstform nach weit über den biblischen Historien, und da Form und Kraft, Gestaltung und Wirkung in Sachen der Kunst unzertrennlich sind, so mußten die geistlichen Opern bald ganz verkümmern und nach 1692, wo man die Letzte gab, wurde die irrige Ansicht allgemein, daß nur weltliche Stoffe sich mit Glück für die Bühne behandeln ließen. Es tritt hier ein Wendepunkt in der musikalischen Entwicklung ein; wäre eine Durchdringung des Weltlichen und Geistlichen, das nun auseinander fiel, möglich gewesen, so hätte Händel die musikalische deutsche Bühne ebenso geraden Laufes zur Höhe führen können, als Shakespeare seiner Zeit die englische und Bach würde nicht nöthig gehabt haben seine herrlichen Gaben größtentheils fruchtlos an Kirchencantaten zu verschwenden. So von der Bühne vertrieben, flüchtete sich das Bedürfniß wieder in die Kirche und wir erhalten für das geistliche Musikdrama, die Cantate, Passion und das Oratorium; so wurde was klein und gar erbärmlich anfing, endlich doch noch groß und herrlich. Von 1692 an kamen die goldenen Tage der Hamburger Bühne: der Widerspruch der Prediger war verstummt, die biblischen Stücke verschwunden, Reichthum und üppiges Wohlleben friedlicher Zeiten trafen zusammen mit Musikliebe und Musikübung in allen gebildeten Ständen; zudem fanden sich Poeten und Musiker, „die sich wohl verstunden" und was blieb mehr zu wünschen? der Poet Christian Postel, ein überschwenglicher Wortkönig und der talentvolle Musikus Reinhard Keiser (1673—1739) königlich dänischer und herzoglich meklenburgischer Kapellmeister, auch Canonicus minor und Cantor cathedralis in Hamburg, der für die hamburger Bühne allein 120 Opern componirte, die über ganz Deutschland ja bis nach Paris sich verbreiteten, waren die Männer dieser Glanzperiode. Nach 1703 kamen jedoch die mageren Jahre, die nicht so verlockend waren, als die unmittelbar vorausgegangenen, aber lehrreicher. Der kluge Direktor Schott war gestorben, Postel hatte sich zurückgezogen, Keiser war nicht der Mann das Unternehmen allein zu halten. Man konnte für Händels Zwecke keine bessere Zeit aussuchen, als die von 1703 — 1706 in die eben sein Hamburger Aufenthalt fiel.

(Forts. folgt.)

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhardt'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhardt.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 27.** den 3. April 1859.

Auf Wiedersehen!

Beim Festmahle am 26. März 1859.

Vorüber ist die Kampfesfrist,
Die Waffen ruh'n, die Gläser klingen.
Gottlob, daß es vorüber ist —
Nichts mög' die Zeit uns wiederbringen!
Wir kehren heim mit festem Muth
Kann doch ein Jeder von uns sagen.
Wir meinten's mit dem Lande gut —
Auf Wiederseh'n in bessern Tagen!

Es war wohl eine trübe Zeit,
Doch Eins hat stets uns hoch erhoben.
Nicht Einer von uns wich beiseit
Und unser Bund bestand die Proben.
Das war der Trost, der uns verblieb:
Daß Einer half den Andern tragen,
Das macht' einander uns gar lieb —
Auf Wiederseh'n in hellern Tagen!

Wir wahrten nichts als unser Recht,
Im Volk beschworen und am Throne,
Wir wollen Wahrheit, ganz und echt,
Im Recht des Landes und der Krone.
Ob auch manch' Schwert zu schneidig traf,
Wer will es d'rum zu streng verklagen?
Viel besser doch, als List und Schlaf —
Auf Wiederseh'n in stillern Tagen!

Mit diesem Glauben zieh'n wir heim
In uns'res Landes weite Gauen.
Ja, mög' aus dieses Kampfes Keim
Neu blühen Eintracht und Vertrauen!
Wir schau'n zum Throne fest und klar,
Und dürfen d'rum auch nicht verzagen.
Du treue, deutsche Männerschaar —
Auf Wiederseh'n in frohern Tagen!

Oskar Freiherr vo Redwitz.

Die Kinder des Nebels.

(Fortsetzung.)

„Ja," rief düster der Laird „Mac Callum more (so nannten die Schotten den Herzog) hat der Sache seines Vaterlandes mehr geschadet, als alle diese Generale Wills und Carpenter, sammt ihren Armeen."

„Ist aber doch ein großer Mann, der Herzog! Und sie möchten ihn in London gern in Gold fassen, wenn er ihnen auch manchmal ein wenig die Wahrheit sagt!" versetzte der Offizier, einen Becher Claret nach dem andern leerend. „Auch ist er ein Freund jedes Schotten, er mag nun früher auf dieser oder jener Seite gestanden haben. Mancher hat schon durch ihn sein Glück gemacht."

„Wie es scheint, denkt Ihr, daß dies auch mit Euch der Fall seyn wird?" sagte bitter der Laird.

„Das will ich meinen!" erwiderte der Cameronier, wieder einen Becher hinunterstürzend, obwohl ihm das Gesicht zu erglühen begann. „Der Herzog hat ein großes Vertrauen auf meine Ergebenheit und Geschicklichkeit."

„Wirklich?" erwiderte Jener mit einem Lächeln voll unverkennbarer Verachtung. „Gewiß befindet Ihr Euch jetzt auch auf einer Vertrauens- und Ergebenheits-Expedition?"

„Errathen!" rief der Offizier. Damit Ihr aber seht, daß ich Euer Freund bin, so will ich Euch damit bekannt machen, denn sie hat mit auf Euch Bezug."

„Auf mich?" rief überrascht der Laird.

„Allerdings!" erwiderte der Cameronier. „Wenn gleich nicht auf Euch allein."

„Ihr wißt, fuhr er nach einem langen Zuge aus dem Becher fort, „daß die Bevölkerung dieser Gegend dem Prätendenten mit Leib und Seele zugethan ist. Dies ist der Regierung, so wie dem Herzog von Argyle, ebenfalls wohlbekannt. Stiege der Chevalier da oder dort wieder einmal an's Land, so — meint die Regierung — würde hier bald Alles wieder auf den Beinen seyn. Der Herzog, obwohl dem Hause Hannover zugethan, ist aber zugleich ein Freund seines Landes, er scheut Untersuchungen, Achtungen, Hinrichtungen und wie die

saubern Dinge alle heißen. Nun, und um diesen und überhaupt den Unruhen in diesen Gegenden durch eine unblutige Maßregel zuvorzukommen, ist er entschlossen, ein paar Punkte am Ufer des Loch Lomond zu besetzen, und ich bin beauftragt, solche auszumitteln."

„Ein vortrefflicher Gedanke und ein eben so vortrefflicher Auftrag!" sagte düster und mit gerunzelter Stirn der Laird.

„Nicht wahr?" entgegnete kaltblütig der Offizier. „Nun seht, mein Freund," fuhr er nach kurzer Pause fort, „ich denke so: Ihr werdet Euch wohl überzeugt haben, daß die Sache des Prätendenten für immer verloren und es Zeit ist, Euern Frieden mit der Regierung zu machen. Dazu bietet sich jetzt die schönste Gelegenheit. Euer Thurm ist ein fester Punkt, er liegt ungefähr in der Mitte des See's, er ist durch geringe Mannschaft gegen große Uebermacht zu vertheidigen; alles Gründe, die ihn zu einer Besetzung besser wie jeden andern eignen. Ich würde daher vor der Hand mit meiner Mannschaft bei Euch Quartier nehmen und sogleich an den Herzog von Argyle schreiben! Ich würde ihm die günstige Lage des besetzten Postens schildern und ihm außerdem sagen, Ihr hättet, wofür ich mich verbürgen könnte, Eure Ansichten gänzlich geändert, wäret aus einem Anhänger der Stuarts ein eifriger Freund der Regierung geworden; Ihr wünscht nichts, als dieß durch Thaten zu beweisen &c. Ihr wißt ja, was man so in dergleichen Fällen schreibt. Zum Ueberfluß legtet ihr noch eine Unterwerfungsakte an die Regierung und eine Bittschrift an den Herzog bei."

„So soll mich Gott zeitlich und ewig verdammen, wenn ich dieß thue!" schrie ihn unterbrechend der Laird. Ehe die Regierung eine Unterwerfungsakte und Mac Callum more eine Bittschrift von meiner Hand bekommt, eher soll diese Hand abgehauen und auf dem Grasmarkt zu Edinburg aufgesteckt werden."

„Oho!" rief der Cameronier. „Das sind Redensarten. — Haltet dieß indeß wie ihr wollt. Ihr werdet schon von selber darauf kommen, wenn wir ein paar Monate zusammen hier gehauset und Gelegenheit gehabt haben, die Sache von allen Seiten durchzusprechen."

„Auch dies, Sir, wird nicht stattfinden!" rief hitzig der Laird. „Ich bin Herr in meinem Hause und nehme keine Soldaten ein.

„Ach Gott im Himmel, wie kann ein gescheiter Mann nur so unvernünftig reden!" versetzte Jener, ganz gemüthlich dem Claret zusprechend. „Ich habe Euch bereits gesagt: ich habe Befehl, einen festen Punkt am Loch Lomond zu wählen und zu besetzen. Nun ist Euer Thurm ein solcher, und zwar der beste — und somit ist die Sache abgemacht."

„Beim Teufel, nein!" schrie immer heftiger John Mac Gregor. „Niemand von Euern Soldaten betritt mein Haus."

„Das werdet Ihr nicht verhindern können!" entgegnete der Cameronier.

„Ja! Ich widersetze mich!" rief Jener.

„Ah, Spaß! Das hieße von Neuem rebelliren!" sprach lachend der Offizier.

„Nennt es, wie Ihr wollt!" schrie, über dessen Ruhe immer aufgebrachter, der Laird. „Ich scheere mich den Henker um die Befehle Mac Callum more's, noch um die der hannöverischen Regierung, sammt allen deren Spionen und Satelliten."

„Ha, was sagt Ihr da? — Ich hoffe, Ihr meint mich nicht damit?" rief der Offizier aufspringend.

„Euch und alle die abtrünnigen Schurken, welche ihren rechtmäßigen König Jakob III. vergessen können!" rief vor Wuth außer sich der Laird.

„Genug! — Mir das? Einem königlichen Offizier?" schrie der Cameronier. „Ihr seyd mein Arrestant. Ich verhafte Euch von wegen Hochverraths."

„Was? Mich verhaften? — Das wollen wir sehen!" rief der Laird und wollte zur Thür hinaus, wahrscheinlich nach einer Waffe eilen.

Wie der Blitz sprang indessen der Offizier nach der Pforte, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Ergebt Euch, John Mac Gregor! Ihr seyd mein Gefangener!" rief er, ein Pistol aus dem Gürtel ziehend.

„Lebend nicht!" rief wüthend der Laird, und sprang nach der Fensterthür.

„Todt oder lebend!" schrie der Cameronier, und eilte ihn zu ergreifen.

Fluch über Dich, elender Verräther!" rief der Laird und that einen weiten Sprung aus dem Fenster in den See.

Die Ausführung dieses Wagstückes schien den Offizier, welchen Wein und Wuth in die höchste Aufregung gebracht hatten, wieder zur Besinnung zu bringen. Er griff nach einem Seil, das von dem Krahnbalken herabhing, und warf ihm das eine Ende zu.

„Ergreift den Strick, John Mac Gregor!" rief er hinab.

„Er ist für Deinen Hals, schurkischer Verräther!" entgegnete Jener mit den Wellen kämpfend, und indem er zu schwimmen versuchte.

Die Soldaten, welche sich am Fuße des Thurmes inzwischen mit Haferbrod und Branntwein gestärkt hatten, waren durch den Lärm aufmerksam geworden.

„Rettet ihn!" schrie der Offizier ihnen zu, indem er auf den Schwimmenden zeigte.

Die Soldaten sprangen sogleich in's Boot. Mac Gregor hatte dieß bemerkt und strengte alle Kräfte an, ihnen durch Schwimmen zu entkommen.

Die Soldaten ruderten aus Leibeskräften, ihn einzuholen. Die Jagd dauerte eine lange Weile. Der Schwimmende schien erschöpft. Schon waren ihm die Verfolger nahe. Plötzlich verschwand er unter den Wellen. Es blieb unentschieden, ob die Kräfte ihn verlassen hatten, oder ob er freiwillig enden wollte.

Evan Cameron war entsetzt, als Wein und Zorn ihn so weit wieder zur Besinnung hatten kommen lassen, um einsehen zu können, was er angerichtet. So weit hatte er die Sache nicht treiben wollen. Er war durchaus nicht Willens gewesen, den alten Bekannten in's Unglück zu bringen. Daß Mac Gregor eine Besatzung von Soldaten nicht gutwillig in seinen Thurm aufnehmen würde, hatte er allerdings vermuthet; er war auch Willens gewesen, dies nöthigenfalls auf dem Wege der Gewalt zu erzwingen, und sich durch Besetzung dieses so gut gelegenen, ihm wohlbekannten Punktes am Loch Lomond bei der Regierung zu empfehlen — aber mit der Verhaftung wegen Hochverraths war es nicht ernstlich gemeint. Selbst nicht einmal der Gedanke, über dessen Ausdrücke Bericht abzustatten, war ihm in den Sinn gekommen. Er war Willens, ihn im Nothfalle festzunehmen, die Soldaten in den Thurm einzuquartiren und späterhin sich mit dem Besitzer desselben durch Verhandlungen zu verständigen. Was darüber hinausging, waren Folgen des genossenen guten Clarets gewesen. Letztere schienen indeß mit dem Laird in den See versunken zu seyn. Cameron war so erschrocken als betrübt über das, was er veranlaßt hatte. Er gab sich alle Mühe den Körper des Laird aufzufinden, und bot seinen Leuten ein bedeutendes Geld, wenn sie dieß im Stande seyn würden. Alle Mühe war indeß vergebens. Der See hatte hier eine bedeutende Tiefe. Von dem Leichnam war nichts zu entdecken.

Am folgenden Tage machte der Offizier seinen Bericht an die Regierung, ohne eben sich genau an die Wahrheit zu halten. Sein gewöhnlicher Leichtsinn bekam die Oberhand. Er schilderte Mac Gregor — es könne dem Todten, meinte er, ja einerlei seyn — als einen verstockten Rebellen, der lieber freiwillig den Tod gesucht, als die Soldaten des Königs in sein Haus aufgenommen habe. Erst als der Brief fort war, fiel ihm ein, daß der Verstorbene einen Sohn, einen neunjährigen Knaben, zurückgelassen habe, und daß durch den Bericht dessen Erbe gefährdet werden könne. Bald tröstete er sich indeß. „Ich nehme den Knaben zu mir. Er soll einst mein Erbe seyn." — Leider hatte Cameron nichts zu vererben. Mit diesem Troste beruhigte er sich.

Schon nach wenigen Wochen kam ein Schreiben der Regierung. Es belobte seine Treue, seine Einsicht, und beschenkte ihn mit der kleinen Besitzung des „Hochverräthers und Selbstmörders."

Der erste Eindruck, den das Schreiben auf Cameron machte, war ein erfreulicher, der aber schnell verschwand. Der Mann war leichtsinnig, vielleicht liederlich gewesen, aber ein Bösewicht war er nicht. Das Besitzthum kam ihm wie ein Blutpreis vor. Gern hätte er es nicht angenommen, aber mit einer solchen Verweigerung würde er seinen frühern Bericht Lügen gestraft, vielleicht eine Untersuchung herbeigerufen und sich in's Unglück gestürzt haben. Er beruhigte sich endlich mit dem Gedanken, daß er an dem Knaben ja wieder gut machen könne, was er an dessen Vater verbrochen, und daß sein Vergehen somit gesühnt werde. Er suchte nun auf alle Weise dem Kinde zu verbergen, auf welche Art Mac Gregor umgekommen sey. Ein Fall aus dem Fenster in den See, als er dem Freunde die Umgegend erklären wollte, und dabei einen Fehltritt gethan, das sollte den Tod des Vaters veranlaßt haben. Der Knabe erwiderte nie ein Wort, wenn Cameron auf diesen Punkt zu sprechen kam. Ueberhaupt war derselbe äußerst düster und einsylbig. Nichts schien auf ihn einen besonders freudigen oder niederschlagenden Eindruck zu machen. Er saß stundenlang in dumpfes Hinbrüten versunken. Cameron war endlich der Meinung, daß es dem Kinde an gesundem Verstande fehle, und erklärte sich dies aus frühern Krankheiten, denen dasselbe unterworfen gewesen war. Von Natur gutmüthig — wie dies bei leichtsinnigen Menschen häufig der Fall ist — suchte er dem kleinen Mac Gregor so viel Vergnügen als möglich zu verschaffen. Der Knabe zeigte indeß wenig Sinn dafür. Von Dankbarkeit für die gute Behandlung, oder gar von einer gewissen Anhänglichkeit, war keine Spur zu bemerken. Doch schien dieß nicht von Kummer oder Widerwillen herzurühren. Niemals erwähnte er den Tod seines Vaters mit einer Sylbe.

Cameron gestattete dem Knaben alle mögliche Freiheit, ohne sich jedoch im Geringsten um dessen geistige Ausbildung zu bekümmern. Da der kleine Ranald — so hieß das Kind — gern auf den nahen Bergen herumkletterte, oder bei stillem Wetter auf dem See im Kahn herumruderte, so ließ ihn Cameron gewähren und bekümmerte sich wenig darum, ob der Knabe zu rechter Zeit nach Hause zurückkehrte oder ausblieb.

Da Schottland inzwischen ruhiger geworden war und der Prätendent den Gedanken an eine Landung aufgegeben zu haben schien, so wurden mehrere Regimenter abgedankt. Unter diesen befand sich auch das sechsundzwanzigste, das der Cameronier.

Die fortwährenden Streitigkeiten der fanatischen Presbyterianer, aus denen es mehrentheils bestand, mit den Andersgesinnten hatte die Regierung besonders dazu veranlaßt.

Cameron, jetzt außer Thätigkeit, von dem Ertrag seines Besitzthums und einer Pension lebend, hatte inzwischen den Gedanken gehabt, sich zu verheirathen. Er ehelichte ein armes, aber liebenswürdiges

Mädchen aus anständiger Familie. Der eheliche Umgang wirkte vortheilhaft auf seinen Charakter. Die frühere Neigung zu allerlei Ausschweifungen verlor sich gänzlich, er ward ein fleißiger Landwirth und war glücklich in seinem Hause. Dieser Zustand dauerte indessen nicht lange. Seine Frau starb im ersten Wochenbette, indem sie ihm einen Knaben hinterließ. Der Todestag seiner Gattin ward noch durch ein besonderes Ereigniß bezeichnet. Der kleine Mac Gregor, der sonderbarer Weise zu der Gattin Camerons immer eine Art Vertrauen gezeigt, wenn deren Gemahl nicht zugegen war, war in derselben Stunde verschwunden, als jene starb. Erst am späten Abend ward bemerkt, daß das Kind nicht nach Hause gekommen sey. Nachforschungen wurden erst am folgenden Morgen angestellt; sie blieben indeß fruchtlos. Man nahm endlich an, der Knabe sey im See ertrunken. Wirklich fand man das kleine Boot, dessen er sich sonst zu bedienen pflegte, ohne Ruder auf dem See treiben. (Forts. folgt.)

Georg Friedrich Händel.

(Fortsetzung.)

Händel spielte im Theaterorchester die zweite Violine und stellte sich, wie Mattheson sagt, „als ob er nicht auf fünfe zählen könnte." Von diesem bescheidenen Platze aber stieg er bald bis zum Direktionspulte empor; als tüchtiger Orgel- und Klavierspieler hatte er sich ebenfalls schnell bekannt gemacht und so war bald seine freie Zeit mit Lektionen besetzt. Damals lebte in Hamburg Joh. Mattheson, (1687—1764) ein höchst talentvoller, gebildeter und brauchbarer Mann; er war nicht nur Componist, sondern auch Sänger und Schauspieler; dabei bis zu Händels Ankunft der beste Orgel- und Klaviervirtuose; was ihn aber mehr als diese Fähigkeiten auszeichnete, waren seine zahllosen theoretischen Werke über Musik, durch die er sich für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal gesetzt hat; er konnte sich rühmen so viele Bücher zum Druck befördert zu haben, als er Lebensjahre zählte. Händel machte sogleich nach seinem Eintreffen die Bekanntschaft dieses einflußreichen Mannes, der bald sein Freund und später auch sein Biograph wurde. Nun geschah es aber einmal, (1704) daß Mattheson in der von ihm componirten Oper Cleopatra „die Person des Antonius so natürlich nachahmte, daß die Zuschauer, bei der verstellten Selbstentleibung, ein lautes Geschrei erhuben, gleichwie solches auch wirklich zwei Jahr zuvor, bei des Mutius Handbrand, nicht ohne allgemeines, doch bald gestilltes Entsetzen, geschehen war", ein paar Minuten nach dieser Scene aber in's Orchester herabkam, um die Oper fertig zu dirigiren. Händel, der am Klavier saß und das lächerliche dieser Handlungsweise fühlte, weigerte sich Platz zu machen und so stand der arme Antonius wohl eine halbe Stunde müßig, ein Spott der Umgebung, da. Auf's Heftigste darüber empört und gereizt durch die Reden einiger Schadenfrohen, gab er Händeln am Ausgange des Theaters „eine truckene Ohrfeige", die aber wie er selbst sagt nur „eine nothwendige Warnung seyn sollte, sich zur Gegenwehr anzuschicken, denn Händel war damals beinahe 21 Jahre alt, groß, stark, breit und kräftig vom Leibe, folglich Mannes genug, sich zu wehren, und des an seiner Seite hängenden Degens eingedenk zu seyn." Das geschah nun auch. Auf offenem Gänsemarkte vor allem Volk fochten sie ihre Sache aus, und dießmal wurde Mattheson, der sich seiner früheren Fechterstreiche so gerne rühmt, mit zerbrochener Klinge heimgeschickt. Es war nun einmal sein Schicksal, daß er in Händel seinen Meister finden und daß ihm gegenüber Alles mißglükken sollte. Auch in Hamburg componirte Händel fleißig, zuerst eine Passionsmusik, (1704) dann die Opern Almira und Nero, die vom 8. Januar bis zur Fasten 1705 mit dem größten Beifall ununterbrochen gegeben wurden. Diesen folgten 1706 die Opern Florinde und Daphne. Händel ersparte sich in den drei Jahren seines Hamburger Aufenthaltes 200 Dukaten und legte dadurch den guten Grund zu einer Reise nach Italien. Hier stehen wir nun an dem Zeitraum, der die große Wanderung bis zur Fixirung in London (1707—1720) umfaßt. Händel ging zuerst nach Florenz, und Rom, kehrte dann wieder nach Florenz zurück und schrieb seine Oper Rodrigo (1707), und (1708) in Venedig die Agrippina. Ueberall feierte er als Componist und Virtuose die glänzendsten Triumphe; die letztgenannte Oper namentlich fand den ausschweifendsten Beifall. „Die Zuhörer wurden von dieser Aufführung so bezaubert, daß ein Fremder sie nach der Art, wie sie gerührt waren alle mit einander für wahnsinnig gehalten haben würde. Bei jeder Pause ertönte das Theater von Jauchzen, von dem Ruf: Viva il caro Sassone und andern Ausdrücken ihres Beifalls, die zu extravagant sind, als daß man sie nennen möchte." Händel blieb bis zum Jahre 1710 in Italien, in Rom und Neapel noch eine reiche Zahl der herrlichsten Werke schaffend; kehrte dann zu kurzem Besuche nach Halle zurück, um die alte liebe Mutter wieder zu sehen und trat darauf seine erste Reise nach London an; 1711 schrieb er dort binnen vierzehn Tagen seine Oper Rinaldo, die während zwanzig Jahren den ungetheilten Beifall des Publikums sich zu erhalten wußte. Nach Deutschland zurückgekehrt wurde er Kapellmeister in Hannover; doch schon 1712 finden wir ihn zum zweitenmale in London; dort die Oper Il pastor fido und Theseus (1711) Silla (1714) und Amadigi (1715) schreibend; nach der Rückkehr in's Vaterland componirte er 1716 eine große Passion; schon im gleichen Jahre aber ist er wieder in England als Musikdirektors des Herzogs James von Chandos in Cannons, hier seine berühmten Psalmen, das Oratorium Esther und das Schäferspiel Acis und Galathea (1720) schaffend. „Somit ist die erste Hälfte seines Lebens abgethan; an sich schon ein bedeutendes fruchtreiches Künstlerleben, steht sie bei Händeln einer herrlicheren zweiten Hälfte gegenüber nur da, als eine von sehr wenig Künstlern so normal, von keinem einzigen jemals allseitiger und tiefer vollzogenen Bildungsgeschichte im Großen, die dadurch noch merkwürdiger und anziehender wird, daß der innere Fortgang mit der äußern Wanderung durch die musikalischen Culturländer gleichen Schritt hält, und daß die Spuren davon überall noch erhalten oder doch mit einiger Mühe nun fast vollständig wieder gefunden sind. Händel, der später die beiden Lebenshälften und ihren Charakter sehr klar übersah, schied sie von einander und setzte einen Denkstein in das Jahr 1720, indem er sagte; Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eigenen Weg gehen (Crysander.) (Schluß folgt.)

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 28.** den 6. April 1859.

Die Kinder des Uebels.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen machte Cameron sich wegen des Verschwinden des Kindes keinen besondern Kummer. Es hatte nie eine Anhänglichkeit an ihn gezeigt, seine Seele war überdies wegen des Verlustes seiner Gattin von Kummer erfüllt; endlich hatte er ja jetzt selbst ein Kind, und bei seinem eben nicht bedeutenden Besitzthum würde sein Vermögen nicht hinreichend gewesen seyn, eine Theilung zwischen Beiden zuzulassen.

Der Laird — wie er jetzt genannt ward — lebte still in seinem Thurme, sich mit der Landwirthschaft befassend. Außer einigen Knechten und Mägden, die er in einer kleinen Farm, welche er am Ufer des Sees erbaute, untergebracht, bestand seine Hausgenossenschaft nur aus einer alten Kinderfrau, die er zur Pflege des kleinen Allan angenommen hatte. Der Landbau, seltener die Jagd und der Fischfang, waren seine Vergnügungen. So wie sein Sohn immer mehr heranwuchs, entwickelten sich die Fähigkeiten desselben zur Freude des Vaters auf eine besondere Weise. Allan war ungemein lebhaft, verständig, dabei aber wild, und einen Hang zur Ungebundenheit zeigend. Letzteres verzieh ihm der Vater indeß sehr leicht, da er in dem Sohne sein eigenes Bild aus der Jugendzeit zu erblicken glaubte. Der Knabe erhielt auch bald eine Spielgefährtin. Eine entfernte Verwandte Cameron's war gestorben, sie hatte ein Mädchen hinterlassen und in ihrem Testamente den Vetter ersucht, die Erziehung des Kindes zu besorgen. Cameron glaubte am Besten zu verfahren, wenn er die kleine Euphemie zu sich nähme. Die alte Hannah, welche Allan so sorgfältig pflegte, meinte er, würde für die Pflege des Mädchens gewiß dieselbe Sorge tragen. Allan war bereits zwölf Jahre alt, als Effie in's Haus kam. Ungeachtet das Mädchen erst drei Jahre zählte, so befreundeten sich die Kinder doch außerordentlich und wurden bald unzertrennliche Spielgefährten. Obwohl man kaum sagen konnte, wer den Knaben durch seine Liebe und Nachsicht mehr verzog, ob der Vater, ob die alte Hannah, und die Unbändigkeit Allans deshalb von Jahr zu Jahr zunahm, so schien der Knabe doch eine weiche Seele zu haben. Ein paar Thränen, die über die rosigen Bäckchen Effies herabrieselten, oft nur eine traurige Miene der Spielgefährtin, vermochten über Allan mehr als die Vorwürfe des Vaters oder die Ermahnungen der alten Hannah. — So vergingen mehrere Jahre und es ward Zeit, daran zu denken, Allan zu einer Laufbahn für das künftige Leben zu bestimmen. Eigene trübe Erfahrungen im Soldatenleben, vielleicht auch die hervorstechenden Fähigkeiten Allans veranlaßten den Vater, für ihn die Carriere des Rechtsgelehrten zu wählen. Allan ward zu wissenschaftlicher Ausbildung nach Edinburgh geschickt. Die Nachrichten, welche der Vater von dort erhielt, lauteten stets günstig, so weit es die Fähigkeiten des Sohnes betraf; weit weniger war dies hinsichtlich des Fleißes und des sittlichen Betragens der Fall. Hierüber ward in den meisten Berichten geklagt und, außer Allans natürlicher Lebhaftigkeit und dem Hang zur Ungebundenheit, auch eine große Neigung zum Umhertreiben in nicht eben der besten Gesellschaft erwähnt. Der Vater machte dem Sohne in seinen Briefen freundliche Vorstellungen, welche Allan indeß in einem bittern Tone beantwortete. Hierdurch entspann sich zwischen Beiden ein übles Verhältniß, das sich noch verschlimmerte, als der Laird Schulden für Allan zahlen sollte. Zuletzt wurden diese Verhältnisse so schlimm, daß Cameron dem Sohne schrieb, wie er ihn nicht eher zu sehen wünsche, bis daß er sein Leben geändert haben würde. Er drohte außerdem, ihm jede Unterstützung zu entziehen. Anstatt sich dem Willen des Vaters zu bequemen, erfolgte auf jene Drohung eine noch bitterere Antwort als gewöhnlich. Er sey — so schrieb der Sohn — eben als Advokat in Wirksamkeit getreten, und hoffe auch ohne Unterstützung von Seiten des Vaters durchzukommen. Wäre dieß aber durch seine Praxis nicht der Fall, so bleibe ihm noch ein anderes Hilfsmittel, und dies wolle er dann mit unfehlbarem Erfolge anwenden. — Der Vater dachte oft hin und her, was dies wohl für ein Mittel seyn könne, aber der Sinn dieser Phrase blieb ihm dunkel. Soviel schien gewiß, daß es kein ihm erfreulicher seyn würde. Längere Zeit, selbst mehrere Jahre vergingen, ohne daß er von dem Sohne etwas hörte, bis er zufällig vernahm, daß dieser für einen ziem-

lich geschickten Advokaten, aber auch zugleich für einen Anhänger der Stuarts gelte, und deßhalb bei der Regierung in größter Ungunst stehe.

Cameron erschrack darüber ganz ungemein. Nicht der Umstand war es, daß sein Sohn sich einer Sache, der er selbst entgegen gewesen, gewidmet — Cameron hatte in religiösen wie in politischen Dingen stets ein ziemlich weites Gewissen gehabt, — aber er sah dies Verhältniß, und zwar nicht mit Unrecht, für äußerst gefährlich an. Verhaftungen, selbst Hinrichtungen angesehener Personen, die überführt waren, mit neuen Verschwörungsplänen umgegangen zu seyn, waren vorgekommen, man sah dem Ausbruch einer neuen Rebellion jeden Augenblick entgegen, und der Gedanke, den Sohn vielleicht auf dem Schaffott enden zu sehen, war Cameron ein so entsetzlicher, daß er davon ganz tiefsinnig wurde. Außerdem stürmten in dieser Zeit eine Menge Unannehmlichkeiten auf ihn ein. Verluste der verschiedensten Art hatten ihn betroffen. Eine Räuberbande — Andere behaupteten, es seyen Anhänger des Prätendenten, die unter dieser Maske sich in den Gebirgen sammelten und einen allgemeinen Aufstand vorbereiten sollten — hielt sich seit längerer Zeit in den nahen Gebirgen auf. Sie schien es in Betreff der nöthigen Lebensmittel ganz vorzüglich auf die Felder und die Heerden des Lairds abgesehen zu haben. Täglich beinahe wurden mit einer fast unglaublichen Keckheit mehrere Stücke Vieh geraubt; ja zuletzt wurden die Freibeuter so frech, daß sie in größerer Anzahl, und zwar bei hellem Tage erschienen, die Hirten verjagten und die Felder nach Gefallen plünderten. Das Eigenthümlichste bei der Sache war, daß die „Kinder des Nebels“, wie die Räuber sich in Beziehung auf frühere, der schottischen Geschichte angehörige Begebenheiten nannten, beinahe keine andern Felder und Heerden, als die des Lairds beraubten, ja die letztern fast methodisch zu Grunde zu richten suchten. Zuletzt kam es so weit, daß Camerons Untergebene sich nur noch in seinem festen Thurme für sicher hielten und dessen Wirthschaftsgebäude gänzlich verließen. Nur mit Mühe hatten sie das Eindringen der Bande in die Farm abgewehrt, und den Gegnern bei dieser Gelegenheit einen großen Fanghund, der durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden war, abgenommen. Der Kummer des Lairds sollte aber noch vergrößert werden. Es war im Jahre 1745, als es auf einmal hieß, der Sohn Jakobs III., der Prinz Karl Eduard sey gelandet. Die Nachricht bestätigte sich bald. Er war bei Lothabar mit sieben Offizieren an's Land gestiegen. Viele mißvergnügte schottische Lairds traten auf seine Seite, und sogleich erhoben sich ihre Clane. Der Prinz sah sich bald an der Spitze einer Armee und nahm nach einigen glücklichen Gefechten nicht nur die wichtige Stadt Perth, sondern bemächtigte sich selbst Edinburghs. Am 17. September kam es bei Preston Pans zu einer Schlacht, die für den Prinzen glücklich ausfiel. Sein Kriegshaufe wuchs immer mehr. Er rückte bis gegen zwanzig Meilen von London vor, wo mehrere seiner Anhänger einen Aufstand vorbereitet hatten. Jetzt schien indeß sein Glück sich zu wenden. Er hatte zu lange gezögert. Zu Anfang des Jahres 1746 ward er genöthigt, sich wieder zurückzuziehen, und am 27. April kam es bei Culloden zu einer Schlacht, in welcher er vom Herzog von Cumberland total geschlagen und sein Heer zerstreut wurde. Der Prinz irrte lange, oft ohne Speise und Trank, in den schottischen Gebirgen umher. Ein Preis von dreißigtausend Pfund war auf seinen Kopf gesetzt. Sein Leben war in der Hand jedes Ruchlosen, der diese Summe zu verdienen Lust hatte. Mit Mühe entkam er am 20. September bei Lochnarach auf eine französische Fregatte.

Obwohl Cameron und sein Sohn nun seit Jahren sich verfeindet hatten, so ängstigte sich Ersterer dennoch hinsichtlich des Schicksals Allans, als die Sache des Prätendenten ein so unglückliches Ende nahm. Er wußte, daß die Strenge der Regierung unerbittlich seyn würde, so wie, daß der Herzog von Cumberland mit äußerster Härte gegen die Gefangenen verfahre. Durch Zufall hatte der Laird früher Nachrichten in Beziehung auf seinen Sohn erhalten. Als ein engagirter Anhänger des Prätendenten hatte dieser ein Freikorps aus Edinburgher Studenten errichtet und sich an der Spitze desselben bei Preston Pans vorzüglich ausgezeichnet. Aus öffentlichen Berichten ersah nun der Laird, daß dieses Corps bei Culloden gänzlich aufgerieben worden sey. Was das Schwert verschont hatte, war gefangen genommen worden. Die Anführer erwartete der Strang.

Der Gedanke, daß sein Sohn, falls er unter den Gefangenen sich befinde, ein so schimpfliches Ende finden könne, machte ihn fast wahnsinnig. Er weinte unaufhörlich und sagte öfters zu Euphemien, die nun ein Mädchen in Mitte der Zwanzig und seine einzige Stütze war: daß er nur eine Bitte Tag und Nacht zu Gott sende, nämlich die, daß Allan den ehrlichen Tod des Kriegers in der Schlacht gefunden haben möge. Alle Nachforschungen über diesen Punkt blieben eine Zeit lang erfolglos; endlich publizirte man die Liste der Gefangenen und zum Tod oder andern Strafen verurtheilten Rebellen. Dem Laird fiel ein Zentner von der Brust, als Allan nicht auf derselben verzeichnet war. — Bald sprach Cameron auch einige Offiziere, die der Schlacht beigewohnt hatten. Sie sagten einstimmig, daß das Gerücht, Allan Cameron, der Anführers des Studentenfreicorps, sey nach verzweiflungsvoller Gegenwehr von den Dragonern Cumberlands, denen er sich nicht ergeben wollte, niedergehauen worden, am Abend der Schlacht überall im Lager verbreitet gewesen. Sein Tod sey gar nicht zu bezweifeln.

So ergriffen der Laird auch von dieser Nach-

richt war, so ging doch sein Schmerz bald in stillere Trauer über, wenn er bedachte, daß Allans unruhiger Geist ihn jedenfalls endlich in's Unglück gestürzt haben würde, und daß durch dessen ehrenvollen Tod wenigstens keine Schande auf seinen Namen komme. Uebrigens war Cameron sehr gebeugt. Sein früherer Leichtsinn hatte, wie dies bei Leuten solches Schlages wohl vorzukommen pflegt, in seinem jetzigen höhern Alter einer ganz entgegengesetzten Sinnesart Platz gemacht. Er war höchst hypochondrisch geworden. Die Lage, in der er sich befand, war überdieß wohl geeignet, ihn sorgenvoll zu machen. Durch die häufigen Raubanfälle der „Kinder des Nebels" war seine ganze Landwirthschaft zu Grunde gerichtet worden Seine früher zahlreichen Heerden hatten die Räuber dergestalt dezimirt, daß der Laird das Auskunftsmittel, sie lieber bis auf das letzte Stück zu verkaufen, ergriffen hatte. Die Felder hatte er für einen Spottpreis an seine Nachbarn verpachtet, da er sie sonst hätte unbebaut liegen lassen müssen. So lebte er denn mit Effie und der alten Hannah wie ein Einsiedler in dem Thurme, den er fast nie mehr verließ. Euphemie ersetzte inzwischen in aller Weise dem Alten den Sohn, den er verloren hatte und in trüben Stunden noch oft beweinte. Sie war ein so schönes als liebenswürdiges Geschöpf. Da sie fast ihr ganzes Leben in tiefer Einsamkeit zugebracht hatte, so fühlte sie sich in dieser nichts weniger als unglücklich. Die Sorge für das kleine Hauswesen beschäftigte sie hinlänglich, und zwar um so mehr, als die alte Hannah sie nicht unterstützen konnte, vielmehr ihre Sorge noch in Anspruch nahm. Die Alte war bereits über achtzig Jahre alt. Was aber das Schlimmste war, sie hatte auch das Gehör und das Licht der Augen fast gänzlich verloren. Ueberdies waren ihre Geisteskräfte noch mehr als die des Körpers abgestumpft. Ohne ein verständliches Wort von sich zu geben, nur dann und wann die Lippen bewegend, saß sie tagelang wie eine Pagode neben dem großer Kamin. Sie schien auf nichts, was um sie her vorging, aufmerksam zu seyn. Schrie man ihr eine Frage in die Ohren, so war die Antwort, wenn es Dinge aus der Gegenwart betraf, meistens kindisch, albern und verkehrt; berührte man aber Sachen, die eine vergangene Zeit betrafen, so schien das Flämmchen ihres Geistes noch einmal aufzuflackern und sie antwortete zusammenhängender. Ueberhaupt schienen dann Erinnerungen in ihr aufzutauchen, aus denen man bemerken konnte, daß, wenn sie auch sonst still und stumpf vor sich hin sah, sie doch nicht ganz gedankenlos vor sich hinbrüten möge. In solchen Momenten begann sie auch wohl von alten Zeiten zu sprechen, aber freilich wiederholte sie dann dieselbe Sache im Zeitraume von wenigen Minuten verschiedene Male.

Es war an einem nebeligen Septemberabend des Jahres 1746, als der Laird mit Effie und der alten Hannah in dem gewöhnlichen, im ersten Stockwerke des Thurmes gelegenen Wohngemache saß. Das Mädchen war mit weiblicher Arbeit beschäftigt und das Auge des Alten ruhte mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem lieblichen Geschöpfe, das ein Bild schöner Häuslichkeit zu seyn schien. Die alte Hannah saß zunächst des Kamins, und sie sah gedankenlos bald in die von einigen mächtigen Eichenscheiten aufzüngelnde Flamme, bald streichelte sie mit der runzlichten Mumienhand das Haupt des großen Fanghundes, der seine Schnauze auf ihr Kniee gelegt hatte und freundlich zu ihr aufblickte.

„Weißt Du schon Alte," schrie der Laird der Haushälterin in's Ohr, „daß ich heute gute Nachrichten aus Perth erhalten habe? Der Gavin Macdonald, der Krämer, war hier und erzählte, daß eine Kompagnie Soldaten dem Gesindel, das in den Bergen hauset, zwei Stunden von seinem Dorfe ein blutiges Gefecht geliefert und die Bande zersprengt habe. Vielleicht werden wir nun Ruhe bekommen."

„So! So!" erwiderte Hannah kindisch lächelnd, „Ich habe mich immer gewundert, daß die „Kinder des Nebels" so lange ungestraft ihr Wesen treiben dürfen und daß Mac Callum more nicht den Donald Campbell über sie herziehen läßt; denn der hatte immer einen Zahn auf die Banden, und ist erfahren in ihrer Verfolgung."

„Wer soll über die Räuber herziehen!" fragte Euphemie, von der Arbeit auf den Laird blickend.

„Gott stehe uns bei!" sagte dieser lächelnd und die Achseln zuckend. „Sie redet von einem Manne, der bereits vor dreißig Jahren gestorben ist und sich in früherer Zeit in Verfolgung der gesprengten Haufen auszeichnete. Er war indessen damals allerdings gewissermassen wie jetzt, wenn auch dieser Zustand nicht so lange dauerte. Ich mußte das erste Jahr, als ich in den Besitz dieses Gutes kam, alle Abend meine kleine Heerde in den Hof treiben lassen, und dennoch wurden die Hirten oft dergestalt von den Räubern bedrängt, daß sie kaum die Thiere in Sicherheit bringen konnten. Wie heute, war der Thurm Tag und Nacht geschlossen, und ich ließ damals jene Glocke" — der Laird zeigte auf eine solche unweit der Decke — „und einen verborgenen Kettenzug anbringen, um schnell ein Zeichen zu geben, wenn einer der Unsrigen schnellen Einlaß begehrte und nicht durch lautes Schreien und Rufen Lärm machen wollte.

„Ich habe Euch schon oft nach dem Zweck dieser Glocke fragen wollen!" versetzte Euphemie, freundlich lächelnd. „Nun weiß ich ihn. — Aber wo kommt denn die Kette her, die an ihr befestigt ist?"

„Sie läuft in eine Felsenspalte und dann am Thurme aufwärts!" erwiderte der Laird. Nur ein Eingeweihter kann den Punkt finden, wo sie ausgeht. Wer ihn nicht weiß, würde ihn vergeblich suchen. Man muß mit dem Arme unter eine Steinplatte langen, die den Griff verbirgt. „Außer mir," setzte

er trüb lächelnd hinzu, „existirt indeß jetzt Niemand mehr, dem die Einrichtung bekannt wäre, und keine Hand wird je die Glocke wieder in Bewegung setzen, es müßte denn die eines Todten seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Napoleon III. als Feldherr. Vor einigen Jahren war ein deutscher Fürst etliche Tage in Paris und hatte mehrere Unterredungen mit Napoleon III.; einige Wochen nach seiner Rückkehr hatte er Gelegenheit, sich in einem engern Kreise über den französischen Kaiser auszusprechen. „Das ist ein merkwürdiger Mann," sagte der Fürst nachdenklich; „man baut den Frieden auf seine Mäßigung, und ich bin überzeugt, daß ihn die Begierde verzehrt, als ein großer Feldherr zu glänzen!" Aus Achtung widersprach man nicht, aber keiner der Anwesenden glaubte, daß der Fürst Recht habe. Als aber der orientalische Krieg vorüber war und Napoleon III. sich auf keinem Schlachtfeld gezeigt hatte, da konnte sich Einer denn doch nicht enthalten, seinen Fürsten darauf aufmerksam zu machen, daß er sich damals doch wohl getäuscht haben werde. Der Fürst aber entgegnete ernsthaft: ich bleibe bei meiner Ansicht, dieser Krieg hat mich darin bestärkt; Gründe der Politik mochten ihn abhalten, sich persönlich auf einen so entfernten Kriegsschauplatz zu begeben; fragen Sie genau nach, und Sie werden hören, daß er fast alle wichtigeren Bewegungen einzeln von Paris aus befohlen hat. Ich bleibe dabei, er brennt vor Begierde, Schlachten zu gewinnen; er wird sich seinen Kriegsschauplatz schon wählen!"

Französische Moralität. Dieser Tage wurde in Paris ein Ehescheidungsprozeß à huis clos verhandelt. Ein reicher junger Lion hat eine reiche junge Lionne geheirathet; dieses schöne elegante Ehepaar brauchte aber mehr, viel mehr als seine Revenüen betrugen. Nach gemeinsam gepflogener Berathung entschloß sich Madame zu einer Razzia östlich des Rheins. Das Ziel derselben war ein gekröntes Haupt, das sich gerade im Bad zu . . . . . aufhielt. Aber alle Angriffe der liebenswürdigen Jägerin scheiterten an der Moralität und nicht wie die böse Welt sagt, der Gicht des hohen Herrn. Madame gelang es nicht sein Herz zu erobern, folglich auch nicht seine Börse. Beschämt, geschlagen kehrte sie nach Paris zurück, wo unterdessen ihr Gemahl durch glückliche eigene Spekulationen reich geworden war, aber sich weigerte, der Besiegten Haus und Thür zu öffnen, weil sie ein sittenloses Leben geführt. Die Dame macht geltend, daß es mit Erlaubniß ihres Gemahls geschehen. Das Gericht hat aber die Scheidung von Tisch und Bett ausgesprochen, und der Dame 4000 Franken Alimentation zuerkannt. Damit und mit ihrer Freiheit kann dieselbe nach Ansicht von Gemahl und Richter Equipagen, Villa und Loge in der großen Oper haben

Eugen Sue in hebräischer Sprache. Als eine literarisch Kuriosität ist die jetzt in Wilna erscheinende hebräische Uebersetzung von Eugen Sue's „Geheimnisse von Paris" zu bezeichnen. Der Uebersetzer, Herr K. Schulmann, hat sich bereits früher durch einige Schriften in hebräischer Sprache bekannt gemacht. Der unter der Regierung Alexander's II. geübten milderen Zensur, die unter Kaiser Nikolaus, namentlich gegen hebräische Schriften, mit außerordentlicher Strenge verfuhr, ist es zu verdanken, daß jetzt in Rußland auch Werke, wie dieses, gedruckt werden dürfen. Der gelehrte Herausgeber der „hebräischen Bibliografie" (Steinschneider) ist der Ansicht, daß die gewandte Kenntniß und Handhabung der hebräischen Sprache auf andere und würdigere Stoffe, als den vorliegenden verwandt werden sollte.

Leibeigene in Rußland befinden sich nach Ermann's russischem Archiv im europäischen Rußland (mit Ausnahme von Polen und Finnland) 10,844,902 in einer Gesammtbevölkerung von 28,613,380 männlicher Seelen. Auf 100 männliche Einwohner kommen mithin 37,90 männliche Leibeigene. In den letzten zwanzig Jahren ist übrigens die leibeigene Bevölkerung fast gleich geblieben, während die Gesammtbevölkerung des russischen Reiches sich um fast 18 Prozent vermehrt hat. Man schreibt diese Erscheinung, außer den partiellen Freilassungen, vorzugsweise den starken Rekrutirungen zu, da zur Armee gekommene Leibeigene, wenn sie die 15—20jährige Dienstzeit überleben, nicht wieder in das Hörigkeitsverhältniß zurückkehren.

Englische Gerechtigkeit. Vor dem Gerichtshofe erschien dieser Tage der Besitzer eines Logierhauses mit der Klage, daß der Drucker der „Daily News" in einem geradübergelegenen Hause mehrere Dampf-Buchdruckerpressen in Thätigkeit gesetzt hätte und damit ein solches Geräusch in der Nacht machte, daß weder er noch seine Frau schlafen könne und er alle seine Gäste verloren habe. Mehr als 50 Zeugen bekundeten dies, aber sie waren dem Lord Chief Justice noch nicht genügend, denn er fällte die Sentenz: daß die Jury in der nächsten Nacht in dem Logierhause schlafen würde, um sich persönlich von dem Sachverhalt zu überzeugen. Das nennt man doch Gerechtigkeit!

Der größte Baum Europas war eine Eiche in Pleischwitz bei Breslau, welche im Jahre 1857 lediglich aus dem Grunde zusammengebrochen ist, weil ihr innen ausgefaulter Stamm die Last der Aeste nicht mehr zu tragen vermochte. Eine Elle über der Erde maß ihr Stamm 42 Fuß im Umfange, also etwa 7 Ellen im Durchmesser. Bis 1833 erschien sie, obgleich innen hohl, doch äußerlich ganz gesund. In diesem Jahre entriß ihr ein Sturm einen ihrer 3 Hauptäste, welcher 14 Klafter Holz geliefert haben soll. Nach den Jahresringen der noch gesunden Holzschichten berechnete sich das Alter des Baumes auf 700 Jahre. In den letzten 150 Jahren hatte der Baum nur 1 Fuß an Dicke zugenommen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 29. | den 10. April 1859.

Die Kinder des Nebels.

(Fortsetzung.)

Kaum waren die letzten Worte über die Lippen des Lairds, als ein Ereigniß eintrat, das ihn, wie Effie, im Innersten erbeben machte. Die Glocke, welche seit länger als zwanzig Jahren keinen Ton von sich gegeben hatte, von Rauch geschwärzt und von Spinneweben überzogen war, ward, wie von Geisterhand, plötzlich dreimal so heftig angezogen, daß ihr schrillender Ton durch alle Stockwerke des Thurmes drang.

„Um Gotteswillen, was ist das?" rief Effie, die zuerst wieder Worte fand.

„Klang nicht die Glocke?" fragte die alte Hannah, aufmerksam werdend. „Die Kinder des Nebels" werden im Anzuge seyn.

Plötzlich bewegte sich die Glocke wieder von Neuem.

„Nein? — Nein!" sagte der Laird schaudernd und dumpf vor sich hin. „Das ist kein menschlicher Arm, der die Glocke bewegt!"

Wieder ertönte die Glocke, und man sah, wie die Kette angezogen wurde.

„Laßt mich hinunter, Ohm! Wir stehen ja in Gottes Hand. „Ich will fragen, wer da ist?" sagte Effie aufstehend.

„Nein; bleib hier. Ich werde gehen!" versetzte Cameron, indem er nach einer Pistole langte, die an der Wand hing.

So bewaffnet, begab er sich, in einer Hand das gespannte Pistol, in der andern ein brennendes Licht die Treppe hinab, nach einer kleinen Pforte, die unweit der größern Thüre aus dem Thurme führte. Sie war äusserlich hinter einem Strauche versteckt, und wenn man sie von innen leise öffnete, konnte man, ohne selbst gesehen zu werden, bemerken, wer an der größern Pforte war. Zu seinem größten Erstaunen aber klopfte Jemand leise an dem kleinen Pförtchen.

„Wer ist da?" rief jetzt der Laird, da er sah, daß dem Unbekannten auch dieser Zugang bekannt sey.

„Rettet mich, Vater! — Ich bin's! Bin Allan, Euer Sohn!" zischelte es.

„Alle guten Geister!" sprach erbleichend der Laird, indem er unwillkührlich zitterte.

„Oeffnet, Vater! — Ich lebe, aber die Verfolger sind hinter mir! — Oeffnet, um Gotteswillen, wenn ich nicht in ihre Hände fallen soll?" fuhr die Stimme von aussen fort.

Zitternd vor Hast öffnete der Laird, und ein Mann in Hochlandstracht trat in den Thurm. Er war von hohem Wuchse, ziemlich dunkler Gesichtsfarbe und krausen Haares. Seine Züge hatten etwas Wildes, aber sie waren nicht unschön. Der Plaid, der über seine Schultern hing, so wie der Kilt, der die Hüften umschloß, waren grün und weiß gewürfelt. Nur einige rothe Fäden liefen durch die Vierecke. Ein langes gerades Schwert, mit großem Korbe, blitzte an seiner linken Seite. An der rechten trug er einen Dolch. Die bekannte schottische Mütze mit einer schwarzen Feder bedeckte sein Lockenhaupt.

Der Mann stand einen Augenblick sprachlos vor dem Laird, dann sagte er:

„Ich habe Euch vieles Leid angethan, Vater, aber vergeßt es in dem Augenblicke des Wiedersehens und wo die Verfolger wie Hatzhunde auf meiner Spur sind."

„Komm! — Komm hinauf!" erwiderte der Laird, die Hand des Sohnes ergreifend, den er als kaum erblühenden Jüngling zum letzten Male gesehen, und der nun als gereifter Mann, welcher beinahe die Mitte des Lebens erricht hatte, vor ihm stand.

„Ist jemand Fremdes bei Euch in dem Thurme?" fragte der Sohn mit scharfem Tone.

„Niemand als zwei Personen, die Du vielleicht nicht wieder erkennen wirst!" sagte der Laird, und wollte vorangehen; aber der Sohn eilte rasch vor ihm vorbei und die Treppe hinauf. Man sah, daß er noch ganz bekannt mit der Gelegenheit des Ortes war.

„Ha, das ist Effie!" rief er beim Eintreten, indem er auf das Mädchen zuging. „Erkennst Du noch Deinen ehemaligen Spielgefährten?"

„In der That, ich hätte Euch nicht wieder erkannt!" versetzte Euphemie erröthend, indem sie aufstand und ihm die Hand reichte.

„Ich auch nicht, Effie! — Gewiß, hätte ich Allan am dritten Orte gesehen, ich hätte mein eigenes Kind nicht erkannt!“ sagte der Alte, dem das Herz beim lange entbehrten Anblick des Sohnes aufging. „Sein Haar ist viel dunkler geworden, auch sein Blick hat sich geändert.“

„Ja, Zeit und Umstände können einen Menschen wohl verändern!“ fiel Allan ein. „Aber siehe da! Ist das nicht Hannah?“

„Ja wohl! Deine alte Wärterin!“ erwiderte der Laird.

„Allan? Der kleine Allan?“ sprach die Alte, die Augen, welche dadurch einen ganz gespenstigen Blick bekamen, weit aufreissend. „Komm, mein Kind! Komm her zu mir.“

Sie griff mit der Hand um sich her, als ob sie erwartete, einen Knaben von noch zartem Alter zu finden.

„Sie ist ganz kindisch, wie es scheint, und taub und blind dazu!“ versetzte Allan lächelnd.

„Seit jener Zeit, Mutter Hannah,“ schrie er ihr in's Ohr, indem er sich zu ihr hinunter neigte, „bin ich ein paar Fuß größer geworden, und auch ein Bart ist mir gewachsen.“

„Thut nichts, Allan! Ich würde Dich dennoch erkennen!“ sprach kindisch lächelnd die Alte. „Ein paar Jahre auf und ab, darauf kommt es nicht an.“

Sie hatte inzwischen ihre Hand auf sein Haupt gelegt und betastete seine Locken, dann ließ sie solche plötzlich auf seinen Nacken gleiten. Sie schien diesen noch sorgfältiger zu befühlen. Plötzlich, und als ob sie sich auf etwas besinne, zog sie die Hand zurück, und ihre Lippen bewegten sich heftig jedoch lautlos.

„Gott sey gepriesen, daß Du glücklich entkommen bist!“ sagte nach einigen Augenblicken der Laird, nachdem Allan sich niedergelassen und mit sichtlicher Begierde ein Stück Haferbrod und kaltes Fleisch, das Effie herbeigebracht, genossen hatte.

„Nun aber, mein Sohn, wirst Du längere Zeit hier bleiben, und inzwischen werde ich nach London gehen und Himmel und Erde bewegen, um es dahin zu bringen, daß Du in die Amnestie eingeschlossen wirst, welche, wie es heißt, die Regierung jetzt bewilligen wird!“

„Ich glaube nicht, Vater, daß Euch dieß gelingen wird!“ sprach der Sohn in einiger Verlegenheit. „Ich gehöre zu denen, die am meisten compromittirt sind. Ueber kurz oder lang würde man meinen Aufenthalt entdecken, mich vor Gericht stellen, und dieß könnte Euch dann in's Unglück stürzen.“

„Gewiß nicht!“ fiel lebhaft der Laird ein. „Wer sollte es einem Vater verargen, daß er seinem Sohne eine Freistatt gewährte? — Sey dieß aber, wie es sey: dieß soll mich nicht abhalten, Dich zu verbergen.“

„Ich kann dennoch nicht bleiben!“ sprach Allan bestimmt. „Mein Loos hängt zu innig mit dem des Prätendenten, wie Ihr ihn nennt, zusammen, als daß ich mich von ihm trennen sollte. Morgen schon eile ich, ein französisches Schiff zu erreichen, das uns nach Frankreich bringen soll!“

„O mein Gott!“ rief der Vater erschrocken: „So ist der unglückliche Fürst noch auf schottischem Boden?“

„Ich glaube nicht!“ versetzte Allan trocken. „Er wird wohl bereits in St. Germain eingetroffen seyn. Wenigstens hieß es so. Aber außer mir irren noch eine Anzahl seiner Anhänger in den Bergen herum, und wir haben die Ordre, an einem bestimmten Tage an der Küste zusammentreffen, um an Bord des Schiffes zu gehen.“

„O Sohn! Sohn! Trenne Dich doch von dieser unglücklichen Sache. Das Geschick der Stuarts ist für immer entschieden!“ rief der Vater, Allans Hand ergreifend.

„Ich glaube, Ihr habt Recht, wenn Ihr das Loos der Stuarts als für immer dem Unglück verfallen bezeichnet!“ versetzte der Sohn, düster vor sich hinblickend. „Bei alledem gebietet ihnen ihres Hauses Ehre, auszuhalten bis an's Ende. — Was mich anlangt, so könnt Ihr überzeugt seyn, daß Carl Eduard den Namen Allan Cameron nie vergessen wird; auch wäre ich unter keiner Bedingung im Stande, mich von dem Prinzen zu trennen.“

„So bleibe wenigstens noch einige Tage bei uns!“ bat der Vater.

„Der Tag der Einschiffung ist nahe. Ich erreiche die Küste nicht, wenn ich säume!“ erwiderte der Sohn.

„Wäre nicht ein Streifkorps in der Gegend gewesen, — ganz abgesehen, daß ich Euch noch einmal sehen wollte — so würde ich nicht einmal haben bei Euch einkehren dürfen.“

„O, was die Soldaten anlangt, die sich in der Gegend befinden, diese streifen gegen die „Kinder des Nebels“, mit denen sie vor einigen Tagen ein Gefecht hatten!“ versetzte Effie.

„Mag seyn!“ entgegnete Allan. Aber sie haben auch die Proklamation, welche dreißigtausend Pfund auf den Kopf des Prinzen setzt und alle flüchtigen Anhänger desselben zu verhaften befiehlt, überall angeschlagen.“

„Diese Maßregel ist so unglücklich als zwecklos!“ sprach der Laird achselzuckend. „Sie kann der Sache der Regierung nur Schaden thun. Wo gäbe es einen Menschen, der ruchlos genug wäre, dieß Blutgeld verdienen zu wollen!“

„Wenn nun aber,“ sprach Allan lächelnd, „der Prätendent, gedrängt von seinen Verfolgern, bei Euch eine Zuflucht suchte —“

„So würde ich,“ fiel der Laird mit Lebhaftigkeit ein, „ihn bitten, mein Haus sobald als möglich

zu verlassen; aber ausliefern, den Blutpreis verdienen — pfui der Schande!"

„Ich weiß es," sagte Allan mit Wärme, „daß Ihr so und nicht anders handeln würdet, und der Prinz würde nicht zögern, Euch sein Leben anzuvertrauen."

„Da sey Gott vor, daß er es nöthig haben sollte!" erwiderte der Alte. „Es würde mich in einen höchst peinlichen Streit mit meiner Pflicht und den Gefühlen meines Herzens bringen. Ich habe nicht des Vortheils wegen allein, sondern auch aus Ueberzeugung in früheren Jahren mich der Sache des Hauses Hannover angeschlossen. Ich glaube, daß dieses Geschlecht das Glück der vereinigten Reiche Großbrittaniens begründen wird. Alles, was dazu dienen kann, deren Thron zu befestigen, halte ich für meine Pflicht, ohne jedoch deßhalb einen Stein auf Andersgesinnte zu werfen. Wenn ich Dich, mein Sohn, auch tadle und beklage, daß Du Deine Kräfte der Sache des untergegangenen Königsgeschlechts geweiht, so bin ich doch weit entfernt, Dich durch Zureden derselben entfremden zu wollen. Thue, was Du nicht lassen kannst. Ich für meinen Theil aber kann nur wünschen, daß keiner von uns Beiden mit dem, was er für recht erkannt hat, in Konflikt gerathe, oder gezwungen sey, etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung geradezu entgegen stehe. — Doch genug. Du wirst müde seyn. Morgen, ehe Du mein Haus verläffest — und ich selbst werde Dich auf sicherm Pfad bis ausser dem Bereich der Streifwachen bringen — sollst Du uns erzählen, wie Du dem Blutbade von Culloden entkommen."

„Effie!" setzte der Laird, zu dem Mädchen gewendet hinzu: „bereite Deinem Vetter dort in dem Bretterverschlage ein Lager. — Du darfst Dich nicht wundern, Allan, wenn die Alte die ganze Nacht in dem Lehnstuhl beim Feuer sitzen bleiben sollte. Hier ist Tag und Nacht ihr Platz. Sie geht fast nie zu Bette. Es friere sie auf dem Lager, sagt sie immer. Nur hier im Kamine sey es behaglich. So lassen wir sie denn, wie sie Lust hat, die paar Lebenstage ihr Wesen treiben. Sie gehört, taub und blind wie sie ist, ja ohnehin mehr zu den Todten, als zu den Lebenden."

Nur noch wenig wurde gesprochen. Allan war, dem Anschein nach, wirklich äußerst ermüdet. Der Laird und Effie entfernten sich deßhalb nach Verlauf von etwa einer Stunde, und der junge Mann begab sich, ohne sich weiter um die Alte zu bekümmern, die wie ein Steinbild am Kamine saß und sich nur dann und wann bewegte, um ein Holzscheit in's Feuer zu werfen, nach seinem Lager. Dieß war in einem Bretterverschlage in einem Winkel des Gemaches bereitet. Reinliche wollene und leinene Decken, so wie ein einziges Kopfkissen bildeten dasselbe. Da die Bretterwand, die es von dem Raume des Zimmers trennte, nicht eben besonders dicht gefügt war, so konnte man durch die Ritzen derselben so ziemlich bemerken, was in dem ganzen Gemache vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Friedrich Händel.

(Schluß.)

Vom Jahre 1720 an nahm Händel seinen bleibenden Aufenthalt in London: er brachte die Musik daselbst zu nie geahnter Vollkommenheit und wurde der Begründer einer neuen lebenskräftigen Epoche derselben bei den Engländern. Es gereicht der englischen Nation, die so sehr die Verdienste ihrer großen Männer zu schätzen weiß, zu beständigem Verdruß, daß der Mann, dem sie bis zu dieser Stunde warme Liebe und begeisterte Verehrung bewahrt hat, nicht auch in ihrem Lande geboren wurde. Während fünfundzwanzig Jahren widmete Händel fast seine ganze Kraft der Oper, für die er zweiundvierzig große Werke schuf; die letzte Oper war Deidamia 1740. Daneben componirte er noch zahllose Instrumentalwerke Cantaten, das Utrechter und das Dettinger Tedeum, Serenaden, Psalmen, und dergleichen. Neun Jahre hindurch stund der Meister an der Spitze einer vom König und dem Adel gegründeten und unterstützten italienischen Bühne, die königliche Akademie genannt: diese Stellung wurde für ihn zur Quelle unsäglicher Kämpfe und Widerwärtigkeiten. Durch Intriguen der Vornehmen und der eigensinnigen und rebellischen Opernmitglieder genöthigt auf die Leitung des Haymarket-Theaters zu verzichten, warb er selbst eine italienische Operngesellschaft und setzte mit den größten Geldopfern den Kampf gegen seine mächtigen Feinde noch eine Reihe von Jahren fort, bis er endlich 1737 der Bühne den Rücken kehrte. Um genauere Einsicht von den Kämpfen, Siegen und endlichem Resigniren des Meisters zu erhalten, ist es nöthig diejenigen kennen zu lernen, welche die Ursache dieser Kämpfe waren. Im Auftrag der königlichen Akademie nämlich war Händel zur Anwerbung eines guten Personals auf Reisen gegangen. In Dresden gewann er den berühmten Castraten Senesino und die Duristanti: mit ihnen kehrte er zurück um mit seinen alten Berliner Bekannten dem Bononcini und Attilo, seinen angesehensten Nebenbuhlern, die gleichsam im Besitz des Rechtes waren für London Opern zu schreiben, den Kampf zu beginnen. Händel besiegte sie vollständig in der Oper Mucius Scävola, die am 23. März 1721 zur Ausführung kam, und zu der die genannten die beiden ersten Acte, unser Meister aber den dritten zu schreiben hatte. Händel beherrschte nun die Bühne bis zum Jahre 1729 unumschränkt, allein dieses Jahr sollte, wenn auch seine dramatische Thätigkeit nicht aufheben, doch für sein Schicksal verhängnißvoll werden. Er gerieth in Streit mit dem Sänger Senesino, den er von Dresden hergerufen, den sein Geist emporgehoben, den nur die Verbindung und dann der Streit mit Händeln noch nennen läßt; zu ihm hielten die Faustina und die Cuzzoni, die schön wie ein Engel und launisch wie ein Teufel gewesen seyn soll. Sie fingen an ihre Wichtigkeit zu fühlen, sich mit dem öffentlichen Beifall aufzublasen nud dem Componisten zu widerstreben. Die Cuzzoni war es, welche eine ihrer Arien nicht singen wollte, bis sie der gewaltige, auch körperlich kolossale und löwenmuthige Mann um den Leib faßte, zu einem Fenster des sechsten Stockwerks frei hinaushob und sie hinunterzuwerfen schwur, wenn sie nicht gehorchte. Da sang sie, aber Frieden gab es nicht. Händel verlangte nun Senesinos Entlassung: der Adel erklärte sich für den Castraten. Händel konnte nicht

nachgeben und so hatte die königliche Akademie ein Ende. Der Meister eilte nun selbst nach Italien um neue Sänger zu werben; während dieser Zeit aber hatte der Adel eine neue Oper in Lincolns-Inn-Fields gegründet, Porpora als Componisten und den berühmten Farinelli (Carlo Broschi) als Sänger gewonnen; diesen gesellte sich später noch der berühmte und beliebte Operncomponist A. Hasse, von den Italienern ebenfalls il caro Sassone genannt. Vier Jahre behauptete Händel seinen Platz ihnen gegenüber ohne gebührenden und würdigen Beifall; endlich unterlag er und sein Vermögen den Neuangekommenen und den reichen Mitteln des subscribirenten Adels. Er fiel vor Schwächeren, ja vor unwürdigen Nebenbuhlern, und dennoch muß sein Fall als gerechtes und nothwendiges Geschick anerkannt werden; denn er hatte vor seinen Gegnern nur die persönliche Kraft des Talents voraus, keine höhere Idee lebte in ihm von der Oper als in ihnen; auch für ihn war Virtuosität des Sängers Hauptsache und seine Opern sind, wie alle gleichzeitigen, eine Kette von Recitativen und Arien, denen sich selten Ensemblestücke oder Chöre zugesellen; allerdings erhebt er sich auch so hoch und glänzend über seine Zeitgenossen und Rivalen. Händel zerfiel mit seinem eigenen, obwohl unbewußten Prinzipe, als er die Sänger entbehren zu können meinte. Das Musikdrama sollte nicht von ihm, sondern erst 34 Jahre nach seiner letzten Oper durch Gluck in Frankreich seiner Höhe entgegengeführt werden. Vergebens war es daher, daß um 1737 die Unternehmungen seiner Gegner von selbst verkümmerten und die Quellen der Erfindung und Theilnahme ihnen zu versiegen drohten; vergebens, daß auf Anlaß des Lord Midleser für ihn sich günstige Aussichten öffneten, wofern er nur es über sich hätte gewinnen können, seinen Beleidigern ein gutes Wort zu geben; nicht an dieser Unbeugsamkeit, die seiner ganz angemessen war, sondern an der Sache selbst lag ihre Unhaltbarkeit. Händel also verließ die Bühne für immer und wandte sich der Bahn zu, die ihm die höchste Palme bieten sollte: dem Oratorium. In Italien vertraten die Oratorien während der Fastenzeit, wo keine Opern gegeben werden durften, die Stelle der letztern; auch in Frankreich war bereits ein Anfang damit gemacht worden; auch Händel hatte schon mehrere derartige Werke geschrieben und ließ nun vom Jahre 1733 an, eine Reihe von großartigen und herrlichen Werken folgen, die die Bewunderung der Zeitgenossen und das Staunen der Nachwelt hervorrufen mußten; im Ganzen schrieb er bis 1751, wo sein letztes derartiges Werk Jephta geschaffen, wurde 26 Oratorien, unter denen der Messias 1741 das herrlichste ist, dem aber würdig zu Seite stehen: Judas Maccabäus 1746, das Alexanderfest 1736, Simson 1742, Israel in Egypten 1738 und andere. Das erste Oratorium Athalia wurde 1733 in Oxford bei Gelegenheit einer feierlichen Promotion aufgeführt; zwischen den Abtheilungen trug er Orgelconcerte vor, oder improvisirte auch auf der Orgel und begleitete mit ihr in einer freien und reichen, seinen Zeitgenossen unerhörten Weise, den Gesang. Keineswegs aber waren die Erfolge den Leistungen und dem Händelschen Namen entsprechend; oft fehlte es an Zuhörern. Als im Jahre 1741 (12 April) der Messias zur Oeffentlichkeit kam, fand er in den Nebeln der vorurtheilsvollen partheisüchtigen Hauptstadt so wenig Anklang, daß bei der zweiten Aufführung das Haus leer blieb. Der König und Lord Chesterfield sollen die einzigen Zuhörer gewesen sein, „desto besser wirds schallen!" rief Händel frohgemuth. Allein seine Casse war erschöpft. Nun wandte er sich nach dem grünen, fröhlichen Irland. In Dublin wurde der Messias zum Besten der Gefangenen wiederholt und mit Bewunderung und Liebe aufgenommen. Ueber acht Monate weilte er in Irland und sein Glück blieb ihm von da an treu, folgte ihm auch nach London zurück, wo nun der Messias ebenfalls die unbegränzteste Theilnahme fand und alljährlich zum Besten des Findlingshospitals aufgeführt wurde. Mit ununterbrochenem Beifall und einem Ruhme, der keinen Nebenbuhler, ja selbst keinen Nachfolger zuließ, setzte er die Aufführungen seiner Oratorien bis zu seinem Tode fort; sein letztes Concert gab er am 6. April 1759; am 14 April starb er am Schlagfluß. Er ruht in Westminster unter den Großen der Nation; seine Stätte ist mit einem prachtvollen Marmordenkmal bezeichnet. Rührend ist es, daß auch er, wie sein großer Zeitgenosse Bach das Augenlicht verlor; 1751 raubte es ihm, trotz wiederholter, schmerzhafter Operationen der Staar. Jephta ist seinem Gehülfen Smith in die Feder dictirt. Den ersten Stoß aber hatte seine eisenfeste Gesundheit um 1735 erlitten, als er sein unglückliches Opernunternehmen scheitern sah. Der Schlagfluß traf seinen rechten Arm, ja er soll sogar zu gewissen Stunden von Sinnen gewesen seyn und nur durch eine heroische Badekur zu Aachen vermochte er sich wieder herzustellen; seit 1743 scheint er in Folge großer Anstrengungen und Aufregungen vielfach gichterisch gelitten zu haben; nur seine Geisteskraft und gigantische Energie blieben sich gleich. Groß und stark, in Wort und Direktion zufahrend, rauh, entscheidend war seine Stimme, und wenn er am Schluße der Arien Chorus rief, wahrhaft fürchterlich. Keine Rücksicht galt ihm, wenn er dirigirte; der Prinz und die Prinzessin von Wallis haben ihn öfters böse werden sehen und schelten hören, wenn sie zu spät zur Probe kamen; plauderten aber die Hofdamen, dann fluchte er gewaltig und rief die Plaudernden bei Namen. Dann wandte sich die Prinzessin und sagte: „still doch, Händel ist böse." So war das Leben dieses großen Mannes reich und gewaltig, von geringem Anfange zu glanzreichen Jugenderfolgen, von bitterm Unterliegen zu würdigem Vollbringen wogend, überall thatenreich in großartigen Verhältnissen. Ein solches war ihm nothwendig, und deshalb England die rechte, ja einzig mögliche Stätte für sein Walten; er mußte frei, reich, glänzend, gebietend dastehen, vornehm unter den Vornehmsten. Das konnte er nur in England. Als die Castraten ihm den Adel abwendig machten, stand er allein gegen den ganzen Adel. Als die Oper nicht mehr zu halten war, wandte er sich an das freisinnige, protestantische Volk; als die Hauptstadt ihn nicht verstand, zog er mit seinem Messias zu dem unbefangenen natürlichen Volke Irlands. Da siegte er und bahnte sich einen Weg auf zu den Höchsten des brittischen Volkes; das freie Volk hat ihn emporgetragen und der Hof rechnete es sich zu Glück und Ehre, ihn wieder zu besitzen." (Marx).

Lauträthsel.

Mein A kann Leib und Seel' erquicken;
Mein E gibt sich im Leben kund;
Mein O kann manchen Kopf verrücken;
Mein I und E macht Herzen wund.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 30. den 13. April 1859.

Die Kinder des Nebels.

(Fortsetzung.)

Der junge Schotte war von den Anstrengungen des Tages so ermüdet, daß er nach wenigen Minuten in einen festen Schlaf verfiel. Er hatte sich nur so viel Zeit genommen, Schwert und Dolch abzulegen. Beides lag auf dem Stuhl, auf welchem er gesessen hatte, dicht zur Seite des Kamins. Es mochte etwa Mitternacht seyn, als er ein unbedeutendes Gepolter vernahm und deßhalb die Augen aufschlug. Er sah, daß die alte Hannah von ihrem Sitze aufgestanden war, sich niederbeugte und etwas auf der Erde zu suchen schien. Schon wollte er die Augen wieder schließen und, um wieder einzuschlafen, sich nach der Wand wenden, indem er meinte, daß der Alten ein Holzscheit entfallen sey, das sie wieder aufzuheben im Begriffe stehe, als er bemerkte, daß sie keineswegs ein Stück Holz, sondern seinen Dolch in der Hand habe und ihn eben aus der Scheide zöge. Er war neugierig zu sehen, was sie mit der Waffe beginnen würde.

Einige Zeit hatte sie still dagesessen. Starr blickte sie mit den glanzlosen Todtenaugen vor sich hin. Ihre Lippen bewegten sich lautlos. Wie mechanisch fuhr sie mit der knöchernen Hand einigemale über die Stirn; es war, als ob sie sich auf etwas zu besinnen trachtete, das ihrem Gedächtnisse immer wieder zu entschwinden drohte. Der junge Mann ward immer neugieriger. Jetzt auf einmal schien sie zu einem Entschlusse zu kommen. Sie zog den Dolch aus der Scheide und prüfte sorgfältig Schneide und Spitze. Langsam erhob sie sich sodann und ging leise und auf den Zehen nach dem Bretterverschlage zu, in welchem der junge Mann sein Lager hatte.

Dieß Benehmen der Alten schien ihm indeß jetzt sonderbarer Art. Blind, taub und kindisch, jedenfalls nicht zurechnungsfähig, konnte sie irgend ein Unheil anrichten. Sie konnte völlig verrückt geworden seyn. Es war vielleicht nöthig, ihrer selbst willen, sie an Ausführung eines wahnsinnigen Vorhabens zu hindern. Allan erhob sich deßhalb rasch, brachte die Decke des Lagers in den vorigen Zustand und trat in die dunkelste Ecke des Verschlages. Er beobachtete das Benehmen der Alten mit besonderer Neugier und ohne alle Furcht. Sie war ja so gebrechlich und schwach, daß er sie mit einer Handbewegung hätte zu Boden schleudern können.

Wie sie in die Nähe der Thüre des Verschlages kam, hielt sie nochmals inne. Sie schien mit sich selbst zu sprechen; „Es muß so seyn! Er ist es nicht!“ hörte er sie sagen. Jetzt trat sie in die Thüre des Verschlages. Leise näherte sie sich dem Lager und stieß plötzlich zweimal mit dem Dolche in die Decken.

„Was ist das? — Was habt Ihr vor?“ rief der junge Mann jetzt vorspringend, indem er mit einer Hand der Alten den Dolch entriß und mit der andern sie am Arme packte.

Hannah stieß sogleich ein gellendes Geschrei aus, in welches der alte Fanghund, der aufmerksam geworden war, mit lautem Gebell einstimmte.

„Hülfe! Zu Hülfe!“ schrie sie fortwährend. „Die Kinder des Nebels sind im Hause.“

Obgleich sie der junge Mann sogleich losließ, blieb sie doch in einem Schreien und der Hund setzte sein Gebell fort. Nun ward es auch in dem obern Stockwerk lebendig und der Laird kam mit blankem Schwert, Effie mit brennendem Licht die Treppe herab.

„Die Alte ist toll, sie ist vollkommen rasend geworden!“ rief ihnen der junge Mann entgegen. Sie kam mit meinem Dolche in den Verschlag, und hätte ich es nicht bemerkt, so würde sie mich getödtet haben, wie ihr an den Decken bemerken könnt.“

„Um Gott, Hannah! Was ist Euch? Besinnt Euch doch!“ sprach das Mädchen.

„Ist denn der Satan in dich gefahren?“ rief der Laird, indem er die noch fortwährend Schreiende am Arme schüttelte. „Hast du wirklich meinen Sohn ermorden wollen?“

„Nicht euer Sohn! Nicht Allan! — Ein Mac Gregor, ein Kind des Nebels!“ entgegnete diese.

„Sie ist toll! Sie ist richtig toll!“ rief Cameron. „Ihr alter Kopf ist stets mit dem Gedanken an die Mac Gregors angefüllt, und da glaubt sie denn in jedem unbekannten Gesicht einen zu erblicken.

„O“, rief die Alte höhnisch, „ich sehe besser mit meinen blinden Augen, als Ihr und Effie mit den gesunden! Ich brauche diesen Menschen gar nicht zu

sehen, um zu wissen, daß er nicht Euer Sohn, daß er ein Betrüger ist."

„Höre nicht auf sie, Allan! sie ist verrückt!" rief der Laird.

„Ich sage Euch, er ist nicht Euer Sohn! rief Hannah hartnäckig. „Behauptet er aber noch, es zu seyn, so soll er Euch die Narbe auf seinem Schädel zeigen, die er davon trug, da er als Knabe von dem Felsen herabgefallen war, oder das hervortretende Mal in seinem Nacken."

Mit einem Gemisch von Staunen und Ueberraschung bemerkte in diesem Augenblicke der Laird, daß eine auffallende Bestürzung in Allans Mienen sichtbar wurde.

„Zeige ihr doch die Narbe und das Mal, Allan!" sprach er: aber die Stimme schien ihm zu versagen, als jener schwieg.

Die Bestürzung des jungen Mannes dauerte indeß nur wenige Augenblicke. Hoch richtete er sich auf. „Sir Evan Cameron," sagte er mit einem Ausdruck von Würde: „die Alte hat Recht. Ich bin nicht Euer Sohn, aber ich habe nur auf den Rath und die dringenden Bitten desselben mich entschlossen, dessen Rolle zu spielen. Nun ich Eure Gesinnungen kenne, ist es gänzlich überflüssig, Euch meinen Namen zu verschweigen. Ich bin Karl Eduard Stuart, der Sohn Jakobs des Dritten."

„O mein Gott!" rief der Laird entsetzt. „Ist es möglich? Eure königliche Hoheit —"

„Seit Monaten," fuhr Jener fort, „irre ich, wie ein Verbrecher, von Wald zu Wald, von Höhle zu Höhle. In wenigen Tagen hoffe ich mit einigen Getreuen in Lochnarach mich einschiffen zu können. Mein letzter Aufenthalt, drei Stunden von hier, war ausgespäht worden. Kaum hatte ich Zeit zu entfliehen. Da besann ich mich, daß am Abend nach dem Unglückstage von Culloden, als ich Euern schwerverwundeten Sohn, der mir bis zu diesem Augenblicke treu gedient, zum letzten Male sprach, mir dieser zuredete, bei Euch meine Zuflucht zu suchen. Ich widersprach, da Ihr ein Anhänger der Regierung, und ich Euch nicht mit den übernommenen Pflichten in Zwiespalt bringen wollte. Er bestand dennoch darauf. Er sagte, Ihr seyet ein Ehrenmann, der nicht daran denken würde mich auszuliefern. Endlich kamen wir überein, daß es nur im äußersten Nothfalle geschehen und ich mich — um Eurer Hausgenossen willen, weil diese dann keinen Verdacht schöpfen würden — für Euern Sohn ausgeben solle. Hättet Ihr meinem Vorgeben nicht Glauben geschenkt, so hätte ich mich Euch sogleich entdeckt.

„Und mein Sohn, mein Allan, wo ist er?" fragte mit zitternder Stimme der Laird.

„Er focht aufs Tapferste an meiner Seite!" erwiderte der Prinz. Als er einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte, ließ ich ihn auf eines meiner Pferde heben und zu einem Landmanne bringen, der, wie ich wußte, mir auf's Aeußerste ergeben war. Eine Stunde nach der Schlacht und als der Rückzug bereits begann, besuchte ich ihn. Ich traf ihn gefaßt. Mein Arzt, der bei ihm war, erklärte die Wunde für gefährlich, doch sey Rettung möglich. Ich empfahl nun Allan Cameron seinem Wirthe auf's Beste und ließ eine Geldsumme für ihn zurück. Seit dieser Zeit habe ich nichts weiter von ihm gehört. In die Hände der Regierung kann er jedoch nicht gefallen seyn, da er nicht auf der Liste der Verhafteten steht. Jedenfalls hoffe ich ihn gerettet, vielleicht schon in Frankreich zu treffen.

Der Laird war erstaunt, ja erschüttert von dem, was er hörte. So war es denn wieder in Zweifel gestellt, ob sein Sohn lebe oder ob er einen schmerzvollen Tod gefunden habe. Ueberdies befand sich der Prätendent in seinem Hause, und eine ungeheure Verantwortung lastete auf ihm, wenn dieser Umstand entdeckt wurde. Vielleicht drückten die Züge des Lairds diese Besorgniß aus, denn der Prinz äußerte, daß er keinen Augenblick länger in dem Thurme verweilen, sondern, nachdem er sich mit etwas Speise und Trank gestärkt, seine Wanderung nun wieder ohne Verzug antreten wolle. Er bat den Laird wegen der Täuschung, die er sich nur darum erlaubt, weil er eine Patrouille am Seeufer erblickt und in deren Hände zu fallen gefürchtet, um Verzeihung; auch sey er so hungrig und ermüdet gewesen, daß er kaum mehr von der Stelle gekonnt habe. Die Art und Weise, in den Thurm zu gelangen, setzte er hinzu, habe ihm Allan darum mitgetheilt, damit er besser die Rolle des Letztern in den Augen der Hausgenossen darstellen könne.

Dem Laird war es eben nicht unlieb, daß der Prätendent nicht länger verweilen wollte; doch war er ritterlich genug gesinnt, um diesem anzubieten, ihn die gefährliche Strecke weit zu begleiten. Der Prinz schlug dieß indeß sogleich aus. Nur aus Noth und auf Allans ausdrücklichen Wunsch habe er sich erlaubt, was er gethan. Möge die Gefahr, die ihm drohe, noch so groß seyn, nie würde er in eine Begleitung von Seiten des Wirthes willigen, da diese Letztern in's Verderben stürzen könne. Bis jetzt könne man im schlimmsten Falle dem Laird nichts vorwerfen, als daß er ihn nicht ausgeliefert habe; eine Begleitung würde aber, im Falle der Entdeckung, für Hochverrath angesehen werden.

Bis dahin hatte Effie geschwiegen. Ihr schönes Auge haftete mit größter Theilnahme auf dem unglücklichen Fürsten.

„Ich glaube," sagte sie lebhaft, „Euer Gnaden haben Recht, die Begleitung meines Oheims nicht anzunehmen, aber allein könntet Ihr leicht in die Hände der Soldaten fallen. Die Landstraße dürft Ihr durchaus nicht einschlagen, bis Ihr aus dem Bereich seyd; die Waldpfade aber sind Euch unbekannt. Ich bitte deßhalb, daß Euer Gnaden mich

zum Wegweiser annehmen und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich Euch sechs englische Meilen weit sicher hinbringe, und wenn es in den Bergen so viel Soldaten gäbe, als Blätter auf den Bäumen."

Der Prinz sah das Mädchen, dessen schönes Gesicht durch die Lebhaftigkeit, mit der sie sprach, bis an die Stirn erglühte, mit wehmüthig freundlichen Blicke an.

„Ich nehme Eure Begleitung an!" sagte er, indem er ihr die Hand drückte. „Ich nehme sie an als einen Trost von oben, denn es wird mir zu Muthe seyn, als ob ein Engel an meiner Seite ginge."

Nur kurze Zeit verweilte der Prinz. Die Schatten der Nacht lagerten noch auf dem See, als die beiden Wanderer bereits an dessen Ufer hinschritten, und bald darauf einen Gebirgspfad einbogen, der durch eine so unwegsame und einsame Gegend führte, daß sich der Prinz überzeugte, wie er bald aus dem Bereiche seiner Verfolger seyn werde.

Ehe der Abend anbrach, war Effie wieder in dem Thurme. Sie brachte dem Laird noch viele Grüße von dem Prinzen, und setzte hinzu, wie, als sie von ihm Abschied genommen, er ihr gesagt, daß, wenn er ihr oder dem Laird je nützlich werden könne, sie sich an ihn wenden möchten. Nie werde er die Dienste, die ihm von Beiden geleistet worden, vergessen.

Der Laird war ungemein froh, einer Verlegenheit entrissen zu seyn, die jedenfalls mit großer Verantwortung für ihn verbunden war; nur schmerzte es ihn, über Allans Existenz nun wieder in voller Ungewißheit zu schweben. Noch an demselben Tage sollte ihm indeß eine Nachricht zugekommen, die hierauf Beziehung hatte.

Er war nämlich auf's Aeusserste überrascht, als er einen Brief mit dem Siegel des Lord-Provost von Perth und der Adresse: „An Evan Cameron, Esquire, auf und zu Lomond-Castle", erhielt.

„Demnach", hieß es in dem Schreiben, „vor wenig Tagen ist ein Mann, von verdächtigem Aeussern und wohlbewaffnet, in die Hände der Truppen S. Majestät gefallen, es aber zu vermuthen, daß dieser Mann zu der Bande der Hochlandsräuber, alias, die Kinder des Nebels" geheißen, gehören möge, so ist derselbe einem strengen Verhör unterworfen worden. Der Fremde behauptet indeß hartnäckig, nichts mit jenen Uebelthätern zu schaffen gehabt zu haben. Er sey, sagt er, ein harmloser Reisender und heiße Allan Cameron, Sohn des Evan Cameron, Esquire, der „Laird von Lomond-Castle" genannt. Dieser Behauptung widerspricht aber die Aussage mehrerer glaubwürdigen Leute, die ihn unter der Bande Mac Gregors erblickt haben wollen, so wie einiger Soldaten, die in dem Fremden einen der Häuptlinge der Gebirgsräuber zu erkennen glauben, endlich auch die Narbe einer kaum geheilten Wunde in der linken Seite. Aus den angeführten Umständen geht die Nothwendigkeit hervor, Euch gerichtlich zu vernehmen, ob der Gefangene wirklich Euer Sohn sey, und ich, der Unterzeichnete Lord-Provost, lade Euch damit ein, am 24. dieses Monats vor den eröffneten Assisen zu erscheinen, den Gefangenen zu rekognosziren und Eure Erklärung abzugeben."

Der Laird erbleichte, als er das Schreiben gelesen hatte. So lebte denn sein Sohn, aber die Nachricht von dessen Leben erschütterte ihn mehr, als es die Nachricht von seinem Tode gethan haben würde. Es schien ihm jetzt nur allzugewiß, daß Allan, nachdem er von seiner Wunde genesen und Nachricht von der bevorstehenden Ankunft eines französischen Schiffes erhalten, sich auf den Weg gemacht habe, um an den Einschiffungspunkt zu gelangen, bei diesem Bestreben aber in die Hände der Soldaten gefallen sey, die ihn für einen der Räuber gehalten hatten. War es nun auch möglich, nachzuweisen, daß man sich in letzterer Hinsicht geirrt, so stand doch mit Grund zu vermuthen, daß, wenn er sich von dem Verdacht der Theilnahme an Räubereien gereinigt hatte, man den Hochverrathsprozeß gegen ihn beginnen werde. Jedenfalls war der Laird entschlossen, sich sogleich nach Perth zu begeben und dort Alles Mögliche für Allans Befreiung zu thun. Effie drang, als er diesen Entschluß aussprach, sogleich in den Oheim, sie mitzunehmen. Sie habe, sagte sie, Allan ja an eben demselben Tage, wie der Laird, zum letzten Male gesehen; seine Gestalt stehe ihr noch auf das Lebendigste vor der Seele; sie könne und wolle sich also zur Zeugin erbeten und man würde unstreitig auch darauf einiges Gewicht legen. — Es wurden nun Anstalten getroffen, daß die alte Hannah inzwischen durch eine angenommene Magd Dienstleistungen und Verpflegung erhielt, und als der bestimmte Tag näher kam, befanden sich der Laird und Effie bereits auf dem Wege nach Perth. Erst als sie einige Meilen entfernt waren, bemerkten sie, daß auch der alte Fanghund, nachdem er sie zu Hause wahrscheinlich vermißt hatte, nachgelaufen war. —

Es war einige Tage nach ihrer Ankunft in Perth, als die Assisen eröffnet wurden. Eine große Volksmenge war aus der ganzen Umgegend nach Perth geströmt, indem der Fall, welcher verhandelt werden sollte, nicht nur die größte Aufmerksamkeit erregt, sondern auch in den Gemüthern der Bevölkerung von halb Schottland eine besondere Theilnahme gefunden hatte. Der Grund war folgender.

Das Land hatte sich beim Erscheinen des Prätendenten im Jahre 1715 in zwei Parteien getheilt. Beinahe das ganze Hochland war für Jakob den Dritten, die Distrikte an der Grenze hatten sich für die Sache der Regierung erklärt. Als der Aufstand damals unterdrückt, der Clan Mac Gregor aufgelöst und unter andere Stämme vertheilt worden war, hatte sich, wie bereits bemerkt, eine große Anzahl

Individuen dieses Clans in die unzugänglichsten Gebirgsgegenden zurückzogen, und trieben hier eine Art Freibeuterleben. Weit entfernt, sich für Räuber zu halten oder von den Anhängern des Prätendenten dafür angesehen zu werden, wurden sie doch von der Regierung und Allen, die sich dem Hause Hannover ergeben bezeigt, als solche erklärt. Letztere hatten in so weit guten Grund dazu, als sie von den Geächteten auf alle Weise an ihrem Eigenthum beschädigt wurden. Es schien bei dem Mac Grregors ein stehendes Prinzip zu seyn, nie einem Jakobiten das Geringste zu rauben, dagegen alle die als ihre Feinde anzusehen, die es bei dem Aufstande mit der Regierung gehalten hatten. Dies war auch der Grund, weshalb Evan Cameron durch ihre fortwährenden Anfälle fast zum armen Mann gemacht worden war. Der Prozeß selbst aber hatte durch diese Umstände eine eigene Gestaltung gewonnen. Hätte man gegen sie als Rebellen prozediren wollen, so wäre es nicht schwer geworden, sie zu verurtheilen; dann hätte man aber das halbe Land, das ganz wie sie dachte, vor Gericht stellen müssen. Man zog es daher vor, ihnen als Räuber den Prozeß zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Die Memoiren Talleyrand's sollen nach der Verfügung des alten Diplomaten erst dreißig Jahre nach seinem Tode, d. i. 1868, erscheinen. Aber die Erben haben sich bereits mit Buchhändlern in Unterhandlungen eingelassen, und da diese nicht die Katze im Sacke kaufen wollten, mußte man ihnen einige Einsicht gestatten; bei dieser Gelegenheit hat noch mancher Andere einen indiskreten Blick in die Aufzeichnungen gethan, und man weiß nun, daß sie Aufklärungen über Marie Louise enthalten und sehr geheime Geschichten erzählen. Man versichert, daß den Erben nicht nur von Buchhändlern große Summen geboten worden, noch größere Summen versprachen solche, welche am liebsten die ganze Weltgeschichte ankaufen und confisciren möchten. Aber die Erben haben der Verführung widerstanden und wollen den Geist des Erblassers nicht um die Freude bringen, wenigstens Ein Mal im Leben, oder vielmehr nach dem Leben die Wahrheit zu sagen und zum Heile seiner Seele ein gutes Werk zu thun — was er gewiß nothwendig braucht. Louis Philipp besuchte den alten Fuchs während seiner letzten Krankheit. „Wie geht es Ihnen, lieber Talleyrand?" — „Ach, Sire," antwortete Talleyrand, „ich leide Qualen der Hölle!" — „Schon?!" — rief der König erstaunt.

Sitten in der Wüste. Ein Beduine, welcher die fragende Person nicht kennt, wird selten Erkundigungen über seine Familie oder seinen Stamm richtig beantworten. Die Kinder werden frühzeitig abgerichtet, ähnliche Fragen nie zu beantworten, da der Frager ein geheimer Feind und der Rache halber gekommen seyn kann. Unter den Wüstensöhnen selbst gilt es für schimpflich einen Andern nach seinem Namen zu fragen, indeß man voraussetzt, daß der Ursprung eines Mannes aus seinem Dialekt, seinen Manieren, seinen Waffen und seiner Kleidung mit Sicherheit erkannt werden könne. Wenn der Beduine in der Wüste einen Fremden anredet, um eine Frage an ihn zu stellen, so nennt er ihn Oheim, um eine Art von Recht zu seiner Vertraulichkeit anzuzeigen.

Der Dampf als Kindermädchen. Zu welch verschiedenen, mitunter humoristischen Zwecken schon die Dampfkraft benützt wird, möge Folgendes zeigen. In der Wohnung eines Hrn. Fabrikdirektors in F., eines sehr jovialen Mannes, die sich im Fabrikgebäude befindet, gewahrt man im Boudoir eine Wiege, in welcher der kleine Sprößling des genannten Hrn. Direktors eingeschläfert wird. Dieselbe ist in Schwingungen versetzt, das Kind in derselben schläft bereits, aber umsonst sucht man das Kindermädchen, das vielleicht die Funktion des Wiegens verrichtet, denn dies ist ebenfalls die Wirkung der Dampfmaschine, die einen in das Zimmer geleiteten Hebel und durch diesen die Wiege in Bewegung setzt.

Meerschaum. Der ächte Meerschaum ist ein kieselsaure Magnesia enthaltendes Fossil, welches aus dem Orient nach Wien und Leipzig gebracht und in Lemgo, Ruhla, auch in Berlin verarbeitet wird. In der letzten Sitzung der polytechnischen Gesellschaft in Berlin wurden über die Fabrikation der Meerschaumartikel in Ruhla einige Notizen mitgetheilt. Die Abgänge von den größeren Stücken werden gepulvert, geschlämmt, mit Alaunlösung versetzt und noch einmal gebrannt, und liefern den künstlichen Meerschaum. In neuerer Zeit wurde auch eine Verbindung von Wasserglas mit Magnesia zur Herstellung künstlichen Meerschaums empfohlen.

In der Schenke.

Es saßen drei Zecher beim perlenden Wein,
Sie tranken recht wacker im trauten Verein.

Und sie heben die Gläser zum Trinken empor,
Da jubelt' der Erste den Anderen vor:

„Hoch lebe mein Liebchen; ihr denk' ich mit Lust,
Wie so zärtlich die Treue mir lag an der Brust." —

Der Zweite, der fiel in den Jubel sogleich,
Und jauchzte so selig, so wonnereich:

„Hoch lebe mein Weib, das mich liebet so rein,
Und als Gattin mir bleibet mein Edelstein!" —

Der Dritte aber blieb traurig und stumm,
Und senkte sein Glas und wandte sich um:

„Ich kann nicht mehr lieben, es brach mir die Treu'
Die Maid, die ich liebte, und fühlte nicht Reu'."

Julius Nuttor.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 31.** den 17. April 1859.

Deutsche Volks-Hymne.

Mein Volk, Du herrlichstes der Erde,
An hohem Geist, an Kraft und Muth!
Die Eintracht wohn' an Deinem Herde
Bei treuer Bruderliebe Gluth,
So lang der Nordsee Brandung schallet,
Zum Himmel ragt der Alpen Haupt,
Die Donau stolz zum Meere wallet
Der Reben Kranz den Rhein umlaubt!

Des Heiles Stern war aufgegangen
Dem deutschen Volk in trüber Nacht,
Und unsre Freiheitskämpfer rangen
Auf deutschem Sand des Korsen Macht.
Der Greise Blachfeld sah ihn fallen,
Wo sich sein Aar im Blute wand,
Der Dich zerfleischt mit grimmen Krallen,
Dein Herzblut sog, o Vaterland!

Der Stern, der uns zum Heil geleitet,
Hell' strahl' er: Deutschlands Einigkeit!"
Wo der vor unsern Fahnen schreitet,
Sind sie dem Sieg und Ruhm geweiht.
So haltet brüderlich zusammen,
Wann neuer Schlachten-Donner rollt;
In heißer Tage Läut'rungsflammen
Bewährt sich treuen Sinnes Gold!

O Herz Europa's, deutsche Marken!
Auf, folgt der ruhmumglänzten Bahn,
Wo zur Lawine wir erstarken,
Zur Felsenburg im Ocean!
Mein Volk, o herrlichstes der Erde,
Im Frieden einig und im Feld,
Entscheidest Du, die Hand am Schwerte,
Nach freier Wahl das Loos der Welt!

Die Kinder des Nebels.

(Fortsetzung.)

Es war am Tage der Assisen bereits eine große Menge Menschen in dem Sitzungssaale versammelt, als der Laird und Effie eingeführt wurden. Sie wurden nun aufgefordert, den Zeugeneid zu leisten. Als dieß geschehen war, bemerkte der Laird, daß sein Hund ihm in den Sitzungssaal nachgelaufen war, und erhob sich, um ihn aus dem Gemache bringen zu lassen. Der Präsident that indeß sogleich einen Einspruch, indem er sagte, daß er nicht darein willigen könne, daß der Laird sich auch nur einen Augenblick entferne; überhaupt wünsche er, daß der Hund in dem Zimmer bleiben möge.

Die Zeugen, welche gegen den Angeklagten sprechen sollten, waren ziemlich zahlreich; doch befanden sich auch mehrere Entlastungszeugen auf der Bank, wo Effie und der Laird Platz genommen hatten.

Der Gefangene ward nun eingeführt. Er war ein hochgewachsener, stattlicher Mann, in der Mitte der Dreißig. Wenigstens schien er dieses Alter zu haben. Doch konnte er auch jünger seyn, denn Strapatzen, Wind und Wetter hatten sichtlich auf sein Aussehen eingewirkt. Die Züge seines Gesichts waren regelmäßig, die Augen dunkel, seine Haare braun.

Der Laird zitterte unwillkührlich, als der Angeklagte eintrat. Er konnte sich keine Rechnung ablegen, sollte er hoffen oder fürchten, seinen Sohn zu erkennen. Sein Auge haftete lange Zeit auf ihm. Anfangs glaubte er die Züge seines Allan in denen des Fremden ganz entschieden wieder zu finden, bald aber ward er zweifelhaft. War nicht auch das Haar seines Sohnes braun, seine Augen von derselben Farbe gewesen? Waren dieß nicht dieselben regelmäßigen Züge, die hohe Gestalt, die kecke Haltung? Keine unwillkührliche Herzensregung sagte ihm, daß dies sein Sohn sey; aber war dies auch wohl zu erwarten, da Allan sich so trotzig und seit so langer Zeit von ihm fern gehalten, früher aber ihm so viel Kummer verursacht hatte? Er war ganz zweifelhaft, was er denken sollte.

Mit Euphemien war es fast eben so, indem sie die Gestalt und die Züge des vor ihr stehenden Mannes mit denen des Knaben verglich, der in frühe-

ster Jugend ihr Spielgefährte gewesen war. Sie konnte beide Bilder nicht in eine Uebereinstimmung bringen. Was hingegen die Empfindungen anlangte, welche die fremde Erscheinung in ihr hervorbrachte, so waren diese ganz anderer Art. Noch nie hatte sie ein männliches Wesen gesehen, — und außer ihrem Oheim sah sie ohnehin nur selten einen Mann, das sie so angezogen hätte. Die hohe Gestalt, die kecke Haltung, das schöne männliche Gesicht, selbst die Situation, in der sich der Fremde befand — Alles erschien ihr auf's höchste anziehend. Außerdem kam aber noch ein Umstand hinzu, der besonders anregte. So wie der Angeklagte im Saale erschienen war, warf er seine Blicke auf die Bänke der Zeugen. Sein Auge blieb mehrere Momente auf dem Laird, dann aber auf Effie, die an der Seite des letzten saß, haften. Es wich und wankte auch ferner nicht, bis Effie in einer Art von Verlegenheit und Bestürzung den Blick zu Boden schlug.

Ist jener stattliche Fremde Allan Cameron mein Jugendgespiele, oder ist er es nicht? Dies war nun die erste Frage, die Effie an sich that. Hätte er sie minder interessirt, vielleicht hätte sie sich eher diese Frage mit „Nein" beantwortet; so aber war sie fast in dem Falle, die Regung, die sich in ihrem Innern bei seinem Anblicke kund gab, für ein „Ja" zu nehmen. Das endliche Resultat war, daß sie sich gestand, mit Pflicht und Gewissen die Identität desselben weder bejahen noch verneinen zu können.

Der Präsident wendete sich jetzt an den Beklagten. „Allan Cameron, oder Gregor Mac Gregor, auch Gregor Macfarlane, sonst auch Gregor Dhu Mac Gregor genannt, Ihr wisset, daß Ihr wegen gewaltsamen Einbruches, Viehraubes und mehrerer anderer Uebelthaten angeklagt seyd. Ihr werdet nochmals die Anklageakte vorlesen hören."

Letztere war sehr lang. Sie enthielt die Beschuldigung einer Anzahl einzelner Vergehungen, wie die eben bezeichneten. Alle waren gegen die Anhänger der Regierung, namentlich die Mitglieder der Stämme, welche diese unterstützt hatten, gerichtet gewesen.

Der Angeklagte hörte die Vorlesung mit großer Ruhe an. Mit freiem, fast stolzem Blicke sah er dabei im Saale umher und erwiderte endlich, als ihn der Präsident nochmals fragte: ob er sich dieser Verbrecher schuldig bekenne oder nicht? mit starker Stimme: „Nicht schuldig!"

Die Zeugen wurden jetzt einer nach dem andern aufgerufen.

„Walter Maccombich," sprach der Präsident zu einem derselben, einem spindeldürren Manne, „bleibt Ihr bei Eurer Aussage, daß Ihr in diesem Manne den nämlichen erkennet, der mit mehreren Genossen Euch in der Nacht vom zwölften August überfallen und gezwungen hat, ihnen eine Kuh auszuliefern?

„Darauf will ich leben und sterben, Euer Ehren;" rief lebhaft der Gefragte. „Ach, und was für eine allerliebste Kuh war das! Ich sage Euch, Euer Ehren, es gibt keine zweite dieser Art, so weit man von Ben Nevis das Land überblicken kann. — Ich stellte dies auch dem Manne vor und sagte ihm: es sey jammerschade, sie zu schlachten — sie war nämlich etwas mager —; aber dies rührte ihn keineswegs, vielmehr ließ er nur allerhand Sticheleien hören, indem er sagte: ich selber sey noch magerer, und ich verdiene mit der Kuh zugleich todtgeschlagen zu werden, weil ich für die Regierungstruppen spionirt hätte — was aber nicht wahr ist."

Allan Cameron blickte mit einer verächtlichen Miene auf den Sprechenden und erwiderte kein Wort.

„Bleibt Ihr, Bennet Campbell, bei der Aussage, diesen Mann unter denen gesehen zu haben, die Euch auf der Reise nach Perth feindlich angefallen und gezwungen haben, ihnen Euer Geld zu überliefern? fragte der Präsident einen Andern.

„Ich bleibe dabei," entgegnete Jener; „doch war er damals in anderer Kleidung."

„Ihr lügt!" unterbrach ihn der Angeklagte heftig. „Ich habe seit einem halben Jahre keine andere Kleidung als diese getragen." Man sah deutlich, daß diese Worte des Sprechenden tiefste Ueberzeugung enthielten.

„Ich sage Euch," wandte sich Allan an die Geschwornen, „dieser Mann irrt sich. Er hat mich nie gesehen, und ich habe ihn niemals berauben helfen."

Die Geschworenen zischelten leise mit einander, und es schien, als ob einige der Meinung wären, der Zeuge möge sich wohl getäuscht haben.

Mehrere wurden noch abgehört. Alle behaupteten mit mehr oder minderer Wahrscheinlichkeit, von Allan Cameron beraubt worden zu seyn.

„Wohlan," sprach endlich der Präsident zu ihm, „Ihr habt nun gehört, was für und wider Euch ausgesagt worden ist. Wißt Ihr irgend sonst Jemand zu nennen, der über die Identität Eurer Person genügendere Auskunft ertheilen könnte?"

„Allerdings, Sir," versetzte Allan kalt, „und ich danke Euch, daß Ihr die Personen, die dies zu thun im Stande sind, bereits zur Stelle habt kommen lassen. — Mein Vater, Evan Cameron" — er zeigte auf den Laird — „und meine Verwandte, Euphemie" — er blickte auf das Mädchen — „sind dieß am besten zu thun im Stande, obwohl beide mich seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen haben.

Der Eindruck dieser Erklärung durchzuckte wie ein Blitz die Versammlung. Die größte Wirkung hatte sie auf den Laird und auf Effie. Beide fühlten sich in der Tiefe der Seele davon erschüttert. Wie hätte der Fremde mit solcher Bestimmtheit erklären können, daß er Allan Cameron sey, wo er jeden Augenblick durch eine Frage ihrerseits entlarvt

werden, ja überhaupt zum Voraus eine Nichtanerkennung vermuthen konnte? Wie konnte er überhaupt wissen, wen er vor sich sehe, falls er nicht der war, für den er sich ausgab? — Der Laird kämpfte einen furchtbaren Seelenkampf. Er hatte durchaus keine Gewißheit, daß der Angeklagte sein Sohn sey; er erinnerte sich auch, daß die alte Hannah bei dem Vorfall mit dem Prinzen von einem Maale im Nakken und einer Narbe auf dem Schädel gesprochen hatte, er selbst aber wußte aus der frühern Zeit her davon so gut als gar nichts; sollte er jetzt von den hingeworfenen Worten einer fast blödsinnigen alten Frau das Geschick, vielleicht das Leben seines Sohnes abhängig machen? — Der Präsident unterbrach diese Betrachtungen.

„Erkennet Ihr, Sir, in diesem Manne Euern Sohn, und was sagt Ihr sonst, um die Identität zu erweisen, wenn dies der Fall ist?"

„Ich glaube, Sir," erwiderte der Laird mit zitterndem Tone, „daß der Angeklagte mein Sohn ist; aber ich habe ihn so viele Jahre nicht gesehen, daß ich ihm selbst es überlassen muß, den Beweis zu führen."

„Und Ihr, Euphemie Cameron," sprach der Präsident, „erkennt Ihr in ihm jenen Allan Cameron, Euern Vetter und Jugendgespielen?"

„Je länger ich ihn betrachte," versetzte Effie tief bewegt, „je mehr glaube ich ihn für solchen halten zu müssen. Freilich kann ich mich nur dunkel auf Allans Züge erinnern, da ich ihn so lange nicht wieder gesehen habe."

„Könnt Ihr," richtete sich der Präsident an den Angeklagten, „vielleicht Umstände angeben, die dem Gedächtnisse Eurer Verwandten nicht entschwunden oder Ihnen und Euch allein bekannt sind?"

„Allerdings kann ich das!" versetzte ruhig der Gefragte. „Mein Vater und meine Verwandte sind natürlich mit jedem Winkel ihres Wohnhauses bekannt. Ich bin es auch, und will es nicht nur ausführlich beschreiben, sondern auch angeben, wo der Erstere seine Papiere und sein Geld gewöhnlich zu verwahren pflegte, für den Fall eines räuberischen Angriffes."

Mit größter Klarheit beschrieb nun Allan das Innere des Thurmes. Es konnte gar kein Zweifel obwalten, daß der, welcher dies mit solcher Genauigkeit zu thun, im Stande war, längere Zeit darin gewohnt haben müsse. Ein Aufenthalt von wenigen Tagen oder noch kürzerer Zeit hätte ihn unmöglich mit der Lokalität so vertraut werden lassen können.

Der Laird und Effie hörten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu.

„Nach diesen Mittheilungen, Sir," sagte Ersterer zu dem Präsidenten, als jener geendigt hatte, „kann ich nicht länger zweifeln, daß er mein Sohn sey. Es ist Alles genau so, wie er sagt."

„Ja, es ist Allan! Nur er kann es seyn!" fiel Effie lebhaft ein. „Doch noch eins!" setzte sie, zu dem Beklagten gewendet, hinzu. „Es wurde in früherer Zeit ein Signal eingerichtet, um schnell die Thür des Thurms geöffnet zu sehen. Später kam es außer Gebrauch. Niemand lebt mehr, der es kennt, als Euer Vater, ich und Ihr. Kennt Ihr dies Zeichen, so ist jeder Zweifel unmöglich, daß Ihr der seyd, für den Ihr Euch ausgebt.

„Nichts ist leichter, als dieß anzugeben, und es wundert mich, daß ich es zu thun vergessen habe, da es allerdings den schlagendsten Beweis liefern muß; versetzte Allan ruhig und lächelnd. „So wie man am Fuße des Thurmes angekommen ist, langt man mit dem Arme unter eine Steinplatte. Dort erfaßt man den Griff eines Kettenzugs, der in einer Felsenplatte aufwärts läuft und eine Glocke im ersten Stockwerk des Thurmes in Bewegung setzt. Nach dreimaligem Anziehen der Kette wird die Thür geöffnet.

„Ja!" rief aufspringend der Laird. „Es ist kein Zweifel. Es ist Allan, mein Sohn. Nur dieser kann es wissen."

„Gewiß! Gewiß!" rief Effie, vor Freuden hocherröthend. „Auch ich bin jetzt völlig überzeugt."

Eben hatten Beide diese Worte gesprochen, als ein Umstand eintrat, ganz geeignet, die Richter und Geschwornen nur noch mehr für den Angeklagten zu stimmen, während er den Laird wieder in alle seine Zweifel zurückwarf. — Während der Verhandlung hatte der Hund des Lairds sich außerhalb der Schranken im Gemache herumgetrieben, jetzt folgte er einem Diener des Gerichts zufällig in die innere Umhegung. Er ging zuerst zu seinem Herrn und zu Effie, dann aufmerksam sein Auge auf Allan richtend, trabte er auf diesen zu, und indem er freudig ihn umwedelte, trachtete er dessen Hand zu lekken. Allan wies ihn mit einem leichten Stoß der letztern zurück, und schien nicht weiter auf den Hund zu achten. Richter und Geschworene sahen das Gebahren des Thieres als einen neuen Beweis für die Aussagen Allans an; Effie war in tiefes Nachdenken versunken und hatte durchaus nicht auf das Thier Acht gegeben; den Laird befremdete indeß sein Benehmen auf's Aeußerste. Soviel war gewiß: der Hund war erst in Besitz des Lairds gekommen, als Allan längst aus dem Hause, und zum letzten Male dahin zum Besuch gekommen war. Dort konnte ihn der Hund nie gesehen haben. Gewiß war es auch, daß der Hund früher im Besitze der Räuber gewesen. Wie war nun das auffallende Benehmen des Thieres zu erklären? — Obgleich indeß dem Laird neue Zweifel über die Identität des Angeklagten mit seinem Sohne aufstiegen, so wäre er doch nicht im Stande gewesen, sie laut werden zu lassen. Er hatte erst vor einer Minute erklärt, daß dieser entschieden sein Sohn sey — hätte er jetzt diese

Aussage widerrufen sollen, weil ein Hund Jenen auf eine auffallende Weise geschmeichelt hatte?

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Menschenfresser. Ein englisches Fahrzeug hat am 29. September in der Südsee, 500 Meilen von Neuseeland bei der Insel Rossel, Schiffbruch erlitten. Dem Kapitän gelang es, die Mannschaft und die Passagiere, 327 chinesische Auswanderer, Männer, Weiber und Kinder, an's Land zu bringen. Er versorgte sie mit Lebensmitteln und suchte mit einem Boote ein Schiff auf, das die Leute aufnehmen könnte. Erst am 8. Januar traf auf der einsam gelegenen Insel dann ein Dampfschiff ein und fand alle Zurückgelassenen bis auf einen erschlagen und verzehrt. Dieser, ein Chinese, erzählt nun Folgendes: „Nachdem uns der Kapitain vermittelst der Schiffsboote an's Land gebracht hatte, fuhr er mit seinem Boote fort, um ein Schiff aufzusuchen, und wir blieben ungefährdet einen ganzen Monat auf der Insel. Erst dann kamen die Eingeborenen von dem etwa ¾ Meilen entfernten Festlande herüber an uns. Einige von uns hatten doppelläufige Karabiner, aber wir hatten Angst und warfen sie von uns. Der einzige Weiße, den Kapitän Pennard bei uns zurückgelassen hatte, war ein Grieche, der sich mit seinem Hirschfänger verzweifelt wehrte, und eine große Zahl Eingeborener niederschlug, bevor er überwältigt wurde. Hierauf nahmen sie unsere Kleider, die sie zum Theil verbrannten. Unsere Werthsachen, wie Münzen, Ringe und dergleichen, steckten sie in Netze, von denen Jeder eines um den Hals trug, und eine Taschenuhr wurde ganz besonders von ihnen angestaunt. Des Nachts wurden wir auf einem offenen Platze zwischen Feuern strenge bewacht und während des Tags suchten sie immer 4 oder 5 unter uns aus, schlachteten sie, brateten sie, aßen das Fleisch und bewahrten die Reste in ihren Netzen auf. Ihre auserkorenen Opfer schlugen sie gewöhnlich mit schweren Keulen auf dem ganzen Körper, nur auf den Kopf nicht, tödteten sie vollends, indem sie ihnen die Bäuche aufschlitzten, schnitten sie dann in kleine Theile und betrachteten Finger, Zehen und Gehirn, als die werthvollsten Leckerbissen. Im Uebrigen benahmen sie sich freundlich gegen uns, brachten uns Kokosnüsse und Wurzeln zu essen. So ging es fort bis ich von der Insel erlöst wurde. Um diese Zeit waren nur noch vier Chinesen und der Grieche am Leben. Diese wurden von den Wilden nach den Gebirgen geschleppt, als die Boote des Styx dem Lande zuruderten. Mich ließen sie zurück, da ich krank und lahm war, und so verkroch ich mich, bis die Bootsleute kamen. Diese Eingeborenen sind sehr zahlreich, doch scheinen sie keine Häuptlinge zu haben. Sie leben von Kokosnüssen und gerösteten Yamswurzeln. Außer einigen Hunden sah ich weder vierfüßige Thiere noch Hühner bei ihnen."

Theodor Creizenach in Frankfurt theilt im Fr. Konversationsblatt einen jetzt sehr belehrenden Blick auf den Schluß des 17. Jahrhunderts, namentlich auf die Verhältnisse des Reiches zu seinem westlichen Nachbar mit. Wie für den jetzigen Moment geschaffen ist das bekannte Gedicht, das gegen Ludwig XIV. der schlesische Edelmann Hans Aßmann von Abschatz 1684 dichtete, in welchem es heißt:

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Prahlerei.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden;
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Wo möglich noch schlagender ist ein Spruch des 1720 als dänischer Resident in Paris verstorbenen J. Chr. Wernecke, der sein gerechtes Erstaunen bezeigt:

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns nachher besticht;
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden!

Nähmaschinen. Nach einem kürzlich in Liverpool gehaltenen Vortrag des Statistikers Strang aus Glasgow sollen gegenwärtig in dieser Stadt 900 Nähmaschinen im Gang seyn. Die Vortheile derselben seyen in die Augen fallend. Nicht nur werde diejenige Art von Näharbeit, welche am wenigsten lohnend war, nunmehr durch Maschinen statt durch Menschen geleistet, ohne daß die früher beschäftigten Arbeiter bei der bedeutend vermehrten Erzeugung, außer Lohn gesetzt worden seyen, sondern es sey der Lohn dieser Arbeiter seit der Einführung dieser Maschinen eher im Steigen, als im Sinken begriffen. So verdienen z. B. die früher mit Handnähen beschäftigten Mädchen in Glasgow bei der Warte der Maschinen das Doppelte ihres früheren Lohnes.

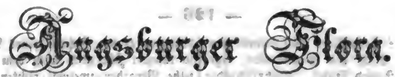
Es ist in England gelungen, die Canna (Oreas Canna), eine der größten Antilopen-Arten aus dem südlichen Afrika, zu acclimatisiren. Viele der vornehmen Thierzüchter besitzen diese Thiere, die sich leicht fortpflanzen, und die in England geworfenen Jungen werden stärker und fetter als die aus Afrika eingeführten. Die Canna ist leicht gezähmt, und ihr Fleisch ist schmackhafter als unser Rindfleisch. Im vorigen Jahre schlachtete man eine Canna, die in Europa geworfen, aber nicht gemästet worden war. Sie wog über 1000 Pfund, und lieferte ein äußerst zartes und schmackhaftes Fleisch.

Auflösung des Lauträthsels in Nro. 30:

Laben, leben, loben, lieben.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 32.** den 20. April 1859.

Trage nicht den Blick hinüber.

Trage nicht den Blick hinüber,
Fern dem Pfad der Creaturen!
Nahe geht Dir Gott vorüber
In viel sanften Segensspuren!

Seufze nicht: „daß ich Ihn sähe,
Thronend ob den ew'gen Sternen!"
Das Geheimniß seiner Nähe
Mußt Du hier erkennen lernen!

Wo die Mutter, jorgend, leise,
Wacht bei ihrem kranken Kinde ...
Wo der Jugend frohe Weise
Tanzt im Mondschein um die Linde ...

Wo die Saiten tief ertönen
In den Herzen, die sich fanden ...
Wo die Feinde sich versöhnen,
Die sich grollend widerstanden ...

Wo der Forscher mitternächtig
Wandelt auf des Geistes Firne ...
Ein Gedanke, stolz und prächtig,
Fernhin glänzt von einer Stirne —

Auf der Menschheit weiten Auen,
Bei des Lebens schöner Sitte,
Kannst Du, Gottes Wandel schauen,
Habe Acht auf seine Schritte!

Du mit ahnendem Gemüthe,
Schärfe Deines Auges Klarheit;
Pflücke des Gebetes Blüthe,
So im Geist, wie in der Wahrheit.

Suche in den kleinen Dingen
Deines Gottes große Züge, —
Und der Friede mag gelingen,
Deiner Sehnsucht wird Genüge!

Die Kinder des Nebels.

(Schluß.)

Die Geschwornen entfernten sich nun, um zu berathschlagen. Alle, die im Gemache zurückblieben, warteten in großer innerer Bewegung auf ihren Ausspruch. Lautete dieser auf „Schuldig", so wurde vielleicht ein Justizmord an einem gänzlich Unschuldigen begangen; ging ein „Nicht schuldig" über ihre Lippen so ward möglicherweise ein eben so kühner als verschlagener Anführer der Hochlandsräuber in Freiheit gesetzt, und dann — wehe dem, der gegen ihn gezeugt hatte.

Am meisten litt der Baird. Die verschiedensten Empfindungen durchzuckten sein Inneres. — Würde er den schimpflichen Tod eines, wenn auch ihn tiefbetrübenden, aber doch immer noch geliebten Sohnes zu beweinen haben? Sollte ein günstiger Ausspruch der Geschwornen ihm einen vielleicht ganz fremden und gefährlichen Menschen als Sohn und Erben überliefern?

Es dauerte eine lange und peinliche halbe Stunde, und immer noch hatte die Berathung nicht geendet. Auf der Straße war indeß eine große Volksmenge zusammengeströmt. Der Ausspruch, den die Geschwornen thun sollten, war von großer Wichtigkeit. Erkannten sie den Angeklagten wirklich als jenen Gregor Mac Gregor, einen der gefürchteten Häuptlinge der Hochlandsräuber, sprachen sie das „Schuldig" und demzufolge die Richter ein Todesurtheil über ihn aus, so ließen sich die Folgen in einer Gegend, wo es von ehemaligen Mitgliedern des zerstörten Clans wimmelte, kaum berechnen. Wirklich hatten sich mehrere Hunderte derselben, und wie man vermuthete, nicht ohne vorhergehende Verabredung, in der Stadt eingefunden.

Endlich nach dem Verlauf von fast einer Stunde, traten die Geschwornen in den Saal. Es herrschte die tiefste Stille, als der Präsident nochmals die Frage an sie that:

„Ist Gegenwärtiger, Gregor Mac Gregor, auch Gregor Macfarlane, oder wie er heißen will, Allan Cameron, schuldig des Verbrechens gewaltsamen Einbruchs, Viehraubes und verübter Mißhandlungen an mehreren Unterthanen Sr. Majestät des Königs?

Der an der Spitze befindliche Geschworne trat nun feierlich vor den Tisch des Präsidenten, legte die Hand auf die Brust und sagte: „Nicht schuldig bei meiner Ehre!"

Ein freudiges Gemurmel durchlief rings den Saal, als der Präsident auf diesen Ausspruch befahl, den Angeklagten sogleich in Freiheit zu setzen.

Die Nachricht war schnell aus dem Saale auf die Straße gelangt. Ein tobender Beifall, von dem die Fenster des Hauses erdröhnten, ertönte von unten herauf.

Evan Cameron und Effie wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Letztere schluchzte laut, sie stürzte auf den Befreiten zu und ergriff seine Hände.

„Gott sey gepriesen, Allan!" rief sie jubelnd. „Kommt, kommt mit uns!" setzte sie hinzu, indem sie ihn zu dem Laird und zur Thüre hinaus zog. „Ist es nicht ein Wunder, daß Ihr durch Euern Vater aus der Euch drohenden Gefahr gerettet werden mußtet?"

„Ja," sagte der junge Mann, „es ist Gottes Finger. Nie hätte ich geglaubt, durch ihn und auf solche Art gerettet zu werden."

Der Laird war von dem Vorgange zu betäubt, um nur eine Sylbe hervorbringen zu können. Seine Schritte wankten, Thränen strömten über seine Wangen. — Auf der Freitreppe, von wo man die ganze Straße überblicken konnte, angenommen, wurden die Drei von der Kopf an Kopf gedrängten Menge mit tobendem Jubel begrüßt. Plötzlich ereignete sich eine andere Scene. Ein Mensch, den das weiße Stäbchen in seiner Hand als Konstabler kundgab, trat an den jungen Mann heran, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, sagte er:

„Allan Cameron, im Namen des Königs verhafte ich Euch wegen Hochverraths!"

Effie stieß einen lauten Schrei der Bestürzung aus; der Laird bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Der junge Mann blieb indeß ganz ruhig.

„Führt mich noch einmal vor die Schranken!" sagte er kalt. „Ich habe eine Erklärung abzugeben."

Durch ein furchtbares Gedränge von Menschen ward er nochmals in den Gerichtssaal gebracht. Der Laird und Effie folgten.

So wie Allan auf seinem Platze angekommen war und Richter und Geschworne ihre Sitze eingenommen hatten, blickte der junge Mann ruhig im Kreise umher, dann wandte er sich an die Jury.

„Ich bin nicht Allan Cameron!" sagte er mit lauter Stimme. „Dieser ward in der Schlacht von Culloden durch einen Schuß in den Unterleib tödtlich verwundet, und starb zwei Tage darauf in dem Hause eines Landmanns in der Gegend. Ihr könnt mich nicht für die Vergehungen eines Andern richten. — Auch Mac Gregor, der Häuptling, den Ihr in mir zu finden glaubtet, bin ich nicht. Ich heiße Ranald Mac Gregor, und obwohl ich mich allerdings unter der Schaar jenes Mannes befunden habe, so könntet Ihr mich nach dem Gesetze nicht für dasselbe Vergehen zweimal richten. — Ist Jemand hier" so wandte er sich jetzt an die Zuschauer — „ist Jemand hier im Saale, der bezeugen kann, daß ich der bin, für den ich mich ausgebe, so möge er dies laut erklären."

„Wir? Wir können es!" riefen plötzlich mehr als zwanzig Stimmen."

Es waren dies eben so viel amnestirte Mac Gregors, die mit in den Saal gedrungen waren und nur auf diesen Augenblick gewartet hatten.

Der Lord-Provost, welcher gegenwärtig war, die Richter und Geschworenen sahen sich ziemlich verlegen an, als jener die sonderbare Erklärung abgab. Gerne hätte Ersterer den jungen Mann als einen gefährlichen Jakobiten in Haft gehalten; aber weder als Mac Gregor noch als Allan Cameron konnte er verhaftet bleiben, da er Letzterer nicht war, und als Ersterer bereits von der Jury freigesprochen war. Es kam nun blos darauf an, ihn ferner für die Sache der Regierung unschädlich zu machen. Eine exceptionelle Maßregel, welche die Regierung gegen die Jakobiten ergriffen hatte, die sie nicht vor Gericht stellen wollte oder konnte, gab dazu Gelegenheit.

„Ihr könnt," sagte der Lord-Provost zu dem jungen Manne, „allerdings nicht zweimal gerichtet werden; aber ich fordere zweierlei von Euch, ehe ich Euch in Freiheit setzen lasse. Für's Erste habt Ihr zu beweisen, daß Ihr nicht jener Allan Cameron seyd, nachdem Euch doch Evan Cameron als seinen Sohn anerkannt hat. Das Zeugniß jener Mac Gregors kann zweifelhaft seyn.

„Nichts ist leichter, als dies," fiel Ranald ein. „Allan Cameron hatte ein Maal im Nacken; ich — seht hieher — habe keins. Daß ich in der Wohnung jenes Mannes so genau bekannt bin, daß ich das geheime Einlaßsignal kenne, kommt daher, weil jenes Haus, das Haus meines Vaters ist, und daß ich darin geboren bin. Nachdem mein unglücklicher Vater, gezwungen von Evan Cameron oder auch freiwillig, in den See sprang und ertrank, ward ich bis zu meinem neunten Jahre in dem Thurm erzogen. Als dem Laird ein Sohn geboren war, entfloh ich. Ich hatte bei meinen Streifereien einige Mac Gregors kennen gelernt, die den stillen Haß, den ich in meinem Kindesherzen gegen den Mann nährte, den ich als den Feind meines Vaters ansehen mußte, noch mehr aufgestachelt. Sie sagten mir, daß er der Räuber meines Erbes sey, und daß, nun er einen Sohn habe, ich alle Hoffnung aufgeben müsse, wieder zu jenem zu gelangen. Von Frankreich aus ward uns von Zeit zu Zeit die Rückkehr des Königs Jakob oder seines Sohnes verkündigt, und wir aufgefordert, uns nicht zu zerstreuen, damit der Fürst bei seiner Ankunft ein bewaffnetes Häuf-

kein finde, das ihm als erste Schutzwache diene. Die Unterstützungen, die uns aus Frankreich gesendet wurden, reichten nicht hin, um zu leben; wir waren gezwungen, die, welche wir als unsere Gegner betrachteten, in Kontribution zu setzen. Ich war beliebt bei unserer Schaar; gegen wen hätte ich sie lieber führen können, als gegen den Mann, den ich als meinen Feind, dessen Besitzthum ich als mein Eigenthum ansah? Aus diesem Grunde waren unsere Züge meistens in die Gegend von Lomond-Castle gerichtet. Durch mich und auf meinen Betrieb sind die Heerden Camerons weggetrieben, seine Felder geplündert worden. Ich glaubte in meinem Rechte zu seyn. Es gab Momente, wo ich mir vorgenommen, meinen Vater blutig zu rächen. Ich hatte sogar schon beschlossen, den Thurm zu überfallen und Cameron zu tödten; da vernahm ich, daß der Mann unglücklich genug sey, daß das geraubte Eigenthum ihm keinen Segen gebracht habe, daß er mit seinem einzigen Sohne gänzlich zerfallen sey. Vielleicht würde mich dies dennoch nicht abgehalten haben; ich machte Pläne, ihn in meine Gewalt zu bekommen. Als ich einst deshalb verkleidet den Thurm umschlich, erblickte ich ein Wesen — — Verzeiht, Herr!" sprach Ranald rasch abbrechend, indem er erröthete: „Was ich weiter sagen wollte, gehört nicht hieher. Ich denke, Ihr werdet nicht länger zweifeln, daß ich der bin, für den ich mich ausgebe. Eine Bitte habe ich noch. Wollt Ihr nicht die Amnestie auf mich ausdehnen, die den Mac Gregors verheißen ist, obwohl ich nicht auf der Liste der Ausnahmen stehe, so gestattet mir, mich nach Frankreich zu begeben. Ich will auf mein Wort erklären, nicht heimlich zurückzukehren."

Der Lord-Proveston schien von der Rede des jungen Mannes gerührt.

„Es mag Euerm Vater und vielleicht auch Euch früherhin einiges Unrecht widerfahren seyn!" sagte er. „Dies berechtigte Euch indeß nicht zur Empörung. Ich will Euch indeß nicht aus dem Lande treiben; doch muß ich Euch, wenn Ihr Amnestie erlangen wollet, eine Bedingung stellen, die ich als die zweite Forderung bereits im Sinne hatte. Könnt Ihr für Euer künftiges ruhiges Betragen einen Bürgen schaffen, der ein angesehener und achtungswerther Mann, jedoch nicht aus Euerm Clan ist, so will ich gestatten, daß Ihr in Schottland bleibet."

„Ich wüßte Niemand, der für mich bürgen würde!" sagte Ranald nachdenkend. „Ich könnte ihm überdies keine andere Sicherheit bieten, als mein Wort."

„Ich will dieser Bürge seyn!" rief plötzlich der Laird. „Ich kann nicht ungeschehen machen, was geschah, aber gut machen, so weit die Kräfte eines Greises zureichen, gut machen, was ich, Gott sey mein Zeuge! wider Willen an Dir verbrochen habe, dies will und kann ich."

Ranald blickte den Laird betroffen an, doch sagte er kein Wort. Jetzt trat Effie zu ihm.

„Ich bitte Euch," sagte sie sanft, „ich bitte Euch, nehmt den Vorschlag an, und kommt mit uns. Vielleicht war es ein Beschluß der Vorsehung, daß Allan untergehen und Ihr erhalten werden mußtet. — Ihr hört ja, mein Oheim will an Euch gut machen, was er an Euerm Vater verschuldete. Mehr als dies und herzliche Reue geht über Menschenkräfte. „Mein ist die Rache, ich will vergelten!" sagt Gottes Wort.

„Ja, und ein Engel spricht es aus!" rief Ranald erschüttert, indem er Euphemie mit einem Blicke voll eines unbeschreibaren Ausdruckes ansah.

„Sir," sprach er darauf, zu Evan tretend, „ich nehme Euern Vorschlag an, und ich denke, der Schatten meines Vaters wird mir deshalb nicht zürnen."

Nachdem der Laird dem Lord-Provost erklärt hatte, daß er die geforderte Bürgschaft hinsichtlich des künftigen Verhaltens Ranalds leiste, entfernten sich alle Drei.

Nach wenigen Tagen befanden sie sich in dem alten Thurme. Ranald war bis zu Thränen gerührt, als er das alte Gemäuer betrat, in welchem er geboren war, und in dem er seine Kinderzeit zugebracht hatte. Er erzählte nun dem Laird, wie er so genau habe von dem Allans unterrichtet seyn können, und wie er auf den Entschluß gekommen sey, sich dessen Namen anzueignen. Er hatte bei Culloden an dessen Seite gefochten, und war durch Zufall in demselben Hause eingekehrt, wo Jener auf den Tod verwundet lag und nach zwei Tagen starb. Er selbst hielt sich, um einer ähnlichen, aber leichteren Wunde wegen, noch einige Tage dort verborgen, ehe er sich in die Gebirge zurückzog. Schon früher war er von Allans Mißverhältniß zu dem Vater unterrichtet worden; der Kranke, ohne zu wissen, wen er vor sich hatte, sprach sich noch offener gegen ihn aus, und dieß Alles brachte ihn, als er gefangen ward, auf den Gedanken, sich für Allan auszugeben. Er nahm an, daß der Laird Alles daran setzen würde, um den Sohn zu retten.

Wochen vergingen, und Ranald befreundete sich immer mehr mit dem Laird und Effie. Es dauerte nicht lange, als der Erstere bemerkte, daß der junge Mann mit ganzer Seele an dem Mädchen hing, ohne es jedoch gegen ihn oder das Mädchen auszusprechen. Er suchte nun auch Euphemien auszuforschen, und eines Morgens rief er Ranald in sein Gemach, weil er, wie er sagte, etwas Nöthiges mit ihm zu besprechen habe.

„Höre, Ranald," sagte der Laird, indem er ihn bei der Hand nahm, „ich habe, als ich zuerst die Nachricht empfing, daß Allan todt sey, ein Testament gemacht, in welchem ich Effie zur Erbin meines Vermögens ernannte."

„Da habt Ihr ganz recht daran gethan!" er-

widerte Ranald unbefangen. „Wer stünde Euch näher als sie, und wer verdiente es mehr?“

„Dennoch will ich es jetzt zurücknehmen!“ fuhr der Laird lächelnd fort. „Du sollst mein Erbe seyn.“

„Nimmermehr!“ rief lebhaft der junge Mann. „Ich bin noch jung, und kann als Landmann oder Soldat mir anderweitig mein Brod erwerben.“

„Dennoch muß es so seyn. Du sollst das Eigenthum Deines Vaters wieder haben!“ sagte freundlich der Laird. „Es ist aber eine lästige Bedingung dabei: Du mußt Effie heirathen.“

„Ha, was sagt Ihr da!“ rief Ranald voll Freude, beide Hände des Lairds ergreifend. „Euere Bedingung will ich mit tausend Freuden erfüllen; aber was wird Effie dazu sagen?“

„Was sie bereits gesagt hat: Ja!“ erwiderte der Laird.

„O mein Gott, mein Gott!“ rief Ranald, indem helle Thränen aus seinen Augen stürzten.

Es darf wohl kaum hinzugefügt werden, daß die Erklärung, die nun stattfand, zwei glückliche Menschen einigte. Nach wenigen Wochen waren Ranald und Effie ein Paar. Der junge Mann gab nun jeden Gedanken an die ohnehin auf immer verlorene Sache der Stuarts auf. Er ward ein fleißiger Landmann. In kurzer Zeit kam das früher so verwüstete Landgut so empor, daß es die Familie nicht nur sehr gut ernährte, sondern selbst einen Ueberschuß lieferte, der sie in Wohlstand versetzte. Dachte auch der Laird noch manchmal mit Schmerzen an den verlorenen einzigen Sohn, so ließ ihn doch die Liebe, die Effie und Ranald ihm widmeten, in Hinsicht auf treue Pflege, nichts bis zu seinem Tode vermissen. Die alte Hannah starb bald nach der Vermählung der jungen Leute.

Kleinigkeiten.

Das Schicksal La Perouse's. Dieser berühmte Reisende wurde 1785 mit zwei gut ausgerüsteten Schiffen von König Ludwig XVI. ausgeschickt, um in Nacheiferung der glänzenden Entdeckungen des Engländers Cook ebenfalls im großen Ocean Entdeckungen zu machen. Die letzten Briefe desselben waren von der Botany-Bai datirt, in welcher er im Februar 1788 angekommen war. Da man nachher nichts weiter von ihm erfuhr, so schickte die französische Regierung, auf Beschluß der Nationalversammlung, im September 1791 zwei Schiffe unter d'Entrecasteaux zu seiner Aufsuchung ab. Diese kehrten jedoch nach einer vergeblichen zweijährigen Fahrt wieder zurück. Sie waren auf derselben nahe an der Insel Wanikoro vorbeigekommen, bei welcher, wie sich nachher zeigte, La Perouse verunglückt war, und auf der damals sogar noch einige Franzosen von dessen Schiffen lebten. Der weitere Fortgang der französischen Revolution und die sich an sie knüpfenden Kriege Napoleon's waren die Ursache, daß man von Seiten Frankreich's keine weiteren Nachforschungen nach La Perouse machte. Erst im Jahre 1826 verhalf der Zufall zur Entdeckung der letzten Spuren dieses Mannes. Ein ungelehrter Seemann, Dillon, fand damals als Führer eines englischen Kauffahrtei-Schiffes auf der Insel Tikopia europäische Geräthschaften, und erfuhr, daß diese von der nahe liegenden Insel Wanikoro eingeführt seyen. Er vermuthete sogleich, daß dieselben von La Perouse's Schiffen herrührten, und bewog nachher den englischen General-Gouverneur zu Calcutta, ihm ein Schiff zur Fahrt nach Wanikoro anzuvertrauen. Dieß geschah 1827, und Dillon fand in der That die gesuchten Spuren. Zu derselben Zeit war der französische Capitain Dumont d'Urville in Vandiemens-Land; er erhielt dort von Dillon und seiner Fahrt Nachricht, und eilte nun ebenfalls nach Wanikoro. Er sammelte dort Alles, was sich von La Perouse's Schiffen noch vorfand, und errichtete seinem unglücklichen Landsmann auf der Insel ein Denkmal. Auf solche Weise wurde 1827 ermittelt, daß La Perouse's Schiffe an der Küste von Wanikoro, in Folge eines furchtbaren Orkans, gescheitert waren, daß das eine derselben sogleich untergesunken, das andere aber auf ein Riff geworfen worden war. Von dem letzteren Schiffe hatten sich, wie es scheint, alle Leute an's Land gerettet, von dem andern aber nur vier. Die Geretteten bauten sich so gut sie konnten, ein neues Schiff, und fuhren mehrere Monate nach dem erlittenen Unglücke fort; da man aber nirgends etwas von ihnen erfuhr, so müssen sie alsbald bei einem Schiffbruch umgekommen seyn. Einige Franzosen waren jedoch auf Wanikoro zurückgeblieben, und einer jener englischen Matrosen, die sich in den Gewässern des großen Oceans umherzutreiben pflegten, Namens John, behauptete, er habe zwei von ihnen noch 1820 auf Wanikoro gesprochen. Merkwürdig ist übrigens eine Sage, welche in Frankreich noch immer umhergetragen wird. Es heißt nämlich, der unglückliche König Ludwig XVI., welcher selbst die Reise-Route für La Perouse entworfen hatte, habe, als von La Perouse keine Nachrichten mehr ankamen, geäußert: dieser Mann sey gewiß verunglückt, da er selbst (der König) in Allem, was er beginne, unglücklich sey.

Was ist den Parisern die Ehe? Sie, die sich gar nicht mehr fragen: wen heirathen Sie? sondern wo der eine fragt: combien épousez-vous? und der andere antwortet: deux cents mille francs de rente! Wie viel heirathest Du? Die Mitgift ist die Hauptsache, die Frau ist die Nebensache. Das ist eine moderne Ehe in Paris. Ich weiß, man fragt anderswo auch nach der Mitgift, aber man fragt dabei doch auch nach der Frau; hier fragt man nur nach der Mitgift. Das ist jämmerlich, aber es ist zugleich auch dumm; die kalkulirenden Bräutigams sind alberne Tröpfe und schlechte Rechner noch obendrein, denn gewöhnlich heirathen sie 20,000 Frcs. Einkommen, und müssen 30—40,000 Frcs. jährlich für den Luxus der Frau ausgeben. Die Pariser Frau ist für ihren Mann jetzt weiter nichts mehr, als eine mehr oder minder hübsche Puppe, an welcher er so viel Diamanten und indische Shawls, als nur irgend möglich aufhängt, auf daß er mehr Kredit bei der Bank hat.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhardt'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhardt.
In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 33.** den 24. April 1859.

Indianische Liebe.

Aus dem „New-York Magazine“ übertragen von L. Du Bois.

In einem Garten der Stadt St. Paul, in Minnesota, befindet sich eine von der Natur gebildete Höhle in einem Sandsteinfelsen, auf dessen Höhe die Stadt liegt, und aus derselben strömt zu allen Zeiten eine Quelle frischen, reinen Wassers hervor, die ihren Ursprung in noch unerforschter Tiefe der Höhle haben soll.

In seiner ursprünglichen Schönheit muß der Ort reizend gewesen seyn, denn er liegt in einer tiefen Schlucht, dicht am Ufer des Mississippi, und umgeben vom üppigsten Pflanzenwuchs. Allein die Habsucht der Menschen, die sich überall im Leben zeigt, hat auch hier ihr Zelt aufgeschlagen, und der Eigenthümer des Gartens zeigt jetzt den Ort dem neugierigen Fremden für Entgeld und bewirthet ihn mit schlechtem Grog und übelriechender Cigarre.

Vor vielen, vielen Monden, als die Stimme des weißen Mannes noch nicht lange in jenen Gegenden gehört worden war und die klaren Flächen der Seen von Minnesota nur die Formen des tättowirten Kriegers oder des dunkelfarbigen Mädchens abspiegelten, befand sich unter den jungen Kriegern des Stammes der Dakota einer, dessen Hand sicherer im Kampfe als die seiner Stammgenossen, und dessen Fuß der flüchtigste bei der Verfolgung war. Allgemein wurde er deßhalb nur „der fliegende Pfeil“ genannt. Noch im Knabenalter war er schon in seinem aus Birkenrinde gefertigten Kanoe auf dem „Vater der Flüsse“ bis zu dem Gebiet der feindlichen Natchez, im fernen Süden, gefahren. An seiner Hüttenthüre hingen mehr Skalpe als an irgend einer der anderen Tapferen des Stammes. Er war groß und kräftig gebaut, und aus seinen Augen leuchtete jenes ruhige Feuer, welches als sicheres Zeichen von Muth und Entschlossenheit gilt.

Eines Tages, — es war im Anfange des Frühlings, — als alle jungen Krieger des Stammes auf die Jagd ausgezogen waren, hatte „der fliegende Pfeil“ sich als Ziel der Verfolgung einen edlen Rehbock auserlesen, welcher, mächtig das edle Haupt schüttelnd, seine Richtung ostwärts nahm, gefolgt von den eben so flüchtigen als leisen Schritten des eifrigen Jägers. Oft war Letzterer ihm so nahe gekommen, daß er bereits den Bogen zum Schuß spannte, und ein paar Male hatte er sogar den mit sicherer Hand auf das Herz des Wildes gerichteten Pfeil fliegen lassen; aber jedes Mal war das edle Thier, mit einem kurzen Blick rückwärts, durch einen mächtigen Sprung der tödtenden Waffe unverletzt entgangen und näherte sich jetzt immer mehr dem „großen Vater der Flüsse.“

Gereizt durch seine fruchtlosen Anstrengungen, gelobte der Jäger, die Verfolgung nicht aufzugeben, selbst wenn das Wild bis in das Land der Ojibway und bis zu den Zelten seiner Feinde fliehen sollte.

Der Tag verstrich, und „der fliegende Pfeil“ folgte ihm viele Meilen weit, und als der Abend sich senkte, stand er am Ufer des großen Stromes und sah den Rehbock, welcher seit dem frühen Morgen seinen Verfolgungen entgangen war, sich auf das schwimmende Eis des Flusses stürzen und, furchtlos von Stück zu Stück springend, dem jenseitigen Ufer zueilen.

Ohne an die Gefahr zu denken, der er sich auf dem Strome aussetzte, und die noch größere, welche ihm am jenseitigen Ufer drohte, sprang der Krieger kühn dem Thiere nach und folgte ihm über den Strom.

Während er noch gegen die steigenden und sinkenden Schollen kämpfte, sah er das Thier das andere Ufer erreichen, dort einen Augenblick still stehen, ruhig zurückblicken und dann, sein schönes Geweih stolz empor werfend, in der Schlucht verschwinden, deren überhängende Bäume, mit ihrem tiefen Schatten, es seinen Blicken entzogen. Grade als die Sonne hinter die Hügel versank, näherte sich „der fliegende Pfeil“ dem jenseitigen Gestade.

Es war das Gebiet der Feinde seines Stammes, und er konnte nicht wissen, ob nicht vielleicht ein triumphirendes Auge gierig seiner wartete und das Messer bereits zu seinem blutigen Empfange gezückt war.

Als er jedoch, nach seinem gefahrvollen Gange über den Strom, das Ufer betrat, schlug kein anderer Ton an sein Ohr, als ein leises Murmeln, welches von einer höher liegenden Stelle der Schlucht zu kommen schien. Er war ungewiß, ob es von einer menschlichen Stimme herrühre, oder ob es nur

das Rauschen eines kleinen Baches war, der aus jener Richtung herab sprudelnd an seinen Füßen vorüber floß. Leise und vorsichtig, wie ein Panther, der seine Beute beschleicht, ging er die Schlucht aufwärts und konnte sehr bald die Töne einer Stimme deutlich erkennen, welche ein bekanntes, einfaches Lied in der Mundart der Ojibway sang.

Als er jetzt plötzlich um eine vorspringende Fels-Ecke trat, gewahrte er die dunkle Oeffnung einer Höhle vor sich, aus der das Bächlein hervorquoll, und nahe dabei ein Mädchen aus dem Stamme der Ojibway stehen, welches, sinnend und fast traurig an der steilen Uferwand lehnend, in müßiger Laune kleine Steinchen mit den Zehen ihres unbedeckten Fußes in das Wasser stieß und dazu jenes Lied sang, dessen Töne der junge Krieger gehört hatte. Ihre Gestalt war schön, wie die eines jungen Rehes, und so klar und rein wie das Wasser des Baches, an dem sie stand, floß ihre Stimme über die Lippen, und sie gefiel den Augen des „fliegenden Pfeils", während er staunend sie betrachtete, und sein Herz entbrannte in Liebe zu ihr. Eine unvorsichtige Bewegung seines Fußes ließ einen Stein in das Wasser fallen, durch dessen Geräusch sie aufblickte.

Erschreckt über den Anblick eines Dakota-Kriegers, stieß sie einen Schrei aus und sprang davon.

Der „fliegende Pfeil" aber kannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn sie die Leute ihres Stammes erreichte und ihnen seine Gegenwart anzeigte. Er eilte ihr deßhalb nach, holte sie ein, noch ehe sie auf die Höhe des Hügels gelangt war, ergriff ihren Arm und führte sie zurück.

Geduldig und ohne ein Wort zu äußern, unterwarf sie sich dem, was sie für ihr Schicksal hielt; aber als Beide wieder an der Oeffnung der Höhle standen, ließ der junge Krieger ihren Arm frei und sagte:

„Die Tochter der Ojibwey hat nichts zu fürchten. Der „fliegende Pfeil" führt nicht Krieg gegen Weiber, sondern kämpft nur mit den Tapferen. Das Wild, das vor dem Jäger flieht, hat ihn hierher geführt, er ist allein. Wird die Tochter der Ojibway den Männern ihres Stammes sagen, daß der „fliegende Pfeil" allein und schutzlos hier ist?"

„Das „Auge des Morgens" hat kein fliehendes Wild gesehen. Warum kommt der Dakota-Krieger in das Gebiet der Ojibway? Kommt er als Feind?"

„Der „fliegende Pfeil" kennt nicht das Wort der Lüge. Er hat gesprochen."

Furchtsam senkte das Mädchen den Kopf.

„Das „Auge des Morgens" glaubt es; sie wird ihrem Volke nichts sagen. Der Dakota-Krieger mag in Frieden gehen."

„Die Hütte des „fliegenden Pfeils" liegt eine lange Tagereise weit im Westen, und seine Füße sind ermüdet. Darf er dort ruhen, bis die Sonne kommt?" fragte er, auf die Höhle deutend.

„Die Männer der Ojibway gehen nicht bei Nacht in die Höhle. Der Dakota kann dort ruhig schlafen."

„Und das „Auge des Morgens" wird ihrem Volke nichts verrathen?"

„Auch die Tochter des Häuptlings der Ojibway kennt nicht das Wort der Lüge!" war ihre stolze Antwort.

Der „fliegende Pfeil" trat zurück, und sie wandte sich, um zu gehen, als er sie noch einmal zaudernd fragte:

„Steht die Tochter der Ojibway oft an diesem Orte, wo die klare Quelle aus der Höhle fließt?"

Sie kehrte wieder um und ließ ihre Blicke lange Zeit prüfend auf seinem Gesichte ruhen. Dann sagte sie mit zitternder Stimme, aber mit besonderem Nachdrucke:

„Wenn der Dakota-Krieger wahr und aufrichtig ist, so mag er wissen, daß sie oft an diesen Ort kommt, nachdem die Sonne niedergegangen ist. Das „Auge des Morgens" spricht die Wahrheit; der Dakota mag ruhig schlafen."

Nach diesen Worten verschwand sie in der sinkenden Dämmerung.

Der „fliegende Pfeil" schritt an das Ufer des Flusses hinab und blickte einige Augenblicke lang über die breite Fläche desselben, wo der Mond sein bleiches Licht auf die schwimmenden Eisschollen warf, oder sich hier und da in den dunklen Fluthen spiegelte. Die Rückkehr bei Nacht war doppelt gefährlich, und sein Vertrauen in die schönen, tiefen Augen des Mädchens, die so ernst und prüfend in die seinigen geblickt hatten, war groß.

Er kehrte also nach der Höhle zurück und schlief in ihrer düstern Wölbung und träumte, er gehe über das Eis des großen Flusses, das „Auge des Morgens" bei der Hand führend.

Aber der erste Tagesschimmer sah ihn wirklich denselben Rückweg nehmen, und als der Abend sich neigte, saß er bereits einsam an der Thüre seiner Hütte und dachte an die Höhle im Lande der Ojibway.

Es ist unnöthig zu erzählen, wie oft der „fliegende Pfeil", nachdem das Eis geschmolzen war und die Vögel in den Büschen wieder ihre Lieder begannen, sein Birkenkanoe nahm und weit oberhalb über den großen Fluß setzte, um längs des jenseitigen Ufers im Schatten der Hügel bis zu der Stelle hinab zu fahren, wo das „Auge des Morgens", unter dem Schutze eines überhängenden Baumes stehend, nicht wie damals sinnend ein Liedchen sang, sondern sehnsüchtig durch die sinkende Dämmerung nach der Gegend blickte, in der das Land der Dakota lag. Möge es genügen, zu erwähnen, daß der „fliegende Pfeil" und das „Auge des Morgens" zweimal in jedem Monate, — das erste Mal, wenn die schwache Sichel des Mondes, wie ein kleines Kind, das nur das Anzünden der Abendlichter erwartet, um dann

in Schlaf zu sinken, am Himmel sich zeigte, und das zweite Mal, wenn das Gestirn in voller Größe und vollem Glanze am Horizonte emporstieg, — an der Oeffnung der dunklen Höhle bei einander standen; daß er sie oft anflehte, die Ihrigen zu verlassen und mit ihm nach den Hütten seines Volkes zu ziehen, aber daß sie zagend ihre Zusage verschob, bis der Sommer vorüber seyn und der nebelige Herbst kommen werde; daß ferner ein junger Häuptling ihres Volkes, der „Kriegsfalke" genannt, sie gern in seinen Wigwam geführt hätte und deßhalb wiederholt, aber vergeblich, in sie gedrungen war; und daß er ein wildes Gemüth und eifersüchtiges Herz besaß und heimlich ihren Schritten folgte und sie beobachtete, um zu sehen, wem sie das Herz gegeben habe, das er gern für sich gewinnen wollte.

Möge dieß genug seyn, bis der erste junge Mond im Herbste aufging.

Es war ein schöner, stiller Abend, als das „Auge des Morgens" langsam die Schlucht zur Höhle hinab wandelte und in den dunkeln Schatten der Bäume trat, welche am Ufer des Flusses standen. Der Wind, der über den Fluß ihr entgegen strich, war mild und kühl; die ersten Sterne begannen in der Nähe des Zeniths matt zu schimmern, und des Mondes bleiche Sichel, von Herbstnebeln umhüllt, eilte der Sonne nach, zur Ruhe. Kein anderer Laut, als das Murmeln des Baches und das Rascheln eines vom Winde getriebenen welken Blattes war hörbar. Es war ein Abend, der zu sanften Träumen einlud, und während das Mädchen der Ankunft ihres Geliebten harrte, dachte sie darüber nach, von welcher Art seine ferne Hütte seyn möchte, und ob sie, wenn sie dort wäre, sich jemals wieder nach den Wigwams ihres eigenen Volkes zurücksehnen würde.

Aber ihre Träume wurden unterbrochen und ihr Auge leuchtete heller, als sie das bekannte Birkenkanoe leise den Fluß herabgleiten sah.

Geräuschlos trat der „fliegende Pfeil" an das Ufer, und Beide wandelten langsamen Schrittes der Oeffnung der Höhle zu und blieben dort stehen.

Sie bemerkten nicht die dunkle Figur, welche bei ihrer Annäherung in die Nacht der Höhle zurück trat und ihre wuthfunkelnden Augen auf sie richtete. Eine Stunde war schnell verflogen. Der Mond war untergegangen und der Wind hob sich; der Nebel stieg auf und wurde dichter und dichter, und die Sterne schienen sich in das Innere zurückzuziehen.

„Der „fliegende Pfeil" ist dem „Auge des Morgens" treu geblieben", sagte der junge Dakota. „Er liebt sie und sehnt sich nach ihr, wie das Gras nach dem Regen des Sommers. Will sie nicht mit ihm nach seiner Hütte gehen?"

Das Mädchen schwieg.

„Die Krieger der Dakota kämpfen nicht gegen die Weiber der Ojibway. Ihre Hütten stehen offen für sie. Der „fliegende Pfeil" ist hier mit seinem Kanoe. Wird die Tochter der Ojibway ihm folgen?"

Das Mädchen schwieg noch immer, während sie gedankenlos ihre Finger mit dem Wampumgürtel des Kriegers spielen ließ.

„Das Land der Dakota ist groß und schön, und seine Krieger sind zahlreich und tapfer. Die Tochter der Ojibway wird dort in Friede und Ehren wohnen. Der „fliegende Pfeil" weiß, daß es todtbringend für ihn ist, hier gefunden zu werden; aber er weiß auch, daß das „Auge des Morgens" ihn liebt und verlacht deßhalb den Tod. Wird sie mit ihm gehen?"

Ein Ton, dem Heulen des Windes ähnlich, wurde in diesem Augenblick hörbar, die Baumgipfel über ihnen schwankten, und ein Regen welker Blätter fiel auf sie herab; dann war Alles wieder still.

„Das „Auge des Morgens" liebt die Hütten ihres Volkes und ihren Vater, den alten Häuptling. Aber der Dakota-Krieger weiß, daß er ihr Herz besitzt: sie liebt den einen Dakota mehr, als den ganzen Stamm der Ojibway."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie sich plötzlich vor ihren Geliebten stürzte, und in demselben Augenblicke sprang eine dunkle Figur mit erhobener Waffe aus der Höhle hervor und hieb auf sie ein. Das Messer, welches für das Herz des Dakota bestimmt gewesen war, fand in ihr sein Opfer; mit einem leisen Klagetone wankte sie und fiel.

Dann begann unter dem dunkeln, nächtlichen Himmel ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Kriegern, der für Einen von ihnen jedenfalls der letzte seyn mußte. Beide stürzten in krampfhafter Umschlingung, und obgleich der Arm des „fliegenden Pfeils" wie ein Rohr im Falle brach, suchte und fand sein Messer dennoch das Herz des „Kriegsfalken."

Athemlos und fast der Besinnung beraubt durch den verzweifelten Kampf, stand er endlich auf und blickte um sich. Der Wind hatte sich gelegt, der dichte Nebel sich verzogen und die Sterne schienen wieder hell und klar.

Da lag sie vor ihm im trüben Lichte der Nacht. Er kniete nieder und rief sie beim Namen, aber keine Antwort erfolgte; er legte seine Hand auf ihren Busen und fühlte, daß das Herz nicht mehr schlug; ihr reines Blut färbte das Wasser des vorüberfließenden Baches. Dann versuchte er sie aufzuheben und nach seinem Kanoe zu tragen, allein sein zerschmetterter Arm und seine erschöpfte Kraft mahnten ihn, daß er kaum im Stande sey, sich selbst dahin zu schleppen.

Mit tiefem Stöhnen, das nur der furchtbarste Schmerz seinem Herzen auspressen konnte, sank er neben der Leiche nieder. Er achtete es nicht, daß seine Füße im Wasser des Baches lagen, daß die Wolken sich sammelten und Ströme kältenden Regens durch die langen Stunden der Nacht auf ihn her-

abgossen, und der erste Schimmer des Tages fand ihn noch über dem leblosen Körper der Geliebten gebeugt, der auch noch im Tode so schön war.

Am frühen Morgen vernahm er plötzlich das laute überraschte Geschrei vieler Stimmen über sich. Mühsam stand er auf und blickte um sich. Ein Dutzend Krieger der Ojibway starrten mit dem Ausdruck höchster Verwunderung auf die Scene, und Einer von ihnen, welcher älter und vornehmer als die übrigen zu seyn schien, gebot ihnen Schweigen durch ein Zeichen der Hand und sprach:

„Was führt den Dakota in das Land der Ojibway?“

Der junge Krieger blickte noch einmal auf die kalten Züge des Mädchens, deutete auf den am Boden liegenden Leichnam des Gegners und richtete dann furchtlos seine Augen auf den Häuptling der Ojibway, indem er, den unverletzten Arm stolz über die Brust werfend, rief:

„Der „fliegende Pfeil“ fürchtet den Tod nicht!“

Die dunkeln Gesichter der Feinde verzogen sich zum Ausdrucke des tödtlichsten Hasses; jeder Bogen war im Augenblicke gespannt, und mit dem lauten Kriegsruf seines Volkes auf den Lippen, stürzte der Dakota, von zwölf Geschossen durchbohrt, zusammen.

Kleinigkeiten.

Kaiser Soulouque. Aus Veranlassung des plötzlichen Sturzes des Kaisers Soulouque bemerkte das Journal des Débats treffend: „Die Geschichte Haiti's ist leider eine Reihenfolge von inneren Unruhen und fruchtlosen Revolutionen. Jedoch ist der Sturz Soulouque's nichts als ein Schritt weiter auf dem Wege zum Verfall anzusehen. Diese lächerliche Regierung hat ihren Augenblick des Glanzes gehabt. Soulouque war der unbestrittene Gebieter seiner Mitbürger, welche ihn, wie man sagt, als Sklaven kannten, bevor sie ihn zum Präsidenten ihrer Republik machten. Durch Entschlossenheit hatte er sich zum Kaiser aufgeworfen; in dieser Eigenschaft ließ er sich von ganz Europa anerkennen. Nach England schickte er als Gesandten einen prächtigen Neger, welchen Herr Dallas, gewohnt, Alles mit amerikanischen Augen anzusehen, auf den „Werth“ von 10,000 Franken schätzte; auch gründete er eine ephemere Aristokratie, indem er Herzoge von Limonade und von Marmelade ꝛc. schuf, deren Titel nun in der Geschichte fortleben werden. Nun ist er von seinem Thron gestürzt, erst geschwächt durch einen unglücklichen Krieg gegen die Dominikaner, dann plötzlich verjagt durch einen republikanischen Aufstand. Und auf daß die Schicksalsentwicklung dieser unseligen Herrschaft vollständig sey, so ist es der von dem gefallenen Kaiser ernannte Senat selbst, welcher im Verein mit seinem Staatsrath und seinen Generalen, die Beschlagnahme seines Privatvermögens dekretirte, weil es aus der Verschleuderung und Aneignung von Staatsgeldern hervorgegangen. Wir wünschen von Herzen, daß die neue Regierung des Landes sich mit einiger Ehre behaupten möge, damit die Regierung Soulouque's nicht als das letzte Wort haitischer Civilisation erscheine. Im übrigen erhalten wir mit Befriedigung die günstigsten Berichte über den Führer der Revolution, General Geffrard. Bis jetzt ist keinerlei Unthat geschehen; sogar Soulouque, der seine Gewalt so grausam ausübte und mit Recht so verhaßt war, konnte sich Angesichts der siegreichen Revolution unbeleidigt und ungefährdet einschiffen.“

Zwei Wagen neuer Construktion. Unsere Wagenbaukunst ist in neuester Zeit wieder um zwei Novitäten vermehrt worden. Wir meinen den sogenannten Baratrope und Boydell's Lokomotive. Der in Paris erfundene Baratrope ist eine für mehrere Personen eingerichtete Art Draisine, deren bewegende Kraft in dem getragenen Gewichte selbst liegt. Er wird einfach dadurch in Bewegung gesetzt, daß sich ein Mann, dessen beide Füße auf zwei Piedestalen ruhen, abwechselnd von der einen auf die andere Seite neigt, so daß sein Gewicht alternirend auf das eine und das andere Rad bewegend einwirkt. Der Apparat ist sehr einfach und wurde von den Professoren des Pariser Polytechnikums und anderen Sachverständigen geprüft, und als praktisch befunden. Versuche, die auf Pariser Boulevards angestellt wurden, ergaben eine Geschwindigkeit von circa 4 Stunden per Stunde, und Fiakern gelang es nur mit Anstrengung dem Baratrope zu folgen. Die Boydell'sche Lokomotive eignet sich zum Lastentransport auf Chausseen. Die Maschine ist nichts anderes, als ein Dampfwagen, der an seinen Rädern seine Eisenbahn ohne Ende selbst mit sich führt, indem an den Radfelgen Eisenschienenstücke befestigt sind, die in einander greifen. Zur Lenkung bei Krümmungen des Wegs ist entweder eine etwas komplicirte Vorspannmaschine oder einfach ein Pferd mit einem Reiter nöthig. Angestellte Versuche ergaben die leichte Ueberwindung einer Steigung von 1 : 10, sowie eine Geschwindigkeit von $1\frac{1}{2}$ Stunden per Stunde bei einer Ladung von 600 Zentnern, und einem Kohlenverbrauch von 300 Pfunden.

Ein altes Urtheil über die Crinoline oder Reifröcke, und zwar ein plattdeutsches. In einer der Predigten, welche dem originellen, 1718 verstorbenen Päster Jobst Sackmann zu Limmer zugeschrieben werden, heißt es zum Texte: „Lachen hat seine Zeit, weinen hat seine Zeit“, wie folgt: „Ich muß noch einmal auf die Frauenskleider wiederkommen. De Heugers degret ja nu gar keene Feten meer, sünder se heft uppestund Kükenkörve nu üm dem Steert; Tunnenbänder un Stricke neiet se in de Röcke; dat mot stieve hen staan; enen groten Ballerjaan hengt se üm den Stinkerjaan, den legen Püsterjaan. Et is rechte Sünne un Schanne; keen ehrlik Minsche kann dabi her gaan; et mot önen Alles utem Wege gaan; sei nemet fast de ganze Strate in. Hier in Limmer het et wol niks to seggen; aver man kome mal des Sündages in Hannover, da werd ener sien Wunder sein.“

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur A. lbr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 34. | den 27. April 1859.

Die Trommler.*)

(1848.)

Ihr Trommler, hört doch auf zu lärmen
Dank für die rasselnde Musik!
Weiß Gott, ich kann für sie nicht schwärmen
Und nicht für eure Politik! —
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Ja, euer Schmettern, dumpf und ledern
Geht mir an's Herz: auf wacht darin
Die Muse schüttelt ihre Federn,
Doch nur, um — ach mir zu entflieh'n!
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Wann wir zum Mahl die Tafel decken,
Winkt uns ein Stündchen Ruh' im Haus,
Rollt der Appell — erneuter Schrecken!
Es trommelt — Lied und Lust ist aus!
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm, und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Ein Volk von Brüdern sah ich flammen
Im Lied. Es trommelt! — Eitler Traum!
Erst auf dem Pflaster rinnt zusammen
Der Brüder Blut, ein rother Schaum.
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Euch hat das Kaiserreich geboren,
Das hat, im Trommeln gar geschickt,
Dem Genius betäubt die Ohren
Und des Verstandes Stimm' erstickt.
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Wen Gott verdammt, ein Reich zu führen,
Der darf, wenn er auf Ruhm was hält,
Das Eselsfell nur tüchtig rühren,
Dann trommelt er stupid die Welt.
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

In Frankreich trommelt Alles wacker,
Schlägt Lärm bis zum Altar hinan,
Es trommelt jeder kleine Racker,
Es trommelt jeder Charlatan!
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Sie trommeln bis in's Grab dem Thoren,
Der stirbt, bedeckt mit Kreuz und Stern,
Sie prahlen trommelnd voll die Ohren
Den großen und den kleinen Herrn.
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

O Volk der Trommeln, Kreuze, Renten,
O Republik, was hast du vor?
Wer wird gewählt zum Präsidenten?
Ich denke: ein Tambourmajor!
Ein Trommelwirbel um und um
Und Tag und Nacht drumdumm, drumdumm,
Rundum Gesumm und dumm Gebrumm,
Drumdumm, ihr Trommler bringt mich um!

Ludwig Seeger.

*) Aus „Beranger's" Werken, zweite vermehrte Auflage, deutsch mit Einleitung und Erläuterung von Ludwig Seeger, Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung, die in den nächsten Tagen die Presse verlassen wird.

Die Gazellenjagd der Araber zu Fuß.

Von C. E. v. Weber.

Der Araber sagt: Ich jage den Löwen, um mich zu schützen; ich jage den Strauß, um mich zu bereichern; ich jage die Gazelle zu meinem Vergnügen.

Gesellig in Heerden von 10—14 und 500 Stück durchstreifen die zierlichen Thiere mit den sprichwörtlich gewordenen großen Augen, mit den schlanken Beinen, den musculösen Schenkeln und den weithin-

blinkenden weißen Zähnen, den keck gehörnten, graciös getragenen Köpfen, das ganze Nordafrika. In dem üppigen Pflanzenwuchse des Tell, dem Landstrich zwischen den Meeresküsten und dem Gebirge, weidet die kleinste Gattung dieser edelsten Antilopenart, die größte, aber am wenigsten edle, beklettert gemsenartig die Höhen des kleinen Atlas und Djurdjura, bis fast hinauf zur Schneegrenze. Die Abart aber, die der Jäger am höchsten schätzt, deren Lenden am schnellkräftigsten, deren Lungen am ausdauernsten sind, wirbelt in Heerden, die wie breite wandernde Sandflächen oder wie weiterziehende Araberstämme sich in der Ferne hinschieben, den Staub im Kifan (Steppe, die aber im Frühling und Herbst grünt) auf, daß der einsame Reiter oft das Herfegen des Samum entsetzt zu sehen glaubt.

Diese Art hat fast die Farben des Wüstensands, einen hellweißen Bauch, längere Hörner als alle andern und steht an Größe zwischen den Gazellen der Küste und des Gebirgs. Der Araber nennt sie „el rime“ „die Lust“, weil ihre Jagd ihm vor allen andern Lust bereitet. Der Werth einer Gazelle ist gering und übersteigt selten einen Frank. Um solchen Preis würde keiner der edeln Wüstenjäger wie auf der Fährte des Straußes sein Pferd abtreiben, seinen Windhund hetzen, oder sein Pulver verschießen, und doch jagt er sie um der Lust willen, unablässig Tag für Tag, Monate lang, mit unendlicher Geduld und Ausdauer, mit allen Mitteln, die sich zur Jagd bieten. Und in der That gibt es in Europa keine Jagd, die an Mannigfaltigkeit der Form, an Reiz, an Aufwand von Kenntnissen, Scharfsinn, Kraft und Ausdauer so reich wäre, als die Antilopenjagd von der immergrünen Küste des Mittelländischen Meeres an, durch die Schluchten des gewaltigen Gebirgsstocks des Atlas, bis zu den durchglühten Dattelwäldern der Oasen el Arib und Tuat.

Auf dreifache Weise wird die Gazelle vom freien Araber gejagt. Zu Fuß, durch Beschleichen mit der Büchse, zu Pferd mit dem Windhund und endlich mit dem Falken. Die letztere Form ist die edelste, und ist nur dem Tribus, dem Scheikh, dem Sprößling gewisser edler Stämme, deren Namen jeder Araber kennt, gestattet. Mit mehr Stolz als der Europäer Stern und Band, trägt der Araber Spuren der Excremente des Edelfalken auf seinem Burnus und wo er vorübergeht, so deuten seine Gefährten auf ihn und sagen: Das ist ein Edelmann. Kaum ist auf den weiten beschwerlichen Wanderungen der Tribus, der Stamm an die Quelle gekommen, nach der er zog, kaum haben die armen geplagten Weiber begonnen, das Zelt von den knieend-wiederkäuenden Kammeelen, das Gepäck von den traurig den Kopf senkenden Eseln abzuladen, so ergreift der Herr der Familie Flinte und Kugelbeutel, um auf der Gazellenjagd zu warten, bis seine Häuslichkeit errichtet, seine Mahlzeit bereitet sey. Unermüdet macht er stundenweite Bogen, um, dem Winde entgegengehend, sich den Lagerplätzen der Gazellen zu nähern, die truppweis die saftigen Knollengewächse des Flachlandes und die starren Gräser in den Bergschluchten abweiden. Die Gazelle hat einen außerordentlich feinen, nie trügenden Geruch, während ihr der Araber, der Beduine und vor allem der Kabyle mit seinem fernrohrartig in die Weite tragenden Auge an Schärfe des Gesichts überlegen ist. Oft überrascht diese Schärfe des Sehens die französischen Offiziere, die, den Horizont mit ihren Instrumenten musternd, die neben ihnen schreitenden eingeborenen Führer auf Herankömmlinge aufmerksam machen wollen, die punktgleich in der Ferne erscheinen. Sie sehen dann, zu ihrem Erstaunen, die Augen der Führer bereits nach jener Gegend gerichtet und hören die Angabe der Zahl, der Ordnung, des Marsches der fernen Truppe, die dem Araber wie durch Zauberei aus Fernen gekommen zu seyn scheint, in denen das europäische unbewaffnete Auge nur Luftzittern sieht.

Von Jugend auf in dem Suchen der Weiden und Lagerplätze der Gazellen unterrichtet, die Gewohnheiten des Thieres zu allen Jahreszeiten genau kennend, trügt den Araber selten seine Erfahrung im Aufsuchen seiner Jagd. Der Gazellenjäger zu Fuß muß ein unermüdlicher Fußgänger seyn, muß es trefflich verstehen, in der Steppe, wo sich Alles gleicht, sich zu orientiren, wenn er die Plätze wieder finden will, wo er die getödteten Thiere liegen ließ, deren Mitnehmen auf meilenweiten Jagdwegen ihm unmöglich seyn würde. Sorgsam sucht er, wenn er sich von fern den Stellen nähert, wo er Gazellen vermuthet, für seinen Fuß zum Schreiten grasige oder sandige Plätze aus, das Knirschen zweier Kiesel würde ihn auf tausend Schritte verrathen. Stehen die Gazellen auf offenen Ebenen oder an Berghängen, so sieht sie der Jäger auf unglaubliche Entfernungen und macht sofort seinen Angriffsplan nach dem Terrain. Dann, führt keine Vertiefung, keine Reihe von Büschen oder Stauden, die den Herannahenden bis auf Schußweite verbergen könnten, bis in die Nähe der Thiere, so gibt er lieber die hoffnungslose Jagd auf, als daß er seinen Ruhm als Gazellenjäger, und sey es auch nur in dem eigenen Bewußtseyn, verlieren sollte. Sieht er aber hier eine Rille, in der er auf dem Bauche hinkriechen, dort eine Pflanzengruppe, hinter der er sich ducken, und einen Busch, der ihn stehend decken kann, und alles das in nicht zu großen Distancen von einander, so beginnt er seinen Angriff. In den meisten Fällen bezeichnet sich auf der vielfach zerrissenen, mit Gebüschen der niedrigen Fächerpalmen, der Tuja, der hohen Rohre, der starren Agaven, die meist einsam wachsen und an den Wässern mit Oleander, den dichten Massen der Cacteen ꝛc. durchwachsenen Steppe, der Schleichweg, den er einzuschlagen hat,

deutlich. Ist der Weg entschieden, so späht er scharf aus, in welcher Richtung die Köpfe der Thiere beim Weiden auf den Boden gebeugt sind, ob sie alle fressen, oder nicht. In den kurzen Zeiträumen, wo Ersteres der Fall ist, und die oft weit auseinander liegen, huscht der Jäger von einem Versteck zum andern. Je näher er kommt, um so vorsichtiger wird er. Das Emporrichten eines Gazellenköpfchens, das Umkehren eines Thieres bannt ihn fest in seinem Schlupfwinkel, in dem ihn schon stundenlang die afrikanische Sonne gebraten hat.

Jetzt sind noch die letzten drei Stationen, die ihn von den Thieren trennen, zurückzulegen, dort jenes glitzernde Niederholz von Zwergfächerpalmen, das wie ein Gestripp blanker Dolchspitzen aussieht, dann an der Lache, wo die Gazellen eben getrunken, ein Geröhrigt dreimal mannshohen spanischen Rohres, und dann dicht vor der Heerde auf Schußweite eine gewaltige Agave, auf derren starren, riesigen graugrünen Blättern sich das glänzende Chamäleon in der Sonne dreht und eine Menge Eidechsen glitzern. Zwischen diesen Hinterhalten liegen Strecken dürrer Kies und hartes Geröll 30—40 Schritt breit, hie und da von dem Ysopp der Steppe mit seinem langen, trockenen Stengel überkrochen. Hell und glühend ruht die Sonnengluth auf der Ebene. Der kaum merkliche Lufthauch, der nicht einmal das hohe Rohr rauschen macht, kommt von der Gazellenheerde, die wie zierliche Schafe dort zusammengedrängt weidet. Da sie im langsamen Wandern begriffen ist, so sind alle Köpfe in eine Richtung gedreht, doch stehen drei und vier mit langen Hälsen aufrecht und wittern in die Luft hinaus. Jetzt duckt sich die eine, dann die zweite zum Fressen. Der Jäger macht sich zum Sprunge aus seinem Versteck in das näher liegende Terrain fertig, vorher schon die Ysoppflanzen bestimmend, auf die er treten will um lautlos zu gehen. Jetzt frißt auch die Dritte. Rasch schreitet der Araber aus seinem Hinterhalte, trifft sicher mit dem sehnigen Fuße die weichen Pflanzen und liegt im Nu hinter den Palmen. Kaum ist er versteckt, so heben einige Gazellen die Köpfe, und machen Miene sich zu lagern. Lagert sich die Truppe, so ist alle Jagdmühe umsonst; denn dann schauen sie liegend nach allen Seiten aus und Annäherung ist nur in den wenigsten Fällen möglich. Aengstlich folgt das Auge des Jägers den Bewegungen der Thiere, sie schauen sich um, jagen mit den Köpfen die Fliegen von sich und ducken sich gann wieder zum Fressen.

Im Augenblick huscht der Jäger hinter das Geröhrigt von spanischem Rohre, doch in diesem prasselt es gewaltig, die schwankenden Schäfte werden auseinander gebogen und gedrückt, und heraus steigt kreischend, die langen Beine weit zurückgestreckt, die gewaltigen grauen Flügel schlagend, der graue, afrikanische Reiher, der an der Lache behaglich Fische geschnappt hat. Die Gazellen hören das Geräusch, alle Köpfchen fahren in die Höhe, die Hinterläufe knikken wie zum Sprunge ein, aber noch steht die Heerde, umschauend nach der Ursache des Schreckens. Da werden sie den über ihnen krächzend hinziehenden Reiher gewahr, dessen Schatten wie eine kleine Wolke über die Ebene fliegt, und beruhigt beginnen die feinen Thierchen wieder zu fressen, doppelt emsig nach dem grundlosen Schrecken. Jetzt gilt es für den Jäger, den Punkt zu erreichen, von dem aus er schießen will, die große Agave. Die Gefahr, gehört zu werden, wächst mit der Nähe, das jagdglühende Herz des Arabers schlägt hoch, das Blut strömt ihm nach Kopf und Gesicht. Der Zeitpunkt ist günstig; er tritt aus dem Geröhrigt vor, erst auf faules Schilf, dann auf eine Staude — und wieder — plötzlich steht er, daß ihn eine Geröllschicht von der Agave trennt, zu breit um übersprungen zu werden; der Tritt darauf muß ihn verrathen, denn er ist bis auf 50 Schritte den Thieren nahe. Da nestelt er, ohne sich zu besinnen, das einzige Kleidungsstück, das er trägt, den Burnus, los, und wirft ihn auf seinen Pfad, rasch und lautlos darauf tretend, erreicht er die Agave im Augenblick, wo zwei oder drei Thiere die Köpfe heben und sich mit den großen Augen, in denen sich die heiße Sonne spiegelt, und die er jetzt deutlich sehen kann, umschauen. Den draußen offen liegenden Burnus bewegen, hieße jetzt die ganze Heerde verjagen, die ohnehin, aufgeschreckt durch das leise Huschen der Eidechsen, die von der Agave herablaufen, 10—15 Schritt mit einem Schlage zurückprallt. Schon will der Jäger am Erfolg verzweifeln, das Gewehr ergreifen und blindlings auf die Heerde feuern, da sammelt sie sich — die Thiere drängen sich zusammen, eine Zeit lang drehen sich noch ein paar Dutzend Köpfchen auf langen Hälsen rechts und links, dann beugen sich die meisten nieder und weiden, doch bleiben immer einige ängstlich auf der Wache. Langsam kommt die Heerde zurück. Regungslos liegt der Beduine hinter der Agave — die geringste Bewegung muß ihn verrathen — es gilt, den Thieren, die ihn jetzt sehen können, ein todtes Stück Holz zu scheinen. Und doch muß die Flinte heraufgenommen und angelegt werden. Die Sonne liegt sengend auf dem nackten, dunkeln Körper, Mücken und Fliegen stechen und kitzeln den Geplagten — endlich wagen sich auch die schüchternen Eidechsen an den regungslosen Körper — mit dem kühlen kleinen Leibe huschen sie auf ihm herum. Mit unmerklichen, feinen, nur einem Beduinen möglichen Bewegungen rückt der Jäger, unbeirrt um das Getriebe auf seinem Körper, das Gewehr empor. Es dauert eine qualvolle halbe Stunde bis er es am Kopfe hat, eine weitere Viertelstunde, bis er es sorgfältig vor jedem darauf fallenden Sonnenstrahl geschützt, im Schatten eines Agaveblattes und darauf gestützt im Anschlage hat. Noch ist die Heerde zu weit, der Schuß ist nicht

sicher. Ganz vorn schreitet ein schöner, glatter Bock, auf diesen münzt es der Beduine. Die Heerde kommt näher — aber wenn der Nord, der jetzt schweigt, sich von einer andern Seite erhebt, wenn ein Ton die Gazelle schreckt, ist alle Mühe und Qual — umsonst. Wie aus Erz gegossen liegt der Beduine auf dem Steingeröll im Sonnenbrand. Seine Augen funkeln plötzlich höher, ein Knall unterbricht die Todtenstille, der gellende Schuß, ein kleines Dampfwölkchen wirbelt über die glitzernde Ebene und der Gazellenbock liegt, auf den Vorderläufen zusammengebrochen, im Verenden, fast so schnell wie die Rauchwölkchen des Schusses aber flieht die Gazellenheerde, wie ein Trupp Reiterei trappend.

Und was ist der Gewinn der unendlichen Mühe und Pein, wenn der Beduine seine Beute zu Markt bringt. Ein Franc höchstens, und ein und ein halber werden für einen feisten Gazellenbock mit gutem Fell bezahlt. Die Aufregung der Jagd war der eigentliche Gewinn des frischen und ausdauernden Jägers, dessen Geduld nicht ermüdet, wenn ein Zufall ihm die Beute verjagt und er 3—4 mal das mühsame Beschleichen beginnen muß. Ja, leidenschaftliche Gazellenjäger werden tagereisenweit von den Thieren verführt, daß sie oft halb verhungert halb verdurstet, kaum heimzukehren vermögen. Gern jagt der Araber auch die Gazellen bei Mondschein in Frühlingsnächten, wenn die Jungen die Alten verlassen, das unaufhörliche Locken der Letzteren, den Ort, wo sie sich befinden, verräth und die Angst um das fliehende Junge sie unvorsichtig und thöricht macht. Es ist dies die einzige Form der Jagd der Gazelle zu Fuß, die dem nicht ganz abgehärteten und acclimatisirten Europäer zugänglich ist. Denjenigen, die Jagden dieser Art mitmachten, ist der romantische Reiz unvergeßlich, den das Durchstreifen der weiten, mit glitzernden Zwergpalmengebüschen bedeckten mächtigen Ebene hat, die von den rufenden Thieren ganz belebt scheint, nach denen, im hellen afrikanischen Mondschein mehr hinfliegenden als laufenden leichten Schattengestalten man schießt.

Kleinigkeiten.

Die Pfropfenzieher. König Friedrich II. ritt im ersten schlesischen Kriege mit mehreren Generälen eines Morgens aus, um den Feind zu recognosciren; da kam ihm plötzlich ein Gegenstand vor, den er sich zu notiren gedachte. Er wandte sich mit den Worten: „Meine Herren! hat Niemand von ihnen eine Bleifeder zur Hand?“ an die ihn begleitende Suite; die Offiziere durchsuchten ihre Taschen — und Niemand konnte das verlangte, unentbehrliche Instrument der Gedächtnißhülfe aufweisen. Der König, diesmal bei guter Laune, sagte nichts, und mußte diesen interessanten Gegenstand einstweilen seinem Erinnerungs-Vermögen anvertrauen. — Es rückte die Mittagszeit heran und der mächtige Despot der lebenden Geschöpfe, — der Magen — that auch bei dem Herrscher Preußens seine pflichtschuldigste Anmeldung. Der König stieg daher vom Pferde, begab sich unter die schattigen Aeste eines Baumes, und befahl, die mitgenommene Collation aufzutischen. Dabei befand sich auch eine Bouteille des perlenden Weines aus der Champagne, allein hier fehlte es an einem Instrumente, den Korkpfropfen herauszunehmen; da wandte sich König Friedrich abermals an die Generäle mit den Worten: „Meine Herren! hat Niemand von Ihnen einen Pfropfenzieher bei sich?“ — und wie die Kugeln aus den Gewehren — so flogen pfeilschnell aus allen Taschen der Suite die Pfropfenzieher hervor, denn jeder hatte das für einen tapferen Weintrinker nöthige Instrument bei sich. Der König schwieg wieder — lächelte jedoch über diesen offenen Beitrag zur Charakteristik seiner, den alten deutschen Sitten noch ganz treu gebliebenen Generäle.

Wenn in der Bretagne die Mutter eines Säuglings stirbt, so wird das Kind von allen anderen Müttern der Gemeinde oder des Dorfes als ihr eigenes angenommen. Der Priester wählt eine Mutter aus, auf welche er sein besonderes Vertrauen setzt, und sie empfängt den heiligen Dienst für das Kind zu sorgen, als ein Geschenk des Allmächtigen. Ist eine zu arm, als daß sie das Kind allein unterhalten könnte, so vereinigen sich Mehrere für diesen Zweck. Eine der Mütter nimmt das Kind in ihre Wohnung auf und die anderen warten und pflegen es stundenweise abwechselnd. Alles, was auf die Kindheit Bezug hat, wird in der Bretagne mit frommen Gebräuchen umgeben. Niemand geht an einer Frau, die ein Kind trägt, vorüber, ohne zu sagen: „Gott segne Dich!“ Selbst der eingefleischteste Haß wird durch diese Sitte entwaffnet. Der unversöhnlichste Mensch wird seinem Feinde ein Segenswort zurufen, wenn derselbe ein Kind auf dem Arme hat.

Herrschaftliche Belohnung. „Gnädiger Herr haben befohlen, daß ich mich Punkt eilf Uhr einzufinden habe.“ — „Ach ja, Johann! es ist heute ein wichtiger Tag Deines Lebens. Heute sind 34 Jahre verflossen, seit ich Dich in meine Dienste genommen habe. Du hast mir immer treu und redlich gedient und ich habe Dir versprochen, Deine Treue und Anhänglichkeit dereinst zu belohnen. Ich habe mein Wort nicht vergessen, denn Versprechungen pflege ich mit ehernem Griffel in meine Seele zu schreiben. Höre denn, was ich für Dich zu thun beschlossen habe! Du sollst fortan, nicht mehr per Du, sondern per Er von mir angeredet werden! — Jetzt geh' Er in Gottes Namen, Johann!“

Gläserne Dachziegel oder schiefe Glasfenster sind häufig Ursache von Bränden, indem sie wie ein Brennglas die Sonnenstrahlen sammeln und Holz, Heu ꝛc. anzünden. Die „Z. f. Bauh.“ theilt mit, daß in einem braunschweigischen Orte ein solcher linsenförmiger Hohlziegel das auf dem Boden befindliche Stroh entzündet habe, in Folge dessen der ganze Hof abbrannte.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag — Nro. 35. — den 1. Mai 1859.

Die Meuterei am Bord der englischen Flotte auf der Rhede von Spithead.

Ein Seebild.

Das hier erzählte Ereigniß fällt mit der Zeit zusammen, in welcher die irischen Independenten, auch freie Irländer genannt, unter der Anführung der O'Donnel, der O'Neil und Saresfield und anderer Nachkommen berühmter irischer Geschlechter den letzten großen Versuch machten, sich, wenn nicht gänzliche Unabhängigkeit, doch solche Zugeständnisse von der englischen Regierung zu erkämpfen, wie sie längst den übrigen Nationen mit wenigen Ausnahmen in Folge des allgemeinen Fortschrittes gewährt waren. England, die Gefahr erkennend, scheute kein Opfer, die Empörung zu unterdrücken. Es gehörte mehr als ein Jahr dazu. Indessen ist schwer zu sagen, wie bei Englands damals sehr schwieriger Lage die Dinge gekommen seyn würden, ohne den Sturm, welcher die französische Flotte von der irischen Küste abtrieb, und verhinderte, daß von den zahlreichen, zur Landung bestimmten Truppen, mehr als die Brigade unter dem General Hoche ausgeschifft werden konnte.

Düster und von schweren Wolken verhüllt war die Sonne am fünfzehnten April des Jahres siebenzehnhundert und siebenundneunzig hinabgesunken. — Schwarze Nacht hatte sich nach einem von Schnee- und Regenschauer begleiteten Tag über die weite Rhede von Spithead gelagert. Gleich einem von Nebeldunst eingehüllten Sterne schimmerte vom Hauptmaste des Admiralschiffes die große Laterne. In einem weiten Kreise lagen die zahllosen Schiffe der kürzlich von ihrem Siegeszuge am Cap St. Vincent heimgekehrten, und die einer anderen, zum Auslaufen bereiten Flotte, wie schwarze, unförmliche Massen vor ihren Ankern, während die riesigen Masten gleich einem entlaubten Walde zum Himmel aufstarrten.

Das „all's well*)“ der wachthabenden Marinesoldaten, welches in regelmäßigen Zwischenräumen durch die Flotte schallte, das eintönige Plätschern der die Schiffe umspülenden Wellen und das ferne dumpfe Rollen der sich im fortwährenden Kampfe an den Festungswerken von Portsmouth und Monkton brechenden Brandung, waren das einzige Geräusch, welches man bis jetzt in dieser düstern verhängnißvollen Nacht vernommen hatte.

Arglos schlummerten Tausende vom schweren Tagwerke ermüdete Seeleute in ihren Hängematten, um sich durch einen erquickenden Schlaf zu den Berufsgeschäften des folgenden Morgens zu stärken. Schöne Träume umgaukelten diejenigen, welche nach langer Abwesenheit und mancher überstandenen Gefahr, die mit Sehnsucht am Heimathsheerde harrenden Lieben bald zu umarmen gedachten. Auch denen, welche, um mit Gefahr ihres Lebens den nöthigen Unterhalt für eine zahlreiche Familie zu erwerben, nach kurzem Aufenthalte am Lande, in wenigen Tagen eine neue beschwerliche Reise anzutreten im Begriff standen, und selbst die Unglücklichen, die durch den Preßgang*) mit Gewalt an Bord der Kriegsschiffe geschleppt waren, schloß ein wohlthätiger Schlummer die Augen.

Doch nur noch kurze Zeit dauerte diese verrätherische Ruhe. Es war die unheimliche Stille, die dem lange verhaltenen Ausbruche eines Vulkans vorausgeht; denn schon wurden die dunkeln Loose geschüttelt, die in geheimer Werkstätte bereitet, Entsetzen und Verderben über die Schläfer bringen sollten.

Etwa eine Stunde mochte nach der Ablösung verflossen seyn, da stieg auf der Fregatte Najade die dunkle Gestalt eines Mannes von riesigem Körperbau aus dem unteren Schiffsraum auf das Mitteldeck hinauf. Die hier die Wacht haltenden Matrosen, welchen die Erscheinung dieses Mannes schienen erwartet zu haben, traten sogleich an ihn heran, indem sie sich vorsichtig nach allen Seiten umhergesehen hatten.

„Alles ist sicher, Kameraden“, beruhigte sie der

*) Alles wohl.

*) Der Preßgang bestand aus einer Abtheilung der verwegensten Matrosen, welche unter Anführung eines Offiziers in Zeiten, wo es der Kriegsflotte an Mannschaft gebrach, das Recht hatten bei nächtlicher Weile die Straßen zu durchziehen und die ihnen in den Weg kommenden Männer ohne Unterschied des Standes gewaltsam an Bord der Schiffe zu schleppen. Diese barbarische Maßregel, schlimmer als das gewaltsame deutsche Werbsystem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist jetzt gesetzlich abgeschafft.

erstere, dessen Stimme obgleich gedämpft, fast wie aus der Ferne über's Meer rollender Donner erklang. „Wenn alle auf der Flotte in dieser Nacht ihre Maßregeln getroffen haben, wie der Hochbootsmann Parker, dann kreuzen wir, wenn der Wind nicht abfällt, morgen Abend vor Cherbourg und wenige Tage darauf, so Gott will — er muß es ja wollen — vereint mit den Franzmännern an den gesegneten Küsten von St. Patriks*) grünem Insellande. Tomkins — fuhr er fort — mach' du dort den Rothrock stumm am Fallreap!**) Kein Laut darf über seine Lippen kommen, kein Fluch, kein Gebet! Der Posten auf dem Quarterdeck gehört zu Sergeant Nigels Leuten; es ist unser Landsmann, ich habe ihn mit Leib und Seele für uns gewonnen! John Adams, fort auf deinen Posten vor die Thür der Offiziersajüten! Keiner von den Herren darf eher herauf, bis wir an Frankreichs Küsten die Anker geworfen oder mit der französischen Flotte einen Cours steuern. Doch wehe dem, der auch nur einem von ihnen ohne Ursache ein Haar zu krümmen wagt. — Schließe jetzt die Fallthür, Billy, die nach dem Raum der Soldaten führt. Und nun wartet meine ferneren Befehle ab. Sorgt, so lieb euch euer Leben ist, daß kein Fehltritt, kein ungewohnter Laut zu den Ohren derer da unten dringt!" Dabei deutete er auf die Treppe, welche zu den verschiedenen Gemächern der Offiziere führte. „Bedenkt es wohl ihr Burschen, daß Comodore Porter nur mit einem Auge schläft, während er mit dem andern für die Wohlfahrt der Najade wacht; und warum sollte er es nicht, 's ist so ein schmuckes, braves Schiff!"

Die Männer entfernten sich stillschweigend auf die ihnen angewiesenen Posten. Ein leises Stöhnen und das nur wenig vernehmbare Geräusch eines Falles, verkündete, wie schnell und sicher sich Tomkins seines blutigen, aber in Ausführung der Verschwörung unvermeidlichen Auftrags entledigt hatte. Der Hochbootsmann Parker aber schritt schnell über das Vorkastell hinweg, stieg weit hinaus auf das Bogsprit und blickte, als könnte er das Dunkel der rabenschwarzen Nacht mit seinen Feueraugen durchdringen, auf die umherankernden Schiffe. Fast hörbar klopfte sein Herz, ungestüm zuckte jede seiner Nerven, und in fieberhafter Gluth, als wollte es alle Banden zersprengen, jagte das Blut durch seine Adern.

Nur kurze Zeit hatte er auf seiner Warte zugebracht, die ihm indessen zu einer Ewigkeit geworden war, da stieg geräuschlos ein blaues Licht vom Admiralschiff empor. „Ha, endlich, endlich, ihr faulen Hunde!" murmelte der Hochbootsmann zwischen den Zähnen, und funkensprühend stieg die von ihm bereitgehaltene Rakete zum dunkeln Himmel auf. „Wohlan, mein Vaterland, für dich mein Irland gilt es jetzt! Das ist das Zeichen entweder zu deiner nahe bevorstehenden Erlösung, oder das Signal zum Tode eines deiner allergetreuesten Söhne!" — So rief er mit fest entschlossenem Tone, und sprang auf das Verdeck, welches sich, sobald sein donnernd Commandowort: „Alle Hände herauf!" erscholl, mit den kühnen Gestalten der Verschworenen anfüllte, deren Anblick im Stande war, auch wohl noch anderen als ihren Feinden Furcht einzuflößen.

„Jetzt an die Arbeit, meine treuen Brüder!" Die Vorsegel herunter, Mittel- und Halbsegel halb gerefft. Los mit dem Segel am Mizan! Fort mit dir, Bill, an's Steuer! He, was gibt's dort? habt ihr schon meine Befehle vergessen? Die Narren wollen gar in bester Form die Anker aufwinden? Kappt das Tau, in's Teufels Namen! und ohne weiteres in See. So recht, mein Junge, ein Meisterstück war's von dir, Jack. Das war ein kräftiger Hieb! Wenn ein Hals darunter war, rollte jetzt der Kopf zu deinen Füßen auf dem Verdeck umher!

„Hurrah, meine Jungen!" rief Parker immer mehr entbrannt — „Hurrah! noch zweimal!" Die Matrosen aber, die bis auf einige wenige, deren man sich versichert hatte, mit dem Hochbootsmann einverstanden waren, erwiderten jubelnd das Hurrah, und arbeiteten dann mit fast übermenschlicher Kraft, die Befehle ihres sich selbst gegebenen Obern so rasch als möglich in Erfüllung zu bringen.

Bald wurde auch von den zunächstliegenden Schiffen das Geräusch und der Commandoruf vernommen, so wie beides ertönt, wenn man im Begriff ist, unter Segel zu gehen. Hier und da schwebte schon eine und die andere Fregatte. Dort eine, zwei, drei Briggs mit entfalteten Topsegeln, wie man es beim Scheine der auf den in Meuterei begriffenen Schiffen aufgehißten Laternen wahrnehmen konnte, frei von ihren Ankern, die man nach Parker's im Voraus gegebenen Befehle ohne Weiteres gekappt hatte. Doch auch Waffenklirren erschallte dazwischen untermengt mit einzelnen Schüssen und Wehelauten, mit Aufruhrgebrüll und rauhen hastigen Commandostimmen, wodurch das Grausen der jetzt vom Blinken einzelner Sterne erhellten Nacht für Jeden, der Zeuge des ungesetzlichen Ereignisses war, bis zum Entsetzen gesteigert wurde. Da, wo die Ruhe in des Schlafes gleichmäßig gehaltenen Athemzügen noch vor wenigen Augenblicken waltete und manche von ihnen mit goldenen Traumnetzen umwebte, da tobten jetzt die Furien der entfesselten Leidenschaften um so schrecklicher, weil die Dunkelheit das Unternehmen des Aufruhrs begünstigte.

Vergebens versuchten die eingeschlossenen Offiziere, und vorzüglich Commodore Porter, der ehrenhafte Befehlshaber der Najade, indem sie gute Bedingungen versprachen, die Meuterer zur Rückkehr zur Pflicht zu bewegen. Vergebens blieb ein gewaltsamer Versuch, ihren Kerker zu sprengen. Par-

*) Der Schutzpatron von Irland.
**) Eingang in die Matrosenräume.

ker ließ jeden mit augenblicklichem Tod bedrohen, der es ferner wagen würde, von Bedingungen zu sprechen oder die Cajütenthüren gewaltsam zu erbrechen. Dagegen gelobte er bei Irlands Schutzpatron und seiner Ehre, daß keiner von ihnen an Leib und Leben geschädigt werden sollte, sobald sie den Ausgang der Sache ruhig abwarteten.

Fünf Schiffe waren endlich unter Segel. Es waren die Fregatten, Swiftsure und Arethusa, die Briggs Prometheus, Thunderer und der Pfeil. Sie folgten alle der Najade, welche eine Laterne am Hauptmaste, den Abtrünnigen zum Führer dienend, langsam voransegelte und den Lauf nach dem Süden nahm.

„Es dauert verwettert lange mit den anderen Burschen", sagte Parker zu Tomkins, seinem Vertrauten, den er zum zweiten im Commando ernannt hatte, während er selbst, zwar mit dem ganzen Selbstvertrauen eines Befehlshabers, aber doch sichtlich beunruhigt über die Zögerung, auf dem Quarterdecke hastig auf und ab schritt.

„Die Holzköpfe!" fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke still stehend, aufmerksam über das Meer geschaut hatte. Auf dem Admiralschiffe winden sie den Anker so regelmäßig auf, als wenn wir heute eine Stunde zu viel hätten, alles in höchster Ruhe, taktmäßig, sogar nach dem Commando und der Pfeife des Hochbootsmannes! Was der Teufel ist das? Das ist nicht meines alten Freundes Jack Webster's Pfeife, die kenn' ich unter Tausenden hervor. Hört doch, das ist ja gerade, als wenn so ein Laffe von Midshipman die schwachen Lungen zur Probe exercirte. Sollte etwa gar der Teufel noch sein Spiel haben, und der Royal George*) an uns zum Verräther werden? Nun — setzte er mit gezwungenem Lachen hinzu — zu verwundern wär's gerade nicht, wenn sich die Bursche vom Namen des herrlichen Schiffes einschüchtern ließen. Ja, ja, Georg der Dritte, sein königlicher Patron wiegt schwer bei jedem braven englischen Seemann, würde ihn selbst lieben und verehren, wenn er ein freier König von England und Irland wäre. Aber, Kameraden, was thun wir mit dem Könige des Parlaments, mit dem willenlosen Werkzeuge der stolzen Pairs, die das Land in der Tasche haben und das Regiment in der Hand! Unser König soll frei seyn, wie der König in der Luft, wie der Seeadler, der über den Wogen schwebt. In stolzer Höhe, wie des Admirals rothe Flagge, soll er schützend mit seinen Riesenschwingen über seine weiten Reichen schweben.

„Selbstständig — fuhr er nach kurzer Pause mit irischer Redegeläufigkeit fort — groß und mächtig, durch eigenen Willen soll er dem Königreiche Glanz verleihen, nicht aber vor den Großen des Landes, gleich einer Nebensonne den Schimmer borgen! Nun, wer weiß — doch hinaus jetzt, meine braven Jungen, mit allen Segeln hinaus in den Kanal, hinaus in die Freiheit, um uns in Georg einen freien König zu verschaffen. Unsere Zeit ist um, bald bricht der Tag heran, und längst wird unserer John Boyle*) an St. Albans Spitze harren, um uns den Weg nach Frankreich zu zeigen. Wer jetzt nicht mit uns ist, mag wider uns seyn, oder, was schlimmer ist, er mag als ein feiger Verräther an dem, was uns Männern hier heilig ist, dahinten bleiben.

So feuerte Parker die in doppelter Regsamkeit arbeitenden Matrosen an, während er zugleich sorglich bemüht war, ihre Aufmerksamkeit vom Admiralschiffe, von dessen Bewegungen ihm nichts Gutes ahnete, abzulenken.

Weniger vorsichtig als auf der Najade, hatten die Verschworenen ihre Vorbereitungen auf dem Royal George getroffen. Ohne daß sie es oben wußten, saß der Sieger vom Cap St. Vincent noch in später Stunde in Nachdenken über eine in den indischen Gewässern zu unternehmende Expedition versunken, in seinem einsamen Schlafkabinet.

Vor ihm auf dem Tische waren die Wachskerzen tief auf die silbernen Leuchter herabgebrannt und ihr immer düsterer werdender Schimmer schien auch ihn endlich an eine kurze Ruhe zu mahnen.

„Noch ein Paar solche Schläge auf unsere Feinde", — sagte der noch in voller Kraft stehende Greis, indem er sich mit dem ruhigen Selbstgefühl des Briten von seinem Sessel erhob und die letzte Neige des Oportoweines, der schon eine Fahrt unter der Mittagslinie hinweg mit ihm gemacht hatte, aus dem goldfunkelndem Becher schlürfte — „dann beherrscht Britanias Flagge ohne andern Einspruch den weiten Ocean von einem Pole zum anderen, so wie es unser herrliches Volkslied besagt: „Britania beherrscht die Wellen!"

Da öffnete sich geräuschlos die Thür; die kostbaren Stoffe, mit denen Wände und Fußboden bedeckt waren, bewegten sich kaum, und ein riesiger Mohr stand mit allen Anzeichen des Entsetzens vor dem Admirale.

Noch als Flottencapitän hatte Sir John Jerwis, jetzt Graf von St. Vincent, Tailoo an der Küste von Mozambique von einem Sklavenschiffe befreit, und ihn wegen seines athletischen Körperbaus in seiner Umgebung behalten. Später wurde der Neger Sir Johns Liebling, welcher den gütigen Herrn gleich dessen Schatten überall begleitete. Da, wo Jenem irgend eine Gefahr drohete, im Sturm, im Kampfe mit den aufgeregten Elementen, in der Schlacht, stand Tailoo ihm nahe und schon mehr als einmal war der Neger der Schutzgeist des kühnen Seehelden gewesen, wenn dieser von seinem Muthe begeistert über die Grenzen seiner Pflichten hinausgeführt wurde.

*) Der Nachfolger des in den achtziger Jahren untergegangenen Linienschiffes gleichen Namens.

*) Berühmter Lootse an den irischen Küsten, der von Parker in den Verschwörungsplan eingeweiht war.

Forschend durcheilte das funkelnde Auge des Leibwächters jeden Winkel des Kabinets, dann warf er sich zu den Füßen des Grafen, der durch eine finstere Miene seinen Unwillen über die späte Störung andeutete, dann aber überrascht auf den treuen Neger blickte, der die Hände mit flehender Geberde zu zu ihm erhob.

„Was gibt es Tatloo, daß du dir herausnimmst, dich in so später Stunde bei mir einzuschleichen?“ fragte der Admiral, indem er mit seinem Feuerblick den Zitternden vom Scheitel bis zum Fuße musterte.

Der Neger legte, um den lauten Ausbruch des Gebieters zu beschwichtigen, bedeutsam den Finger auf den Mund.

„Zur Hölle mit deinem Unsinn, schwarzer Narr!“ rief der Admiral, der keine Zögerung gewohnt war.

Da stammelte Tatloo kaum hörbar, sich nochmals ängstlich in allen Winkeln umsehend: „O, Maßa, Mylord, Rebellion! Schöne Schiffe verloren, weiße Männer wollen Mylord tödten; — und seine Geberden waren dabei deutlich bezeichnend.

In diesem Augenblicke erhob sich über ihren Köpfen ein wüstes Getümmel und ein Unheil verkündender Ruf tönte durch die weiten Räume des stattlichen Dreideckers. Jetzt hate Graf Vincent auf einmal die Erklärung der räthselhaften Worte seines Getreuen, doch verlor er wie niemals, auch in diesem verhängnißvollen Augenblick nicht die dem wahrhaft großen Manne eigene Besonnenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Eine Attaque durch Bienen. In Kabylien war eine Compagnie Franzosen auf Recognoscirung ausgesendet. Sie kam um die Mittagszeit in ein kabylisches Dorf, welches von allen Bewohnern verlassen war. Die hungernden und dürstenden Soldaten durchstöberten alle Hütten und Gärten, um etwas für die Kehle aufzufinden, und entdeckten endlich hinter einer Kaktushecke eine Kolonne von dreißig mit Bienen und Honig reich gefüllten Bienenstöcken. Mit freudigem Hurrah fielen die Soldaten darüber her, entzündeten ein Feuer, um durch den Rauch die Bienen in den Körben zu tödten, und spießten dann die süßen Lasten an die Bajonnette, um sie mitzunehmen und in sicherer Ruhe sich am Honig zu laben. Kaum waren sie jedoch eine Viertelstunde marschirt, so wurden sie plötzlich von einem dichten Schwarme der wiederbelebten Bienen umringt; immer größer war die Zahl der kleinen Feinde, immer fürchterlicher fielen sie über ihre Räuber her. Diese schrieen, schlugen mit Gewehren und Tschakko's nach den Peinigern, verschossen all' ihr Pulver — umsonst, die fliegenden Kabylen wichen nicht! In diesem kritischen Augenblicke knallten aus einem Hinterhalte die langen Flinten der wüthenden Araber. Die Franzosen ergriffen in panischem Schrecken die Flucht, aber ein Drittel derselben blieb todt auf dem Platze.

Eine berühmte Bettlerin. Paris hat durch den Tod eine berühmte Persönlichkeit, nämlich die Mère Rigolo, eine blinde Bettlerin eingebüßt. Sie trug ihr Unglück mit philosophischem Gleichmuthe, ihr Aussehen war frisch und gesund, sie war „une femme qui se portait si bien,“ wie es in einem Chanson heißt, denn sie hatte ein einträgliches Geschäft. Die Bettler in Paris sind nicht die Unglücklichsten; die blinde Violinspielerin in der Nähe des „Café du Helder“ auf den Boulevards hat sich thatsächlich ein ungeheueres Vermögen zusammengebettelt. Folgende historische Thatsache wird als Beweis genügen, daß diese Almosenieres für eigene Rechnung nicht auf Stroh gebettet sind. Einer dieser Herren, der sein Gebrechen mit virtuoser Geschicklichkeit ausbeutete, wollte in den letzten Tagen eine Wohnung in einem der schönsten Häuser der Rue de Seine für die Summe von 600 Francs miethen. Als der Concierge ihm die Antwort des Eigenthümers, daß er nicht die Verschwendung eines Bettlers unterstützen wolle, mittheilte, erwiderte er etwas gereizt: „Das ist es nicht, er mißtraut mir aber, warum sagt er nicht, daß er Geld brauche, ich hätte ihm ein halbes Jahr vorausbezahlt.“

Fortschritt der Civilisation. Frankreich und England sind nicht die einzigen Länder, wo in den letzten Jahren die Artillerie rasche Fortschritte machte. Rußland und die Vereinigten Staaten folgen ihnen mit wichtigen Verbesserungen auf dem Fuße nach. In letzterm Lande namentlich machte man sehr zahlreiche Versuche mit Feuerwaffen aller Art. Insbesondere aber machte die Artillerie beachtenswerthe Fortschritte; so ist unter Anderm die Dahlgren-Kanone, welche 19 Mal unter 20 das Ziel von Menschenhöhe auf sechs Meilen Entfernung nicht verfehlt, heutzutage in der amerikanischen Flotte allgemein eingeführt. Nach den darüber erstatteten Berichten verleiht ein solches Kriegsinstrument eine große Ueberlegenheit und vergebens soll man es bis jetzt in Europa versucht haben, es nachzuahmen. Wenn jetzt ein Seekrieg ausbräche, so ist es offenbar, daß der Dampf, die Dahlgren-Kanone und die gezogenen Geschütze ihn äußerst mörderisch und dadurch sehr kurz machen würden.

Wunder der Industrie. Von der großartigen Bedeutung der Industrie kann man kein schlagenderes Beispiel finden, als wenn man den Werth der gemeinsten Naturprodukte auf den verschiedenen Stufen industriöser Verfeinerung betrachtet. So z. B. steigt ein Stück Schmiedeeisen im Werthe von 10 fl., verarbeitet zu Hufeisen auf 20 fl., zu Messerklingen auf 360 fl., zu Nähnadeln auf 710 fl., zu Federmesserklingen auf 6570 fl., zu Stahlknöpfen und Schnallen auf 8670 fl. und zu Uhrfedern auf 500,000 fl. Ein Stück Gußeisen, im Werthe von 10 fl., verarbeitet zu gewöhnlichen Gegenständen, steigt auf 40 fl., zu Schmucksachen auf 450 fl., zu Schnallen und den sogenannten Berliner Artikeln auf 6000 fl., zu Halsketten auf 13,800 fl., und zu Hemdknöpfen auf 58,000 fl.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 36. | den 4. Mai 1859.

Gebet nach der Schlacht von Waterloo.

Aus einem größern Gedicht von M. Nolte.

Herr des Friedens, Herr der Schlachten!
Der beherrscht das Weltenall'
Laß auf solch vermessnes Trachten
Folgen stets den jähen Fall!
Dank! daß wir die Schmach gerochen,
Die uns drückte manches Jahr,
Das brutale Schwert gebrochen,
Das Europa's Geißel war.

Aufgelöst sind alle Bande,
Aufgelöst die Manneszucht,
Und es eilet durch die Lande
Die Armee in wilder Flucht.
Das Geschütz ward unsere Beute,
Unser die Munition,
Unser werden Land und Leute
Und der Kaiser sammt dem Thron.

Der zertrat den Himmelssegen,
So aus Gottes Erde sproß,
Der auf seinen Siegeswegen
Ganze Ströme Bluts vergoß,
Der geschlachtet Millionen,
Städte hat verbrannt, verheert,
Könige gestürzt von Thronen,
Halb Europa hat zerstört;

Der aus ihren eignen Reichen
Ganze Völker hat gehetzt
Der an Jammer, Schutt und Leichen
Stets sein Aug' und Ohr geletzt,
Der wie eine Sündfluth wieder,
Doch mit Blut uns überschwemmt —
Dank! daß du ihn schlugest nieder
Seinen Siegeslauf gehemmt!

Die Meuterei am Bord der englischen Flotte auf der Rhede von Spithead.

(Fortsetzung.)

Ein gewaltiger Ruck an einem geheimen Glokkenzuge, der mit allen Offiziergemächern innerhalb des Quarterdecks in Verbindung stand, allarmirte deren schlafende Bewohner. Im nächsten Augenblick hatte sich St. Vincent in die Admiralsuniform geworfen und mit dem kurzen Schiffsdegen umgürtet. Dann ergriff er ein Paar Pistolen, die in großer Zahl und Auswahl unter anderen schönen Waffen an den Wänden hingen, und indem er sorgfältig das Zündkraut geprüft hatte, bedeutete er dem Neger ein anderes Paar zu nehmen, und eilte nun die zum Verdeck führende Treppe zu erreichen, bevor deren Ausgang versperrt würde. Tarloo folgte ihm auf dem Fuße. Kaum hatten sie vorsichtig die oberste Stufe erreicht, so stürmte auch schon ein wilder Haufen vom Mitteldeck her, der, den Hochbootsmann und den zweiten Quartiermeister an der Spitze, mit hochgeschwungenen Waffen den Ruf ertönen ließ: „Nieder mit dem Admiral! Es lebe die Freiheit! Irland und Frankreich hoch! Auf mit der dreifarbigen Flagge.“

Bei diesen Worten schwirrte die französische Flagge am Hauptmaste empor; doch betroffen stutzten die Anführer; wie von einem elektrischen Schlage getroffen, wurzelten die Füße ihres meuterischen Gefolges am Boden, als sie die stolze hoch aufgerichtete Figur ihres alten Admirals, den sie noch im Schlafe zu überfallen gedacht hatten, ernst und gefaßt, in der grellen Beleuchtung der Windlichter, mit denen schon mehrere bewaffnete Offiziere hinter dem Oberbefehlshaber erschienen, an der Eingangsthür erblickten.

„Nieder mit den Waffen, ihr gottvergessenen Schurken!“ donnerte der Graf, indem er zugleich den sich ihm mit drohender Geberde nähernden Hochbootsmann durch einen wohlgerichteten Schuß zu Boden streckte. Ergebet euch, ihr pflicht- und ehrvergessenen Rebellen oder ich schieße euch alle nacheinander nieder, wie tolle Hunde, gleich dem, der dort vor euren Füßen liegt!“

„Nieder mit dem Neger! Er hat uns verrathen!“ so riefen einige der Meuterer rasch vordrin-

gend, als sie jetzt erst, dicht neben dem Admirale den schwarzen Mann erblickten, der ihnen hohnlächelnd die weißen Zähne zeigte, die Mündungen seiner Doppelpistolen entgegenhielt und besorgt um das Leben des theuren Gebieters mit der jenen Söhnen der Wildniß eigenen Aufmerksamkeit jede Bewegung der Meuterer verfolgte.

Noch einmal erklang es „nieder mit dem Neger und dem Tyrannen! Vorwärts Kameraden, oder macht uns Andern Platz!" brüllten einige der mehr Zurückstehenden, während die in erster Reihe sich, jedoch nur Schritt für Schritt, den versammelten Offizieren näherten.

„Irland hoch! ertönte jetzt plötzlich eine einzelne Stimme dumpf und schauerlich vom Spiegel des Meeres herauf.

„Und wenn auch die Geister der Unterwelt sich in Masse gegen mich verschworen hätten" — rief der Admiral, überrascht nach der Stelle blickend, wo die Stimme wie aus der Tiefe des Meeres herauf schallte — „so bleibt mein Wahlspruch, König Georg und britische Seemannsehre! Folgt mir meine Getreuen! Vorwärts im Namen Gottes und Altenglands! Jeden Tropfen Blutes für unsere Flagge und für den König!"

Zufällig, oder aus alter Gewohnheit, vor jedem großen Unternehmen auf das Symbol der kriegerischen Ehre zu blicken, richtete er noch einmal sein Auge nach der Spitze des Hauptmastes, und feste Zuversicht, Vertrauen und Freude strahlten auf dem Gesichte des alten Befehlshabers; denn über der Leuchte am großen Maste rollte frei und stolz — nicht die Standarte der Neufranken — sondern die große rothe Flagge mit dem Andreaskreuze im blauen Felde, weit hinaus in den anbrechenden Morgen.

„Ein kühnes Wagstück, beim heiligen Georg! eine That, die den Bathorden verdient!" sprach der Admiral halblaut vor sich hin. — „Nichts konnte mir gelegener kommen als dieser Beweis britischer Hochherzigkeit!" Dann rief er laut: „Seht ihr Männer dort oben die alte weltberühmte Flagge? Es ist dieselbe Flagge, unter der ihr mit mir vor noch nicht vollen zwei Monaten den ruhmvollen Sieg an der spanischen Küste errungen habt. Jetzt soll sie auch Zeuge seyn, wie euer Admiral für britische Ehre zu sterben weiß. Wenn ich eine Leiche bin, aber nicht eher ihr Bursche, geht diese Flagge herunter; dann tretet sie mit Füßen, ihr Sieger von St. Vincent, ihr tapfern Taufzeugen meines neuen Namens!"

„Auch der alte Anson, Herrlichkeit, muß erst von hier aus über Bord, ehe er eine andere als die Flagge unseres allergnädigsten Königs vom Hauptmaste wehen läßt!" — So rief jetzt eine volle kräftige Stimme wie aus den Wolken herab. Alle richteten überrascht den Blick nach der Höhe. Schneller aber als die anderen hatte der Admiral die Stimme und den Ort erkannt, von wo sie erschallte.

Hoch in schwindelnder Höhe auf dem letzten Absatze des Hauptmastes stand der älteste Quartiermeister des mächtigen Linienschiffes, mit der Linken den Flaggenstock haltend, mit der Rechten ein Pistol im Anschlage. Vom entblößten Haupte flatterte das im vierzigjährigen Kriegsdienst unter allen Zonen zu Schnee erbleichte Haar des angehenden Greises wild durcheinander im Morgenwinde.

Auch einzelne der Aufrührer schienen ergriffen von dem erschütternden Bilde alt-englischer Treue. Einige von ihnen schlugen verwirrt die Augen nieder, während andere zu überlegen schienen, was ferner von ihnen zu thun sey. Der kecke Uebermuth, mit dem sie alle Schranken des Gehorsams und pflichtvergessen die heiligsten Bande durchbrochen hatten, war sichtbar gebrochen an dem Muthe des Admirals und an der hingebenden felsenfesten Treue eines der Ihrigen, an der Opferbereitwilligkeit des Veteranen auf der Mastspitze.

Jetzt schien dem Lord, dessen Falkenblicke das Schwanken der Meuterer nicht entgangen war, der rechte Augenblick gekommen, in dem die Sache zur Entscheidung kommen mußte. Nachdem er zuvor die Pistolen weit von sich geschleudert hatte, trat er kühn vom Quarterdeck, welches bis jetzt nur der Hochbootsmann betreten, der bereits seinen Frevel mit dem Leben bezahlt hatte, mitten unter die Aufrührer.

„Seht Kinder, Gefährte und Theilnehmer meines Ruhmes in mancher heißen Schlacht, der alte Mann dort oben hat euch ergreifender als ich selbst daran gemahnt, wie England erwartet, daß jeder von uns seine Pflicht thut. Laßt uns ohne Säumen die Anker lichten und einen Kreuzzug gegen die Rebellen und Ausreißer beginnen, die dort von der schurkischen Mannschaft der Najade zum Verbrechen verlockt, zu unseren Erbfeinden, zu den Franzosen hinübersegeln wollen. In ihrem Blute wollen wir den Schimpf auswaschen, den sie uns anzuthun gedachten, indem sie auch uns der Verrätherei an unserem Könige, an unserem so theuren Vaterlande für fähig hielten. Euer Verbrechen hat das Blut des Elenden zu eueren Füßen bereits gesühnt. Kehrt ihr sofort zu euerer Pflicht zurück, so soll Allen hier an Bord des Royal George vergeben seyn, nehmt mein Wort darauf im Namen des Königs! Beharrt ihr jedoch dabei, was ich kaum zu denken wage — so schloß der unerschrockene Seeheld mit gewaltigem Feuer seine Rede — wollt ihr, daß Englands Stolz, der Schrecken seiner Feinde, daß unsere herrliche Flotte, die bisher undurchbrochene hölzerne Schutzmauer des schönsten Landes der Welt, durch dessen eigene Kinder vernichtet werde, so nehmt zuvor mein greises Haupt, das ihr kürzlich noch mit neuen Ruhmes Kränzen gekrönet habt, und dann steckt die Flagge der Schande auf, welche Kinder und Enkel von so vielen tausend Briten bis in alle Ewigkeit mit unauslöschlicher Schande brandmarken wird.

Diese Worte verfehlten des Eindrucks nicht. Die Waffen der Meuterer sanken zu Boden und sechshundert der tapfersten Männer in der Flotte, die Kopf an Kopf, theils das Verdeck, theils die Raaen erfüllten, an denen die untersten Segel bereits gelöst waren, standen starr, ohne Bewegung. Nur in den fernsten Gegenden des Schiffes, welche die Stimme des edeln Anführers nicht völlig erreichte, hörte man noch halb unterdrücktes Murren und Fluchen.

Ruhig aber stand der Admiral, mit untergeschlagenen Armen die Antwort erwartend, während er die ihm zunächst stehenden Männer mit scharfen Blicken musterte.

Als sie nun Alle im tiefen Schweigen beharrten, fragte er, seines Sieges gewiß, nach einer kurzen inhaltsschweren Pause, in der es sich um Leben und Tod, um Ehre und um Schande handelte, mit kräftiger Stimme: „Kameraden, wollt ihr eurem Admiral ergeben seyn, wie ihr es bis zu diesem unglücklichen Tage mit so musterhafter Treue gewesen seyd?

„Hoch lebe der König, hoch lebe für immer der Sieger von St. Vincent!“ Das war die einzige Antwort.

„So kenne ich die Mannschaft des Royal George!“ sagte der Admiral, stolz auf diesen neuen Sieg, doch nicht ohne tiefe innere Bewegung. Und wer möchte es leugnen, daß der Dienst, den er in diesem schwersten Augenblick seines Lebens dem Vaterlande geleistet hatte, ungleich größer war als die glänzendste von allen seinen erfochtenen Schlachten!

„An die Arbeit denn, meine braven Jungens! Horcht scharf auf jeden meiner Befehle! Nehmt mein Wort darauf, daß ich dieser Nacht nicht anders als mit der Freude eines Vaters gedenken will, dem es gelungen ist, seine auf kurze Zeit irregeleiteten Kinder wieder auf die Bahn der Pflicht zurückzuführen. Es lebe König George und die ihm treue Marine!“

Nochmals tönte ein dreimalig donnerndes Hurrah vom Topmast bis zum untersten Schiffsraume. Dann trat jeder auf das Signal der Pfeife, als sey weiter nichts vorgefallen, auf den altgewohnten Posten. Die Leiche des Hochbootsmannes, dessen Dienst ein junger Midshipman übernommen hatte, wurde in's Meer geworfen und im nächsten Augenblick war auch die einzige und letzte Spur der Verschwörung durch einen Eimer Wasser und den Schwapper vom Verdeck des Royal George vertilgt.

In raschen schrillen Tönen klang die Commandopfeife und Signale schwirrten an den Masten hinauf, die sogleich von der bei weit größten Zahl der Schiffe erwidert wurden. Dann wurden die Anker gelichtet und Segel auf Segel flatterten bald im Winde.

Unbeweglich hatte der Admiral eine zeitlang an der Ankerspille stehend, mitten im größten Haufen beobachtet, wie seinen Befehlen Folge geleistet wurde. Dann gab er wie gewöhnlich das Kommando an den Schiffsmeister zurück und näherte sich der Kajütenthür, um einen vorläufigen kurzen Bericht über das Ereigniß an die höchste Admiralitätsbehörde am Lande, sowie an Lord Howe, der mit einer nach dem Texel bestimmten Flotte auf der Motherbank vor Anker lag, aufzusetzen und durch einen Schnellsegler abgehen zu lassen. Er hatte jedoch die Einfassung der Treppe noch nicht erreicht, als sich mit der Schnelle des Blitzes die dunkele Gestalt eines kolossalen Mannes vom Schiffsspiegel auf das Quarterdeck schwang, und dort, wie ein auf Beute lauerndes Raubthier, lautlos und unheimlich, den zwischen der Thür und dem Admiral befindlichen kleinen Raum einnahm.

Schon blitzte in der Faust dieses Sohnes der Finsterniß der gezuckte Mordstahl, während er sein überraschtes Opfer, so fest am Halse umkrallte, daß jeder Laut unmöglich wurde, als Tatloo, der sich noch einmal nach der Ankerspille gewandt hatte, ehe er seinem Gebieter in die Kajüte hinabfolgte, die dem ersteren drohende Gefahr noch zeitig genug bemerkte, um mit der Schnelligkeit eines Tigers auf den Nacken des Mörders zu springen und das zum Stoß erhobene Messer mit einem gewaltigen Schlage zu Boden zu schmettern.

Mit grimmig funkelnden Blicken, denen eines Wüstenthieres zu vergleichen, dem durch einen stärkeren Nebenbuhler die Beute entrissen wird, starrte der Mörder den Neger an, doch nur einen einzigen flüchtigen Augenblick, denn schon im nächsten hatte er ihn gepackt und es entstand ein furchtbares Ringen zwischen den beiden an Kraft sich ziemlich gleich stehenden Männern. Dieser gewährte ein um so entsetzlicheres Schauspiel, als kein Laut über die Lippen der Kämpfenden flog. Man hörte nichts, als das schwere Keuchen der Brust, während sie, in schlangenartigen Windungen sich umklammernd, im grimmigen Kampf auf Leben und Tod mit einander rangen.

Entsetzt sahen der Admiral und einige Offiziere welche das Geräusch herbeigeführt hatte, auf die neue, so unerwartete Scene, als es Tatloo nach kurzem verzweifeltem Ringen gelang, das am Boden liegende Messer, nach welchem er gleich anfangs lüsterne Blicke geworfen, zu erhaschen und es zweimal, schnell hinter einander in die Gurgel des Gegners zu stoßen, während er dessen Kopf in unwiderstehlicher Gewalt mit dem linken Arme in rückwärts gebogener Lage hielt.

„Ha, gut getroffen, du schwarzer Sohn der Hölle, Sohn des Satans am Ende selbst!“ stöhnte der Verwundete, mit schwerem Fall zu Boden stürzend, während ein schwarzer Blutstrom der breiten Halswunde entquoll. „Also auch hier wird meine Rache vereitelt an dem Manne, den ich mehr hasse als den Tod! Was glotzt ihr mich an ihr erbärmlichen Wichte? Ja, du warst es doch, John Jerwis,

verdammter Sohn eines Engländers, der mich in London den schönsten Verhältnissen durch den Paßgang entriß und mich an Bord des „Intrepid" schleppen ließ; du warst es, der mich, den Sohn edler Väter, gleich einem gemeinen Verbrecher, für einen geringen Subordinationsfehler, wie du meinen Stolz nanntest, den du nicht zu beugen vermochtest, vor aller Mannschaft Augen auspeitschen ließest. Längst standest du im Buche meiner Rache verzeichnet. Wehe mir, daß mein Stahl dich nicht erreichte, die Sache auf der Flotte wäre auch jetzt vollbracht! Fluch dir und ganz England, und Allen, die in dem verfluchten Lande geboren sind! Mein rachedürstendes Herz muß unbefriedigt die letzten Schläge thun. Die Hölle ist gegen mich verschworen, die Teufel triumphiren. Glück und Segen über Irland, Erfolg seinen Söhnen bis in alle Ewigkeit! Kein Friede zwischen ihnen und England!" Der erhobene Arm sank herab, die Stimme stockte, und das im Tode brechende Auge starrte glanzlos und grausig auf den mit dem hochgeschwungenen Stahl triumphirend über ihm stehenden Neger, der bald mit einem bedeutungsvollen Lächeln die zu seinen Füßen erstarrende Leiche, bald den Admiral anblickte, welcher sich jetzt dem Orte der blutigen That genähert und einen Blick auf den Todten geworfen hatte.

„Evans O'Neil*), der einäugige Quartiermeister!" flüsterte er schaudernd — Bejahend nickte Tatloo mit dem Kopfe, während sich die dicken Lippen zu einem Grinsen verzogen, wodurch zwei Reihen blendend weißer Zähne, scharf und spitzig wie die eines Raubthiers, sichtbar wurden. (Schluß folgt.)

*) Der Nachkommen eines alten irischen Geschlechts, fand er seine Frau als Leiche, wie er nach langer Abwesenheit zurückkehrte; seine einzige Tochter aus Mangel der Schande preisgegeben. War einer der verwegensten Agenten der irischen Verschwörungen.

Kleinigkeiten.

Sonntagsfeier. In der Verhandlung der preußischen Kammer über die Beschwerdeschriften wegen der allzustrengen Sonntagsfeier wurden Beispiele von einer Handhabung derselben angeführt, die ganz an die rohe Barbarei mittelalterlicher Ketzergerichte erinnern. Der Abgeordnete Schottki erzählt unter Anderm, daß im Kreise Kröben in Posen eine hochschwangere Frau mit Stockprügeln bestraft worden sey, weil sie am Sonntage morgens das auf ihrem Kartoffelfelde stehende Wasser abgezogen hatte. Die arme Frau kam in Folge der erlittenen Züchtigung frühzeitig nieder und wurde gefährlich krank. Ein anderes Mitglied erzählt, daß in Dirschau an Sonntagen sogar von den Behörden selbst Arbeiten angeordnet worden wären, während zwei Hofbesitzer auf die Denunciation eines Schneiders, bei dem sie nicht arbeiten ließen, wegen einer am grünen Donnerstag vorgenommenen Feldarbeit bestraft worden seyen. Auch in Amerika fängt man an, sich energisch gegen die strenge Sonntagsfeier aufzulehnen. Ein langer Leitartikel des New-Yorker „Herald" schildert das pietistische Sonntagsgesetz als die Urquelle des Lasters, namentlich der in Amerika immer mehr um sich greifenden Trunksucht und führt eine zur Abwehr derselben die von den deutschen Blättern seit langer Zeit anempfohlene Heilmittel an: „Man öffne die Theater, sagt er, die Museen, die Gemäldegallerien, die Concertsäle und andere Vergnügungsorte, man lasse alle Eisenbahnen und Dampfboote, die Bevölkerung nach den zahlreichen schönen Punkten auf dem Lande führen, man öffne die guten Wirthshäuser und es werden die verderblichen bald wegen Mangels an Zuspruch geschlossen seyn." Aehnliche Beobachtungen hat man auch in London gemacht, wo man die Trunksucht unter manchen Volksklassen hauptsächlich dem Mangel an Unterhaltung am Sonntage zuschreibt.

Eine gestohlene Uhr. Vor Kurzem ward in Berlin ein konditionsloser Handlungsdiener der Entwendung einer Uhr dringend verdächtig. Der Angeklagte wandte sich an einen Rechtsanwalt mit dem Ersuchen, ihn zu vertheidigen. Er wußte in so beredten Worten die Grundlosigkeit des auf ihn gefallenen Verdachts zu schildern, daß der Rechtsanwalt wirklich an die Unschuld des Bittstellers glaubte und die Vertheidigung übernahm. Dieselbe hatte den von ihm erwarteten und von seinem Clienten gewünschten Erfolg: Letzterer ward freigesprochen. Kaum war der Vertheidiger nach beendetem Termine wieder zu Hause angelangt, als er auch alsbald den Besuch des Freigesprochenen empfing. „Herr Rechtsanwalt," sagte dieser, „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet. Ich komme, um mich zu bedanken und Sie zugleich noch um einen Rath zu bitten." — „Um welchen?" — „Sie wissen doch, daß ich angeklagt war, eine Uhr gestohlen zu haben?" — „Nun ja, wozu denn diese Frage?" — „Sie haben im heutigen Termine die Richter überzeugt, daß ich unschuldig war. Ich bin also wohl mit dem Gericht jetzt fertig?" — „Gewiß!" — „Ich wollte nun nur fragen, ob ich sie jetzt tragen darf." — „Was denn tragen?" — „Die Uhr," erwiderte kaltblütig der Client. — „Die Uhr," wiederholte der Advokat entrüstet; „Sie haben sie also doch gestohlen?" — „Ja!" — Der Rechtsanwalt, empört über dieses Uebermaß von Frechheit, riß die Thür auf und warf den Dieb hinaus.

Weiland. Ein blödes liebes Landmädchen bestellte eines Tages bei dem Pfarrer ihres Orts das Aufgebot zu ihrer Verheirathung. Nachdem sie, dem Herkommen gemäß, die Stolgebühren für diese kirchliche Handlung bezahlt hatte, schob sie ganz schüchtern dem Pfarrer noch einen halben Gulden zu, mit der Bitte: er möge dafür doch so gefällig seyn, beim Aufgebot vor das Wort Jungfer noch das Wörtchen weiland zu setzen; es klänge gar zu hübsch, und sie möchte gern auch diesen Ehrentitel haben, wie ihn die verwittwete selige Frau Amtmännin neulich bei ihrer Beerdigung erhalten hätte.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag — Nro. 37. — den 8. Mai 1859.

Die Meuterei am Bord der englischen Flotte auf der Rhede von Spithead.

(Schluß.)

Behende, als habe er nur den Augenblick der Erkennung von Seiten des Admirals abgewartet, lud er den unter seinem festen Griff noch zuckenden Körper auf seine breiten Schultern und schritt gebückt unter der schweren Last dem Gangwege zu. Hier gab er seiner Bürde einen heftigen Schwung und im nächsten Augenblick begruben die Fluthen den Mann mit dem zerrissenen Herzen, dessen Schläge seit Jahren nur blutige Gedanken, sich und sein hartbedrängtes Vaterland zu rächen beflügelt, dessen Kopf fortwährend nur Mordpläne durchkreist hatten. Das wilde irische Herz stand still; die Fackel seines Geistes war erloschen, und die Wellen betteten seinen Leichnam als ihr wohlerworbenes Eigenthum auf dem tiefen, schweigsamen Meeresgrunde.

Das Admiralschiff hatte sich bald mit einem Walde von Segeln hinausgelegt. Nach einigen schwierigen Bewegungen, die jedoch mit einer Genauigkeit ausgeführt wurden, wie man sie nicht anders vom Royal George gewohnt war, gelang es demselben, den aufrührerischen Schiffen, welche die Rhede mit vollen Segeln verlassen hatten, bis auf eins, dessen leichter Bau es zum ausgezeichnetsten Segler in der Flotte machte, den Wind abzuschneiden. So sehr sich auch Parker bemühte, die nächste französische Küste mit den sie beschützenden Kreuzern zu erreichen, so sah er sich doch endlich genöthigt, weil Howe auch im Norden von Spithead den Ausweg an die holländische Küste gesperrt hatte, vor dem sich in seinen Weg legenden Linienschiffe von 120 Kanonen, das ihm bereits einige Kernschüsse aus den unteren Stückpforten gegeben, die Segel zu streichen.

Einige der mitverschworenen Engländer, überzeugt, daß ihnen jeder Weg zum Entkommen abgeschnitten war, bemächtigten sich Parkers, als er eben im Begriff war, mit Hülfe des von ihm zum zweiten Commandanten ernannten Irländers Tomkins, die schöne Najade in die Luft zu sprengen. So erkauften die Feigen durch einen zweiten Verrath nach kurzem Parlamentiren das eigene Leben, indem sie das Haupt der Verschwörung mit sechs seiner Vertrautesten an Bord des Admiralschiffes führten.

Als sich einige Stunden später die Sonne, glänzend, wie man sie lange nicht gesehen, erhoben hatte, waren die Küsten von Portsmouth über Portsea und Monkton mit einer unübersehbaren Menge von Neugierigen bedeckt, die sich von dem Zustande der Flotte überzeugen wollten, nachdem die vielzüngige Fama noch ehe es völlig Tag war, gemeldet hatte, daß der größte Theil, mit dem Royal George an der Spitze, unter dem Befehle der Aufrührer, mit vollen Segeln der französischen Küste entgegen eile.

Doch ruhig, als sey gar nichts Feindliches geschehen, segelten sämmtliche Schiffe, bis auf die erwähnte Brigg, der es zu entkommen gelungen war, ihren alten Ankerplätzen zu, und die königliche Standarte wehte, stolz, wie je zuvor, von allen ihren Masten.

Während Lord Corhampton in Irland noch schwer mit Unterdrückung der Empörung kämpfen mußte, hatte die ungeheure That auf der Rhede von Spithead das volle Licht des Tages nicht erlebt. In düstere Nacht gehüllt, fast noch im Keime war das Verbrechen erstickt, wodurch dem stolzen Albion der Schimpf erspart wurde, Zeuge zu werden, wie einige Tausend seiner verblendeten Söhne im Stande waren, Ehre, König und Vaterland während einiger Stunden zu vergessen und zu verrathen.

Schaurig aber klang das Gerassel der schweren Ketten, mit denen Parker und seine Unglücksgenossen an den Hauptmast des Admiralschiffes geschmiedet, die letzteren fluchend, jener mit voller Ergebung die Gefährten tröstend, dem nicht zweifelhaften Ausgange ihres Schicksales entgegen sehend.

Auch zu den Ohren eines schon ältlichen Mannes, der mit der Ruhe der Verzweiflung, in seiner Barke auf das Ruder gelehnt, zu dem stolzen Dreidecker aufsah, drangen jene schrecklichen Laute. „Du steckest deinen Flaggenstock zu hoch, du stolzer kühner Segler“ — murmelte er vor sich hin, — „glaubtest dich als Retter des Vaterlandes zu Hohem berufen, und wirst nun leider hoch und erhaben genug sterben für deine schöne Sache, während ich niedrig und unbemerkt auf meinem Boote dahinschiffe und dem grünen Vaterlande in unscheinbarer Gestalt die wichtigsten Dienste oft auf sehr gefahrvollem Wege

leiste. Armer Parker. — Ein Herz und zwei Arme weniger für die Erlösung des armen Vaterlandes!"

Eine Thräne, die sich unwillkürlich in seine Augen drängte, verlor sich in einer der vielen Furchen, die theils vom Alter, theils von den Beschwerlichkeiten der Berufsgeschäfte auf seinem ausdrucksvollen Gesichte gezogen waren. Aber ein lauter, sich aus seiner breiten Brust losringender Seufzer, der fast wie ein Schmerzensruf ertönte, erregte die Aufmerksamkeit einiger Leute in den dem seinigen nahe liegenden Booten, von denen fortwährend endlose Züge vom Lande herankamen und das Admiralschiff dicht umringt hatten. Schon weilten die theilnehmenden Blicke manches stolzen Briten, den die Neugierde herbeigezogen hatte, auf dem alten unbekannten Schiffer mit dem seltsamen Kummer im still ernsten Gesichte. Da zog er schnell sein Segel auf und leicht entschwebend wie die Seemöve, schlüpfte die Barke von der erfahrenen Hand des fremden Seemannes geleitet von Welle zu Welle, bis sie in der Richtung von Portsea, im Glanze des ruhigen, von der Morgensonne hell spiegelnden Fahrwassers, unter dem Gewimmel der aus- und einfahrenden Segelbarken unter der Küste verschwand. Es war John Boyle, der berühmte irische Lootse, der unlängst erst die Flotte der französischen Invasionsarmee an die Küsten seines Vaterlandes geleitet und der auch jetzt sein Lootsenboot in der Nähe bereit hielt, um Parkers Unternehmen, wenn es glückte, durch seine genaue Kenntniß aller der den Kanal begrenzenden gefährlichen Klippen und Untiefen fördern zu helfen.

Die so glücklich abgewandte große Gefahr gab bald Europa hinreichenden Stoff zum Sprechen, zum Fragen und zum Denken. Besonders waren es außer Portsmouth auch die Hafenstädte der nahen Insel Wight, wo man mit um so größerer Spannung der Untersuchung und dem über die Hochverräther zu fällenden Urtheilspruche entgegensah, weil man viele Gründe zu haben glaubte, daß Parker nur den Namen als Anführer der Verschworenen auf der Flotte hergegeben, während es ein nach höherem Range strebender zurückgesetzter irischer Flottenoffizier gewesen, der das Complott eigentlich geleitet hätte.

Der Tag des Gerichtes erschien. Hohe und niedere Offiziere von sämmtlichen Flottenabtheilungen, sogar die Lords der Admiralität und die höchsten Behörden von Portsmouth und von Yarmouth waren am Bord des Royal George versammelt. Der Hochbootsmann Parker und seine Mitschuldigen wurden vom frühen Morgen bis fast zum Abend vernommen. Aber selbst bei den verfänglichsten Kreuzfragen, welche vom Kronanwalt den Gefangenen gestellt wurden, konnte man nichts anderes von ihnen herausbringen, als daß Parker — so erzählte man sich am Lande — der finstere Hochbootsmann der Najade, der Anstifter und Lenker des ungeheuren Unternehmens, keine geringere Absicht gehabt, als die Flotte von Spithead mit der französischen Küstenflotte zu vereinigen und damit zu Gunsten der irischen Independenten zu agiren, welche ihre Maßregeln in Uebereinstimmung mit den seinigen getroffen hatten.

Parker wurde jetzt von Vielen als ein Märtyrer für sein Vaterland betrachtet, den man nach dem Todesurtheil, welches unausbleiblich, sowohl über ihn selbst, als über seine Mitschuldigen ausgesprochen werden mußte, jetzt in demselben Maße bewunderte und bemitleidete, als man ihn am Tage der Entdeckung mit den schrecklichsten Verwünschungen überhäuft hatte. Indessen war die Mehrzahl der Engländer ja zu sehr von der Wichtigkeit ihrer Flotten überzeugt, manche auch von einem schon mit der Muttermilch eingesogenen Haß gegen Irland, das beklagenswerthe Schwesterland erfüllt, als daß die von dem Einzelnen gehegte Meinung nicht hätte von der allgemeinen Stimme erstickt werden sollen. So wurde endlich die Nachricht von dem über Parker ausgesprochenen Todesurtheile überall mit Befriedigung aufgenommen, wie es von dem angebornen Rechtsgefühl und von der Sympathie der Engländer für Alles, was mit der Flotte in Verbindung steht, zu erwarten stand.

Das Gewimmel um den Royal George hatte sich allmählig verloren. Das prächtige Schiff lag bei einer jetzt eingetretenen Windstille regungslos, wie ein Riesenpalast auf der glatten Wasserfläche, die von der untergehenden Sonne beleuchtet, gleich einem Feuermeere zwischen den Küsten von England und dem malerischen Gestade der Insel Wight, fast lautlos dahinströmte. Sobald der Kanonenschuß, dessen Donner feierlich ernst von den Küsten widerhallte, mit dem Verschwinden des Tagesgestirnes das Aufhören des großen Dienstes auf der Flotte verkündet hatte, herrschte die tiefste Ruhe auf dem Admiralschiffe. Hätten es nicht die Schritte der auf- und niedergehenden Wachen verhindert, so würde man in der Nähe die ruhigen Athemzüge des Hochbootsmannes Parker vernommen haben, der dort, nachdem er einen Brief an seine Familie vollendet, worin er derselben den Ausgang des Unternehmens mit der ganzen Betrübniß eines irischen Patrioten und das ihm bevorstehende Todesloos anzeigte, so ruhig, als läge er in seiner Hängematte auf der Najade, entschlummert war. Die auf seinem Gesichte scharf ausgeprägten Züge, die hohe Stirn, die nur spärlich vom dunkeln Haar beschattet eine tiefe Narbe zeigte, die quer darüber hinlief, verlieh ihm einige Aehnlichkeit mit dem Heldengesichte eines alten Römers, dem der Gedanke für das Vaterland zu sterben, die Glorie verliehen hatte, die man auf dem classischen Boden von Italien, in den unschätzbaren Kunstsammlungen, welche die Großthaten der Vorväter in so erregenden Darstellungen auf die Nach-

welt gebracht haben, so oft zu bewundern Gelegenheit hat. — —

Einige Tage später war die weite Rhede, mit Booten, Schaluppen und kleinen Fahrzeugen, die mit Menschen jeden Alters und Standes oft bis zum Sinken überfüllt waren, so weit das Auge reichte, bedeckt. Am dichtesten und belebtesten war dieses Gewimmel in der Nähe des Dreideckers, welcher vom königlichen Beherrscher des schönen von der blauen Meeresfluth umgürteten Inselreiches den Namen führte. Sämmtliche Schiffe der Flotte hatten die Flagge am halben Maste aufgezogen, während vom Hauptmaste des Royal George, neben dem königlichen Banner, eine große schwarze Flagge niederwallte, die ab und dann von einem leichten Luftzuge bewegt, mit schaurigem Rauschen das hohe Verdeck des Kriegsschiffes erfüllte, auf welchem Matrosen und Marinesoldaten in Parade aufgestellt waren.

Kein Laut verrieth das Daseyn einer so zahlreichen Versammlung; kein Commandowort, kein Ton der Bootsmannspfeife unterbrach die dumpfe Stille, welche unter den Soldaten und Matrosen auf dem Schiffe herrschte, oder die ängstliche Erwartung in den Zügen der Zuschauer in den Fahrzeugen, welche den Royal George in angemessener Entfernung fortwährend umkreisten.

Da donnerte aus einem der schwersten Geschütze des Admiralschiffes das verhängnißvolle Signal zum Beginne der schrecklichen Feierlichkeit. Sein dumpfes und über die Rhede lang nachhallendes Rollen machte einen um so tieferen Eindruck, da unerachtet der Menschenmenge in den Fahrzeugen, womit das Meer bedeckt war, eine so tiefe Ruhe herrschte, daß man das Rauschen des Wassers am Kiele jedes neuen Fahrzeuges vernahm, welches sich noch bemühte in dem zweiten, das Linienschiff umgebenden Kreise, einen Platz zu gewinnen. Sobald sich der Rauch, der sich gleich einer schweren Gewitterwolke über die zitternde Meeresfluth wälzte, verzogen hatte, sah man von jedem der vor Anker liegenden Kriegsschiffe stark bemannte Boote unter schwarzer Flagge heranziehen, die in wenigen Minuten zu einer kleinen Flotille vereint, den engern Ring innerhalb des großen Kreises bildeten, den die Fahrzeuge von der Küste um den Royal George gezogen hatten. Indessen vernahm man außer dem mit dieser Bewegung verbundenen, durch das Wasser verursachten Geräusch keinen anderen Laut, als etwa einen Seufzer aus der Brust eines wettergehärteten Seemannes zwischen dem Rauschen der um den Kiel des Linienschiffes hingleitenden Wellen.

Endlich hörte man einen kurzen Trommelwirbel; die Schiffsglocke läutete in dreimal wiederholten längeren Pulsen, und — Parker, der Hochbootsmann von der Najade, trat hoch und stolz, seine Mitschuldigen sämmtlich überragend vor seine auf dem Quarterdeck versammelten Richter. Rasselnd fielen die Ketten, mit denen die Gefangenen gefesselt waren, und schaudernd fuhren bei diesem Geräusch, die in den nächsten Fahrzeugen befindlichen Zuschauer zusammen.

Parker warf einen durchdringenden Blick auf die vielen das Schiff umringenden Fahrzeuge: dann trat er entblößten Hauptes, aber mit fester Haltung ganz dicht vor die zum letzten Spruch versammelten Richter, die ihm alle während seiner langen bis dahin ruhmvollen Dienstzeit bekannt waren. Auf das gegebene Kommando präsentirten die Marinesoldaten das Gewehr, die Matrosen nahmen die Hüte ab. Nach herkömmlicher Form wurde das Verbrechen noch einmal vorgelesen, und schließlich auch das öffentliche Geständniß noch einmal gefordert.

Der zu beobachtenden Form leistete Parker ein schnelles Genüge. Er erklärte mit lauter Stimme, daß er des angeschuldigten Verbrechens schuldig und nach bestehenden Gesetzen den Tod verdient habe. Dann verneigte er sich vor dem Admirale und den Offizieren und begrüßte freundlich die ihm zunächst stehenden Kameraden, denen die Thränen in den Augen standen, durch ein vernehmliches „Lebt wohl, meine Freunde, Gott behüte euch Alle bis zu eurem letzten Lebenstage!"

Nach einem kurzen Blick, den er unter einem schmerzlichen Lächeln auf die große Raa warf, an der er in einem der nächsten Augenblicke, zwischen Himmel und dem Schiffsverdeck schwebend, den kühn strebenden Geist verhauchen sollte, reichte er denen seiner alten Freunde die Hand, die bestimmt waren das traurige Werk an ihm zu vollziehen. Zuletzt aber wandte er sich mit den Worten an den Admiral: „Verzeiht mir die That, Mylord, so wie sie Gott mir verzeihen wird! Was ich auszuführen gedachte, galt nicht Euch, Graf von St. Vincent, nicht Euerem, nicht dem Leben von Britaniens größten Seehelden! Nein Mylord! sie galt Irland, meinem theuren Vaterlande, dem Heimathsheerde, der Freiheit meiner unglücklichen Landsleute. Das Wort eines Sterbenden möge Euch Bürge seyn für die Wahrheit meiner Rede!" Der Admiral reichte Parker die Hand mit der Versicherung seiner völligen Vergebung; dann wandte er sich zu den Umstehenden mit den Worten: „Schade, daß solch ein Herz auf diese Weise gebrochen werden muß*)!"

Da schwirrten die Kolben. „Irland für immer„! war Parkers letzter Ruf. Wenige Minuten später hatte er aufgehört unter den Lebenden zu seyn. Offiziere, Matrosen und Soldaten beteten für seine Seele.

Unerschrocken, doch ohne ein Wort zu verlieren, erlitten die Anderen den Tod. Nur Tomkins rief Irlaud ein Hoch, indem er beide Arme nach Westen

*) Die eigenen Worte des Admirals, sind mir von einem alten invaliden Seemanne im Greenwichhospitale mitgetheilt.

hin ausbreitete, als schon die Schlinge um seinen Hals gelegt war.

„Keiner von ihnen allen war, was man im Leben gewöhnlich einen Schurken nennt", sagte der Admiral, indem er abgewendet von dem gräßlichen Bilde, den Befehl zur Entlassung der Mannschaft ertheilte; „welche große Vaterlandsliebe wohnte in diesen starken Herzen! So sah ich noch fast alle Irländer sterben. Wahrlich, das arme Volk verdiente glücklicher zu seyn!" —

Die starren Leichen schwebten, schaurig von dem Luftstrom geschaukelt, über den Fluthen. Die Zuschauer, viele von ihnen mit Bewunderung von Parker's heroischer Vaterlandsliebe erfüllt, kehrten langsam an die Küste zurück, um den ihrigen in Portsmouth und Portsea, in Gosport und Newport und weithin bis zu dem noch ferneren Gestade zu erzählen, daß es so gut unter den Irländern, als unter den Engländern Männer gebe, denen man Charaktergröße nicht absprechen könne.

Nur ein kleines Fahrzeug mit einem einzelnen Seemanne darin, den man in diesen Tagen schon öfters in der Nähe des Schiffes bemerkt haben wollte, war zurückgeblieben. Es war wiederum John Boyle, der mit der Mütze in den gefalteten Händen hinaufrief: „Gebt mir Parkers Leiche, ihr Herren, bittet auch ihr darum, ihr Burschen, die ihr im Leben seine braven Kameraden gewesen, die ihr ihn jetzt zum Tode begleitet habt. Parker ist ein vieljähriger Freund und Verwandter von mir, ich möchte ihm in dem Lande, für welches er gelitten, das Grab bereiten helfen.

Mitleidig und theilnahmvoll bei diesem unverkennbaren Zeichen von Liebe, befahl der Admiral, ohne weiter nach dem Manne zu fragen, dessen wiederholten Bitten Genüge zu leisten. Parkers Leiche wurde behutsam in das Fahrzeug hinabgelassen, wo der Alte sie empfing und die gebrochenen Augen des Todten, den er in seinen Armen hielt, zudrückte, während er ein kurzes Gebet vor sich hinsprach. Dann breitete er ein Segel darüber, und hißte zugleich mit dem Segel am kleinen Mast einen schwarzen Wimpel als Zeichen seiner traurigen Ladung. Dann steuerte er, sich fern von der Küste haltend, in's offene Meer hinaus, das ruhig wie am Morgen ihm freie Bahn gewährte. In Irland übergab er die Leiche der trauerden Familie, die sie nach Landesgebrauch mit großem Gepränge, unter einem Gefolge von vielen Klageweibern und den Männern der umliegenden Gemeinden zu Pferde, auf dem Gottesacker zu Kilmaine zur Erde bestattete. John Boyle aber ging mit seiner Barke hinüber an die französische Küste, und nie hat man seitdem wieder vom alten Lootsen gehört.

Kleinigkeiten.

Wohlthätigkeit. In dem alten Hotel Lambert in Paris, wo der Polenfürst Adam Czartoryski seinen Hof hält, veranstaltete die Fürstin Anna Czartoryska alljährlich einen Bazar, dessen Erträgnisse den hülfsbedürftigen Mitgliedern der polnischen Emigration zu gut kommen. Namentlich kaufen die reichen Russen dort, um ihre Versöhnung mit dem Polenvolk zu beweisen. In diesem Jahre jedoch erzählt man sich ein Ereigniß, welches allgemeine Sensation erregt. Seit etwa drei Jahren liebte ein unermeßlich reicher Mann ein junges Fräulein von edler Familie, das aber sehr arm war; vergebens wurde ihr von ihrer Familie aufs lebhafteste zugeredet, die Hand dieses Millionärs anzunehmen. Ich verkaufe meine Jugend nicht," antwortete die junge Dame fest, „es ist kein Segen dabei; wenn ich reich wäre, so würde ich nicht anstehen, seine Beständigkeit durch meine Hand zu belohnen; wenn er arm wäre, würde ich vielleicht nicht weise genug seyn, ihm meine Hand zu verweigern und meine Armuth mit der seinigen zu verknüpfen; aber ich verkaufe meine Jugend nicht." Dieses junge Fräulein kam vor einigen Tagen von dem Bazar im Hotel Lambert und erklärte nun ihrer Mutter, sie sey bereit, die Wünsche ihres reichen Verehrers zu erhören und demselben ihre Hand zu reichen, wenn sich derselbe entschließe, diese Hand mit 100,000 Frcs. zu bezahlen, d. h. diese Summe den Armen zu geben. Dann würden sich, sagte das Fräulein, so viele kleine Händchen, so viele zitternde Hände alter und schwacher Männer und Frauen ihren Bund segnend gen Himmel heben, daß dieser glücklich werden müsse. Es versteht sich von selbst, daß diese Summe noch am selben Tage gezahlt wurde; die Hochzeit findet in diesen Tagen statt."

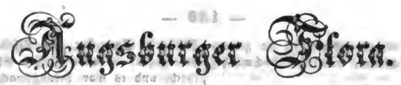
Stimmmaschine. Die Telegraphen-Fabrikanten Siemens und Halske haben eine telegraphische Einrichtung zur Erleichterung der Abstimmungen in den Kammern erfunden. Von jedem Platze geht ein Leitungsdraht zu einem Orte, wo die Einsammlung der Stimmen erfolgt; die Maschine wirft mit jedem Druck einen Zettel, der die Zeichen Ja oder Nein enthält, in eine dort befindliche Urne. Das langwierige Einsammeln der Stimmzettel fällt dadurch ganz weg.

Künstliche Fischzucht. Zu St.-Cloud ist der Versuch der künstlichen Behandlung des Laichs der Fische vortrefflich gelungen. Der in dem dortigen Park befindliche, von der Seine durch eine Schleuse abgeschlossene See ist jetzt so voll von den schönsten Forellen, daß kürzlich beim Fischen in demselben auf einen Zug gegen 200 Kilogramm gefangen wurden.

Gefährliche Küsse. Frau Professor: Denke Dir, Mann, wie ich eben aus der Küche komme, küßt unsere Tochter sich mit Deinem Famulus . . . — Professor eloquentiae: In welchem Metrum? — Frau Professor: Du bist närrisch . . . — Professor: Keineswegs. Ein trochäischer Kuß ist schlechterdings ungefährlich; aber der Jambus beim Küssen — Frau, da steckts!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 38. den 11. Mai 1859.

Die Geistermühle.

Schweizerische Volksgeschichte von August Feierabend.

Mitten im reichgesegneten und schönen Luzernergäu, in der Nähe eines seiner lieblichen, blauen Seen, die aus immer grünen Rahmen wie spiegelklare Mädchenaugen den stolzen Hochalpen mit ihrem ewigen Schnee und Eis entgegenlachen, steht in einem kleinen, romantischen Seitenthälchen unter riesenmäßigen Nußbäumen halb verborgen ein verfallener, weitläufiger Bau. In dem Bau klapperte vor etwa siebenzig Jahren Tag und Nacht, Sonn- und Feiertage ausgenommen, eine lustige Mühle mit doppeltem Mahlgange in ruheloser Bewegung. Jetzt steht das mit grauen Flechten überdeckte große Wasserrad halb in Trümmern still, und aus der überall rinnenden, uralten hölzernen Wasserleitung stürzt sich der klare, rauschende Mühlbach über dunkles Gestein dem spiegelklaren See entgegen. Grünes Moos überzieht mit seinem Sammtteppich das zerlöcherte Schindeldach. Die hellen Fensterscheiben, die damals, als die muntere Mühle noch klapperte, im frischen Strahl der Morgensonne, wie blitzende Demanten in's Feld hinaus glitzerten, haben Sturm und Wetter längst zertrümmert, und die öden Fensteröffnungen, in denen nur noch hier und da verwitterte Rahmentrümmer stehen geblieben, grinzen, wie die leeren Augenhöhlen eines Todtenschädels schauerlich den einsamen Wanderer an, der sich etwa zur Seltenheit einmal hierher verirrt. Unheimliche Stille umgibt den Bau. Kein munterer Vogel nistet in seiner Nähe. Kein freundliches Menschengesicht blickt aus seinen öden Fensterhöhlen, kein frommer Christengruß „Gelobt sey Jesus Christ" tönt aus der weit offenen Hausthür dem Fremdling entgegen. Fragt er bei der nächsten menschlichen Wohnung nach dem Namen des verfallenen Bau's, so wird ihm die geheimnißvolle Antwort: „Das ist die Geistermühle." So ist es auch mir vor Jahren gegangen, als ich auf einer kleinen Lustreise dort vorbei gekommen. Ein zitternder Greis mit silberweißen Haaren, der vor der Thür unter dem weit herausragenden Vordach eines entfernten Nachbarhauses auf dem Bänklein saß, und sein kurzes Buchsbaumpfeifchen mit Behagen rauchte, hatte mir den gleichen Bescheid gegeben. Ich wollte mich natürlich mit diesem kurzen Bescheid nicht begnügen und setzte mich daher vertraulich zu dem Greisen auf's Bänklein. „Ja, sagt mir, Großvater, fuhr ich weiter fort, woher kommt der sonderbare Name? Sollen etwa Gespenster umgehen in der verfallenen Mühle?" „Ja, ja, so hat man zu meiner Zeit steif und fest behauptet und vom alten Mauser Kaspar, der ein Frohnfastenkind war und mehr konnte, als blos Brod essen, habe ich es aus seinem eigenen Munde gehört, wie er einmal in der heiligen Adventszeit Abends nach Betglockenläuten den alten Müllerbaschi habe wandeln sehen, den Mühlenbach hinauf mit weißer, gradaufstehender Zipfelkappe, dabei tuchenbleich im Gesicht, und im weißen Müllergewande."

„Hört, Großvater, sprach ich sehr zudringlich, thut mir den Gefallen und erzählt mir die Geschichte vom Müllerbaschi und der Geistermühle. Füllt Euch Euer Pfeifchen aus meinem Tabacksack, es ist feiner Varinas, und ich glaube, er soll Euch schmecken."

Der Greis füllte sich ohne Widerrede sein Pfeifchen mit meinem edlen Kraute, schlug bedächtlich Feuer, da er von den neumodigen, feuergefährlichen Zündhölzchen nichts wissen wollte, legte den brennenden Schwamm auf den Tabak, schloß den Deckel, that einige tiefe Züge, nickte behaglich mit dem Kopfe, und begann dann seine Erzählung.

Ende der Achtzigerjahre hauste in der Mühle da drüben der reiche Sebastian Müller, gemeinhin der „Müllerbaschi" genannt, den ich noch gar wohl gekannt habe. Derselbe hatte die Mühle mit ihrer großen Kundsame und den vielen Gütern von seinem Vater ledig und eigen ererbt und von seiner Frau noch darüberhin ein hübsche Handvoll Kapitalbriefe erheirathet. Er galt daher als der reichste Mann im Lande weit und breit. Wer hat, dem wird gegeben. Das bewährte sich auch beim Baschi. Auf zwei Stunden im Umkreis wollten die reichen Bauern ihr Korn nur beim Baschi mahlen lassen und zwei Mühlwagen mit den stattlichsten Rossen bespannt, auf deren breiten Rücken ein Tropfen Wasser nicht abgeflossen wäre, mußten Tag und Nacht in die Kehr fahren, die zahlreichen „Mühlstumpen" zu holen und das Mehl wieder zu bringen. Daß Baschi bei dem Geschäfte weder arm noch mager geworden, versteht

sich von selbst. Aber etwas anderes ist er geworden, und das war schlimm, nämlich: hochmüthig und gewaltthätig.

Schon damals, als ich noch jung war, regierte das Geld die Welt, wenn auch nicht so arg wie heutzutag. Weil Baschi reich war, so hoffirte man ihm hinten und vornen, wie das der Leute Brauch und Uebung ist, auch dem nichtsnutzigsten reichen Müßiggänger gegenüber. So wurde Baschi verwöhnt und meinte, mit Gewalt und Geld Alles durchsetzen zu können, was ihm gelüstete.

In seiner Nachbarschaft, in jenem kleinen Steindachhäuschen dort drüben, wohnte damals ein armer, redlicher Mann, der Rütihans genannt, dessen Gütchen an die Hauswiese des Ersteren anstieß. Laut Kaufbrief hatte dasselbe ein Wasserrecht aus dem Abfluß des Mühlenweihers. Als Baschi nun den zweiten Mahlgang einrichtete, erweiterte er den Mühlenweiher und gab dem Abfluß eine andere Richtung. Darüber beschwerte sich der sonst friedliche und stets dienstbereite Nachbar Rütihans und forderte Aufrechthaltung seines Rechtes zum Wässern seiner Wiese. Aber Baschi, auf die Macht des Geldes vertrauend, verhöhnte das alte Recht des armen Nachbars. Rütihans, auf seine gute Sache und alte Uebung sich stützend, suchte Hilfe beim Richter und so kam es zum Prozeß. Ein solcher war damals noch eine weit kitzlichere Sache, als heutzutage. Die Junker in der Stadt regierten als Landvögte über die Unterthanen auf dem Lande und sprachen so ziemlich nach Willkür Recht in den Streitsachen derselben, welche ihnen als die ergiebigste Bereicherungsquelle galten. Da war es eben mit dem guten Rechte oft sehr schlimm bestellt. Das hat der arme Rütihans nur zu gut erfahren. So schlecht auch Baschi's Handel war, so fand er doch für Geld und gute Worte einen Advokaten zu demselben. Schmieren und Salben half schon damals allenthalben. Der schlaue Rechtsverdreher ließ sich von Baschi bedeutende Summen Geldes auszahlen, unter dem Vorgeben, damit im Geheimen den Richter zu bestechen. Das Geld blieb in des Advokaten Sack. Der Handel wollte nicht abflecken und zog sich in die Länge. Schon hatte er Jahr und Tag gedauert und viele tausend Gulden verschlungen. Rütihans mußte Schulden machen, die laufenden Kosten zu bezahlen. Er vertraute aber fest auf sein Recht und auf die zuversichtliche Voraussage seines Advokaten. Diese beharrliche Ausdauer des armen Mannes empörte Baschi's Geldstolz, und er wurde um so versessener auf den Handel, je länger er dauerte. Ein trauriges Zwischenereigniß, das großes Herzenleid über die beiden streitenden Parteien gebracht, war ganz geeignet, die Leidenschaftlichkeit des Streites auf's Höchste zu steigern.

Der Müller hatte ein einzig Töchterlein. Sein Leben hatte der Mutter das ihrige gekostet. Des Müller's Schwester, die Lisabeth, hatte das Kind auferzogen, in aller Zucht, Ehrbarkeit und Gottesfurcht und es war herangewachsen, schlank wie eine Tanne und hübsch wie ein Engel. Ein schöner Mädchen sah man nicht auf viele Stunden im Umkreis, als das Müllerröschen war. Ein Gesichtchen hatte es Euch wie Milch und Blut und blaue Aeuglein so hell und klar wie der Morgenstern. Es ist mir, als sähe ich es noch jetzt vor Augen, und war ich doch damals noch ein ganz kleiner Bub. Aber wenn das Müllerröschen zur Kirche ging in unserer alten, ehrbaren Landestracht, in der dichtgefalteten kurzen Jüppe mit den fast auf den Boden reichenden hellblonden Zöpfen, der festanliegenden Spitzenkappe, dem blendendweißen Hemd, dem zierlichen Brusttuch und der bunten Schürze, da standen Euch nicht nur die Buben, sondern auch alte Mannen und Frauen still und schauten mit Wohlbehagen dem bildschönen Maidli nach. Was Wunder daher, wenn Röschen neben seinen Gülten (Kapitalbriefen) und Rossen des Müllers größter Stolz war? Es schmeichelte seiner Eitelkeit, als eine Menge Freier von nah und fern angefahren kamen, um sich in der Mühle ein zierliches Körbchen zu holen.

Der Baschi hatte für sein Röschen schon gewählt. Dasselbe sollte den einzigen Sohn des Untermüllers im benachbarten Städtchen heirathen. So war es zwischen den Alten schon abgekartet. Da stieß aber Baschi bei dem sonst so folgsamen Röschen auf unverhofften Widerstand. Das Mädchen erklärte entschlossen, sein Herz habe schon gewählt, es könne den Müllerssohn nicht heirathen. Da wollte Baschi wissen wen denn? Aber sein Kopf wurde roth wie der eines welschen Hahns und seine Zornadern an der Stirne schwollen an wie ordentliche Stricke, als Röschen mit zitternder Stimme den Fridli nannte, den Sohn seines Widersachers, des armen Rüdihans. Von Jugend an war der stille, brave Fridli Röschens Spielgenosse gewesen. Im frischen grünen Wald, am klaren Mühlbach, in Feld und Waid, waren hundert und hundert heimliche Plätzchen, welche das harmlose Glück ihrer goldenen Kinderjahre gesehen. Alljährlich, wenn der Austagen (Frühling) kam und neues Leben brachte in die Natur, da sammelten sie duftige Veilchen im sprossenden Gras, liebliche Schneeglöcklein und stolze Sternblumen. Wenn dann der lustige Maien Blüthen an Blüthen hing an Busch und Baum, da wußten sie manch still verborgenes Vogelnestchen, und freuten sich innig am Gedeihen der jungen Brut, ohne aber jemals selbe unbarmherzig auszunehmen und zu quälen. Im Bache fütterten sie mit Brosamen die scheuen, blitzschnellen Forellen, die indessen gegen die Kinder ganz zutraulich thaten. Der Sommer brachte manch gesegneten Erd- und Heidelbeerschlag im Wald, manch trauliches Plätzchen in seinem kühlen Schatten, wo auf sorglich zusammenge-

legter Steinbank die Kinder sich in holder Einfalt hübsche Mährchen und Geschichten erzählten. Im Herbste dann, wenn alle Bäume voll rother Aepfel und schmackhafter Birnen hingen, da lebten sie vollauf wie die Vögel im Hanfsaamen. Da kam die glückliche Zeit des Waidganges. Wenn sich der Buchen Blätter röthlich färbten und ein kühler Wind sie rauschend zur Erde blies, da wärmten Röschen und Fridli sich behaglich am Hirtenfeuer und brieten sich schmackhafte Aepfel und Kastanien in der heißen Asche. So hatten hundert und hundert süße Jugenderinnerungen die Herzen der Kinder verbunden, und die harmlose Kinderfreundschaft hatte sich mit den Entwicklungsjahren unvermerkt zur starken Macht der ersten Liebe umgewandelt. Den Fridli zum Manne, oder sonst Keinen, so stand es fest in Röschens entschiedenem Gemüthe. Das hatte die Tochter ihrem Vater erklärt. Der aber spie Feuer und Flamme. Ehe solle die Mühle zu einem Schutthaufen werden und Geld und Gut nach allen Winden verfliegen, als daß er sein einzig Kind dem Bettelbuben gebe, so hatte Baschi geschworen. Es kamen schwere, trübe Tage für das arme Müllerröschen. Mit Schmeicheln und Drohen hoffte der geldstolze Vater seines Kindes festen Sinn zu brechen und seinen Entschluß zu kehren. Aber Röschen hielt fest an seiner Liebe. Da schwur Baschi, dem Ding müsse abgeholfen werden und brütete Arges in seinem Sinne. Er bestach seine beiden Knechte mit schwerem Gelde, in einer finstern Nacht dem Fridli aufzupaßen und den Jüngling lahm zu schlagen. Der Mordanfall wurde ausgeführt. Fridli wehrte sich wie ein Verzweifelter und da er sah, daß er den Kürzern ziehen müsse, zog er sein Messer und verwarnte die Angreifer, daß er davon Gebrauch machen werde, wenn sie nicht von ihm abließen. Die rohen Bursche verhöhnten ihr Opfer und vermeinten bald mit ihm fertig zu werden. Da stieß Fridli dem Heiri das Messer in den Bauch und mit dem Rufe: „Jesus, Maria und Sankt Joseph, ich hab einen Stich", sank der Getroffene zu Boden. Da ergriff der andere Knecht feig die Flucht. Vergebens versuchte Fridli, die Blutung seines Feindes zu stillen. Nach wenigen Minuten war er verschieden, nachdem er noch Fridli, Baschi's Aufstiften bekannt und ihn um Verzeihung gebeten hatte.

Mit Entsetzen blickte der schuldlose Mörder auf die blutige Leiche zu seinen Füßen. Der Schreckensruf: „Mörder! Mörder!" ertönte wie die Posaune des jüngsten Gerichtes in seinen Ohren. Der theuere heimathliche Boden begann wie Feuer zu brennen unter seinen zitternden Füßen. Mit eiskaltem Angstschweiß bedeckt, eilte er heim, erzählte der Mutter, was vorgefallen, übertrug ihr seine letzten, heißen Grüße an die Jugendgeliebte, mit der Erklärung, daß er in den Krieg gehe und niemals wieder heimkommen werde. Dann bat er die Mutter um ihren Segen und unter bittern Thränen um Vergebung für all das Herzeleid, das sie noch seinetwegen ausstehen müsse. Dann eilte er wie eine angeschossene Gemse mit Windesschnelle von dannen. Bald hatte er die Kantonsgrenze erreicht und überschritten. Zu Solothurn fand er einen Werber, der dem schmucken Burschen mit tausend Freuden ein hübsches Handgeld nach Frankreich in den Krieg gab. Damals war im Franzosenland eben die Revolution ausgebrochen, und der König brauchte Leute. Was Fridli in stillem Herzensgrunde sehnlichst gewünscht, das fand er bald. In der Tuilerienschlacht am heißen 10. August 1792 setzte er mit einem Häufchen Kriegskameraden der zehnfachen Uebermacht der Revolutionsmeute den heldenmüthigsten Widerstand entgegen und kämpfte auf der hohen Freitreppe des stolzen Königspalastes wie ein Löwe für den fremden König, dem er Soldatentreue geschworen. Da schlug eine Feindeskugel ihm in den rechten Oberschenkel. Ein Kamerad wollte ihn aus dem Feuer tragen. Fridli wehrte es: „Thu' du deine Pflicht und schieß zu, mich laß sterben." Sitzend lud er aufs Neue sein Gewehr und brachte noch manchem Stürmer den sichern Tod, bis endlich eine neue Kugel Fridli ins Herz traf und ihn einen ehrlichen Soldatentod sterben ließ.

Daheim glaubte Baschi mit Röschen nach Fridli's Flucht gewonnen Spiel zu haben und der Tod Heiris machte dem Ränkeschmied keine Gewissensbisse. Aber er täuschte sich. Röschen blieb fest bei dem Entschluß, weil es den Fridli nicht bekommen, keinen andern Mann zu nehmen. Umsonst waren des Vaters Bitten und Drohungen. Eines Morgens war Röschen aus der Mühle verschwunden. Sie hatte sich der Lisabeth geoffenbart, daß sie nach Rathhausen ins Kloster gehe, sie möge ihr zu ihrem Muttergut als Aussteuer behülflich seyn. Das wollte freilich Baschi nicht thun, bis er endlich durch den Landvogt dazu mußte gezwungen werden. Jetzt schimpfte Baschi über selben im Rausch in den Wirthshäusern. Das war dem Vogte eine gemähte Wiese. Er büßte den reichen Müller um viele tausend Gulden und zwang ihn noch obendrein zur öffentlichen Abbitte.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Napoleons Flucht aus Ham. Da Napoleon III. das Tagesgespräch bildet, indem seine Kriegsgelüste ganz Europa empören und leicht die unheilvolle Kriegsfackel verheerend nach seinem eigenen Lande ziehen könnte, so mag die Erzählung, wie einst derselbe aus Ham entflohen, für manche Leser unseres Blattes von einigem Interesse seyn. Als Napoleon in Ham streng bewacht gefangen saß, hatte er ein nettes Hündchen, welches alle erdenklichen Kunststücke, die nur immer Hunden beigebracht werden können, in großem Grade inne hatte. Der Arzt von

Ham, welcher ihn in seiner Eigenschaft oft besuchte, stand in einem innigen, freundschaftlichen Verhältnisse mit Napoleon und hatte in Folge dessen mit ihm seine Flucht verabredet, worauf Napoleons Kammerdiener Mr. Charles Thelin nach Brüssel gesendet wurde, um daselbst ein Kabriolet mit zwei feurigen Rennern zu kaufen und mit demselben in der Nähe Hams in einem Wald sich verborgen zu halten. Napoleon stellte sich krank; der Arzt machte die Anzeige, daß zur Gesundheit Napoleons nothwendig in dessen Gefängniß Reparaturen angebracht werden müßten. Die Maurer, welche diese Reparaturen besorgen sollten, wurden von dem Arzt bestochen. — Als dieselben nun in dem Zimmer arbeiteten, nahm Napoleon von Einem die Kleider, bespritzte sein Gesicht mit Kalk, nahm die Kelle und den Speiskübel auf die Schulter und ging unangefochten zur Thüre hinaus. Sein Hündchen, welches trotz der Verkleidung seinen Herrn erkannte, folgte ihm, doch an der Thorwache gab Napoleon dem Thierchen ein Zeichen und das gelehrige Hündchen fing nun vor den Soldaten an seine Kunststückchen vorzumachen, was dieselben so ergötzte, daß sie den als Maurer verkleideten Prinzen ohne alle Untersuchung durch das Thor passiren ließen, welcher nun auch das bestellte Kabriolet erreichte und glücklich seine Flucht vollbrachte. — Sein Kammerdiener Mr. Charles Thélin ist noch in einer höheren Stellung bei Kaiser Napoleon III., und das Hündchen wurde bis an sein Ende von seinem Herrn mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt; doch der Arzt mußte seine Freundschaft lange Zeit im Kerker büßen, welchem letzteren die Maurer nur durch die Flucht entkamen.

Der Fischfang durch Vögel, die man abgerichtet hat, wird besonders in China betrieben. Der dort zur Fischjagd verwendete Vogel ist der sogenannte Seerabe. Dieselbe Art zu fischen ist indessen auch in Indien auf dem Flusse Brahmaputra gebräuchlich. Dort richtet man einen Wasservogel dazu ab (Phalaerocorax Sinensis), welcher an Größe und Dicke den Gänsen gleicht, am Halse und an der Brust weißes, auf den Flügeln und dem Rükken schwarzes Gefieder, einen langen, gekrümmten Nacken, großen gelben Schnabel und abgerundeten, breiten Schwanz hat und dabei ein pfeilschneller Schwimmer und köstlicher Taucher ist. Fährt der Fischer aus, so sitzen die Vögel ruhig im Boote, bis er ihnen das Zeichen gibt. Nun stürzen sie sich in die Fluth, tauchen unter und wenige Minuten später schwimmen sie eilig heran, bringen ihre Beute und eilen auf einen weitern Fang aus. Nie wird ein alter abgerichteter Vogel einen Fisch verschlingen. Fängt aber Einer in der Tiefe inen Fisch, der zu groß ist, daß er ihn allein an oder in das Boot bringen könnte, so gibt er einen pfeifenden Ton von sich, und sogleich eilen zwei, drei, vier der andern heran und helfen ihm die Beute in Sicherheit bringen. Jungen Vögeln, deren Dressur noch nicht vollendet ist, legt der Indier einen Ring von Messing um den Hals, den er mit einer Feder öffnen und schließen kann. Dieser Ring hindert sie, Fische zu verschlingen. In großer Schnelle ist das Boot gefüllt. Der Fischer pfeift, und die Vögel kommen gehorsam in's Boot, wo er den Jungen die Ringe abnimmt, Allen schmeichelt und sie nun von der Beute reichlich füttert.

Der Verbrauch der Austern ist, wenn wir nur Europa in's Auge fassen, ein ungeheurer und nur mit Millionen zu bezeichnender. Kein Wunder, daß man, da die Auster schon im dritten Jahre ihres Lebens zu verspeisen ist, und da wenige Thiere so viele Feinde haben, als sie, auf ihre Zucht an der englischen und französischen Küste, wie auch in den Austernparks in Ostende z. B. große Sorgfalt verwendet. In England mästet man sie mit Hafermehl, von dem sie sehr fett, ohne darum besser von Geschmack zu werden. Die sogenannten Austernparks sind ungemein große Becken, die nach allen Seiten mit Backsteinen angemauert und so gelegen sind, daß jede Fluth frisches Seewasser ihnen zuführt. Der Boden ist, bis zu einer gewissen Tiefe, mit Ziegelsteinen in bald längliche, bald viereckige Behälter ausgemauert, in denen die Austern ihr friedliches Daseyn fristen und wachsen und durch gute Fütterung gemästet werden. In Ostende war früher nur Ein Austernpark, während jetzt deren viele, größere und zweckmäßiger eingerichtete erbaut werden sind und noch werden. Bedenkt man nur, was von hier aus ungeheure Mengen in die belgischen Binnenstädte und nach Aachen, Köln und weiter versendet werden, so erstaunt man. Aber was verzehrt erst das mit besonderm Appetite und vorzüglicher Verdauungskraft gesegnete England? Da hört Alles auf? Wie ungeheuer muß sich diese Molluske vermehren, um alle diese heroischen Esser zu befriedigen? Nun, sie heißen auch nach mit schweren Getränken, wenn etwa der Magen jene Bedenken gegen die Zumuthungen des Essens äußert!

Mit Oesterreich!

Mit Oestreich! Seine Fahnen wehen
Entgegen einer großen Zeit
Und groß entgegen ihr zu gehen,
Mit Deutschland, steht der Held bereit,
Der, Bayerns Lieblichstem vermählet,
Da schon der Ruf der Schlachten klang,
Nun auch als Kampfgenoß sich wählet
Der Bayern Muth und Thatendrang.

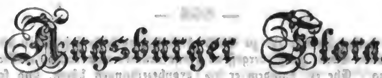
Mit Oestreich! Seiner Waffen Segen
Ist auf den ächten Fels gebaut:
Es weiß die Friedenssaat zu pflegen
Und hat der Freiheit voll vertraut,
Es greift nur um gerechte Zwecke
Zum Schwerte, doch mit starker Faust,
Bewußt, daß nur die Schuld erschrecke,
Wenn tobend das Gewitter braust.

Mit Oestreich, das nicht den Barbaren
Der Zukunft heil'ges Scepter reicht,
Das nicht, nur um sich selbst zu wahren,
Zur Noth des Vaterlandes schweigt!
„Mit Oestreich denn und seiner Fahne!"
Sey Bayerland, dein Feldgeschrei,
Das dir den Weg zum Siege bahne,
Das dir auch selbst zum Segen sey!

Karl Barth.

Druck, Eigenthum und Verlag der Alex. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Alex. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 39.** den 15. Mai 1859.

Eine Scene aus dem Leben der englischen Jugend.

Früh Morgens an einem schönen Sommertag im Monat Juli stieß ein hübsches Ruderboot, wohl ausgestattet mit Kissen und Shawls und Lebensmittelkörben, von dem steilen steinigten Strand von B., einem kleinen Fischerdorf an der Küste von Süd Devon, in See. Im Boote saßen zwei Mädchen im Alter von dreizehn und zwölf Jahren, in einfache Baumwollengewänder und Strohhüte gekleidet, und vier Knaben, von denen der älteste siebenzehn, der jüngste eilf Jahre alt war. Der älteste der Knaben war Bruce Grey, das jüngste der Mädchen seine Schwester Mabel. Sie gehörten einer schottischen Familie an, und waren, zur Zeit des Vorfalles, mit welchem wir uns hier beschäftigen, mit Vater und Mutter nach B. gekommen, um einige Wochen bei dem Bruder der Frau Bruce, Dr. Peyton, zuzubringen, welcher mit seiner Familie in diesem Dorfe wohnte. Die anderen jungen Leute im Boot waren Emily, Horace, James und Eustace Peyton, Dr. Peyton's Kinder und sonach Vettern und Basen der Grey's. Das kleine Boot, getrieben von den kräftigen Schlägen der jungen Ruderer, schoß leicht über das blaue Wasser dahin und erreichte bald einen kleinen in die See hinausragenden Holzdamm. Hier erkundigten die Kinder sich nach einem Fischer, der sie auf ihrem Ausflug als sicherer Führer begleiten sollte. Zu ihrem großen Verdruß aber erfuhren sie jetzt, er sey bei Tagesanbruch nach einem fernen Hafen abgegangen. Sie kehrten daher wieder um, begaben sich in ihren Nachen, traten, auf ihre Ruder gestützt, in eine kurze Unterredung zusammen, und beschlossen endlich, nach einem fernen Felsenriff, genannt Rock-end zu steuern. Der Mann, welcher ihnen die Kunde überbracht hatte, ging nach Erfüllung seiner Obliegenheit weg, und bemerkte nicht, daß die jungen Leute, nachdem sie einige Minuten lang in jener Richtung gerudert, umkehrten und einen gerade entgegengesetzten Weg einschlugen. Ihr Plan war gewesen, den Tag in Rock-end zuzubringen, allein da man wußte, daß die Küste an diesem Theil gefährlich war, so hatten sie die Erlaubniß dieß zu thun, nur unter der Bedingung erhalten, daß ein zuverlässiger Matrose, der die Peyton's auf ihren Ausflügen gewöhnlich begleitete, mit ihnen gehe. Da nun dieser sein Versprechen nicht gehalten hatte, so beschlossen die Kinder, ihren Plan zu ändern, und fuhren demgemäß über die Bay hinüber, segelten um die Südspitze derselben herum, und hatten den Hafen bald außer Sicht. Die Wolke, welche sich über die freundlichen Jugendgesichter gelagert hatte, als sie sich in ihrer Hoffnung, nach Rock-end zu kommen, getäuscht sahen, verschwand bald, und unter Plaudern und Lachen und Singen trieben sie auf eine kleine, etwa zwei Meilen von ihrer Heimath entfernte Bucht zu, welche gerade in entgegengesetzter Richtung von dem Wege lag, den sie, wie man vermuthete, eingeschlagen hatten, und hier landeten sie.

Es war ein merkwürdiger Platz! ein weißkieseliger Strand von ansehnlicher Tiefe, aber geringer Breite, zog sich aufwärts unter unermeßlichen rothen Sandsteinklippen, mit vielen Höhlen, die zwar nicht sehr umfangreich, aber doch groß genug waren, um gegen Sonne und Regen Schutz zu bieten. Die Klippen waren ganz senkrecht und ragten auf der Nordseite so weit vor, daß sie die Aussicht der an der Küste Befindlichen auf das Meer, und der vorbeifahrenden Boote auf die kleine Bucht fast ganz verschlossen. Es war gerade Ebbezeit als sie landeten, und sie mußten das Boot in einen kleinen Kanal zwischen zwei Felsen treiben, um die Mädchen trockenen Fußes ans Land zu bringen. Eben aber hatte der letzte der jugendlichen Gesellschaft seinen Fuß an's Land gesetzt, als einige starke Regentropfen fielen, welche Emily und Mabel veranlaßten, schleunigst Schutz in der Höhle zu suchen und den kleinen Eustace mit sich zu nehmen; die älteren Knaben dagegen holten rasch die Lebensmittelkörbe aus dem Boote, und da Bruce fürchtete, die Shawls und Kissen möchten naß werden, so nahm er sie flink aus dem Boote und übergab sie James und Horace, um sie in die Höhle zu tragen, wo sie trocken gehalten werden konnten. Er selbst stand auf dem Punkte, in das Boot zu springen, um es an einen Platz zu schaffen, wo es sicher liegen konnte, als ein plötzlicher Schrei Mabels, die in eine ziemlich tiefe Pfütze gefallen war, seine Aufmerksamkeit

fesselte, und er über die Felsen hinweg ihr zu Hülfe sprang, in seiner Eile das Boot ganz vergessend, welches frei im Canal lag. Ehe er, nachdem er seiner kleinen Schwester herausgeholfen und sie über die schlüpfrigen Felsen an den Strand gebracht hatte, zurückkehren konnte, war das Boot viele Ellen weit von der Küste und trieb rasch in die See hinaus. Dies war ein leidiges Mißgeschick, dessen ganze Größe sie jedoch nicht sogleich erkannten. Keiner von ihnen konnte schwimmen, und die Bucht lag so, daß es höchst unwahrscheinlich war, irgend ein vorbeifahrendes Boot werde nahe genug herankommen, um sie zu sehen und aufzunehmen; auch war kein Fortkommen möglich, außer durch's Wasser. Knaben sind indeß, wie das Sprüchwort sagt, voller Hoffnungen und denken nicht an die Zukunft; so nahmen denn auch Horace und Bruce, welche allein das Unglück kannten, die Sache auf die leichte Achsel, trösteten sich mit der Zuversicht, daß sicherlich Jemand sie sehen und aufnehmen werde, und kamen überein, den Anderen kein Wort davon zu sagen. „Die Mädchen würden in verzweifelte Furcht gerathen, sagte Horace, wenn sie wüßten, daß das Boot fort ist; wir wollen's ihnen also nicht sagen;" Bruce, dem es indeß nicht so wohl um's Herz war, wie seinem Vetter, trat diesem Wunsche bei; sie nahmen ihre Körbe und setzten sich dann mit denselben hoch und trocken in einer mäßig geräumigen Höhle unter der Klippe nieder.

Als der flüchtige Regenschauer vorüber war, begaben sich die jungen Leute an ihre verschiedenen Belustigungen; einige fischten nach Krabben in dem Hinterwasser und andere kletterten zu den schönen Farrenkräutern, welche sich in Menge in den Felsenrissen fanden, und zu den hellgelben Blüthen des langhörnigen Mohns Glaucium luteum, empor. Von diesen und anderen Dingen ermüdet, versammelte sich dann die ganze Gesellschaft unter dem Schatten der Felsen, packte ihre Körbe aus, und legte sich nieder, um auf dem glatten Sand das Mittagmahl einzunehmen. Sie genossen mit großer Heiterkeit die Erfrischungen und hatten nicht die geringste Idee von der Angst und dem Jammer, die ihnen bevorstanden. Bruce, der älter und nachdenkender war, fing endlich an sehr unruhig zu werden. Er hatte die See sorgfältig beobachtet und nicht ein einziges Boot war ihm zu Gesicht gekommen; auch hatte er den ganzen Umfang des Strandes aufmerksam in Augenschein genommen, in der Hoffnung, irgend einen Theil der Klippe zu entdecken, welchen einer von ihnen erklettern und so den Uebrigen Hülfe senden könnte; allein es fand sich nichts der Art. Die mächtige Wandung, die sie gefangen hielt, zeigte keinen Punkt, an welchem selbst der Verwegenste den Gipfel sicher hätte erreichen können, und der obere Theil der Klippe hing so über, daß es Jedermann unmöglich war, darüber zu gehen. Er rief Horace beiseite, und beide besprachen die Sache; allein Horace war munter und lustig, wollte von keinen Unglücksprophezeihungen hören, und schien sich nur in Kurzweil zu erfreuen. Er wollte daher von der schwierigen Lage, in der sie sich befanden, nicht gesprochen wissen, und Beide kehrten wieder zu den Uebrigen zurück, welche, voller Lust und Heiterkeit, munter schwatzten und lachten, auf den Felsen herumsprangen, oder einander über den Sand jagten.

Die Stunden vergingen und noch erschien keine Hülfe, so daß Horace der Mädchen halber selbst besorgt zu werden anfing, obgleich er zu sich selbst sagte: es wäre ein herrlicher Spaß, wenn sie die ganze Nacht hier zubringen müßten! Indeß ward es jetzt doch nöthig, den Uebrigen das Mißgeschick, das sie betroffen, mitzutheilen. Der erste Gedanke Aller war die Angst, welche ihr langes Ausbleiben den Eltern verursachen würde. Sie wußten, daß Niemand sich denken konnte, wo sie sich befänden, und daß sonach keine Hoffnung sey, man könne Jemanden absenden, um nach ihnen zu sehen. Unter diesen Umständen machte daher die Neuheit der Sache, eine ganze Nacht an der Küste zubringen zu können, allen Kindern, mit Ausnahme Mabel, einige Freude, und da es sehr warm war und sie Lebensmittel genug hatten, so dünkte es ihnen wirklich kein großes Uebel, wenn es dazu käme. Allein Mabel war furchtsam und zarterer Natur als ihr lustiger Vetter; außerdem fühlte sie sich in Folge ihres Falles ein wenig unwohl, sehnte sich nach ihrer Mutter und dem Bette und weinte im Stillen. Bruce zog sie sanft beiseite, setzte sich auf das Gestein, nahm sie auf seine Kniee, legte ihre Hand auf seine Schulter, sprach mit ihr von dem gewissen Schutz ihres himmlischen Vaters, und bat sie, die Schwierigkeiten der Lage nicht noch durch ihre Niedergeschlagenheit zu vermehren. Sie möge sich bemühen, sich selbst zu vergessen und den Uebrigen Helferin und Trösterin zu seyn. Mabel, gewöhnt mehr an Andere als an sich selbst zu denken, folgte bald dem Rathe ihres Bruders, und Beide traten mit den Uebrigen zu einer Berathung zusammen. Vor allem nahm man die Vorräthe in Augenschein, und diese waren glücklicherweise reichlicher, als es der Fall gewesen seyn würde, wenn die kleine Gesellschaft nicht aus Mitgliedern zweier Familien bestanden hätte, deren jede einen hübschen Beitrag an Nahrungsmitteln geliefert hatte, die Grey's Rosinenkuchen, Zwieback, ein tüchtiges Stück kalten Lammsbraten, einen Laib Brod und eine Flasche Ingwer-Wein; die Peyton's einen großen Laib Brod, ein Stück kalten Rindsbraten, ein Stück Käse, Salz und einige Messer und Becher. Wasser sollten sie in Rock-end aus einer den Felsen entfließenden Quelle bekommen, und glücklicher Weise fanden sie hier auch eine ähnliche, obgleich sehr kleine, tröpfelnde Quelle, welche aus der Klippe in der Bucht hervorbrach. Freilich hatten diese Vorräthe

schon beim Mittagmahl eine beträchtliche Verminderung erlitten, immer aber waren sie noch groß genug, um ihnen Allen noch zwei gute Mahlzeiten zu gewähren. Da jedoch die Zeit ihrer Befreiung ungewiß war, so hielten sie es für angemessen, so sparsam als möglich damit zu hausen. Ein glücklicher Umstand war es auch, daß der Regen die Knaben veranlaßt hatten, die Shawls und Kissen an's Land zu bringen: sie konnten den Mädchen jetzt als Bettzeug dienen, während die Knaben gerne auf dem bloßen Sand schliefen.

(Schluß folgt.)

Die Geistermühle.

(Schluß.)

Das brach mit des Kindes Flucht des harten Mannes stolzes Herz. Seinen Aerger und Verdruß zu vergessen, ergab er sich dem Trunke und trügerischem Würfelspiele. Listige Spieler hatten es bald weg, den Baschi erst trunken zu machen und ihm dann im Rausche große Summen abzuspielen. Unterdessen hatte Baschi das volle Gewicht seiner glühenden Rache auf den Rütihans fallen lassen. Zu diesem Zwecke hatte er emsig alle Schulden des armen Mannes, in die derselbe wegen des Prozesses hineingerathen war, aufgekauft, und hatte ihn dann, mit deren Titeln auf der Hand, schonungslos auf die Gant getrieben, auf der er des Rütihansen Gütlein um ein Spottgeld an sich brachte. Jetzt hatte der jahrelange Prozeß ein Ende. Als Rütihans mit Weib und Kind das alte Erbe seiner Väter verlassen mußte und Müllerbaschi hohnlachend aus dem Fenster seinem Wegzuge zusah, da hob der arme Mann im Vollgefühl des erlittenen Unrechts seine Rechte zum Himmel empor und sprach mit feierlicher Stimme: „Verflucht, Müllerbaschi, ist deine That, sie wird dir darum auch nur Unheil bringen!“ Und so war es auch. Mit des Müllers unermeßlichem Reichthum ging es mit Riesenschritten bachab. Gültbrief um Gültbrief verschwand aus seiner Truhe. In der Mühle, in Haus und Stall war kein Segen mehr. Unterdessen war Röschen, nachdem sie das gesetzliche Novizlat mit musterhafter Ausdauer aller seiner schweren Prüfungen wohl bestanden, Klosterfrau geworden. Lisabeth, nachdem sie den sichern Ruin ihres unglücklichen Bruders klar vor Augen gesehen, hatte ihr Vermögen testamentlich für eine ewige Jahrzeit für ihn und sich, sowie zur Ausbesserung der Kirche vermacht und den Rest dem Kloster Rathhausen geschenkt. Gnädig erlöste sie bald darauf ein sanfter Tod von dem Jammeranblick ihres elenden Bruders. Nachdem er Geld und Gut verschleudert, kam er nur zu bald auch um Hof und Heim. Die Mühle hatte längst der projectirte Tochtermann an sich gebracht. Baschi wohnte nun drüben in Rüdihansen's Häuschen. Aber das böse Gewissen, das nun mit aller Macht erwachte, ließ ihm darinnen keine Ruhe. Umsonst versuchte er, dessen Mahnerstimme im Branntwein zu ersäufen. Es gelang nur auf kurze Stunden. Im wüsten Katzenjammer erwachte sie des andern Tages mit nur um so stärkerer Macht wieder. Allmählig sank der einst wegen seines Reichthums so sehr beneidete und gefeierte Mann zum gemeinen Schnappssäufer herab und damit auch immer tiefer und tiefer in der Verachtung des Volkes, das so gerne in gleichem Athemzuge Hosianna und Kreuzige ruft. Mit Schadenfreude sahen seine heimlichen Neider diesen Fall. Endlich war Baschi's Maß voll und es ging mit ihm zu Ende. Vom Schnappsgeist übervoll, wankte er in einer finstern Nacht fluchend und lärmend seiner ärmlichen Hütte zu. Dort unten führte der Weg ihn über den schmalen Steg des Mühlenbachs. In seinem Rausche verfehlte er das sonst wohlbekannte Brett und stürzte in seinem unbehülflichen Zustande kopfüber in den hochangeschwollenen Bach. Den andern Morgen zog man ihn als gräßlich entstellte Leiche aus dem Wasser. Bei seinem Leichengange sprachen Diejenigen am lautesten über ihn sein hartes, liebloses Urtheil, welche vor wenig Jahren ihn wegen seines Reichthums und Goldglanzes vergöttert hatten und vor ihm gekrochen waren. So ist der Menschen eitler Wandelsinn dem äußern eitlen Scheine meistens zugethan. Bald hieß es, der Müllerbaschi habe selbst im Grabe keine Ruhe, er geiste in der Mühle unten. Etwas muß an der Sache gewesen seyn, denn bald darauf verkaufte der neue Müller, den einst so einträglichen Gewerb um einen Spottpreis wieder. Aber trotz des wohlfeilen Kaufes konnte sein Nachfolger nicht auf der Mühle bestehen. Es war als wenn ein unsichtbarer Fluch auf selber haftе. Die „Geistermühle“, wie die Leute sie nun hießen, war weit und breit in Verruf gekommen. Niemand wollte in derselben mehr sein Korn mahlen lassen, Niemand Mehl aus derselben kaufen. Der Müller mußte trotz seines Fleißes und seiner Häuslichkeit dabei zu Grunde gehen. Der ganze, große, weitläufige Gewerb kam auf die Gant. Die Güter wurden zerstückelt, die „Geistermühle“ wollte Niemand. Sie blieb unbewohnt und zerfiel, wie Ihr sie oben gesehen habt. Bis auf den heutigen Tag wird sie von allen Bewohnern der Umgebung mit unverholener Scheu gemieden. Wen der Weg nothgedrungen Nachts nach Betglockenläuten an ihr vorüberführt, der schlägt andächtig drei Kreuze in den drei höchsten Namen der heiligen Dreifaltigkeit und spricht mit Inbrunst halblaut vor sich hin: „Alle guten Geister loben den Herrn.“ In unseren aufgeklärten Zeiten, in denen der Unglaube so sehr florirt, will zwar seit Langem Niemand mehr den Müllerbaschi mit der weißen Zipfelkappe in der Mühle oder dem Bach entlang gesehen haben. Ich aber

glaube dem Mauserkaspar, der ihn gesehen hat und aus dessen Mund ich es selbst gehört habe." —

So hat der Greis mir erzählt und am Ende mit Salbung hinzugefügt: „Unrecht Gut, thut niemals gut! Das hat der Müllerbascht schwer genug erfahren. Möge seine Seele endlich erlöst seyn!"

„Und aus dem Rütihans, frug ich, was ist aus dem geworden?"

„Das weiß Niemand hier zu Land. Wie er weggezogen, hieß es nach Jahr und Tag, er sey über den großen Bach nach Amerika und dort drinnen ein großer Bauer geworden. Gewisses aber hat man nie erfahren und bei uns ist er ganz verschollen.

„Und das Müllerröschen, lebt das noch im Kloster?"

„Ach nein, entgegnete mit einem Seufzer und sichtlicher Rührung der Greis, der liebe Gott hat es bald nach dem traurigen Ende seines unglücklichen Vaters versorget. Dasselbe ging der frommen Klosterfrau so sehr zu Herzen, daß sie die Auszehrung bekam und daran gestorben ist!" —

Das ist die Geschichte von der „Geistermühle" in der romantischen Thalschlucht mitten in dem schönen Luzernergäu. In ihrem ergreifend wehmüthigen Verfall steht sie da als warnendes Denkmal gegen Unrecht, Prozeßsucht und Mißbrauch väterlicher Gewalt. Möge ihr Anblick heilsam und von guter Wirkung seyn im deutschen wie im Schweizerlande! —

Kleinigkeiten.

Eine merkwürdige Art den Tiger zu fangen wendet man in Hinterindien an. Hat man die Gewißheit, daß in einem Dickigt (Dschungel) ein Tiger sich verbirgt, so wird ein Hirsch oder irgend ein erlegtes Wild etwa 10 bis 12 Fuß vom Boden an einem Ast schwebend gehängt, doch so, daß es der Tiger springend nicht erreichen kann. Nun zapft man den wie bei allen Feigenarten weißen und ziemlich dicken Saft der Baniane an, und setzt, wenn man eine hinreichende Menge hat, diesen Saft in einem kupfernen Gefäße an ein gelindes Feuer, wo er sich bald verdickt und zähe, wie der zäheste Vogelleim wird. Mit diesem Leime werden nun die jungen, ziemlich großen Blätter der Baniane auf beiden Seiten dick bestrichen und rings um die Stelle, wo die Lockspeise hängt, dick an die Erde gelegt. Sobald es dunkelt, tritt der Tiger aus der Dschungel heraus, wittert die Lockspeise und springt, um sie zu erhaschen. Die zähbestrichenen Blätter hängen sich an seine Füße. Sobald er das merkt, versucht er die Blätter am Kopfe abzustreifen. Da sie aber an beiden Seiten mit dem klebrigen Leime bestrichen sind, so hangen sie sich da fest. Das Thier wird wüthend, aber immer mehr hängen sich die Blätter an ihm auf allen Seiten fest. Seine Augen sind bedeckt, er rennt wider die Stämme, wird immer wilder und verwickelt sich immer mehr in die anhängenden Blätter, bis er dann endlich in seiner Blindheit und ohnmächtigen Wuth leicht von den Leuten erlegt wird. Nicht immer aber ist diese Art des Fangens anzuwenden und manchmal hält sich ein Tiger in der Nähe eines indischen Dorfes auf und lebt von dem Milchvieh der armen Indier, die sehr feig, den Muth nicht haben, den gefährlichen Belagerer, der jede Nacht wiederkehrt und in die Ställe einbricht, anzugreifen. Da entschließt sich dann bisweilen ein muthiger Mann, der Retter des armen Dorfes zu werden. Nun bauen die Bewohner so fest als möglich aus Bambus der stärksten Art einen viereckigen Behälter von ziemlichem Umfang, der oben ebenfalls auf's Stärkste mit Bambusstäben oder vielmehr Stämmen bedeckt und befestigt wird. Ehe die Wand geschlossen wird, geht der Jäger hinein, hängt eine frische Büffelhaut um sich und nimmt einige vergiftete Lanzen mit. Zu ihm setzt man eine Ziege, die Zicklein hat, welche in einem der nächsten Häuser bewahrt werden. Mit der Nacht kommt der gefräßige Räuber. Er hört den Ruf der Zicklein, denen, so lange er noch nicht nahe ist, die Mutter antwortet. Jetzt wird er lüstern nach dem Ziegenfleische. Die Ziege stößt Angstlaute aus, aber der Jäger in der Büffelhaut, der wohlweislich in der Mitte des viereckigen Käfigs steht, hält sich stille. Bald schleicht der Tiger näher. Er schlägt seine Prangen in die Bambusse und will die Wand brechen. Seine Gier macht ihn am Ende ganz blind, und dem Jäger gelingt es leicht, ihn mit der vergifteten Lanze durch die Zwischenräume zu verwunden, wo dann das schnell tödtende Gift in wenigen Minuten seine Wirkung thut und das Dorf von seinem Feinde befreit ist.

Markusbrödchen. Im Jahre 1407 war ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben, und in dessen Folge eine Hungersnoth entstand, so daß die Menschen Heu and Gras essen mußten, und der Bissen Brod in Sachsen, wie eine Nuß groß, 3 Pfennige (damals viel Geld) kostete. Diese kleinen Brödchen nannte man „Markus-Brödchen (Marci panis) und backte sie später zum Andenken an diese betrübte Zeit alljährlich am Markustage (25. April) wo sie nach und nach, reich gewürzt und mit Mandeln und Zucker versetzt, den Namen „Marzipan" erhielten.

Charade.

Als einst die Töchter der Natur
Am klaren Quell das Erste schmückten,
Als Zweites für das Erste nur
Am grünen Rand die Blumen pflückten,
Da war das Ganze schnell vollbracht,
War frisch und hat Effekt gemacht.

Was quälst du dich vor deinem Glas,
Streust todten Flitter ins Gewirre,
Thürmst auf das Erste ohne Maaß,
Das zürne nicht, wenn ich mich irre,
Nur deiner Reize Zaubermacht
Das plumpe Ganze leidlich macht.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission bei J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | *Nro. 40.* | den 18. Mai 1859.

Des Geldes Fluch.

Novelle von Th. König.

1.

In einem kleinen, ärmlich ausgestatteten Zimmer saß ein Mann in einem Haufen von Papieren begraben und schrieb. Dieser Mann war ein Greis von achtzig Jahren, sein Scheitel kahl, seine Haut gelblich wie von Pergament, seine Haltung gekrümmt, so daß seine kleine Figur fast bis zur Zwerggestalt zusammenschrumpfte. Mit seinen kleinen, grauen, stechenden Augen, seinem spitzigen Kinn, seinen schmalen Lippen und seiner langen, stark gebogenen Raubvogelnase hätte er ein unbezahlbares Modell zu einem Harpagon abgegeben.

Dieser Greis war der als Krösus weit bekannte Kommerzienrath Brachvogel, ein Mann, dessen Geiz und Habgier in der Umgegend seiner Herrschaft zum Sprichwort geworden war.

Zur Zeit, wo wir ihn einführen, hatte er sein kaufmännisches Geschäft längst aufgegeben, hatte sich eine große Herrschaft in einer der fruchtbarsten Gegenden Schlesiens gekauft und lebte dort in einem alten baufälligen Schlosse als ein ächter moderner Raubritter, bepanzert mit Geld und Kapital, ausbeutend die Menschen durch Wucher und Schwindelspekulationen. Die große, prachtvolle Herrschaft freilich brachte ihm wenig oder nichts mehr, denn seit zehn Jahren sog er wie ein Vampyr an ihr. Dem erschöpften Boden versagte sein Geiz neue Nahrung. Das üppige Gras seiner Wiesen ließ er unbenutzt stehen, weil er die Arbeitskosten scheute, welche mit dem Ernten verbunden waren. Und die alten kolossalen Eichenstämme seiner Wälder verfaulten oder wurden hohl und wurmstichig, weil er in der Ueberzeugung, daß der Werth des Holzes bis in's Enorme steigen werde, keinen Stamm niederschlagen ließ. Seine Beamten, die er, wie sich von selbst versteht, erbärmlich besoldete, waren genöthigt, ihn zu bestehlen und die Wirthschaft immer mehr zu verwüsten; so daß die Herrschaft, anstatt eine Getreidekammer und ein Ziergarten für die Umgegend zu seyn, ein unerquickliches, häßliches Bild von Oede und Verwüstung darbot.

Und ganz ebenso wüst und unerquicklich sah es in seinem Familienleben aus. Seine Gattin, welche er aus Spekulation geheirathet und so unglücklich als möglich gemacht hatte, war gleich nach der Geburt ihres dritten Kindes gestorben.

Sein ältester Sohn, Karl, war nach einer stürmischen Jugend voll Ausschweifung und Lüderlichkeit ein stumpfer, apathischer, blasirter Mensch geworden, ein gefühl- und gesinnungsloser Egoist, in welchem das Bewußtseyn, vollständig entnervt und abgenutzt zu seyn, böse Launen und Haß gegen die Menschheit erzeugte. — Bei dem schmutzigen Geize seines Vaters hatte er seinen Hang zur Ausschweifung nur dadurch befriedigen können, daß er sich Wucherern in die Arme warf. Wer sich aber vom Teufel bei einem Haare packen läßt, der ist sein auf ewig. Das schöne Rittergut, welches ihm sein Vater gekauft hatte, ging in die Hände der Wucherer über. Er zog in eine kleine Stadt in die Nähe von seines Vaters Herrschaft, lebte von Kredit und Wechselreiterei und wartete mit stillem Ingrimm auf den Tod seines Vaters, der ewig leben zu wollen schien.

Der Greis, welcher die Sehnsucht seines edlen Sohnes recht wohl durchschaute, schien sich darüber weder zu betrüben noch darum zu kümmern. Geiz und Habgier, diese beiden Leidenschaften seines langen Lebens, hielten seine Lebenskraft aufrecht. Er sparte, schaarte und häufte, und darüber wurde er achtzig Jahre alt. — Sein zweiter Sohn, Richard, war körperlich verunstaltet. In Folge einer Nachlässigkeit seiner Wärterin waren seine Füße verlahmt und verkrümmt. Er mußte sein ganzes Leben lang sitzen oder liegen, hilflos wie ein Wickelkind. Diese körperliche Hülflosigkeit hatte auch eine geistige Unselbstständigkeit zur Folge. Der unglückliche Mensch war sechsunddreißig Jahre alt, also ein Mann geworden, und wurde doch noch in der Abhängigkeit eines Kindes gehalten. Ohne jede Willenskraft, ohne Lebensziel und Bestrebung, ohne irgend Etwas von dem, was man im engern Sinne Charakter nennt, den Launen seines Vaters, ja demjenigen seines Dieners preisgegeben, schleppte er seine unersprießliche Existenz träge und freudelos dahin, und fand seinen einzigen Genuß in philosophischen Grübeleien. Und doch hing dieser unglückliche Mensch am Leben, welches ihm keinen Genuß bot, und war stolz auf das

fürstliche Vermögen seines Vaters, welches doch gerade für sein Glück so wenig beitragen konnte. Ja, er war stolz darauf, daß sein Vater reich war, und daß er's einst auch werden würde. Aus dem Bewußtseyn, daß ihm, dem körperlich Verunstalteten und geistig so wenig Begabten, eben nur das Geld einige Bedeutung zu verleihen vermochte, entwickelte sich in seiner Seele eine leidenschaftliche, glühende Liebe zum Gelde. Sein Vermögen mußte ihn einst ja selbstständig und angesehen machen. Und im Gefühl seiner Hilflosigkeit und seines so ganz unbedeutenden Daseyns dürstete er, lechzte er, wie der Verschmachtende in der Wüste nach einem frischen Trunke, nach voller Selbstständigkeit und Achtung vor den Menschen. Bei alledem hegte er eine ganz ungewöhnliche Pietät gegen seinen Vater, gegen diesen Vater, den er eigentlich nicht hochachten konnte, der ihn darben ließ und lieblos behandelte. Er duldete nie, daß Jemand übel von ihm redete, und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, wenn er sich zuweilen bei dem Gedanken an den Tod seines Vaters ertappte.

Gottliebe, die Tochter des Geizhalses, war eine magere vertrocknete Gestalt. Sie stand zur Zeit des Anfangs dieser Geschichte in dem verhältnißvollen Alter von vierzig Jahren und war seit einem halben Jahre die Gemahlin eines jungen, achtundzwanzigjährigen, heruntergekommenen Grafen. Diese vortreffliche Ehe war nach der höchst praktischen, modernen Weise, durch Vermittlung eines Agenten, geschlossen worden. Der edle Graf hatte dem Vermittler als Honorar einen Wechsel ausgestellt. Unglücklicherweise waren die beiden großen Leidenschaften des Vaters, wo möglich potenzirt, auf die Tochter übergegangen. Selbst der Titel einer Gräfin wog ihren Geiz nicht auf. Daher blieb sie kalt und gleichgültig bei allen Wechselnöthen des Gatten und setzte den Bitten und Drohungen des enttäuschten Kavaliers eine unbeugsame Festigkeit entgegen. Indeß so ein Gatte hat doch auch mancherlei Rechte und große Gewalt seiner Frau gegenüber. Allgemach wurde ihr das Gebahren des Grafen unbequem, lästig. Sie faßte also nach dem kurzen, halbjährigen Genusse des ehelichen Glückes den Entschluß, sich scheiden zu lassen, und übertrug diese geschäftliche und höchst delikate Angelegenheit ihrem Vater, von welchem sie wußte, daß er dem Grafen nicht einen Heller mehr bewilligen würde, als unumgänglich nöthig wäre. Sie selbst trennte sich zuerst vom ehelichen Tisch und Bett und kehrte in's väterliche Schloß zurück, wo wir in Bälde ihre nähere Bekanntschaft machen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus dem Leben der englischen Jugend.

(Schluß.)

Eine trockene und ziemlich geräumige Höhle ward zum Nachtlager ausersehen, und die Knaben trugen geschäftig Sand und Steine vor derselben zusammen, so daß nur ein schmaler Eingang blieb, und sie dadurch gegen den Abendwind, der ziemlich frisch zu wehen begann, geschützt waren. Als nun vollends Bruce auf Horace's Schultern stieg, und mittelst einiger Gabeln, die er in den weichen Sandstein steckte, einen alten Shawls als Curtine aufhängte, und die übrigen Knaben mit Mabel und Emily die Shawls und Kissen als Bett hergerichtet hatten, da gestand man allerseits ein, daß die Dinge ein gutes Ansehen gewännen, und es in der That ergötzlich sey, hier zu sitzen und sein Auge auf den schönen Vollmond zu richten, wie er in seiner Herrlichkeit am Himmel dahin ziehe und sein mildes Licht über das weite Meer ausbreite. Drängte sich auch hin und wieder in diesem oder jenem Herzen ein Gedanke an die Heimath und die theuren Eltern auf, so ward er um der Anderen willen unterdrückt, und so plauderte die kleine Gesellschaft vergnüglich fort, bis es Zeit war den Abendimbiß einzunehmen und sich zur nächtlichen Ruhe vorzubereiten. Ehe sie sich trennten, flüsterte die kleine Mabel ihrem Bruder zu: „Werden wir nicht beten, Bruce? Ich möchte mich an diesem fremden Orte nicht niederlegen, ohne Gott zu bitten, für uns Alle Sorge zu tragen."

„Recht so, liebe Schwester," erwiderte Bruce, und küßte sie; dann theilte er den Anderen ihren Wunsch mit, und fragte, ob Horace oder Emily einen Psalm oder eine Stelle aus einem der Evangelien hersagen möchten; was auch geschah.

Als der Abend herankam und die Kinder nicht zurückgekehrt waren, wurde Dr. Peyton Anfangs unwillig über ihre Saumsal und Wortbrüchigkeit; als es aber immer später ward und sie nicht erschienen, trat Angst an die Stelle des früheren Gefühles, und er brach auf, um sich mit seiner Frau auf den Kai zu begeben, in der Hoffnung, etwas von ihnen zu hören. An seiner Thüre noch traf er Herrn Grey, der gekommen war, um sich zu erkundigen, ob sein Sohn und seine Tochter eingetroffen und bei ihrem Oheim zurückgehalten worden seyen. Als er vernahm, daß dieß nicht der Fall sey, schloß er sich dem Doktor und dessen Frau an, und sie gingen zusammen an die Küste. Hier nun erfuhren die Eltern zum Erstenmale, daß der Matrose, welcher die Führung des Bootes hätte übernehmen sollen, sein Versprechen nicht gehalten habe, und daß die Kinder allein abgegangen seyen, und zwar, wie man glaubte, nach dem gefährlichen Riff, wohin sie ursprünglich zu gehen beabsichtigt hatten; denn der

Fischer, welcher ihnen die Botschaft gebracht, hatte sie in dieser Richtung abfahren gesehen, sie aber nicht lange genug beobachtet, um wahrnehmen zu können, daß sie nach wenigen Minuten umgekehrt waren. Heftige Angst erfaßte nun die Gemüther der besorgten Eltern. Herr Grey sprang augenblicklich in ein Boot, Dr. Peyton in ein anderes, um die Vermißten an verschiedenen Theilen der Küste zu suchen, und fuhr geraden Weges nach Rock-end hinüber. Natürlich war das Suchen vergebens, und als man am Abend des folgenden Tages das Boot, in welchem sie abgegangen waren, an einigen Felsen in beträchtlicher Entfernung von Rock-end entdeckte und keine andere Spur sich finden ließ, glaubte man, Alle seyen ertrunken, und der Schmerz der beiden Familien stieg auf den höchsten Grad. Die Leichname aufzusuchen, wurde nun die Beschäftigung der halben Bevölkerung des Dorfes, denn die Peyton's waren sehr beliebt, und Jedermann hatte Mitleid mit den ihrer Kinder beraubten Eltern. Bruce und Mabel waren die einzigen Kinder ihres Hauses, und obgleich den Peyton's noch zwei jüngere geblieben waren, so war ihre Trauer doch eben so tief, als wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre.

Die Tage schwanden kummervoll dahin. Es war Donnerstag gewesen als die Kinder abgefahren waren, am Freitag Abend hatte man das Boot gefunden, und nun war der Montag herangekommen und immer noch hatte man, obgleich Herr Grey und Dr. Peyton den größten Theil jedes Tages mit Durchsuchung der Küste zubrachten, keine Kunde von ihnen erhalten. Man hatte die Nachsuchungen alle westlich von dem Dorfe angestellt, da Rock-end in dieser Richtung lag, und dort auch das Boot gefunden worden war. Einmal nur hatte man einen Versuch auf der Ostseite gemacht und mußte dann in Flintenschußweite an den Kindern vorüber gekommen seyn, obgleich keine Partei die andere bemerkte; nach diesem Versuche blieb man auf der wahrscheinlicheren Seite.

Wie aber erging es den verlassenen Kindern während dieser traurigen Tage? Natürlich war die Nahrung, welche sie mitgenommen hatten, obgleich ein reicher Vorrath für einen Tag, doch völlig unzulänglich für sechs Menschen während mehrerer Tage, und obwohl sie ihre Vorräthe mit einer weit über ihr Alter gehenden Selbstverläugnung gespart, und sich mit Krabben, welche sie in dem Blechgeschirr sotten, das ihren Zwieback enthalten hatte, sowie mit verschiedenen Schalthieren und Sinngrün behalfen, so waren dieselben am Ende des vierten Tages doch gänzlich erschöpft. Die Knaben hatten zwar eine Möve und einen oder zwei andere Seevögel geschossen; als sie aber den Versuch machten, dieselben zu kochen, indem sie einiges von dem Fleisch in ihrem Blechgefäß sotten und anderes auf heißen Steinen rösteten, fanden sie es unerträglich zähe und fischig, daß Keines einen Bissen davon essen konnte, so lange noch etwas anderes übrig blieb, um ihren Hunger zu stillen. Diese Ueberbleibsel wurden nun herbeigebracht und bildeten mit einigen Schalthieren, die sie in großen Strahlenmuscheln brieten, ihre einzige Nahrung am vierten Tage ihres gezwungenen Aufenthaltes an der Bucht. Von Zeit zu Zeit hatten sie aus dürrem Schilf und Treibholz, das sie gesammelt, ein Feuer angemacht; allein diese ihre Vorräthe waren so dürftig, daß sie sehr sparsam damit umgehen mußten, und die an zarte Nahrung gewöhnten Kinder konnten sich bis jetzt noch nicht entschließen, die Strahlenmuscheln und andere Schalthiere ungekocht zu essen. Ihre Lage und ihre Aussichten traten ihnen daher in immer düstereren Farben vor die Augen. Das Wetter war sehr heiß und trocken, und sie fühlten den Verlust ihrer häuslichen Bequemlichkeiten, des Thees, der Milch und anderer Getränke, sowie ihrer Betten, alle sehr schwer. Sie waren in Auffindung von Hilfsquellen so scharfsinnig gewesen, als sich erwarten ließ, und hatten sich sogar durch Verdunstung von Seewasser in großen Muscheln einiges Salz verschafft. Allein, was half alles dieß an einem solchen Ort? In der vierten Nacht legten sich die Kinder in einem höchst trostlosen Zustande zum Schlafe nieder. Es war Sonntag gewesen, und ihre Herzen waren voller Kummer, sowohl über die Betrübniß, welche, wie sie wußten, um ihretwillen ihre Eltern erleiden mußten, als wegen ihrer eigenen unglücklichen Lage. Immer noch schliefen sie wie Kinder selbst in Zeiten tiefster Kümmerniß schlafen, und erwachten am Morgen mit dem Bewußtseyn, daß eine neue Prüfung ihrer harre. Die kleine Quelle, welche von Tag zu Tag schwächer geworden, war ganz versiegt. Sie war vollständig aufgetrocknet und sie konnten keinen Tropfen Wasser erhalten! Jetzt sank Allen der Muth. „Bruce," sagte Emily, ich meine du und Horace sollten euere Gewehre zusammen abfeuern, einmal in jeder Minute, wie die Schiffe thun, wenn sie in Noth sind. Vielleicht sind Leute in der Nähe und hören es." Bruce entgegnete, das wenige Pulver, das ihnen noch geblieben, würde durchaus aufgebraucht werden. Allein alle waren einstimmig der Ansicht, es sey nutzlos Vögel zu schießen, wenn man kein Wasser haben könne; sie könnten ohne dieses nicht leben. So wurde denn der Vorschlag angenommen.

Eine traurig-feierliche Stimmung herrschte in ihren Herzen als der erste, der zweite, der dritte, der vierte Schuß abgefeuert ward, und inbrünstig und ernst waren die Gebete, welche sie um ihre Befreiung zum Himmel emporschickten. Zum fünften Schusse wurden die Gewehre erhoben, und nur eine Ladung Pulver blieb für jedes noch übrig. Sie wurden erhoben und plötzlich dann beide auf den Strand niedergeworfen und — „o seht! o Gott sey Dank!" sprachen Beide wie aus einem Mund und

zeigten aufwärts. Alle Kinder sprangen auf ihre Füße und schauten nach der angedeuteten Richtung: sie erblickten die Gestalt eines Mannes und eines Knaben, die sich nach ihnen umsahen.

Das Signal hatte seinen Zweck nicht verfehlt. Die Klippe war zu hoch, als daß ihre Worte Denen hörbar seyn konnten, welche droben waren, allein der Mann schien ihre Lage sogleich zu begreifen, und später zeigte es sich, daß er den Knall eines Gewehrs schon zwei Tage zuvor gehört und, als er einen Blick herabwarf, die Kinder gesehen hatte. Er glaubte, sie hätten wohl eben erst gelandet, wollten sich einen lustigen Morgen machen und dachte daher nicht mehr an sie; als er jedoch ihre Signale hörte, errieth er die Wahrheit, und beim Anblick der Kinder ward er überzeugt, daß irgend ein Unfall sie hierher gebracht habe, sobald der Mann seine Anwesenheit kund gegeben, lief er davon und der Knabe mit ihm; allein bald zeigte sich ein Weib, das ihnen einige kalte Kartoffeln und etliche Stücke schwarzen Brodes herab warf, dann stehen blieb und zusah, wie die armen, ausgehungerten Kinder gierig über eine Speise herfielen, die ihnen nach der Kost der letzten Tage ein köstliches Mahl dünkte.

Wenige Minuten später verkündigten ihnen die Ruderschläge und die Stimmen von Menschen, daß die Stunde der Erlösung geschlagen habe: ein mit zwei Männern besetztes Boot fuhr in die Bucht ein, und mit unaussprechlicher Freude und Dankbarkeit sahen sich die sechs ermüdeten, schwer heimgesuchten jungen Leute, welche vor kaum einer halben Stunde noch gezweifelt hatten, daß sie je ihre Heimath wieder erreichen würden, auf den blauen Wogen des Meeres schwimmen, und auf dem Wege zu ihren Eltern. Wir haben keinen Raum, um die Freude der beiden Familien zu schildern, als einer derjenigen, welche immer noch die Leichname der Verlorenen suchten, in athemloser Eile hereinstürzte, um anzukündigen: der Fischersmann Job Styles und seine Söhne seyen eben jetzt im Begriffe, an den Kai herüber zu rudern, die ganze Gesellschaft befinde sich lebend und, wie es scheine, vollkommen gesund im Boote des braven Mannes. Auch brauchen wir der freudigen Dankbarkeit der geretteten Kinder, als die Eltern eines nach dem anderen liebevoll in ihre Arme schlossen, nicht Erwähnung zu thun.

Kleinigkeiten.

Ueppigkeiten gab's doch auch in alter Zeit und recht seltsame. So war es bei Kindtaufen, Hochzeiten und andern Festen zur Zeit des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg Sitte, durch viele und große Käse zu prunken, die über einander gesetzt wurden, daß sich im vollen Sinne des Wortes die Tafeln bogen. Je vornehmer und reicher desto mehr und größere Käse! Wenn es am Gelde fehlte und man doch prunken wollte, miethete und lieh man sich Käse, die natürlich mehr zur Schau, als zum Verspeisen dienten. Das wurde dem Churfürsten denn doch zu bunt, und solchem unsinnigen Prunke, solcher widersinnigen Verschwendung, die eine Familie ruiniren konnte, zu steuern, erließ er eine Verordnung, nach der bei dem Adel nur zwei große Käse verschiedener Gattung aufgesetzt werden durften; bei dem reichern Bürgerstande aber nur Einer. Wer dawider handelte, mußte Buße zahlen. Da mag doch die Käsepolizei etwas zu thun gehabt haben, gehörig nachzusehen? — Jeder Käse mehr, kostete einen Thaler.

Zwei Diplomaten. Guizot führt in seinen Memoiren eine sehr bemerkenswerthe Aeußerung des Fürsten Metternich an. Die beiden Staatsmänner waren in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 als Flüchtlinge in London zusammengetroffen. „Erklären Sie mir, Fürst," sagte Guizot, eines Tages, wie und warum die Februar-Revolution in Wien ausgebrochen ist. Ich weiß, warum und wie sie in Paris zu Stande gekommen ist; aber in Oesterreich, unter Ihrer Regierung: da fehlt mir das Verständniß." — „„Ich habe zuweilen Europa regiert"", antwortete Metternich mit einem aus Stolz und Betrübniß gemischten Lächeln, „„Oesterreich niemals.""

Die Wach' am Rhein.

(Soldatenlied.)

Germersheim.

Ich halte Wach' am Rhein!
Droht auch der Nachbar uns von Westen,
Droht er dem deutschen Vaterland;
Wohlan, er komm'! an meinen Vesten
Erlahme seine freule Hand! —

Ich halte Wach' am Rhein!
Viel Helden stehen auf der Hut
Ringsum, die Jungfrau zu beschirmen;
Nie hoff' der Feind im Uebermuth,
Als leichte Beute sie zu stürmen;

Ich halte Wach' am Rhein!
Schon einmal klang ein deutscher Sang:
„Sie sollen — sollen ihn nicht haben!"
Ich stimm' mit ein, mit lautem Klang
Hindonnernd über Wall und Gräben! —

Ich halte Wach' am Rhein!
Ich schütze dich du deutsche Wehr,
Du deutscher Rhein vor Feindes Streichen;
Und sein Gebein, zu Deutschlands Ehr',
Das soll vor meinen Wellen bleichen! —

Ich halte Wach' am Rhein!
Drum frisch hinan, hinauf die Wälle,
Du tapf're Schaar! und schütz' den Rhein,
Auf daß der Enkel noch erzähle
Vom Heldenmuth der Wach' am Rhein! —

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 41. | den 22. Mai 1859.

Des Geldes Fluch.

(Fortsetzung.)

Dieß die Brachvogel'sche Familiengruppe. Sie bietet wahrlich ein schönes Bild. Und wir würden als Schriftsteller, der doch nur das schönste darstellen soll, zu tadeln seyn, daß wir sie vor die Augen des Lesers geführt, wenn es nicht auch ein ästhetischer Grundsatz wäre, daß das Häßliche, wofern es nämlich in's Furchtbare übergeht, eine Art von Schönheit wird. Außerdem taucht aber jetzt, seitwärts von jener Gruppe und zu ihr gehörig, ein so anziehendes, edles Bild empor, daß schon um seinetwillen oder vielmehr der Kontrastes wegen der Leser die häßliche Gruppe in den Kauf nehmen könnte.

Caroline Arndt war ein schlankes, großes Mädchen von imposanter Figur und Haltung. Ihre Züge, ein bläulich schwarzes Haar eingerechnet, flößte beim ersten Anblick eher Scheu und Achtung, als Theilnahme ein. Es lag etwas Entschlossenes, Strenges, fast Abweisendes darin. Das tiefblaue, klare Auge schaute Euch so klug und ernsthaft an; der schöngeschnittene, fast stets geschlossene Mund schien ein großes, unergründliches Geheimniß zu bewahren; das gewölbte, durch eine zarte Krinne getheilte Kinn sicherte dem ganzen Gesicht den Ausdruck der Festigkeit.

Caroline Arndt, aus guter, aber armer Familie stammend, war frühzeitig verwaist. Nachdem sie in mehreren Häusern theils als Erzieherin, theils als Gesellschaftsdame fungirt, war sie dem Kommerzienrath Brachvogel durch einen seiner Geschäftsfreunde zur Führung seines Hauswesens empfohlen und von dem erstern ihrer bescheidenen Ansprüche halber auch angenommen worden. Seit fünf Jahren lebte sie nun in dem alten, unheimlichen Schlosse des Krösus, ernst und schweigsam haushaltend. Sie konnte die bösen Geister des Geizes und der Lieblosigkeit, welche darinnen umgingen, nicht bannen; sie durfte nicht einmal Behaglichkeit und Heimlichkeit in den düstern Räumen zur Herrschaft bringen. Alles beim Alten zu lassen, war eine der ersten und vornehmsten Bedingungen in ihrem Kontrakte mit dem Krösus. Allein sie verbreitete wenigstens den Schein der Ordnung und der Behaglichkeit rings umher. Sie bewahrte das Ganze vor Einsturz und Verfall, und spendete wenigstens dem Unglücklichsten im Schlosse, dem armen Richard, manchen Trost und manche Freude. Und was das Wichtigste und Schwierigste, sie bildete in diesem mit dem Fluche der Geldgier belasteten Hause, worinnen Alles vor dem goldenen Kalbe kniete und woraus jeder Kultus des Schönen, Guten und Wahren verbannt war, eine Art sittlicher Macht. Man achtete und fürchtete sie, wiewohl man sie nicht liebte. Niemand, weder der filzige Greis, noch seine ihm so ähnliche Tochter, wagte sie zu beleidigen oder nur ihr zu nahe zu treten.

Doch wir kehren jetzt zum Anfange der Geschichte zurück. Nachdem wir Bekanntschaft mit den handelnden Personen gemacht, wird uns das Drama verständlicher und interessanter seyn.

Also der Kommerzienrath Brachvogel saß in einem kleinen, ärmlich ausgestatteten Zimmer und schrieb. Es war dieß sein Lieblingszimmer und zwar so, wie es sich dem Blicke des Beschauenden darbot und schon vor fünfzig Jahren dargeboten hatte, mit seinen kahlen, verräucherten Wänden, seinen kleinen beschmutzten Fenstern und seinen alten wurmstichigen Möbeln. Hier in diesem Zimmer hatte er seine Spekulationen ausgebrütet, das stete Wachsthum seines Reichthums berechnet und den größten Theil seiner Schätze aufbewahrt. Dort die eiserne, verrostete Kiste im Winkel barg sein Gold und Silber, und im geheimen Fache des Sekretärs, an welchem er saß und schrieb, lagen die Pergamente, die Staatsschuldscheine, Aktien und Banknoten. So hatte er also in diesem Zimmer gleichsam die Früchte seines Fleißes, seiner Entbehrungen und seines ganzen Lebens immer vor Augen, er konnte sich laben an ihrem Anblicke und sie bewachen. Daher war ihm dieses Zimmer unendlich theuer, und außer ihm selber gab es nur zwei Menschen, welche dasselbe betreten durften: Gottliebe, sein Liebling und Caroline. Sogar seine Söhne empfing er, wenn sie eine Unterredung mit ihm wünschten, in einem andern Zimmer.

Er schrieb oder vielmehr rechnete, und während er rechnete, leuchtete sein altes verschrumpftes Harpagongesicht vor Befriedigung und Freude. Wie oft hatte er an dieser Stelle gesessen und gerechnet! —

Und stets wurden die Zahlen größer und größer, bis aus den Zwergen Riesen geworden.

Die Berechnung war fertig. Er legte die Feder nieder, lehnte sich zurück in seinem Lehnsessel, kauerte sich zusammen und starrte auf das mit Zahlen bedeckte Papier. Würden sie immer so wachsen, die Zahlen? Würde er sie noch lang so wachsen sehen? Bei dieser Frage stöhnte er auf, und seine Züge nahmen den Ausdruck großer Angst an. Nein, gar lange konnte er sie nicht mehr wachsen sehen! Er war ja achtzig Jahre alt und fühlte täglich, wie seine Kräfte schwanden. Ach, er hätte ja so gerne noch zehn, nein zwanzig, dreißig Jahre gelebt! Er hätte viel gegeben! Wieviel? fragte er gleich darauf, er, der Alles nach Ziffern berechnete. Die Hälfte seines Vermögens? Bei diesem Gedanken brach der Angstschweiß auf seiner Stirne hervor. Nein die Hälfte nicht, aber das Drittheil, oder wenigstens das Viertheil. Aber auch davon sich zu trennen! Nein lieber wollte er sterben!

Die alte eichene Thür knarrte in den Angeln. Er drehte sich beunruhigt um: Caroline, die Wirthschaftsführerin, war eingetreten.

„Was wünschen Sie?" fragte er mit einer auffälligen Befangenheit, eine Befangenheit, welche er stets zeigte, wenn Caroline sein Zimmer betrat, ein Zeichen, daß sie einen zarten Punkt berühren wollte.

„Herr Richard bittet durch mich um die Erlaubniß, nach der Stadt fahren zu dürfen!" antwortete Caroline.

„Was will er wieder in der Stadt? Geld ausgeben, nicht wahr? Er ist ein Verschwender! Sagen Sie ihm das, Caroline!"

Der feste Blick ihres klaren, tiefblauen Auges war ihm unbequem. Er schlug das seinige nieder.

„Herr Richard bittet um einiges Geld, da er Einkäufe zu machen hat und doch etwas verzehren muß!" fuhr Caroline ruhig fort.

„Einkäufe! Cigarren vermuthlich und Schnupftabak? Er braucht nicht zu rauchen, zu schnupfen. Das sind kostspielige und üble Gewohnheiten. Warum gewöhnen Sie ihm dieselben nicht ab, Sie, die Sie Alles über ihn vermögen? He?"

„Weil diese üblen Gewohnheiten für Ihren unglücklichen Sohn, der seit dreißig Jahren und darüber immer sitzen oder liegen muß, und welchem Sie jeden Genuß des Lebens entziehen, Bedürfniß sind."

„Ich habe aber nicht Lust, seiner Verschwendung mit meinem Beutel Vorschub zu leisten. Wer kostspielige Gewohnheiten hegt —"

„Halten Sie ein wenig inne, Herr Kommerzienrath. So viel ich weiß, besitzt Herr Richard ein von seiner Mutter ererbtes Vermögen von dreißigtausend Thalern, ein Vermögen, welches in Ihren Händen mindestens fünfzehnhundert bis zweitausend Thaler jährliche Zinsen trägt."

„Sie sind ein Weib und verstehen nichts davon. Sein Vermögen bringt kaum tausend Thaler des Jahres, und dafür erhalte ich ihn, halte ihm Pferde und Wagen. O, ich muß noch zulegen — bei Gott, Caroline."

„Pferde und Wagen gehören Ihnen, Sie halten sie für sich selbst. Und seine übrige Unterhaltung kostet Sie des Jahres kaum zweihundert Thaler. Demnach muß sich Herrn Richards Vermögen, da sie es seit sechszehn Jahren verwaltet, beinahe verdoppelt haben. Und dennoch lassen Sie, der siebenfache Millionär, ihn, Ihren Sohn, Noth leiden."

„Und solche wahrhaft närrische Ideen setzen Sie ihm in den Kopf," lauschte er ängstlich, „und bringen Sie wohl gar unter die Leute? He? — Siebenfacher Millionär! Unsinn! Sein Vermögen verdoppelt! Albernheit!"

Mit der Miene des Mitleids, wenn nicht der Verachtung, versetzte sie: „Seit fünf Jahren kennen Sie mich!" Darauf, nach einer kurzen Pause, fuhr sie fort: „Uebrigens, wenn Sie es zum Aeußersten treiben sollten, kann wohl die Zeit kommen —"

„Sie sind ein wunderliches, überspanntes Mädchen!" fiel er hastig ein. „Da geben Sie ihm einen Thaler, dem Verschwender und sagen Sie ihm —"

„Herr Richard bedarf mehr, mindestens drei Thaler, wie er mir vorgerechnet —"

„Drei Thaler! Ist er denn wahnsinnig? — Drei Thaler zu einer Spazierfahrt nach der Stadt? Ich werde ihn enterben!"

„O, Herr Richard würde zuletzt jeder Erbschaft von Ihrer Seite entsagen, wenn Sie ihm nur sein mütterliches Erbtheil auslieferten. So weit haben Sie ihn gebracht! — Glücklicherweise bin ich da und gestattete eine solche Entsagung nicht."

„Aber ich kann ein Testament machen!" warf er lauernd ein.

„Sein Pflichttheil muß ihm doch werden, und außerdem werden Sie nie ein Testament machen, weil Sie sich fürchten, fürchten vor dem Tode."

Er zog hastig die noch fehlenden zwei Thaler aus einer alten beschmutzten Börse und warf sie zornig auf den Tisch: „Sie sind ein Vampyr, und jetzt gehen Sie!"

Sie ging hinaus, ruhig und fest, wie sie eingetreten war. Er aber kauerte sich wieder in seinen Sessel nieder und stöhnte, wie Jemand, der einen unersetzlichen Verlust erlitten.

Wieder knarrte die Thür in den Angeln. Gottliebe trat auf den Zehen herein, warf einen forschenden, argwöhnischen Blick rings umher und fragte: „Was wollte sie bei Dir?"

„Geld, wie gewöhnlich, Geld für Richard. Der Teufel hole ihn!"

Sie warf ihm einen grollenden, giftigen Blick zu und sagte: „Und Du hast es ihr, wie gewöhn-

lich, nicht abzuschlagen gewagt; — Du fürchtest Dich wohl vor ihr?"

„Und fürchtest du sie nicht auch?" fragte er dagegen.

„Ich fürchte sie nicht, aber ich hasse sie. Und ich glaube, jetzt, wo ich wieder bei Dir bin und wohl für immer bei Dir bleiben werde, könntest Du sie entbehren. Die Pflege Deiner Tochter müßte Dir doch angenehmer, als die einer Fremden seyn."

Er erschrack; denn sogar ihr, seinem liebsten Kinde, mißtraute er. „Nein," sagte er dann hastig, so lange ich lebe, soll sie bei mir bleiben. Ich liebe sie nicht, aber ich weiß, daß ich ihr trauen kann!"

Sie verstand recht wohl den fürchterlichen Argwohn, der in diesen Worten gegen sie ausgesprochen lag; aber sie war längst an dergleichen Aeußerungen gewöhnt und fühlte sich von ihnen weder beleidigt noch gekränkt.

„Nun meinetwegen, behalte sie!" fuhr sie mit verstellter Gleichgültigkeit fort. „Es ist auch wahr. Ihre sorgsam gepflegte, sammtne Hand ist weicher, als meine, durch Arbeit gehärtete, und geeigneter, Dir die Augen zuzudrücken."

Sie betrachtete nach diesen Worten ihre dürre, in der That nichts weniger als sammtne Hand, indem sie hinzufügte: „Allerdings, allerdings!"

Er blickte ängstlich zu ihr auf und sagte; „Wie kannst Du auf meinen Tod anspielen, Gottliebe?"

„Bist du nicht achtzig Jahre alt?" versetzte sie, indem ein boshaftes Lächeln um ihren Mund flog. „Nehmen Deine Kräfte nicht täglich ab? Und dann, um offen zu seyn, ich habe einen bösen Traum hinsichtlich Deiner gehabt, guter Vater!"

Er lachte gezwungen. „Ha ha! Träume sind Schäume, Gottliebe. Ich werde noch lange leben. Ich kann noch nicht sterben, ich fühle es, schon darum, weil Ihr alle auf meinen Tod wartet, ha ha! Siehst Du, das gerade erhält mich, mein Kind, das stärkt und erhöht meine Lebenskraft. Karl wartet auf meinen Tod; er würde mir Gift reichen, wenn er nicht zu feig wäre. Richard wartet auf meinen Tod, so sehr er sich Mühe gibt, es zu verbergen. Und Du, Gottliebe, ich kann Dir's nicht verdenken, auch Du würdest mein Auge mit innerer Freude brechen sehen — widersprich mir nicht, ich weiß es genau — und gerade darum, weil Ihr alle Drei auf meinen Tod wartet und spekulirt, kann ich nicht sterben und werde noch lange leben."

Sie schlug die Augen scheinheilig zum Himmel auf und sagte: „Gott ist mein Zeuge, daß Du Dich hinsichtlich meiner täuschest, so gewiß, als Du Dich in Bezug auf Deine beiden Söhne nicht täuschest! Und wenn Du nur durch ein Testament dafür sorgen wolltest, daß Dein durch Fleiß und Entbehrung erworbenes Vermögen später nicht einmal durch Leichtsinn und Verschwendung unserer Familie verloren gehen könnte —"

„Dafür werde ich Sorge tragen, Gottliebe. Aber das hat noch Zeit — das hat noch Zeit, verlaß Dich darauf!"

Er ahnte es nicht, und sie ahnte es nicht, daß er keine Zeit mehr hatte, daß seine Stunde gekommen war, daß er mit einem Fuße schon im Grabe stand.

Caroline trat wieder ein und meldete die Ankunft des Rechtsanwaltes, indem sie hinzufügte: „Im Empfangszimmer ist es sehr kühl. Soll ich schnell ein wenig heizen lassen?"

„Nein, nein," versetzte er hastig; die Unterredung wird nicht lange dauern. Es wäre schade um das theure Holz. Wer wird auch im April die Zimmer heizen?" — Darauf erhob er sich und bemerkte, als Caroline fortgegangen: So werden wir also von Deinem Herrn Gemahl hören. Ach, Dein gräflicher Titel kommt uns theuer zu stehen!"

„Du kannst meine Thorheit nicht mehr bedauern, als ich sie selbst bedaure!" entgegnete sie spitzig. „Uebrigens hab' ich von vorn herein Dir überlassen, die Geldangelegenheiten zu ordnen. Und es ist nicht meine Schuld, daß Du Dich täuschen ließest."

Er hatte inzwischen einen alten Pelz aus- und einen dünnen, knappen Tuchrock angezogen. Es fröstelte ihn, aber er achtete nicht darauf und ließ sich von Gottliebe nach dem Empfangszimmer führen.

* * *

Inzwischen hatte sich Caroline lebhaft mit dem Rechtsanwalt unterhalten. Derselbe war ein junger, heiterer und geistreicher Mann und hatte, seitdem er vor Kurzem mit Caroline zum Erstenmale in Berührung gekommen, eine lebhafte Theilnahme für sie gefaßt.

„Aber sagen Sie mir um des Himmels willen," fragte er kurz vor dem Eintritte des Kommerzienrathes, „wie kamen Sie in dieses Haus? Und wie haben Sie es fünf lange Jahre darin ausgehalten? Für das erste dieser beiden Räthsel könnte allenfalls „der Zufall" als Lösung eintreten."

„Und die Lösung des zweiten liegt in dem einfachen Umstande," fiel Caroline ein, „daß wir in jedem Kreise menschlicher Wirksamkeit Gelegenheit finden, unsere Pflicht auszuüben und ein wenig Gutes zu thun."

Der Eintritt des Kommerzienrathes bewog Caroline, sich zu entfernen; auch Gottliebe begleitete ihren Vater nur bis zur Thür des Empfangszimmers und zog sich dann zurück.

„Wie befindet sich mein Schwiegersohn, der Graf?" Mit diesen Worten, welche den Beweis liefern, daß unser Harpagon für Rang und Titel keineswegs unempfindlich war, eröffnete er die Unterhaltung.

„Der Herr Graf,“ entgegnete der Jurist, befindet sich vortrefflich. Als Ihr Rechtsbeistand müßte ich eigentlich wünschen, daß er sich weniger gut befände, daß er insbesondere in Bezug auf unsere Angelegenheit weniger Zuversicht und Selbstvertrauen besäße.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß er seine Ansprüche von Tage zu Tage erhöht, daß er bereits mehr als das Doppelte der Summe fordert, welche ihm anfänglich genügte!“

„Ei, ei, er ist wohl rasend, der gute Graf!“ sagte der Krösus mit sichtbarer Angst und Aufregung, indem er einen neuen Fieberschauer zu bekämpfen suchte.

„Hätten Sie mir wie ich wünschte, von vornherein unbeschränkte Vollmacht gegeben oder hätten Sie nicht immer so lange gezögert, meine Vorschläge anzunehmen, so würde Ihnen die Einwilligung des Grafen etwa fünfzigtausend Thaler billiger zu stehen gekommen seyn.“

„Sie scherzen, lieber Anwalt! stammelte der Greis in wahrer Seelenangst. „Um des Himmels willen gestehen Sie, daß Sie scherzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Erzherzog Johann von Oestreich, dessen am 11. Mai erfolgter Tod die Presse verkündet, ist am 20. Januar 1782 geboren und ist der sechste Sohn Kaiser Leopolds II. Nachdem sein Bruder Erzherzog Karl 1800, durch verschiedenes Mißgeschick bewogen, sich vom Heer zurückgezogen, erhielt er an dessen Stelle den Oberbefehl, wurde jedoch trotz seiner persönlichen Tapferkeit am 3. Dezember 1800 in der Schlacht bei Hohenlinden von Moreau geschlagen. Nach dem Luneviller Frieden wurde er zum Generaldirektor des Genie- und Fortificationscorps ernannt. Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs von 1805 eilte er nach Tyrol, um hier die Bewaffnung des Volkes zu bewirken und leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zum ruhmvollen Tyroler Aufstand. Er befehligte 1809 das nach Italien und Tyrol bestimmte Heer von Inneröstreich, siegte bei Venzone, Pordenone und Sacile, wurde aber bei Raab vom Vicekönig Eugen geschlagen. An dem Krieg von 1813—15 nahm er keinen Antheil und zog sich seit dieser Zeit von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er lebte meist in Grätz, das seinem Aufenthalt viel zu danken hat. Am 29. Juni 1848 wurde er mit großer Majorität vom Parlamente zum deutschen Reichsverweser erwählt, übernahm diese Würde in der hiesigen Paulskirche, legte sie jedoch nach der Auflösung des Parlaments am 20. Dezember 1849 nieder und lebte seit dieser Zeit wieder zurückgezogen in Grätz. Seit 1827 morganatisch vermählt, wurde ihm 1839 ein Sohn geboren, der 1845 zum Grafen von Meran ernannt wurde.

Ein Königsdenkmal. Die Bewohner des Kirchspiels Mora, im mittleren Schweden, beabsichtigen dem König Gustav Wasa ein Denkmal zu setzen. Sie wollen nämlich an den malerischen Ufern des Siljan-Sees in Dalarne, an der Stelle, wo Gustav Wasa nach Aussage mehrerer Historiker durch List und Verkleidung einer vom dänischen König ausgesandten Militär-Abtheilung entkam, oder wo er sich, nach Behauptung anderer Geschichtsschreiber, verborgen hielt und trotz eifriger Nachforschung nicht gefunden wurde, eine Kapelle erbauen, welche mit Malereien, die Scenen aus dem Leben dieses Helden vorstellen, dekorirt werden soll. Der Professor Scholander hat bereits den Grundriß ausgeführt und der bekannte — schwedische Maler Höckert wird die Ausschmückung des Innern vornehmen.

O wagt euch nicht!

O wagt euch nicht mehr an den Rhein,
Leichtsinnige Franzosen!
Ich sag' es euch, am deutschen Rhein,
Da blüh'n euch keine Rosen.

Denkt nur an manchen deutschen Bach,
Wie schlecht er euch bekommen,
Wo ihr, von deutschen Hieben voll,
In eu'rem Blut geschwommen. —

Wie hat's nicht an der Katzbach euch
Gar jämmerlich ergangen? —
Schon diesen Namen wenn ihr hört,
Muß euch das Herz erbangen. —

Ist Roßbach auch ein Dorf, kein Bach,
Spricht's ewig doch von Bächen,
Die einst geflossen, purpurroth,
Auf Merseburg'schen Flächen.

Auf jene schrecklich wilde Schlacht,
Wo Seydlitz euch bezwungen,
Hat euch das ganze deutsche Volk,
Im Spott dieß Lied gesungen:

„Und wenn der große Friedrich kommt
„Und klopft nur auf die Hosen,
„So lauft die ganze Reichsarmee,
„Panduren und Franzosen.“

Seh't, haben die deutschen Bäche euch
So arg schon mitgenommen,
Wie wird euch erst ein deutscher Strom,
Ein deutscher Fluß bekommen? —

D'rum wagt euch nicht mehr an den Rhein,
Leichtsinnige Franzosen!
Ich sag' es euch, am deutschen Rhein,
Da blüh'n euch keine Rosen! —

George Morin.

Auflösung der Charade in Nro. 39:

Haarputz.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | *Nro. 42.* | den 25. Mai 1859.

Des Geldes Fluch.

(Fortsetzung.)

„Als ich das Erstemal mit dem Graf konferirte, willigte er, wie Ihnen bekannt ist, in die Ehescheidung um den Preis von dreißigtausend Thalern.“

„Richtig, richtig, und ich bewilligte diese Summe.“

„Leider als es zu spät war. Sie zögerte vierzehn Tage mit der Antwort, und dann erklärte der Graf, er verlange vierzigtausend und werde für jede spätere Woche zehntausend Thaler mehr liquidiren“

Am Ende verstand ich mich auch zu vierzigtausend.“

„Nachdem wiederum zwei Wochen vergangen waren, forderte der Graf nun sechszigtausend, und da keine Antwort erfolgte, so fordert er jetzt achtzigtausend Thaler.“

„Oh, oh! rief der Greis schaudernd, diese Heirath wird mein Tod seyn! „Er wollte sich erheben, in welcher Absicht, ist nicht zu bestimmen; aber er vermochte es nicht. Der Anwalt sprang herbei und half ihm auf; aber er sank sogleich wieder zurück. Er war gelähmt! Der Geiz, der ihn hatte alt werden lassen, wurde jetzt auch die Quelle seines Todes, indem einerseits die Erkältung in dem ungeheitzten Zimmer, andererseits der Schreck über die gesteigerten Ansprüche seines gräflichen Schwiegersohnes seine plötzliche Erkrankung herbeiführten.

Der Rechtsanwalt stand noch bestürzt und rathlos vor ihm, als Gotliebe schon in's Zimmer trat. Die brave, zärtliche Tochter war vielleicht durch innere Eingebung von der Krankheit des Vaters in Kenntniß gesetzt worden, denn mit dem Ruf: „Mein Gott, er stirbt!“ stürzte sie sofort auf den Kranken zu.

Allein er wehrte sich durch ein Zeichen mit der Hand von sich ab, und dann deutete er nach der Thür und stammelte fast unhörbar: „Caroline!“

„Er wünscht seinen Diener, daß er ihn nach seinem Zimmer trage!“ erläuterte Gottliebe eifrig. Allein der Greis schüttelte mit dem Kopfe und stammelte noch einmal: „Caroline!“

Die zärtliche Tochter stampfte ergrimmt mit dem Fuße auf den Boden, während der Rechtsanwalt die Thür öffnete und nach „Fräulein Caroline“ rief.

Caroline kam. Ein einziger Blick auf den Greis belehrte sie über das, was vorgegangen war. „O, bitte, rufen Sie den Diener!“ sagte sie zu dem Anwalt, und dann fügte sie, zu Gottliebe hinzu: „Sie stimmen doch mit mir überein, Frau Gräfin, daß er vor Allem aus diesem Zimmer in das seinige, wärmere getragen, und sogleich ein reitender Bote nach dem Arzte geschickt werden muß?“

Die Gräfin erwiderte höhnisch: „O, thun Sie nur, was Ihnen beliebt, wofern Sie hinterher die Verantwortung übernehmen.

„Die übernehme ich, in so weit ein Mensch überhaupt verantwortlich gemacht werden kann, für Alles, was ich thue.“

Der Anwalt kehrte mit dem Diener zurück. „Ich muß Ihre Güte noch einmal in Anspruch nehmen!“ sagte Caroline zu ihm. Es muß sogleich ein reitender Bote nach dem Arzte geschickt werden. Wollen Sie dies dem Amtmanne mittheilen?“

Ein ängstlicher Blick im Zimmer umher deutete ihr an, daß außer ihm Niemand in der Nähe sey, dem sie die pünktliche Bestellung dieses Auftrags zutraute. Darauf näherte sie sich ihm und flüsterte ihm zu: „Der Ernst der Situation entschuldigt, hoffe ich, mein ungewöhnliches Benehmen Ihnen gegenüber. Ich richte nämlich noch die Bitte an Sie, daß Sie sich zu Richard begeben, ihn vorbereiten auf das, was aller Wahrscheinlichkeit nach noch heute sich ereignen wird, und ihm Rathschläge in Betreff seines Verhaltens ertheilen. Er ist, wie Sie wissen, sehr hilflos; und ich fürchte, wir werden in diesen Räumen binnen kurzer Zeit stürmische Auftritte erleben.“

Er verstand sie und ging, und zu seiner Theilnahme für das interessante Mädchen gesellten sich jetzt noch Hochachtung und Bewunderung.

Der kranke Greis wurde nach seinem Arbeitszimmer gebracht und, da er sich nicht entkleiden lassen wollte, auf das Sopha niedergelegt und mit seinem Pelze bedeckt. Allein schon nach wenigen Minuten sprach er mit dem Ausdrucke der höchsten Angst und Unruhe und stammelnder, kaum verständlicher Stimme den Wunsch aus, man möge ihn zu seinem Schreibpulte tragen.

Man willfahrte ihm. Mit zitternder, kraftlo-

ser Hand wühlte er in den Papieren und bemühte sich, dieselben in dem Sekretär zu verbergen. Mit Carolinens Hilfe gelang es ihm, und er war eben im Begriff, vermittelst einer letzten und äußersten Anstrengung den Sekretär zu verschließen, als Karl, sein Erstgeborner, mit wilder Hast in's Zimmer stürzte und, einen forschenden, argwöhnischen Blick ringsumher werfend, sich dem Greise näherte.

„Zurück!“ rief da plötzlich der Kranke mit lauter, deutlicher Stimme. „Du hast große Eile: aber dennoch wirst Du noch warten müssen. Ja, ich fühle es, Dein Anblick hat mich zu neuem Leben erweckt. Du kamst zu früh, und so gehe nur wieder!“ Und als Karl, bestürzt und außer Fassung, zögerte, rief er: „Man rufe mir den Notar!“

Mit dem Lächeln der Freude und des Triumphes schickte Gottliebe sich an, den väterlichen Befehl zu erfüllen, als Karl sie mit roher Gewalt bei Seite stieß und ihr zuflüsterte: „Natter, ich werde es Dir vergelten!“ und dann aus dem Zimmer stürzte.

In dem Augenblicke, als sein Sohn das Zimmer verlassen, fühlte der Greis, daß seine plötzliche Lebendigkeit nur ein trügerisches, letztes Aufflackern der Lebenskräfte gewesen war. Eine Todesmattheit bemächtigte sich seiner. Aber auch in diesem Augenblicke der beginnenden Auflösung wendete sich sein schon halb erstorbenes Herz nach dem Abgotte seines Lebens, dem Gelde, zu. Er winkte Caroline herbei. Vor seinen erlöschenden Augen mußte sie den Sekretär verschließen, ihm den Schlüssel in die Tasche stecken, und dann erst, als wären jetzt Ruhe und Frieden in seine Seele eingezogen, ließ er sich niederlegen und zeigte sich still und ruhig. Er sprach kein Wort mehr und verschied scheinbar ohne Schmerz und Kampf, wie der Gerechten einer. Aber hatte er nicht in seinem langen Leben genug gelitten und gekämpft? Hatte er in den achtzig Jahren seines selbstsüchtigen, ruhelosen Lebens eine einzige Stunde wahren, ungetrübten Glückes genossen? Hatte nur ein einzigesmal sein Herz die Beseligung einer guten That erfüllt und erhoben? War sein kaltes, unedles Herz nicht täglich und stündlich von den Schlangenzähnen des Geizes und der Habgier gemartert worden? Hatte er nicht hundert und hundertmale merken müssen, daß auf ihm und seinem Hause ein Fluch laste? Haßte, beneidete, verachtete nicht der Bruder den Bruder, und der Sohn den Vater? War nicht Alles um ihn her zerschlagen, von bösen Leidenschaften und innerer Unseligkeit zerrissen gewesen? Hatte er die Liebe, das Wohlwollen eines einzigen Menschen besessen? Hatte er nicht sehen müssen, wie sogar seine eigenen Kinder, sogar sein Liebling, auf seinen Tod, wie auf eine Erlösung, warteten? Lag nicht selbst in seiner Todesweise der Fingerzeig einer ausgleichenden, strafenden Gerechtigkeit ausgedrückt?

Aber nicht allein auf ihm selber hatte der Fluch des schnöden Mammons gelastet; sondern er ließ ihn auch, gleichsam als zweites Erbtheil seinen Kindern zurück, auf daß sich die Sünden des Vaters rächen möchten an ihnen bis in's dritte und vierte Glied!

Er war todt. Carolinens Hand drückte ihm die Augen zu. Keine Thräne wurde um ihn geweint. Vielmehr begann sogleich der von ihm hinterlassene Fluch zu wirken.

„Und nun, Fräulein Caroline, geben Sie mir wohl die Schlüssel heraus und entfernen Sie sich von einem Orte, wo Sie fürder weder unentbehrlich, noch gern gesehen werden.“

Die Erbin legte in diese Worte so viel Bitterkeit und Hohn, als ihr möglich war.

Caroline richtete sich hoch auf, wie sie in allen Momenten der Erregung zu thun pflegte, und entgegnete mit edler Ruhe und Mäßigung: „Sie irren, Frau Gräfin, ich war hier nie so unentbehrlich als eben jetzt. Ich vertrete nämlich die Rechte ihres hilflosen Bruders Richard. Und was die Schlüssel betrifft, was besonders diesen hier betrifft“ — sie nahm den Schlüssel zum Sekretär aus der Tasche des Todten und steckte ihn zu sich — „so halte ich mich verpflichtet, dieselben nur in Gegenwart aller drei Erben auszuhändigen.“

„Recht so, süßes Mädchen!“ rief Karl, der Wüstling, mit triumphirender Miene in das Sterbezimmer seines Vaters tretend. „Ich werde mich dankbar beweisen für diese edle Festigkeit, mit der Sie mein Recht als Erstgeborner gewahrt, und ich hoffe, Sie werden kein Bedenken tragen, mir als dem jetzigen Haupte der Familie die Schlüssel auszuhändigen.“

„Auch Sie irren sich, Herr Oberamtmann!“ versetzte Caroline fest. „Es fehlt noch Richard, und ich werde Sorge tragen, daß er sogleich erscheine.“ — Sie zog nach diesen Worten die Klingel und befahl dem eintretenden Diener, dem Herrn Richard den Tod seines Vaters anzuzeigen und ihn zu bitten, im Zimmer des Todten zu erscheinen.

„Aber das ist närrisch, Caroline.“

„Ich heiße, und werde Ihnen gegenüber stets heißen Fräulein Caroline, mein Herr!“

„Nun meinetwegen, theures Fräulein, gnädiges Fräulein sogar, wenn Sie befehlen; aber ich wiederhole, es ist närrisch, auf die Anwesenheit dieses verkrüppelten, elenden und geistig unmündigen Richard irgend einen Werth zu legen! Ich erkläre, daß ich mich von vornherein als seinen natürlichen Vormund betrachte!“

Ein dunkle, fürchterliche Ahnung stieg in Carolinens Seele auf. Mit einem forschenden, durchdringenden Blicke auf den Wüstling fragte sie: „Wozu bedürfte ein sechsunddreißigjähriger, geistig vollkommen gesunder Mann eines Vormundes, mein Herr?“

In diesem Augenblicke wurde Richard in einem

Rollstuhle in's Zimmer gefahren. Sein Auge glänzte fieberhaft, seine Wangen waren tief geröthet, der ganze Ausdruck seiner Züge verrieth eine außerordentliche, krankhafte Aufregung. „Hier bin ich!" rief er, ohne einen Blick auf den Todten zu werfen. „Ich werde meine Rechte als Erbe selber zu wahren wissen. Ich bin mündig und bei vollem Verstande. Ich lasse mich nicht blenden oder täuschen. Reizet mich nicht zum Aeußersten! Ich werde die Falschheit mit List bekämpfen, werde nicht die geringste Verkürzung dulden! — Ja, staunet mich nur an! Der Krüppel soll nicht der Spielball Eurer Selbstsucht seyn. Jahre lang hab' ich unter Druck und Tyrannei geschmachtet; jetzt will ich frei und unumschränkter Herr über mein Vermögen seyn!"

Mit einem diabolischen Lächeln hatte der Erstgeborene der überspannten, wirren Rede seines Bruders zugehört. Jetzt wandte er sich mit demselben Lächeln an Caroline und sagte: „War das die Sprache eines geistig vollkommen gesunden Mannes?"

„Mein Herr," rief Caroline mit der höchsten sittlichen Entrüstung, in ihren Worten liegt als Hintergrund ein fürchterlicher Sinn, eine entsetzliche Absicht! Hüten Sie sich. — Ich muß zugeben, Herr Richard ist krankhaft aufgeregt, bis zur Besinnungslosigkeit erschüttert. Dies ist aber sehr natürlich und erklärlich als Folge und Wirkung von dem plötzlichen Tode seines Vaters. Seit fünf Jahren kenne ich ihn und bin täglich mit ihm in Berührung gekommen. Mein Zeugniß, welches durch kein unlauteres Motiv verdächtigt werden kann, wird, das bin ich gewiß, jede etwaige, von Selbstsucht und Habgier diktirte Anklage entkräften!"

„Wir werden sehen!" antwortete er mit unheimlicher Entschlossenheit.

* * *

Um Richards überspannte Reden, so wie sein späteres Benehmen klar und begreiflich zu machen, müssen wir Einiges nachholen.

Für's Erste ist zu bemerken, daß in sehr natürlicher Folge seiner Mißgestaltung, Erziehung und Lebensweise eine Hinneigung zur Ueberspanntheit so wie zu einer sehr selbstsüchtigen Moral in seinem Wesen lag.

Um sein unglückliches Loos erträglich finden zu können, ja, man könnte sagen, um sich vor Wahnsinn zu schützen, mußte er sich ganz absonderliche Ideen und Grundsätze von menschlicher Glückseligkeit bilden. So pflegte er ohne Scheu und Zögern zu behaupten, er ziehe den Zustand seiner Verkrüppelung denjenigen einer Verarmung vor. Und so entsetzlich diese Behauptung klingt, und so sehr Diejenigen, gegen welche er sie äußerte, sich durch dieselbe empört fühlten — faktisch gaben sie ihm Recht, d. h. sie schmeichelten ihm, beneideten ihn, drangen sich ihm auf trotz seiner Mißgestalt. Und so bildete er sich auf sehr natürliche Weise bald auch den entsprechenden Grundsatz: Geld behält immer Recht der Armuth gegenüber!

Er sah, so oft er unter die Leute kam, daß fast die ganze Menschheit anbetend vor dem goldenen Kalbe kniete und Abgötterei trieb; wie hätte er, dessen Vater mit dem Götzen auf so gutem Fuße stand, sich berufen fühlen sollen, an dem Sturze desselben zu arbeiten oder nur an seiner Allmacht zu zweifeln?

Ferner hegte er den ganz modernen, eigentlich nicht absonderlichen, aber höchst selbstsüchtigen Grundsatz, man muß Niemanden trauen, denn Jeder sucht zu täuschen und zu betrügen! — Er, der von Niemanden geliebt wurde, der täglich und stündlich Trug und Falschheit in seiner Familie entdeckte, der sich bewußt war, seinem Vater und seinen Geschwistern gleichsam ein Dorn im Auge zu seyn, war ja gewissermaßen auf Mißtrauen und Argwohn angewiesen. Wenn aber das Mißtrauen, gleich der Eifersucht, sich schon aus sich selber zu ernähren vermag, so gedeiht es bis zur Ueppigkeit, wird so zu sagen fett, wenn es, wie bei Richard, täglich und reichlich fremde Nahrung erhält. Daher traute er keinem Menschen, nicht einmal Carolinen; ja, man könnte sagen, er traute sich selber, seinen Augen und seinem Verstande nicht.

Nun traf es sich, daß er an dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt, wie wir ja wissen, seinen Vater um die Erlaubniß, ausfahren zu dürfen, so wie um einiges Geld hatte bitten lassen. Caroline, welche, wie in dergleichen Fälle immer, auch heute die Vermittlerin gespielt hatte, überbrachte ihm nicht nur die Erlaubniß, sondern auch die volle erbetene Summe, ein Fall, welcher, so weit sich Richard erinnerte, kaum vier oder fünfmal in seinem ganzen Leben eingetreten war. In allen übrigen Fällen war er stets nur mit der Hälfte dessen, was er erbeten, abgefunden worden.

Machte ihn dieser ungewöhnliche Umstand schon stutzig und bedenklich, so that sein Argwohn die hundert Argusaugen auf, als er durch Caroline erfuhr, daß der Rechtsanwalt angekommen sey. Von der beabsichtigten Ehescheidung seiner Schwester wußte er nichts, so wie man ihn überhaupt, gleich einem unmündigen und unverständigen Knaben, über alle wichtigen Familienverhältnisse im Unklaren ließ. Zu welchem Zwecke also hätte sein Vater den Rechtsanwalt zitirt, er, der so sparsame, knausernde Mann einen so kostspieligen Besuch?

Um sein Testament zu machen? — Bei dieser Frage schauderte ihn. Er sah sich im Geiste schon um die einzig schöne und große Hoffnung seines Lebens, um die große Erbschaft gebracht. Wenn sein Vater ein Testament machte, so wurde er, der dem Vater nicht nur eine Last, sondern ein Dorn im Auge war, auf ein ärmliches Pflichttheil zurückge-

setzt, und dann gute Nacht, ihr schönen Träume von Reichthum und Ansehen! — Vergebens gab ihm Caroline die feste Versicherung, daß sein Vater niemals ein Testament machen werde. Mit der ihm eigenthümlichen Reizbarkeit antwortete er ihr, sie wolle ihn nur täuschen, und sie sey nicht besser als die Andern.

In diesem Augenblicke wurde Caroline plötzlich von dem Rechtsanwalt zu Hilfe gerufen. „Ich dachte mir's wohl!“ sagte sie, Richard verlassend. „Das kann sein Tod seyn. Machen Sie sich auf Alles gefaßt!“

Richards Aufregung stieg noch. Er war nicht gewöhnt, wichtigen Ereignissen zu begegnen. Und jetzt handelte es sich für ihn gleichsam um Tod und Leben. Da hörte er plötzlich im Nebenzimmer die Stimme seines Bruders, dieses gefühl- und gewissenlosen Bruders, den er verabscheute, und eine andere Stimme, die seines eigenen Dieners, antwortete ihm leise, geheimnißvoll. — Weßhalb war Karl auf's Schloß gekommen? Woher wußte er, daß wichtige Ereignisse bevorstanden? Was hatte er mit Richards Diener so geheimnißvoll zu verkehren? — Ha! jetzt lag es am Tage: es wurde ein Komplott geschmiedet, und er, Richard, war das auserlesene Opfer!

Es schwirrte, sauste ihm in den Ohren, und vor seinen Augen flimmerten Lichter. Seine Gedanken wurden unklar, verworren; eine ungeheure, fast wahnsinnige Wuth erfaßte ihn; er huschte auf den Krücken im Zimmer herum, und dann setzte er sich wieder nieder und warf die Krücken weit von sich.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Zur Statistik der Erkenntnisse des obersten Gerichtshofes in Bayern. In der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in Bayern werden alljährlich im letzten Hefte Rückblicke über die strafgerichtlichen Sitzungen des obersten Gerichtshofes mitgetheilt, denen wir für das Jahr 1858 folgendes entnehmen: Die Zahl der in 87 Sitzungen gefällten Erkenntnisse beträgt 366 und übersteigt die des vorausgehenden Jahres um 20 (im Jahre 1856 wurden 416 Erkenntnisse erlassen.) Von den Nichtigkeitsbeschwerden wurden 235 verworfen und zwar 198 Beschwerden der Angeklagten, 34 Beschwerden der Staatsanwälte, 2, welche von beiden Seiten erhoben waren und 1 Beschwerde des Klägers in einer Preßpolizeisache. Zur Vernichtung führten 61 Beschwerden und zwar 21 von den Angeklagten, 38 von Staatsanwälten 1 beiderseitig erhobene und 1 Beschwerde des Klägers in einer Preßpolizeisache. In 22 Fällen erkannte der ständige Criminalsenat des obersten Gerichtshofes gegen den Antrag der Staatsbehörde an diesem Gerichtshofe. Die sämmtlichen Gesuche um Wiederaufnahme des Strafverfahrens (33) wurden verworfen. Dagegen wurde allen Beschwerden des königlichen Generalstaatsanwaltes zur Wahrung des Gesetzes (5) Statt gegeben, darunter befindet sich eine gegen ein schwurgerichtliches Urtheil, zwei gegen appellationsgerichtliche und zwei gegen bezirksgerichtliche, in Forstsachen ergangene Urtheile. 57 Nichtigkeitsbeschwerden wurden gegen appellationsgerichtliche Verweisungserkenntnisse erhoben, 45 gegen Urtheile der Schwurgerichte, 153 gegen appellationsgerichtliche Endurtheile, 28 gegen bezirkgerichtliche Endurtheile in Forstsachen. Im Ganzen sind 23 Personen zum Tode verurtheilt worden, darunter 10 wegen Mords, 12 wegen Raubes IV. Grades und 1 wegen Brandstiftung I. Grads. An 7 Verurtheilten wurde die Todesstrafe vollstreckt, während 3 wegen Mords und 9 wegen Raubs Verurtheilte zur Kettenstrafe, 2 wegen Mords Verurtheilte zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit begnadigt wurden. Von den gefällten Erkenntnissen wurden 4 in pleno, 17 in geheimer Sitzung erlassen.

Frauenparlament. Auf dem Rathhause zu Hamm in Westphalen fand am 24. März eine Frauenzimmerversammlung statt, um die Wahl einer neuen Hebamme für die Stadt zu bewirken. Dieses Meeting gewährte einen sehr originellen Anblick. Frauen aus allen Ständen und Lebensaltern, von denen nicht wenige ein nahe liegendes Interesse an der brennenden Wahlfrage hatten, standen in bunten Gruppen durcheinander, manche mit kleinen Kindern auf den Armen, und inmitten thronte der Bürgermeister mit dem Stadtsekretär in feierlicher Majestät. Es lagen zwei Stimmlisten auf, da die katholische und evangelische Parthei sich seltsamer Weise in dieser wichtigen Frage feindlich gegenüberstanden. Das Verfahren, die Hebammen durch die weiblichen Ortsbewohner wählen zu lassen, ist jedenfalls sehr zur Nachahmung zu empfehlen.

Auf!

Hört ihr's wie Sturm im Rheine brausen,
Hört ihr's wie Wetter durch die Wellen sausen,
Hört ihr es dumpf wie Donner rollen? —
Das ist des Rheingott's wildes Grollen!
Ihr Brüder auf es ruft der Vater Rhein,
Teut's Söhne auf! in Kampf und Sturm hinein!

Seht ihr die Eichen sich umdüstern,
Hört ihr's wie Klagen aus den Zweigen flüstern,
Und bang von jedem Blatte tönen? —
Das ist bedrohter Freiheit Stöhnen!
Frisch Brüder auf! es ruft der Eichenhain
Wir wollen frei, wie uns're Eichen seyn!

Seht ihr's im Westen schwarz sich dunkeln,
Seht ihr es schon wie Wetterleuchten funkeln,
Seht ihr den wel'schen Hahn sich blähen,
Hört ihr ihn frech zu euch herüberkrähen?
Die Freiheit ruft, frisch auf Du deutscher Aar,
Germania auf! auf freie Brüderschaar!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 43.** den 29. Mai 1859.

Des Geldes Fluch.

(Fortsetzung.)

In diesem Zustande fand ihn der Rechtsanwalt, welcher, Carolinens Bitte Gehör gebend, zu ihm kam. Er suchte ihn zu beruhigen; er versprach ihm seinen Beistand; er klärte ihn auf hinsichtlich der Angelegenheit, welche ihn heute zu dem Kommerzienrath geführt. Aber eben so gut hätte er ihm gesunde Glieder verleihen, als den halb Wahnsinnigen zur Vernunft bringen können. Und wiewohl er um Carolinens willen der Wuth und Narrheit des Besinnungslosen einen stoischen Gleichmuth entgegensetzte, so blieb ihm am Ende doch nichts Anderes übrig, als ihn sich selber zu überlassen. Er ging nach dem Garten hinab und theilte dies Richards Diener mit, damit man, im Falle man seiner bedürfen sollte, ihn zu finden wüßte.

Die Nachricht von dem Tode seines Vaters raubte Richard den letzten kleinen Rest seiner Besinnung. So war er nicht einmal am Sterbelager seines Vaters gewesen! Sein Bruder Karl oder seine Schwester Gottliebe hatte dem Verscheidenden die Augen zugedrückt! Warum rief man ihn so spät? O, er durchschaute es wohl, er war auf's Neue betrogen!

Wir haben seine wirren, überspannten Reden im Todtenzimmer angehört und finden sie jetzt erklärlich. Wir wissen aber auch, daß er nicht wirklich wahnsinnig, sondern zunächst nur bis zur Besinnungslosigkeit aufgeregt war.

Der Wortwechsel zwischen seinem Bruder und Caroline schien ihm anfangs unverständlich. Ueberhaupt faßte er den entsetzlichen Sinn in Karls Worten nicht mit dem Begriff, sondern er fühlte nur aus Carolinens Worten, man könnte sagen instinktmäßig heraus, daß man etwas Furchtbares, von ihm noch gar nicht Geahntes, gegen ihn im Schilde führe. Da wandte er sich mit flammendem, rollendem Auge gegen den Bruder und rief: Ha, Du Schurke, Du tausendfacher Schurke, Du triumphirst zu früh! Dieser zarte, schwache Engel (er deutete auf Caroline) wird Dich, Goliath, überwältigen. Und bei der Leiche meines Vaters schwör' ich's: Deine höllischen Machinationen werden Dir nichts, als Schmach und Schande eintragen!"

Es trat eine Pause ein, während welcher er sich zu sammeln schien. Darauf befahl er dem Diener, ihn bis zur Leiche seines Vaters zu schaffen. Er ergriff des Todten kalte, starre Hand, küßte sie und benetzte sie mit Thränen. Darauf ließ er sich von Carolinen die Hand reichen und sagte: „Ich habe Niemand, Niemand auf der ganzen Welt, der mich schützen und vertheidigen kann, als Sie, Caroline. Bei der Leiche meines Vaters beschwöre ich Sie, bleiben Sie mir treu!"

Hierauf verließ er mit Hilfe des Dieners das Zimmer.

„Nun, dächt' ich, wäre die Reihe auch einmal an mir, meine Meinung zu sagen", so begann Gottliebe, die Gräfin, welche, in dem alten Lehnstuhle ihres verstorbenen Vaters sitzend, mit geheimer Freude und Neugierde der Scene zugeschaut hatte, „und ich frage Sie, Fräulein, Miß oder wie Sie genannt seyn wollen: halten Sie es noch länger für angemessen, uns, den legitimen Erben des Entschlafenen, die Schlüssel zu unserm Eigenthum vorzuenthalten? Zugleich mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Ihre bisherige Stellung in diesem Hause von Stund' an endet. Legen Sie uns gefälligst Rechnung, und wir werden Sorge tragen, daß Sie Ihre rückständige Löhnung erhalten."

„Du bist ein unzartes, grobes Geschöpf, Gottliebe!" fiel der Bruder ein, indem er sich Carolinen mit lüsternem, faunischem Blicke näherte. „Mein Fräulein, wiewohl ich das Verlangen meiner Schwester nach Herausgabe der Schlüssel unterstützen muß, so spreche ich doch die Bitte aus, dies Haus auch ferner als Ihr Asyl zu betrachten."

„O, mein Gott, ich habe nichts dagegen, wenn sie Deine Gesellschafterin oder Richards Wärterin spielen will!" sagte Gottliebe höhnisch. „Ich habe ihr auch gar nicht den Aufenthalt im Schlosse, sondern nur ihre bisherige Stellung gekündigt."

Caroline, welche in der Nähe des Todten stand und ihn seit Richards Entfernung starr angeschaut hatte, schien weder die gemeinen, hämischen Reden Gottliebens gehört, noch Karls lüsterne Blicke bemerkt zu haben. Man sah ihr an, daß sie hoch,

unerreichbar hoch über der Bosheit und Unlauterkeit dieser beiden Menschen stand. Jetzt, da eine Pause eingetreten war, entriß sie sich ihrem Nachsinnen, schaute sie beide mit einem Blicke unaussprechlicher Hoheit und tiefen Mitleids an und begann: „Sie sehen mich außer Stande, Ihnen zu antworten. Ich weiß wohl, daß Sie Beide zu mir gesprochen, und ahne, daß es so verletzend als möglich gewesen; aber die Worte habe ich nicht vernommen. Ich war bewältigt von dem Ungeheuern, dem Entsetzlichen, was ich so eben erlebt. Ich schaute den Todten an, ob denn in seinen Zügen noch der Fluch zu lesen wäre, den er Ihnen hinterlassen zu haben und der auch augenblicklich in Erfüllung zu gehen scheint. Ich fragte mich, ob ich gewacht oder geträumt, als ich drei christliche Kinder an der kaum erkalteten Leiche ihres Vaters sich den finstern Leidenschaften der Habgier, des Neides und des Hasses sonder Scheu und Scham hingeben sah."

„Sie werden beleidigend, hüten Sie sich!" rief Gottliebe mit vor Wuth verzerrten Zügen.

„Ich spreche für den Verblichenen, Frau Gräfin!" entgegnete Caroline mit feierlicher Stimme. „Es ist mir, als ob in seinen spitzen, entstellten Zügen die Mahnung für mich läge, Ihnen zu sagen, was er, wenn er jetzt wieder erwachte, Ihnen sagen würde: daß er ihm fluche, dem schnöden Mammon, den er durch achtzig Jahre voll Unruhe, Entsagung und Unseligkeit angesammelt, der ihm im Tode untreu geworden und der in den Herzen seiner Kinder nicht nur alle edeln Gefühle erstickt, sondern ihrem Betragen sogar die Formen des Anstandes abgestreift hat!"

„Noch einmal, hüten Sie sich!" rief die Gräfin drohend.

„Er hat Ihnen Millionen hinterlassen," fuhr Caroline ungestört fort, „so viel hinterlassen, als tausend Familien brauchten, um sich eine sichere und glückliche Existenz zu gründen; und wie danken Sie ihm! Haben Sie an seinem Sterbelager und in seinem Sterbezimmer — ich will nicht sagen Trauer und Thränen, denn das wäre eine gräßliche Lüge gewesen! — haben Sie nur jene bewegte feierliche Miene gezeigt, welche auch der Ruchloseste in Gegenwart des Todes zeigt? Haben Sie Ihren bösen Leidenschaften auch nur in so weit Zwang angelegt?"

„So gebiete Du ihr doch Schweigen!" rief Gottliebe mit greller Stimme, indem sie den Bruder, der auf Caroline, wie auf eine Erscheinung starrte, am Arme packte. „Sollen wir uns in unserm Hause von unserer Dienerin beschimpfen lassen?"

„Dienerin?" wiederholte der Wüstling, während er Carolinen, die hoch aufgerichtet, mit stolz zurückgeworfenem Haupte und der Miene tiefer, edler Entrüstung neben dem Leichnam stand, immer noch mit glühenden Augen verschlang. „Du bist eine Närrin mit Deiner Dienerin! Dieses stolze, kühne Mädchen ist zur Herrschaft geboren, und bei meiner Ehre, zur Herrschaft soll sie gelangen!"

Gottliebe hörte nicht weiter auf ihn. Zornentbrannt und außer Fassung schritt sie bis dicht vor Caroline, faßte sie ungestüm am Arm und sagte: „Jetzt frag' ich Sie zum Letztenmale, wollen Sie die Schlüssel herausgeben? Ja oder nein?"

„Bist Du rasend?" rief Karl, indem er Gottliebe unsanft bei Seite schob. „Siehst Du nicht, daß sie unter meinem Schutze steht, daß —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn Caroline gebieterisch. „Auch Sie sind rasend. Die Raserei scheint sich aller Familienglieder bemächtigt zu haben. Wenn mich meine Pflicht nicht bei dem hilflosen, kranken Richard zurückhielte, so würde ich dieses unglückselige, fluchbeladene Haus noch in dieser Stunde verlassen. Aber ich darf es nicht. Ich werde meine Pflicht thun, so schwierig und schrecklich sie seyn möge. Ich werde den unglücklichen Mißgestalteten beschützen. Damit ich aber wenigstens den widerlichen, empörenden Scenen und persönlichen Beleidigungen entgehe, werde ich in Herrn Richards Namen den Herrn Rechtsanwalt zu seiner Vertretung herbei rufen. Und dann werde ich nicht eine Sekunde länger zögern, die so ungestüm geforderten Schlüssel in die Hände der Erben zu legen."

Sprach's und verließ ruhig und ungehindert das Zimmer; so sehr imponirten ihre Besonnenheit und Festigkeit selbst diesen von den furchtbarsten aller Leidenschaften der Vernunft und alles Anstandes beraubten Menschen.

Sie traf den Rechtsanwalt im Garten. Trotz ihrer äußern Ruhe und Fassung war sie doch innerlich aufgeregt, empört. Sie lebte seit fünf Jahren in dieser Familie. Sie kannte den sittlichen Werth oder Unwerth jedes Familiengliedes, und war seit lange auf die heute eingetretene Katastrophe sowohl, als auf unerquickliche, leidenschaftliche Scenen und Verhältnisse, welche sich aus derselben entwickeln mußten, gefaßt. Aber von einer so tiefen Entsittlichung und Gemeinheit der beiden Geschwister hatte sie keine Ahnung gehabt, und ihre edle Natur war durch die grelle Entfaltung solcher Nichtswürdigkeit tief erschüttert und empört worden. Diese innere Aufregung aber bei der vollkommenen äußern Fassung und Beherrschung verlieh ihrem ohnehin edeln Wesen etwas Majestätisches, im hohen Grade Imposantes.

Wir haben den Eindruck beobachtet, welchen dieses Wesen auf den blasirten Wüstling machte. Schon seit einem Jahre verfolgte er Caroline mit seinen Blicken. Aber bis heute hatte ihn eigentlich nur die schöne Form angezogen. Heute jedoch hatte ihm die sittliche Macht in ihr imponirt, und dies war für ihn, den Sinnlichen, den Materialisten etwas Außerordentliches, Unbekanntes. Daher war

der Eindruck, welchen sie heute auf ihn gemacht, so groß und überwältigend.

Aber auch den Anwalt imponirte dieses Wesen, als sie jetzt vor ihn trat. Noch leuchtete feste Entschlossenheit und edle Entrüstung aus ihrem Auge, noch lag ein purpurner Hauch auf ihrer sonst bleichen Wange, ihre Brust wogte hoch.

„Was haben Sie mit Richard gesprochen? Was hat ihn so furchtbar angeregt und um alle Besinnung gebracht?“ fragte sie hastig.

„Ich war im Begriff, dieselbe Frage an sie zu richten. Denn als ich bei ihm eintrat, fand ich ihn bereits in Wuth und Leidenschaft.“

„Der Tod des Kommerzienraths ist Ihnen bereits bekannt?“

„Er ist mir so eben von Herrn Richards Diener bekannt gemacht worden.“

„Der Tod hat in diesem Hause entsetzliche Leidenschaften wach gerufen. Man könnte glauben, daß auf jedem Reichthum ein Fluch laste — der Fluch der Unersättlichkeit. Wer viel hat, will Alles haben! — Ich kann noch keine bestimmte Anklage aussprechen. Aber ich fürchte, es ist in diesem Hause eine furchtbare Intrigue, ein entsetzlicher Betrug vorbereitet. Zum Opfer ist der unglückliche Mißgestaltete ausersehen. Wachen Sie, wachen Sie mit mir. Wir wollen ihn schützen!“

„Dazu müßte ich eine Vollmacht, einen Auftrag wenigstens, von Richard haben.“

„Handeln Sie einmal um der Gerechtigkeit, der moralischen Gerechtigkeit willen, ohne verklausulirte, papierne Vollmacht. — Es handelt sich hier darum, einer großen Schändlichkeit vorzubeugen. Richard, der arme Richard war von jeher ein wenig excentrisch, überspannt, wie es außer ihm ja noch Tausende sind. Heut aber befindet er sich in einer Aufregung und Reizbarkeit, welche ihn zu jedem vernünftigen Entschlusse und zu jeder besonnenen That unfähig machen. Auch ist auf eine mir unerklärliche Weise sein ohnehin stets reges Mißtrauen so sehr aufgestachelt worden, daß er überall Gespenster sieht, und selbst gegen mich Argwohn hegen würde, wollten wir eine Vollmacht von ihm. Handeln Sie also ohne Vollmacht. Uebernehmen Sie diese Schlüssel, welche die Schätze des Krösus erschließen sollen. Begeben Sie sich zu dem Geschwisterpaare. Fordern Sie im Namen Richards, daß sowohl diese Schlüssel, als das Zimmer, worin der Gestorbene liegt und aus welchem er sogleich herausgeschafft werden muß, versiegelt werden; daß endlich die Entsiegelung nicht eher als nach der Bestattung des Todten erfolge. Man wird nicht nach Ihrer Vollmacht fragen. Man wird Ihnen, wenn auch nur mit Widerstreben, nachgeben, beipflichten, schon um öffentliches Aergerniß zu vermeiden und um wenigstens eine Form des Anstandes zu beobachten. Inzwischen gewinnen wir Zeit, um Richard zu beruhigen, zur Vernunft zu bringen und zu den nöthigen Maßregeln zu bestimmen.

Sie sprach mit so viel Lebhaftigkeit und Eifer, daß sich ihm ihre Schönheit wieder in einem neuen Lichte darstellte. „Wahrlich, Sie sind ein wunderbares, höchst wunderbares Mädchen — Fräulein, wollt' ich sagen!“ Er sprach dies in dem leisen, aber ausdrucksvollen Tone tiefen Gefühls.

„Es ist jetzt nicht die Zeit, unsere Eigenschaften zu besprechen!“ versetzte sie halb ernst, halb scherzend. „Gehen Sie, handeln Sie! Und daß ich in diesem Tone mit Ihnen spreche, möge Ihnen Beweis seyn, daß ich Ihre guten Eigenschaften wohl auch zu schätzen weiß.“

„Gut!“ sagte er, ich werde gehen und thun, wie Sie wünschen! Ob ich klug handle, weiß ich nicht; aber recht handle ich, dafür bürgt mir, daß ich nach Ihrem Rath handle.“

Sie waren eben im Begriff, sich zu trennen, als sie ein Geräusch in dem Strauchwerk hinter ihnen vernahmen. Sie standen still und lauschten, vernahmen aber weiter nichts. In der Meinung, sich getäuscht zu haben, schritten sie darauf in verschiedenen Richtungen dem Schlosse zu.

Einige Minuten nachher trat Richards Diener aus dem Gesträuch hervor, schaute umher, ob er allein sey, und rieb sich dann, schlaulächelnd, die Hände.

* * *

Es war auf einen kühlen aber heitern Tag ein finsterer, stürmischer Abend gefolgt. Der Wind peitschte die Regentropfen gegen die klirrenden, halb morschen Fenster, und durch das ganze Schloß heulte und stöhnte es, wie wenn die Seele des Verstorbenen bei den angesammelten Schätzen zurückgeblieben wäre und nun in Gemeinschaft mit andern Seelen von Geizhälsen Klagelieder anstimmte.

Karl Brachvogel, der Wüstling, saß vor einem prasselnden Kaminfeuer und starrte in die tänzelnden züngelnden Flammen. Zu seiner Rechten stand ein alter eichener Tisch, mit unterschiedlichen Speisen und einigen Weinflaschen bedeckt. Von Zeit zu Zeit kostete der Erbe von den Speisen, wiewohl sichtlich ohne Behagen, und stürzte ein Glas von dem Weine hinunter. Da saß er mit dem Bewußtseyn, daß nun sein heißestes Sehnen gestillt, sein inbrünstigster Wunsch in Erfüllung gegangen: sein Vater war todt! Und doch, fühlte er sich glücklich? oder nur befriedigt? Zuckten nicht unaufhörlich seine Gesichtsmuskeln und deuteten auf einen innern Kampf, Unruhe, Furcht und Unseligkeit? War nicht aus seinen hohlen, düster glühenden Augen zu lesen, daß neue unbändige Begierden seine verwüstete Brust durchwühlten? Ja, verrieth nicht ein gewisses unheimliches Etwas in seinen blassen, entstellten Zügen, daß er über einen schrecklichen, verderblichen Plane brütete?

Was beunruhigte, quälte ihn? Und über welchem Plane brütete er? Wir haben bereits erwähnt, daß er, der leichtsinnige und gewissenlose Wüstling, enorme Summen verschwendet hatte. Wir wissen, daß ihn sein Vater, empört über diese Verschwendung, halb und halb verstoßen und dadurch in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich Wucherern in die Arme zu werfen. Anfangs öffneten sich ihm tausend Quellen des Kredits. Denn man kannte seines Vaters enormen Reichthum, so wie dessen Alter und Gebrechlichkeit. Als aber der Greis Jahr um Jahr überlebte, verstopften sich viele dieser Quellen, und die andern wenigen, welche für ihn geöffnet blieben, wurden um so kostspieliger. So war es im Laufe mehrerer Jahre gekommen, daß die Summe seiner Schulden nach seiner Berechnung — denn er unterschätzte seines Vaters Vermögen — bei weitem die Hälfte seines väterlichen Erbes überwog, vorausgesetzt, daß er seinen vollen Antheil als Erbe erhielt, und daß sein Vater nicht eben ein Testament gemacht, in welchem letztern Falle er ihn unzweifelhaft enterbt hätte.

Man sieht, er nährte dieselbe Furcht, wie sein Bruder Richard, und wahrlich mit mehr Grund, als dieser. Denn ihn hatte der Vater verabscheut, gehaßt, verflucht! während er den Mißgestalteten mehr aus Laune und Geiz, als aus Abneigung, gequält hatte.

Das war also die furchtbare Frage, welche seit lange seinen Geist marterte: hat der Vater ein Testament gemacht? Heute aber peinigte sie ihn doppelt. Erstlich, weil ihm die Antwort auf die verhängnißvolle Frage so nahe bevorstand; zweitens, weil auch sein Bruder Richard in seiner Aufwallung und Leidenschaftlichkeit diese Frage mehrmals gethan und — bejaht hatte.

Man erräth, daß Karl durch Richards Diener von diesem Umstande benachrichtigt worden, so wie, daß der letztere überhaupt ein geheimer Spion und Verbündeter von Karl war.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Die ägyptische Armee. L. Haase schildert die Soldaten des Vicekönigs von Aegypten folgendermaßen: Die Kavallerie, auf welche der Vizekönig viel Geld verwendet (für seine Garde hat er sogar Taschenuhren aus Frankreich kommen lassen), ist sehr gut beritten, paßt aber nicht für das Klima. Die Garde besteht aus Kürassieren mit Stahlhelmen und Kürassen (die, wenn die afrikanische Sonne darauf brennt, eben nicht angenehm seyn mögen) und einer wunderschönen Schwadron Mameluken, lauter Neger, mit weißen Turbanen und blanken Panzerhemden über den rothen Gewändern. Ihre Bewaffnung besteht außer dem krummen Säbel, Karabiner und Pistolen, aus einer langen Lanze, die oben mit Straußfedern geschmückt ist. Weiter gibt es noch Uhlanen und Husaren, letztere haben spitze Pelzmützen. Die Infanterie, ganz in weißen Baumwollstoff gekleidet, sieht gut aus, marschirt ziemlich ordentlich, besteht aber aus lauter sehr jungen Leuten, 14—15jährige bilden die Mehrzahl, sie dürfte daher die Strapatzen eines Feldzuges nicht lange ertragen. Die Artillerie ist mittelmäßig. Verpflegt werden die Truppen gut, die Löhnung ist aber unbedeutend und wird nicht regelmäßig ausbezahlt, auch die höheren Offiziere müssen oft lange auf ihr Geld warten. Geniekorps und Generalstab bestehen größtentheils aus Franzosen; in der Militärschule müssen die Leute tüchtig lernen. Auch die mit dem Militärhospital verbundene ärztliche Lehranstalt unter der Leitung des Herrn Dr. Reyer aus Wien soll sehr gut eingerichtet seyn und geschickte Aerzte heranbilden.

Die Theurung der Lebensmittel ist die allgemeine Klage, die sich durch alle Länder Europa's hindurchzieht und eine für alle Stände der menschlichen Gesellschaft gleich beklagenswerthe Thatsache ist. Für manchen Leser dürfte es wichtig seyn, die Bemerkung zu lesen, welche der Reisende Dr. L. Krapf bei Gelegenheit einer Beschreibung der Insel Sansibar macht. Er sagt: „Auch in jenen Ländern kann man bemerken, daß die Lebensmittel immer theurer werden im Verhältniß zu „frühern Zeiten. Es ist, wie wenn eine Vertheuerungs„strömung durch die ganze Erde hinzöge. In Abyssinien „habe ich dieselbe Bemerkung machen können, als ich nach „zehn Jahren wieder in die früher besuchten Gegenden kam." Und dort läßt Gottes Gnadenhand mehr für des Menschen Nahrung wild wachsen, als wir hier zu Lande mit Mühe und Sorgfalt und im Schweiße unsers Angesichts pflanzen und erziehen! Wo liegt diese betrübende Erscheinung? Sind uns die Goldlager von Australien, Californien und unsere Lumpen, die im Papiergelde zu Werthe gekommen, eine solche Zuchtruthe geworden?

Charade.

Ich kenne einen Quell, der ist
Der Mutterliebe heilig,
Und Alles, was geboren ist,
Das schöpft aus ihm so eilig.
Was nun aus diesem Quell Dir rann,
Das zeigt die erste Sylbe an.

Zwei andere laufen fort und fort,
Thal ein, Berg auf, Berg nieder,
Der Mensch führt sie von Ort zu Ort,
Dann führen sie ihn wieder.
Er kommt im stärksten Lauf nicht vor,
Sie zieh'n mit ihm zugleich durch's Thor.

Nun geh' hinaus um Mitternacht
Und suche Dir das Ganze,
Doch grüßt' es Dich in seiner Pracht
Und seinem stillen Glanze,
Und weißt Du, wie das Ganze heißt,
So bet' ihn an, den großen Geist.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 44. den 1. Juni 1859.

Des Geldes Fluch.

(Fortsetzung.)

Anton, der Diener, ein so durchtriebener Schurke, als nur je einer in Livree gesteckt, hätte für den geringen Lohn, welchen ihm der Kommerzienrath gab, bei dem „elenden Krüppel" nicht einen Monat ausgehalten, wäre ihm sein „ignobler Dienst" nicht von Karl, welcher einen Spion und Verbündeten im väterlichen Schlosse nöthig zu haben glaubte, reichlich vergolten worden. Karl kam, seitdem sein Vater kränklich geworden, fast täglich insgeheim auf das Schloß oder in den Park und zog von Anton Erkundigungen über seines Vaters Gesundheit, sowie über seiner Geschwister Thun und Treiben ein. So war er auch heute und zufällig fast gerade im Augenblicke, als sein Vater ernstlich erkrankte, im Schlosse angekommen.

Sein Eindringen in das Sterbezimmer ist uns bekannt. Nach seiner Ausweisung aus demselben eilte er zu Anton, um demselben einige Aufträge zu geben. Er traf ihn in dem Zimmer, welches an Richards Wohnzimmer stieß, und auf sein Befragen, was er hier mache, antwortete der Diener erbittert: „O, bei dem — er meinte Richard — ist's heute nicht auszuhalten! Er flucht und ras't, und wird, wenn der Alte stirbt, wohl ganz überschnappen."

Dies zufällige Wort fiel wie ein zündender Funke auf den Zunder böser Gedanken und Pläne, welcher in des Wüstlings Geiste bereit lag. „Ha! wenn der Krüppel, der sich und Andern zur Last lebt, wirklich verrückt würde! Ich, als sein ältester Bruder, würde die Vormundschaft über ihn und die Verwaltung seines Erbes übernehmen! Ich wäre gerettet, gerettet in jedem Falle, gerettet selbst, wenn das Unerhörte geschähe und der Rabenvater mich enterbt hätte!"

In seiner Angst und Furcht klammerte er sich an diesen Gedanken, wie der Ertrinkende an den Strohhalm. Zwar war er für den Augenblick zu aufgeregt, um einen bestimmten Plan zu bilden. Aber ein bestimmtes Ziel steckte er sich, und er beschloß, jeden, auch den unbedeutendsten Zufall zu benutzen, der ihn diesem Ziele näher rücken könnte. Der Zufall ist aber sehr häufig ein Beförderer böser, ränkevoller Pläne und Bestrebungen. Wir haben gesehen, wie thöricht und wie ähnlich einem Wahnsinnigen sich Richard im Sterbezimmer seines Vaters benahm, und wie geschickt Karl diesen ersten günstigen Zufall zu benützen wußte.

Indeß wir haben auch wahrgenommen, welchen Eindruck Carolinens muthiges und entschlossenes Benehmen auf den Wüstling machte, daß, während einerseits eine wilde, glühende Leidenschaft sich seiner bemächtigte, er sich von ihr durchschaut, bedroht und eingeschüchtert fühlte.

Und so saß er da, eine Beute der wildesten, sich unter einander bekämpfenden Leidenschaften. Er hatte nie geliebt, dieser sinnliche, herzlose, schon in frühester Jugend verdorbene Mensch, und man weiß, wie furchtbar die Flamme der Leidenschaft in einem so wüsten Herzen auflodert, wenn es einmal vom Feuer der Liebe ergriffen wird. „Sie muß mein werden! Mein im Guten oder Bösen. Mein um jeden Preis!" Das war der Grundgedanke, von dem alle übrigen aus- oder in welchem sie aufgingen. „Womit gewinn' ich sie?" Das war die peinigende schreckliche Frage, auf welche er lange keine Antwort fand. Er fühlte wohl, daß Caroline nur durch gute und edle Manneseigenschaften zu gewinnen sey; aber da diese ihm abgingen — er fühlte und gestand sich auch dies —, so mußte er einen Ersatz finden. Und worin konnte dieser für ihn anders, als in Reichthum bestehen? Ja, mit einem kolossalen Vermögen gewänne er sie, davon war er überzeugt. Und aus dieser Ueberzeugung entwickelte sich höchst natürlich und logisch der Entschluß: „Ich muß ein großartiges, kolossales Vermögen haben, um jeden Preis, im Guten oder im Bösen! Die Gelegenheit, es mir zu verschaffen, ist günstig! Es bieten sich mir sogar zwei Wege — zwei! — Wenn Richard, der Krüppel, den die Natur eigentlich bestimmt zu haben scheint, mir den Genuß, also auch die Quelle alles Genusses, das Geld, zu überlassen, wenn Richard so vernünftig würde, unvernünftig zu werden! Oder aber wenn ich —"

Er sprang in die Höhe und schaute argwöhnisch umher, als ob Jemand seinen geheimen, noch gar nicht ausgesprochenen Gedanken belauscht haben könnte. Darauf schlich er leise, auf den Zehen

durch's Zimmer nach dem Fenster. Dort stand er still und lauschte. Es heulte der Sturm und peitschte die Regentropfen gegen die Scheiben. Im Kamin prasselte es, knisterte es. Weiter hörte er nichts, was ihn hätte beunruhigen können.

Er öffnete leise das Fenster, aber der Wind schlug den einen Flügel heftig gegen die Wand und blies das Licht aus. War es der kalte Zug, oder was war es, das ihn schaudern, beben machte?

Lange stand er wieder und horchte; aber außer dem Geheul des Sturms, dem Knistern des Kaminfeuers und dem Pochen seines Herzens vernahm er nichts.

Er lehnte sich über die Fensterbrüstung und starrte hinaus in die Finsterniß. Er fühlte sich ruhiger, muthiger. „Im Grunde wünsche ich ja nur, meine Neugier zu befriedigen," murmelte er, „will wissen, was ich nach seinem Begräbnisse doch erfahren muß, wissen, woran ich mich zu halten habe, ob sein unnatürlicher Haß das Aeußerste gethan! Ich bin ja doch kein Dieb, kein Räuber!" — Eine innere Stimme schien ihm zu widersprechen, ein neuer verbrecherischer Gedanke in ihm aufzusteigen: denn er fuhr hastig auf und murmelte: „Nein, stehlen will und werde ich nicht!" Und als wollte er sich beeilen, seinen ehrenhaften Entschluß auszuführen, bevor neue verführerische, böse Gedanken in ihm aufstiegen, schwang er sich schnell in die Höhe, über die Brüstung hinweg und faßte Fuß in dem Weingeländer, welches längs der Mauer hinlief.

Ueber ihm wurde leise ein Fenster geöffnet, ein menschlicher Kopf wurde sichtbar und schaute hinab auf den nächtlichen Kletterer, wiewohl bei der rabenfinstern Nacht nicht zu bestimmen war, ob er diesen erblickte. — Der Wüstling seinerseits kletterte, ohne zu ahnen, daß ein menschliches Auge nach ihm schaute, langsam und geschickt an dem Geländer hin, bis er endlich an eins der Fenster des versiegelten Zimmers gelangte. Dort ruhte er eine Weile aus und schöpfte Athem, tief und schwer. Nicht sowohl körperliche Aufregung und Ermattung, als ein neuer innerer Kampf machten diese Rast und Erholung nothwendig für ihn.

Der Kampf war vorüber, entschieden durch die blasphemische Anführung des Wortes: „Dem Muthigen gehört die Welt!" Karl streckte die Hand nach dem Fenster aus und drückte gegen die Flügel. Sie widerstanden. „Teufel, was bedeutet das?" murmelte er voll Schrecken, indem er zum zweitenmale mit Anspannung aller Kraft gegen die Flügel des Fensters drückte. Sie widerstanden zum zweiten Male. Entsetzen ergriff ihn. Seine Kniee schlotterten. Nur Verzweiflung und wahnsinnige Wuth verliehen ihm die Kraft, zurückzuklettern. Er merkte nicht, daß Fetzen von seinen Kleidern an dem Geländer hängen blieben: er fühlte nicht, daß er sich die Hände blutig riß; er hörte nicht, daß sich das Fenster über ihm schloß; er achtete nicht darauf, daß er, in sein Zimmer zurückkletternd, eine Scheibe zerstieß. Er dachte nur daran, daß er sich aus dem Sterbezimmer seines Vaters entfernt, die Wirbel des einen Fensters aufgedreht hatte, daß sich also bei dem geringsten Drucke die Flügel öffnen mußten, daß sie sich nicht geöffnet hatten, daß ihn also Jemand belauscht und die Wirbel zurückgedreht haben mußte. So war also sein verbrecherischer Plan nicht nur durchschaut, durchkreuzt, sondern er selber war gewiß auch bei der verbrecherischen That belauscht worden!

Stöhnend, zähneknirschend warf er sich wieder in den Lehnsessel vor dem Kamin. Er wischte den kalten Schweiß von der Stirn und raufte sich mit der blutenden Hand in den Haaren. „Sie wieder!" murmelte er dumpf: „Sie, sie, und immer sie! Ist sie denn allwissend? Sieht und durchschaut sie denn Alles? Ha, verwegenes Mädchen, bedenkst Du denn nicht, daß Du ein gräßliches Spiel mit mir treibst, ein Spiel auf Tod und Leben? Hast Du nicht bedacht, daß Du mich eigentlich zur Gewaltthat zwingst, daß ich vor Nichts mehr zurückbeben darf? Da Du jetzt Mitwisserin meiner Schande und Entehrung bist, so muß ich Dich entweder vernichten oder zur Verbündeten machen! Ja, Du sollst, Du mußt meine Verbündete werden, mußt meine Schande theilen, damit Du gebunden, zum Schweigen gezwungen bist! Wohlan, es sey!"

Er sprang empor, wie zur Gewaltthat entschlossen. Aber der Entschluß war ja nur dunkel und unbestimmt. In welcher Weise sollte, konnte er Gewalt anwenden? — Man beschließt sehr schnell in der Aufwallung etwas Großes, Unerhörtes: aber die Ausführung ist schwer, wenn nicht unmöglich.

Er setzte sich wieder nieder und grübelte. Und während dieses Grübelns schweiften seine Gedanken unvermerkt von der Hauptfrage ab. „Ja, sie hat Recht," sagte er bei sich, „es lastet ein Fluch auf diesem Hause, auf uns, auf dem Reichthum! An jedem schnell und leicht erworbenen Vermögen kleben Thränen, an dem meines Vaters besonders, und diese Thränen werden zum Unsegen, zum Fluche. Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern." Er schrack zusammen und horchte auf. Draußen auf dem Korridor war ein Geräusch entstanden, und jetzt vernahm er deutlich leise Tritte.

Wer konnte das seyn? Gottliebe, seine Schwester? Ha, wenn sie es wäre, wenn auch sie ein böser, verbrecherischer Gedanke nach dem Sterbezimmer des Vaters führte! Wenn er sie ertappte, wenn er sich einer Mitschuldigen versichern, sie zur Verbündeten machen könnte!

Er stürzte mit triumphirender Miene hinaus; er sah eine weibliche Gestalt, ein Licht in der Rechten haltend, sich ihm nähern — es war Caroline.

Sie trat unerschrocken und festen Blickes vor ihn. Von seinen verstörten Zügen ließ sie das Auge

langsam über seine bebende Gestalt und seine zerfetzten Kleider gleiten. Darauf sagte sie mit dem Blicke zermalmender Verachtung! „Sie hätten sich mir zu dieser Stunde und in diesem Zustande nicht zeigen sollen!"

Er sah an sich hinab und gewahrte, was ihm bisher entgangen war. Zugleich drängte sich ihm auch die feste Ueberzeugung auf, daß sie ihn belauscht hatte, daß sie Augenzeugin seines ruchlosen Unternehmens gewesen war. Diese Gewißheit verscheuchte mit einemmale seine Furcht, seine Zaghaftigkeit. Das Bewußtseyn, daß er gleichsam Nichts mehr verlieren, aber Alles noch gewinnen könne, gewinnen durch Gewalt, dies Bewußtseyn gab ihm seine Ruhe, seine Fassung wieder. „Was führt Sie zu dieser Stunde hieher?" fragte er in festem, drohendem Tone. „Wie konnten Sie sich der Gewalt eines Mannes preisgeben, der entschlossen ist, sein Leben an Ihren Besitz zu setzen? Eines Mannes, den Sie so eben bei einem geheimnißvollen Unternehmen belauscht haben?"

„Bei einer verbrecherischen, ruchlosen That!" sagte sie ruhig und fest.

Desto schlimmer für Sie, desto schlimmer! Denn Sie begreifen wohl, daß ich nach diesem Geständnisse gezwungen bin, Ihr Geschick an das meinige zu ketten, daß ich Sie mit unauflöslichen Banden an mich knüpfen muß!"

„Fürchten Sie sich nicht!" versetzte sie vollkommen ruhig. „Ich werde Sie nicht verrathen, nie! Ich kam hierher, um ein Verbrechen zu verhindern, falls Sie der gescheiterte Versuch noch nicht entmuthigt haben sollte. Ich kam hierher, um Ihnen zu beweisen, daß Ihre Schritte bewacht werden, und um Ihnen zu sagen, daß, so wie ich Sie in dieser Nacht von einer schwarzen That abgehalten, ich auch den Muth und die Kraft besitze, Sie an einer noch schwärzern That zu hindern, zu welcher Sie heute früh den Plan entwarfen."

„Wie sie so vor ihm stand in der Fülle ihrer Schönheit, welche durch den Ausdruck von Muth und Entschlossenheit in ihren Zügen wunderbar gehoben war, entzündete sie, weit gefehlt, ihn abzuschrecken oder einzuschüchtern, seine Leidenschaft. „Wunderbares, schönes Mädchen!" rief er, indem ein düstereś Feuer aus seinen Augen leuchtete: „Wenn ich Dir nun sagte, daß ich gar kein Verbrechen beabsichtigte, daß ich nur von Neugierde und Bangigkeit gequält, mir Gewißheit verschaffen wollte, ob der böse, unnatürliche Haß meines Vaters bis über das Grab hinaus gereicht, ob er mich enterbt habe? Wenn ich hinzufügte, daß alle meine Angst und Furcht sich an Dich geknüpft, daß ich nur um Deinet- oder Deines Besitzes willen den verwegenen Schritt gewagt? Wenn ich Dir meine glühende, mich verzehrende Liebe gestände, daß es nur von Dir abhängt, mich zum glücklichen und guten oder zum elenden und ruchlosen Menschen zu machen? Wenn ich spräche: ich hegte allerdings den bösen Gedanken, mein Erbe durch böse Mittel zu vergrößern, aber nur in der Absicht, Dich zu gewinnen — würdest du mir verzeihen und die Meine werden wollen?"

„Nein!" sagte sie, indem sie sich wie schaudernd von ihm wandte. „Nie! Merken Sie sich dies, nie! Suchen Sie Ihre sträfliche Leidenschaft zu unterdrücken, denn ich schwöre Ihnen, wir sind für die Ewigkeit durch eine unausfüllbare Kluft getrennt!"

Sie versuchte, an ihm vorbeizuschreiten; aber er packte sie mit der Wuth und Gewalt eines Wahnsinnigen. — „Und ich schwöre Dir," rief er zähneknirschend, „daß ich diese Kluft ausfüllen, daß ich vor Nichts zurückschrecken werde; vor Nichts, hörst Du wohl?"

„Komödiant!" sagte sie, indem sie sich hoch aufrichtete und den Kopf stolz zurückwarf.

„Gut. Spielen wir Komödie, Tragödie, was Du willst!" rief er außer sich, indem er sie nach seinem Zimmer zu schleppen suchte. Aber sie stieß ihn, den entnervten Schwächling, vermittelst einer außerordenlichen Anstrengung von sich, so daß er zurück gegen die Thür taumelte, blies das Licht aus und verschwand.

Keuchend, zitternd stürzte er in sein Zimmer, warf sich in den Lehnstuhl nieder, weinte, schluchzte, verfluchte seinen Vater, sich, die ganze Menschheit und verbrachte so eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen trat Anton, Richards Diener, frühzeitig bei ihm ein und erkundigte sich mit sarkastischer Miene, wie er in dem väterlichen Schlosse geschlafen.

Der Wüstling schaute ihn erstaunt und argwöhnisch an und schwieg still.

„Meine Frage ist nicht so ohne, gnädiger Herr!" fuhr Anton redselig fort. „Auch möchte ich mit Verlaub noch die zweite Frage an Sie richten, ob sie nicht hin und wieder ein wenig mondsüchtig sind, gnädiger Herr."

„Bist Du närrisch Kerl?" fragte Karl Brachvogel entgegen.

„Ich habe mir diese Frage heute früh bei meinem Erwachen selbst vorgelegt!" versetzte Anton ernst und bedächtig. „Mir hatte nämlich geträumt, daß ich Sie aus Ihrem Fenster steigen und auf dem Weingeländer draußen herumspazieren sähe. Das war doch ein närrischer Traum, nicht wahr? Und doch hatte mir's so lebhaft geträumt, daß ich mich von dem Gedanken nicht trennen konnte, es müßte ein wenig Wirklichkeit mit im Spiele gewesen seyn. Ich ging also nach dem Garten hinab, betrachtete das Geländer, und siehe da! ich fand diese Fetzen von Ihren Kleidern, welche mir jeden Zweifel benahmen. Sie sind mondsüchtig, gnädiger Herr,

und haben diese Nacht versucht, in das versiegelte, die Schätze, Ihres Herrn Vaters enthaltende Zimmer zu steigen."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Rarey, der Pferdebändiger, von dessen Auftreten in England wir öfters berichtet, hat kürzlich auch eine Vorstellung zu Berlin gegeben, durch welche wir endlich genaue Einsicht in seine Methode erhalten. Dieselbe besteht in eigentlich weiter nichts als dem Grundsatze: dem Pferde Vertrauen und das Gefühl der Ueberlegenheit des menschlichen Willens einzuflößen. Dazu braucht er die einfachsten Mittel. In der Vorstellung, welche Rarey auf Befehl des Prinz-Regenten vor den Prinzen des Königshauses und ihrem Gefolge gab, wurden ihm kräftige Thiere, die als bösartig bekannt waren, vorgeführt, denen er sich ruhig näherte, zuerst seine Hände beriechen ließ, dann ihnen Hals und Kopf sanft streichelte und freundlich zuredete. Jede auffallende Bewegung blieb fern, um dem Pferde vollkommenes Vertrauen einzuflößen. Um ihm sodann auch die leibliche Kraft des Bändigers fühlbar zu machen, wurde der Vorderfuß zusammengebogen und festgebunden, damit das Thier auf drei Beinen stand. Durch einen am anderen Fuße befestigten Riemen wurde es dann leicht zum Knieen gebracht und legte sich nach einigem Sträuben, wobei es stets besänftigt und getätschelt wurde, ruhig hin. Ebenso gewöhnte Rarey die Pferde an den Sattel und die Trommel, indem er diese zuerst vorzeigte, dann beriechen ließ und durch leises Aufschlagen auf das Geräusch aufmerksam machte.

Der ewige Frieden kann nicht lange mehr ausbleiben, wenn auch nur ein Theil dessen in Erfüllung geht, was man sich von den neuen Erfindungen im Gebiete der Waffenkunde verspricht. Wer wird es künftig noch wagen, in den Krieg zu ziehen, wenn er sicher ist, auf die Entfernung einer Stunde von einem Feinde, den er vielleicht noch gar nicht gesehen, durch Armstrong'sche Kanonen zerschmettert oder von Norton'sche Zünd-Büchsen durchbohrt und von deren „flüssigem Feuer" verzehrt zu werden? Die letztere Erfindung ist ganz neu. Capitän Norton begnügt sich nämlich nicht, die Leute auf fabelhafte Entfernungen hin todt zu schießen und Schiffe zu durchbohren, sondern er vertilgt sie auch noch mit dem Feuer. Sein Geschoß, welches 3—4 Mal so groß ist als eine Spitzkugel, enthält eine Glaskapsel, die beim Aufschlagen der Kugel zerspringt und den durchbohrten Körper mit einer flüssigen Masse überzieht, die so zündend und hartnäckig brennt, daß bei den gemachten Versuchen sogar nasse Säcke schließlich in Brand geriethen. Capitän Norton verspricht damit jedes Schiff, Haus, Munitionswagen ꝛc., die 5400 Fuß entfernt seyen, in Brand zu stecken oder auf Wunsch in die Luft zu sprengen.

Eine chinesische Todesstrafe. Ein chinesischer Kaufmann, der Ermordung seiner Frau überführt, wurde dazu verurtheilt durch Entziehung des Schlafes zu sterben. Zu diesem Zwecke wurde er in einen Kerker gebracht und unter die Aufsicht von drei Wächtern gestellt, die sich von Stunde zu Stunde ablösen mußten und ihm Tag und Nacht keine Minute Schlaf gönnen durften. So lebte der Unglückliche neunzehn Tage; dann aber wurden seine Martern so groß, daß er die Behörde anflehen ließ, ihn zu erdrosseln, zu hängen, zu köpfen, zu verbrennen, zu ertränken, kurz auf irgend eine Weise zu tödten, nur ihn nicht länger unter gleichen Qualen leben zu lassen.

Eine wunderbare Uhr. Eine in neuester Zeit von J. Bürck in Berlin erfundene und hergestellte patentirte Wächterkontrol-Uhr hilft einem langgefühlten Bedürfniß ab. Dieselbe gibt genau an, wie oft, zu welcher Zeit, in welcher Richtung der Wächter seinen Rundgang gemacht, ob er eine oder die andere ihm vorgeschriebene Station übergangen, zu welcher Zeit er an jeder derselben anlangt, wie lange er sich dort aufgehalten u. s. w. Die Erfindung ist äußerst sinnig und praktisch und hat den alleinigen Vertrieb dieser Uhren für Preußen Herrmann Kirchhoff in Berlin, Breite Straße 28., welcher den Mechanismus Jedem mit größter Bereitwilligkeit vorzeigt und erklärt.

Das Blut.

Das Blut muß eisenhaltig seyn!
Ich spür's in allen Adern.
Nichts flößt so hohen Muth mir ein,
Als wie das Erz vom Eisenstein,
Wenn meine Feinde hadern.

Das Blut muß eisenhaltig seyn!
Ich fühl's im deutschen Herzen;
Da wird zum Stahl das Eisen mein,
Der dringt in Feindes Herzen ein,
Um falsch' Blut auszumerzen.

Das Blut muß eisenhaltig sein;
Ich spür's in allen Gliedern.
Ein jeder Tropfen, noch so klein,
Wird Schwert in deutscher Feinde Reih'n
Bei treuen Bundesbrüdern.

Das Blut muß eisenhaltig seyn!
Ich fühl's in meiner Rechten;
Sie will am Belt, am Po, am Rhein,
Und wo sonst gier'ge Raben schrei'n,
Ihr gutes Recht verfechten.

Sey darum jetzt auch wohlgemuth
In Adern, Herzen, Gliedern,
Du nie verrostend' Eisenblut,
Von Gott verlieh'n als höchstes Gut,
Den treuen deutschen Brüdern!

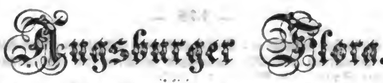
Hermann.

Auflösung der Charade in Nro. 43:

Milchstraße.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 45.** den 5. Juni 1859.

Des Geldes Fluch.

(Fortsetzung.)

Also auch dieser gemeine Mensch hatte ihn belauscht, auch der wußte um seine Schande! Jetzt gab es keinen Rückweg zur Ehre mehr für ihn, das Gestade der Rechtschaffenheit lag fern und unerreichbar hinter ihm: er schwamm im Strudel des Lasters und mußte willig dem Strudel folgen, bis er ihn in den Abgrund ziehen würde. Nach diesen Betrachtungen, welche er viel schneller angestellt hatte, als wir sie erzählen können, versetzte er, indem er sich mit der abgemagerten Hand durch die dünnen Haare strich: Nach der Schwäche zu urtheilen, welche ich fühle, muß ich selbst glauben, daß ich in der Nacht krank gewesen."

„Ja, und das Wunderlichste bei allem dem," fiel der Diener boshaft ein, „ist der Umstand, daß wir in dieser Nacht gar keinen Mondschein hatten."

„Lassen wir das! sagte Karl düster. „Ich habe andere, drückendere Sorgen. — Wie befindet sich mein Bruder?"

„O, sein Befinden braucht Ihnen keine Sorge zu machen. Er ist, was man rappelköpfisch nennt, und ich gäbe keinen Deut um seinen Verstand. Er phantasirt von Betrug, Uebervortheilung, Enterbung und was weiß ich. Und was ich dazu beitragen kann, seine Vernunft ganz aus der Contenance zu bringen, das thue ich, — um Ihretwillen versteht sich!

Also auch in diesem Punkte sah er sich von dieser Bedientenseele durchschaut und mußte die impertinentesten Zumuthungen und Beleidigungen geduldig anhören. Zwar machte er einen Versuch, die Rolle rechtschaffener Entrüstung zu spielen; darauf gab er sich wieder die Miene, als verstände er die Zumuthung nicht. Indeß Anton lächelte nur über die fruchtlosen Bemühungen. „Sie thäten besser, mich in Ihre offenen Karten blicken zu lassen!" sagte er mit verschmitzter Gleichgültigkeit. „Da ich die Karten Ihrer Gegner kenne, so könnte ich das Spiel genau überschauen und Ihnen auch ferner gute Dienste leisten. Sie werden sie auch ferner nöthig haben, denke ich."

Karl schwieg und schritt, ohnmächtige Wuth im Herzen, im Zimmer auf und nieder.

„Auch wollt' ich Sie schönstens gebeten haben, mich, sobald Sie Ihr Erbe erhoben, zu bedenken. Ich diene Ihnen seit einem Jahr treu und redlich. Ich habe ein Höllenleben in diesem verwünschten Schlosse geführt und sehne mich nach einer anständigen, ehrenhaften Existenz, welche meinen Bedürfnissen und Fähigkeiten entspricht. Sie werden so gut seyn, mir dazu zu verhelfen. Ich denke, das ist kein unbilliges Verlangen. Eine Hand wäscht die Andere."

Unwillkührlich betrachtete Karl seine Hand und dachte: Könnte er sie nur rein waschen! Könnte irgend Jemand auf der ganzen Welt sie wieder rein waschen! — Zum ersten Male bereute er, zum ersten Male fühlte, erkannte er deutlich die ganze Tiefe seiner Erniedrigung, ahnte er, daß es etwas Besseres, Höheres für den Menschen gebe, als Gold und Sinnengenuß. Aber er war ja zu tief gesunken, als daß er sich hätte wieder erheben können. Und für sich allein besaß er auch nicht die Kraft zur Erhebung. Hätte Sie, Caroline, ihm hilfreich die Hand entgegengestreckt, ja, das fühlte er, dann würde er sich ermannt, aufgerichtet, erhoben haben. Aber sie hatte sich mit Schaudern von ihm abgewandt, hatte ihm jede Hoffnung benommen. Und so war er sich selbst, seinen finstern Leidenschaften, seiner Schwäche überlassen und mußte den eingeschlagenen Weg der Erniedrigung weiter gehen.

Während er, auf und nieder schreitend, dies alles erwog, war des Dieners blinzelndes Auge lauernd auf ihn gerichtet. Dieser durchtriebene Mensch, dessen Verstand und Scharfblick in die rechte Bahn geleitet, Großes hätte leisten und erreichen können, durchschaute recht wohl, was in des Wüstlings Seele vorging. Er fürchtete, zu weit gegangen zu seyn, sich zu früh offenbart zu haben. Er erkannte, daß dieser Schwächling es noch nicht bis zur Konsequenz und Festigkeit des Lasters gebracht habe, daß er eines Stachels bedürfe, um aufzubäumen und vorwärts zu stürzen. Glücklicherweise besaß er den Sporn und durfte ihn nur eindrücken. Er berichtete, wie er das tête-à-tête zwischen der stolzen, tugendsamen Mamsell und dem Advokaten belauscht und was er dabei vernommen hatte.

„Ha, also ihre Sprödigkeit mir gegenüber ist

nur eitel Heuchelei, daß sie diesem Anwalt ein Stelldichein bewilligt! Ihre Verachtung des Mammons und ihre Tugend sind nur Schein und Maske, da sie in Bezug auf Richard höchst selbstsüchtige Intriguen anspinnt! Sie will ihn gegen mich schützen, um ihn in Kompagnie mit ihrem Liebhaber zu beherrschen und auszubeuten? Ihre strenge Tugend birgt also im Kern die Sünden gewöhnlicher Menschen? — O du vollendete Heuchlerin, jetzt nehme ich den Kampf wieder auf, da ich weiß, daß du nicht unnahbar, nicht unbestechlich bist! Auch an dir gibt es eine wunde Stelle; unsere Waffen sind nicht mehr ganz ungleich!"

Dies waren die Gedanken, welche nach des Dieners Mittheilung sein Gehirn durchzuckten. Jetzt war er einig mit sich, wie er handeln sollte. Jedes feige Bedenken war aus seiner Seele geschwunden. Sein Bruder war die Quelle der gegen ihn gerichteten Intriguen und Feindseligkeiten. Diese Quelle mußte verstopft werden!

„Du hast mir auch jetzt wieder einen großen Dienst geleistet," sagte er darauf zu Anton; „ich werde mich nicht undankbar beweisen, ich werde Deine Zukunft sichern. Aber vor der Hand gibt es noch Arbeit für dich. Erst muß ich abwarten, wie sich die verhängnißvolle Krankheit meines Bruders gestaltet; Du verstehst!"

„Ich verstehe," sagte Anton mit boshaftem Lächeln, „und was ich thun kann, sey es als Zeuge vor Gericht oder als sein Krankenwärter, auf mich können Sie rechnen!" — Damit trennten sie sich.

* * *

Ja, er that, was er konnte; und was an dämonischer Bosheit und Tücke in seiner schwarzen Seele wohnte, das wandte er auf, um dem unglücklichen, exaltirten, kranken Richard das nur noch flackernde Licht der Vernunft vollends auszublasen und ihn ganz in die Finsterniß des Wahnsinns zu stürzen. Er reizte stündlich seinen Argwohn, stachelte seine Furcht und verdächtigte Alles, was ihn umgab. Ja, er verschaffte dem im höchsten Grade aufgeregten, kranken Menschen, bei dem jeden Augenblick ein Gehirnschlag zu befürchten war, noch schwere, hitzige Getränke, wodurch er, wenn seine Natur nicht so kräftig gewesen wäre, seinen Tod herbeigeführt haben würde.

Vergebens wandte Caroline im Verein mit dem Anwalt Alles an, um den Kranken, Exaltirten zu beruhigen; vergebens ertrug sie mit der Geduld einer barmherzigen Schwester seine Launen, Verdächtigungen und Beleidigungen. Anton, gegen welchen sie ja nicht den geringsten Argwohn hegen konnte, wußte ihre Bemühungen nicht nur fruchtlos zu machen, sondern dieselben geradezu als schnöden Eigennutz darzustellen, so daß sich der Hilflose, Verblendete am Ende ganz schroff gegen Caroline benahm, ihr jeden heilsamen Schritt zu seinen Gunsten unmöglich machte und gleichsam im Sturmschritt seinem Verhängniß zueilte.

Bei dem Begräbnisse seines Vaters legte Richard zum ersten Male Spuren von wirklichem Irrsinn an den Tag. Als der Geistliche die Grabrede hielt und — nach dem Grundsatze: de mortuis nil nisi bene! — von den guten Eigenschaften des Verstorbenen sprach, von seiner Loyalität, seiner unermüdeten Thätigkeit und seiner großen Mäßigung im Genusse! — brach Richard plötzlich in ein lautes, wildes Gelächter aus. Und als er nach Hinabsenkung des Leichnams die üblichen drei Handvoll Erde in's Grab werfen sollte, rief er mit Geberden des Abscheus und der Entrüstung: „Nein, er hat mir Nichts hinterlassen, und so gebe ich auch Nichts mit! — Wir sind quitt, ha ha!"

Nach Beendigung der Feierlichkeit näherte sich der Anwalt Carolinen und sagte: „Es bleibt Ihnen nichts mehr zu hoffen. Und was mich betrifft, so bin ich gezwungen, noch heut Abend abzureisen. Die Frau Gräfin war so gnädig, mir ihr Mandat zu entziehen, und Herr Karl trieb seine Höflichkeit so weit, mir zu sagen, daß man meiner in keiner Weise mehr bedürfe."

„Aber mich hat man noch nicht verjagt, also werde ich bleiben!" entgegnete Caroline fest. „Und ehe es zum Aeußersten kommt, werde ich noch einmal mit Karl sprechen."

„Was nennen Sie das Aeußerste? Das Aeußerste ist geschehen. Nach dem, was so eben am Grabe vorgegangen, steht fest, daß Richards Gemüth und Geist in der That völlig verstört sind, und es wird keine Kommission das geringste Bedenken tragen, ihn für wahnsinnig zu erklären."

„Bevor eine derartige Kommission berufen wird, muß Karl im Verein mit seiner Schwester einen Antrag stellen. Da ich aber fest überzeugt bin, daß Richards Gemüthsstimmung durch künstliche Mittel herbeigeführt ist, und daher auch vorübergehen wird, so will ich thun, was in meinen Kräften steht, um den Antrag so lange als möglich zu hintertreiben."

Der Anwalt schüttelte mit dem Kopfe. „Ich fürchte, es wird ihnen nicht gelingen. Sie werden vielmehr die Katastrophe nur beschleunigen und sich selber widerwärtigen Scenen, wenn nicht persönlichen Beleidigungen aussetzen. Und ich wiederhole meine Bitte: fliehen Sie dieses unglückselige Haus, auf welchem der Fluch der Habgier und des Mammons lastet. Trotz all' Ihres Muthes und Ihrer Hochherzigkeit werden Sie das Schicksal nicht aufhalten können. Ja, es ist ein Glück, daß Sie es nicht aufhalten können! Denn bei der sittlichen Bodenlosigkeit unserer Zeit, bei der bis ins Mark des Gesellschaftskörpers gedrungenen Korruption, bei dem krassen, entsetzlichen, alle Begriffe von Ehre, Liebe, Recht und Tugend umstürzenden Materialismus ist es nö-

thig, daß das Schicksal selber zuweilen eine heilsame, abschreckende Lehre ertheile, daß es augenscheinlich zeige, wohin der unersättliche Durst nach Gold führe und wie arm und elend der reiche Mensch ohne sittliche Erhebung sey."

Nach kurzem Sinnen versetzte Caroline: „Sie haben Recht; aber ich fühle, daß ich auch Recht habe und im Begriff bin, das Rechte zu thun. Ich werde hier bleiben, so lange man mich duldet, oder so lange ich noch die geringste Hoffnung hegen darf, dem Unglücklichen, Hilflosen zu nützen."

„Und dann?" fragte der Anwalt mit forschendem bangem Blicke.

Caroline zögerte und erröthete, ehe sie antwortete: „Dann werde ich Ihren Wunsch erfüllen und nach der Stadt kommen, um Ihre Schwester kennen zu lernen. Vielleicht, ja wahrscheinlich wird es in anderer Beziehung sogar absolut nothwendig werden, daß ich mich noch einige Zeit in hiesiger Gegend aufhalte."

Und so trennten sie sich.

Am nächstfolgenden Tage wurde unter Zuziehung eines andern Rechtsanwalts, welcher mit Karl Brachvogel schon seit langer Zeit in sehr intimen Beziehungen stand, der Nachlaß des Kommerzienraths untersucht und berechnet. Es fand sich an baarem Gelde, Aktien und Pfandbriefen die enorme Summe von acht Millionen Thalern vor. Der Werth der Güter wurde auf eine Million geschätzt, so daß, da kein Testament vorgefunden wurde, und die drei Erben zu gleichen Theilen erbten, sich ein Jeder derselben im Besitze von drei Millionen sah.

Richard war bei der Berechnung nicht zugegen, sondern von dem Rechtsanwalt vertreten worden; daher beeilte sich Caroline, ihn von dem Ergebnisse der Berechnung in Kenntniß zu setzen. Das edle Mädchen war wieder voll Hoffnung in Bezug auf eine günstige Lösung der verwickelten Verhältnisse des Hauses. Sie war überzeugt, Richard würde, sobald sein Argwohn und seine Furcht sich als nichtig erwiesen, sehr bald seine Ruhe und Gesundheit wieder gewinnen, und Karl würde, da ihn die unerwartete, außerordentliche Größe seines Erbtheils in Stand setzte, auch nach Abzahlung seiner Schulden noch den reichen verschwenderischen Mann zu spielen, seinen abscheulichen Plan in Bezug auf Richard aufgeben.

Sie fand Richard allein in seinem Zimmer und theilte ihm in ruhiger, vorsichtiger Weise das Ergebniß mit. Er schaute sie mit starren, glanzlosen Augen an, schüttelte dann mit dem Kopfe und sagte: „Das ist Alles Lug und Trug. Ich lasse mich nicht täuschen — auch von Ihnen nicht. Aber wenn Sie mir eine Güte erweisen wollen, so befehlen Sie dem Anton, mich nicht mehr zu schlagen! Es thut mir sehr wehe."

Caroline erschrak; nicht als ob sie dem, was er über Anton sagte, einen Sinn unterlegte, sondern weil sie eine ihrer letzten Hoffnungen schwinden sah. Jetzt blieb ihr nichts mehr übrig, als sich geradewegs an Karl zu wenden. Sie überwand nach heroischer Anstrengung ihren Stolz, ihren Abscheu, und ließ den Wüstling um eine Unterredung bitten. Er bewilligte sie.

Er saß, als sie in sein Zimmer trat, wieder an dem alten Eichentische und trank Wein. Er erhob sich und versuchte, sie zum Sopha zu führen. Sie dankte, setzte sich auf einen Stuhl bei der Thür und begann: „Ich will nur noch, bevor ich von hier scheide, eine Bitte an Sie richten, eine Bitte, welche Ihren unglücklichen Bruder betrifft."

Er stand mit gekreuzten Armen vor ihr und verschlang sie mit seinen Blicken.

„Richard ist für den Augenblick allerdings geistesabwesend," fuhr sie fort, „allein er kann und wird bei guter angemessener Behandlung wieder genesen, gewiß, und ich hoffe sogar, recht bald."

„Nie!" sagte er mit einem Lächeln des Triumphs.

„Er muß wieder genesen!" rief sie mit erhobener Stimme. „Wehe Ihnen, wenn es nicht geschieht!"

Er näherte sich ihr noch um einige Schritte, bis er dicht vor ihr stand, so daß sein Athem sie berührte, und sagte leise, flüsternd: „Nur ein Mittel gibt es, ihn zu retten, Sie mein stolzes, kühnes Mädchen!"

Sie sprang empor und maß ihn mit ihrem königlichen Blicke. Dann nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Wehe Ihnen, wenn er nicht wieder geneset! Schon lastet ein Fluch auf Ihnen, der Fluch des väterlichen Hasses. Dann wird auch noch der Fluch des Brudermordes auf Ihnen lasten!"

„Wer einmal verflucht ist," versetzte er mit erzwungenem Lächeln, „mag es auch zweimal seyn! es kommt auf Eins hinaus."

„Und nicht nur innere Unseligkeit, sondern auch die Verachtung, der Abscheu der Welt wird jede Stunde Ihres spätern Lebens vergiften. Die Sonne bringt Alles an den Tag, auch diese Ihre Missethat wird sie an den Tag bringen. Man wird flüstern, heimlich und dunkel anfangs, dann öffentlich und deutlich, lauter und lauter, bis Jedermann das Brandmal der Schande an Ihrer Stirn sehen wird!"

„Man wird es nicht wagen!" rief er vor Wuth bebend. „Niemand wird es wagen, auch Sie nicht — nein, auch Sie nicht! Ich habe tausend Zeugen seiner Verrücktheit — sein eigener Diener wird und muß für mich zeugen, während dieser selbige Mensch ein Zeugniß ablegen kann, welches Ihre Aussage entkräftigt, gegen Sie spricht, Sie verdächtigt!"

Sie starrte ihn an, voll Verachtung und edler Entrüstung.

„Werden Sie läugnen können, läugnen vor Gericht, daß Sie bei dem Stelldichein im Garten Ihrem Liebhaber den Auftrag gaben, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, um Richard zur Vernunft zu bringen und zu den nöthigen Maßregeln

zu bestimmen? — O, wir wollen sehen, mit welcher Stirn Sie dieser Zeugenaussage gegenüber treten werden, und wie die Welt sie deuten wird!"

Er schlug die Augen nieder, weil er den Blick, welchen sie ihm zuwarf, nicht ertragen konnte.

„Gut!" sagte sie nach einer Weile, ihre tiefe Erschütterung beherrschend: In dieser Anklage gegen mich, welche mir zugleich beweist, daß Sie einen Spion und Mitschuldigen in diesem Hause haben und wahrscheinlich seit langer Zeit hatten, — und daß dieser Mitschuldige Anton, Richards Diener, sey, ist eben so klar, als seine Mitschuld ein längst beabsichtigtes Verbrechen erweist, — in dieser Anklage gegen mich also sehe ich einen höhern Fingerzeig, daß ich den Kampf gegen Sie bis zum Aeußersten treiben soll. Was jetzt noch zwischen uns zu verhandeln ist, wird öffentlich, vor Gericht verhandelt werden!" — Mit diesen Worten verließ sie, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, das Zimmer.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Jean Seguin, gebürtig von Rixheim, im Elsaß, kam als Knabe, ohne ein Mittel, in das industrielle Mühlhausen, und verwendete seinen längern Aufenthalt daselbst zu seiner Ausbildung im Fache der Rothfärberei, ohne daß selbst seine nächste Umgebung es wußte oder ahnte. Mit emsiger Treue seinen unmittelbaren Arbeiten obliegend, beobachtete er gleichzeitig jede, auch die geringste Vorkommenheit in dem komplicirten Geschäfte, unverwandt mit scharfem Auge. Er wußte es unvermerkt so einzurichten, daß ihm alle Arbeitszweige auch praktisch durch die Hand gingen, und stand in verhältnißmäßig kurzer Zeit als tüchtiger Fachkenner vor den Augen seines überraschten Fabrikherrn. Hierauf begab er sich auf die Wanderschaft. Nachdem er sich in den Kantonen Zürich und Glarus als Geschäftsleiter in Fabriken den Ruf eines bewährten Fachmannes gefestigt, gelang es ihm, in Verbindung mehrerer Theilnehmer, das schön gelegene Etablissement in Dattikon, bei Utznach zu erwerben, und gleichzeitig kaufte er sich in Lichtensteig als St. Gallischer Bürger ein. Bald löste er seine Theilnehmer aus und der ehemals einfache Arbeiter von Mühlhausen war nunmehr Besitzer eines weithin bekannten und ausgedehnten blühenden Geschäftes geworden. Bald erhoben sich neue Gebäude, und gegenwärtig bilden die Betriebslokale zusammen das schöne Dörfchen Dattikon. — Gerühmt wird die treffliche Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen ließ. Kein Ort war ihm zu fern, keine Summe zu groß, wenn es galt, einem Sohne oder einer Tochter die erforderlichen Lebens- und Berufskenntnisse zuzuwenden. Erst vor einigen Wochen entsendete er einen seiner jüngern Söhne zur weitern Ausbildung nach dem fernen Südamerika. — Aber auch für seine Arbeitersfamilie sorgte er väterlich. Bei eintretender Stockung der Geschäfte verwendete er Dutzende von armen Arbeitern zu landwirthschaftlichen oder andern nicht dringlichen Beschäftigungen, nur damit sie nicht darben müßten. „Ich brauche sie nicht, aber sie brauchen mich," war seine Entgegnung auf betreffende Einreden. Was er in den Vierziger-Theuerungsjahren that und durch seine Familie thun ließ, ist in der ganzen Umgebung noch in frischer, dankbarer Erinnerung.

Das schwarze City-Journal. Dieses Blatt ist das großartigste, kostspieligste, geheimnißvollste journalistische Unternehmen von ausschließlich großen, berühmten und geschäftlich durchweg ehrenvollen Bankier- und Kaufmanns-Häusern zu ihrer eigenen Sicherheit gegen Schwindler und Betrüger. Abonnent kann ein Geschäftsmann nur werden, wenn er, von mindestens sechs Abonnenten empfohlen, nach einer besonderen Prüfung für gut befunden ward, einen bedeutenden Jahresbeitrag zahlt und keinen anderen Leser zuläßt. Das schwarze Journal gibt aus einem besonderen Bureau der feinsten Kenner, welche Alles wissen und in den Kern jedes geschäftlichen und Wechselunternehmens dringen, wöchentlich einen genauen Bericht von allen neuen Geschäften und den Operationen unsicherer oder sicher betrügerischer Geschäfte, womit denn natürlich eine ziemlich klare Einsicht in die Geheimnisse des Weltmarktes in der City von London gewonnen wird. Um den Nutzen dieses vortrefflichen Unternehmens auch der deutschen Geschäftswelt zuzuwenden, welche bisher von solchen Schwindlern schwer heimgesucht wurde, hat das Intelligenz- und Anfragebureau für Deutschland in London (Firma: E. Juch and Co, 48 Clifton street Finsbury square, London) ein Abonnement auf gedachte geheime Cityzeitung verschafft. Auch in Bezug auf Auswanderung stehen diesem Bureau tüchtige Mittel und Kenntnisse zu Gebot, so daß sich dasselbe sowohl den Deutschen hier, wie in Deutschland als große Wohlthat erweisen wird.

An den Münchner Frauen-Verein für Bildung einer selbstständigen deutschen Mode.

Heil Euch, Ihr holden, hochgesinnten Frauen,
Die Ihr für deutsche Mode war't bedacht!
Die Ihr es wagt, aus allen deutschen Gauen,
Nun zu verbannen die Pariser Tracht!

Für diese That, Ihr heldenmüth'gen Frauen,
Sey Euch der schönste Lorbeerkranz gebracht!
Denn Ihr auch kämpfet für die deutschen Auen,
Auch Ihr zerbrechet der Franzosen Macht. —

Nur deutschen Stoff wollt Ihr, nur deutsches Band!
Den Krieg führt Ihr mit allen Crinolinen!
Verhaßt bleibt Euch französisches Gewand!

Ja höchster Ruhm blüht Euch für dieß Beginnen,
Denn huld'gen wird das ganze deutsche Land
Der freien Tracht der schönen Münchnerinnen.

George Morin.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 46.** den 8. Juni 1859.

Das gelbe Fieber auf Jamaica.

Ein Bild aus den Antillen von C. Heusinger.

Keine Macht in Europa, selbst das mächtige Rußland nicht ausgenommen, welches doch an Umfang das größte Reich von allen ist, hat seine Truppen so über der Erde zerstreut, wie das Königreich Großbrittanien. Kein Heer ist ähnlichen Strapatzen ausgesetzt, wie das englische! Kein anderes hat mit solchen Mühseligkeiten und Gefahren zu kämpfen! Es ist nicht allein der Tod, der ihnen auf den Schlachtfeldern droht, mit dem sie auch jetzt wieder oft in schrecklicher Gestalt in Ostindien zu kämpfen haben; er ist ihnen nahe in Sturm und Ungewitter, wenn sie die Meere nach fernen Landen durchschiffen, wo oft auf einer Expedition mehr als ein Schiff mit Mann und Maus, mit Kanonen und Pferden, mit Kriegsbedürfnissen aller Art von den Wellen verschlungen werden — nein, er tritt ihnen oft ungesehen, wie der Dieb in der Nacht, an die Seite, sobald ihr Fuß ein Land betritt, welches ihnen, von Blüthengebüsch und Orangenhainen umhängt, als ein Paradies erscheint, wo sie sich schnell glauben erholen zu können, nach mitunter mondenlangen Irrfahrten. Die allerschönsten Länder unter den englischen Besitzungen sind den Soldaten oft die allergefährlichsten. Ihre natürlichen Reize, die sich überall in Blumen, in Früchten, in Getränken und anderen Genüssen offenbaren, sind allzu unwiderstehlich für die armen unkundigen Europäer: sie geniessen die Gaben Gottes, wo sich diese ihnen darbieten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das schöne berauschende Leben den tödtlichen Giftstoff entwickelt, welcher in wenigen Tagen in Gestalt des schrecklichen gelben Fiebers die Paläste der Reichen, die Hütten der Armen, am meisten aber die Lager und Kasernen der armen unvorsichtigen Soldaten in Hospitäler, in schaudererregende Todesstätten verwandelt.

Das Regiment, welches mit diesem schrecklichen Feinde der Menschheit am meisten im Auslande zu kämpfen hat, ist das sechzigste.

Es ist das einzige Regiment im englischen Dienste, das über die Hälfte aus Ausländern besteht. Es ist fast immer auf den westindischen Stationen vertheilt und sein Depot ist entweder in Lymington oder auf der schönen Insel Wight, wo die Königin Victoria bekanntlich im schönen Familienleben ihre glücklichste Zeit verlebt.

Dieses alte Corps, welches seit seiner Entstehung immer wieder neuhergestellt zu vielen Malen die Reise um die halbe Welt gemacht hat, ist das stärkste von allen europäischen Regimentern. Es besteht aus 6 Bataillons, jedes zu 1000 Mann, hat 7 Obristen, 9 Oberstlieutenants, 11 Majors, 60 Capitäns, 168 Ober- und Unterlieutenants, 6 Adjutanten, 18 Ober- und Unterärzte, derer nicht zu gedenken, welche in besonderen Fällen noch als Gehülfsärzte angestellt werden.

Die auf den westindischen Inseln dienenden Bataillons müssen, weil sie oft schon nach wenigen Jahren durch climatische Fieber hinweggerafft werden, häufig von England aus ergänzt werden. Die früher für die Truppen auf den Inseln auf 7 Jahre bestimmte Dienstzeit ist jetzt durch Parlamentsbeschluß auf 3 Jahre beschränkt. Das hohe Handgeld — einundzwanzig Guineen (147 Thlr. Gold) für den Mann — die Bequemlichkeiten und Vortheile, zu denen gleich den Offizieren auch die Soldaten berechtigt sind, verfehlen nicht, den Neuling zu verlocken. Aber es gehört ein starker, völlig gesunder Körper dazu, um der gefährlichen Einwirkung des Climas, und ein mehr als gewöhnlich fester Charakter ist erforderlich, um dem im Uebermaß von den Tropenländern gebotenen sinnlichen Genüssen zu widerstehen, die selbst mitten im tiefen Frieden, während der Ruhe des Garnisonslebens, den Tod eben so unerwartet als in seiner gräßlichsten Gestalt herbeiführen. Nur ein kleiner Theil von denen, die voller Hoffnung auf schnelle Beförderung, und mit dem festen Vorsatz, sich gegen die ihrer harrenden verschiedenen Lockungen wohl verwahrt zu halten, über den Ocean schifften, sehen das Vaterland und die Ihrigen jemals wieder. Am allerwenigsten kehren die Jünglinge zurück, die, im überwallenden Gefühl der vollen Jugendkraft die guten Vorsätze allzuschnell vergessend, sich der Freude in die Arme stürzen, die nirgend in einem so zauberisch verlockenden Gewande erscheint als auf den süßduftenden, sonnenbestrahlten, von silberfunkelnden Meereswellen und schmeichelnden

Lüftchen umwogten Antillen, die dem zuerst dort Ankommenden als der Himmel auf Erden erscheinen.

Nach den mir von einem Bekannten, dem Obristlieutenant von Rougemont, gemachten Mittheilungen, einem bewährten Krieger, der seine militärische Laufbahn mit dem vierzehnten Jahr als Cadet im sechzigsten Regimente begonnen hatte, äußerte sich die Sterblichkeit nie stärker, als zu der Zeit, wo die englischen Truppen im Jahre 1795 von St. Domingo nach Jamaica zurückkehrten.

Der Dienst der Truppen auf St. Domingo, jetzt Hayti genannt, war damals leicht, indem er sich auf die Bewachung einiger Forts und Hafenplätze beschränkte, die sie mit den freigewordenen Negern gemeinschaftlich nach der blutigen Austreibung der Franzosen besetzt hielten.

Die Anführer der Schwarzen, die sich schnell genug an die feinen Lebensgenüsse gewöhnt hatten und die ein um so größeres Wohlgefallen daran fanden, als sie dieselben im Zustand der harten Sclaverei mit lüsternen Blicken nur aus der Ferne hatten an sich vorüber gleiten sehen müssen, veranstalteten jetzt sehr häufig glänzende Feste zu Ehren ihrer englischen Bundesgenossen. Wie die Städte wurden auch die schönen Landsitze, deren Bewohner theils zur See entflohen, theils von den Negern auf die grausamste Weise getödtet waren, der Schauplatz der ausgelassendsten Schwelgerei.

Wie das Blut der Plantagenbesitzer, welches erst vor einigen Wochen unter den Messern der Mörder die Staatsgemächer der prächtigen Landgüter durchrieselte, so strömte jetzt der feurige Bordeauxwein bei diesen üppigen Mahlzeiten, zu deren Zubereitung einzelne Köche gezwungen worden, die sie zu diesem Zweck verschont hatten.

Es war nicht anders, als ob jene Truppen in den Zauberkreis böser Feen gebannt wären. Statt dem ernsten Kriegsgotte zu dienen, schien das Heer nur nach Domingo berufen, um seine Zeit ausschließlich der Freude zu widmen. Nur mit der größten Strenge und mit nachhaltender Beharrlichkeit, vermochten die Oberofficiere bei den jüngeren Offizieren den Hang nach Abenteuern zu unterdrükken, die sich denselben bald in der Umwallung eines Forts, bald in einem Landhause, bald in der Hütte eines Negerhäuptlings, ja, auf jedem Wege durch die prachtvoll blühende Natur, die überall Lust und Freude spendete, in stets wechselnder Gestalt darboten.

(Schluß folgt.)

Des Geldes Fluch.

(Schluß.)

Jetzt erkannte auch sie, daß sie in diesem Hause nicht länger bleiben konnte, daß alle ihre Anstrengungen, zu helfen und zu retten, fruchtlos wären, daß das Schicksal eine unabwendbare Katastrophe vorbereitete. Auch wurde ihr endlich klar, daß sie es nicht, wie sie bisher geglaubt hatte, mit einem Verblendeten, von Leichtsinn und scheinbarer Noth zur Missethat Verleiteten, sondern mit einem verhärteten, abgefeimten Schurken zu thun hatte.

Daher hatte sie auch nicht das Recht, zu schweigen; vielmehr drängte sich ihr die Pflicht auf, als Anklägerin aufzutreten. Wohl empörte sich ihr weibliches Gefühl gegen diesen Schritt, ja, sie schauderte, wenn sie an die Anklage dachte, welche man gegen sie beabsichtigte und welche ja doch den Schein der Wahrheit für sich hatte. Allein ihre Liebe zum Rechten und Wahren war mächtiger als die weibliche Zaghaftigkeit und Schüchternheit. Und als sie, aus dem Schloßhofe fahrend, einen letzten trüben Blick auf das alte, finstere, unheimliche Haus warf, da sagte sie mit einem schweren Seufzer, aber mit fester Entschlossenheit bei sich: „Es ist schrecklich, aber unvermeidlich!“

Inzwischen schritt Karl Brachvogel, Wuth und Ingrimm im Herzen, in seinem Zimmer auf und nieder und leerte ein Glas nach dem andern. Auch er war vor seiner Unterredung mit Carolinen voll Hoffnung gewesen. Es hatte sich Alles so wunderbar günstig für ihn gestaltet, daß er sich schmeichelte, die Gunst des Schicksals werde sich auch darin beweisen, den spröden, stolzen Sinn Carolinens ihm gegenüber zu brechen. Wie alle charakterlosen Schwächlinge taumelte er, so wie von Begierde zu Genuß und von Genuß zu Begierde, auch von überschwenglicher Hoffnung zu feiger, an Vernichtung grenzender Verzweiflung und umgekehrt.

Bevor Caroline bei ihm eintrat, hatte er eben mit größter Behaglichkeit überdacht, in welch angenehmer Situation er sich trotz der düstern Erlebnisse der vorhergehenden Tage befinde. Eigentlich war er ja ohne ein förmliches Verbrechen zu alledem gelangt, was er selbst durch ein Verbrechen zu erreichen entschlossen gewesen war. Was konnte man ihm nachsagen, beweisen? — Seine nächtliche Promenade auf dem Weingeländer bedeutete ja eigentlich gar nichts. Der Schlaukopf Anton hatte Recht, er war ein wenig mondsüchtig! — Daß ferner sein Bruder verrückt geworden, war ja bei der allbekannten Ueberspanntheit des Mißgestalteten gar nicht befremdlich. Und überdies hatte er ja eigentlich gar nichts Thatsächliches gegen den Krüppel unternommen. Ferner war sein Erbtheil so unerwartet groß, so enorm, daß er ja für alle Fälle noch ein reicher Mann blieb und seinem Hange zur Ausschweifung, so weit es sein defekter und entnervter Körper gestattete, genügen konnte. Und Caroline endlich, sie war ja in seinen Augen nicht mehr makellos, unnahbar, die Triebfeder ihrer Anhänglichkeit an Richard war nichts als Selbstsucht — auch sie liebte das Geld, Einfluß, Macht; o, er würde ihren Stolz, ihre

Sprödigkeit schon noch besiegen, vielleicht gar schon in nächster Stunde! Die verlangte Unterredung mit ihm sollte ihr möglicher Weise schon jetzt den Weg zu einer Annäherung an ihn bahnen!

Wir haben gesehen, wie schnell und gründlich sie seine Illusionen zerstörte, und können uns jetzt ein Bild von seinem Gemüthszustande nach ihrer Entfernung aus dem Zimmer machen. Wuth über seine Enttäuschung und seine Ohnmacht diesem Mädchen gegenüber, Furcht und Angst vor ihrer energischen Drohung, Scham und Zerknirschung wegen seiner neuen Niederlage, vor Allem aber seine glühende, wahnsinnige, durch jeden neuen Widerstand sich nur vergrößernde Leidenschaft für dieses unbegreifliche Wesen, und endlich die durch den Wein hervorgebrachte Aufregung — dieses Alles vereinigte sich, um ihn aller Fassung und Besinnung zu berauben. Er rannte wie ein verwundeter Tiger, wuthschäumend, auf und nieder, leerte Glas auf Glas und entwarf die tollsten und ruchlosesten Pläne, wie er den Sinn des stolzen Mädchens beugen, ihre Drohungen zu nichte machen und sie sich selber gewinnen möchte. — In diesem Zustande traf ihn Anton, welcher ihm die plötzliche Abreise Carolinens zu melden kam. Diese Nachricht steigerte seine Wuth bis zum Wahnsinn. Er befahl, daß sein Pferd gesattelt werde. „Jetzt darf sie nicht fort von hier! Ich muß sie zurückführen, und geschähe es mit Gewalt!" — Mit diesem tollen Entschlusse stürzte er aus dem Zimmer.

Der Knecht, welcher das Pferd sattelte, wurde seiner raschen Ungeduld nach nicht schnell genug fertig. Er schlug ihn mit der Reitgerte ins Gesicht. Diese Brutalität beschleunigte sein Verhängniß.

Er sprang in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen tief in die Weichen und jagte davon. Er jagte im raschen Galopp über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab, wie der Reiter in Leonore. Er jauchzte vor Trunkenheit und wahnsinniger Aufregung und setzte über Gräben und Hecken. Er drückte die Sporen in die blutigen Weichen, lachte wild auf und sang: „Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"

Er gelangte auf eine Anhöhe und erblickte unten am Fuße derselben den Wagen mit Carolinen. „Hurrah! Juchhei!" rief der Wahnsinnige, drückte die Sporen ein, schlug das schäumende, keuchende Thier mit der Gerte auf den Kopf und jagte den Berg hinab — in sein Verderben!

Der mißhandelte Knecht hatte, sey es aus Bosheit oder aus Angst, den Sattelgurt nicht festgeschnallt. Der Gurt sprang auf, und Sattel und Reiter glitten herab.

Das ohne Sattel und Reiter heimkehrende Roß ließ im Schlosse vermuthen, daß ein Unglück geschehen. — Anton, welcher den Weg kannte, den Karl eingeschlagen, ging mit mehreren Leuten und einer Tragbahre aus, ihn zu suchen. Man fand ihn am Fuße des Berges, bewußtlos und in seinem Blute schwimmend. Der mit furchtbarer Heftigkeit Herabstürzende war mit der Stirn auf einen großen und scharfkantigen Stein gefallen.

Seit diesem unglücklichen Ereignisse sind drei Vierteljahre vergangen. Karl befindet sich nebst seinem Bruder Richard im Irrenhause z. L. Der heftige Sturz muß sein Gehirn allzusehr erschüttert, wenn nicht verletzt haben. Nachdem man ihn aus dem Hause geschafft, blieb er noch zwei Tage bewußtlos. Sobald aber die äußere Wunde zu heilen begann, brach der Wahnsinn aus, der sich, im Gegensatze zu dem stillen, sanften Irrsinn seines Bruders, wild und tobsüchtig äußerte. Und während Richards fixe Idee darin bestand, daß er sich für enterbt und verarmt hielt, disponirte Karl in seiner Narrheit über viele Millionen, welche er stets einer imaginären Dame anbot, wofern sie ihn nicht verrathen wollte.

Was Gottliebe betrifft, so ist sie zwar von keiner gerichtlichen Kommission für irre erklärt und ihrer Freiheit, so wie der selbstständigen Verwaltung ihres Vermögens beraubt worden. Vielmehr hat sie die väterlichen Güter übernommen und läßt sie natürlich ganz im väterlichen Geiste nach dem System unbegrenzter Knauserei fortwirthschaften. Allein nach der Meinung der ganzen Umgegend ist auch sie für's Narrenhaus reif, besonders seit sie den Ehescheidungsprozeß verloren hat und gezwungen wurde, dem ehemaligen Gatten eine sehr bedeutende Summe als Entschädigung für den Verlust seines ehelichen Glückes auszuzahlen. Und sie würde dies furchtbare Geschick wohl kaum ertragen, wenn sie nicht in den Armen der Dichtkunst Trost fände. Sie macht kleine sentimentale Spazierritte auf dem Pegasus. Ihre Gedichte, die fast alle das unerschöfliche Tema der Liebe behandeln, sind bereits gedruckt und von einem Konsistorialrathe mit einer empfehlenden Vorrede ausgestateet worden.

Anton befindet sich als Leib- und Lieblingsdiener bei der Gräfin. Er hat ihr Einiges von den delikaten Geheimnissen ihres Hauses erzählt, hat sich ihr bei Ordnung der Familienverhältnisse unentbehrlich zu machen gewußt und weiß sich ihr noch täglich, ihrer einzigen großen Leidenschaft, dem Geize, huldigend, unentbehrlich zu machen. Sein Zahltag ist also noch nicht gekommen; aber er wird kommen, für ihn wie für Alle, so gewiß es eine still, aber ewig waltende Gerechtigkeit gibt!

Und nun, lieber Leser, beschließen wir diese Schicksalstragödie mit einem heitern, erquicklichen Bilde.

Caroline ist die glückliche Gattin des Rechtsanwalts. Das Schicksal ist ihr zuvorgekommen; es hat schon da gestraft, wo sie anklagen zu müssen glaubte. Sie hat in dem finstern, unheimlichen alten Schlosse die Bestätigung der alten, goldenen

Lehre gewonnen, daß nicht alles, was glänzt, Gold ist, daß Gold für sich nicht glücklich macht, und daß gute, edle Eigenschaften dem Armen im Spiele des Lebens schließlich immer einen Triumph über den Reichen sichern, welcher diese Eigenschaften nicht besitzt. Daher ist Caroline zufrieden und glücklich, und ihr Glück hat, da es in ihrem Innern wurzelt und den Wogen des äußern Zufalls nicht preisgegeben ist, ein festeres, sicheres Fundament.

Kleinigkeiten.

Die Gefangennehmung und Hinrichtung Tantia Topi's. Nach einer ziemlich verworrenen Darstellung der Overland Bombay Times vom 26. April war es allerdings der Verrath Mân Singhs von Pauri (Powrie), welchem die Engländer die Gefangennehmung des so lange verfolgten kühnen und schlauen Parteigängers Tantia Topi zu verdanken hatten. Jener Häuptling, der zu Tantia's Offizieren und Freunden gehörte, hatte sich am 2. April bei Mahudra (früher war der Name Muhudna geschrieben) an den Major Meade ergeben, und eröffnete demselben einige Tage darauf — wahrscheinlich um sich seinen eigenen Pardon zu erkaufen — daß Tantia Topi sich im Dschengel bei Parone befinde und überrumpelt werden könne. Er übernahm die Führung einer kleinen Abtheilung Sipahi-Infanterie, legte sie in der Nähe des bezeichneten Orts in Hinterhalt, verfügte sich dann selbst zu Tantia, und als dieser, am 7. April Nachmittags zur Siestazeit im Schlaf lag, schlichen sich die Soldaten heran und bemächtigten sich des Unglücklichen, dessen Waffen der Verräther im voraus beseitigt hatte. Zwei Panditas (brahmanische Schriftgelehrte, Pundits nach englischer Schreibart) retteten sich durch die Flucht. Tantia hatte sich bereits 25 engl. Meilen weit entfernt, um sich mit Rao Sahib zu vereinigen, als ihn Mân Singh zur Umkehr bewog. Der Gefangene wurde sofort in einem Dull (Tragsessel) nach Sipri gebracht, wo er am 13. April ankam. Sogleich versammelte sich ein Kriegsgericht, welches bis zum 16. saß. Tantia war mit Hand und Fußschellen gefesselt und unter einer starken Wache des dritten europäischen Regiments der Bengal-Armee. Die Anklage, die ihm in Hindustani vorgelesen wurde, lautete dahin: daß er als brittischer Unterthan, in Bhilur auf brittischem Gebiet wohnhaft, sich durch bewaffneten Aufstand gegen seine Regierung der Rebellion schuldig gemacht habe. Tantia benahm sich mit ruhiger Fassung, und hatte gleich anfangs erklärt: er brauche kein Gericht, sondern wünsche nur von seinem Elend (dabei hob er seine gefesselten Hände empor) so schnell als möglich erlöst zu werden; er wisse, daß er sterben müsse und wolle nur dies erklären: daß er vormals als vierter im Kommando unter Nena Sahib in Khanpur anwesend gewesen sey, daß aber weder er noch dieser an dem dortigen Blutbad Schuld gehabt habe, sondern, daß dieses ganz allein der wüthenden Soldateska zur Last falle. Er äußerte keinen Wunsch, seine (im Castell von Gwalior befindliche) Familie nochmals zu sehen, sprach aber in gefühlvollen Worten die Hoffnung aus, daß die Regierung seine Schuld sie nicht werde mitbüßen lassen. Am 18. April Nachmittags ward er aus dem Fort in einer Dull nach dem Hinrichtungsplatz abgeführt. Der Galgen war von einem starken Carré meist europäischer Truppen umstellt, nah und fern aber die Ebene und jede kleine Erhöhung von weißgekleideten Eingebornen besetzt, welche dem traurigen Schauspiel in ängstlicher Stille zusahen. Nachdem dem Mahrattenfürsten die Galgensentenz — sie lautet in der feierlichen englischen Gerichtssprache: „You shall be hanged, hanged, hanged by the neck, until you be dead" — („Du sollst gehängt werden, gehängt, gehängt am Halse, bis Du todt bist") in getreuer Uebersetzung nochmals verlesen war, bestieg er nach Abnahme der Fußschellen die schwanke Leiter so fest, als es seine Handfesseln erlaubten, oben auf der „Platform" ward er kunstgerecht zusammengeschnürt, d. h. die Füße gefesselt und die Hände auf den Rücken gebunden; der Delinquent unterstützte selbst die Operation, indem er seinen Kopf ruhig in die Schlinge steckte; dann stieß der Henker, ein englischer Sergeant hatte sich als Amateur dazu hergegeben — das Brett weg, und der tapfere Mann, der noch unlängst an der Spitze von 10,000 Reitern galoppirte, hing kurze Zeit zappelnd („tanzte auf Nichts," wie der englische Galgenhumor es ausdrückt), dann wars vorbei, und die „Mehters" wurden herbeigerufen ihn zu strecken. Die Leiche blieb bis nach Sonnenuntergang hängen. Er war ein robust gebauter Mann von Mittelgröße, ein angehender Fünfziger, aber mit bereits völlig ergrautem dichtem Kopf- und Barthaar, dazu ein ächtes Mahrattengesicht, olivenfarben, mit etwas hohen Backenknochen, von intelligenten und kühnen dunkeln Augen unter scharf gebogenen Brauen. Er gehörte zur Brahmanenklasse, und war im Ahmednag-Zillah (Provinz Aurengabad im Dekhan, geboren. In seiner Jugend soll er im Kriegsdienst der Kompagnie gestanden haben; später aber diente er unter Nena Sahib in Bithur. — Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn auch die indischen Hinrichtungen während der Rebellion als eine traurige Nothwendigkeit entschuldigt werden können (doch schwerlich die Füsillade ganzer Kompagnien, wie sie in Pendschab und in Peschawer vorkamen) doch jetzt, wo der Aufstand nach wiederholter Versicherung der Engländer vollständig gedämpft ist, diese Hinrichtung eines braven Gegners als eine unnütze Grausamkeit erscheint. Wenigstens hätte Tantia einen Soldatentod verdient. Auf alle Fälle haben die Engländer, Angesichts ihres Verfahrens in Indien, für alle Zeit das Recht verwirkt, andern kriegführenden Völkern Humanitätspredigten zu halten. Das Gerede von „Barbaren" oder „Halbbarbaren" heißt nichts. Indien besaß eine hohe Bildung, als die Insel Britannien noch weit hinten in kimmerischer Nacht begraben lag, und auch heute noch hat das Morgenland, wenn schon tief gesunken, seine eigenthümliche Kultur, die sich eben nicht unter die europäische Schablone bringen läßt.

Taubendünger. Der chemische Feldprediger Dr. Stöckhardt hat den Taubenmist analysirt und gefunden, daß dieser Dünger, frisch verwendet, doppelt so viel Dungkraft besitzt, als wie getrocknet.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Bollbarr'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Jul. Bleich.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 47. | den 12. Juni 1859.

Das gelbe Fieber auf Jamaica.

(Schluß.)

Die heiße Jahreszeit war ihrem Ende nahe, doch glühte die Luft am Tage noch immer heißer, wie im Süden von Europa, während des Nachts schwerer eiskalter Thau fiel, als jene englischen Truppen, die, ein stattliches Corps, theils frisch von England herüber, theils aus Jamaica angekommen waren, zum größten Theil schlaff und hohläugig nach Kingston auf Jamaica zurückkehrten.

Das dort bald nachher eintretende Wechselwetter, das zusammengedrängte Wohnen in den Casernen, die damals noch nicht so geräumig und prächtig, wie jetzt auf der grünen Anhöhe am Meere erbaut waren, führte ein stilles, aber immer zunehmendes Sehnen nach den auf Domingo hinterlassenen Freuden und Festen herbei. Um die splenische Melancholie zu bewältigen, welche sich der Blüthe der Mannschaft bemächtigt hatte, glaubten viele im reichlichen Zusprechen der Flasche das rechte Mittel gefunden zu haben. Die Bethörten irrten; denn es wurde eben die Veranlassung, den Krankheitsstoff rasch zu entwickeln, den die so würzig duftende und doch von so gefährlichen Stoffen geschwängerte Luft von Domingo im Verein mit den im Uebermaß dort genossenen Freuden den Truppen schon eingeimpft hatte.

Vierzehn Tage nach ihrer Rückkehr zeigten sich auf Jamaica die ersten Anzeichen des schrecklichen Fiebers. Allererst fühlten sich einige Soldaten unwohl, während sie zur Morgenparade gingen; doch einmal mit Gewehr und Patrontasche gerüstet, traten sie finster und mürrisch in Reih und Glied. Obrist Campbell, der erst kürzlich von England herüber gekommen war, noch unbekannt mit den Vorzeichen der Krankheit, hielt sie für betrunken und dictirte ihnen die Strafe des Drillens. Aber mitten im Strafmarsche auf dem Kasernenhofe fielen die Unglücklichen zu Boden. Das erdfahle Gesicht, der schäumende Mund, einzelne gelbrothe Flecken auf der Haut, verkündeten mit unverkennbarer Gewißheit, daß der schreckliche Gast in der Garnison eingezogen sey.

Es wurden zwar in größter Eile und mit möglichster Menschlichkeit alle Vorkehrungen getroffen, den Zustand der Kranken zu erleichtern und das Umsichgreifen der Seuche zu verhindern — aber die Meisten der davon Ergriffenen starben schon am andern, gewiß aber am dritten Tage. Auch die Absperrung blieb ohne Wirkung. Die Krankheitsstoffe theilten sich durch die Luft mit, sie trug die Pest über die ganze Insel.

Als die Todesfälle immer häufiger wurden und der Morgenrapport: von der Mannschaft in den Kasernen ein Achtel krank, von denen in den Hospitälern die Hälfte todt, — meldete, da nahm die Verwirrung an allen Orten überhand, so daß selbst der nothwendigste Dienst in's Stocken gerieth. Es war entsetzlich zu sehen, wie die Menschen nach und nach an der menschlichen und göttlichen Hülfe verzweifelten; wie sie den Kranken den Beistand, ihre Mithülfe bei dem Begraben der sich fort und fort mehrenden Todten verweigerten. Negersclaven mußten zuletzt das Amt der Hospitalwärter und der Todtengräber übernehmen. Es lösten sich nicht allein die Bande der Subordination, sondern auch Bündnisse, welche Natur oder Freundschaft für die Ewigkeit schien geschlossen zu haben, wurden in der allgemeinen Verzweiflung schonungslos zerrissen.

Am längsten noch blieben die Offiziere verschont, die auch damals schon vereinzelt in luftig gelegenen Häusern untergebracht waren. Es starben zwar einzelne, indessen hielt sie die ihnen inwohnende größere moralische Kraft länger zusammen und willig verrichteten sie die gefährlichsten Aufträge. Als aber der Tod auch bei ihnen häufiger einkehrte und sich fast täglich ein Opfer aus den Offizierbaracken herausholte, als Einzelne, die gesund ausgegangen waren, um die gewöhnlich am Abend in Masse stattfinden Beerdigungen vorschriftsmäßig zu überwachen — nicht wiederkehrten, Andere sogar während der gewöhnlichen Mittagstafel zu der sie sich, um den Tod fernzuhalten, noch mühsam hingeschleppt hatten, ein Opfer des Fiebers wurden, da wurden auch die Besten und Stärksten allmählig theilnahmlos und die Herzen der bis dahin treuesten Kameraden verhärteten im Anblick der sich täglich wiederholenden Jammerscenen.

Einige derselben zogen sich, ohne ferner Rück-

sicht auf die Dienstpflicht zu nehmen, für Wochen mit Lebensmitteln versehen, in ihre Häuser zurück, zu denen sie so wenig ihren Dienern als ihren besten Freunden den Eingang gestatteten. Ein Theil, und zu diesen gehörte der Obristlieutenant v. Rougemont, damals noch ein blutjunger Offizier, gaben sich dem blinden Glauben an die Schicksalsbestimmung hin. Sie setzten ihre Sache auf nichts, wie man zu sagen pflegt. In völliger Gleichgültigkeit den Tod erwartend, und mit dem Glauben, das Leben davon zu tragen, wenn ihnen so bestimmt seyn sollte, verließen sie den gemeinsamen Speisesaal nicht mehr, so daß dieser allmählig das Ansehen eines Feldlagers erhielt. Singend ließen sie den Wein in die Gläser perlen, während die Leichenkarren um diese Zeit mit dumpfem Geräusch durch die Straßen rollten. Während man die Leichen zu Dutzenden in die Kalkgruben schichtete, rollten nach dem Essen die Würfel mit dämonischem Klange über die lange, grüne Tafel. Ungezählt wurden ganze Haufen Gold mit eisiger Kälte gewonnen und verloren. Zuletzt vertraten Wagen und Pferde, die köstlichsten Geschirre, Uhren und Ringe, mitunter theure Andenken, die Einsätze an baarem Gelde.

So saßen auch die übrigen Offiziere vom 4. Bataillon des 60. Regiments und einige vom 14. Regimente eines Abends — es war schon lange nach Mitternacht — zechend und spielend, die Oberkleider abgeworfen, die Hemdärmel aufgestreift, eine desperate Gesellschaft, um die Tafel herum. Es war ein schauervoller Tag gewesen. Einige achtzig Unteroffiziere und Soldaten, der Kern von zwei der schönsten Regimenter, waren in einem langen Zuge, der größtentheils nur von Schwarzen geleitet wurde, in die Gruben gefahren. Dunkler als je schien sich die Nacht über die Insel des Todes gelagert zu haben. In der ganzen Natur war keine Bewegung vernehmbar; selbst das Geschrei, womit der Tutu*) sich bis dahin noch hatte vernehmen lassen, war verstummt, die Luft im hohen Saale war zum Ersticken drückend, so daß die Wände trotz der angezündeten zahlreichen Kerzen in ungewisser Dämmerung verschwanden. Die um die grüne Tafel gereihten Offiziere, von denen einzelne, ihrem starren Blick nach zu urtheilen, nicht mehr wußten, was um sie her vorging, gewährten einen geisterhaften Anblick. Betäubt vom zu häufigen Genusse des Weines und von der Stickluft, die ihm die Brust zuschnürte, hatte der junge Lieutenant von Rougemont nicht bemerkt, daß sein Nachbar zur Linken am Spiel keinen Antheil mehr nahm. Erst als bei einem neuen Spiele die Gläser wieder gefüllt wurden, blickte Jener, in halber Verzweiflung über Stiche im Kopfe, die ihm das Gehirn zu sprengen droheten, aber dennoch fest auf seinem Sitze etwas zur Seite, um den Nachbar zum Trinken aufzufordern. Dieser aber stierte ihn unheimlich eine Weile mit fast erloschenen Augen an, dann sprang er plötzlich auf und stürzte unter einem wahnsinnigen, gellenden Gelächter, zuckend neben dem Stuhle zu Boden.

Entsetzen erfaßte den jungen Offizier bei dem grausenden Bilde, doch noch gräßlicher erklang ihm der Toast, mit dem alsbald einer der Umsitzenden, ein langer Engländer aus Galway, sein Glas erhob, um dem Todten eine glückliche Ankunft im Himmelreiche zu wünschen.

Der Todte, um den man nur wenige Minuten innehielt, die nöthig waren, um ihn durch einige schwarze Diener fortschaffen zu lassen, war kaum aus dem Saale entfernt, als ein schon ältlicher Stabsoffizier mit lauter Stimme ausrief: „Meine Herren, es gilt um die Bank!" — Der Mann hatte schon dreißig Jahre im englischen Dienste unter allen Zonen ein abenteuerliches Leben geführt. Unverheirathet, widmete er sein durch glückliche Kriegszufälle erworbenes, nicht unbedeutendes Vermögen fast ausschließlich dem Spiele, welches sich — da er wie die meisten seines Gleichen fast immer vom Glück begünstigt war, fortwährend vermehrte.

„Die Bank also! meine Herren" — rief er noch einmal, — „man muß dem Glück die Hand bieten, Kameraden, ehe es zu spät wird." — Zwanzig Guineen also, Wilson, ist ihr Einsatz. Von Ihnen, Crawford, steht der neue Wagen und die braune Stute, und Sie, ach, ich erinnere mich, Sie haben das Rennpferd gesetzt, welches Sie von Carlisle gekauft, nachdem es im letzten Kirchthurmrennen den Preis gewann; soll es so bleiben?" — Mit diesen Worten wandte sich der Major mit sonderbar glänzenden fast feuersprühenden Augen an den damaligen Lieutenant von Rougemont.

Dieser aber glaubte, der Tod schauete ihn an aus den Augen seines Vorgesetzten, und ehe er noch die Frage desselben, bei dem die Leidenschaft noch die Oberhand behauptete über die Krankheit, die sich auch in seinem Gehirn eingenistet hatte — beantworten konnte, überkam ihn ein Gefühl, als ob ihm plötzlich das Blut in den Adern gefröre, und er griff rasch nach dem Glase um der heranziehenden Todesschauer Herr zu werden. Aber ehe er noch die trockenen Lippen mit dem Inhalte benetzen konnte, entglitt das Glas seiner Hand und er fiel bewußtlos in den Sessel zurück.

Als mein Bekannter wieder zu sich kam, sah er sich in einer Hütte am kühlen luftigen Meeresstrande, unter der sorgfältigen Pflege einer Negerin, die ein Freudengeschrei ausstieß, als der Kranke unter einem tiefen Seufzer die Hand nach dem schweren Kopfe führte, während das Blut in den Adern noch wie Hämmer tobte. Nanny war die Tochter eines Freigelassenen, der sich, als der Morgen den wüsten Spiel- und Trinkgenossen sein bleiches Ge-

*) Eine große Eulenart.

sicht zeigte, für guten Lohn bereitwillig finden ließ, die Todten, zu denen auch der Lieutenant von Rougemont gezählt wurde, aus dem Saale zu tragen und die Luft darin zu reinigen, während die um drei Personen verminderte Tischgesellschaft sich verabredet hatte, heute an einem andern Orte zu speisen und dort das gewohnte Spiel fortzusetzen.

Weniger theilnahmlos als seine Gefährten, die er zum Beistande herbeigeholt hatte, untersuchte der Neger die auf der Flur hingestreckten Körper, unter denen sich auch der am Abend noch so trotzende Bankhälter befand, ehe sie auf den Karren geladen wurden. Seine Theilnahme wurde aber namentlich für Rougemont noch bedeutend erhöht, als er in dem jungen Offizier einen Bekannten entdeckte, der wenn er vom Fischfange heimkehrte, ab und dann eine Stunde in seiner Hütte geruht hatte, ehe er vollends den steilen Weg zu der Offizierskaserne auf der Höhe hinanstieg. Will, der Neger, fühlte sich ihm mehrfach verpflichtet, da der junge Mann selten bei ihm in der Hütte einsprach, ohne für Vater und Tochter, die unter ihren Landsmänninnen für eine große Schönheit galt, irgend ein kleines Geschenk zurückzulassen. Kaum hatte er noch einige Lebenswärme an dem kräftigen Körper des jungen Mannes wahrgenommen, als er ihn nebst der von den Todten genommenen Erbschaft auf seine Schultern lud und eilends nach der Strandhütte trug, wo kein den Eingebornen bekanntes Heilmittel zur Rettung des Scheintodten unversucht blieb.

Seiner unverdorbenen Natur und den rastlosen Bemühungen und der zarten Pflege der mitleidigen jungen Negerin verdankte Rougemont sein Leben. So wurden später noch einige Leute gerettet, denen der Zufall einen solchen schwarzen Schutzgeist in der schrecklichen Krisis zugeführt hatte. Die von diesen unermüdlichen Pflegerinnen angewandten Mittel waren ganz einfach und derselben Natur entnommen, welche die giftigen Ausdünstungen über die Insel verbreitete. Der Obristlieutenant von Rougemont erinnerte sich, in großer Menge den bitteren Saft einer ihm früher unbekannten dicken Wurzel, Siltan genannt, die abgekühlte Abkochung von Limonenschaalen und ein milchartiges Getränk, was im Geschmack Aehnlichkeit mit Mandelmilch gehabt, während der Krankheit genossen zu haben. Außerdem hatte Nanette ihm die Brust und die Arme wundgesogen und einen scharfen Saft in die Wunde geträufelt, der eine leichte Eiterung hervorgebracht, wonach sich sein Zustand allmählig bis zur Genesung gebessert. Ihrer Liebe, ihrer Aufopferung, ihrem heldenmüthigem Beistand, den sie mit Gefahr des eigenen Lebens dem Kranken leistete, hatte Rougemont das Leben zu verdanken.

Die Militär-Aerzte, von denen der Tod über die Hälfte hinwegraffte, wußten kein gründliches Mittel gegen die Krankheit zu ersinnen, so wenig als die französischen, die sich nach Barcelona in Spanien begaben, um die Krankheit dort im Jahre 1822 zu beobachten.

Obrist und Gouverneur Campbell verlor eine junge blühende Gattin und zwei Kinder, obgleich er sich gleich bei Ausbruch der Krankheit auf eine hochgelegene Pflanzung zurückgezogen hatte. Eine seiner Töchter, für die man bei ihrem zarten Körperbau allererst das Schlimmste gefürchtet hatte, wurde von der schrecklichen Krankheit verschont wie der Oberst selbst, obgleich er nichts weniger als ein starker Mann war. — Alle, welche die Krankheit überstanden, blieben auffallender Weise im spanischen Feldzuge gesund, während die aus England angekommenen frischen Truppen in Portugal und Spanien durch anhaltendes Bivouakiren von Ruhr und bösartigen Nervenfiebern arg heimgesucht wurden.

Als besondere Eigenthümlichkeit verdient noch bemerkt zu werden, daß namentlich bei jungen Männern nach der Genesung vom gelben Fieber, das Haupthaar stellenweise oder über und über schneeweiß wurde.

Kleinigkeiten.

Eine Vergleichung der englischen und französischen Seemacht. Wir haben durch eine telegraphische Depesche erfahren, daß England so lange als nur immer möglich seine Neutralität behaupten wird. Wie sehr es aber darauf bedacht seyn dürfte, mit Deutschland in eine enge Allianz zu treten, zeigt uns eine nähere Betrachtung seiner militärischen Kräfte, insbesondere auch seiner Seemacht, die bei Weitem nicht so imponirend ist, wie man insgemein anzunehmen gewöhnt ist. Freilich sucht England eben darum, im Gefühl seiner Schwäche, den Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Die Noth und eine richtige Politik müssen es nothwendig zu Deutschland hinüber treiben. Die deutsche Vierteljahrsschrift gibt in ihrem neuesten Hefte einen Nachweis, wie schwach England sey und einem Stoße von Frankreich nicht gewachsen wäre. Schon zu Napoleons Zeiten, sagt sie, war es nicht die positive Macht, sondern die geschützte Lage, welcher England den Frieden verdankte; ohne diese hätte es allem Vermuthen nach schon damals das Schicksal Karthagos getheilt. Nun ist aber durch die Entwicklung der maritimen Verhältnisse im Allgemeinen und durch den gewaltigen Aufschwung insbesondere, der seit 20 Jahren der Flotte Frankreichs gegeben wurde, dieser Schutz weggefallen, und wenn sich England im Hinblick auf die Vergangenheit noch sicher fühlt und glaubt, seine Flotte und einige schlecht angelegte Küstenbatterien seyen hinlänglich, französischen Invasionen vorzubeugen, so ist das der verhängnißvollste Irrthum, dem sich je eine Großmacht hingegeben. Wir brauchen das nicht, wie der Verfasser, aus dem Stande der beiderseitigen Landmacht darzulegen, denn Jeder weiß, daß wenn Frankreich auch nur die Hälfte seiner activen Armee gegen England verwendet, dieses kaum den vierten Theil an Streitkräften zur Abwehr aufbieten könnte, dies Alles blos quantitativ genommen und von der Qualität ganz abgesehen. Aber gerade der Zustand ihrer Marinen

zeigt am besten das bedenkliche Machtverhältniß beider Staaten. Im Jahr 1857 war die französische Kriegsmarine nur noch um 5 Linienschiffe, 120 kleinere Schiffe und 130 Dampfkanonenboote schwächer, als die englische; dabei ist nicht zu vergessen, daß das französische Material weit besser (Frankreich besitzt kein dienstthuendes Kriegsschiff, das über 20 Jahre zählte, hat überhaupt nur 20, England 120 alte Schiffe), weit vortheilhafter construirt ist (in England kam von 1828—43 auf zwei gelungene Kriegsschiffe immer ein verpfuschtes), daß die Franzosen überhaupt die Engländer im Schiffsbauwesen überbieten, wie denn 30 Kanonenboote, welche sie für den Ostseefeldzug bauten, sich als ungleich praktischer bewährt, als die 100 ähnlichen, welche die Engländer zu derselben Zeit zu Stande brachten, daß die Franzosen nur 130,000 Matrosen und Seesoldaten zur Bemannung bedürfen und diese durch ihre Conscription parat haben, während die Engländer ihren Bedarf von 150,000 weder durch Werbung noch durch Pressen decken können, wie denn Napier selbst vor dem Parlament eingestand, daß er mit einer so schlecht bemannten Flotte unmöglich etwas Ernstliches gegen Kronstadt habe unternehmen können; wir dürfen ferner nicht vergessen, daß die französischen Seeoffiziere die englischen jedenfalls in wissenschaftlicher Ausbildung übertreffen, daß auch ihre Mannschaft im technischen Manövriren die Engländer überbietet (die Franzosen landeten in Eupatoria 6000 Mann in derselben Zeit, in welcher die Engländer blos 70 Mann an's Land brachten). Die englischen Küstenbefestigungen, schlecht und ohne alles System angelegt (der einzige Hafen von Portsmouth ist gegen einen Handstreich gesichert), genügen keineswegs zur Abwehr einer französischen Landung; England bedürfte an der einzigen Canalküste schon eine Armee von 100,000 Mann, welche von 25,000 Franzosen dennoch auf jedem beliebigen Punkt durchbrochen werden können.

Die Entstehung der Polka. Wen gäbe es unter uns, der nicht die Polka, jenen Lieblingstanz unserer Zeit, kennte und an ihren kecken Touren und graziösen Schwingungen sich erfreut hätte? Die Polka wurde so schnell populär und Gemeingut aller Völker, daß man ganz und gar vergaß nach ihrem Ursprung zu fragen. Es ist ja eine gewöhnliche Erscheinung im Leben, daß man vor lauter Hast im Aneignen einer Erfindung an den Erfinder selbst gar nicht denkt und seinen Namen unbeachtet läßt. So muß uns erst jetzt Alfred Waldau in seinem Buch über „die böhmischen Nationaltänze“ belehren, das diesen auch die Polka beizuzählen ist. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Zu Anfang der dreißiger Jahre tanzte ein junges Bauermädchen, das in Elbeteinitz bei einem Bürger in Dienst stand, eines Sonntag-Nachmittags zur eignen Erheiterung einen Tanz, den es sich selbst erdacht, und sang hierzu eine passende Melodie. Der dortige Lehrer, Namens Josef Neruda, der zufällig anwesend war, schrieb die Melodie nieder, und der neue Tanz wurde kurze Zeit darauf zum ersten Mal in Elbeteinitz getanzt. Um das Jahr 1835 fand er in der böhmischen Metropole Eingang und erhielt dort, wahrscheinlich wegen des in ihm waltenden Halbschrittes von dem böhmischen Worte pulka, d. i. die Hälfte, den Namen „Polka.“ Vier Jahre später wurde er durch eine Abtheilung des Musikchors der Prager Scharfschützen unter der Leitung des Kapellmeisters Pergler nach Wien gebracht, woselbst Musik und Tanz sich einen außerordentlichen Beifall errangen. Im Jahre 1840 tanzte zuerst Raab, ständischer Tanzlehrer in Prag, diese böhmische Polka auf dem Odeontheater zu Paris mit ausgezeichnetem Erfolg, worauf derselben mit staunenswerther Schnelligkeit der Eingang in die eleganten Salons und Ballsäle von Paris gestattet wurde. Wie alle Dinge der Mode verbreitete sich der lebhafte und aufregende Tanz von hier aus, wenn auch mannigfach modificirt, beinahe über alle Länder Europas, ja er pilgerte sogar über den atlantischen Ocean und fand selbst in Newyork ein sehr freundliches Willkommen. Alle Kreise der Gesellschaft beeiferten sich gleichmäßig, ihm mit freudiger Vorliebe zu huldigen, und dies geschieht noch bis zu dieser Stunde; es gibt keinen einzigen Eleganzball, wo nicht die Polka mindestens zweimal auf der Tanzordnung stände. Die erste Polka, die im Musikalienhandel erschien, war von Franz Hilmar, Lehrer in Kopldino, componirt. Sie wurde noch am 27 Februar 1859 in der mailänder Scala vom großen Orchester ausgezeichnet gespielt, indessen die Prima ballerina auf der Bühne den schönen, einfachen böhmischen Tanz ausführte. Das Mädchen aber, das diesen weltberühmten Tanz erfunden hatte, soll jetzt in dem Dorfe Konetopy, auf der ehemaligen Herrschaft Brandeis, verheirathet leben. Der Name desselben ist aber unbekannt!

Gewissenhaftigkeit eines Mäßigkeitsvereinsmitgliedes. Vor Kurzem kam ein schwarz gekleideter Mann in aller Eile in eine Apotheke in Edinburg und sagte: „Geben Sie mir geschwind ein Brechmittel! Ich habe etwas hier,“ und er legte die Hand auf die untern Knöpfe seiner Weste, „das mich sehr beunruhigt.“ Der Apotheker glaubte, der Mann habe aus Versehen etwa Arsenik genommen, und gab ihm das Verlangte, das auch bald die gewöhnliche Wirkung hatte. Dann war der Fremde auch aufgelegter, die Fragen des Apothekers zu beantworten. „Haben Sie Arsenik genommen?“ — „Nein,“ antwortete der Mann, „ich war bei einem Leichenbegängniß, denke, das Vorgesetzte ist Wein, trinke mein Glas aus, und finde, daß es Rum ist. Da ich nun Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft bin, so ließ mir mein Gewissen keine Ruhe, bis ich das verderbliche Getränk wieder entfernt hatte.“

Die Richter-Dose. Die Dose des berühmten Neger-Oberhauptes Dessalines auf St. Domingo entschied, gleich den Ordalien der Vorzeit, über Schuld und Unschuld, über Leben und Tod. Wenn Jemand verklagt war oder als Supplikant zu Dessalines kam, sah er ihn starr an, machte dann seinen, inwendig mit einem Spiegel versehenen Dosendeckel auf und untersuchte den darin befindlichen Tabak. War dieser feucht, so ließ er es als ein Zeichen der Unschuld und Ergebenheit gelten, war er trocken, dann mußte der Unglückliche, der vor ihm stand, ein Verbrecher und Aufrührer seyn und auf der Stelle sterben.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Jul. Bleich.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 48.** den 15. Juni 1859.

Gefährliche Entdeckungsreise.

Wir theilen unsern Lesern aus der uns vorliegenden Probenummer einer neuen amerikanischen Zeitschrift, der von Otto Ruppius in Milwaukie herausgegebenen Westlichen Blätter, nachfolgende Skizze mit. Wenn wir auch von der vollständigen Glaubwürdigkeit derselben absehen, so ist die Erzählung doch eine so lebendige und gibt in Styl und Haltung ein so anschauliches Bild, daß sie gewiß vielen unserer Leser Interesse gewähren wird.

An der Küste von Texas, besonders in den sumpfigeren Gegenden, gibt es Alligators in irgend beliebiger Anzahl und oft von einer erschreckenden Länge. Sieh wohin du willst und du wirst die häßlichen Geschöpfe gemüthlich von einem Punkte zum andern schwimmen oder an dem morastigen Ufer sich sonnen sehen.

Während der letzten Jahre hat sich die Jagd dieser Thiere zu einem bedeutenden Geschäfte ausgebildet, um ihre Häute und den sogenannten Krokodil-Moschus zu gewinnen. Die ersteren werden zu einer Art wasserdichten Leder verarbeitet, während die Drüsen, welche den letzteren enthalten, getrocknet und an die Apotheker von Galveston zu ungefähr fünf Dollars das Pfund verkauft werden.

Während meines Aufenthaltes in Texas wurde ich mit einem der erfahrensten Alligator-Jäger, Namens Allen, bekannt, und seine Erzählung einzelner Abenteuer, welche er bei diesem sonderbaren Waidwerk durchgemacht, vertrieb mir oft einen langweiligen Abend. Er hatte stets einen Gehilfen, einen Halbblut-Indianer, Jim geheißen, bei sich, und ich war manchen Tag Zeuge, wie sie in wenigen Stunden genug Alligators erlegten, um den übrigen Rest des Tages mit Abziehen der Häute und Ausschneiden der Moschus-Drüsen zu thun zu haben. Jim war jedenfalls in der Jagd auf die ekelhaften Geschöpfe noch geschickter, als sein Meister, da er sich dabei auf nichts verließ als seinen Lasso (ein langer lederner Riemen mit einer Schlinge am Ende) und sein großes Messer, während Allen, der bloß seine Büchse gebrauchte, immer erst einige Schüsse vergebens thun mußte, ehe er eine verwundbare Stelle traf. Jim that nichts, als irgend einem von den Ungeheuern, wenn sie sich im Sumpf sonnten, die Schlinge seines starken Lasso geschickt um den Hals zu werfen und es dann mit Allen's Hilfe auf festen Boden zu ziehen und, während das böse gemachte Reptil den Boden mit seinem gewaltigen Schwanze schlug und wüthend nach den Jägern schnappte, die rechte Gelegenheit abzuwarten, um ihm das lange Messer in's Herz zu stoßen.

Aber hiervon wollte ich eigentlich nicht reden, sondern von einer Geschichte, welche der alte Allen, als wir eines Abends bei einander saßen, zum Besten gab.

Ich hatte schon seit mehreren Tagen vergebens auf eine Gelegenheit nach Galveston zu reisen gewartet und äußerte mich eben ärgerlich über die Zögerung, zu der ich gezwungen war, als Allen mit einem sonderbaren Gesichtsausdrucke zu dem nahe sitzenden Jim hinüberblinzelte und sagte: „Was meinst Du, Jim, wenn der Doktor einmal die kurze Straße nach Galveston probirte?“ Der Halb-Indianer lachte auf und ich fragte, da ich hinter der Benennung jedenfalls etwas Besonderes vermuthete, welche Bedeutung es damit habe.

„Well, Sir,“ sagte der Alligator-Jäger in komischem Ernste, „ich und Jim haben eine große Wasserstraße bis nach Galveston aufgefunden, die ganz leicht mit irgend einem Boote zu befahren wäre, wenn es nicht ein einziges kleines Hinderniß dabei gäbe, das uns Beiden beinahe das Leben gekostet hätte. Die Sache war so: Sie kennen Squire Smith, der den großen Store mit Kleidern, Lebensmitteln und was sonst dazu gehört, hält; Well, dessen größter Aerger war auch immer die langsame, unregelmäßige Landverbindung mit Galveston gewesen. So sendet er denn eines Tages nach mir, und wie ich zu ihm komme, hat er eine große Karte von Texas vor sich liegen. „Allen,“ sagte er, „wie weit seyd Ihr wohl schon Taylor's-Bay hinaufgefahren?“ — „Zehn oder zwölf Meilen!“ antwortete ich. — „Seht einmal hierher,“ sagte er, auf die Karte zeigend, „die Bay hat hier oben einen schmalen Arm, der gerade in die Galveston-Bay hineinmündet. Er wird die Alligator-Bay genannt, und ich begreife gar nicht, wenn nur einigermaßen Fahrwasser dort ist, warum dieser bequeme Wasserweg

nach Galveston nicht benutzt wird. Die ganze Gegend ist freilich noch nicht einmal vermessen, aber etwas muß doch an der Angabe auf der Karte hier seyn. Die Galvestoner kümmern sich den Kuckuck um unser kleines Settlement hier, und deßhalb mag dieser Verbindungsweg übersehen worden seyn. Jedenfalls ist die Sache wichtig genug, um sie genauer zu untersuchen, und deßhalb habe ich Euch rufen lassen, Allen, Ihr seyd der rechte Mann für eine Entdeckungsreise dahinauf. Und wenn Ihr mit Jim sie unternehmen wollt und die Alligator-Bay passirt, so will ich Jedem von Euch fünfzig Dollars geben, dazu einen vollen Anzug und zwei gute wollene Decken. Den Anzug sollt Ihr bekommen, wenn Ihr mit dem Versuche auch keinen Erfolg erreichen solltet. Was meint Ihr zu dem Handel, Allen?" — „Ich gehe ihn ein!" sagte ich, und Jim hier war froh genug über die Aussicht auf einen Anzug, denn er war beinahe nackt.

„So war die Sache abgeschlossen, Squire Smith versah uns mit Kaffee, Tabak und Munition, und am nächsten Morgen fand der erste Sonnenstrahl mich und Jim in unserm Boote schon etwa zehn Meilen die Taylor's-Bay hinaufgerudert. Wir fanden den Strom des Fahrwassers wie in allen sumpfigen Gegenden tief, aber eng, doch nirgends so eng, daß wir mit unsern Rudern nicht voll hätten ausstreichen können, ohne damit in den Sumpf zu gerathen. Je weiter wir ruderten, je mehr fanden wir das Wasser und das Schilf an beiden Seiten mit unzähligen Massen von Vögeln bedeckt, jeder Ruderschlag schreckte Schwärme auf Schwärme in die Höhe, und es ist nicht übertrieben, Doktor, wenn ich Ihnen sage, daß, wenn sie über uns hinflogen, sie die Sonne verdunkelten, und dabei machte ihr Gekreisch und der Schlag der Tausende von Flügeln einen Lärm, vor dem wir unser eigenes Wort nicht verstehen konnten. Wo das Teufelszeug Alles herkam und was es hier that, ist mehr als ich sagen kann. Well, wir ruderten schnell vorwärts, und etwa um Mittag erreichten wir richtig den Seitenarm der Bay, von dem uns der Squire gesagt. Hier war auch zum ersten Male ein kleines Fleckchen trockenes Land und wir beschlossen deshalb ein paar Vögel zu schießen und uns ein Mittagsbrod zu kochen. Wir hatten bis jetzt wohl Haufen von Alligators bemerkt, aber keiner davon hatte sich um uns gekümmert, es war den Geschöpfen so ungewohnt ein Boot zu sehen, daß sie oft quer über unsern Weg lagen und niemals Miene machten bei Seite zu gehen, bis ich ihnen mit dem Boothaken ein paar gute Hiebe in die Seite versetzte, die sie jedesmal erschreckt in das dicke Schilf schickten. Aber als wir unsere Vögel und unsern Kaffee hinuntergeschluckt hatten und in dem Seitenarme der Bay, den wir untersuchen sollten, unsern Weg weiter fortsetzten, wurde die Sache anders. Je weiter wir ruderten, je zahlreicher wurden die häßlichen Geschöpfe, und kaum eine Meile hinauf war Alles dick voll davon. Bei meiner Seele, Doktor, ich glaube, es gab dort mehr Alligators als Wasser und dazu sämmtlich so große Kerle, wie ich sie hier an der Küste noch niemals gesehen habe. — Aber durch harte Arbeit mit den Rudern und den Boothaken brachten wir es fertig, uns noch ein Stückchen weiter hinauf zu arbeiten. Jim meinte, es müsse hier eine Art Nest von dem Ungeziefer seyn, und wenn wir erst da hindurch seyen, würden wir jedenfalls freies Fahrwasser finden; aber das Weiterarbeiten war ohne allen Nutzen, denn je weiter wir kamen, je schlimmer wurde es, je dicker saßen sie bei einander, bis wir uns endlich vollständig eingekeilt zwischen ihnen befanden. Die häßlichen Kerle machten zwar nirgends Miene uns anzugreifen, gelegentlich aber steckte einer seinen dicken Kopf in das Boot herein, als wolle er anfragen, ob er mitfahren dürfe, und dann und wann amüsirte sich einer von den größten mit dem Versuche, das ganze Boot sammt der Ladung auf den Rücken zu nehmen. Es war nicht sehr angenehm, das versichere ich, Doktor — noch unangenehmer aber ward es, als die Nachmittagshitze das Teufelszeug um uns her belebte und seine Neugierde sich zu verstärken schien. Es dauerte nicht lange, so fingen verschiedene an, trotz unserer kurzen Bekanntschaft, etwas zu familiär zu werden, und einzelne begannen den Versuch zu machen, vollständigen Besitz von unserm Boote zu nehmen, eine Idee, mit welcher wir durchaus nicht übereinstimmen konnten, und Sie mögen glauben, Doktor, Jim und ich hatten eine Weile alle Hände voll zu thun, um das zudringliche Volk abzuwehren. Endlich kam ein riesiger Kerl an unsere Seite, die ordinäre Sorte wegdrückend und sich thatsächlich auf den Rücken der andern in die Höhe hebend, steckte seinen großen rothen Rachen in das Boot und schnappte ganz gemüthlich die drei Vögel weg, die ich für unser Abendbrod geschossen hatte. Das war zu viel für Jim. Im Augenblicke war das Messer in seiner Hand, im nächsten saß es auch schon zwischen den Vorderbeinen des Ungethümes und fuhr in sein Herz. Er ließ trotzdem seinen Raub nicht los und verschluckte ihn, während es im Todeszucken zurückstürzte.

„Jetzt aber begann unsere wirkliche Gefahr, denn kaum hatte die Masse der häßlichen Creaturen das Blut von ihrem Kameraden geschmeckt, als sich auch Alles wild und wüthend zu bewegen begann. Sie peitschten das Wasser und den Morast mit ihren großen Schwänzen und machten uns mit dem Schmutz und Wasserschleim, den sie über uns schütteten, fast blind; und ein Geschrei, ein Gebrüll erhob sich, mit nichts vergleichbar, was ich jemals wieder in der Welt gehört habe, und betäubte fast unsere Ohren; bald aber wurde dies auch weiterhin

von allen Seiten des großen Sumpfes aus beantwortet. „Ho, Joe!“ schrie Jim, „sieh dort hinüber, ich will aufgefressen werden, wenn sie nicht die Alligators aus dem ganzen Lande zusammenrufen!“ Und es war eine ganz fürchterliche Wahrheit, was Jim sagte, von allen Seiten kamen sie brüllend heran, das Schiff und hohe Sumpfgesträuch wallte wie in einem Sturme, und bald schwammen und kletterten über einander Tausende der wilden Bestien um uns her. Ich habe mich niemals früher gefürchtet, Doktor, aber als ich das sah, war es mir fast gewiß, daß hier an ein Entkommen nicht mehr zu denken sey — zum Denken war aber kaum Zeit; unser Boot, so stark es war, schien jeden Augenblick unter den Schlägen, die es von außen erhielt, in Stücke gehen zu wollen, und Jim und ich hatten alle Hände voll zu thun, unsere Messer in die Kehlen und Herzen der wilden Bestien zu stoßen, wenn sie sich aufhoben, um uns zu erreichen. Ich glaube ich muß an die Hundert getödtet haben; rings um uns hatten sich die eckelhaften Leiber dick über einander gewälzt; aber je mehr wir tödteten, je dicker und schneller kamen neue Massen gegen uns; wir hätten dem Andrang nicht mehr widerstehen können, wenn nicht durch Jim's Kopf eine ganz kuriose Idee gefahren wäre; obgleich er nur ein Halb-Indianer ist, Doktor, so macht ihn doch Niemand zum Narren. „Ho, Joe!“ schrie er aus Leibeskräften, denn vor dem Spektakel um uns war selbst ein lautes Wort nicht zu verstehen, „Joe, nimm eine Gelegenheit wahr und wirf mir den Lasso, der zu Deinen Füßen liegt, her, und dann auch den Boothaken.“ — „Was in der Welt,“ dachte ich, „hat der Indianer vor?“ aber ich paßte die Zeit ab, wo ich einen tüchtigen Alligator todt in's Wasser geschickt und die Masse der übrigen sich einen Augenblick zurückdrängte, und warf ihm Lasso und Haken zu — „Aufgepaßt, Joe!“ schrie er wieder, „siehst du den großen Kerl dort, wo das kleine Stückchen Wasser frei ist?“ und eben als ich mich umgesehen hatte, ob noch eine Minute Sicherheit sey, flog der Lasso und gleich darauf erhielt das Boot einen Ruck, daß vor der unerwarteten Bewegung das lebendige Ungeziefer an beiden Seiten zurückprallte, daß ich aber auch der Länge nach in das Boot stürzte und mit Schlamm und Wasser überdeckt wurde und nur fühlte, wie das Boot in rasender Schnelligkeit vorwärts schoß. Ich machte mich so geschwind als ich konnte auf die Beine und sah das Sonderbarste, was meine Augen noch erschaut. Jim's Lasso war um den Hals eines riesigen Alligators geschlungen, welcher in Hast die Masse der übrigen durchbrach und die Wasserstraße hinabschwamm, um dem Dinge, was er um seinen Hals fühlte, zu entkommen. Der Indianer aber hatte den Lasso so kurz eingeholt und ihn an das Ende des Bootes befestigt, bis er das neumodische Zugthier mit dem Boothaken erreichen konnte und es nun damit lenkte, wie etwa einen Zugochsen mit der Peitsche. Ueberall, wo das Boot durchsauste, prallten die Massen der übrigen Alligators zurück, und in kürzerer Zeit als ich gehofft hatte, erreichten wir offenes Wasser. Als wir in Sicherheit waren, nahm ich meine Büchse und — ich schäme mich beinahe es zu sagen — und erschoß unsern Retter.

„Well, Doktor, das Ende von der Geschichte ist, daß wir glücklich zu Hause anlangten und Squire Smith berichteten, wie zwar kein Zweifel sey, daß eine Wasserverbindung mit Galveston-Bay bestehe, daß aber der Verbindungsarm mit einer Barrikade von Alligators verrammelt sey, zu deren Durchbrechung es eines ordentlichen Schiffes bedürfe. Wir bekamen unsere Kleider und Decken, und seit der Zeit hat Niemand wieder versucht, auf der kurzen Straße nach Galveston zu reisen.“

Kleinigkeiten.

Ein Pariser Schlachthaus. Paris ist um eine neue, wirkliche Sehenswürdigkeit bereichert worden. Seit kurzer Zeit ist der neue Laden des Metzgermeisters Duval in der Rue Trouchet, hinter der Magdalenenkirche, eröffnet worden. Dieses großartige Fleischmagazin, dessen Eröffnung eine bedeutende schaulustige Menge angezogen hatte, kann mit Recht der erste Schlächterladen der Welt, seiner glänzenden Ausstattung sowohl, als seiner Organisation wegen, genannt werden. Die Länge seiner Frente nach der Straße zu beträgt 30 Meter, und sie ist gänzlich aus weißem und vergoldetem Marmor mit Gesimsen und Trägern von Porphyr. Die halbmondförmige Ladenbude ist ebenfalls aus weißem Marmor und wird von versilberten Säulen getragen. An den Wänden hin läuft, rings um das Magazin, ein doppeltes Etagère aus weißem Marmor, mit Trägern aus Bronze, über welchen das Fleisch aufgehängt wird. In der Mitte des Ladens befindet sich ein Springbrunnen mit einem Becken aus Porphyr, dessen Durchmesser zwei Meter beträgt; Vasen mit Blumen und Gefäße aus Holz mit Gesträuchen sind geschmackvoll im übrigen Raume vertheilt, und geben einer Waare, deren Anblick nichts Anziehendes hat, ein beinahe graziöses Ansehen. Das Dienstpersonal besteht aus 39 Personen: Komptoirdamen in seidenen Kleidern mit geschmackvollem Kopfputze und Metzgerbursche mit schneeweißen Schürzen und Hemdärmeln und frisirten Haaren. Am ersten Tage wurden 20 Ochsen, 20 Kälber und 60 Hämmel zum Verkaufe in diese Räume geschafft.

Mexikanische Bau-Denkmäler. An einem der Arme des Puerco, wenige Tagereisen von Santa Fé, ist ein ungeheurer Ruinenhaufen, der zu einem alten Tempel gehört zu haben scheint. Theile der Mauer stehen noch aufrecht und bestehen aus regelmäßig behauenen ungeheuren Kalksteinblöcken. Er ist zwei oder drei Stockwerk hoch, hat kein Dach, aber viele meist viereckige Zimmer ohne Fenster, und die unteren sind auch so finster, daß sie mehr Höhlen als menschlichen Wohnungen gleichen. Die Steine sind vom Regen stark beschädigt, und zeigen, daß der Bau

viele Jahrhunderte gestanden haben muß. Aehnliche Ruinen finden sich am westlichen Colorado; etwa 400 engl. Meilen von seiner Mündung ist ein großer Tempel, dessen Mauern und Thürme kaum eine Spur von Verfall zeigen, so daß er noch bewohnbar wäre, wenn er ein Dach hätte. In der Nähe am Abhange eines Berges sind die Ruinen einer großen Stadt, und die Spuren einer in den Fels gehauenen Wasserleitung sind noch sichtbar. Weder die Indianer in der Nähe, noch die ältesten spanischen Ansiedler können vom Ursprung dieser Gebäude irgend eine Nachricht geben; sie wissen bloß, daß sie in der ältesten Zeit, zu der ihre Traditionen hinaufreichen, bereits existirten.

Papier. Reisebriefe aus Japan, in Blockwood's Magazine, erzählen Merkwürdiges über die mannigfache Verwendung des Papiers daselbst. Aus Papier wird dort ein Stoff gemacht, der sich vom besten Marokko-Leder kaum unterscheiden läßt; aus Papier verfertigt man mit Hülfe von Lack: Reisekoffer, Sättel, Teleskop-Gestelle, vortreffliche wasserdichte Ueberröcke, Taschen- und Handtücher. Aus Papier bestehen zum großen Theile die Zwischenwände in den Häusern, und aus feinem Papier dreht ein japanesischer Laden-Besitzer in wenigen Sekunden einen Bindfaden zum Zusammenbinden seiner Waaren, der dem unsrigen an Stärke nicht nachsteht. Kurz, Papier spielt überall eine unglaublich große Rolle, und weise Mütter stipuliren im Heiraths-Kontrakte ihrer Töchter, wie viel Papier diesen zur Verfügung gestellt werden müsse, damit sie anständige Wirthschaft führen können.

Bei Liebig

oder

Gedanken eines Backfisches während der Vorlesung.

Sind bei Liebig Sie gewesen?
Ist das Losungswort von Allen,
Drauf sieht man die stolzen Wesen
In den finstern Hörsaal wallen.

Wie das sitzt ästhetisch, praktisch,
Wie das Alles lauscht und lauert,
Mich am meisten dort der Backfisch
Mit den rothen Wangen dauert.

Er getraut sich kaum zu niesen,
Und er seufzt, o welch' ein Grauen,
Gott, wie werd' ich wieder diesen
Stick- und Wasserstoff verdauen.

Statt zu hören Knapp und Geibel,
Jolly und den Pettenkofer,
Ging ich lieber doch zum Raibel
Mit der Pepi Frauenhofer.

Ach, wenn Bodenstedt und Heyse,
Löhr mit Carriere und Sybel
Ringen um des Tages Preise
Wird's zuletzt mir gar noch übel.

Ja! der Bluntschli und der Windscheid
Wollen deutsches Recht uns lehren,
Aber das ist wahrlich ung'scheid,
Weil's wir Frauen leicht entbehren.

Denn in allen Dingen immer
Gegenüber unsern Alten,
Werden ja wir Frauenzimmer
Doch zuletzt noch Recht behalten!

Völderndorff, der mag sich packen,
Will vom A B C uns schwatzen!
Doch bei Kobell's muntern Schnacken
Möcht' ich fast vor Lachen platzen.

Lieber wär' ich noch im Kränzchen,
Wo die Mutter spielt am Flügel,
Und ich machen könnt' ein Tänzchen
Mit dem Lieut'nant, Herrn von Bügel.

O wie angenehm der plaudert,
Die Geschichtchen sind erbaulich,
Daß mir gleich die Gänshaut schaudert,
Wenn er spricht so still, vertraulich.

Dreißig Jahr, zehntausend Gulden
Muß ein armer Lieut'nant haben,
Ach, und manchmal gibt's nur Schulden,
Wenn sie würden ihn begraben.

Ja, verändert sind die Zeiten
Und die Welt hat sich verschlimmert,
Daß wir Mädchen d'runter leiden,
Ist's, was mir das Herz bekümmert.

Schrecklich ist es, zum Entsetzen,
Wie die jungen Männer rauchen,
Allen Anstand sie verletzen,
Wenn im Caffeehaus sie schlauchen.

Gott, was helfen gute Lehren,
Wenn wir uns bei Liebig bilden;
Nimmer sind mehr zu bekehren
Durch Chemie die jungen Wilden.

Keiner denkt mehr an's Vermählen
Und von Liebe wird geschwiegen,
Alle rechnen d'rauf und zählen,
Eine reiche Frau zu kriegen.

Ja, das Geld ist knapp gemessen,
Die Besoldung kurz gerathen,
Und wir müssen öfters essen
Schwarzes Brod und Käs statt Braten.

Aber in dem vierten Range
Einen Achtelsplatz zu miethen,
Sehnlichst wünscht ich es schon lange,
Doch Papa wird es verbieten.

Werden von den Offizieren
Abgehalten Pickenike?
Werden sie mich abonniren,
Wenn ich dreißig Kreuzer schicke?

Einen Kuchen, eine Flasche,
Wird's am Ende doch noch leiden,
Bring' ja's Brod mit in der Tasche,
Weil so klein sie dort es schneiden.

Vor'ges Jahr da war es theuer!
Doch wir müßten uns ja schämen,
Wollten auf dem Lande heuer
Keinen Aufenthalt wir nehmen.

Leider werden viele Thränen
Von Mama und mir noch fließen
Bis nach widerwärt'gen Scenen
Der Papa sich wird entschließen.

Doch so eben, wie ich merke,
Wird's Kollegium geschlossen,
Ich bin ja gefolgt dem Werke
Uns'res Dichters unverdrossen.

Aber draußen vor den Thüren
Lehnt der Lieut'nant wohl nachgiebig,
Um mich schnell nach Haus zu führen,
Das ist's Schönste doch bei Liebig.

Druck, Eigenthum und Verlag der Alb. Vollbart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Jul. Bleich.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 49. | den 19. Juni 1859.

Geschichte vom alten Pomeschik.

(Von ihm selbst erzählt.*)

Ich zählte achtzehn Jahre, als ich schon durch zwei Jahre Fähnrich im Regimente Pawlowsky war.

Das Regiment bewohnte die Kaserne am andern Ende des Marsfeldes, gegenüber dem Sommergarten.

Der Kaiser Paul regierte bereits drei Jahre und bewohnte den rothen Pallast, der eben fertig geworden war.

Eines Nachts, als mir, ich weiß nicht mehr welcher Ausflug, den ich mit meinen Kameraden machen wollte, nicht gestattet worden war und ich fast allein zu Bette lag, ward ich aus meinem Schlummer durch eine Stimme geweckt, welche mir in das Ohr flüsterte: Dmitri Alexandrowitsch erwache! und folge mir!

Ich öffnete die Augen, ein Mann stand vor mir, welcher dieselben Worte wiederholte.

Euch folgen? fragte ich, und wohin?

Das kann ich nicht sagen, antwortete er, doch wisse, der Kaiser sendet mich.

Ich erbebte.

Der Kaiser? Was kann er von mir wollen? von mir, einem armen Fähnrich, zwar von guter Familie, aber so weit vom Throne entfernt, daß mein Name kaum bis zum Kaiser gedrungen seyn kann. Ich erinnerte mich des fürchterlichen russischen Sprichwortes: „Nahe dem Kaiser, nahe dem Tod."

Ich durfte übrigens nicht zögern, ich sprang aus dem Bette und kleidete mich an. Dabei betrachtete ich aufmerksam den Mann, der mich geweckt hatte. So tief er auch in seinen Pelz gehüllt war, so glaubte ich ihn doch zu erkennen. Er war früher Sklave, dann Barbier und jetzt Günstling des Kaisers.

Ich bin bereit, sagte ich endlich in fünf Minuten, indem ich zur Vorsicht meinen Degen fest anschnallte.

Meine Unruhe verdoppelte sich, als ich sah, daß mein Führer, anstatt den gewöhnlichen Ausgang aus der Kaserne zu wählen, über eine kleine Treppe in die unteren Säle des ungeheuern Gebäudes hinabstieg, wobei er mit einer Blendlaterne leuchtete.

Nach längerem Hin- und Hergehen kamen wir zu einer Thüre, die mir ganz unbekannt war. Wir waren auf dem ganzen Wege keiner Seele begegnet, es war als ob das Haus ausgestorben wäre. Ich bemerkte wohl einige Schatten, aber diese verschwanden sogleich in der Finsterniß.

Die Thüre, zu welcher wir kamen, war verschlossen, mein Führer klopfte auf eine gewisse Art und sie schien sich von selbst zu öffnen. Aber als wir hindurch gegangen waren, sah ich einen Mann, der sie wieder schloß und uns dann folgte.

Wir waren in unterirdische Gewölbe von 7—8 Fuß Breite getreten, und nach einigen hundert Schritten kamen wir an ein Gitter, welches mein Führer öffnete und sodann wieder schloß.

Ich erinnerte mich der Sage, daß durch eine unterirdische Gallerie die Kaserne der Pawlowsky-Grenadiere mit dem rothen Palaste in Verbindung stehe und vermuthete, daß wir uns dahin begeben würden.

Nachdem wir noch eine Thüre passirt hatten, stiegen wir über eine Treppe in die inneren Gemächer, aus deren Atmosphäre ich erkannte, daß das Haus sorgfältig geheizt war.

Hier zeigten sich die Verhältnisse eines Palastes.

Nun zweifelte ich nicht mehr, man führte mich zum Kaiser, mich, der ich in dem untersten Rang der Garde diente. Ich gedachte wohl jenes jungen Fähnrichs, der dem Kaiser einst auf der Gasse begegnete, und den er, bloß weil ihm sein Gesicht gefiel, in weniger als einer Viertelstunde nacheinander zum Lieutnant, zum Kapitän, zum Major, zum Oberst und zum General ernannte. Aber ich konnte nicht hoffen, daß er mich aus derselben Ursache habe holen lassen.

Wir kamen endlich zu einer letzten Thür, bei welcher eine Schildwache auf und ab ging.

Mein Führer legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: Halten Sie sich gut, Sie werden sogleich vor dem Kaiser stehen! Dann sagte er der Schildwache etwas in's Ohr und diese trat, das Gewehr anziehend, zur Seite.

Er öffnete die Thür nicht mit einem Schlüssel,

*) Auszug aus Alexander Duma's Reisebriefen aus Rußland.

sondern durch einen geheimen Druck, wir traten ein und ein Mann von kleiner Statur mit Stiefeln, welche bis zur Mitte der Schenkel reichten, einem Rock, der bis zu den Sporen herabfiel, einem ungeheuern, dreieckigen Hut auf dem Kopf, stand in voller Parade um Mitternacht vor mir.

Ich erkannte den Kaiser, was nicht schwer war, da er fast täglich Revue über uns hielt. Ich erinnerte mich auch, daß er am vorigen Tage bei der Revue mich starr und lange angeblickt habe, daß er dann meinen Kapitän aus dem Gliede vortreten ließ, daß er an diesen, auf mich deutend verschiedene Fragen gestellt, und dann einem seiner Adjutanten einen Befehl gegeben habe. Alles dieses vermehrte nur noch meine Unruhe.

Sire! sagte mein Führer, hier ist der junge Fähnrich, mit welchem Eure Majestät zu sprechen wünschten.

Der Kaiser trat mir näher und da er klein war, so stellte er sich auf die Fußspitzen, um mich genau zu betrachten. Vermuthlich erkannte er mich als denjenigen, den er zu sich beschieden, denn er machte ein zustimmendes Zeichen und indem er sich umdrehte, sagte er: Marsch!

Mein Führer machte eine Verbeugung, entfernte sich und ließ mich mit dem Kaiser allein. Ich gestehe offen ich wäre lieber mit einem Löwen in seinem Käfig allein gewesen.

Der Kaiser schien Anfangs mich gar nicht zu bemerken, er ging auf und nieder, öffnete ein Fenster um Luft zu schöpfen, dann trat er zum Tische und nahm eine Prise Tabak. Dies war das Fenster seines Schlafzimmers, in welchem er später getödtet wurde, und welches seit seinem Ende, wie man sagt, nicht mehr geöffnet worden ist. Ich hatte Zeit, Alles hier zu beobachten, jedes Einrichtungsstück, jeden Stuhl. An einem Fenster stand ein Schreibtisch und darauf lag eine offene Schrift.

Endlich schien der Kaiser mich zu bemerken; mit wüthenden Gesichtszügen und einem nervösen Zittern trat er vor mich hin und sprach: Staub, du weißt, daß du Staub bist, und daß ich Alles bin.

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, ihm zu antworten: Eure Majestät sind der Auserwählte des Herrn und der Herr über das Schicksal der Menschen.

Hm, machte er, und mir den Rücken kehrend, ging er wieder auf und ab, öffnete das Fenster, nahm eine Prise und trat wieder vor mich hin. Du weißt, sprach er, wenn ich befehle, muß man gehorchen ohne Widerrede, ohne Bemerkung.

Wie man Gott gehorcht, ja ich weiß es, Sire!

Er blickte mich fest an, es lag in seinen Augen ein so seltsamer Ausdruck, daß ich seine Blicke nicht ertragen konnte; ich wendete mich ab. Er schien zufrieden mit dem Einfluß, den er auf mich geübt hatte, er schrieb ihn auf Rechnung der Ehrfurcht; es war Abscheu.

Dann ging er zum Schreibtisch, nahm die Schrift, las sie, faltete sie, legte sie in einen Umschlag, siegelte diesen mit einem Ring, den er am Finger trug, trat dann wieder zu mir und sprach: Erinnere dich, daß ich dich unter Tausenden ausgewählt habe, um meine Befehle zu vollziehen, weil ich glaube, daß du sie genau ausführen wirst.

Ich werde stets den Gehorsam vor Augen haben, den ich meinem Kaiser schuldig bin, antwortete ich.

Gut, gut! Erinnere dich nur, daß du nichts als Staub bist, und daß ich Alles bin.

Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät.

Nimm diesen Brief, trage ihn zum Gouverneur der Festung, begleite ihn dahin, wohin er dich führen wird, sieh zu, was er thun wird, und komm dann wieder, mir zu sagen: Ich habe gesehen!

Ich nahm den Brief und verbeugte mich.

Ich habe gesehen! Verstehst du mich? Sonst nichts als: Ich habe gesehen!

Ja, Sire!

Jetzt geh!

Er selbst öffnete mir die Thür, durch welche ich eingetreten war, und wo mich mein Führer erwartete.

Der Kaiser schloß die Thür hinter mir, indem ich ihn noch murmeln hörte: Staub! Staub! Staub!

Ich stand ganz verstört auf der Schwelle; mein Führer faßte mich am Arm und zog mich fort.

Wir gingen einen andern Weg, der zur Außenseite der Festung führte. Ein Schlitten stand im Hofe.

Man führte uns zum Gouverneur, welcher schon schlief; man weckte ihn auf Befehl des Kaisers. Er kam, indem er seine Unruhe unter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Bei einem Manne wie Paul war der Gefangenwärter eben so wenig sicher als der Gefangene, der Scharfrichter eben so wenig als sein Opfer.

Mein Führer bedeutete ihm, daß ich einen Auftrag an ihn habe.

Hierauf blickte er mich aufmerksam an, zögerte aber, mit mir zu sprechen; vermuthlich erstaunte er über meine Jugend.

Ich überreichte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Befehl des Kaisers. Er näherte sich dem Lichte, prüfte das Siegel, erkannte es als das Privatsiegel, welches stets geheimen Befehlen beigedrückt war. Er verbeugte sich, machte das Kreuzzeichen und öffnete den Befehl. Er las, blickte mich scharf an, las wieder und sagte dann: Sie sollen sehen?

Ja, antwortete ich, ich soll sehen.

Was sollen Sie sehen?

Sie werden es wohl wissen!

Und wissen Sie es nicht?

Nein.

Er blieb einen Augenblick nachdenkend, dann

fragte er meinen Führer: Werden Sie mit uns kommen.

Nein, ich warte hier, bis Alles abgethan ist.

Dann wandte sich der Gouverneur an einen Diener und befahl ihm, zwei Schlitten und vier Soldaten bereit zu halten, deren Einer einen Hebel, der Zweite einen Hammer, die Andern Hacken mitnehmen sollten.

Der Diener ging und der Gouverneur wendete sich zu mir mit den Worten: Nun kommen Sie und sehen Sie.

Er ging voraus, ich folgte, und ein Beschließer ging hinter mir.

Wir stiegen viele Treppen hinab, überall waren Gefängnisse; erst bei der dritten untersten Abtheilung, und zwar bei einer mit der Nr. 11 bezeichneten eisernen Thür, hielt der Gouverneur an und gab ein Zeichen.

Es war draußen eine Kälte von 20 Graden. In der Tiefe, in welcher wir uns befanden, war diese Kälte noch mit Feuchtigkeit gemischt, so daß sie bis in das Mark der Gebeine drang.

Die Thüre wurde geöffnet, wir stiegen noch sechs steile, klebrige Stufen hinab und befanden uns in einem Kerker von acht Fuß im Viereck.

Es schien mir beim Schein der Laterne, als bewege sich im Hintergrunde eine menschliche Gestalt.

Der Gouverneur blieb auf der letzten Stufe stehen, denn der Kerker war mit feuchtem, kalten Dunst erfüllt. Man hörte ein dumpfes Rauschen, ich blickte um mich und gewahrte ein Schießloch in der Mauer, einen Fuß lang und vier Fuß breit; der kalte Wind kam durch diese Oeffnung und ward zum Zugwind durch das Oeffnen der Thür. Das Rauschen kam von der Newa, welche an die Mauern des Gefängnisses schlug.

Steht auf und kleidet euch an! befahl der Gouverneur, und ich befahl dem Gefangenwärter: Leuchte in den Hintergrund, denn ich bin beauftragt, zu sehen!

Da sah ich denn einen magern, blassen Greis mit weißem Haar und Bart sich erheben, der nur mit einem zerfetzten Pelz bedeckt war, unter welchem man seinen nackten, knochigen, zitternden Körper sehen konnte. Vielleicht war dieser Körper einst mit kostbaren Kleidern, vielleicht war diese entfleischte Brust einst mit Orden bedeckt. Jetzt war er nur noch ein lebendes Skelet, welches seinen Rang, seine Würden, ja selbst seinen Namen verloren hatte, denn man nannte es nur Nummer 11.

Er stand auf, hüllte sich in die Reste seines Pelzes, ohne eine Klage laut werden zu lassen; sein Körper war gebeugt durch Zeit, Nässe, Finsterniß, vielleicht auch durch Hunger, sein Blick aber war stolz, fast drohend.

Es ist gut, sagte der Gouverneur, jetzt kommt. Er ging zuerst hinaus. Der Gefangene warf einen letzten Blick auf seinen Kerker, auf seinen Wasserkrug, auf sein faules Stroh. Er stieß einen Seufzer aus und ging an mir vorüber. Nie werde ich den Blick vergessen, den er mir zuwarf, und den Vorwurf, der in demselben lag. Er schien sagen zu wollen: Noch so jung und schon ein Knecht der Tyrannei! Ich wandte die Augen ab, denn dieser Blick war in mein Herz gedrungen gleich einem Dolche.

Er ging hinaus, ich hinter ihm, der Gefangenwärter nach mir. Dieser schloß die Thüre sorgsam zu. Man hatte den Kerker vielleicht nur geleert, weil man ihn für einen Andern nöthig hatte.

Im Festungshofe fanden wir zwei Schlitten. Man ließ den Gefangenen in den einen steigen, und der Gouverneur setzte sich an seine Seite, ich ihm gegenüber. In den zweiten Schlitten stiegen die vier Soldaten. In meiner Stellung hatte ich die Knie des Greises zwischen den meinen; ich fühlte, wie er zitterte.

Wir kamen zur Newa, und in die Mitte des Flusses gelangt, nahmen die Schlitten die Richtung gegen Kronstadt.

Das Wetter war das fürchterlichste, was mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist. Der Schnee fiel so dicht und in so großen dichten Flokken, daß es schien, als wolle er sich zu Mauern erheben und uns zwischen denseben begraben.

Ich stand im Begriffe, meinen Ueberwurf auszuziehen und ihn dem armen Greise zu geben, allein der Gouverneur, der meine Absicht bemerkte, sagte: Es ist nicht mehr der Mühe werth.

Endlich hielten wir an; wir mochten eine Meile von Petersburg seyn. Der Gouverneur stieg aus, die vier Soldaten ebenfalls mit ihren Instrumenten.

Haut ein Loch in das Eis! befahl der Gouverneur.

Ich konnte einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten; ich fing an zu begreifen.

Ach! murmelte der Greis mit einem Ausdrucke, der dem Lächeln eines Skelettes glich, so erinnert sich die Kaiserin doch noch meiner, ich glaubte, sie habe mich schon vergessen!

Von welcher Kaiserin sprach er? Drei Kaiserinnen waren einander schon gefolgt: Anna, Elisabeth und Katharina. Er glaubte wohl noch, unter einer derselben zu leben.

Die Soldaten hatten das Eis zerhauen, das Wasser trat heraus.

Steigt nun aus, befahl der Gouverneur; der Greis gehorchte, kniete auf dem Eise nieder und betete.

Der Gouverneur gab den Soldaten leise einen Befehl, dann setzte er sich neben mich, denn ich hatte den Schlitten nicht verlassen.

Nach einer Minute stand der Greis wieder auf und sprach: Ich bin bereit.

Die vier Soldaten ergriffen ihn — ich wendete die Blicke ab, ich hörte einen Körper in das Wasser fallen, der Greis war verschwunden. Meiner kaum mehr mächtig, rief ich dem Kutscher zu: Paschol! Paschol! (Fort, fort!)

Stoi! (halt,) rief der Gouverneur, es ist noch nicht Alles geschehen.

Was ist noch zu thun? fragte ich.

Zu warten.

Und wir warteten eine halbe Stunde, dann sprach einer der Soldaten: das Loch ist wieder zugefroren, Excellenz!

Jetzt fahr zu, rief der Gouverneur.

Wir flogen so schnell fort, als ob die Pferde selbst sich beeilt hätten, den schrecklichen Ort zu verlassen. In zehn Minuten kamen wir zur Festung, wo ich meinen Führer fand, und in fünf Minuten nachher öffnete sich mir die Thür zum Kaiser wieder.

Er war ganz angekleidet, so wie ich ihn verließ.

Nun? fragte er.

Ich habe geseh'n, Euer Majestät!

Du hast geseh'n? geseh'n?

Belieben Sie mich anzublicken, Sire! und Sie werden nicht zweifeln.

Mir gegenüber hing ein Spiegel. Ich sah mich darin. Ich war so blaß, meine Züge so entstellt, daß ich mich selbst kaum erkannte.

Der Kaiser starrte mich an, dann nahm er ein Papier vom Schreibtische, reichte es mir und sprach: ich gebe dir zwischen Troitza und Pereslaff einen Grundbesitz mit 500 Bauern. Reise diese Nacht noch ab, und komm' nie mehr nach Petersburg. Wenn du plauderst, so weißt du, wie ich strafe, — geh!

Es ist zum ersten Male, daß ich diese Geschichte erzähle.

Kleinigkeiten.

Eisboot. Die „New-Yorker Abendztg." schreibt: In mehreren westlichen Blättern fanden wir kürzlich die Nachricht, daß ein Herr Wiard ein „Eisboot", wie es dort genannt wurde, mit andern Worten einen kolossalen Schlitten erfunden habe, der durch Dampfkraft getrieben und die Befahrung der großen Ströme des Westens auch im strengsten Winter möglich machen werde. Wir hielten die Sache Anfangs für eine Mystifikation; es scheint aber seine volle Richtigkeit damit zu haben. Der zur „Prairie du Chien" erscheinende „Leader" zeigt an, daß Herr Wiard dort 40 Arbeiter an einem Probeboote beschäftigte, das bis Anfang März fertig seyn und da dann der obere Mississippi noch fest zugefroren seyn wird, noch in diesem Winter seine Probefahrten machen solle. Herr Wiard hofft die Fahrt von Prairie du Chien bis St. Paul (300 Meilen) mit 75 Passagieren, deren Reisegepäck und der Post von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im März also einige 20 Meilen in der Stunde machen zu können. Die von dem Boote gegebene Beschreibung ist für einen Laien nicht deutlich genug, um eine klare Vorstellung zu geben. Namentlich ist nicht recht ersichtlich, auf welche Weise die Dampfkraft die Vorwärtsbewegung bewirkt. Wir vermuthen, daß dies durch das Einstemmen von großen Stacheln in das Eis geschieht, wodurch das Fahrzeug vorwärts gedrückt wird. Die Kufen des Schlittens sind so eingerichtet, daß sie ohne Schwierigkeit durch fünf Fuß tiefen Schnee gehen. Für den Fall, daß das Eis einbricht, sind Vorkehrungen getroffen, um das Fahrzeug sogleich wieder zu heben, oder, nach Befund, durch das Wasser weiter zu steuern. Das Boot, welches jetzt im Bau begriffen ist, wird 12 Fuß breit und 70 Fuß lang; im Wasser würde es 12 Zoll Tiefgang haben. Der Boden, die Spitze und Seiten drei Fuß hoch herauf sind von Eisen, der obere Theil wie ein Eisenbahnwaggon eingerichtet, durch Dampfröhren geheizt und für 100 Passagiere Raum bietend. Eine Steuer- und Hemmvorrichtung sind angebracht und mittelst derselben kann die Geschwindigkeit und die Richtung des Fahrzeugs vollkommen kontrollirt werden. Von welcher unabsehbaren Wichtigkeit diese Erfindung, falls sie sich bewährt, für die Entwicklung des Nordwestens seyn wird, bedarf keiner Bemerkung. Durch die fast noch gänzlich unerforschten Wildnisse des westlichen Theils von britisch Nordamerika könnte man dann im Winter fast bis an den Fuß des Felsengebirges auf glatter Eisbahn und nach einer Landreise von wenigen Stunden über den Kamm des Gebirges auf dem Columbiastrome bis an das stille Meer fahren.

Ueber die ungeheure Produktivität Kaliforniens giebt Seyd in seinem Werke über jenes Land folgende interessante Details: Die „Wellington-Bäume" bis 100' höher, als die höchsten Thürme in Europa, sind keine Fabel, aber auch Aepfel bis zu 2 Pfd. 14 Loth schwer das Stück, Fische à 187 Pfd., 221 Lachse, 18—20 Pfr. jeder, in einer Nacht gefangen, Kartoffeln à 4 bis 7 Pfr., Kürbisse à 200—250 Pfd., Pfirsiche à 1 Pfd. 3 Loth; ebenso verhältnißmäßig Feigen, Citronen, Quitten, Strauchfrüchte und Baumobst; für 49,000 Dollars Pfirsiche aus einem Garten im Jahr, Weinstöcke zu Tausenden, mit Trauben größer, wie Kaleb eine trug, Getreide aller Art bis zum fünffachen Betrage der Ernte im Vergleich mit den besten Getreidegegenden Europa's — diese und andere fabelhafte Erscheinungen sind amtlich bestätigte, alltäglich gewordene Thatsachen.

Amerikanische Neugier. Ein Yankee, welcher wie alle echten Yankees, ein lästiger Frager war, wollte eines Tages von einem kranken Mann mit hölzernem Bein wissen, auf welche Weise dieser sein Bein verloren habe. Nach langem Drängen und erst nachdem der Yankee versprochen, keine Frage weiter zu thun, oder, wenn er es thäte, seine Neugier mit einer bedeutenden Summe büßen zu wollen, antwortete der Befragte: „Es ist mir abgebissen worden!" — Diese Antwort brachte den Yankee zur Verzweiflung. Wer oder was hatte es abgebissen? — Ob ein Alligator, ein Panther oder eine Riesenschlange? — Er wurde ganz melancholisch, und da er vermuthlich fürchtete, sein Versprechen nicht halten zu können und seine Dollars zu verlieren, schlich er sich heimlich davon und wurde nicht wieder gesehen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Jul. Bleich.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 50.** den 22. Juni 1859.

Wellen und Wahn.

Hinüber auf schwankendem Kahne,
Gefahren zum sicheren Strand!
Hinüber auf trügendem Wahne
Gefahren zum klaren Verstand!

Wohl haben die gaukelnden Wellen
Des lockenden Zaubers gar viel,
Sie kommen und schmeicheln und schwellen,
Und tanzen im schaukelnden Spiel;

Sie kommen und flüstern und schmiegen
Sich kosend an unseren Kahn,
Wir lassen so gerne uns wiegen,
Süßträumend in lieblichem Wahn.

Wir leihen dem Lied der Sirenen
So willig ein trunkenes Ohr,
Da steigt ein unendliches Sehnen
In unserem Busen empor.

Da hält ein unendlich Verlangen
Das kindische Herz uns geschwellt,
Nach dem, was Sirenen uns sangen
Von einer noch schöneren Welt.

Wir wollen die blühenden Räume
Der seligen Insel erspäh'n,
Wir wollen die fliehenden Träume
Der Kindheit verwirklichet seh'n.

Doch raffen wir dann nicht bei Zeiten
Mannskräftig vom Taumel uns auf,
So wird uns das Ruder entgleiten,
Hoch schlagen das Wasser herauf.

Wir werden betäubt und gezogen
Zum kreisenden Wirbel hinab,
Von reißenden, riesigen Wogen
Hinunter ins schäumende Grab.

O haltet auf schwankendem Kahne
Im Auge den sicheren Strand,
Und fahrt aus dem düsteren Wahne
Hinüber zum klaren Verstand.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

Preis-Novelle von Edgar Alla Poe.

1.

Vor längerer Zeit war ich sehr befreundet mit einem Herrn William Legrand. Er stammte von einer Hugenottenfamilie ab, und hatte früher große Reichthümer besessen, aber eine Reihe von Unglücksfällen hatte ihn derselben beraubt. Um den Demüthigungen zu entgehen, welche nach Verlust seines Vermögens ihm bevorstanden, verließ er New-Orleans, die Stadt seiner Väter, und schlug seinen Wohnsitz auf Sullivans-Eiland bei Charleston in Süd-Carolina auf.

Dies Eiland ist sehr merkwürdig. Es besteht fast gänzlich aus Meersand, und ist etwa drei Meilen lang. Seine Breite an keinem Punkt mehr als eine Viertelmeile. Von dem Festland ist es durch einen kaum sichtbaren Bach getrennt, welcher durch ein Dickicht von Rohr — den Lieblingsaufenthalt des Sumpfhuhns — schlammig und träge dahinfließt.

Die Vegetation ist, wie man sich denken kann, dürftig und zwerghaft. Man erblickt keinen einigermaßen hohen Baum. Nahe dem westlichen Ende, wo das Fort Moultrie steht und wo sich ein paar elende Blockhäuser befinden, die während des Sommers von Solchen bewohnt sind, welche dem Staub und Fieber von Charleston entfliehen, wächst allerdings die borstige Pflaum- oder Tannenpalme empor; aber die ganze Insel, mit Ausnahme dieser westlichen Spitze und eines schmalen Streifens von hartem weißem Gestein an der Seeküste — ist mit jener buschartigen Myrthe bewachsen, welche von den englischen Kunstgärtnern so gerühmt wird. Dies Gesträuch erreicht hier oft eine Höhe von 15 bis 20 Fuß, und bildet ein fast undurchdringliches Gebüsch, welches die Luft mit seinen Düften erfüllt.

In der tiefsten Einsamkeit dieses Gebüsches, nicht weit vom östlichen oder entlegensten Ende der Insel, hatte Legrand sich eine kleine Hütte gebaut, welche er bewohnte, als ich — rein zufällig — seine Bekanntschaft machte. Letztere reifte bald zu inniger Freundschaft heran; denn es lag Vieles in dem Wesen des Einsiedlers, welches Interesse und Hochachtung erweckte.

Ich fand ihn tief gebildet, mit ungewöhnlichen Geistesanlagen begabt, aber sehr misanthropisch und einer seltsam wechselnden Stimmung von Enthusiasmus und Melancholie unterworfen. Er besaß eine große Anzahl von Büchern, gebrauchte sie jedoch selten. Seine Hauptbeschäftigung war Jagd und Fischfang, oder das Aufsuchen von Muscheln und Insekten am Meerufer oder in dem Myrthengestrüpp; seine Sammlung von Insekten hätte ein Swammerdamm beneiden mögen. Auf solchen Exkursionen begleitete ihn gewöhnlich ein alter Neger, Jupiter genannt, welcher bereits in früherer Zeit freigelassen worden war, aber sich weder durch Drohungen noch Versprechungen bewegen ließ, von dem abzustehen, was er „sein Recht" nannte, nämlich stets die Schritte seines jungen „Massa Will" zu überwachen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verwandten Legrand's, welche Letzteren für etwas überspannt und geistesverwirrt hielten, absichtlich Jupiter in dieser Hartnäckigkeit bestärkt hatten.

Der Winter ist in dem Breitengrade von Sullivan's Eiland selten besonders streng, und es kommt nicht leicht vor, daß man im Herbste ein Feuer im Kamin für nöthig erachten muß. Gegen Mitte Oktober des Jahres 18— erlebten wir jedoch einen Tag von ungewöhnlicher Kälte. Eben vor Sonnenuntergang bahnte ich mir meinen Weg durch das immergrüne Gestrüpp zu der Hütte meines Freundes, den ich seit mehreren Wochen nicht besucht hatte. Ich wohnte damals in Charleston, etwa 9 Meilen von der Insel, und die Fahrgelegenheit hin und zurück hatte lange noch nicht die heutige Bequemlichkeit erreicht.

Als ich vor der Hütte ankam, klopfte ich wie gewöhnlich, und da ich keine Antwort erhielt, suchte ich den Schlüssel an dem Platze, wo ich wußte, daß er verborgen sey, öffnete die Thür und trat ein. Ein lustiges Feuer brannte auf dem Heerde. Das war etwas Neues, aber mir höchst willkommen. Ich legte meinen Ueberrock ab, zog einen Armsessel an die flackernde Gluth, und erwartete ruhig die Ankunft meines Wirthes.

Bald nach eingebrochener Dämmerung langten er und Jupiter an und boten mir ein überaus herzliches Willkommen.

Jupiter wirthschaftete — mit einem Grinsen von einem Ohr bis zum andern — umher, und briet einige Sumpfhühner zum Abendessen. Legrand hatte einen seiner Anfälle (wie soll ich sie anders bezeichnen) von Enthusiasmus. Er hatte eine noch unbekannte zweischalige Muschel, die ein ganz neues Genus bildete, entdeckt, und mehr als das — er hatte mit Hülfe Jupiters einen Scarabäus erjagt, den er für gänzlich neu hielt, über den er sich jedoch auf morgen früh meine Ansicht erbat.

„Und warum nicht heute?" fragte ich, indem ich mir am Feuer die Hände rieb und das ganze Pack der Scarabäi zum Teufel wünschte.

„Ach, wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie da sind!" rief Legrand. „Aber ich hatte Sie so lange nicht gesehen, und wie konnte ich ahnen, daß Sie gerade an diesem Abend vor allen andern mich aufsuchen werden? Als ich heimging, begegnete ich dem Lieutenant G— aus dem Fort und lieh ihm dummer Weise den Käfer; deßhalb können Sie ihn unmöglich vor morgen sehen. Bleiben Sie die Nacht über hier, und ich will vor Sonnenaufgang darnach senden. Es ist das Schönste auf der Erde!"

„Was? der Sonnenaufgang?"

„Unsinn! nein! — der Käfer. Er ist von der prachtvollsten Goldfarbe — ungefähr so groß wie eine Hickorynuß — mit zwei pechschwarzen Flecken auf dem einen Ende des Rückens, und einen dritten etwas größeren auf dem anderen. Die Fühlhörner..."

„Da is kein Horn nich in ihm, Massa Will, — kein Horn, sag' ich Euch," unterbrach ihn Jupiter; „der Käfer is'n Goldkäfer, — solid, jedes Stück davon, inwendig und Allens, selbst die Flügel, — hab' in meinem Leben noch keinen halb so schweren Käfer nich in der Hand gehabt!"

„Nun, wenn das meinethalben der Fall wäre, Jupiter," versetzte Legrand, ernster, wie mir schien, als die Gelegenheit erforderte, „ist das ein Grund für Dich, die Hühner anbrennen zu lassen? Die Farbe," er wandte sich wieder zu mir, „ist in der That so, daß man fast auf Jupiters Idee gerathen muß. Sie haben noch nie einen strahlenderen Metallglanz gesehen, als der, welchen die Flügeldecken versenden, — aber darüber können Sie morgen erst urtheilen. Inzwischen kann ich Ihnen einen Begriff von der äußern Form geben."

Mit diesen Worten setzte er sich an einen kleinen Tisch, auf welchem Tinte und Feder, aber kein Papier lag. Er suchte in einer Schieblade darnach herum, fand aber keins.

„Einerlei!" sagte er zuletzt, „das wird hinreichen;" und er zog aus seiner Westentasche ein Blättchen hervor, das mir wie ein Stückchen sehr schmuziges Konzeptpapier erschien, und entwarf auf demselben eine flüchtige Zeichnung. Während dessen behielt ich meinen Sitz am Feuer; denn mich fror immer noch. Wie die Skizze fertig war, reichte er mir dieselbe hin, ohne aufzustehen. Als ich dieselbe nahm, hörten wir ein lautes Geheul, dem ein Scharren an der Thür folgte. Jupiter öffnete, und ein großer Neufoundländer, welcher Legrand gehörte, kam herein, sprang mir auf die Schultern und überhäufte mich mit Zärtlichkeiten; denn ich hatte mich bei früheren Besuchen viel mit ihm beschäftigt. Als seine Freudensprünge zu Ende waren, blickte ich auf das Papier, und war über die Zeichnung meines Freundes nicht wenig erstaunt.

„Nun," rief ich aus, nachdem ich mehrere Mi-

nuten das Blatt angestarrt hatte, „das ist ein merkwürdiger Scarabäus, muß ich gestehen; mir vollständig neu; ich habe noch nie etwas Aehnliches gesehen, — es sey denn ein Schädel oder ein Todtenkopf, dem er ähnlicher sieht, als irgend Etwas, das mir noch vor die Augen gekommen ist."

„Ein Todtenkopf? wiederholte Legrand. „Nun ja — freilich — allerdings — auf dem Papier hat er damit einige Aehnlichkeit. Die zwei oberen schwarzen Flecken sehen den Augen gleich, nicht wahr? und der längere unten wie der Mund, und dann ist der Umriß oval."

„Vielleicht rührt es daher," antwortete ich; „aber Legrand, ich fürchte, Sie sind kein sonderlicher Artist. Ich muß warten, bis mir das Thier selbst zu Gesicht kommt, wenn ich mir irgend eine Vorstellung von seinem persönlichen Aussehen machen soll."

„Nun, ich weiß nicht —" versetzte er, ein wenig piquirt; „ich zeichne erträglich — sollte es wenigstens thun; denn ich hatte gute Lehrer, und schmeichle mir, daß ich doch nicht ganz auf den Kopf gefallen bin."

„Aber, lieber Freund, dann treiben Sie Scherz," fuhr ich fort; „dies ist ein ganz erträglich gezeichneter Todtenkopf — in der That, es ist sogar ein vorzüglicher Todtenkopf, wenn ich dem gewöhnlichen Urtheil über solche physiologische Abbildungen folgen darf, — und Ihr Scarabäus muß der sonderbarste Scarabäus von der Welt seyn, wenn er dieser Zeichnung ähnlich sieht. Diese Aehnlichkeit ruft vielleicht noch den possirlichsten Aberglauben hervor. Ich denke, Sie werden den Käfer Scarabaeus caput hominis*) oder so ähnlich benennen — es gibt ja manche derartige Bezeichnungen in der Naturgeschichte. Aber wo sind denn die Fühlhörner, von denen Sie sprachen?"

„Die Fühlhörner!" rief Legrand, der allmählich in eine unerklärliche Hitze gerieth; „Sie müssen doch ganz sicher die Fühlhörner sehen. Ich habe sie so deutlich gezeichnet, wie sie an dem Insekt selber sind, und ich denke, das wird genügen."

„Nun, nun," sagte ich, „das mag seyn, — aber ich kann sie wirklich nicht sehen;" und ich überreichte ihm das Blättchen ohne weitere Bemerkung, da ich ihn nicht gern reizen wollte. Indeß war ich sehr überrascht über die Wendung, welche die Sache genommen; seine üble Laune brachte mich ganz in Verlegenheit, — und was die Fühlhörner betraf, so war absolut nichts derartiges zu sehen, und die ganze Zeichnung glich wirklich den gewöhnlichen Abbildungen eines Todtenkopfes auf's Haar.

Er nahm das Blättchen sehr verdrießlich in Empfang, und wollte es eben zerknittern und ins Feuer werfen, als ein zufälliger Blick auf die Zeichnung plötzlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Erst wurde sein Gesicht scharlachroth, und dann wieder todtenbleich. Einige Minuten lang betrachtete er in seinem Stuhl prüfend die Zeichnung. Dann stand er auf, nahm eine Kerze vom Tisch und setzte sich auf eine Kiste in dem entferntesten Winkel der Stube. Hier begann er abermals eine ängstlich sorgsame Untersuchung des Papiers und wandte es nach allen Seiten. Er sprach jedoch nichts, und sein Benehmen setzte mich höchlich in Erstaunen. Ich hielt es indeß für rathsam, seine aufsteigende üble Laune nicht durch irgend eine Frage zu erhöhen. Endlich zog er aus seinem Rocke eine Brieftasche hervor, legte sorgfältig in dieselbe das Blättchen und verschloß Beides in seinem Schreibtisch. Sein Benehmen verrieth jetzt eine größere Fassung; aber seine enthusiastische Stimmung war vollständig verschwunden. Trotzdem schien er weniger verstimmt als zerstreut. Je dunkler der Abend hereinbrach, desto mehr schien er in Träumereien zu versinken, aus denen ihn keiner von meinen Scherzen und Witzeinfällen zu wecken vermochte. Meine Absicht war anfänglich, die Nacht über in der Hütte zu bleiben, wie es schon oftmals geschehen; da ich jedoch meinen Wirth in so eigenthümlicher Stimmung sah, hielt ich es für besser, mich zu empfehlen. Er drängte mich nicht zum Bleiben; aber als ich fortging, drückte er mir die Hand mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Todtenkopf-Käfer.

Kleinigkeiten.

Im hohen Norden. Der Reisende Bayard Taylor hat im vorigen Jahre eine Reise in den hohen Norden gemacht, in der Zeit, da die Sonne dort nicht untergeht und im vollem Sinne des Wortes keine Nacht eintritt. Er schildert diesen langen Tag in eigenthümlicher Weise, und sagt von der Wirkung desselben: „Ich bin dieses nie endenden Tageslichtes herzlich müde und würde den Pomp und die Pracht einer arktischen Mitternacht gerne mit dem sternenhellen Dunkel der Heimath vertauschen. Wir werden durch den Verlust der Nacht ganz verwirrt und verlieren die Wahrnehmung der Zeit. Man ist nie schläfrig, nur müde, und nach einem achtstündigen Schlafe bei Sonnenschein erwacht man abgespannter, als man vorher war. Der Schlaf wird endlich ein unregelmäßiger, und man hält eine ganze Reihe von Schläfchen dafür, die, über die 24 Stunden des Tages vertheilt, an die Stelle einer einzigen, naturgemäßen Nachtruhe treten. Die Folge ist ein Zustand allgemeiner Unruhe und Unbehaglichkeit. Ein Kaufmann, der häufig Reisen nach Spitzbergen macht, theilte mir mit, daß er unter der Breite von 80 Grad niemals mit Bestimmtheit wisse, ob es Tag oder Nacht sey. Im Anfang kommt es einem vor, als ob dieser nächtliche Sonnenschein wunderbar bequem wäre; es geht nichts von der Scenerie (das heißt vom Anblicke der äußern Umgebung) dem Reisenden verloren; man kann lesen und schreiben wie gewöhnlich und man braucht sich

niemals zu beeilen, weil man ja Zeit überflüssig hat. Es ist nicht nöthig, daß man sein Tagwerk verrichte, so lange es Tag ist, denn es kommt gar keine Nacht. Man verspätet sich niemals, und es ist, als ob Etwas vom Zwange des Lebens von unsern Schultern genommen sey. Aber nach einiger Zeit möchte man gar gerne einmal aufhören zu sehen, zu denken, zu beobachten, ja selbst sich zu unterhalten. Aber es gibt keine nothwendig werdende Ruhe, wie sie sonst die Dunkelheit mit sich bringt, auch nicht jenes Alleinseyn, welches die beste Erfrischung des Schlafes ist. Legt man sich am hellen Tage nieder, so glaubt man den Ruf: Steh auf, zu hören, sobald man die Augen schließt. Sah ich die Leute bei Sonnenschein im tiefsten Schlafe liegen, so kam es mir unheimlich vor, etwa, als hätte man ihnen einen starken Schlaftrank gegeben.

Die Papierfabrikation im Zollverein. Wenige Industreizweige sind im Zollvereine in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer solchen Blüthe gelangt, wie die Papierfabrikation. Begünstigt durch einen nicht unbeträchtlichen Schutzzoll und einen Ausfuhrzoll für das Rohmaterial, die Lumpen, hat sich diese Industrie schnell die Vortheile des technischen Betriebes zu eigen gemacht, denen das Ausland, namentlich Großbritanien, seine Ueberlegenheit verdankte. Die Papiermaschinen, deren erste bekanntlich schon im Jahre 1819 in Berlin eingeführt wurde, gewannen eine immer größere Verbreitung und verdrängen mehr und mehr die Bütten. Die Zahl der erstern vermehrte sich in Preußen von 72 im Jahre 1846 auf 140 im Jahre 1855, somit beinahe auf das Doppelte, während die Zahl der Bütten in dem gleichen Zeitraum von 503 auf 373 gesunken ist. Die in das Ende der dreißiger und in den Anfang der vierziger Jahre fallende Periode des Uebergangs von der Hand- zur Maschinenfabrikation führte freilich mannigfache Schwierigkeiten mit sich; die Krisis ist indeß längst überwunden, und mit Befriedigung sehen wir auf den Weltausstellungen zu London und Paris die zollvereinsländischen Papiere einen würdigen Platz neben den brittischen und französischen Fabrikaten behaupten. Während die Einfuhr, bei Schwankungen innerhalb des Betrages von etwa 10,000 Ztr. um 1520 Ztr. niedriger abschließt, als ihr Stand im Jahre 1834 gewesen, hat die Ausfuhr im Jahre 1857 um mehr als das Fünffache zugenommen. Auf ihren niedrigsten Standpunkt, 11,044 Ztr. war sie im Jahre 1847 gesunken; sie hob sich im folgenden Jahre nur um etwa 300 Ztr. Von da ab tritt eine ununterbrochene Steigerung ein, im Jahre 1849 auf beinahe das Doppelte des Vorjahres, und dann alljährlich meist um mehrere Tausend Zentner. Die Vermehrung der Einfuhr von 1854 ab ist lediglich eine Folge der durch den Zoll- und Handelsvertrag vom 19. Febr. 1853 eingetretenen Ermäßigung des Eingangszolles im Zwischenverkehr mit Oesterreich. Wie stark übrigens die Papierconsumption in den Zollvereinsstaaten selbst ist, ersieht man aus der Thatsache, daß die Gesammtfabrikation in den Zollvereinsstaaten sich bereits auf bei weitem mehr als eine Million Zentner Papier beläuft.

Die Protestanten in Frankreich. „Das „Annuaire Protestant" für 1859 gibt interessante Notizen zur Statistik des Protestantismus in Frankreich. Die Zahl aller Protestanten in diesem Lande beläuft sich nach der von den Consistorien angefertigten Liste auf etwa 2½ Millionen (Kannabich gibt im Jahre 1842 eine Million Reformirte und 300,000 Lutheraner an.) Die reformirte Nationalkirche zählte beim Beginne dieses Jahres 617 Geistliche, 1045 gottesdienstliche Lokale, 1139 ihr zugehörige Schulen. Dazu kommen noch über 120 Geistliche der freien reformirten Kirche, der Methodisten und Baptisten mit ungefähr 300 Gotteshäusern und eben so viel Schulen. Im Jahre 1803 wies die auf Befehl des ersten Consuls angefertigte Statistik im Ganzen nicht mehr als 192 reformirte Geistliche auf; eine neue Zählung im Jahre 1841 ergab ihrer 404, und im Jahre 1852 waren erst 507 vom Staate angestellte Pastoren vorhanden. Die Zunahme der reformirten Kirche in Frankreich erfordert also im Durchschnitte alljährlich die Creirung von zehn neuen Stellen von dem Staate; im verflossenen Jahre wurden nach dem „Annuaire" 11 neue Pfarrstellen durch kaiserliches Decret gestiftet und 17 neue Kirchen durch freiwillig zusammengebrachte Mittel erbaut. Um mindestens eben so viel nimmt auch die Zahl der Gemeinden und Prediger zu, die an die verschiedenen freien Kirchengemeinschaften sich halten. Die Protestanten lutherischer Confession, mit ihrem hauptsächlichen Sitze im Elsaß, zählen 281 Geistliche, 403 gottesdienstliche Locale und 609 Schulen. Die Thätigkeit der verschiedenen freiwilligen Vereine, in welche der französische Protestantismus seine religiösen und philanthropischen Bestrebungen zusammenfaßt, ist im Vergleich mit dem, was in den meisten andern Ländern von einer gleichen Einwohnerzahl auf diesem Gebiete geleistet zu werden pflegt, gewiß außerordentlich.

Der berühmte Porzellanthurm von Nanking mit seinen 150 Glocken, 140 Laternen und neun Stockwerken existirt nicht mehr. Während der 1600 Jahre seiner Existenz sind die Stürme über ihn dahingebraust und haben seinen Dom hinweggerissen; der Donner hat über ihm gerollt und der Blitz die eisenumwundene Kuppel auf den Boden herabgeschleudert, und die grausamen Hände von Räubern haben mehrere Theile des Baues verunstaltet. Doch erst die Rebellen, welche die letzten fünf Jahre Nanking in Besitz hatten, haben, wie „das Ausland" berichtet, das Ganze des Innern durch Feuer verwüstet, dann das Gebäude durch Pulver in die Luft gesprengt und seine berühmten Backsteine und alten Reliquien in alle Winde des Himmels zerstreut.

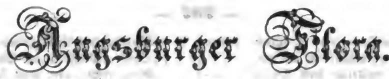
Vergißmeinnicht.

Wir suchten im Wald und auf der Wiese,
Wir machten uns müde Augen und Füße,
Und Alles umsonst — wir fanden sie nicht
Die blaue Blume Vergißmeinnicht.

Ermattet blieben wir endlich stehen
Und thaten uns traurig in's Auge seh'n;
O süßer Schrecken! Fast glaubten wir's nicht,
Da blühten zwei blaue Vergißmeinnicht.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 51.* | den 26. Juni 1859.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

(Fortsetzung.)

2.

Etwa einen Monat nachher — ich hatte Legrand in der Zwischenzeit nicht gesehen — erhielt ich zu Charleston einen Besuch von Jupiter. Ich hatte den guten alten Neger nie zuvor so trüb aussehend gefunden, und befürchtete, daß ein ernstlicher Unfall meinem Freunde zugestoßen sey.

„Nun, Jup," redete ich ihn an, „was gibt's? Wie steht es mit Deinem Herrn?"

„Die Wahrheit zu sagen, Massa, — es is nich gerade so wohl, als es seyn sollte."

„Nicht wohl? das betrübt mich wirklich sehr. Ueber was klagt er?"

„Da, ja, da liegt's! er klagt über Nix — über gar Nix, — aber bei alledem is er doch sehr krank."

„Sehr krank, Jupiter? Warum sagtest Du mir denn das nicht gleich? Muß er das Bett hüten?"

„Bett? nein! hütet gar Nix — das ist's just, wo der Schuh drückt — bin wirklich schwer besorgt um den armen Massa Will."

„Jupiter, ich möchte gern besser verstehen, was Du mir erzählst. Du sagst, Dein Herr wäre krank. Hat er Dir nicht mitgetheilt, was ihm fehlt?"

„Na Massa, man könnte wirklich verrückt werden bei so 'ner Geschichte; — Massa Will sagt gar Nix nich, was ihm fehlt, — aber was macht ihn denn herumgehen auf so 'ne Manier, mit dem Kopf zur Erde und die Augenbrauen in der Höhe, und weiß wie 'ne Gans! Und dann hat er immer 'ne Schiffer vor sich . . ."

„Eine was, Jupiter?"

„Eine Schiffer mit Figuren und so was, — die sonderbarsten Figuren, die ich gesehen habe. Ich sage Euch, es is zum Tollwerden. Muß verdammt Acht geben auf seine Schliche. Neulich lief er von mir weg, eh' noch die Sonne auf war, und kam den ganzen gesegneten Tag nich wieder zurück. Ich hatte schon 'nen dicken Stock bei der Hand, um ihn ordentlich durchzuhauen, wenn er nach Hause käme, — aber ich bin so 'n Narr, daß ich nich das Herz hatte, es zu thun, — so elend sah er aus."

„Wie? — Was? — Nun ja! — Weißt Du was, Jup, Du thätest besser, es nicht so streng mit dem armen Manne zu nehmen — schlag' ihn nicht, Jupiter, er kann das nicht gut vertragen. — Aber kannst Du Dir keine Vorstellung machen, wodurch diese Krankheit, oder vielmehr dieser Wechsel in seinem Benehmen veranlaßt wurde? Ist irgend etwas Unangenehmes passirt, seit ich Euch zuletzt gesehen habe?"

„Nein, Massa, — nix Unglückliches seit damals passirt, — eher vor damals, fürcht' ich — es war just der Tag, an welchem Ihr draußen war't."

„Wie? — Was meinst Du?"

„Na, Massa, ich mein' den Käfer, mein' ich."

„Den was?"

„Den Käfer; — ich bin ganz gewiß, daß der verdammte Goldkäfer Massa Will irgendwo am Kopf gebissen hat."

„Und welches Zeugniß hast Du für solch eine Annahme?"

„Jawohl hat er das Zeug dazu, Massa, und so 'n Maul obendrein! — Ich hab' nie noch so 'nen verfluchten Käfer gesehen, — er biß und kratzte Allens, was ihm in die Nähe kam. Massa Will fing ihn zuerst; aber er mußte ihn mächtig schnell wieder loslassen, sag' ich Euch, und das muß die Zeit gewesen seyn, wo das Vieh ihm gebissen hat. Das große Maul gefiel mir gar nich, durchaus nich, so daß ich ihm nich mit dem Finger anfassen wollte, sondern ihm mit 'nem Stück Papier fieng, das ich auf der Erde fand. Ich wickelte ihm in das Papier und stopfte ihm ein Stück davon in sein Maul, das war die Manier, wie ich ihn fing."

„Und Du glaubst also wirklich, daß Dein Herr von dem Thiere gebissen wurde, und der Biß ihn krank gemacht hat?"

„Ich glaub' gar nix, — ich weiß es. Weßhalb träumt er sonst so viel von 'nem Gold, wenn es nich is, weil ihm der Goldkäfer gebissen hat? Ich hab' früher schon so was von den Goldkäfern gehört."

„Aber woher weißt Du, daß er von Gold träumt?"

„Woher ich das weiß — na, er spricht davon im Schlaf, — das ist's, woher ich es weiß."

„Wohl, Jupiter, vielleicht hast Du recht; — aber welchem glücklichen Umstande habe ich die Ehre Deines heutigen Besuches zu danken?"

„Was meint Ihr, Massa?"

„Hast Du keinen Auftrag an mich auszurichten von Mr. Legrand?"

„Nein, Massa, ich bring' Euch nur diesen Brief."

Und Jupiter überreichte mir ein Billet, dessen Inhalt folgender war:

„Mein lieber —!

Warum habe ich Sie so lange nicht gesehen? Ich hoffe, Sie werden nicht so thöricht gewesen seyn, sich durch mein Bischen Unhöflichkeit beleidigt zu fühlen; nein, das ist unmöglich.

Seit ich Sie zum letzten Male sah, habe ich in großer Aufregung gelebt. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, weiß aber kaum, wie ich das anfangen, oder ob ich es eigentlich Ihnen überhaupt mittheilen soll.

In den letzten Tagen war ich nicht recht wohl, und der gute alte Jup ennuyirt mich fast unerträglich mit seiner wohlgemeinten Aufmerksamkeit. Können Sie es glauben?" — er hatte neulich einen dikken Stock zurecht gemacht, um mich durchzuwalken, weil ich von ihm weggeschlichen war, und den Tag allein auf den Hügeln zubrachte. Ich glaube in vollem Ernst, daß nur mein schlechtes Aussehen mich vor einer Tracht Prügel bewahrt hat.

Mein Naturalienkabinet erhielt keinen neuen Zuwachs, seit Sie mich besuchten.

Wenn Sie es irgend ermöglichen können, dann kommen Sie mit Jupiter herüber. Kommen Sie auf jeden Fall! Ich wünsche, Sie heute Abend in einer sehr wichtigen Geschäftsangelegenheit zu sprechen. Ich kann Sie versichern, daß dieselbe von der erheblichsten Wichtigkeit ist. — Wie immer

Ihr

William Legrand.

Es lag etwas in dem Tone dieses Billets, das mir viel Unruhe verursachte. Der ganze Stil wich von der gewöhnlichen Schreibweise Legrands auffällig ab. Wovon konnte er träumen? Welche neue Grille beschäftigte sein reizbares Hirn? Welches „Geschäft von erheblichster Wichtigkeit" konnte er zu vollziehen haben? Jupiters Bericht über ihn verkündete nichts Gutes. Ich befürchtete fast, die Fortdauer seines Mißgeschickes hätte die Geistesthätigkeit meines Freundes ernstlich gestört. Ohne mich einen Moment zu besinnen, rüstete ich mich daher, den Neger zu begleiten.

Als wir den Hafenplatz erreichten, bemerkte ich eine Sense und drei Spaten — alle, wie es schien, ganz neu — in dem Boote, welches wir besteigen sollten.

„Was hat das Alles zu bedeuten, Jup?" fragte ich.

„Sense, Massa, und Spaten."

„Ganz recht; aber was sollen die hier?"

„Sind die Sense und Spaten, die Massa Will mich in der Stadt kaufen ließ; haben 'n wahres Teufelsgeld gekostet."

„Aber was, bei Allem, was geheimnißvoll ist, denkt Dein Massa Will mit den Sensen und Spaten zu beginnen?"

„Das is mehr als ich weiß, und der Teufel soll mich holen, wenn ich nich glaube, daß es mehr is, als er selbst weiß. Aber das kommt Allens von dem Käfer!"

Da ich einsah, daß von Jupiter, dessen ganzes Hirn von dem „Käfer" eingenommen schien, kein genügender Aufschluß zu erhalten war, stieg ich in das Boot, und wir fuhren ab. Von einer frischen und starken Brise begünstigt, liefen wir bald in die kleine Bucht nördlich vom Fort Moultrie ein, und langten nach halbstündigem Marsche bei der Hütte an. Es mochte gegen zwei Uhr Nachmittags seyn. Legrand hatte uns in ängstlicher Aufregung erwartet. Er drückte meine Hand mit einer nervösen Heftigkeit, die mich erschreckte und in meiner Vermuthung bestärkte. Seine Wangen erschienen geisterhaft bleich, und seine tiefliegenden Augen blitzten in unnatürlichem Glanz. Nach einigen Erkundigungen betreffs seiner Gesundheit fragte ich ihn, da mir nichts Besseres einfiel, ob Lieutenant G— ihm den Scarabäus zurückgesandt hätte.

„O ja," antwortete er, und seine Wangen färbten sich, „ich erhielt ihn am nächsten Morgen zurück. Nichts könnte mich bewegen, mich wieder von diesem Scarabäus zu trennen. Wissen Sie, daß Jupiter ganz Recht hatte?"

„Worin?" fragte ich, eine trübe Ahnung im Herzen.

„In seiner Vermuthung, daß es ein wirklicher Goldkäfer sey." Er sprach diese Worte mit dem Ausdruck größter Ernsthaftigkeit, und ich empfand ein tiefes Mitleid.

„Dieser Käfer wird mein Glück machen," fuhr er mit triumphirendem Lächeln fort; „er wird mir all mein verlorenes Gut ersetzen. Ist es daher ein Wunder, daß ich ihn schätze? Seit es Fortuna in den Sinn kam, ihn mir zu schenken, habe ich nur den rechten Gebrauch davon zu machen, und ich werde Herr des Goldes seyn, welches er anzeigt. Jupiter, bring' mir den Scarabäus!"

„Was! den Käfer, Massa! Ich möchte den Käfer lieber ungestört lassen — Ihr könnt selbst zu ihm gehen."

Legrand erhob sich darauf mit gewichtiger und würdevoller Miene, und nahm den Käfer aus einem Glasfläschchen, in dem er ihn eingeschlossen hielt. Es war ein schöner und zu jener Zeit den Naturforschern unbekannter Scarabäus, — in wissen-

schaftlicher Beziehung deßhalb von großem Werth. Zwei runde schwarze Flecken fanden sich auf dem einen Ende des Rückens, und ein länglicher auf dem andern. Die Flügeldecken waren ungewöhnlich hart und glänzend, und funkelten wie glühendes Gold. Das Gewicht des Käfers war beträchtlich, und, Alles in Allem genommen, konnte ich Jupiters Ansicht nicht tadeln; — was aber Legrand bewog, dieser Ansicht beizupflichten, das konnte ich um Alles in der Welt nicht begreifen.

„Ich habe zu Ihnen geschickt," begann er in gravitätischem Ton, als ich mit meiner Besichtigung des Käfers fertig war, „ich habe zu Ihnen geschickt, um mir Ihren Rath und Beistand zu erbitten, damit ich die Ansichten des Fatums und des Käfers erfüllen kann — —"

„Mein theurer Legrand, unterbrach ich ihn, Sie sind gewiß krank und sollten mehr Vorsicht gebrauchen. Sie sollten zu Bette gehen, und ich will einige Tage hier bleiben, bis Ihre Gesundheit zurückkehrt. Sie sind im Fieber und —"

„Fühlen Sie meinen Puls," sprach er.

Ich fühlte ihn, und — die Wahrheit zu gestehen, ich fand nicht das geringste Anzeichen von Fieber.

„Nun, Sie mögen krank seyn, ohne daß Fieber Sie plagt. Erlauben Sie mir dies eine Mal, Ihnen Heilmittel zu verordnen. Für's Erste gehen Sie zu Bett; und zweitens . . ."

„Sie irren sich, fiel er mir in's Wort; „ich bin so wohl, wie es sich bei der Aufregung, in welcher ich mich befinde, erwarten läßt. Wünschen Sie wirklich meine Gesundheit, dann werden Sie mir helfen, diese Aufregung zu beseitigen."

„Und wie soll das geschehen?"

„Sehr leicht. Jupiter und ich gehen auf eine Expedition zu den Hügeln des Festlandes, und bei dieser Expedition bedürfen wir der Hülfe eines Mannes, dem wir vertrauen können. Ob unser Erfolg nun ein günstiger oder ein ungünstiger ist, — in jedem Fall wird die Aufregung, welche Sie jetzt an mir wahrnehmen, vorüber seyn."

„Es freut mich, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise dienen kann," erwiderte ich; — „aber Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß jenes Satansvieh in irgend einer Beziehung mit Ihrer Expedition steht?"

„Gewiß."

„Dann Legrand, kann ich unmöglich der Theilnehmer einer so absurden Handlungsweise seyn."

„Das thut mir leid, — äußerst leid, denn wir müssen dann allein den Versuch machen."

„Allein den Versuch machen." (der Mann ist gewiß toll!) — Aber wie lange denken Sie abwesend zu seyn?"

„Wahrscheinlich die ganze Nacht. Wir werden uns unverzüglich auf den Weg machen, und unter allen Umständen bis Sonnenaufgang zurück seyn.

„Und wollen Sie mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß, wenn dieser Einfall von Ihnen ausgeführt, und das Käfergeschäft (allgütiger Himmel!) zu Ihrer Zufriedenheit beendigt ist, — daß sie dann heimkehren und meine Vorschriften als die Ihres Arztes befolgen?"

„Ja, ich verspreche das; — und jetzt lassen Sie uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Mit schwerem Herzen begleitete ich meinen Freund. Wir verließen etwa um 4 Uhr Nachmittags das Haus, — Legrand, Jupiter und ich. Jupiter trug die Sense und die Spaten, — er hatte darauf bestanden, Alles allein zu tragen; wie mir schien, mehr aus Furcht, irgend eins der Geräthe seinem Herrn anzuvertrauen, als aus übermäßiger Dienstbeflissenheit oder Gefälligkeit. Sein Benehmen war griesgrämig bis zum Exzeß, und: „Der verfluchte Käfer!" waren die einzigen Worte, die seinen Lippen auf dem ganzen Wege entschlüpften. Was mich betraf, so hatte ich zwei Blendlaternen zu tragen, während Legrand sich mit dem Scarabäus begnügte, den er an das Ende einer alten Peitschenschnur befestigt hatte, welche er mit der Miene eines Beschwörers auf unserem Marsche ab und zu durch die Luft schwang. Als ich diesen letzten deutlichen Beweis für die Geistesverwirrungen meines Freundes sah, konnte ich mich kaum der Thränen enthalten. Ich hielt es jedoch für das Beste, wenigstens für jetzt auf seine Phantasien einzugehen, bis mir ein wirksames Mittel in den Sinn käme, das einige Aussicht auf Erfolg verhieße. Inzwischen mühte ich mich vergeblich ab, ihn bezüglich des Zweckes unserer Expedition auszuholen. Nachdem es ihm einmal gelungen war, mich zur Theilnahme an diesem Ausfluge zu veranlassen, schien er keine Lust zu haben, sich über irgend ein Thema von untergeordneter Wichtigkeit zu unterhalten, und auf all' meine Fragen bezüglich unserer Exkursion erlaubte er sich keine andere Antwort, als: „Wir werden sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Eine Tasse Thee. Gustav Adolph war des Thrones von Schweden entsetzt, und sein Onkel, der Herzog von Südermannland, an seiner Statt zum König gewählt unter dem Namen Carl XIII., jedoch mit der Bedingung, daß die Krone auf das Haupt Bernadotte's, eines der Marschälle Napoleons, übergehe, der seine Laufbahn bekanntlich als Corporal der französischen Republik begonnen. Sobald der entthronte König das Land verlassen, langte der Thronerbe Bernadotte in Stockholm an, wo er auf's Herzlichste empfangen ward von den Mitgliedern der königlichen Familie, ausgenommen von der Gemahlin des Ex-Monarchen, die aus Rücksichten, welche sie Nieman-

dem offenbarte, es vorgezogen hatte, ihrem königlichen Gatten nicht in's Exil zu folgen. Es war ihr gestattet worden in Stockholm zu bleiben, und sie bewohnte dort noch das königliche Residenzschloß. Sie weigerte sich standhaft, den Thronfolger zu empfangen, sah überhaupt Niemand, hielt sich eingeschlossen in ihrem Palais, nahm keinen Theil an den Vergnügungen und Hoffesten, und lebte zurückgezogen wie eine Einsiedlerin neben ihrem vortrefflichen Oheim, der sie wie eine Tochter liebte und als Königin ehrte. Endlich ward aber der König doch der Einsamkeit seiner Nichte müde, und bat sie dringend, den Thronfolger Jean Bernadotte zu empfangen, der sich bisher in bescheiden stolzer Entfernung gehalten. Die Gemahlin Gustav Adolphs willigte ein, und da sie sich einmal entschlossen, den Thronerben zu empfangen, ließ sie die glänzendsten Vorbereitungen zu dem Feste treffen, sagte indeß ihrem Gaste voraus, daß es kein sehr heiteres seyn werde. Die Musik war seit dem traurigen Schicksalswechsel aus den Salons der Königen verbannt, nur Kartenspiel bei einer Tasse Thee gestattete sie sich. So wenig Unterhaltung und Vergnügen diese Gesellschaft auch verhieß, ward doch der ganze Hof und alle Notabilitäten der Stadt dazu eingeladen. Der König war durch ein plötzliches Unwohlseyn gehindert, bei der Soiree zu erscheinen, und die entthronte Königin war also genöthigt, die Honneurs selbst zu machen. Sie unterzog sich indessen dieser Aufgabe mit der höchsten Anmuth und Liebenswürdigkeit, geruhte, einen Robber Whist zu spielen mit dem Prinzen, dem englischen und französischen Gesandten, und sich auf das Huldvollste mit den Herren zu unterhalten. Nachdem die Partie beendet, ward der Thee servirt; ein Diener stellte ein schweres silbernes Tablet vor die Königin hin, worauf sich zwei Tassen befanden, eine für die königliche Wirthin, die andere für ihren hohen Gast, den Thronerben, bestimmt. Die Gemahlin Gustav Adolphs füllte die Tassen mit dem aromatischen Getränk, that selbst Zucker und Sahne hinein, nahm dann eine der Tassen in ihre weiße, schlanke Hand, und reichte sie mit anmuthigem Lächeln Jean Bernadotte. Dieser verneigte sich und streckte die Hand aus, die Tasse zu ergreifen, als er plötzlich den starken Druck eines Fingers auf seiner Schulter fühlte. Mit der ihm eigenen Geistesgegenwart begriff Bernadotte sogleich, daß diese freundschaftliche Berührung eine unschätzbare Warnung enthalte, stellte also mit der größten Unbefangenheit die Tasse wieder auf das Tablet, erhob sich, und sprach mit zuvorkommender Höflichkeit zu der Königin: „Unmöglich kann ich zugeben, daß Ihre Majestät allein sich die Mühe nehme, für mich zu sorgen." Mit diesen Worten nahm er das Tablet und präsentirte es der Königin, durch eine gewandte Bewegung die Tasse, welche Ihre Majestät ihm zu bestimmen geruht, der Königin zuwendend; dann seiner edlen Wirthin gegenüber wieder Platz nehmend, ergriff Bernadotte die andere Tasse Thee, welche die Königin für sich zu behalten dachte. Die Gemahlin Gustav Adolphs war bleich wie der Tod, sah sich mit verzweiflungsvollen Blicken um und schien einer Ohnmacht nahe. Doch ihr Schwanken, ihre Schwäche währte nicht lange, bald gewann sie die Herrschaft über sich selbst wieder, auf ihr Gesicht kehrte das huldvolle, anmuthige Lächeln zurück, sie verneigte sich leicht gegen den galanten Prinzen, nahm die Tasse und trank sie hastig bis zum letzten Tropfen aus. Am andern Tage las man in der officiellen Zeitung von Stockholm folgende Anzeige: „Die Königin Dorothee ist diese Nacht plötzlich gestorben. Man schreibt dieses frühzeitige unerwartete Ende einem Schlagfluß zu." Das Staunen aller Derer ist leicht zu begreifen, welche noch am Abend vorher die Königin so anmuthig die Honneurs machen sahen. Der eigentliche Zusammenhang blieb indessen Allen ein Geheimniß, Jean Bernadotte vielleicht ausgenommen.

Der gestürzte Kaiser Soulouque schwebte seit 1847 in ewiger Furcht vor den Mulatten und dem Zauber, welchen sie irgendwo vergraben haben sollten, um ihm zu schaden. Er bezog einen andern Palast, er ließ sich neue Thronsessel bauen, damit der Zauber nicht Zeit gewinne, an einem Gebäude oder einem Hausgeräth zu haften, er, der Oberpriester des Waudu, verehrte mit immer größerer Innbrunst die afrikanische Schlange: aber das Alles half ihm nicht: die Prophezeiung, welche ihn nie recht eigentlich zur Ruhe kommen ließ, hat sich erfüllt. Der schwarze Potentat ist durch einen gelben Mann, den Mulatten Geffrard, vom Throne geworfen worden. Am 18. April 1851 hatte Soulouque sich die Kaiserkrone aufgesetzt und sich von einem savoyischen Priester salben lassen. Sein Kaiserthum umfaßte den kleinern Theil der Insel St. Domingo und zählte ungefähr 700,000 Einwohner, war also geringer bevölkert, als mancher preußische Regierungsbezirk oder ein bayerischer Kreis; aber der Neger wollte nun einmal Kaiser seyn. Er nahm sich das Programm der Kaiserkrönung des ersten Napoleon zur Richtschnur, entfaltete einen, man kann sagen bettelhaften Pomp, und im Programm waren, gewiß bezeichnend für die Verhältnisse auf Haiti, zwar die Mäntel, Borden, Fransen, Spitzen rc. genau vorgezeichnet worden, aber — man hatte die Hosen vergessen! Mehr als hundert Generale umstanden den Kaiser, denn ein Neger trachtet immer nach dem allerhöchsten Titel und würde sich durch den Rang z. B. eines Obersten nicht genug geehrt fühlen. Soulouque schuf bei seiner Krönung 59 Herzoge, 100 Grafen, 336 Barone und 346 Ritter. Nun ist es vorbei mit all' dieser Herrlichkeit!

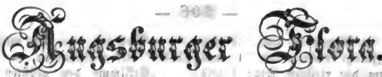
Jelängerjelieber.

Kein einziges Wort genügt dafür,
Wie lieb, wie lieb ich dich habe,
Je länger du liegst am Herzen mir,
Je lieber ich dich habe.

Und kann ich schon jetzt nicht mehr das Wort
Für meine Liebe finden,
Und geht das immer so fort, so fort,
O sprich, wie soll das enden.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 52.** den 29. Juni 1859.

Frankreich und der Befreier.

Als er für Piemont fest sich band
Das Schwert um seine Hüften,
Schrie Frankreich blutend ihm in's Ohr,
Und wie aus Kerkergrüften:

„Du willst befrei'n Italien?
Blick' um in deinem Lande,
Da liegt das weite Gallien,
In Sklaverei und Schande."

„Gestürzt hast Du Dein eig'nes Volk
In schwere Schmach und Ketten,
Und Du willst nun ein fremdes Volk
Von seinen Fesseln retten?"

„Indem Du längst geschmiedet hast
Die Freiheit, tief in Eisen,
Nennst Du als ihr Beschützer Dich,
Und willst es keck beweisen?"

„Meinst Du die Freiheit von Cayenne? —
Ja, Sardenkönig wand're,
So schnell du kannst, aus deinem Land,
Er kennt ja keine and're." —

„Wer glaubt noch Deinem falschen Wort?
Auch Schwüre hältst Du keine!
Ist was an Dir unwandelbar,
Ist's Hochmuth nur alleine." —

„Verträge revidir'st Du nur
Als wär'n sie Dir Gedichte; —
Doch revidiren wird dich einst
Furchtbar, die Weltgeschichte!"

„Mir wird's vor meinen Augen jetzt,
Schon täglich, stündlich gelber —
Wenn wahrhaft Du befreien willst,
Befrei' mich von Dir selber!"

George Morin.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

(Fortsetzung.)

Am Rand der Insel angelangt, setzten wir mittelst eines kleinen Nachens über den Bach, und das steile Ufer des Festlandes ersteigend, gingen wir in nordwestlicher Richtung über einen außerordentlich wilden und öden Strich Landes, wo sich keine Spur eines menschlichen Fußstapfens erkennen ließ. Legrand zeigte uns mit bewußter Sicherheit den Weg; nur selten zögerte er hier und dort einen Augenblick, um nach gewissen Merkzeichen seiner eigenen Erfindung zu sehen, welche er augenscheinlich bei einer früheren Gelegenheit dort angebracht hatte.

In dieser Art pilgerten wir etwa zwei Stunden lang fort, und die Sonne war eben am Untergehen, als wir eine Gegend erreichten, die an trister Unfruchtbarkeit und Verlassenheit alles zuvor Gesehene bei Weitem übertraf.

Es war eine Art Hochebene, nahe dem Gipfel eines fast unzugänglichen, vom Fuß bis zur Spitze bewaldeten Hügels. Hier und dort starrten riesige Felsblöcke hervor, welche los umher zu liegen schienen, und an mancher Stelle nur durch den Schutz der Bäume, gegen die sie gelehnt waren, am Herabstürzen in die Thäler zu ihren Füßen verhindert wurden. Diese Schluchten auf verschiedenen Seiten des Hügels verliehen der Scene einen noch finstereren Anblick.

Die natürliche Plattform, welche wir erklommen hatten, war dicht mit Brombeergesträuch überwachsen, durch welches — wie wir bald erkannten — wir unmöglich ohne die Sense uns hätten Bahn brechen können.

Jupiter begann, auf Befehl seines Herrn, uns einen Weg bis an den Fuß eines ungewöhnlich hohen Tulpenbaumes zu bahnen, der nebst acht oder zehn Eichen in der Ebene stand, und sie und alle Bäume, die ich jemals erblickt hatte, an Schönheit der Form und Blätterpracht, an weit ausgestrecktem Gezweig und an majestätischem Aussehen bei weitem übertraf. Als wir diesen Baum erreichten, wandte sich Legrand zu Jupiter und fragte ihn, ob er sich traue, denselben zu erklettern. Der Alte schien bei

dieser Frage ein Bischen zu schwanken, und gab eine Weile keine Antwort. Zuletzt näherte er sich dem Baume, ging langsam um den riesigen Stamm und prüfte ihn mit schweigender Aufmerksamkeit. Als er mit seiner Besichtigung zu Ende war, sagte er trocken:

„Ja, Massa, Jup klettert auf jedes Baum, das er geseh'n hat."

„Dann hinauf mit Dir, so schnell als möglich! denn es wird bald zu dunkel, um das zu sehen, was noth thut."

„Wie hoch muß ich gehen? Massa?" fragte Jupiter.

„Klettre nur erst mal den Stamm hinauf, und dann werde ich Dir sagen, wohin Du weiter gehen sollst, — und hier — halt! — nimm dieses Thierchen mit."

„Den Käfer, Massa Will! — den Goldkäfer!" schrie der Neger und sprang mit Entsetzen zurück, — „zu was soll der Käfer da auf'n Baum? — verdammt, wenn ich das thue!"

„Wenn Du Dich fürchtest, Jup, so ein großer, starker Neger wie Du, — ein harmloses, kleines, todtes Insekt anzufassen, so kannst Du ihn an dieser Schnur halten; — aber wenn Du ihn nicht in irgend einer Weise mit hinaufnimmst, dann sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, Dir den Schädel mit dieser Schaufel einzuschlagen."

„Was is los, Massa?" versetzte Jup, — augenscheinlich nur, weil er sich schämte, willfährig gemacht; „müßt Ihr denn gleich mit 'm alten Nigger Skandal kriegen? Machte ja blos 'nen Spaß. Ich — den Käfer fürchten! was geht mich der Käfer an?"

Hiemit nahm er vorsichtig das äußerste Ende der Schnur, und rüstete sich, indem er das Insekt so weit, als die Umstände es erlaubten, sich vom Leibe hielt, den Baum zu erklimmen.

In seiner Jugend hat der Tulpenbaum — oder Liliodendron tuliferum — der herrlichste unter den amerikanischen Waldbäumen, einen ungewöhnlich glatten Stamm, und schießt oft ohne Seitenäste zu einer beträchtlichen Höhe empor; im reiferen Alter dagegen wird die Rinde knorrig und uneben, während zahlreiche kurze Glieder am Stamme hervordringen. Daher lag die Schwierigkeit des Hinaufkletterns im gegenwärtigen Falle mehr im Anschein, als in der Wirklichkeit. Den riesigen Cylinder so dicht als möglich mit Armen und Knieen umklammernd, und mit den Händen einige Vorsprünge erfassend, während er die nackten Zehen auf anderen ruhen ließ, zwängte sich Jupiter, nachdem er ein- oder zweimal fast hinuntergeplumpt wäre, in die erste große Baumgabel, und schien die ganze Arbeit als wesentlich vollendet zu betrachten.

Die Gefahr der Heldenthat war auch allerdings überstanden, obgleich der Kletterer sich wohl 60 bis 70 Fuß über der Erde befand.

„Was für 'nen Weg muß ich jetzt gehen, Massa Will?" rief er hinab.

„Erklimme den größten Zweig, den auf dieser Seite," bedeutete ihm Legrand.

Der Neger gehorchte prompt, und wie es schien, mit geringer Mühe. Höher und höher stieg er hinan, bis seine stämmige Figur zwischen dem dichten Laub unsern Blicken gänzlich entschwand. Gegenwärtig erscholl seine Stimme wie eine Art fernes Halloh:

„Wie viel weiter muß ich gehen?"

„Wie hoch bist Du?" forschte Legrand.

„Nie noch so hoch," rief der Neger; „kann den Himmel von 'ner Baumspitze sehen."

„Der Himmel geht Dich nichts an, aber paß auf, was ich Dir sage. Sieh den Stamm hinab, und zähle die Aeste unter Dir auf dieser Seite. Wie viel Aeste hast Du passirt?"

„Eins — zwei — drei — vier — fünf, — ich hab' fünf dicke Aeste passirt, Massa auf der Seite."

„Dann geh' noch einen Ast höher."

In wenigen Minuten erscholl abermals die Stimme, und kündigte an, daß der sechste Ast erreicht sey.

„Jetzt, Jupiter," schrie Legrand, augenscheinlich sehr aufgeregt, „wünsche ich, daß Du diesen Ast erkletterst, soweit es möglich ist. Wenn Du etwas Ungewöhnliches siehst, laß mich's wissen."

Hatte ich bisher noch einen leisen Zweifel genährt, ob mein armer Freund wirklich wahnsinnig geworden sey, so schwand dieser jetzt dahin. Es blieb mir keine andere Möglichkeit, als ihn für mondsüchtig zu halten, und ich war ernstlich besorgt, wie ich ihn nach Haus schaffen sollte. Während ich mich besann, was am besten sey, vernahmen wir abermals die Stimme Jupiters:

„Bin sehr bang, nich weit zu kommen auf dem Ast, — 's is 'n todter Ast den ganzen Weg."

„Sagtest Du, es sey ein todter Ast, Jupiter?" rief Legrand mit zitternder Stimme.

„Jawoll, Massa, todt wie 'n Thürnagel, — kaputt ganz bestimmt, — kaputt über und über."

„Was in des Himmels Namen, soll ich thun?" murmelte Legrand, wie es schien, in größter Verlegenheit.

„Thun?" sprach ich, froh der Gelegenheit, ein Wort darein reden zu können; „kommen Sie nach Haus, und legen sich zu Bett. Folgen Sie mir, lieber Freund! es wird spät, und außerdem erinnern Sie sich Ihres Versprechens!"

„Jupiter!" schrie er, ohne sich im geringsten um mich zu kümmern, „hörst Du mich?"

Jawoll, Massa Will; hab Euch nie noch so gut gehört."

„Dann untersuche das Holz genau mit Deinem Messer, und sieh, ob es sehr faul ist."

„Es ist faul, Massa, ganz bestimmt," berichtete der Neger einige Augenblicke nachher, „aber nich gerade so sehr faul, als ich dachte. Ich allein könnte schon noch'n Stück hinaufgehn, das is gewiß."

„Du allein! Was meinst Du damit?"

„Na, ich mein' den Käfer. Is 'n sehr schwerer Käfer. Setze den Fall, ich ließe ihn erst hinabfallen und dann würde der Ast woll grade nich brechen unter dem Gewicht von einem Nigger."

„Du Höllenschuft!" schrie Legrand, offenbar um Vieles erleichtert, „was soll das heißen, daß Du mir solchen Unsinn erzählst? So gewiß Du den Käfer fahren läßt, so gewiß breche ich Dir den Hals. Sieh her, Jupiter, — hörst Du mich?"

„Ja, Massa, — braucht nich mit 'm armen Nigger einen solchen Halloh anzufangen in der Manier."

„Gut, höre jetzt zu! Wenn Du auf diesen Ast so weit hinaufkletterst, als Du für sicher hältst und das Insekt nicht fahren läßt, will ich Dir einen Silber-Dollar schenken, sobald Du wieder herabkommst."

„Ich geh schon, Massa, wahrhaftig", versetzte der Neger höchst bereitwillig, „ich bin schon am Ende von dem Ast."

„Am Ende!" kreischte Legrand förmlich hervor: „sagst Du wirklich, daß Du am Ende des Astes bist?"

„Bald am End', Massa u-u-u-h! Jessesmaria! was is das hier auf 'm Baum?"

„Nun!" rief Legrand in höchster Freude, „was ist's?"

„Nix weiter, als 'n Schädel, — Jemand hat wohl seinen Kopf hier auf 'm Baum gelassen und die Krähen haben jedes Bischen von Fleisch heruntergehackt."

„Ein Schädel, sagst Du! — ganz recht, wie ist er an dem Baum befestigt, was hält ihn denn?"

„Gleich, Massa, — muß nachsehen. Na, das is 'n sehr merkwürdiger Fall, auf mein Wort, — da is 'n großer, dicker Nagel in dem Schädel, der ihn festhält."

„Schön, Jupiter. Jetzt thue genau, was ich Dir sage, hörst Du?"

„Jawoll, Massa."

„Gib also Acht, — suche das linke Auge des Schädels."

„Hm! he! das is Alles gut! da is kein linkes Auge, Massa Will."

„Zum Teufel mit Deiner Dummheit! kannst Du Deine rechte Hand von Deiner linken unterscheiden?"

„Jawoll kann ich das — kann das sehr gut, — das is meine linke Hand, womit ich den Zweig hackt."

„Gewiß, Du bist links; und Dein linkes Auge ist auf derselben Seite, wie Deine linke Hand. Jetzt, denk' ich, kannst Du das linke Auge des Todtenkopfes finden, oder den Platz, wo das linke Auge gewesen ist. Hast Du 's?"

Hier entstand eine lange Pause. Zuletzt frug der Neger:

Is das linke Auge von 'em Schädel auch auf derselben Seite, wie die linke Hand von 'm Schädel? — weil der Schädel gar kein Bischen von 'ner Hand nich hat, — einerlei! Ich hab' jetzt das linke Auge, — hier is das Auge! was muß ich mit ihm thun?"

„Laß den Käfer durch dasselbe so weit hinabfallen, als die Schnur reicht, — aber sey vorsichtig und laß den Strick nicht fahren."

„Allens geschehen, Massa; — fürchterlich leicht, den Käfer durch das Loch zu werfen, — seht nur da unten nach ihm aus!"

Sehr wohl! — jetzt warte nur ein paar Minuten, wo Du bist!"

Während dieser Unterredung war durchaus nichts von Jupiters Gestalt zu sehen; aber der Käfer, welchen er hinabgleiten ließ, wurde jetzt am Ende der Schnur sichtbar, und glänzte wie eine Kugel von brennendem Gold in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche noch schwach die Hochebene auf der wir standen, beleuchteten. Der Scarabäus hing funkelnd von einem der Aeste herab, und wäre, wenn Jupiter ihn hätte fahren lassen, gerade vor unsere Füße gefallen. Legrand raffte die Sense vom Boden, und reinigte einen kreisförmigen Fleck, drei oder vier Fuß im Durchmesser, gerade unter dem Insekte von Gras und Brombeergestrüpp. Hierauf befahl er dem Neger, die Schnur loszulassen und wieder herabzuklettern.

Nachdem er einen hölzernen Pflock gerade an der Stelle, wohin der Käfer gefallen war, mit großer Sorgfalt in die Erde getrieben, zog mein Freund ein Bandmaß aus der Tasche. Das eine Ende desselben an dem Punkt des Baumstammes befestigend, welcher dem Pflock am nächsten war, entrollte er es, bis er den Pflock erreichte, und entrollte es dann fünfzig Fuß weiter in der Richtung, welche durch jene zwei Punkte — den Baum und den Pflock — bezeichnet war, während Jupiter das Gesträuch mit der Sense abmähte. An dem Ort, welcher durch dies Verfahren gefunden war, trieb er einen zweiten Pflock in die Erde, und beschrieb um denselben als Centrum einen Kreis, der etwa vier Fuß im Durchmesser hielt. Darauf nahm er selbst einen Spaten, gab mir und Jupiter gleichfals einen solchen in die Hand, und bat uns, so rasch als möglich zu graben.

Die Wahrheit zu gestehen, fand ich jederzeit wenig Gefallen an solchem Amüsement und gerade jetzt hätte ich diese Zumuthung äußerst gern abgelehnt; denn die Nacht zog herauf und ich fühlte mich schon von dem Spaziergange ziemlich ermüdet; allein ich sah keine Möglichkeit, jener Arbeit zu entgehen, und scheute mich sehr, den Gleichmuth meines Freundes

durch eine Weigerung zu verletzen. Hätte ich mich auf Jupiters Hülfe wirklich verlassen können, dann würde ich ohne Besinnen den Mondsüchtigen selbst durch Zwang zur Heimkehr veranlaßt haben; ich kannte jedoch die ganze Art und Weise des alten Negers zu genau, als daß ich hätte annehmen können, er werde mir unter irgend welchen Umständen in einem persönlichen Konflikt mit seinem Herrn zur Seite stehen. Ich zweifelte kaum, daß der Letztere von dem im Süden häufigen Aberglauben von vergrabenen Schätzen angesteckt und in seiner Idee durch das Auffinden des Scarabäus bestärkt worden sey, oder vielleicht durch die hartnäckige Behauptung Jupiters, es sey ein „richtiger Goldkäfer." Eine zur Mondsucht disponirte Natur konnte leicht auf solche Phantasien verfallen, besonders wenn der Geist sich mit gewissen vorgefaßten fixen Ideen trug, — und daran erinnerte ich mich der sonderbaren Redensart des unglücklichen Mannes: jenes Thier sey der „Anzeiger seines Glückes." Das Alles machte mich sehr verstimmt und traurig; indeß beschloß ich zuletzt, aus der Noth eine Tugend zu machen und gutwillig zu graben, damit er um so schneller augenfällig von dem Irrthümlichen seiner abenteuerlichen Hoffnung überzeugt würde. (Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Ein Wort über Phrenologie. Erstens. Der Mensch hat neben den äußeren Sinnen auch innere Sinne oder Grundkräfte des Geistes, welche man in drei Classen bringen kann: 1) Niedere oder thierische Sinne, z. B. der Sinn der Kindesliebe, der der Anhänglichkeit oder der Treue, der Kampfsinn, der sogenannte Zerstörungssinn, der Verheimlichungssinn, der Erwerbssinn, der Sinn der Vorsicht oder Sorglichkeit. 2) Gemüthssinne, z. B. der Sinn des Selbstgefühls, der der Beifallsliebe, der der Festigkeit, der der Gewissenhaftigkeit, der der Verehrung oder Religiosität, der der Hoffnung, der des Wohlwollens, der Sinn für Neues oder Wunderbares, der Sinn für Ideales oder Schönes, der Sinn für Scherz. 3) Verstandessinne oder Talente, z. B. der Sachensinn, der Gestalt- oder Formensinn, der Farbensinn, der Zahlensinn, der Ortsinn, der Thatsachensinn, der Ton- oder Musiksinn, der Kunst- oder Bausinn, der Sprach- oder Wortsinn, der Sinn des Vergleichens und der Sinn des Schließens. Jeder Mensch hat alle diese Sinne, aber nicht jeder hat sie alle in gleichem Maße. So wie ein Mensch gut sehen und dabei schlecht hören kann, so kann ein Mensch jeden inneren Sinn in starkem und daneben jeden andern in schwachem Maße besitzen. Aus dieser großen Ungleichheit der inneren Sinne geht die große Charakterverschiedenheit der Menschen hervor. Zweitens. Die Organe (Werkzeuge) der inneren Sinne sind im Gehirn vereinigt. Das Gehirn kann im Bau mit der Blume des Blumenkohls und die Organe der inneren Sinne mit den Aestchen dieser Pflanze verglichen werden, deren breite Seite gegen die äußere Kopffläche zu und deren spitze Seite nach der Mitte zu liegt, da, wo sich das Gehirn mit dem Rückenmark, gleichsam dem Stengel der Pflanze, vereinigt. Die Organe der niederen Sinne liegen in dem untern und hintern, die der Gemüthssinne in dem oberen, die der Verstandessinne in dem vorderen oder Stirntheil des Gehirns. Jedes dieser Organe kann, je nach der Stärke des betreffenden Sinnes, groß, und daneben jedes andere klein seyn. Hieraus geht die große Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten hervor. Die Phrenologie wird bisweilen irrig aufgefaßt. Manche glauben z. B., sie widerstreite der sittlichen Freiheit; es gebe nach ihr einen Diebssinn, einen Mordsinn, und wer einen solchen habe, der müsse stehlen oder morden. Nein, jeder Mensch besitzt, wie wir gesehen, alle inneren Sinne, und keiner derselben führt an sich zum Schlimmen, sondern nur dann, wenn ein Sinn gegen die übrigen sehr stark oder sehr schwach ist, kann eine fehlerhafte Neigung entstehen, z. B. zum Zanken und Streiten (großer Kampfsinn), zur Falschheit (großer Verheimlichungssinn), zum Hochmuth (großes Selbstgefühl), zum Geiz (großer Erwerbssinn) u. s. w. Diese Neigungen sind dem Menschen eben darum gegeben, damit er gegen dieselben ankämpfe und sich so seiner sittlichen Freiheit bewußt werde: so wie auch der Choleriker gegen seine Heftigkeit, der Phlegmatiker gegen seine Trägheit anzukämpfen hat. Es gäbe ja keine Tugend, wenn es keine Neigung zur Untugend gäbe. Nun fragt es sich: in welchem von beiden Fällen wird der Mensch seine fehlerhaften Neigungen besser bekämpfen, wenn er sich gründlich kennt, oder wenn nicht? Gewiß im ersteren Fall. Die Phrenologie lehrt aber den Menschen gründlich sich selbst kennen. Ein anderer bisweilen gefundener Irrthum über die Phrenologie ist, daß man meint, sie entbehre der anatomischen Grundlage. Nichts weniger! Gall selbst war ja ein großer Anatom. Der Irrthum entstand daher, daß manche Anatomen gegen die Phrenologie aus mangelhafter Kenntniß derselben eingenommen sind. Allein, daß die Anatomie als solche der Phrenologie nicht entgegensteht, beweißt z. B. der berühmte Anatom Arnold, welcher die Phrenologie anerkennt. Arnold sagt (Physiologie S. 854, 856): „Wir wollen angeben, in wie weit die inneren Sinne nach den Erfahrungen der Phrenologie aus gewissen Formen des Kopfes zu erkennen sind, da wir es für unstatthaft halten, in einer Erfahrungswissenschaft die Beobachtungen ausgezeichneter Männer, ohne sie widerlegen zu können, für nichtig zu erklären." — „Die Gestalt des Schädels im Ganzen und seinen einzelnen Abtheilungen ist in hohem Grade von der Form des Hirns abhängig. Es müssen also auch die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Menschen in besonderen Formen des Kopfes zu erkennen seyn."

Europäische Staats-Schuld. In Langenthal hat eine Absynth-Gesellschaft über die Staatsschulden verschiedener europäischer Staaten folgende Berechnungen gemacht: Die Staatsschuld Frankreichs würde in Fünffrankenthalern einen an den andern gelegt, eine Linie geben, die circa 1¾ Mal um die Erde reichen würde; die Destreichs 2 Mal; die Engländer endlich, als gute Seefahrer, könnten mit ihrer Staatsschuld in Fünflivern, auf einem Schiff, 3 Mal die Erde umsegeln, und immer einen an den andern legen, bis sie ihrer „Fracht" entledigt wären.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 53.** den 3. Juli 1859.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Laternen angezündet, begannen wir Alle mit einem Eifer an's Werk zu gehen, der einer vernünftigeren Sache würdig gewesen wäre; und als das flackernde Licht unsere Gestalten beschien, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, eine wie malerische Gruppe wir bildeten und wie seltsam und verdächtig unsere Arbeit einem Wanderer hätte erscheinen müssen, der sich zufällig zu uns verirrt hätte.

Wir gruben zwei Stunden lang emsig fort. Wenig wurde gesprochen und unsere Hauptstörung lag in dem Gebläff des Hundes, der an unserer Beschäftigung das lebhafteste Interesse nahm. Zuletzt wurde er so rebellisch, daß wir fürchteten, er möchte irgend welche in der Nachbarschaft herumstreifende Spitzbuben heranziehen, — oder vielmehr Legrand fiel auf diesen Verdacht, — denn ich für meine Person würde mich über jede Störung gefreut haben, welche mich in den Stand gesetzt hätte, meinen Freund zur Heimkehr zu bewegen. Der Köter wurde zuletzt durch Jupiter wirksam zum Schweigen gebracht, indem Letzterer mit sauertöpfischem Gesicht aus der Grube stieg, dem Thier eines seiner Tragbänder um die Schnauze band und dann mit gravitätisch selbstzufriedenem Lächeln an seine Arbeit zurückkehrte.

Als die erwähnte Zeit verstrichen war, hatten wir eine Tiefe von fünf Fuß erreicht und noch immer ließen sich keine Anzeichen eines Schatzes entdecken. Eine allgemeine Pause entstand und ich schöpfte Hoffnung, daß jetzt die ganze Posse beendigt sey. Legrand jedoch rieb sich, obwohl augenscheinlich in hohem Grade verstimmt, gedankenvoll die Stirn und begann die Arbeit von Neuem. Wir hatten den ganzen Kreis von vier Fuß Durchmesser ausgehöhlt; jetzt erweiterten wir die Grube, und drangen zwei Fuß tiefer hinab. Noch immer ließ sich nichts erblicken. Der Goldsucher, mit dem ich mehr und mehr Mitleid empfand, kletterte zuletzt, mit der Miene der bittersten Enttäuschung in jedem seiner Züge, herauf und begann, langsam und widerstrebend seinen Rock anzuziehen, den er beim Anfang der Arbeit von sich geworfen. Ich erlaubte mir keine Bemerkung. Jupiter raffte, auf ein Zeichen seines Herrn, die Geräthe zusammen. Nachdem dieses geschehen und der Hund von seinem Maulkorbe erlöst war, machten wir uns in tiefem Schweigen auf den Heimweg.

4.

Wir mochten ein Dutzend Schritte vorwärts gegangen seyn, als Legrand mit einem lauten Fluch auf Jupiter losschritt und ihn bei der Kehle ergriff. Der erstaunte Neger sperrte Augen und Mund weit auf, ließ die Spaten fallen und sank auf das Knie.

„Du Schurke!" sagte Legrand, indem er die einzelnen Sylben zwischen seinen zusammengekniffenen Zähnen hervorstieß, „Du höllischer, schwarzer Schuft? — sprich, sag' ich Dir, antworte mir den Augenblick ohne weitere Ausflucht, — wo, wo ist Dein linkes Auge?"

„O, Herr Je! Massa Will! is denn das hier nich ganz bestimmt mein linkes Auge?" schrie der entsetzte Jupiter, indem er seine Hand an sein rechtes Gesichtsorgan führte und mit desparater Hartnäckigkeit auf demselben ruhen ließ, als fürchte er, sein Herr möchte ihm unverzüglich dasselbe ausstechen.

„Ich dachte mir's — ich hab's gleich gewußt — hurrah!" jauchzte Legrand, während er den Neger fahren ließ und eine Masse von Freudensprüngen und Schwenkungen ausführte, — sehr zum Erstaunen seines Dieners, der, indem er sich aus seiner knieenden Stellung erhoben hatte, stumm von seinem Herrn zu mir und von mir zu seinem Herrn hinsah.

„Kommt! Wir müssen zurückgehen!" rief der Letztere uns zu; „das Spiel ist noch nicht verloren!" und abermals führte er uns an den Tulpenbaum.

„Jupiter," hob er an, als wir den Fuß desselben erreicht hatten, „komm her! War der Todtenkopf mit dem Gesicht auswärts an den Stamm genagelt, oder mit dem Gesicht gegen den Stamm?"

„Das Gesicht war nach außen, Massa, so daß die Krähen bequem an die Augen kommen konnten, ohne viel Müh'."

„Gut; war es also dies Auge oder dies, durch welches Du den Käfer fallen ließest?"

Hier berührte Legrand beide Augen Jupiters.

„Es war dies Auge, Massa — das linke Auge — just wie Ihr es mir gesagt habt."

Und hiemit deutete der Neger auf sein rechtes Auge.

„Schon gut; wir müssen es nochmals versuchen!"

Mein Freund, in dessen Tollheit ich nun eine Art Methode sah oder zu sehen glaubte, setzte nach diesen Worten den Pflock, welcher dem Baum am nächsten war, etwa drei Zoll westlich von seinem früheren Standpunkt. Hierauf nahm er, wie zuvor, von dem nächsten Punkte des Baumes das Maß und verlängerte die Linie in gerader Richtung bis zu einer Entfernung von fünfzig Fuß. Er kam durch dies Verfahren auf einen Fleck, der von dem Platz, an welchem wir früher gegraben hatten, einige Ellen entfernt war.

Um diesen neu gewonnenen Punkt wurde jetzt ein Kreis, etwas größer, als der vorige, beschrieben und unsere Spaten begannen von Neuem ihr Werk. Ich war entsetzlich erschöpft, aber, mir kaum bewußt, wodurch ein so plötzlicher Wechsel in meinen Gedankengang hervorgerufen sey, fühlte ich keine so große Abneigung mehr gegen die mir zugewiesene Arbeit. Ich empfand an derselben ein eigenthümliches Interesse, ja, eine Aufregung, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Es lag etwas in dem extravaganten Benehmen Legrand's, — ein gewisser Ausdruck von Ueberlegung und Bedachtsamkeit, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich grub emsig fort und ertappte mich mehrmals, wie ich in allem Ernst mit einem Blick umhersah, der von Erwartung des eingebildeten Schatzes sprach, dessen vermeintliche Existenz meinem unglücklichen Gefährten den Kopf verrückt hatte. In einem Momente, wo solche Träumereien mich in höchstem Grade beherrschten, und wir vielleicht eine oder anderthalb Stunden gearbeitet hatten, wurden wir abermals durch das widerwärtige Geheul des Hundes unterbrochen. Seine Unbehaglichkeit mochte früher nur das Resultat von Spielerei und Laune gewesen seyn, nahm aber jetzt unverkennbar einen weit ernsteren Charakter an. Als Jupiter ihm wieder das Maul festzubinden versuchte, leistete er wüthenden Widerstand und scharrte, in das Loch herabspringend, die Erde wild mit den Pfoten empor. In wenigen Sekunden hatte er eine Masse menschlicher Gebeine herausgewühlt, welche zwei vollständige Skelete bildeten und bei denen sich verschiedene Metallknöpfe nebst anscheinenden Resten vermoderter Kleidungsstücke vorfanden. Ein oder zwei Stiche mit dem Spaten warfen die Klinge eines spanischen Messers empor und als wir tiefer gruben, kamen drei oder vier Gold- und Silbermünzen zum Vorschein.

Beim Anblick dieser konnte Jupiter kaum seine Freude verhehlen, aber die Züge seines Herrn trugen den Ausdruck bitterster Enttäuschung. Er bat uns jedoch, unsere Arbeit fortzusetzen, und hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ich über einen großen eisernen Ring stolperte, in dem sich die Zehen meines Stiefels gefangen hatten und der noch halb unter der Erde begraben war.

Wir schafften jetzt ernstlich fort und niemals habe ich zehn Minuten in größerer Aufregung verbracht. Während dieser Zeit hatten wir einen großen länglichen Holzkasten von Erde befreit, der wegen seines vollständig gut erhaltenen Zustandes und seiner eigenthümlichen Härte offenbar irgend einen Versteinerungsprozeß durchgemacht zu haben schien. Die Kiste war vierthalb Fuß lang, drei Fuß breit und zwei und einen halben Fuß tief. Sie war mittelst eiserner Bänder zusammengefügt, welche festgenietet, eine Art von Gitterwerk um das Ganze bildeten. Auf jeder Seite der Kiste, nahe dem Deckel, fanden wir drei eiserne Ringe — sechs im Ganzen — mittelst welcher sich die Kiste durch sechs Personen recht wohl heben ließ. Die Anstrengung unserer vereinigten Kräfte führte zu nichts, als daß wir die Kiste fast unmerklich von der Stelle rückten. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, solch ein großes Gewicht zu heben. Glücklicherweise war die Kiste nur durch zwei Riegel verschlossen, welche wir zitternd und voll ängstlicher Erwartung zurückschoben. Ein Schatz von unermeßlichem Werth glänzte vor unseren Augen. Als das Licht der Laternen hinabflimmerte, traf uns ein funkelnder Schein von Juwelen und verworrenen Goldhaufen, der unsere Augen blendete.

Ich versuche nicht, die Gefühle zu beschreiben, mit denen wir auf die Kiste hinstarrten. Erstaunen herrschte natürlich vor. Legrand schien vor Aufregung erschöpft, und sprach nur wenige Worte. Jupiter's Physiognomie nahm einige Minuten lang eine solche Todtenbläße an, wie ein Negergesicht, der Natur der Sache nach, dieselbe je aufweisen kann. Er schien angewurzelt, — vom Donner gerührt. Dann fiel er in der Grube auf's Knie, und seine nackten Arme bis zum Ellbogen in Gold vergrabend, ließ er sie dort ruhen, als erfreue er sich an der Wollust des Bades. Endlich stöhnte er mit tiefem Seufzer, wie mit sich selbst redend, hervor:

„Und das allens is von dem Goldkäfer gekommen! dem süßen Goldkäfer, dem armen kleinen Goldkäfer! den ich in so 'ner unsinnigen Art von Manier fallen ließ! Schämst Du Dich nich über Dich selbst, Nigger? beantworte mir das!"

Ich sah mich zuletzt genöthigt, Beide, den Herrn wie den Diener, ernstlich auf die Wichtigkeit, den Schatz nach Hause zu bringen, aufmerksam zu machen. Es war schon spät, und wir mußten unsere ganze Kraft anwenden, um vor Tagesanbruch Alles unter Dach zu schaffen. Es war schwierig zu sagen, was am thunlichsten sey, und viele Zeit wurde mit Berathungen vergeudet, — so verwirrt waren wir Alle. Endlich erleichterten wir die Kiste um zwei Dritttheile ihres Inhalts, und sahen uns nun im

Stande, sie mit einiger Mühe aus dem Loch empor zu heben. Die herausgenommenen Sachen wurden zwischen den Brombeersträuchen versteckt, und der Hund als Wache zurückgelassen, mit dem ausdrücklichen Befehl Jupiter's, weder unter irgend einem Vorwand sich von der Stelle zu entfernen, noch bis zu unserer Rückkehr seinen Mund zu öffnen. Dann begaben wir uns eilig mit der Kiste auf den Heimweg, und erreichten sicher, aber mit unendlicher Mühe, um 1 Uhr Morgens die Hütte. Ermattet wie wir waren, schien es unserer Natur unmöglich, sogleich wieder eine neue Arbeit zu beginnen. Wir rasteten daher bis zwei, und genossen etwas Speise. Darauf kehrten wir mit drei großen Fruchtsäcken, die sich glücklicher Weise in der Wohnung vorfanden, nach dem Schauplatz unserer Thätigkeit zurück. Gegen 4 Uhr langten wir bei der Grube an, vertheilten den Rest des Fundes so gleichmäßig, als möglich, unter uns, und strebten, ohne das Loch wieder auszufüllen, abermals der Hütte zu, in der wir zum Zweitenmal unsere goldene Last hinsetzten, als eben der erste matte Schimmer des Frühroths im Osten über den Baumwipfeln heraufglomm.

Unsere Kraft war jetzt im höchsten Grade erschöpft; aber die maßlose Aufregung ließ uns nicht zur Rast kommen. Nach einem unruhigen Schlummer von höchstens drei- oder vierstündiger Dauer standen wir alle Drei, als hätten wir uns verabredet, auf, und begannen eine Prüfung unseres Schatzes.

Die Kiste war bis zum Rande gefüllt gewesen, und wir brauchten zur Untersuchung ihres Inhalts den ganzen Tag und den größten Theil der ihm folgenden Nacht. Alles war ohne irgend eine Ordnung wild durch einander hineingepfropft worden. Nachdem wir die verschiedenen Gegenstände sorgfältig assortirt, fanden wir uns im Besitz eines noch immenseren Reichthums, als wir anfänglich vermuthet hatten.

An Geld besaßen wir mehr als 450,000 Dollars, wenn wir den Werth der Münzen so genau abschätzten, wie mit Hülfe der uns zu Gebote stehenden Münztabellen sich thun ließ. Silber fand sich gar keines vor. Alles war Gold von antikem Gepräg und aus den verschiedensten Ländern, — französisches, spanisches und deutsches Gold, nebst einzelnen englischen Guineen und verschiedenen Zahlmarken, die wir zuvor niemals gesehen hatten. Wir erblickten auch mehrere sehr große und schwere Münzen, so verschliffen, daß wir nichts von ihren Inschriften entziffern konnten. Kein amerikanisches Gold war vorhanden. Den Werth der Juwelen fanden wir viel schwieriger zu bestimmen. Da lagen Diamanten — einige ungewöhnlich groß und prachtvoll — 110 im Ganzen, und nicht ein einziger war klein; — 18 Rubinen von wunderbarem Glanz; — 310 Smaragde, alle sehr schön; 21 Saphire, und ein Opal. Diese Steine waren sämmtlich aus ihrer Fassung herausgebrochen und lose in die Kiste gelegt. Die Einfassungen selbst, welche wir aus dem übrigen Golde auslasen, schienen mit einem Hammer zusammengeschlagen, um jedes Wiedererkennen zu verhindern. Außerdem fanden wir eine bedeutende Masse von soliden goldenen Schmucksachen: beinahe 200 massive Finger- und Ohrringe; — reiche Ketten, dreißig, wenn ich mich recht entsinne; — 83 sehr große Kruzifixe; — schöne goldene Weihrauchfässer von erklecklichem Werth; — eine luxuriöse goldene Punschbowle mit prachtvoll ciselirtem Weinlaub und bacchanalischen Tänzerfiguren geschmückt; nebst 2 vorzüglichen Schwertgriffen von getriebener Arbeit, und manchen anderen kleineren Artikeln, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Das Gewicht dieser Kleinodien betrug mehr als 350 Pfund Handelsgewicht, und bei dieser Taxation habe ich noch 197 kostbare goldene Uhren vergessen, von denen drei mindestens jede 500 Dollars werth waren. Manche von ihnen mochten sehr alt und als Zeitmesser nutzlos geworden seyn, da das Werk mehr oder weniger von Rost gelitten hatte; allein alle waren reich mit Juwelen besetzt, und das Gehäuse bei allen kostbar. Wir schätzten den ganzen Inhalt der Kiste in jener Nacht auf eine und eine halbe Million Dollars, und bei dem späteren Verkauf der Bijouterien und Juwelen, von denen wir einige wenige zu unserem eigenen Gebrauch behielten, stellte es sich heraus, daß wir unsern Fund noch bedeutend unterschätzt hatten.

5.

Als wir zuletzt mit unserer Untersuchung fertig geworden und von der ersten Aufregung etwas befreit waren, hob Legrand, der mich vor Ungeduld nach der Lösung dieses höchst ungewöhnlichen Räthsels brennen sah, einen ausführlichen Bericht aller damit verknüpften Umstände an.

„Sie erinnern sich," sprach er, „des Abends, an welchem ich Ihnen die flüchtige Skizze überreichte, welche ich von dem Scarabäus gemacht hatte. Sie erinnern sich gleichfalls meines Aergers, als Sie darauf bestanden, daß meine Zeichnung einem Todtenkopf ähnlich sey. Als Sie zuerst diese Bemerkung äußerten, glaubte ich, es sey ein Scherz; nachher entsann ich mich jedoch der eigenthümlichen Flecken auf dem Rücken des Käfers und gestand mir, daß Ihre Versicherungen nicht alles Grundes entbehren. Uebrigens hatte mich der Spott über meine artistischen Fähigkeiten — da ich sonst für einen guten Zeichner gelte — irritirt, und ich wollte daher, als Sie mir das Pergamentblättchen zurückgaben, es zerknittern und verdrießlich in's Feuer werfen."

„Sie meinen das Stückchen Papier?" fragte ich.

„Nein; es sah allerdings aus wie Papier, und zuerst hielt ich es für solches, als ich jedoch darauf zu zeichnen begann, bemerkte ich sogleich, daß es ein Blättchen sehr dünnes Pergament sey. Es war, wie

Sie vielleicht vergessen haben, sehr beschmutzt. Als ich nun eben im Begriff war, es zu zerknittern, fiel mein Blick zufällig auf die Skizze, welche Sie betrachtet hatten, und Sie mögen sich mein Erstaunen vorstellen, als ich in der That die Gestalt eines Todtenkopfes dort entdeckte, wo ich, meiner Ueberzeugung nach, die Zeichnung des Käfers gemacht hatte. Im ersten Momente war ich zu verwirrt, um genau nachzudenken. Ich wußte, daß meine Zeichnung sich in den Einzelnheiten sehr von dieser unterschied, — und doch lag in den Umrissen eine gewisse Aehnlichkeit. Ich ergriff eine Kerze, und setzte mich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers, um das Pergament genauer zu prüfen. Indem ich es umdrehte, fand ich meine Skizze auf der Rückseite, ganz wie ich dieselbe gezeichnet. Mein erster Gedanke war jetzt Ueberraschung über die wirklich auffällige Aehnlichkeit der Umrisse, — über das merkwürdige Zusammentreffen der Umstände: daß, mir unbewußt, auf der andern Seite des Pergaments, just unter meiner Zeichnung des Scarabäus, sich ein Schädel befinden, und dieser Schädel nicht blos in den Conturen, sondern auch an Form und Gestalt meiner Zeichnung so ähnlich sehen sollte. Dies sonderbare Zusammentreffen machte mich eine Weile vollständig verwirrt. So ergeht es uns häufig bei derartigen Zufällen. Der Geist müht sich ängstlich ab, eine Lösung zu finden, — eine Folge von Ursache und Wirkung, — und unfähig, dies zu erreichen, erliegt er einer Art temporärer Lähmung. Als ich mich jedoch von dem ersten Schrecken erholt, dämmerte allmählig eine Ueberzeugung in mir auf, die mich noch weit mehr erstaunen ließ, als jenes Zusammentreffen. Ich begann mich nämlich ganz deutlich, ganz unzweifelhaft zu entsinnen, daß auf dem Pergament keine Zeichnung gewesen war, als ich meine Skizze des Scarabäus entwarf. Ich war dessen untrüglich gewiß; denn ich erinnerte mich recht wohl, daß ich, um die reinste Stelle zu finden, das Blatt nach allen Seiten gedreht hatte. Wäre der Todtenkopf dagewesen, natürlich, dann hätte ich ihn sehen müssen. Hier waltete in der That ein Geheimniß, zu dessen Lösung ich unfähig war; aber schon in jenem Moment schien in dem fernsten und verborgensten Winkel meines Geistes wie ein schwaches Licht eine Ahnung jener Ansicht zu glimmen, welche das Abenteuer der letzten Nacht so glänzend bestätigt hat. Ich erhob mich rasch und beschloß, alles weitere Nachgrübeln zu verbannen, bis ich allein sey. (Forts. folgt.)

Kleinigkeiten.

Schubart. Unter den Nachlaßpapieren des in Ansbach jüngst verstorbenen Hofmusikus Schwarz hat sich folgendes Schreiben des bekannten Dichters Chr. Fr. Dan. Schubart vorgefunden, das es verdienen dürfte aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und hiemit der Oeffentlichkeit übergeben zu werden.

Asperg, 27. Nov. 1783.

Dein Briefchen, lieber Schwarz! mit dem Karolin habe ich durch meinen Gönner Hrn. Hauptmann von Ehrenfeld, mit einem Danke erhalten, der in Thränen hinschmolz:

Von meines Berges Donnerhöhe;
Wo ich, die Fessel an der Hand,
Vergebens, ach! um Freiheit flehe!
Den Thränenblick zu Gott gewandt. —
Schick ich den Dank in jene Zone,
Wo, Schwarz! mein Auserwählter lebt. —
Der, wenn er Töne bläßt, mit jedem Zaubertone
Die Hörer in Olympos hebt;
Wo manche edle Menschenseele
An den gefangnen Schubart denkt;
Der sich in seiner Schauerhöhle
Schon sieben Jahre müd gekränkt. —
Dort schau ich hin mit trübem Blicke
Und ach! von heißem Dank beseelt,
Erfleht mein Herz Euch jedes Glücke
Und jede Ruhe, die mir fehlt. —

Ach, Bruder Schwarz! hast Du dieß, so hast Du viel. Denn was ich seit sieben Jahre ausgestanden habe, davon hast Du keinen Begriff. Du sollst einmal in meinen Lebenslauf, den ich ganz aufgesetzt habe, mit Schauer und mit Thränen lesen. Meine Heiterkeit, Bruder! ist hin; meine Fantasie, der Riese, zuckt im Staube meines Kerkerbodens und mein Witz, der Schmetterling, hängt halbtodt an der Nessel meiner Felsenwand. Was macht Jäger? Grüß ihn tausendmal. Wo ist Ulrich? — Eure Musik ist ferm, wie ich von Jedermann höre. Allen meinen Gönnern und Freunden vermelde meinen respektvollen Dank. Ich mag leben oder sterben, so vergiß nie — bis uns die Ewigkeit zusammenbringt —

Deinen
armen unglücklichen Freund
Schubart.

Zwei kräftige Freunde gleichen Uhren, welche, in ihren kleinen Pendelschlägen abwechselnd abweichen und zusammenstimmen, aber bei dem großen ordentlichen Ausschlage in einer Stunde zusammentreffen.

Maiblümchen.

Ich lag halb träumend im Walde,
Die Luft war kühl und hell;
Maiblumen mit weißen Glöckchen
Umstanden mich im Kreis.

Sie sprachen: „Was bist du alleine,
Bring uns dein Schwesterlein,
Dann läuten wir unsere Glocken,
Dann soll die Hochzeit seyn.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfbaer'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur: Albr. Wolfbart.
In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 54.** den 6. Juli 1859.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

(Fortsetzung.)

Nachdem Sie sich entfernt hatten und Jupiter in einen festen Schlaf gesunken war, begab ich mich an eine mehr methodische Untersuchung der Affaire. Zuerst besann ich mich auf die Art und Weise, wie jenes Pergament in meinen Besitz gekommen sey. Der Platz, wo wir den Scarabäus gefunden, lag an der Küste des Festlandes, etwa eine Meile ostwärts von der Insel, und nur eine kurze Strecke von dem Wasserstandsmesser entfernt. Als ich den Käfer ergriff, versetzte er mir einen schmerzhaften Biß, welcher veranlaßte, daß ich das Thier fallen ließ. Jupiter schaute, bevor er das Insekt, welches zu ihm hingeflogen war, fing, mit seiner gewohnten Vorsicht, nach einem Blatt oder etwas dergleichen, womit er das Thier anfassen könne, umher. In diesem Augenblick fielen seine Augen, und die meinigen gleichfalls, auf das Stückchen Pergament, welches ich damals für einen Papierfetzen hielt. Es lag halb im Sande begraben, und nur eine Ecke ragte hervor. Nahe dem Platze, wo ich dasselbe fand, bemerkte ich die Trümmer eines Rumpfes, welcher zu dem großen Boot eines Schiffes gehört zu haben schien. Das Wrack muß schon lange hier gelegen haben; denn die Aehnlichkeit mit derartigem Gebälk ließ sich kaum mehr erkennen.

Jupiter hob das Pergament auf, wickelte das Thier in dasselbe ein, und reichte es mir hin. Bald nachher gingen wir nach Haus und begegneten unterwegs dem Lieutenant G—. Ich wies ihm das Insekt, und er bat mich, es nach dem Fort mitnehmen zu dürfen. Nachdem ich eingewilligt, schob er es in seine Westentasche, — jedoch ohne das Pergament, worin es eingewickelt gewesen war, und welches ich während seiner Besichtigung noch immer in der Hand hielt. Vielleicht fürchtete er, ich möchte meinen Sinn ändern, und hielt es für das Beste, sich des Käfers sogleich zu versichern, — Sie wissen ja, wie enthusiastisch er sich für Alles, was auf Naturwissenschaft Bezug hat, interessirt. Zu derselben Zeit muß ich unbewußt das Pergamentblättchen in meine eigene Tasche gesteckt haben.

Sie entsinnen sich vielleicht, daß, als ich an meinen Schreibtisch trat, um die Skizze des Thieres zu entwerfen, kein Papier an der gewöhnlichen Stelle zu finden war. Auch in der Schieblade fand ich keins. Ich durchsuchte meine Taschen, in der Hoffnung, einen alten Brief zu finden, und bei dieser Gelegenheit fiel mir das Pergament wieder in die Hand. Ich theile die Umstände, unter denen es in meinen Besitz gekommen war, so ausführlich mit, weil dieselben mit eigenthümlicher Macht auf mich wirkten.

Ohne Zweifel halten Sie mich für phantastisch, — aber es dämmerte wirklich schon eine gewisse Ideenverbindung vor meinem Geist. Ich hatte zwei Glieder einer großen Kette zusammengebracht. Ein Boot lag an der Seeküste, und nicht weit von dem Boot ein Pergamentblättchen — nicht etwa Papier, — auf dem ein Todtenkopf gezeichnet war. Sie werden mich natürlich fragen: worin meine Ideenverbindung bestand? Ich antworte Ihnen, daß der Schädel oder Todtenkopf weit und breit als das Emblem der Seeräuber bekannt ist. Die Flagge mit dem Todtenkopf wird bei jedem Gefechte emporgehißt.

Ich habe gesagt, daß jenes Blättchen, Pergament, und nicht etwa Papier war. Pergament ist dauerhaft, — unzerstörbar. Unwichtige Notizen werden nur selten auf Pergament geschrieben, da es für den gewöhnlichen Zweck des Zeichnens und Schreibens nicht einmal so geeignet ist, wie Papier. Diese Reflektion ließ mich irgend eine Absicht — irgend etwas Bedeutsames — in dem Todtenkopf erblicken. Ich achtete gleichfalls auf die Façon des Pergaments. Obwohl eine der Ecken durch einen Zufall zerstört war, ließ sich erkennen, daß die ursprüngliche Form länglich gewesen sey. In der That, es war gerade solch ein Blättchen, wie man es zu einer Notiz wählen würde, — zu einer Mittheilung, die man für lange Zeit und sorgfältig aufzubewahren wünscht."

„Aber," wandte ich ein, „Sie sagten ja vorhin, daß der Schädel nicht auf dem Pergament gewesen sey, als Sie Ihre Zeichnung des Käfers machten. Wie fielen Sie nun auf jene Beziehung zwischen dem Boot und dem Todtenkopf, — da letzterer, Ihrer eigenen Aussage nach (Gott weiß: wie? oder von wem?) erst später, als Ihre Skizze des Scarabäus, mußte gezeichnet worden seyn?"

„Ja, hierin liegt das ganze Geheimniß; obschon ich, bei diesem Punkt angelangt, verhältnißmäßig geringe Mühe hatte, dasselbe zu lösen. Mein Verfahren war sicher und konnte nur zu einem einzigen Resultate führen. Ich raisonnirte z. B. so: als ich den Scarabäus zeichnete, war kein Todtenkopf auf dem Pergament zu sehen. Als ich meine Zeichnung vollendet hatte, reichte ich Ihnen dieselbe hin, beobachtete Sie aufmerksam, bis Sie mir das Blättchen zurückgaben. Sie zeichneten den Schädel nicht, und außer Ihnen war Niemand zugegen, der es hätte thun können. Keine Hand hatte ihn damals gezeichnet. Und nichts desto weniger war er da.

Ich suchte mich jetzt mit ziemlicher Genauigkeit jedes Umstandes zu entsinnen, der in dem fraglichen Zwischenraum vorgefallen war, — und mit Erfolg. Das Wetter war frostig kalt (o seltener und glücklicher Zufall!) und ein Feuer glühte auf dem Heerde. Ich war von dem Marsch erwärmt und saß nahe dem Tische. Sie jedoch hatten ihren Stuhl dicht an den Kamin gerückt. Gerade als Sie das Pergament in die Hand nahmen und es besehen wollten, kam Wolf, der Neufundländer, hinein, und sprang Ihnen auf die Schultern. Mit Ihrer linken Hand streichelten Sie ihn und wehrten ihn ab, während Ihre Rechte, welche das Pergament hielt, nachlässig zwischen den Knieen herabfiel und in unmittelbarste Nähe des Feuers kam. Einmal glaubte ich schon, die Flamme hätte meine Zeichnung erfaßt, und wollte Sie warnen, aber bevor ich noch den Mund aufgethan, hatten Sie Ihre Hand aufgehoben, und betrachteten die Skizze. Als ich mich all dieser Einzelheiten entsann, zweifelte ich keinen Augenblick, daß die Hitze der Vermittler gewesen sey, welcher den Schädel auf dem Pergamente zum Vorschein gebracht habe. Sie wissen, daß chemische Präparate existiren und schon in grauer Vorzeit existirt haben, mit denen man auf Papier oder Pergament dergestalt schreiben kann, daß die Charaktere nicht anders sichtbar werden, als wenn man die Hitze des Feuers auf sie wirken läßt.

Ich untersuchte jetzt mit größter Sorgfalt den Todtenkopf. Die eine Seite desselben — die am nächsten dem Rande des Pergaments — war viel deutlicher, als die übrigen Partieen. Unverkennbar hatte die Hitze nicht gleichmäßig auf alle Theile gewirkt. Ich zündete augenblicklich ein Feuer an, und unterwarf jede Partie des Pergaments einer glühenden Hitze. Zuerst erreichte ich nichts, als daß die schwächeren Linien des Schädels bestimmter hervortraten; bald jedoch ließ in der Ecke des Blättchens, schräg gegenüber dem Todtenkopf, sich eine Figur erkennen, die ich zuerst für eine Geis hielt. Eine nähere Prüfung überzeugte mich jedoch, daß jene Figur ein Zicklein vorstellte."

„Haha!" lachte ich, „ich habe zwar kein Recht, über Sie zu lachen oder zu witzeln, — denn mit anderthalb Millionen ist nicht zu spaßen, — aber Sie haben doch nicht ein drittes Glied in Ihrer Kette entdeckt? — Sie wollen doch nicht eine besondere Beziehung zwischen Ihrem Seeräuber und einer Geis auffinden? — Seeräuber, wissen Sie, haben nichts mit Geisböcken zu thun, die gehören in das landwirthschaftliche Gebiet."

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß es nicht das Bild einer Geis war."

„Nun, meinethalben eines Zickleins — ungefähr ein und dasselbe Ding!"

„Ungefähr ein und dasselbe, aber auch ganz und gar nicht," versetzt Legrand. „Sie haben vielleicht von dem Piratenhäuptling Kidd gehört. Kid heißt in unserer Sprache ein Zicklein. Ich betrachte die Figur des Thieres als ein Wortspiel, als eine Art hyroglyphischer Signatur. Ich sage: Signatur, denn die Stelle, an welcher sie gezeichnet war, sprach für diese Idee. Der Todtenkopf an dem schräg gegenüber befindlichen Ende trug in derselben Art den Charakter eines Siegels oder Stempels. Ich wurde indeß sehr in Verlegenheit gesetzt durch die vollständige Abwesenheit aller sonstigen Charaktere, aller und jeder Schriftzüge, — des Textes, nach welchem ich aussah."

„Vermuthlich glaubten Sie, einen Brief zu finden zwischen dem Stempel und der Signatur?

„Irgend etwas von der Art. Die Wahrheit zu bekennen, empfand ich eine unwiderstehliche Ahnung von einem ungeheuren Vermögen, das mit der Existenz des Pergamentblättchens verknüpft sey. Ich wußte kaum zu sagen, warum. Vielleicht war es bei alledem mehr ein Wunsch, als ein wirklicher Glaube, aber können Sie sich vorstellen, daß Jupiter's lächerliche Behauptung, der Käfer sey von solidem Gold, einen beträchtlichen Einfluß auf meine Phantasie übte? Ferner war das Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Zufällen ein höchst wunderbares. Welch ein merkwürdiger Zufall, daß alle diese Ereignisse an dem einzigen Tage im ganzen Jahre vorfielen, der kalt genug war, um das Anzünden eines Kaminfeuers zu erfordern, und daß ohne dies Feuer, sowie ohne die Dazwischenkunft des Hundes gerade in jenem Augenblick, ich niemals den Todtenkopf bemerkt hätte, folglich niemals in den Besitz des Schatzes gelangt wäre."

„Fahren Sie fort, ich brenne vor Ungeduld."

„Wohl! — Sie haben natürlich von den mancherlei Gerüchten gehört, welche hier in der Gegend in Umlauf sind, — von dem unbestimmten Gerede der Leute, daß irgendwo an der atlandischen Küste von Kidd und seinen Spießgesellen Geld vergraben worden sey. Diese Gerüchte mußten auf irgend einer Thatsache beruhen. Daß sie so lange und so ununterbrochen existirt hatten, konnte, wie mir schien, nur darin seinen Grund haben, daß jener vergrabene Schatz noch immer vorhanden sey. Hätte Kidd seine

Beute nur für eine Zeitlang versteckt und später dieselbe weggeholt, dann würden jene Gerüchte schwerlich in ihrer gegenwärtigen unveränderten Gestalt auf uns gekommen seyn. Man erzählt sich mancherlei Geschichten von Goldsuchern, aber keine einzige von dem glücklichen Finder. Hätte der Pirat seinen Schatz wieder erhalten, dann würde die ganze Fabel verschollen seyn. Ich nahm an, daß irgend ein Zufall — etwa der Verlust eines Blättchens, welches den Aufbewahrungsort anzeigte — ihn der Mittel beraubt hätte, denselben wiederzufinden, und daß jene Thatsache seinen Nachfolgern bekannt geworden sey, welche sonst vielleicht nie von der Existenz des Schatzes würden gehört haben. Diese mochten durch ihre nutzlosen und vergeblichen Versuche, den Schatz zu entdecken, die erste Veranlassung der vielfachen Gerüchte gewesen seyn, welche heutzutage in aller Welt Munde sind. Haben Sie jemals gehört, daß irgend ein erheblicher Fund von den Schatzgräbern an der Seeküste entdeckt worden sey?"

„Niemals."

„Daß aber Kidds Reichthümer unermeßlich gewesen, ist bekannt. Ich nahm es daher für erwiesen an, daß die Erde noch immer dieselben berge, und Sie werden kaum überrascht seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Hoffnung, ja fast die Gewißheit zu hegen begann, jenes so wunderbar aufgefundene Pergament enthalte einen Bericht über den Aufbewahrungsort des Schatzes."

„Aber welches Verfahren schlugen Sie jetzt ein?"

„Ich hielt das Blatt nochmals an's Feuer, nachdem ich die Gluth verstärkt hatte; aber nichts erschien. Ich hielt es nun für möglich, daß die Bekleidung von Schmutz der Grund des Fehlschlagens sey; ich reinigte daher das Pergament, indem ich es mit warmem Wasser übergoß, legte es hierauf in ein zinnernes Gefäß, mit dem Todtenkopfe nach unten, und erhitzte die Pfanne auf glühenden Kohlen. In wenigen Minuten wurde die Pfanne über und über heiß; ich entfernte das Blatt, und zu meiner unaussprechlichen Freude traten schon an verschiedenen Stellen Charaktere in geraden Linien hervor. Abermals legte ich es in die Pfanne und ließ es eine Minute länger dort liegen. Als ich es herausnahm, war es gerade so, wie Sie es jetzt erblicken."

Mit diesen Worten überreichte Legrand mir das Pergament. Die folgenden Charaktere waren zwischen der Ziege und dem Todtenkopfe gemalt:

8§4:(58;:26;§4*8958(?82;;5(12§4*8;—§;]1†?;]
658228§4)4*.§803§::06*(4**08§38149§4(5844†0*
†;53)4†0*16!)5;5699;§8—845806;5†;5;8§58;]1(;3.
†4*892§47846(:8*;8;5†*5847†!?8;8§48:06*82§4§8
†4*89—6)98*)0]1*84;[1(;3?)84?3§;?(:31§46(.

„Aber," sagte ich, ihm das Blatt zurückgebend, „ich schwebe noch gerade so im Dunkeln, wie zuvor. Wären alle Juwelen Golconda's bei Lösung dieses Räthsels mein, ich bin überzeugt, ich würde Sie niemals gewinnen."

„Und doch," versetzte Legrand, „ist die Lösung keineswegs so schwer, wie Sie vielleicht nach dem ersten flüchtigen Blick auf diese Charaktere sich vorstellen. Diese Charaktere bilden, wie sich leicht errathen läßt, eine Chiffre, — d. h. sie haben einen Sinn; aber nach Allem, was ich von Kidd gehört hatte, hielt ich ihn nicht für fähig, eine sehr complicirte Geheimschrift zu entwerfen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß es eine höchst einfache sey, — freilich von der Art, daß sie dem rohen Verstande des Seemannes ohne den Schlüssel absolut unauflöslich erschien."

„Und Sie lösten dieselbe wirklich auf?"

„Mit Leichtigkeit; ich habe zehntausendmal complicirtere aufgelöst. Zufällige Umstände und ein gewisser Hang meines Geistes haben ein Interesse an derartigen Räthseln in mir geweckt und man darf wohl zweifeln, ob menschliches Genie überhaupt ein solches Räthsel ersinnen kann, das menschliches Genie nicht auch bei richtigem Verfahren aufzulösen vermag. In der That, nachdem ich einmal bekannte und leserliche Charaktere vor Augen sah, dachte ich kaum mehr an eine sonderliche Schwierigkeit, ihren Sinn zu enthüllen.

„In dem vorliegenden Fall — wie überhaupt bei jeder vorkommenden Geheimschrift — handelte es sich zuerst um die Sprache, in welcher die Chiffre geschrieben war; denn die Prinzipien der Lösung hängen, — namentlich, was die einfacheren Charaktere betrifft — wesentlich von dem Genius des besonderen Sprachidioms ab, und werden hiedurch bestimmt. In den meisten Fällen gibt es keinen anderen Ausweg, als daß eben der Auflösende den Versuch in jeder ihm bekannten Sprache unternimmt, bis sich die richtige herausstellt. Die vor mir liegende Schrift schien aber durch die Signatur jeden Zweifel zu entfernen. Das Wortspiel mit Kidd und Kid ist nur der englischen Sprache vergönnt. Bei alledem muß der Pirat ein ziemlich schlauer Fuchs gewesen seyn; denn die Lösung wollte mir auf diesem Wege durchaus nicht gelingen, und ich gewann die Ueberzeugung, daß jene Signatur wahrscheinlich dazu bestimmt sey, den zufälligen Finder des Blättchens absichtlich in die Irre zu führen. Uebrigens lag es auch gar nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann, welcher durch den täglichen Verkehr mit Leuten der verschiedensten Nationen eine Menge von Sprachen erlernt hatte, sich zur Aufbewahrung eines Geheimnisses gerade der englischen sollte bedient haben, auf welche der muthmaßliche Finder sicher am ersten verfiel. Aehnliches war mit der spanischen und französischen Sprache der Fall; wenigstens gehörten die meisten seiner Spießgesellen, in deren Hand jenes Blatt fallen konnte, den beiden genannten Völkerstämmen an. Außer diesen Sprachen mochte Kidd

Deutsch oder Holländisch verstehen. Da mir Letzteres fremd war, machte ich vorläufig mit dem Deutschen den Versuch.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Sich selbst bewegende Samenkörner. Man hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die Samenkörner verschiedener Pflanzen, wenn sie auf eine schwach erwärmte Platte gelegt werden, sich in gerader Linie zu bewegen anfangen, indem sie sich um sich selbst drehen. Die Körner der Euphorbie, der Tamarinde u. a. m. haben diese Erscheinung gezeigt, die man sich anfangs nicht zu erklären wußte, während jetzt mikroskopische Forschungen dargethan haben, daß die Ursache in kleinen Larven zu suchen ist, welche von der Samenhülle umschlossen sind, und durch eine Wärme von 12—15 Grad in das Leben gerufen werden. Diese Larve wirkt dann ungefähr so wie ein Eichhörnchen in seinem sich drehenden Drahtkäfig, und bringt dadurch dem Samenkorne, in welchem sie eingeschlossen ist, eine Rotationsbewegung bei. Herr Lucas, Beamter vom Pariser Pflanzengarten, hat die Metamorphosen dieser Larve verfolgt und gefunden, daß die Puppe besonders durch kleine Stacheln auf ihren Ringen merkwürdig ist. Aus dieser Puppe kriecht ein kleiner Staubflügel (Schmetterling), ein Nachtvogel, zur Gattung der Wickler (Wickelraupen) in der großen Familie der Motten gehörig. Man vermuthet, daß die Mütter dieses Ungeziefers ihre Eier vor der Bildung des Samenkornes in den Kelch der Blume legen. Wenn dann das Samenkorn sich bildet, schließt es das Ei in seinen Kern ein, der zugleich der Larve als erste Nahrung dient. Ehe die Larve sich in die Puppe verwandelt, bereitet sie, durch einen Stich eine Oeffnung verursachend, das Auskriechen des Schmetterlings vor. Daß durch diese Larven die Keimfähigkeit des Samenkornes zerstört wird, versteht sich von selbst.

Landreisende Fische. Ein gewisser Dr. Hancock gibt im zoologischen Journal eine Beschreibung von einem Fisch, den er plattköpfiger Hassar nennt. Dieser reis't von Wassertümpel zu Wassertümpel, wenn der frühere, in dem er sich aufhielt, ausgetrocknet ist. Bose beschreibt eine andere Art, die in Südkarolina gefunden wird, und welche, wie die oben erwähnten Plattköpfe in Texas, zu Land reiset, wenn sie kein Wasser mehr hat, um neues aufzusuchen. Diese Fische mit Wasser gefüllt reisen des Nachts, der eine mit einer eidechsartigen Fortbewegung, der andere in Sprüngen. Die in Südkarolina und Texas vorkommenden Arten sind mit einem Häutchen über'm Maul versehen, durch welche Natureinrichtung sie befähigt werden, einen Wasservorrath mit sich zu führen und die Kiemen während der Landreise feucht zu erhalten. Geleitet durch einen besondern Sinn reisen sie fortwährend, in gerader Richtung und immer den nächsten Weg. Sie thun dies ohne Unterstützung irgend einer Art von Gedächtniß, denn man hat gefunden, daß, wenn ein Faß mit Wasser in der Nähe des Ortes, wo sie sich noch im Wasser befinden, in die Erde gegraben wird, sie gerades Weges nach diesem eingegrabenen Fasse hinziehen, wenn ihr Wasser ausgetrocknet ist. So ist von der Vorsehung für die Lebenserhaltung dieser Geschöpfe in Gegenden gesorgt, die an Stellen oftmals ganz wasserleer werden.

Weib oder Wolf. In Frankreich scheint die Gesellschaft für die Beschützung der Thiere nicht die Volksachtung zu genießen, die sie verdient, denn die kleinen Witzblätter machen sich unaufhörlich auf Kosten derselben lustig. Ein Witz in Bezug auf dieselbe, der übrigens durchaus nicht zu Gunsten der soviegerühmten französischen Galanterie gegen das schöne Geschlecht spricht, ist folgender: Ein mit einer sehr großen Keule bewaffneter Landmann fand sich vor dem Präsidenten der Gesellschaft ein und machte Anspruch auf den ersten Preis. Man sagte ihm, er möge den Akt der Menschlichkeit mittheilen, auf den sich sein Anspruch gründe. „Ich rettete das Leben eines Wolfes," entgegnete der Bauer, „den ich mit dieser Keule sehr leicht hätte tödten können." Bei diesen Worten schwang er zu dem nicht kleinen Schrecken des Präsidenten seine Keule durch die Luft. „Wo war aber der Wolf und was hatte er Ihnen gethan?" fragte der Präsident, worauf er die Antwort erhielt: „Er hatte eben meine Frau gefressen." Der Präsident dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Mein Freund, ich bin der Meinung, daß Sie hinlänglich belohnt sind."

Gib dich zufrieden!

(Aus: „Gemüth und Welt", Gedichte von Emil George, Posen, im Verlag bei Louis Merzbach.)

Es ist dem Menschengeiste nicht beschieden,
Sich ungetrübter Ruhe zu erfreu'n;
Es reift einmal kein volles Glück hienieden,
Manch' Elend birgt sich unter gold'gem Schein.
Wohin du fliehst, nach Norden oder Süden,
Es folgen dir Verdruß und Schmerz und Pein.
Genug, wenn kurze Zeit die Stürme schweigen!
Die sich're Bucht wird erst der Tod dir zeigen:
Gieb dich zufrieden!

Siehst du vom Hochmuth kränkend dich gemieden,
Der dich verschmäht als schwach, gering und klein;
Wenn Haß und Bosheit teuflisch Ränke schmieden,
Wenn du verkannt stehst, hilflos und allein,
Nachdem die theuren Lieben von dir schieden,
Mit denen Last und Lust du sonst gemein;
Wie feindlich auch die Schicksalsmächte schalten,
Wie freudenlos dein Daseyn sie gestalten, —
Gib dich zufrieden!

Was hilft's, mit Fleh'n den Himmel zu ermüden,
Und Klag' an Klag' und Wunsch an Wunsch zu reih'n?
Mach' endlich mit dem Leben deinen Frieden,
Und minderschwer wird jede Last dir seyn.
Wenn Groll und Unmuth ewig in dir sieden,
Du besserst nichts, verschlimmerst obendrein.
Die Dinge thun es nicht: wie wir sie sehen,
So fluthen uns im Herzen Wonn' und Wehen:
Gib dich zufrieden!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 55. den 10. Juli 1859.

Der Goldkäfer, oder des Seeräubers Schatz.

(Schluß.)

„Sie bemerken, es ist kein Spatium zwischen den Worten. Wäre das der Fall gewesen, so würde mir die Arbeit verhältnißmäßig erleichtert worden seyn. Ich hätte dann mit einer Zusammenstellung und Auflösung der kürzesten Worte begonnen, und zuerst diejenigen entziffert, welche nur aus zwei oder drei Buchstaben bestehen. Da ich hier jedoch keine Trennung der Worte fand, war es mein erster Schritt, mich sowohl der vorherrschendsten Buchstaben, als auch der am seltensten vorkommenden zu versichern. Die Charaktere zählend, fertigte ich folgende Tabelle an: —

Von der Chiffre

8	finden sich	31	†	finden sich	9
; 4	„ „	22	1 0	„ „	8
§	„ „	17	: 2 9 3	„ „	7
(	„ „	16	?	„ „	6
*	„ „	15	]	„ „	5
5	„ „	14	—	„ „	3
6	„ „	10	7 !	„ „	2

Der fast in allen Sprachen am häufigsten vorkommende Buchstabe ist **e**. Auf diesen folgt im deutschen Alphabete das **n**. Die übrigen Vokale kommen demnächst am häufigsten vor, besonders das **i** und **r**. Eine genaue Reihenfolge läßt sich natürlich nicht bestimmen; die Buchstaben **d** und **t**, sowie namentlich das **s** (in seinen verschiedenen Zusammensetzungen und Zeichen, wie **ſ, s, ſſ, ſt, ß**) machen z. B. jenen Vokalen besonders den Vorrang streitig. Noch zweifelhafter ist die Anordnung der übrigen Buchstaben; höchstens könnte man sagen, daß in der Regel sich die Buchstaben **r** und **h**, ferner auch **m, l** und **g** häufiger vorfinden, als die zurückbleibenden Charaktere des Alphabetes, während sich im Englischen eine viel genauere Reihenfolge bestimmen läßt. Nur das **e** herrscht in beiden Sprachen so unzweifelhaft vor, daß man im Englischen, wie im Deutschen kaum einen noch so kleinen Satz-Abschnitt findet, in welchem der Buchstabe **e** nicht am häufigsten vorkäme.

Hiemit wäre nun gleich im Beginn das Fundament für mehr als eine blos willkührliche Annahme gegeben. Der allgemeine Nutzen, welcher aus einer Tabelle, wie der obigen, entspringt, ist klar, — im gegenwärtigen Fall rief ich sie jedoch selten zu Hülfe. Da 8 am häufigsten vorkommt, nehmen wir zuförderst an, diese Ziffer sey das **e** des natürlichen Alphabetes.

Das gebräuchlichste Wort in der deutschen, wie in allen übrigen Sprachen ist der bestimmte Artikel. Sehen wir also zu, ob in unserer Chiffreschrift öfters die gleiche oder ähnliche Zusammenstellung dreier verschiedener Charaktere eintrifft. Hier finden wir nun dreimal die Zusammenstellung *89 und je einmal die Zusammenstellung *84 auf dem Pergamente. Wir können daher mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Chiffre * den Buchstaben **d** repräsentirt. Nächst dem bestimmten, kommt der unbestimmte Artikel am häufigsten vor. Treffen wir daher nochmals eine gleiche Zusammenstellung von drei Charakteren verschiedentlich an, deren Anfang die 8 bildet, dann ist es kaum sehr gewagt, anzunehmen, daß uns das Wort „ein" entgegentritt. Und wirklich begegnet uns die Zusammenstellung 8§4 nicht weniger als dreimal an verschiedenen Stellen. Wir haben jetzt zwei neue Charaktere gewonnen, und wissen, daß § das **i**, sowie 4 das **n** vorstellen soll.

Hiemit ist viel erreicht; wir kennen jetzt namentlich mit ziemlicher Gewißheit die Anfänge und Schlüsse einer ganzen Reihe von Worten. Aus den uns bekannt gewordenen Chiffren sehen wir, daß der Zusammenstellung *89, wo sich dieselbe zum ersten Mal findet, das Wort „in" vorhergeht; es ist daher am wahrscheinlichsten, daß jene 9 den Buchstaben **m** oder **r** repräsentirt. Die Wahl fällt uns etwas schwer; indeß kommen wir auch hier allmählich zum Ziel. In der zweiten Zeile der Chiffreschrift stoßen wir nämlich auf folgende Zusammenstellung einer Reihe uns theilweise bekannter Charaktere:

*)4**08§.

Lösen wir jetzt diese Charaktere, so weit wir deren Bedeutung gelernt haben, auf, dann erhalten wir folgende Buchstaben:

d)ndd0ei

Es liegt auf der Hand, daß zwischen den beiden, neben einander gestellten **d** ein Spatium anzu-

nehmen ist; und wir brauchen uns kaum zu besinnen, daß sich das letzte Wort nur als „drei“ lesen läßt. Ebenso wenig können die beiden übrigbleibenden **d** zu einem und demselben Worte gehören, und daß folglich (sich nur als **u** lesen läßt, ist wohl mehr als gewiß. Wir haben jetzt, mit der Gewißheit, daß in der Zusammenstellung *89 sich die 9 nicht als **r** lesen läßt, einen dritten neuen Buchstaben gewonnen, nämlich das **m**, welches der 9 entspricht.

Nehmen wir jetzt einmal unsere Tabelle zur Hand. Der Charakter ; kommt nächst der 8 und 4, welche wir schon als **e** und **n** kennen gelernt haben, am häufigsten vor. Ein Blick auf die Zusammenstellung *8; belehrt uns, daß sich dieses Wort nur als „des“ auflösen läßt; denn für **r**, **m** und **n** haben wir bereits andere Zeichen. Unsere Vermuthung wird durch das häufige Vorkommen dieses Charakters unterstützt.

Es dürfte jetzt nöthig seyn, die verschiedenen, uns bekannt gewordenen Charaktere in tabellarischer Uebersicht zu ordnen, um Verwirrungen zu vermeiden. Wir erhalten folgendes Resultat:

*	repräsentirt	d	4	repräsentirt	n
8	„	e	0	„	r
§	„	i	;	„	s
9	„	m	)	„	u

Das heißt, wir haben nicht weniger, als acht der wichtigsten Buchstaben entziffert. Die Hauptschwierigkeit ist jetzt entfernt. Nehmen wir z. B. die ersten acht Chiffren der Geheimschrift:

8§4;)58;

Von diesen sind uns nicht weniger, als sechs bekannt, und die übrigen zwei lassen sich leicht errathen. Man braucht eben kein Sokrates zu seyn, um zu wissen, daß die Zusammenstellung:

ein:u5es

als „ein gutes“ zu lesen ist, und somit wieder zwei neue Wortzeichen enthüllt.

Es wird unnöthig seyn, mit den Details meiner Enträthselung fortzufahren. Ich habe genug gesagt, um Sie zu überzeugen, daß Chiffren von dieser Art leicht auflösbar sind, und um Ihnen einen Begriff von dem Rationellen einer solchen Auflösung zu geben. Glauben Sie mir jedoch, daß die vor uns liegende Probe zu der allereinfachsten Art von Geheimschriften gehört. Ich habe Ihnen jetzt noch die vollständige Uebersetzung der auf dem Pergament befindlichen Charaktere mitzutheilen. Hier ist sie:

„Ein gutes Glas in dem Teufelsstuhl in des Bischofs Castell einundvierzig Grad dreizehn Minuten Nordost zu Nord Hauptstamm siebenter Ast Ostseite Schuß von dem linken Auge des Todtenkopfes eine grade Linie von dem Baume durch den Schuß fünfzig Fuß hinaus.“

„Aber,“ nahm ich das Wort, mir scheint das Räthsel immer noch so verwickelt, als zuvor. Wie ist es möglich, in diesem Gewäsch von „Teufelsstühlen,“ „Todtenköpfen“ und „Bischofs-Castellen“ einen Sinn zu entdecken?

„Ich gestehe,“ versetzte Legrand, „die Sache hat noch ein schwieriges Aussehen für den oberflächlichen Blick. Mein erstes Bemühen war, die natürliche Satz-Eintheilung zu finden, welche von dem Zeichner der Charaktere beabsichtigt war.“

„Sie zu interpunktiren, nicht wahr?“

„Etwas von der Art.“

„Aber wie konnten Sie das bewerkstelligen?“

„Ich sagte mir, daß es gerade die Absicht des Schreibers gewesen sey, die Worte ohne Spatium und Absatz neben einander zu stellen, um so die Schwierigkeit der Auflösung zu erhöhen. Nur mußte ein nicht eben gar zu scharfsichtiger Mann ziemlich sicher ein solches Vorhaben übertreiben. Wenn er in seiner Satzfügung an eine Stelle kam, welche der Natur der Sache nach einen Punkt oder Absatz erforderte, so gab er sich alle erdenkliche Mühe, seine Charaktere noch dichter, als sonst, zusammen zu rükken. Sie werden das auf dem Pergamentblättchen fünfmal sehen. Durch diese Finte eher geleitet, als irregeführt, theilte ich die Sätze folgendermaßen ab:

„Ein gutes Glas in dem Teufelsstuhl in des Bischof's Castell — einundvierzig Grad und dreizehn Minuten — Nordost zu Nord — Hauptstamm, siebenter Ast, Ostseite — Schuß von dem linken Auge des Todtenkopfes — eine grade Linie von dem Baume durch den Schuß fünfzig Fuß hinaus.“

„Selbst diese Interpunktion,“ meinte ich, „läßt mich noch im Dunkeln.“

„Einige Tage lang war bei mir dasselbe der Fall,“ versetzte Legrand; „überall in der Umgegend von Sullivans Eiland zog ich mittlerweile Erkundigungen ein, ob irgendwo ein Haus oder ein Landsitz unter dem Namen „Bischofs-Castell“ bekannt sey. Da ich nirgends Auskunft erhielt, wollte ich schon meine Nachforschungen auf einen weiteren Umkreis ausdehnen, und eine mehr systematische Prozedur einschlagen, als mir eines Morgens plötzlich in den Sinn kam, jenes „Bischofs-Castell“ möchte vielleicht mit einer alten Familie, Namens Bessop, in Bezug stehen, welche in früherer Zeit ein alterthümliches Herrenhaus, etwa vier Meilen nördlich von der Insel, besessen hatte. In Folge dieser Idee besuchte ich die Plantage, und zog dort unter den ältesten Negern Erkundigungen ein. Zuletzt sagte mir eine alte Frau, sie habe von einem Platz Namens „Bessop's Castle,“ gehört, und glaube, den Platz finden zu können; es sey jedoch kein Castell, sondern ein hoher Felsen.

Ich erbot mich, ihr den Gang reichlich zu vergüten und nach einigem Zaudern willigte sie ein, mich an jenen Ort zu begleiten. Wir fanden ihn ohne sonderliche Mühe, und nachdem ich sie verabschiedet, begann ich den Platz zu untersuchen. Das

„Castell“ bestand aus einer unregelmäßigen Partie von Klippen und Felsen, — einer der letzteren fiel mir durch seine Höhe, wie durch seine isolirte und romantische Lage besonders auf. Ich erkletterte seinen Gipfel, und war jetzt sehr in Zweifel, was ferner zu beginnen sey.

Als ich nachdenklich umherschaute, fiel mein Blick auf einen schmalen Vorsprung an der Ostseite des Felsens, vielleicht anderthalb Ellen unter dem Gipfel, auf welchem ich stand. Dieser Vorsprung ragte etwa achtzehn Zoll über die Felskante hinaus, und war höchstens einen Fuß breit, während eine Nische in der über ihm befindlichen Klippe ihm eine rohe Aehnlichkeit mit den hohllehnigen Stühlen unserer Vorfahren verlieh. Ich konnte nicht zweifeln, daß dieß jener „Teufelsstuhl“ sey, auf welchen das Pergament anspielte, und schien jetzt den vollen Sinn des Geheimnisses zu verstehen.

Das „gute Glas“ wußte ich, konnte sich auf nichts Anderes, als ein Fernrohr beziehen; denn das Wort „Glas“ wird selten in anderer Bedeutung von Seefahrern angewandt. Ein Fernrohr also war hier zu gebrauchen, und zwar an einem Ort zu gebrauchen, der keine Abweichung zuließ. — Ebenso wenig konnte ich zweifeln, daß die Sätze: „einundvierzig Grad und dreizehn Minuten“ und „Nordost zu Nord“ auf die Richtung abzielten, in welcher das Fernrohr zu halten sey. Höchst aufgeregt durch diese neuen Entdeckungen, eilte ich nach Hause, holte ein Fernrohr, und kehrte nach dem Felsen zurück.

Ich ließ mich auf den Vorsprung hinab, und fand, daß es unmöglich war, anders, als in einer einzigen, ganz bestimmten Stellung einen Sitz auf demselben zu gewinnen. Diese Thatsache bestärkte mich in meiner vorgefaßten Idee. Ich nahm mein Fernrohr zur Hand. Selbstverständlich konnten sich die „einundvierzig Grad und dreizehn Minuten“ nur auf die Höhe des Emporhebens am sichtbaren Horizont beziehen; denn die Himmelsgegend war durch die Worte „Nordost zu Nord“ deutlich genug bestimmt. Die letzte Richtung stellte ich mit Hülfe eines Taschen-Kompasses leicht fest; dann erhob ich das Teleskop so annähernd als möglich zu einem Winkel von einundvierzig Grad, und bewegte es langsam auf und ab, bis meine Aufmerksamkeit durch eine kreisförmige Oeffnung in dem Laub eines Baumes, welcher alle seine Waldnachbarn überragte, in Anspruch genommen ward. In der Mitte dieser Oeffnung bemerkte ich einen weißen Fleck, konnte jedoch anfänglich nicht unterscheiden, was es sey. Den Fokus des Fernrohres durch Schieben verstärkend, sah ich abermals hin, und erkannte jetzt deutlich einen Todtenkopf.

Nach dieser Entdeckung war ich sanguinisch genug, mein Räthsel für gelöst zu halten; denn der Ausdruck: „Hauptstamm, siebenter Ast, Ostseite,“ konnte sich nur auf die Stelle des Baumes beziehen, an welcher sich der Schädel befand, während die Worte: „Schuß von dem linken Auge des Todtenkopfes, auch nur eine Deutung hinsichtlich des Aufsuchens der vergrabenen Schätze zuließen. Man sollte, so viel ich verstand, eine Kugel durch das linke Auge des Schädels hinabsenken und eine grade Linie von dem nächsten Punkt des Baumes durch „den Schuß“ (die Stelle, auf welche die Kugel herabgefallen war) ziehen. Diese Linie, bis zu einer Entfernung von fünfzig Fuß verlängert, würde einen gewissen Punkt anzeigen, und es schien mir wenigstens möglich, daß hier ein werthvoller Schatz vergraben sey.“

„Alles Dies“, sagte ich, „ist außerordentlich klar, und obwohl scharfsinnig, doch sehr einfach und bestimmt. Was thaten Sie nun, als Sie das Bischofs-Castell verließen?“

„Nachdem ich sorgfältig den Platz ausgemessen hatte, an welchem der Baum sich befand, kehrte ich heim, sobald ich jedoch den „Teufelsstuhl“ verließ, war die kreisförmige Oeffnung verschwunden, und wie sehr ich mich wandte, es war mir unmöglich, eine Spur derselben zu entdecken. Was mir als das Scharfsinnigste bei der ganzen Sache erscheint, ist die Thatsache, daß sich jene Baumöffnung von keinem andern Punkt erblicken läßt, als von jenem schmalen Vorsprung an der Ostseite des Felsens.

Auf dieser Wanderung nach dem „Bischofs-Castell“ hatte mich Jupiter begleitet, dem ohne Zweifel mein anscheinend zerstreutes Wesen seit mehreren Wochen nicht entgangen war, und der in Folge hievon besondere Sorge trug, mich keinen Augenblick allein zu lassen. Am andern Morgen gelang es mir jedoch, da ich sehr früh aufgestanden war, ihm zu entwischen, und ich wanderte auf die Hügel, um jenen Baum zu entdecken. Nach vieler Mühe machte ich ihn ausfindig. Als ich am Abend nach Hause kam, hielt mein Diener einen großen Stock für mich in Bereitschaft. Der Rest des Abenteuers ist Ihnen so gut wie mir bekannt.“

„Wahrscheinlich,“ bemerkte ich, „verfehlten wir zuerst den Platz, weil Jupiter in seiner Dummheit den Käfer durch das rechte, statt durch das linke Auge des Schädels fallen ließ.“

„Allerdings. Dieser Irrthum machte einen Unterschied von drittehalb Zoll bei dem „Schuß“ — d. h. bei demjenigen Pflock, welcher dem Baum am nächsten stand; wäre der Schatz nun unter dem „Schuß“ vergraben gewesen, dann hätte der Irrthum wenig zu bedeuten gehabt; aber der „Schuß“ und der zunächstliegende Punkt des Baumes waren nur zwei Punkte, um die Richtung der geraden Linie zu bestimmen; jemehr diese also verlängert wurde, desto mehr schadete der Irrthum, und bei fünfzig Fuß war der Unterschied so groß, daß wir ganz von der Fährte abkamen. Hätte ich nicht eine so tief gewurzelte Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandenseyn eines Schatzes in der Nähe des Bau-

mes gehabt; dann wäre all' unsere Arbeit umsonst gewesen."

„Aber Ihre feierliche Sprache, Ihr sonderbares Benehmen, Ihr Schwingen des Käfers, — wie überaus lächerlich! Ich glaubte wahrhaftig, Sie wären toll. — Und warum bestanden Sie darauf, den Käfer, statt einer Kugel herabfallen zu lassen?"

„Nun, um aufrichtig zu seyn, ich fühlte mich durch Ihren Argwohn betreffs meiner Gesundheit etwas ennuyirt, und beschloß, Sie im Stillen in meiner eigenen Manier durch ein bischen nüchterner Mystifikation zu bestrafen. Deßhalb schwang ich den Käfer, und deßhalb ließ ich ihn vom Baum fallen. Ihre Bemerkung über dessen schweres Gewicht brachte mich auf letztere Idee."

„Ja, ich begreife; — jetzt möchte ich nur über einen Punkt noch aufgeklärt seyn. Was haben jene Skelette zu bedeuten, die wir in der Grube fanden?"

„Das ist eine Frage, die ich so wenig, als Sie selbst, zu beantworten vermag. Es leuchtet mir jedoch nur eine Annahme hier ein, welche freilich auf eine sehr traurige Art die Sache erklärt. Es ist klar, daß Kidd — wenn in der That Kidd diesen Schatz vergrub, woran ich gar nicht zweifle — es ist klar, daß er bei seiner Arbeit Helfer gehabt haben muß. Nachdem jene Arbeit beendigt war, hielt er es für nöthig, alle Mitwisser seines Geheimnisses zu entfernen. Eine oder zwei Schläge mit der Art mögen hinreichend gewesen seyn, die in der Grube beschäftigten Genossen zu tödten; vielleicht erforderte es ein Dutzend — wer vermag es zu sagen?"

Kleinigkeiten.

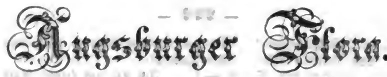
Der Waschschwamm wird von uns gebraucht, ohne daß die meisten wissen, wo und wie er wächst und welche mühe- und opfervolle und gefährliche Weise es ist, durch welche er uns geboten wird. Die Gegenden, wo er am meisten wächst und gefunden und gesucht wird, sind die Inseln des ägäischen Meeres und die klippenreichen Küsten Kleinasiens. Tief unten im Meere, an den Klippen und Felsen sitzt er fest an, und wächst und entwickelt sich, oft zu bedeutender Größe. Um ihn zu sammeln, muß man hinuntertauchen in die gefahrvolle Tiefe mit ihren Schrecken. Wie der Taucher in dem schönen Gedichte Schiller's sagt: da unten aber ist's fürchterlich, so ist es in Wahrheit und die Taucher wissen's wohl, die sich einem so gefahrvollen Verdienste widmen, der oft weit davon entfernt ist, in eben dem Maße lohnend zu seyn. Mit einem sackartigen Netze an der Brust, wo hinein er die Schwämme zu stecken pflegt, und einem Messer, um sie nöthigenfalls abzuschneiden vom Felsen, stürzt sich der Taucher kopfüber aus dem Boote in's Meer, um mit angehaltenem Athem in bedeutender Tiefe die Schwämme von den Felsen abzulösen. Schnell steckt er die Gewonnenen in sein Sacknetz und sammelt so schnell und so viele er erreichen kann, ehe der Athem ausgeht und erscheint dann mit seiner Beute an der Oberfläche, wird in's Boot gezogen, um sich zu erholen und dann von Neuem den gefährlichen Weg anzutreten. Besonders sind es die Bewohner der Felseninsel Symi, welche an der südwestlichen Küste Kleinasiens, bei der Insel Rhodus liegt, welche diesen Erwerb betreiben. Die kleine Insel ist fast nur ein Felsen und an der Küste voller Einschnitte und Buchten. Nur wenig bringt sie hervor für den Unterhalt ihrer verhältnißmäßig zahlreichen Bewohner. Von Außen her müssen sie beziehen, was sie außer den Fischen und andern eßbaren Thieren des Meeres ernährt, und um dazu die Mittel zu gewinnen, haben sie sich auf den Fang und das Aufsuchen der in der Meerestiefe wachsenden Waschschwämme verlegt. Von Kindheit an werden nicht bloß die Knaben, sondern selbst die Mädchen zum Untertauchen angelehrt und gewöhnt, und durch stets fortgesetzte Uebung bringen sie es darin zu einem außerordentlichen Grade von Geschicklichkeit. Eine besondere Sitte der Insulaner von Symi ist bemerkenswerth, weil sie uns an das schon gedachte Gedicht Schiller's, „der Taucher", erinnert. Wenn nämlich ein bemittelter Vater für seine Tochter einen Mann sucht, so macht er es bekannt, und an einem von ihm bestimmten Tage versammeln sie sich an irgend einer vom ihm bestimmten Bucht des Meeres. Der Werth, das Vermögen und die Schönheit des Mädchens versammelt mehr oder weniger Bewerber an Ort und Stelle. Auf ein gegebenes Zeichen tauchen Alle in's Meer unter; der aber erhält die Hand des Mädchens — der — am längsten es unter dem Wasser aushält. —

Die Spinnen bei uns sind Manchem und Mancher sehr widerlich und sind doch am Ende sehr harmlose Thierchen, die nur den Insekten feindlich und durch ihre schnell entstehenden Gewebe uns unangenehm sind. In Paraguay in Südamerika gibt es zwei Spinnenarten, die uns recht merkwürdig seyn müssen. Die Eine dieser beiden Arten ist sehr groß, hat lange Zähne und einen mit braunen Borsten besetzten Leib. Sie lebt, wie die Unsrigen, einsam. Ihr Biß verursacht Beulen und heftige Zuckungen, ist aber nicht tödtlich. Ihr Gewebe ist ein Bündel feiner, gleicher Fäden, ähnlich dem Coccon der Seidenraupe, und von hochorangegelber Farbe. Da die Farbe unzerstörbar und der Faden sehr fest ist, so wickeln oder haspeln ihn die Indianer ab und fertigen ein prächtiges seidenartiges Gewebe daraus, das nicht mehr gefärbt zu werden braucht. Eine andere Spinnenart weicht von den Sitten und Gewohnheiten ihres Geschlechtes völlig ab, das bekanntlich überall im Kriege mit seines Gleichen und stets einsam lebt. Diese Art lebt gesellig. Mehrere Hunderte wohnen zusammen und spinnen zusammen ein weites, aber dickes Gewebe von der Größe eines Hutes. Sie jagen zusammen und theilen sich je zwei und zwei in den gewonnenen Raub.

Vorzügliche Geistes- und Charakter-Eigenschaften sind Goldstücke, mit denen man sich sehen lassen kann. Im Handel und Wandel aber gebraucht der Mensch alle Minuten kleine Münze.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur: Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch *Nro. 56.* den 13. Juli 1859.

Aus der Guyana.

Ihr wißt Alle, daß es mir ziemlich sauer geworden ist, meine Studien zu vollenden, und nun, nach dem Examen, welches das letzte Sümmchen verschlang, stand ich rathlos vor der unfruchtbaren Wüste des medizinischen Referendarjahrs. In ein Spital wäre ich gern gegangen, aber jedes hatte längst seinen Assistenten; auf eine fremde Universität gehen? — du lieber Gott, womit denn? — Noch eine Auskunft ist im Gesetze vorgesehen; zu einem älteren Arzte als Gehülfe eintreten. Dieß klingt geradezu wie Hohn, — als kenne der Herr Gesetzgeber den Stand der Aerzte genau so gut, wie die Mandarinen der Heilkunde im glücklichen Reich der Mitte. Verhüte es der Herr, daß ich Uebles rede von den Senioren des Standes, dem ich selbst anzugehören strebe: doch ich muß bemerken, daß noch nie einer in der ganzen Zunft auf diese Weise placirt worden ist; ich bin ja auch noch viel zu jung, als daß ich die Lästerung, die den Neid der Aerzte gleich nach dem der verehrlichen Kesselflicker rangirt, aufgebracht haben sollte, und also unschuldig daran.

Ich sann deßhalb hin und her, wie es mir möglich wäre, über diese zwölf Monat breite Sahara zu gelangen, damit es mir endlich gelinge, auf das resp. Publikum als Praktikus losgelassen zu werden. Endlich fiel mir ein, daß meine verstorbene Mutter einen Bruder habe, der in einem Landstädtchen als praktischer Arzt tali quali hinlebe. Er sey keineswegs reich, erzählte man von ihm, aber ziemlich wunderlich, lebe als Hagestolz und ließe sich mit gesunden Leuten nur ungern ein. Sein Steckenpferd sey die Naturgeschichte, besonders Geologie. Weiter mußte man Nichts von ihm.

Nun, in Gottes Namen! auf eine abschlägige Antwort mehr, durfte es mir nicht ankommen; ich machte mich auf den Weg nach **ingen. Es war eines jener Genifte, von denen Heine sagt, sie nehmen sich am besten aus, wenn man sie mit dem Rücken ansehe. Die Gassen krumm und winklig, unreinlich und eng, die Häuser ohne Geschmack, unzweckmäßig, und nicht einmal die Düngerhaufen bequem angelegt. Die Wohnung des Onkels lag in einem Garten, als wollte sie sich mit dem übrigen Häuservolke nicht gern gemein machen, die Fenster waren nur gegen das Flüßchen und die blaue Bergkette offen; sonst waren die Läden geschlossen. Den Mann sah ich von einem Berufsgange heimkehren; er sah corpulent aus, und gern tröstete ich mich mit Shakespeare's Menschenkenntniß, der behauptet, ein dicker Mann sey ein guter Mann. Und der alte Comödiant schien nicht Unrecht zu haben, denn die Kinder sprangen herbei, ihm Patschhändchen zu bieten, und er nahm sie freundlich an. Möchte er auch mich freundlich annehmen! wünschte ich aus vollem Herzen, als ich ihm nachging.

„Was gibt es?“ frug er kurz, doch freundlich, und sah mich scharf an.

„Ich bin Franz, Ihrer Schwester Margareth Sohn,“ antwortete ich, „und mögte Sie kennen lernen, Onkel.“

Er bot mir freundlich die Hand; „wo hast du dein Gepäck, Franz?“ frug er.

„Im ersten Wirthshaus, rechts am Thore.“

„Was trinkst du? es ist warm heute.“

„Wein mit Wasser, wenn's seyn kann, Onkel.“

„Gern; dann habe ich noch einige Besuche zu machen; bis zum Abendessen, um sieben Uhr, mußt du dann mit der Unterhaltung meiner Bücher vorlieb nehmen. Adieu, Franz.“

Er ging so ruhig, als hätten wir schon ein ganzes Faß Salz mit einander gegessen. Eine alte, stumpfe Magd brachte einen tüchtigen Krug Landwein, doch von einem trefflichen Jahrgang, Hausbrod und Salz; dann trat sie schweigend ab, wie sie gekommen. Ich aß und trank ungenirt, und sah mich dabei im Zimmer um; alles einfach, reinlich und bequem, ohne Eleganz, doch was man „heimlich“ nennt; ein anderes Wort kenne ich nicht für diesen so wohlthuenden Begriff. Das Bücherbord war sehr gewählt, besonders im medizinischen Fach; dann die besten Reisen von Herodot bis zum completten Humboldt. Ich nahm einen Band des Kosmos, warf mich auf's Sopha und — schlief ein.

Das Klappern der Teller weckte mich. Der Onkel saß neben mir, in ein neueres Reisewerk versunken, mit einer duftenden Cigarre im Munde, und nickte mir freundlich zu. Beschämt sprang ich auf und wollte mich entschuldigen, doch er wehrte mir

mit einem Handwink; „du hast heute bei 22° über acht Stunden gemacht und darfst deßhalb schon schläfrig seyn," meinte er; „wollen wir essen?" — Ein Vorschlag, der meinerseits alle Berücksichtigung verdiente. Es war eine Suppe, kaltes Fleisch und Salat aufgetragen; den Nachtisch lieferte das Leben und Treiben der Alma mater, welches zu herzlichem Lachen häufigen Stoff bot. Der Onkel holte treffliche Cigarren hervor, die mir fast zu stark waren, und die alte Agnes bot reichlich ein ausgezeichnetes Bier; so schwatzten wir gemüthlich, bis der Onkel nach neune, so ruhig wie bei Allem, was er that, „Gut' Nacht!" sagte und davonging. Dame Agnes stellte ein kurzes Endchen Licht vor mich hin, öffnete eine Nebenthür, hinter der ich ein lockendes Bett gewahrte, und trat gleichfalls stumm ab.

Da saß ich nun allein und rekapitulirte meinen heutigen Tag; ich glaubte damit zufrieden seyn zu können; ohne daß ich von besonderen Empfangsfeierlichkeiten zu rühmen wußte, war ich herzlich und wohlwollend aufgenommen. „Dat Galenus opes" schien sich beim Onkel nicht zu bewahrheiten, doch ein gemüthliches Leben mochte ihm die Praxis gewähren, wenn auch ohne Bälle, Conzerte und Theater. — — Ich hätte wohl noch ein Stückchen weiter meditirt, aber mein Lichtstümpfchen war zur Neige; ich mußte eilen, bei seinem letzten Schimmern mein Bett zu finden.

Am andern Morgen suchte ich eben nach der Seite des Kosmos, über der ich gestern eingeschlafen, als der Onkel völlig angekleidet eintrat. Auch er wählte sich ein Buch, und beide lasen wir bei offenen Fenstern wohl eine Stunde. Eine Leiche ward gemeldet, einige neue Patienten wurden angezeigt — sonst blieb Alles still, außer der Kaffeemühle der Köchin, die bald nachher das Frühstück auftrug.

„Haben Sie viele Kranke, Onkel?" frug ich.

„Ziemlich."

„Interessante Fälle?"

„Das sind alle."

„Darf ich Sie bei Ihren Besuchen begleiten?"

„Zum Theil, ja."

Bis um eilf Uhr waren wir schon wieder zu Hause, aber die Privatpraxis zeigte sich mir auf diesen Wegen ganz anders, als im Klinikum und in Spitälern; mühsamer, aber instruktiver, und der Onkel hatte Recht: Alle waren, wie er es angriff, interessant. Nicht blos das kranke Individuum beachtete und behandelte er, sondern den Menschen, und die psychische Seite war oft pathologisch merkwürdiger, als der kranke Körper.

So waren mir schon acht Tage im Hause des Onkels vergangen. Ohne Worte von einer und der andern Seite fühlte ich, daß ich herzlich gern gesehen war, und sah man mir es gewiß an, daß es mir hier recht innig wohl war, als der Onkel mich eines Abends frug, was ich jetzt anzufangen gedächte.

Ich bat um seinen Rath, da mein Können gar kurz angebunden liege. Ich sagte, ich klagte ihm Alles.

„Ich weiß schon," murrte er, „oder vielmehr: ich kann's mir denken. Morgen früh will ich dir einen Vorschlag machen." Er ging noch lange spazieren, ohne mich zum Mitgehen aufzufordern, und am andern Morgen war Alles wie sonst auch, bis nach dem Frühstück der Onkel mir eine Liste von einem Dutzend Kranker übergab und mich aufforderte, sie allein zu besuchen. „Dann machst du Rapport," forderte er, „und wir verschreiben hier zusammen. — So, wenn es dir recht ist, bleibst du den Winter über bei mir, und hilfst mir praktiziren und einen räsonnirenden Catalog meiner Sammlung ausarbeiten. Ist dieß fertig, so gehst du noch ein Halbjahr auf meine Kosten nach Paris oder Wien."

Er drehte sich kurz um und war schon auf der Treppe, ehe ich ein Wort finden konnte. Ich besorgte die mir übertragenen Patienten, wie ich wußte, daß ich in seinem Sinne that, sagte aber auch nachher nichts über das Versprechen, welches mich so glücklich machte, und deutlich sah ich, daß ich so nach seinem Wunsche handelte.

So führten wir ein gar ruhiges, aber gemüthliches Leben, wenn auch mit mancherlei Abwechslung. Bald war es eine Fußtour zu näheren oder eine Fahrt zu weiter entfernten Kranken, oder eine wirklich bedeutende Sammlung, von Petrefakten besonders, ward aufgenommen, besprochen und endlich entsprechend geordnet.

Ein ziemlich unscheinbarer verschlossener Kasten war dabei mehrmals hin und her geschoben worden, bis sein Schloß einmal mir unwillkürlich aufsprang. Eine größere Eidechse war darin verwahrt, doch war es augenscheinlich von Anfang kein Meisterstück der Taxidermie gewesen; auch allerlei Insekten hatten den Eingang trotz des Schlosses gefunden, und das Ganze sah aus, als wäre es eine Mumie aus den Zeiten Rhamses I. Doch sah ich das Thier genauer an, ohne daß ich es zu erkennen vermochte; es war mir völlig fremd, und fast verdrießlich schlug ich den Kasten wieder zu.

Abends erst kam der Onkel zurück; er hatte eine weitere Tour zu Pferde gemacht, er war ermüdet, und frug kurz nach den Vorkommnissen des Nachmittags. Ich rapportirte, und berührte endlich den Fund des räthselhaften Saurus. Er winkte mit der Hand zu schweigen, versank aber in langes Nachdenken. Mehrere Tage war er weniger gesprächig, als sonst wohl, und ich war klug genug, ihn nicht zu stören, bis er eines Abends im Dämmerlichte selbst zu reden begann.

„Du kennst den Lurch dort im alten Kasten nicht?"

„Nein, Onkel."

„Es ist schade, daß er so zerstört worden ist:

es ist ein seltenes Thier, der Crocodilurus amazonicus. Ich hatte eine eigene Scheu, seinen Behälter nur zu öffnen; es war mir, als ob unheimliche Dämonen jener giftigen Zonen seiner Heimath darin gebannt wären. Es war eine tragische Geschichte mit der bösen Bestie."

„Vielleicht erzählst du sie mir einmal, Onkel, wenn du nicht so müde bist."

Er nickte nur, und rauchte schweigend noch lange. — „Du weißt, — begann er endlich, — daß ich nach meinem Examen die Mittel bekam, noch ein Jahr lang nach Paris zu gehen. Ein reicher Livländer, dessen Erziehung mein Vater geleitet, hatte mir die Summe ausgesetzt."

Ich konnte ein Seufzen nicht unterdrücken.

„Er wünschte dabei, daß ich einen Theil des Geschenkes einem tüchtigen jungen Manne dereinst, wenn es mir möglich wäre, wieder erstatten sollte, und das gedenke ich jetzt zu thun. Mit seinem Sohne zugleich ging ich nach Paris ab; er sollte diplomatische Studien dort machen. Beide wohnten wir im Quartier latin und ich nahe am Pont des arts. Kamen wir Abends um sechs aus unsern verschiedenen Kollegien, so pflegten wir uns am Denkmale Cuviers zu treffen, oder bei nassem Wetter in der großen Vorhalle am Portale der Sorbonne. Dort einigten wir uns über die weitere Verwendung des Abends, den er gern in die Nacht auszudehnen liebte, wenn ich schon damals den Schlaf vor Mitternacht am erquickendsten hielt. Sonst harmonirten wir trefflich mit einander — doch Eines gab's, in dem wir stracks auseinander gingen. Der Diplomat politisirte nur zu gern, wenn im Studium des Macro- und Microkosmos versunken der Frosch- und Mäusekrieg der Großen dieser Welt mir fast verächtlich wurde. Mindestens gesagt, hatte ich durchaus kein Interesse dafür, und ich ließ es lachend geschehen, wenn Berthold von meiner geistigen Trägheit sogar sprach.

So hatte es schon bis in den achten Monat gedauert, als ich von befreundeten Studiengenossen, ja sogar von einem wohlwollenden Lehrer, Winke und Warnungen erhielt, die mich von Berthold zu entfernen beabsichtigten. Er wandle eine gefährliche Bahn, deutete man mir an, er spreche viel zu unumwunden, zu offen für einen jungen Diplomaten, dem es weit räthlicher seyn würde, Handschriften zu dechiffriren, als geheim gehaltenen Wegen wichtiger, ja höchster Personen nachzuspüren und sie spöttelnd zu kritisiren. Du bist überzeugt, daß es mir Pflicht war, mit dem Sohne meines Wohlthäters über das Erfahrene zu sprechen. Seine Stirn erglühete dunkel, und mit heftigen Schritten maß er zornig das Zimmer. — „Ja, es ist allerdings wahr," brach er endlich los, „ich trete den Schlangenwindungen dieses durchlauchtigsten Schelmes kreuzend in seine schlechten Wege, die keinen Zweck haben, als eine edle, doch arme Familie moralisch zu verderben, ja zu vernichten, und das Geld, welches er zu diesem Zweck verwendet, ist durch falsches und trügerisches Börsenspiel erschwindelt. Doch jetzt habe ich nicht mehr nöthig, mit Andeutungen und Hohn blos zu drohen und zu schrecken: sieh' hier, hier habe ich die verfälschten Telegramme, die morgen Mittag erst an die Börse gelangen, wenn die Machinationen des Betrügers vollendet sind. Dießmal aber wird er sich täuschen; wenn die verfälschten Nachrichten von Straßburg ausgeblieben sind, so werden die ächten eintreffen, und Gott wird helfen!"

Die Thür ward aufgerissen, und ein kleiner Kerl mit einem wahrhaften Banditengesicht trat roh ein. „Monsieur," begann er, „je m'appelle Blaireau!"

„Und was weiter?" frug Berthold ruhig.

„Ich bin der Waffenmeister des 29sten. Sie haben von meinem Regimente verächtlich gesprochen, und werden mir die gehörige Genugthuung nicht versagen können."

Schon öfter hatte ich von diesem Blaireau als einem Gurgelabschneider gehört, der das Banditenhandwerk unter einer gentilen Form betrieb und vornehmen Herren, Leute aus dem Wege schaffte, die ihnen unbequem waren; Berthold aber schien dieß unbekannt zu seyn. „Mein Herr Dachs oder Fuchs," lachte er, „ich kenne weder Sie noch Ihr 29stes; morgen aber werde ich dessen Herrn Obersten erfragen."

„Nein, jetzt, hier auf der Stelle!" krähete der Raufbold, oder" — — — er zog ein Fleuret.

Berthold hatte mit dem gemüthlichsten Gesichte von der Welt eine doppelläufige Pistole von seinem Schreibtische genommen, spannte stumm die Hahnen, und hielt sie fast lächelnd vor sich hin.

Der Franzose senkte seine Waffe, als er bemerkte, daß auch ich ein schweres Jagdmesser schlagbereit in der Faust hielt. — „Meine Herren," begann er von Neuem, „es gibt einen Weg, uns zu verständigen. Liefern Sie mir gewisse Papiere aus, die Sie in Händen haben, und — la chose est faite!"

Berthold lachte ingrimmig. „Daraus kann nur unter der einen Bedingung etwas werden," höhnte er, „wenn der bewußte Herr eine Reise nach Amerika zu seinem Vergnügen antritt und schriftlich verspricht, vor einem Jahr nicht zurückzukehren."

Mr. Blaireau strich den Schnurrbart. „Lassen Sie die Sache fallen," schlug er vor, „und ich zahle Jedem von Ihnen tausend Napoleon."

„Ich werde die Papiere morgen früh durch unsern Gesandten an die geeignete Stelle befördern," war die verachtende Antwort.

„Warten Sie mit solchen extremen Schritten wenigstens bis morgen Abend," bat der Schuft höflich, „und Alles wird sich nach Ihren Wünschen arrangiren. „Messieurs, j'ai l'honneur!" — Er war verschwunden.

„Nun komm'," bat ich, „komm', nimm deine Waffen, und fort in's Hotel des Gesandten; hier darfst du die Nacht nicht bleiben!" Vergebens war lange mein Dringen; endlich schien er nachzugeben, er verließ seine Wohnung mit mir und in einem Fiaker erreichten wir das Gesandtschaftshotel. Es fanden sich deutliche Zeichen, daß er wieder in sein Logis zurückgekehrt war; am Morgen war er spurlos verschwunden. Ich stürmte zum Gesandten, ich that Alles, was mir irgend möglich war — vergebens! Die Constellation sey so kritisch, antwortete mir Graf ***, daß man die Verwicklung, eines jungen Burschen halber, der augenscheinlich geblasen habe, was ihn nicht gebrannt, nicht noch vermehren dürfe. — Ich schrieb nach Livland, und betrug mich bis zur erwarteten Antwort mit größtmöglichster Vorsicht. Die **Papiere waren gegen alles Erwarten an jenem Morgen nicht gestiegen! — Ein hochgestellter junger Herr hatte gleichfalls Paris in aller Stille verlassen; seinen Gläubigern bot man 17%.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Das Turnen in der Volksschule und die Wehrkraft. Der Hamburger Turnerbund hat einen sehr zeitgemäßen Aufruf erlassen, worin er im Angesicht der gemeinsamen Gefahr vor Frankreich zu größerer Theilnahme an den Turnvereinen und zur Bildung neuer Turngemeinden aller Orten in Deutschland auffordert. Wie einst die Turnplätze erstanden als Rüstungsanstalten zum Befreiungskampfe von dem französischen Joch, so sollten auch heute unsere Jünglinge auf dem Turnplatze kriegerischen Uebungen obliegen, und so ein wehrhaftes Geschlecht werden, das vor keinem noch so mächtigen Gegner sich zu fürchten braucht. Anknüpfend, möchten wir überhaupt die Hoffnung aussprechen, daß das Turnen, Exerciren und die anderen kriegerischen Uebungen auch in den Volksschulen eingeführt werden und überhaupt einen Theil der Erziehung bleiben möchten. Da gerade die Jugend am meisten Vergnügen an diesen Uebungen hat, so wird spielend ein kampftüchtiges Volk, ein geübtes Heer herangezogen, das nur weniger Nachhilfe bedarf; und da durch die körperliche Uebung zugleich die Gesundheit allgemeiner gepflegt wird, — so wird dreierlei Vortheil damit gewonnen: Wir erhalten eine größere Anzahl zum Kriegsdienst Tauglicher; die Nation wird wehrfähiger und die Ausbildung des Soldaten erfordert kürzere Zeit; eine größere Anzahl von Mannschaft ist in kürzerer Zeit und mit geringeren Kosten schlagfertig. Unsere Nation wird dadurch überhaupt unüberwindlich.

Feuerfeste Treppen mit Stufen aus Thon. Feuerfeste Treppen würden in jedem Gebäude zu wünschen seyn und den Bewohnern desselben eine große Beruhigung gewähren, da so manche schauderhafte Unglücksfälle bei Feuerbrünsten nur daher rühren, daß die Treppen, in Folge des Luftzuges, der in dem einem Schlot ähnlichen Treppenhause herrscht, meist früher ergriffen und zerstört werden, als alle übrigen Theile des Gebäudes. Aus Steinen aufgeführte Treppen sind aber in unseren Zeiten zu kostspielig und werden dieß noch mehr, wenn zugleich mit ihnen Eleganz verbunden seyn soll, und die Mittel, durch welche man das Holz unverbrennlich machen könnte, unterbleiben gewöhnlich um so mehr, als sie theils nicht allenthalben auszuführen sind, theils auch ihre Wirkung auf längere Dauer noch nicht erprobt ist. Beachtungswerth sind daher die neuerdings in England empfohlenen feuerfesten Treppen, deren Stufen aus Thon gefertigt, in gewöhnlicher Weise gebrannt und zur Vermeidung der Schwere hohl sind. Solche Treppen sind leicht, stark, dauerhaft, namentlich dem Abnutzen nicht leicht unterworfen und können, wenn sie mit gußeisernem Gebälk und Geländer versehen sind, dem Feuer weit länger, als die aus jedem anderen Materiale widerstehen.

Stores automatischer Bügelmann. Unter diesem Namen wurde in sieben der vereinigten Staaten von Nord-Amerika ein Bügeleisen patentirt, dessen Preßeisen an einem gegliederten Arm befestigt ist, der den ganzen Mechanismus des menschlichen Armes hat. Der Druck wird durch ein mit dem Fuß zu regierendes Trittbreit ausgeübt und die Bewegungen werden durch die Hand geleitet. Der Druck, den das Preßeisen ausübt, ist über 500 Pfund.

Tragische Geschichte.

Jüngst ist ein General erwacht,
Ein tapf'rer General,
Dem hat ein Traum um Mitternacht
Gemacht viel Angst und Qual.

Er war im Leben noch erschreckt
Durch keinerlei Gefahr,
Doch hat ein Traum ihn aufgeweckt,
Ein Traum gar wunderbar.

Was träumte denn dem General
In später Mitternacht?
Was hat ihm denn so große Qual
Und so viel Angst gemacht?

Ihn, der gebebt in keiner Schlacht,
Den nichts noch hatt' erschreckt,
Was hat ihn denn um Mitternacht
Aus seinem Schlaf geweckt?

War's Krieg und Pest, war's Hungersnoth?
War's Hülf- und Feuerschrei?
War's Hochverrath, und Mord und Tod?
War's blut'ge Meuterei?

Ihm träumte — nun, es war enorm! —
Daß durch das ganze Heer
Erhielte jede Uniform
Hinfort zwei Knöpfe mehr.

Hoffman v. Fallersleben.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 57.** den 17. Juli 1859.

Aus der Guyana.

(Fortsetzung.)

Nach vierzehn Tagen erschien der Vater Bertholds unter russischem Namen und mit russischem Passe. Wollen wir etwas ausrichten, so müssen wir mit der gleichgültigsten Unbefangenheit auftreten, und selbst mit dieser würde es nicht gelingen, wenn die französische Oberflächlichkeit nicht Liefland an der bayrischen Gränze suchte. — Der Herr Stritschovoff und ich gingen ruhig unsern Geschäften und Studien nach, ohne uns um etwas Anderes zu kümmern.

An dem Ausgange unseres Hörsaales stand alltäglich ein alter Bettler, der mit martialem Gesichte von den Meisten seinen Sou empfing und kaltblütig salutirte; Manche gaben ihm auch wohl nichts oder warfen ihm eine Rohheit, einen Spott in den Schnurrbart, ohne daß er etwas entgegnete; zuweilen aber blitzte Etwas unter den grauen Augenbraunen hervor, welches mir zu denken gab, bis ich über den Pont des Arts kam, und mir unheimlich däuchtete. Eines Tags aber fehlte er auf seinem Posten, und als ich nach ihm frug, hörte ich, er sey erkrankt. Mit dem Eifer, der junge Aerzte nach Patienten haschen läßt, suchte ich ihn in seiner ärmlichen Wohnung auf. Leicht erlangte ich die Erlaubniß, ihn auf Rechnung der Ambulance behandeln zu dürfen, und bald genas auch Mr. Richlai. Nach gallischer Weise übersprudelte er von Dankphrasen, die ich mit ein paar Francs abzuweisen dachte, aber — er wies mein Geld zurück. „Ich könnte wohl Ihnen etwas schenken, das Sie schwerlich verschmähen," versicherte er; ein Jagdgeheimniß!" Er sah mich dabei lauernd an, doch ich schüttelte traurig den Kopf und versicherte, daß ich nicht jage.

„Graben Sie auch nicht einmal einen Dachs oder Fuchs?" frug er mit so schlauem Augenblinzeln, daß ich es unmöglich übersehen konnte.

„Ah," rief ich mit bedeutsamem Wink, j'aime bien la graisse du blaireau, mais je ne la trouve pas."

„In Cayenne," entgegnete er fest, „finden Sie Dachsfett, wie Sie es brauchen, wohl genug. Vor einigen Wochen ging solch eine tückische Bestie mit einem liefländischen Bären dorthin unter Segel. Adieu, Monsieur, que Dieu vous benisse! Das Schiff hieß: die Clio."

Vergebens versuchte ich es auf jede Weise, Weiteres aus dem alten Burschen hervorzulocken; er blieb stumm und ward zuletzt verdrießlich, so daß ich am Ende es für klug hielt, abzulassen. Als ich dem maskirten Vater Bertholds meinen Fund mittheilte, blitzte ein Hoffnungsstrahl über seine Stirn. „Es ist ein düsteres Licht, welches uns leuchtet," rief er, „doch ist es Licht, und seinem Strahl müssen wir folgen. Zuerst will ich erforschen, ob ein Schiff und welches nach jener traurigen Küste gegangen ist."

Nach acht Tagen wußten wir aus den Listen, daß die Clio an die Küsten der französischen Guyana bestimmt abgesegelt sey; in Boulogne waren drei Staatsgefangene noch an Bord geschafft worden. Ueber England hatte Berthold noch im Augenblicke der Abfahrt eine kurze, doch bestätigende Nachricht seiner Deportation mir durch einen Schotten gesandt, der öfter mit mir zusammen kam.

So schmerzlich dem Vater auch die schreckliche Gewißheit des Schicksals seines geliebten Sohnes war, so wußten wir doch, daß er nicht durch Meuchelmord gefallen sey, und wußten, wohin wir unsre Blicke zu richten hatten. An Mitteln jeder Art fehlte es keineswegs; eine Fahrt nach diesem ziemlich unbekannten Theile Südamerika's war mir äußerst lockend, und die mörderischen Fieber schreckten den kerngesunden Arzt um so weniger, als die mögliche Rettung des Freundes meinen vierundzwanzig Jahren ein äußerst anziehendes Abenteuer erschien. Dem Vater kam es dagegen ein gewaltiges Opfer vor, welches er kaum annehmen zu dürfen glaubte; endlich, als ich ihm vorstellte, daß ich einsam, ohne Eltern dastehe, ja außer meiner kleinen Schwester, Deiner Mutter, gar Niemand habe, der mir eine Thräne nachweinen werde, gab er seine Zustimmung. Ausgerüstet mit Allem, was einer solchen Reise und ihrem Zwecke entsprechend seyn konnte, ging ich von Rotterdam mit dem Schiffe „Tee Zeeuw" nach wenigen Wochen unter Segel, und nach kurzer Fahrt ließen wir vor Paramaribo ohne irgend einen Unfall den Anker auf den Grund.

Das Ufer bot, trotz aller tropischen Ueppigkeit, einen einförmigen, tristen Anblick, der meine Hoff-

nungen und Erwartungen schon etwas niederschlug. Die weite Mündung des Berbice wälzte träg ihre braunen Wellen zum Meere, und aus ihnen tauchte zuweilen, mitten in Neu-Amsterdam, der ungeschlachte Kopf eines Alligators hervor. Die Scene amüsirte mich anfänglich, bis ein armer kleiner Negerbube plötzlich, laut schreiend, beim Baden von solchem Unthier ergriffen und unter's Wasser gezogen ward. Mir lief es eiskalt, trotz der 26° R., über die Haut, und jede Lust, mich durch ein Flußbad zu kühlen, war erloschen. Die Einwohner dieses Genistes aber, welches sie „Stadt" nannten, gingen so gemüthlich ihren etwaigen Geschäften nach, als sey eben leider eine junge Katze ertrunken. Unter der Veranda des Hauses, welches mir zur Wohnung zugewiesen war, lag ein dicker Myn Heer, ruhig seine lange Thonpfeife schmauchend; an ihn, der die Scene nahe vor den Augen gehabt, wandte ich mich mit meinem Entsetzen, und er nickte beistimmend. „Blerum," grunzte er, „war einer von meiner Zucht, — hatte mir schon viele Gulden für Fütterung gekostet!" — Ich ging still weiter. —

Am Tage machte ich es wie andere Leute auch, und blieb im festverschlossenen Gemache. Als die Sonne sank, erhob ich mich endlich, nahm eine leichte Büchse zur Hand und wollte gegen den nahe herantretenden Wald hinausgehen, doch Jeder versicherte mich: dies hieße das Fieber aus erster Hand holen. Mit dem Aufgang der Sonne schlug ich die feinen Mosquitonetze zurück und nahm den gestern verschobenen Spaziergang auf. Am Strom hinauf, der in den ersten Strahlen des Tages erglühete, ging ich einer Gruppe hehrer Jaguapalmen zu, welche die leichten Federkronen anmuthig im balsamischen Windhauch wiegten. Der Schritt verdoppelte sich, denn endlich sah ich diese königlichen Säulen vor mir, diesen Stolz der Pflanzenwelt. An der Basis der Krone quollen die ungeheuren Blüthentrauben hervor, umschwirrt von brillantenen Kolibri's, umgaukelt von zierlichen Sapajous, die den reichen Nektar der riesigen Blumen mit den kleinen rothen Händchen naschend schöpften, und ganz oben, im elastischen Blätterschmuck halb verborgen, schimmerte die Federpracht einiger rothen und blauen Arras, die der kommenden Sonne entgegen kreischten. Vom längeren Aufwärtsschauen war mir der Nacken müde geworden, das Licht blendete mich, und ich senkte die schwindelnde Stirn in die Hand. — Ein dumpfes Murren ließ mich aufblicken. — — Da, keine zwanzig Schritte vor mir, — das war ein gewaltiger Jaguar! — Das Thier hatte am Flußufer ein Pekari erlegt, und stand, eine der starken Tatzen auf die noch zuckende Beute gestützt, als wollte er sein Eigenthumsrecht dokumentiren, stolz und mit trotzigem Grollen, ein schöner Anblick, vor mir.

Leider konnte ich mich der kühnen, malerischen Stellung wenig freuen. Ich mochte die Feindseligkeiten aus mehreren Gründen nicht beginnen und trat behutsam, die Stirn dem stolzen Feinde zugewendet, den Rückzug an. Erst als ich ziemlich weit von ihm entfernt war, nahm er seine Beute in den weiten dampfenden Rachen und schritt gemächlich in das Dickicht. — Obgleich es mich eben noch etwas geschaudert hatte, so fand ich doch, daß die glühende Sonne mit ziemlich unangenehmer Schnelle in dieser Gegend heraufkomme, und — vielleicht auch noch aus einem andern Grunde eilte ich, nach Hause zu kommen. Unter der Veranda saß Mynheer Van Schuyten und sah mich äußerst ruhig an. Noch von der Begegnung aufgeregt, erzählte ich ihm mein Abenteuer. Er erstaunte nicht, er zeigte keine Theilnahme, aber er lachte auch nicht. „Ja, ja," nickte er nach einer Weile, „derlei kömmt nicht so selten bei uns vor; erst vor einem Monat hat der Tiger mir einen Commis zerrissen, der toll genug war, auf ihn zu schießen. Er hatte mich kein Vierteljahr vorher achthundert Dukaten Engagement und Ueberfahrt gekostet! Donder og Löchting!"

Er schwieg und ich auch; Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Die meinigen drehten sich um die Wahrheit, daß das Land, wo der Cayennepfeffer wächst, allerdings auch sein Unangenehmes habe, wenn man es in der Nähe ansehe; Van Schuyten, glaube ich, rechnete. Einige Negermädchen traten in ziemlich uranfänglichem Costüm auf und servirten ein Frühstück, bei dem die lockendsten Südfrüchte, besonders wunderschöne Ananas und Apfelsinen prangten; doch eine anwesende Dame warnte mich sehr ernst vor diesem Genusse, der nur ohne Nachwehen bleibe, wenn man tüchtig Rum dazu trinke, wie Mynheer Van Schuyten. Nicht lange darnach ward ich zum Mittagessen gerufen, und eine Geflügelsuppe duftete gar appetitlich, war aber so heiß mit Cayennepfeffer gewürzt, daß ich nun erst recht begriff, wie begründet und sinnig der Wunsch des Feindes „in's Pfefferland" sey. Mächtig erschrocken war ich freilich auch, da ein großer Hahn als Braten auftrat, der einen langen Schweif zierlich über den Rücken geringelt trug und eine Citrone im weiten Rachen; es war ein Leguan, mit dessen zartem Fleisch ich mich indeß bald befreundete. Rum mußte man aber auch dazu trinken.

Der erste Buchhalter Van Schuytens, ein schon ergrauender, ernster Mann, saß mit uns zu Tische und machte einen angenehmen Eindruck auf mich, demzufolge ich mich ihm zu nähern suchte. Ich hatte den rechten Mann gefunden; er nahm mich mit Güte auf und gab mir zu meiner projektirten Reise in's Innere die wohlwollendsten und erprobtesten Rathschläge, deren hohen Werth ich erst im Verlaufe meiner Tour kennen lernen sollte. „Bleiben Sie ruhig einige Monate hier," rieth er mir, „um sich erst mehr an Clima und Lebensweise zu gewöhnen. Jetzt ist unsre trockne und gesunde Zeit;

später, wenn unser Himmel wirklich mörderisch wird, haben Sie dann Routine genug erlangt, in's Innere den Bergen entgegen zu dringen und reiche abenteuerliche Schätze zu sammeln. Vielleicht, daß Ihre Tour dazu hilft, unser reiches, üppiges Land dem Segen der Cultur näher zu bringen. Jetzt ist es, für Frankreich wenigstens, ein Verbannungsort, und die Deportationen dahin fast schlimmer wie Todesstrafe; helfen Sie, es zu einem Paradiese umzugestalten, statt zu einer Hölle von Verdammten."

Mit aller Achtsamkeit nahm ich die Weisungen des Herrn Barenz auf und fand jedes seiner Worte fest begründet. Allen den Uebeln, die mir so schroff entgegentraten, lernte ich ausweichen und das Leben in Guyana wirklich angenehm finden — bis auf die Mosquitos, mit denen ich mich nie befreunden konnte. Die dichtesten Netze, die das Lager umgaben, waren dennoch nicht im Stande, ganz vor dieser heillosen Legion von geflügelten Peinigern zu schützen, und hier begriff ich, wie malend die alten Hebräer am Nil den Teufel Baal-Zebob, den Fliegenkönig nannten, wenn auch im Schlamm des heiligen Stromes kaum ein kleiner Bruch der Zahl, die hier summten, schwirrten und hell pfiffen, erzeugt werden konnte.

Oefter hatte ich in den Außenräumen des Hauses Eingeborne bemerkt, die Erzeugnisse des innern Landes in die Magazine zum Kauf brachten. Thierhäute, Vogelbälge hatten wohl schon meine Neugier gereizt, waren aber für Herrn Barenz und seine dienstbaren Geister von geringem Interesse. Cacao, wie ihn die Wälder erzeugen, Vanilleschoten, Kaffee und Tabak, der meistens gestohlen seyn mochte, dessen Arom demungeachtet ausgezeichnet war, machten die Hauptartikel aus, doch auch Sarsaparille, Jatropakörner, Ipecacuanha u. dergl. wurden viel zu Markte gebracht. Unter den Händlern fiel mir ein kräftiger Indianer vom Tupistamme auf, der wie die andern Alle den mehr wie unschönen Typus der ganzen Rasse zeigte, aus dessen Auge aber ein menschlicher Funke zu leuchten schien. Eines Abends meldete man Herrn Barenz, Zackarijatto liege, von neuem Rum betäubt, schon aufgetrieben und dem Ersticken nahe in einem der Ställe. Ich war zugegen und bat um die Erlaubniß, ihn sehen und wo möglich ihm helfen zu dürfen, die mir gern gewährt wurde. Ein tüchtiger Aderlaß, eine dito Dosis Calomel, mit starkem Kaffeeaufguß, hauptsächlich aber wohl die kräftige Natur des Patienten wirkten wunderbar; der Herr mit dem inexpressiblen Namen genas bis zum Abend des folgenden Tages, und Barenz erklärte dieß für ein wirkliches Glück für mich, da Zakarijatto ein angesehener Häuptling seines Stammes sey. Im Gegenfalle würde er mir ernstlich abgerathen haben, in die Gegend seines Wohnsitzes mich zu wagen. So war es aber gelungen, und bald sollte ich die Früchte meiner Weisheit ernten. Zackarijatto stellte sich mir vor, behauptete, ich sey ein gar gewaltiger Medizinmann, und gelobte, daß im Stamm der Tupi kein Hund es hinfort wagen dürfe, nach mir zu schnappen. Natürlich ergriff ich die Gelegenheit beim Schopfe und bat um eine sichere Eskorte in's Innere des Landes, die mir feierlichst zugesagt wurde. Barenz, mein trefflicher Freund, mahnte, jetzt die Reise zu unternehmen, und rüstete mich mit einem edeln, dauerhaften Pferde und sonstigen Nützlichkeiten, die mir noch fehlten, umsichtig aus; ich ordnete meine kleine Apotheke, Waffen, Lederkleider gegen Dornen und Mosquiten, und zog, von Zakarijatto selbst geleitet, waldein.

Der Herr des Landes trat nun erst in seiner Majestät auf. Unter dem weißen Gesindel war er stets in Modesten von Segelleinnen mit einer bunten Cattunjacke erschienen; „jetzt, wo seines Reiches Grenze anfing," ward sogar der Hut von Palmblattrippen weggeworfen, und ein Streifen Calico um die Hüften war das ganze Costüm, eine Lanze mit fatal aussehendem Widerhaken sein ganzes Arsenal. Erst am dritten Reisetage bot ein eben so reich uniformirter Stallmeister ihm einen tückischen dickköpfigen Mustang, und verschwand wieder im Dickicht, lautlos, wie er gekommen.

Die Gegend hatte sich zu meinem Erstaunen völlig verändert; der Sumpf und dessen Gifthauch war verschwunden und ein liebliches Hügelland hob sich in weichen, schöngeschwungenen Linien. Die trägen braunen Ströme hatten sich zu klaren sprudelnden Bächen verwandelt. Die Cocosstämme boten, in kleine Gruppen vereint, ihre nährenden Nüsse, ihre erquickende Milch, die riesigen Desmanthuskronen waren von Heerden von Vierhändern, von Schaaren bunter, kreischender Papageien belebt, die in den Nüssen des gastlichen Baumes schwelgten, die ernste Swietenie trug das Taugewinde der Lianen mit den duftigen Blüthenkelchen, neben den Schmetterlingblumen seltsam gestalteter Orchideen, und leise glitt die buntfleckige Tigerkatze durch das Gewirr der Gipfel, irgend einen unvorsichtigen Affen zu berücken. Und aus dem Walde hob die stolze Palma real den zweiten Wald ihrer Säulenkronen, aus denen ungesehen der weiße Glockenvogel des Morgens seinen Metallton erschallen läßt. Sogar meine blutgierigen Feinde, die Mosquiten, wurden mit jedem Abend minder und verschwanden endlich ganz, so daß ich gar nicht mehr in den verrufenen Guyana zu reiten wähnte, wenn nicht mein brauner Sansculotte mich hin und wieder auf eine Boa aufmerksam gemacht hätte, die vom Geäst eines Baumes lang herabhängend die tausend Farben ihrer Haut im Sonnenstrahl spielen ließ und bei unserer Näherung blitzschnell in den Blättern verschwand. Der Tupi lenkte bei solcher Begegnung die Pferde jedesmal schnell seitlich, denn wenn die Schlange auch nicht den Kampf mit Mann und Roß sucht, so scheut ihn die

Gereizt auch keineswegs und ist immer ein sehr fataler Gegner. Der gleiche Fall ist es mit dem gewaltigen, riesenstarken Jaguarete, dessen grüne Lichter wir mehrere Male aus dem Dunkel des Dickichts leuchten sahen. Ungereizt greift er einen Reiter nur im Nothfalle und von Hunger gestachelt an.

(Schluß folgt.)

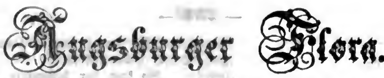
Kleinigkeiten.

Ein Spielhaus in San Francisco. Unter die Schattenbilder des kalifornischen Lebens gehört das Treiben in den Spielhäusern, dessen hier folgende der ostdeutschen Post entlehnte Schilderung interessiren wird: „Das hier herrschende Elend wird, wo nicht hervorgerufen, doch wesentlich gefördert durch die vielen Spielhäuser. In jeder Straße sind deren zu finden und auf fünf Wohnhäuser kommt ein Spielhaus! An den grünen Tischen sitzen meistens durch- und ausgetriebene Franzosen und arbeitsscheue Deutsche. Ich besuchte ein solches Spielhaus und will versuchen, es zu schildern. Das zwei Stock hohe Gebäude gehört zu den schöneren in San Francisco, im Erdgeschoß befindet sich das Bierhaus zum „Gambrinus". Eine deutsche Kellnerin, ein deutscher Wirth und eine deutsche Küche locken den größten Theil der Landsleute hierher. Obwohl die Einrichtung höchst armselig und die Speisen schlecht sind, so werden doch ungeheure Preise gefordert: Ein Glas Bier, Kaffee oder Thee kostet ½ Dollar, ein Glas Punsch, Wein und Eis einen Dollar. Unter den vielen Bekannten, die mich hier freundlichst begrüßten, war auch Dr. Prechtler aus Bremen, der mich einlud, das im ersten Stock liegende Spielhaus zu besuchen. Wir gingen die Stufen hinan. Doch welch ein Kontrast zwischen dem deutschen Bierkeller und dem im französischen Style eingerichteten ersten Stockwerke! Es schien mir wie eine Reise von Deutschland nach Frankreich! Die mit grünem Tuche belegten hölzernen Treppen führten uns in ein Vorzimmer, wo ein schwarzer Lakai die Symbole europäischer Cultur: Hut und Stock in Empfang nahm. Freilich ist solches bei vielen Gästen unnöthig, denn die meisten, die den Salonfrack der Europäer mit einer Jacke und den Stock mit Spaten und Haue längst vertauscht haben, kommen gerade aus den Minen, noch rußig an Händen und Gesicht, mit aufgeschürzten Hemdärmeln, auch zuweilen ohne Hemdärmel, Doch desto glänzender gestaltet sich der mittlere Theil dieser von roher Arbeit gezeichneten Gestalten. Hier befindet sich der Gürtel, wo das gewonnene Geld, von zwei Pistolen bewacht, symbolisch auf das den Reichthum umgebende Elend hinzudeuten scheint. Golddurst in den Zügen kamen sie hierher, um in kurzer Zeit das mühsam Erworbene vermehrt oder auf immer verloren zu sehen. Kaum hatten wir unsern Fuß in dieses Paradies gesetzt, so umgaukelten uns die Abgesandten der Hölle mit den Schlangenkünsten der Beredsamkeit, um uns zu locken. „Ich muß gestehen, daß alle Standhaftigkeit von meiner Seite aufgeboten werden mußte, um der Verlockung zu widerstehen. Man las uns aus einem Katalog die Namen Derjenigen vor, die Fortuna begünstigte; aber die Schaaren der den „Erinnyen" Anheimgefallenen verschwieg man uns. „Hier sind die Goldminen Kaliforniens!" rief ein Neger in bunter Tracht — „Hier ist Onkel Tom's Hütte!" entgegnete eine Stimme in meinem Innern. Ein Zweiter machte Bajazzospäße und suchte den Verlierenden den Verlust wegzulachen. Sechs Musiker geigten Lust, Hoffnung und Trost und wurden dafür von den Gewinnenden reichlich beschenkt; der minder glückliche Theil konnte in diesen Tönen die dringendste Mahnung zur baldigen Umkehr ausgesprochen sehen, denn diese Musik war abscheulich. Während meiner Anwesenheit hat ein Goldgräber aus Columbia 3000 Dollars gewonnen, zwei Andere verloren 2500 Dollars. Es war ihr durch sechzehn Monate der harten Erde abgezwungener Verdienst. Da wurde es mir unheimlich zu Muthe; die wilden Gestalten aller Farben, die sich mit einer Handvoll Goldstaub zu den Spieltischen drängten, glichen den Todten und Jüngstverstorbenen, die, soeben am stygischen Gestade anlangend, mit dem Obolus in der Hand den Eintritt in die Unterwelt von Charon sich erkaufen wollen. Dieses Toben und Lärmen zeigte mir an, daß alle Furien und Höllengeister hier losgelassen seyen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich von diesem Orte zu entfernen. — An der Thür mahnte uns ein artiger Franzose, wir möchten bleiben, da es uns nicht gefiel zu spielen, den Eintrittspreis von 2 Dollars zu berichtigen. Das war das Erstemal, daß ich nach der Vorstellung Entée bezahlte; doch mußte ich wohl mit dieser Eigenmächtigkeit und neufranzösischen Prellerei zufrieden geben und erlegte für den erwünschten Austritt mein Eintrittsgeld. Noch waren wir nicht befreit. Ein schwarzer Garderobier in seiner ehemals eleganten Livree war der Gegensatz zu obigem Franzosen. Der Natursohn wollte zuerst seinen halben Dollar mit Händen fassen, worauf er sich herbeiließ, unsere Hüte und Regenschirme zu verabfolgen.

Aberglaube. Wie weit die Bildung des Volkes namentlich in den von den Geistlichen noch stark beeinflußten Ländern gediehen ist, erkennt man unter Anderm an der auf dem Lande noch üblichen Sitte des Läutens während eines Gewitters. Daß dieses das Einschlagen des Blitzes durch Erschütterung der Luft und der niederhängenden Gewitterwolke geradezu hervorruft, ist längst erwiesen und an sich einleuchtend genug. Trotzdem geht man von diesem Gebrauche nicht ab, als wenn man die göttliche Vorsehung durch lauten Schall darauf aufmerksam machen müßte, vorsichtig zu seyn. In Preußen ist das Läuten verboten, und es hat sich erst kürzlich der Bürgermeister von Ruwer in Rheinpreußen veranlaßt gesehen, unter Hinweisung auf die Unglücksfälle, welche früher durch dieses Läuten in Schömerich und Morscheid vorgekommen sind, das Verbot in Erinnerung zu bringen, weil in einer Gemeinde der durch die Gewitter verursachte Schaden dem Ortsvorsteher zugeschrieben wurde, der das Läuten nicht erlaubt hatte.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. N. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 58. | den 20. Juli 1859.

Aus der Guyana.

(Schluß.)

Es war ein milder, lauer Tag gewesen, eben hatte ich ein schweres schwarzes Hockohuhn geschossen, welches uns einen köstlichen Braten zu liefern versprach, und Zakarijatto begann es behend zu rupfen, als die Sonne mit der Schnelle der Aequatorialgegenden in die Nacht hinabsank. Das leichte Zelttuch war an einer glatten Granitwand befestigt, die den Rücken schirmte, und vor ihr, an dem horizontalen Aste eines Wollstammes, wiegte sich meine Hängematte, aus der ich, gemächlich meine duftige Cigarre rauchend, dem Indianer zusah, wie er das Huhn briet. Die Pferde, leicht gekoppelt, standen zur Seite, und Lasko, ein treuer, starker Hühnerhund, knurrte, halb schon im Schlafe, zu meinen Füßen. Weiter hinab stürzte ein Strom, der hastig vom Berge vor uns herabsprang, über eine senkrechte Felswand mit dumpfem Brausen wohl fünfzig Fuß herab, und wehrte so den Krokodilen, höher das Gebirge zu ersteigen, wie sie es gern thun und sogar den gewaltigen Sturz des Orinoko, den Raudal, auf seinen Staffeln überklimmen. Der Braten war fertig, als, eben im Begriffe zuzugreifen, ein gellender, lauter Klageton vom nahen Walde her uns unterbrach. Ich horchte auf und griff nach der Büchse; Lasko sprang empor und schien mich fragend anzublicken; nur Zakarijatto bewegte keine Muskel und hatte nur Augen für das Huhn. Noch horchte ich dem ersten kläglichen Laute, als ein zweiter, dritter, vierter einfiel, und in weniger als Minutendauer hallte der Wald vom Geschrei all' seiner Bewohner zumal. Ich vernahm zu gleicher Zeit das jammernde Geheul der Aluaten, das feine Flöten des kleinen Sapajou, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Brüllen des Jaguarete, das widrige, tiefe Katzenheulen des Cuguar, das Schweingeschrei des Pekari, die Laute des Faulthieres, der verschiedenen Papageyen, und noch mancher anderer Bestien, die ich nicht kannte. Erschrocken frug ich den Indianer, was dieser Hexensabbath im Walde bedeute; doch emsig kauend entgegnete er mir: die Thiere feiern die schöne Mondnacht. Humboldt und andere Reisende erzählen von ähnlichem, plötzlichen Aufschreien des ganzen Waldes, ohne eine andere und genügende Ursache desselben anzugeben. Unbehelligt durften wir die Nacht hindurch zwar rasten, doch um den Schlaf war es gethan.

„Bist du schon in Cayenne gewesen?" frug ich, als der heillose Lärmen sich pausirend etwas von uns entfernte, meinen Begleiter.

„Oft genug," war die lakonische Antwort.

„Nun, und wie gefällt es dir dort?"

„Böse Männer!" gab er mit allem Ausdruck von Abscheu zurück.

„Warum?" frug ich weiter.

„Viel Arbeit, wenig zu essen!"

„Für die Indianer?"

„Nein, auch arme Weiße!"

„Warum gehen sie nicht fort?"

„Sie haben kein Schiff, kein Brod."

„In den Wald sollten sie gehen, wie du und ich."

„Weißer Mann kann nicht im Walde leben, wenn Tupi nicht dabei ist; er weiß keinen Weg, er ist sehr dumm im Walde; der Jaguar frißt ihn gleich!"

„Possen! mich hat noch keiner gefressen!"

„Ja dich; du großer Medizinmann!"

„Ich habe einen Bruder in Cayenne!"

„Einen Bruder? und holst ihn nicht gleich daher?"

„Ich mögte gar gern, aber ich darf nicht!"

„Aber Zackarijatto darf es? Soll ich ihn holen?"

„Diese Flinte, die zweimal schießt, gebe ich dir, und Pulver, so viel wie ein Mann schwer ist."

„Auch etwas Rumi?"

„Ein ganzes Ankerfaß voll."

„Komm, laß uns reiten! —"

Behende sattelte er mein Thier und sprang voll Ungeduld auf seinen Mustang, der weiter keine Rüstung gebrauchte. Die Sonne war nicht fern mehr, denn die Sterne der Argo begannen zu erbleichen und das südliche Kreuz neigte sich zum Untergange. Der Strom, welcher neben uns dahinbrauste, eilte zum französischen Oyapoc hinab, wie Zackarijatto versicherte. Beide Reiter waren, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, vom lebhaftesten Eifer beseelt, doch war ich sammt meinem Nero, den ich alle Ursache hatte nicht zu übertreiben, nicht im Stande, mit dem nackten Indianer gleichen Schritt zu halten. In weitem Bogen durch das Land ge-

zogen, dachte ich von der Landseite Cayenne zu erreichen, und dann dort, ohne Argwohn zu erregen, die Lage der Sachen zu erforschen und das Weitere meinem guten Sterne zu überlassen. Das zuversichtliche Versprechen des Tupihäuptlings, welchen mir schon Barenz als durchaus verläßlich geschildert hatte, schien auf keine sehr großen Fluchthindernisse nach der Landseite zu deuten, da allerdings kein Europäer, der nicht des Beistandes der Eingebornen sicher war, es wagen konnte, das Innere des Landes zu betreten.

Auf Waldpfaden, die nur ein Indianer finden kann, ritten wir so rasch dahin, als es der Pferde halber nur räthlich war; ich, dem die lebhafteste Ungeduld in jeder Fiber zuckte, mußte den Gefährten, der keine Schonung seines Thieres kannte, stets zurückzuhalten suchen: denn, fiel sein Mustang, so war er im Stande, von der Savanne sich mit dem Lasso einen andern zu fangen oder rüstig nebenher zu traben, was ich Beides nicht vermochte. Noch dazu mußte ich meinen Rappen für den Rückweg der Flucht bei voller Kraft erhalten, da wir möglicherweise auch verfolgt werden konnten. Den Oyapoc zur Seite, kamen wir unserem Ziele stets rüstig näher, bis Zackarijatto behauptete, wir können es in einem Tagemarsch von da erreichen.

Nun war es nöthig, das Letzte zu besprechen. Der Indianer wollte meine Netztasche, die Berthold sehr genau kannte, da er sie mir selbst geschenkt, mit geringen Sarsaparillwurzeln füllen, die er sicher war nicht rasch zu verkaufen, also Ursache hatte, sich länger in der Stadt herumzutreiben. Ich sollte mich indeß in der öden Baumwollpresse einer verlassenen Pflanzung verbergen, deren Besitzer sammt und sonders in einer Nacht von den Otomaken erschlagen worden waren. Bleistift und einen Streifen Papier barg der listige Bursche in dem Calicogürtel, der sein ganzes Costüm repräsentirte; alles Uebrige mußte ich Gott und dem Glücke überlassen. Der Tupi zitterte fast vor Erregung und Begier, den bösen weißen Männern mit krapprothen Beinkleidern, die ihm besonders widrig vorkamen, einen Possen zu spielen. Sie hatten, wie er mir erzählte, ihn auf Pariser-Weise verhöhnt, und als er ihren Witz auf Tupi-Manier vergalt, ihn tüchtig gepeitscht. Es war schon lange her, doch hatte er den Schimpf nicht vergessen, und ich konnte sicher seyn, daß er sein ganzes Vermögen aufbieten werde, meinen armen Freund zu befreien.

Ich mag dich mit den Details nicht ermüden, — fuhr mein Onkel nach längerer Pause fort — am dritten Tage kam Zakarijatto wieder und hatte Berthold richtig gefunden. Ein Zettel von seiner Hand bestellte den Indianer zum Tage des Neumondes an die Seite des Ravelins, innerhalb dessen die armen Deportirten schmachteten, dort wollte er sich herablassen und in einem Canot mit der Fluth den Strom hinaufrudern.

So kam der bestimmte Tag heran, und voll froher Erwartung ritten wir zu dem tief versteckten Bayou, in welches der Indianer seinen Kahn mit meinem geretteten Freunde bringen wollte. Langsam und vorsichtig lenkten wir die Pferde aus dem Dickicht auf eine Blöße heraus, die, nur mit Gras und Gestrüpp bewachsen, sich zum steilen Ufer des Bayou hinab erstreckte, als der Tupi mir mit der Hand links deutete. Dort sah ich meinen Lasko im Kampfe mit einer etwa drei Fuß langen Eidechse, die sich freilich nach Kräften wehrte, doch dem ferm dressirten Hunde, der die Bestie am Hals gepackt hatte, nicht beikommen konnte. Ich erkannte den Crocodilurus amazonicus, eine sehr seltene Eidechse dieser Gegend, und hatte allerdings die größte Lust, Lasko beizuspringen, doch schon sank die Sonne zum Horizonte und keine Zeit war zu verlieren; der Hund mußte abgerufen und der Weg fortgesetzt werden.

Mit der Schnelle der Tropen folgte dem Sinken der Sonne die Nacht. Die Pferde wurden mir überlassen; unter dichtbelaubten Manceniligesträuchen, die mit den purpurrothen giftigen Aepfeln prangten, holte der Indianer ein leichtes Canoe hervor und glitt den Strom hinab in die duftige Nacht hinein. An einen zähen jungen Mahagonystamm, um den her saftiges Zuckergras grünte, band ich die gekoppelten Pferde, und war nun ganz allein. Den Strom herauf zogen mit monotonem Schnarchen die Reihen der Süßwasserdelphine, und rauh hallte der hohle Paarungruf der widrigen Alligatoren; der Nachtaffe murrte aus dem riesigen Gipfel des Desmanthus und vom Rothholzbaume. Der Cuati stieg leise neben mir einen andern Stamm hinauf, und bald hörte ich das Klagen eines Vogelpaares und das Zirpen der Jungen im aufgefundenen Neste. An den Geranken der Lianen, welche wie mächtige Taue vom Gipfel bis zum Boden herab sich winden, kletterte die schöngefleckte Tigerkatze behend empor, oder ist es der einfarbige blutgierige Couguar — ich sah nur das Glimmen der grünen Lichter und hörte das tiefe drohende Murren. Doch keine Furcht schlich mir in die Brust; kaum daß ich den Kolbenhals der gespannten Doppelflinte fester umfaßte — nur an Berthold dachte ich und an seinen edlen, bekümmerten Vater in dem fernen Schlamm Lutetias. „Gewiß, er betet für uns!" flüsterte ich leise für mich und eine frohe Zuversicht zog in mein Herz, die nicht wich, selbst als ein mächtiger Jaguar so nahe an mir vorüberstrich, daß ich ihn im Schatten der Nacht deutlich erkannte. Mit stillem Verwundern hörte ich, wie im Boden zu meinen Füßen sogar das Leben sich regte und große farbenglänzende Käfer im Mulm der Wurzeln arbeiteten.

Da tönte der Ruf der Höhleneule vom Wasser herauf und das leise Plätschern eines Ruders. Der

Nachen legte an, und — Berthold lag in meinem Arm! — Nur drei Monate hatte er in Cayenne zugebracht, und doch war es mein schöner, kräftiger Berthold nicht mehr; bleich und gedunsen lehnte er sich an meine Brust. Doch er war frei, keine verächtlich-tückische Gewalt, die ihn banditenmäßig gestohlen, hielt ihn mehr; auf dem geradesten Wege sollte der treue Indianer uns auf tiefverborgenen Waldpfaden nach Neuamsterdam führen und den verheißenen Lohn reichlich empfangen; in bequemer Kajüte auf dem Damengolf gewiegt, erholte er sich dann bald wieder. Nur eine kurze Rast durften wir uns und ihm jetzt gönnen; die Ebbe floß reißend ab und fegte das Rindencanot, die letzte Spur verwischend, zur Teufelsinsel hinaus, und siegend sprang die Sonne im Osten hervor. Berthold ritt meinen Nero, eine zur Schnur gedrehete Liane machte es mir möglich, den Mustang Zakarijatto's zu lenken, der Indianer lief vergnügt nebenher und versicherte wiederholt, daß jede Gefahr vorüber sey. Dort winkten schon die zwei weitastigen Ceibastämme, bei denen Lasko gestern Abend die Eidechse aufstöberte. Und wahrhaftig, der Hund schlug an; das Thier, schwer verletzt, hatte sich nicht weit fortzuschleppen vermocht, doch war das zähe Leben keineswegs erloschen. Jetzt hatte ich Muße genug, das seltene Stück mir nicht entgehen zu lassen, und eilig glitt ich vom Pferde; mit der Schnur zerrte der Indianer das Störrige seitwärts, und ich und Berthold drangen auf den Crocodilurus ein, der noch grimmig um sich biß und mit dem gepanzerten Schwanz kräftig schlug. Mein armer Freund, vom Gefühl der neuen Freiheit gehoben, vom Fieber schwach und steif, kam der gereizten Bestie zu nahe und erhielt einen tüchtigen Biß in die Fußbeuge, der anfangs heftig schmerzte, weil die scharfen Zähne nicht loslassen wollten, sondern an den gepackten Sehnen heftig zerrten. Zakkarijatto versicherte indeß auf das Bestimmteste, daß das Thier durchaus nicht giftig sey, und bereitete von zerquetschten Kräutern einen kühlen Umschlag, der auch in kurzer Zeit den Schmerz wohlthuend linderte.

Nun aber trieb der Indianer dringend zum Aufbruch, indem er uns am Horizonte und an verschiedenen Thieren Zeichen bemerklich machte, welche das Nahen eines Sturmes verkünden. Wir konnten zwar noch nichts erkennen, waren aber folgsam genug, so rasch auftreten zu lassen, als Bertholds verletzter Fuß es irgend zuließ. Jetzt aber mußten wir plötzlich die Wahrhaftigkeit unseres Wetterpropheten erkennen; der Himmel verlor seine durchsichtige Bläue, und mehr und mehr umschleierte ihn ein unheimliches Bleigrau, eine erstickende, dumpfe Schwüle lag auf den Reitern und mitleidfordernd ächzten die Pferde. Der ganze Horizont war ungeahnt mit Wolkenmassen bedeckt, vor denen das Tageslicht zu einer dichten, schaurigen Dämmerung versank; mit kläglichen Angstlauten eilten die Affen und andere Thiere durch den Wald, über dem ein drohendes Schweigen lag, welches mir schrecklicher vorkam wie ein tobender Sturm auf offner See.

Der Tupi hatte uns, fast im letzten Augenblick vor dem Ausbruch des Orkans, zu einer Felswand geleitet, die uns ziemlich vor Sturm und Regen schirmte. Jetzt schmetterte ein gellender Donnerschlag durch das bange Firmament, an dem falbe Blitze sich zuckend schlängelten, und die Gewalt des Sturmes zersplitterte riesige Stämme mit einer Kraft, von der wir hier in Europa keinen Begriff haben. — Nach etwa zwei Stunden schien die Wuth der Elemente ausgetobt zu haben, Sturm und Donner schwiegen, und als hätte ein infernaler Traum uns geschreckt, lachte der Himmel in tropischer Reine und Pracht. Außer dem Anblick des großartigen Schauspiels hatten wir nichts als gründlich durchnäßte Kleider davongetragen, über deren Faltenwurf wir bald lachten. Berthold, in seiner ärmlichen Gingamblouse, behauptete, er gleiche einer griechischen Nymphe mit nassen, anliegenden Gewändern. Es war sein letzter Scherz gewesen!" —

In kurzer Zeit hatte ein milder Luftzug, der von den Bergen herabströmte, unsre Kleider getrocknet, doch hatte wohl die gewaltige elektrische Entladung auf unsre Nerven eingewirkt; schlaff und verdrossen, waren wir froh, als die Sonne zur Rüste ging und der Indianer einen bequemen Platz zur Nachtrast ausgefunden hatte. Wir verschmäheten beide die vorsorglich bereiteten Speisen, wickelten uns am lodernden Feuer in unsre Decken, und nach innigem Dankgebete gegen Gott, der mein Streben hatte gelingen lassen, schlief ich ein.

Als die Sonne am Morgen mich weckte, saß Berthold schon aufgerichtet auf seiner Decke. „Ich habe wenig und nur unruhig geschlafen," klagte er, „und ich fühle mich im Allgemeinen unwohl. Wahrscheinlich hat der Regen gestern mich erkältet; ich bin steif im Nacken, sollte stets gähnen, und kann doch fast den Mund nicht öffnen." Wohl erschrack ich bei diesen Zeichen, doch konnte ich die entsetzliche Wahrheit noch nicht fassen und wies sie fast zornig zurück. Die halbe Erde hatte ich schier umschifft, um dem Freunde Befreiung zu bringen; es war endlich gelungen, er war gerettet, und jetzt! — — —

Ich band den verletzten Fuß auf; die Wunde war trocken und mißfarbig, bald ließ der bezeichnende Schmerz in der Herzgrube und schütterndes Zucken durch den ganzen Körper den schrecklichen Wundstarrkrampf nicht verkennen, der mit allen Hülfsmitteln der Cultur nur höchst selten bezwungen wird. Berthold starb einen qualvollen Tod im Urwalde; die heillose Eidechse habe ich präparirt und als trauriges Andenken mitgenommen.

Kleinigkeiten.

Perücken werden allerdings aus Eitelkeit von Vielen getragen, welche die vollkommen wahre Ueberzeugung gewonnen haben, ein Kahlkopf sey nicht schön; allein es gibt doch auch Leute genug, die sie aus Gesundheitsrücksichten tragen, weil ihr kahler Kopf sie Verkältungen aussetzt, welche Zahnweh, Ohrenschmerz, Kopfgicht und Augenleiden im Gefolge haben. Wer aber glauben wollte, die Perücken stammten erst aus der Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich, wo sie häufig in der aller großartigsten Gestalt getragen wurden, der würde über die Maßen irren. Es ist vielmehr eine thatsächliche Wahrheit, daß sie in, vielleicht noch vor jene Tage hinabreichen, da Moses die Kinder Israels aus Aegypten führte. Zum Beweise dafür dieute eine aus Menschenhaar gefertigte Perücke aus Aegyptens ältesten Zeiten, welche man in England aufbewahrt. Sie wurde tief im Schutte gefunden, fast auf dem Steinboden des Tempels der Göttin Isis, welche die heidnischen Aegypter anbeteten, in der uralten, seit unvordenklichen Zeiten in Trümmern liegenden Stadt Theben, welchen die Engländer aus- und aufgruben. Ob sie ein Pharao oder ein Oberpriester getragen, — wer weiß es? Aber ihr ungeheures Alter ist unbezweifelt. Daß die reichen Römer sie trugen und ihre Kaiser sie mit Goldstaub, als Puder bestreuten, ist auch eine ausgemachte Thatsache. Nichts zeigt aber doch in dem Grade den Unsinn der Mode und ihre unbegreifliche Macht über, so zu sagen, vernünftige Menschen, als der Gebrauch, welcher zur Zeit unserer Väter, Groß- und Urgroßväter herrschte, nämlich der, daß Jeder, welcher darauf Anspruch machen wollte, ein anständiger Mensch zu seyn, eine Perücke tragen mußte. Sie ließen ihr natürliches schönes Haar abrasiren und setzten eine Perücke auf, auf welcher der Puder so dick lag, wie im Winter der Schnee auf den Bergen —? — Nun, wenn auch nicht gerade so hoch, doch immerhin hoch genug um die Perücke schneeweiß erscheinen zu lassen, und also den jungen, blühenden Mann zu einem Greise zu machen. Daran hing denn hinten entweder ein Zopf von der Länge einer halben bis ¾ Elle oder es hing ein schwarzseidener Sack daran, mit einem mächtigen Bandschlüpf. Weiß waren die Leute, aber unter der weißen Perücke saß so wenig die Weisheit, wie etwa heutzutage unter einem Cylinder von Hut. Den Hut trug man zur Zeit dieser Perücken Mode unter dem Arme! Woher es kommen mag, daß man die Perücke spottend Atzel nannte und noch nennt? — Etwa, weil der Zopf bei jeder Kopfbewegung die putzigen und närrischen Bewegungen eines Elster- oder Atzelschwanzes machte? — Man sieht, daß die Verrücktheit der Mode nicht uns allein nachgesagt werden kann!

Bilderfabrikation in New-York. Während man bei den Amerikanern nur selten wahren Kunstsinn findet, ist doch das Bestreben, ja die Sucht, Bilder, und zwar Oelgemälde zur Dekoration der Zimmer zu besitzen, unter ihnen so verbreitet, wie vielleicht in keinem Volke der Welt. Der kaufmännische Geist der Nation hat natürlich diese Werke ausgebeutet und es hat sich daraus eine ausgedehnte Bilderfabrikation und ein massenhafter Bilderhandel entwickelt. Newyork ist der Hauptsitz von beiden und es werden hier mehr Bilder in Oel gemalt als irgendwo in der Welt. Rom kann sich in der Menge nicht mit Newyork messen. Von hier werden sie nicht allein nach allen Ländern der Union, sondern auch über deren Grenze hinaus versendet. Bei dem großen Unverstand, auf den dabei gerechnet wird, ist dadurch die Malerei, ihrer größten Ausdehnung nach, zum bloßen Industriezweig herabgesunken. So zahlen Kunsthändler, die sich mit den niederen Sorten von Bildern abgeben, für eine Landschaft in Oel 24 Zoll bei 32 an den Arbeiter 3 Schillinge 6 Cents. Der Unternehmer gibt dabei die Leinwand, die aber sehr schlecht, nur wie baumwollener Stoff ist. Die Farben muß der Maler geben. Fertige Bilder mit $3\frac{1}{2}$ Zoll breitem Barrockrahmen (unächte Vergoldung) werden mit $1\frac{3}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Dollars bezahlt (Kunsthändlerpreise). Tausende dieser hier fabricirten Bilder werden nicht allein tiefer im Lande unter einer ungebildeteren Bevölkerung, sondern auch in der Hauptstadt selbst verkauft. Maler, welche sie anfertigen, sollen sich eigener Gestelle und Verrichtungen bedienen, mittelst deren sie mehrere gleich große Stücke Leinwand aufspannen und auf alle nach einander jede Farbe einer Landschaft auftragen, so daß dieselbe auf jeder Leinwand fast gleichzeitig fertig wird.

Briefschwalbe. In Zele (Belgien) hatte ein Taubenfreund eine Brut Schwalben aufgezogen und zahm gemacht. Bei einer Taubenwette ließ er mit seinen Tauben auch 3 seiner Schwalben in Chateaurour, welches in gerader Richtung 120 Wegstunden vom Ziele entfernt ist, Morgens um 6 Uhr auffliegen, und um $10\frac{1}{4}$ Uhr Vormittags traf die erste Schwalbe wieder in ihrem Neste, und bald darauf die zweite ein, ohne daß die Thierchen im Mindesten ermüdet schienen. Die erste Taube kam erst um 3 Uhr 45 Minuten Nachmittags heim. Die Schwalben hatten mithin die 120 Stunden in $4\frac{1}{4}$ Stunden zurückgelegt.

Räthsel.

Es führt nur einen einz'gen Speer
Ein kleiner flinker Hauf;
Nur Einer in dem ganzen Heer
Setzt einen Helm sich auf.

Sie rücken aus; der linke Troß
Legt in Reserve sich,
Der andre greift nach dem Geschoß
Und ficht gar ritterlich.

Aus dem Gedränge hilft zuletzt
Der mit dem Helm gewiß,
Und wenn es eine Wunde setzt,
Schlug sie der eig'ne Spieß.

Mach' du es selbst denn offenbar,
Des Heeres Kommandant,
Wie heißt der Spieß der kleinen Schaar?
Wie wird der Helm genannt?

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 59. den 24. Juli 1859.

Nura, das Schlangenkind.

Etwa vierzig Meilen vor seiner Mündung theilt sich der Ganges, Indiens heiliger Strom, in zwei Hauptarme, von denen einer, der Hugli, an Calcutta vorüberfließt, während der östliche Arm, den ursprünglichen Namen beibehaltend, und in unzählige Verzweigungen auseinanderlaufend, das Delta bildet, eine Unzahl Inseln, welche weiter unterwärts die Sunderbunds heißen. Alle diese Inseln sind mit dichten Waldungen oder Gestrüpp bedeckt und dienen einer großen Menge wilder Thiere zum Aufenthalt; namentlich wimmelt der Strom von Krokodillen und im giftigen Dunste feuchter Waldniederungen hausen unzählige Schlangen.

Es war in der Mitte Oktober des Jahres 1857, als auf dem Zweigarme des Stromes, der von Culna herüber fast in gerader Linie nach dem Ganges fließt, ein großes flaches Boot herabkam, dessen Segel träge und unbeweglich an der Raa hing, als Zeichen völliger Windstille. Sechs braune Laskaren hockten auf den Ruderbänken und trieben durch phlegmatische Schläge ihrer langen Ruder das schwere Fahrzeug auf der schmutzigen, wellenlosen Wasserfläche dahin, während im Stern, unter einer aufgespannten Leinwand mehrere Europäer um das Nargileh versammelt waren, stumm und mit halbgeschlossenen Augen in die blauen Tabakswölkchen starrend, welche langsam sich ausbreitend von keinem Luftzuge bewegt wurden. Plötzlich ertönte das Signal einer Schiffspfeife, der Laskar drehte am Steuer und langsam näherte sich das Boot einer Landspitze, deren wilde Vegetation fast bis zum Ufer reichte.

„Verdammt sey der heilige Sünder Bhagiratha, welcher die wassersüchtige Nymphe Ganga so lange maltraitirte, bis sie sich als schmutziger Giftstrom vom Himmel herabstürzte!" rief Lieutenant Siemens, indem er ans Ufer sprang. „Heraus Doktor mit Ihrer Botanisirkapsel und Schmetterlingszange, hier giebt es Beute die Hülle und Fülle. Während unsere rudermüden Paviane ihr Papagaienfutter zubereiten und etwas Ganges mit Rum genießen, wollen wir eine kleine Excursion längs dieser Strandspitze unternehmen. Claffen mag uns mit den Gewehren begleiten, der Proviantmeister und Steuermann aber das Commando und die Aufsicht über diese braunen Söhne des Wischnu übernehmen, welchen Gott ich nur um der Eigenschaft Willen beneide, daß er sich willkürlich in einen Fisch verwandeln kann. Welche wohlthätige Kunst bei solcher Heidengluth in der Nähe eines Flusses!"

„Gewiß, mein guter Lieutenant, bin ich von der Partie!" antwortete der Doktor, ebenfalls ans Land tretend. „Capitain Stevenson soll mir nicht umsonst Erlaubniß gegeben haben, während der Einladung seiner Fracht diese Sunderbunds zu durchforschen, auch glaube ich Euch Seeleuten, die Ihr meinen Schutz und Beistand bildet, hinreichend bewiesen zu haben, daß Doctor Jörgens weder ohne Muth noch ohne Ausdauer ist."

„O gewiß Doktor, Sie sind ein kleiner Teufelskerl!" lachte der Seeoffizier, „dafür bringen wir aber auch eine halbe Bootsladung Raritäten zurück, mit denen man die Gassenjungen in Deutschland zu erschrecken vermöchte. Ich fürchtete immer Sie würden noch einen vollständigen Elephanten oder ein Krokodilenpärchen hinzufügen."

„Nein, Siemens, solches Zeug ist keine Seltenheit mehr in unseren Sammlungen, aber — offen gestanden — mein innigster Wunsch ist der Besitz einer Naja tripudians, einer Brillenschlange, die auch Cobra genannt wird. Welche Unmasse der Ophidien haben wir nun schon angetroffen — selbst eine Lachesis, — nur die Brillenschlange ließ sich nicht sehen. — Lieutenant, Sie müssen mir eine Brillenschlange verschaffen!"

„Den Teufel auch!" antwortete der Seemann. „Alle Achtung vor Ihrer Gelehrsamkeit, Doktor, aber den Biß dieses giftigen Ungethüms kann sie doch nicht heilen. Kommen Sie, vielleicht findet sich etwas Besseres. Haben Sie Ihren Revolver in der Tasche. In diesen vermaledeiten Sunderbunds darf man nicht hundert Schritte weit gehen, ohne auf Vertheidigung gefaßt zu seyn!"

„Den Revolver? Allerdings habe ich ihn in der Tasche, er ist aber nicht geladen!" antwortete Doktor Jörgens, die Botanisirtrommel umhängend und das Fangnetz für die Insekten über die Schultern werfend. Lieutenant Siemens gab den Zurückbleibenden noch einige Instruktionen und die Beiden,

gefolgt von dem Matrosen Classen, der zwei Büchsflinten trug, traten ihren Spaziergang an. Aber schon nach wenigen hundert Schritten begann Doktor Jörgens seine Jagd. Bald purzelte er bei der Verfolgung eines herrlichen Falters oder Käfers über ein Cacteengeschlinge, bald löste er Moose und Insectennester von den Bäumen, dann grub er wieder nach einer Wurzel oder that aus dem unrechten Rohr des Gewehrs einen Fehlschuß nach weitentfernten Vögeln, so daß der Lieutenant, der indessen langsam weiter schritt, den Naturforscher und Classen bald aus dem Gesicht verlor.

Es giebt kaum im Naturleben ein herrlicheres Schauspiel als die tropische Vegetation. Indiens Wälder bieten die schönsten mit saftigem Laub und glühenden Farbenschmelz der Blüthen geschmückten Bäume, der Geruch von tausend gewürzhaften Blumen erfüllt die Luft und unbeschreiblich ist die Ueppigkeit der Schlinggewächse. Tausende von farbigen Vögeln und in wundersamer Pracht funkelnden Insekten beleben die stumme Welt der Pflanzen; in den höchsten Zweigen tummeln sich lustige Affen, weit über den Spitzen der Palmen und Mangustans zieht ein Schwarm märchenhafter Paradiesvögel oder wie Gold und Smaragd glänzender Pfauen, und überall huschen, zirpen und singen kleine, wunderbare Geschöpfe, wie sie nur Indiens Sonne erzeugt.

Der Lieutenant Siemens hatte schon früher Ausflüge in die Sunderbunds unternommen, so wunderbar aber, wie auf dieser Landspitze war ihm die Schönheit der tropischen Natur noch nirgends erschienen und behaglich schritt er auf eine kleine Anhöhe zu, die bis fast an das Ufer vorsprang. Da glaubte er plötzlich hinter dem Hügel den leisen Gesang einer weiblichen Stimme zu vernehmen. Es waren liebliche, glockenreine Töne, deren Klang dem deutschen Seemanne ins Herz drang, wie eine Stimme aus der lieben fernen Heimath. Er fühlte, daß ein unnennbares Weh sein Herz durchdrang, und es ihn sehnsuchtsvoll nach der Sängerin zog, und doch haftete sein Fuß fest und unbeweglich am Boden wie unter dem Einflusse eines Zaubers.

Der Gesang verstummte, wenige Schritte von sich aber vernahm Lieutenant Siemens zwischen den Sträuchen und Bäumen ein seltsames Geräusch und seine Augen dorthin wendend erblickte er den schlanken Kopf einer furchtbaren Brillenschlange, die mit kurzen Windungen den häßlichen Körper nach der Lichtung wälzte. Des Lieutenants Blut erstarrte zu Eis, in solcher Nähe hatte er sich noch niemals mit einem jener furchtbaren Reptile befunden, und convulsivisch griff seine Hand nach dem Revolver. Die Schlange richtete den vordern Theil ihres Körpers senkrecht empor, der züngelnde Rache öffnete sich und die kleinen Augen blitzten wie Diamanten, während der Hals mit der dunkeln Zeichnung anzuschwellen begann, als Zeichen der Wuth. Mensch und Schlange betrachteten sich einen Augenblick ohne Bewegung.

Da ertönte wiederum von der Anhöhe herüber die wunderliebliche Melodie und langsam neigte die Brillenschlange das Haupt und setzte ihren Weg fort. Der Seemann folgte ihr. Um den Hügel tretend erblickte er jetzt die Sängerin, ein junges indisches Mädchen, welches am Fuße eines vom Blitze zerstörten Bananenbaumes sitzend, das Haupt in die Hand gestützt, ruhig der Annäherung des giftigen Wurmes entgegensah. Kaum war das furchtbare Thier noch drei Schritte von ihr entfernt, als Lieutenant Siemens rasch vortrat und den Revolver auf die Schlange abfeuerte. Rasch hintereinander krachten vier Schüsse und die Cobra wälzte sich in Todeszuckungen.

Wahrhaftig Mamsell, ich denke meine Kugeln kamen gerade zu rechter Zeit! rief der deutsche Seemann. Ahoi, Doktor! hier liegt eine Brillenschlange!

Das braune Hindumädchen sah mit ihren schwarzen funkelnden Augen zu Siemens auf. Dieser bemerkte, daß sie mit Thränen gefüllt waren.

Wehe über dich, Feringhi, weßhalb hast du der Begünstigten des großen Wischnu die Gestalt geraubt? klagte die Indierin. Ist die Erde nicht groß genug für alle Geschöpfe, daß Du des Bismallah auserwählte Lieblinge in den Himmel zurückdrängst? Gern noch wäre Nura unter diesen Blüthenbäumen in des Vaters Bigha geblieben, aber Deine Zauberwaffe drängt auch mich aus dieser Hülle, damit ich in den Körper der großen Freundin Gottes übergehe!

Höre mein Schatz, sagte der Lieutenant, ich verstehe zwar nicht ganz, was Du sagst, glaube aber, Du beabsichtigst Dich für meinen Liebesdienst zu bedanken. Bitte, ist gern geschehen! Willst Du mir aber einen Gegendienst leisten, so setze einmal Deine braunen Hinterfüße in Trapp und renne den Strand entlang, bis Du einen kleinen dicken Kerl findest, der wie ein Grünspecht an allen Bäumen und Sträuchern herumhackt. Dem sage, er solle gleich hierher kommen, ich hätte eine Brillenschlange geschossen.

Nura antwortete nicht. Sie stützte wiederum das Haupt in die Hand und begann einen leisen klagenden Gesang, der Lieutnant aber bemerkte alsbald den Doktor, welcher in Folge der raschgefeuerten Revolverschüsse im kurzen Hundetrabe, der schnellsten Bewegung, die ihm möglich war, über die Schlinggewächse heranhüpfte, hinter sich den Matrosen Classen, mit des Naturforschers Utensilien bepackt, wie ein Maulesel. Als Beide sich der Stelle, wo Siemens stand, näherten, richtete das Hindumädchen sich langsam auf und verschwand im Dickicht. Ahoi Siemens! eine Brillenschlange? keuchte der Doktor. Ach, köstlich — Herzenslieutenantchen, dafür muß Ihnen der König einen Orden und die Akademie den Doctortitel geben! Sehen Sie nur: Hals mittels der breiten Rippen wie eine Scheibe dehnbar,

am Unterleibe ganze Schilder, runder Schwanz mit getheilten Schildern, Kopf mit neun Platten — lieber Himmel, Siemens, mich incommodirt schon eine — der Oberkiefer mit Giftzähnen. Das Gift wird durch Ophiorrhiza mungos unschädlich. Classen, packe an, wir wollen den herrlichen Wurm nach dem Boote tragen.

Bald gelangte der Zug zum Landungsplatze, wo die Laskaren ihr Mal verzehrten. Beim Anblick der todten Schlange wurden die indischen Matrosen außerordentlich betroffen. Sie beendigten sogleich ihre Mahlzeit und lagerten sich unter einer Gruppe Fächerpalmen, zum ernsten Gespräch. Nach einer halben Stunde trat der Steuermann an den Lieutenant heran und sagte:

Feringhi, Du hast eine Freundin des großen Wischnu geschossen, und ihre Hülle wird todt bleiben bis zur Stunde, wo der Abendstern aufzieht. Unser heiliges Gebot verlangt, daß wir der Sühne des Bismallah beiwohnen, deßhalb darf Keiner von uns ein Ruder anrühren, bis diese vorüber ist. Sage uns, Herr, wo dieser Schlange Wohnung war, damit wir sie bei ihrem neuen Einzuge begrüßen!

„Hört Kinder," sagte der Doktor, „mir scheint es, daß hier einer eurer religiösen Akte im Spiele ist, und darin seyd ihr höllisch starrköpfig. Wohlan, Siemens, wir wollen den Leuten das Vergnügen nicht verderben und lernen wohl auch dabei eine neue Formalität ihres Cultus kennen. Bis zum Aufgange des kleinen Hundes bleiben uns noch vier Stunden, während dieser Zeit will ich einige Vögel abbalgen und dann helfen wir den Laskaren ihren heiligen Bismallah versöhnen."

Das südliche Sternbild tauchte über den schweigenden Urwalde empor und die Laskaren rüsteten sich zum Weggange. Das Boot blieb unter der Aufsicht Classen's und des Proviantmeisters, während Siemens und der Doktor den Matrosen in einiger Entfernung folgten. Nach einer halben Stunde langten diese an dem Orte an, wo der Lieutenant die Brillenschlange erschoß. Hier waren im weiten Kreise die herrlichsten Blumen gestreut und man sah eine Anzahl betender Indier, zu denen sich auch bald die Laskaren gesellten. Plötzlich erschien mit Blumen und bunten Bändern geschmückt Nura und kniete auf einen Haufen der köstlichsten Blüthen. Ein alter Bramine trat auf sie zu und sagte:

„Erwählte des allmächtigen Wischnu, Kind der heiligen Schlange, gehe ein zur Nirwana, der du den Liebling des Bismallah zugeführt!" —

Ernst und feierlich erklang jetzt ein Gesang der Indier, nach dessen Beendigung nur noch die Stimme des Hindumädchens forttönte. Immer weicher und schmeichelnder wurden deren Töne, bis sie zuletzt in die Melodie übergingen, welche Siemens bereits so tief ergriffen hatte. Nura kniete vor dem Walde, mit gesenktem Haupte, die Arme über den jugendlichen Busen gekreuzt und immer süßer erklang das geheimnißvolle Lied, dessen Zauberkraft die beiden Europäer mit stummem Entzücken erfüllte.

Plötzlich begann es im Walde sich zu regen. Auf den wenigen freien Stellen huschten einzelne dunkle Gestalten hin und auch im Laube und den Gesträuchen entstand Bewegung, denn von allen Seiten krochen und sprangen Schlangen herbei. Langsam näherten sich die furchtbaren Thiere dem knieenden Hindumädchen, die sie gar nicht zu bemerken schien. Da, als die erste Schlange den Körper des Mädchens berührte, wand dieses einen Kranz von Lotosblumen ins rabenschwarze Haar und sank verstummend zu Boden. Man hörte eine Weile nur das Zischen der Schlangen, die alle Glieder der Beschwörerin umschlungen hatten.

Nach einigen Minuten lautloser Stille begann der dumpfe Chorgesang der Indier von Neuem, während dessen die Schlangen langsam nach dem Walde zurückkehrten. Nur eine ungeheure Brillenschlange blieb bei dem Körper zurück, bis der alte Bramine ihr singend entgegenschritt. Dann folgte auch sie ihren Genossen in den Schutz der Lianen.

Den Leichnam der jungen Indierin legte man, nahe an dem Ufer des Ganges auf ein duftiges Bett von Zweigen und Blüthen, und die Feierlichkeit war vorüber. Nachdem die Indier den Ort verlassen hatten, wollten Siemens und der Doktor sich Nura's Leiche nähern, da tauchte plötzlich aus dem Wasser ein furchtbares Krokodil empor, faßte die todte Jungfrau mit dem Rachen und stürzte mit seiner Beute in die heiligen Fluthen des Ganges zurück.

Als am nächsten Morgen das Boot hier vorüberfuhr und die Laskaren den Leichnam des jungen Hindumädchens nicht mehr am Ufer bemerkten, nickten sie sich erfreut zu und murmelten ein Gebet, der Doktor aber brannte eine Cigarre an und sagte:

„Weiß Gott, Siemens, so werth mir auch die erbeutete Cobra ist, beklage ich doch das arme kleine Hindumädchen, welches man jetzt in eine Brillenschlange verwandelt wähnt. Unter den Schlangen, die das arme Ding umbrachten, befand sich auch eine herrliche Cerastes aus der Gattung Hornviper!

Lieutenant Siemens aber saß stumm und nachdenkend auf der Matte und lange noch trübte sich sein heiteres Auge bei der Erinnerung an Nura, das unglückliche Schlangenkind.

Kleinigkeiten.

William Shakespeare läßt seinen Hamlet in der 2. Scene des 3. Aktes zu dem Schauspieler sagen: Seyd so gut und haltet die Rede, wie ich sie euch vorsagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den Mund so voll nehmt, wie viele unserer Schauspieler, so möchte ich meine Verse eben so gern von dem Ausrufer hören. Sägt auch nicht zu viel mit den Händen durch die Luft, sondern behandelt Alles gelinde. Denn mitten in dem

Strom, Sturm, und, wie ich sagen mag, Wirbelwind der Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. O, es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbüschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens von nichts wissen, als verworrnen stummen Pantomimen und Lärm . . . . es übertyrannt den Tyrannen Seyd nicht allzuzahm (gegen die Regie?), sondern laßt euer eigenes Urtheil euren Meister seyn! Paßt die Geberde dem Wort, das Wort der Geberde an, wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn Alles, was so übertrieben wird, ist dem Beehaben des Schauspielers entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dies nun übertrieben oder zu schwach vorgestellt, so kann es zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen; und der Tadel von einem Solchen muß in euer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von Andern überwiegen. — O, es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehen und von Andern preisen hören, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton, noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzirten und blöckten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht gerathen; so abscheulich ahmten sie die Menschen nach." — Diese goldenen, vor mehr als 250 Jahren geschriebenen Worte, sollten jedem Schauspieler an jedem Gagetage vorgelesen werden, und er vor dem Engagement auf die Hauptpunkte darin beeidigt werden.

Eine Wahrsagung. Eines Abends, so erzählt eine alte Sage, hatten sich in einer Hütte des Waldes von Saint-Germain vier junge französische Edelleute getroffen, die, vor dem Wetter Zuflucht suchend, von der alten Besitzerin derselben diese erhielten. Nicht lange währte es aber, so geriethen die vier Feuerköpfe in Streit, sie zogen die Schwerter und hieben auf einander los, richteten in der Hütte arge Verwüstung an, die Lampe fällt herab und erlischt. Endlich läßt das Degengeklirr nach. Die Alte zündet die Lampe wieder an und sieht die jungen Männer mehr oder weniger verwundet am Boden liegen. Sich ihres Benehmens schämend, sagen sie lachend zu einander: Kommt, laßt uns nun in Eintracht und ohne Groll mit einander essen. Als man aber das Brod suchte, da lag es am Boden, war zertreten und mit Blut bespritzt und die in einem Winkel sitzende Alte heftete ihre rothen, entzündeten Augen starr auf die vier jungen Männer. Warum blickst Du uns so starr an? fragten die Jünglinge. Ich sehe in euern Mienen Euer Schicksal geschrieben. Gleich wie Ihr alle vier in dieser Hütte vereinigt seyd, so wird Euch ein gleiches Schicksal treffen. So wie Ihr das Brod mit Füßen getreten und mit Blut bespritzt habt, so werdet Ihr die Macht, die Ihr theilen könntet, unter Eure Füße treten und mit Blut beflecken; so wie Ihr diese Hütte verwüstet habt, so werdet Ihr Frankreich in Armuth stürzen und verwüsten; so wie Ihr alle vier in der Dunkelheit verwundet worden seyd, so werdet Ihr alle durch Meuchelmord umkommen. Die vier jungen Männer konnten sich nicht enthalten, über diese Prophezeihung zu lachen, obgleich es ihnen schon jetzt eben nicht wirklich lächerlich zu Muthe seyn mochte. Aber es kam so, wie die Alte gesagt. Heinrich von Condé ward zu Saint-Jean-d'Angley durch seine Frau vergiftet. Heinrich von Guise ward zu Blois ermordet. Heinrich von Valois (Heinrich III.) ward zu St. Cloud durch Jacques Clement ermordet. Heinrich von Bourbon (Heinrich IV.) fiel zu Paris durch den Dolch Ravaillac's.

Sonetto all' Italia.

(Filicaja)*

Italia, o Italia, tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, onde hai
Funesta dote d'infiniti guai
Che in fronte scritti per gran doglia porte:

O fossi tu men bella, od almen più forte,
Onde più ti paventasse, od assai
Ti amasse meno chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga e pur ti sfida a morte!

Che or giù dalle Alpi non vedrei torrenti
Scender d'armati, nè di sangue tinta
Bever l'onda del Po gallici armenti.

Nè te vedrei, del non tuo ferro cinta,
Pugnar col braccio di straniere genti
Per servir sempre, o vincitrice, o vinta!

*) *Vincenzo da Filicaja 1642—1707 ausgezeichnet in episch lyrischer Dichtung. Dieses Sonett ist sein Meisterstück.*

Uebersetzung von Gries.

Italia! o du, auf deren Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So dir gebracht als Mitgift Leid ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob deinen Brauen:

Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
Und dennoch dich bedroh'n mit Todesgrauen.

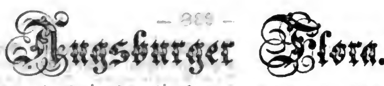
Nicht strömen säh' ich von den Alpen weiter
Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Ross' und Reiter;

Noch säh' ich dich, mit fremder Wehr umzogen,
Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
Stets, siegend und besiegt, in's Joch gebogen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 58:
Nadel und Fingerhut.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 60. | den 27. Juli 1859.

An die Königin Marie.

Vor uns lagen düst're Tage,
Lag die Zukunft drohend da,
Denn der Krieg voll Schreck und Plage
War dem deutschen Heere nah.
Stürme braußten, todesmuthig
Stand der Deutsche wie ein Held,
Und die Sonne strahlte blutig
Auf Magentas Leichenfeld.

Aber licht aus Nacht und Grauen
Leuchtet sanft ein lieblich Bild,
Und voran den deutschen Frauen
Streut es Gaben himmlisch mild.
Von dem Mitleid schmerzerglühend,
Blickst du, holde Königin,
Immer sorgend, immer mühend
Zu dem blut'gen Elend hin.

Wo das Gute mag erscheinen,
Wird bewegt ein edles Herz,
Aber wenn die Hohen weinen
Bei der Menschheit grausem Schmerz,
Neigt ein Volk sich voll Entzücken,
Und dein Volk, o Fürstin, ruft:
„Alle Tugenden Sie schmücken!"
Und es wallt des Weihrauchs Duft.

In der Zukunft dunklem Schooße
Birgt oft Leid sich bang und schwer.
Fallen uns die schwarzen Loose?
Oder wogt ein Freudenmeer?
Was auch werde! Deutsche Frauen
Weinen, doch verzagen nicht.
Hallt der Krieg durch Deutschlands Gauen,
Denken wir auch unserer Pflicht.

L. v. H.

Pantherjagd.

Völlig fremd in **, wo ich mich einige Zeit, Geschäfte halber, aufhalten mußte, war es mir in den Mittagstunden, wo ich jedes Bureau verschlossen fand, ein angenehmer Zeitvertreib, die ewig wechselnden Gäste eines frequentirten Kaffeehauses zu beobachten. Nur einzelne unwandelbare Fixsterne gab es unter ihnen, wahrscheinlich alte Kanzleiknechte, die von der ewig gleichen Arbeit, das Staatsschiff mit Federkielen fortzurudern, sich hier eine Stunde erholten, um mit dem bestimmten Glockenschlage seufzend sich zu erheben und fortzugehen. Andere glichen sporadischen Gestirnen, die zwar ihren Platz behaupteten, aber zu einem festen Bilde sich nicht rangiren ließen; sie boten schon mehr Stoff zum Nachdenken, doch die ab- und zu wogenden Kometenschwärme, sonderbar staffirte Haar- und Bartsterne, sie waren es besonders, die meine Forschbegier spannten. Mochten meine Vermuthungen auch so weit von der Wahrheit entfernt bleiben, wie die der Herren Astronomen vielleicht, wenn sie solche Sternvagabunden im Aether examiniren — doch war es eine interessante Sache um solche Beobachtung.

Eines Tages aber trat eine keineswegs hellstrahlende, aber mir dennoch sehr interessante Persönlichkeit auf. Einfach, aber unverkennbar militärisch war der Schnitt des Kleides; die Haltung jedoch war viel zu frei, zu ungenirt, als daß ich ihn bei irgend einer Waffe hätte einrangiren können, ohne doch das Willkürliche, Ungeregelte des Civilisten zu haben. Dabei lag etwas Fremdes und doch Dominirendes in Gang und Geberde; ich hätte ihn gern für einen Osmanen oder Aegypter gehalten, wenn ein Pascha von drei Roßschweifen nicht nothwendig älter wäre, und vom Sitzen auf den Fersen und den kurzgeschnallten Bügeln — krumme Schneiderbeine hätte; dieser aber saß mit gestreckten, geraden Füßen. Der Kopf — nun er war hübsch und braun, bot sonst aber nichts Eigenthümliches außer entschieden blondem Haar.

Eines Tages hatte indeß eine Gruppe junger Forstmänner sich in dem Zimmer, in welchem ich gewöhnlich saß, etablirt. Sie waren ziemlich aufgeregt. Ein Forstbeamteter hatte die schreckliche

Felonie begangen und gegen zu sorgfältiges, dem Ackerbau Schaden bringendes Hegen des Wildes geklagt. Darauf war von vorgesetzter Stelle eine Jagd angeordnet und dabei unglücklicherweise ein Spießhirsch um's Leben gekommen. Das war entsetzlich, und der arme Oberförster ward durch alle Instanzen hart verurtheilt. Mein junger Orientale ließ sich sonst nicht viel in Gespräche ein, aber das Waidmännische in dieser lebhaften Conversation schien ihn anzuziehen; er trat näher. Doch das hirschgerechte schwäbische Kauderwälsch schien ihm nicht geläufig, er horchte angestrengter, bis er von den Regeln vernahm, wie man einen jungen Hasen einbeizen müsse — dann wandte er sich mit unwilliger Geberde zur Seite und mochte dabei einem spöttelnden Lächeln von mir begegnen.

„Ich glauben, sie spreck von Jagd!" stieß er halb geärgert, halb spottend hervor.

„Que voulez Vous," gab ich zurück, „nous n'avons rien, que ca!"

Wir rückten nun zu einander, und bald war ein anziehendes Gespräch in Gang gebracht.

„Sie sind auch ein Freund des edeln Waidwerks, wie ich vermuthen darf?" frug ich.

„Des edeln, ja gewiß!" bestätigte er, „aber nicht von „einsubeiß der junger Aas."

„So hatten Sie auch gewiß ein ergiebigeres Revier, nicht mit der Menge von Beschränkungen, wie sie uns hier im Wege liegen."

„Hm, l'Algérie," nickte er.

„Algier!" rief ich, „ja da mag allerdings Anderes zu jagen vorkommen, als bei uns hier; die Löwenjagd z. B."

„Ich habe nur zweimal einer Löwenjagd angewohnt," entgegnete er gleichgültig, „und einmal dabei en solches Vieh aus der Ferne laufen sehen." — Ich mochte etwas überrascht ausgesehen haben. — „Es gibt auch kleineres und eßbares Wild," fuhr er fort, „und nicht jede Jagdpartie ist von hochtragischem Genre, im Gegentheil, auch Komisches habe ich dabei erlebt."

„Nicht wahr," frug ich, „der nordafrikanische Hase ist etwas kleiner wie der unsrige?"

„Ja, es mag seyn," gab er zurück, „aber ich meinte jetzt besonders das Stachelschwein."

„Wird dies auch gejagt?"

„Es hat auch seine Liebhaber; wenn ich auch nicht dazu gehöre, so hat es mir doch einmal gar eine eigenthümliche Scene bereitet, die mit dem Waidwerke jener Herren einige Aehnlichkeit haben möchte."

„Ich kann nur urtheilen, wenn Sie mir die Sache mittheilen."

Er brannte eine frische Cigarre an und begann.

„Es gibt, weniger in Algier selbst, als in und um Constantine eine Art von Parias, die man Chaschischeia nennt, wahrscheinlich weil sie gern Hanfblätter rauchen, die, wie besonders ihr Harz, Chaschisch genannt werden. Der Rausch davon soll eine eigene, furiose Fröhlichkeit erwecken, die ich nicht erproben mochte. Die Zurückweisung, die diese Leutchen überall erfahren, scheint mir aber nicht in Diesem, sondern vorzüglich in ihren etwas zigeunerhaften Sitten und in ihrer Abkunft von den Kabylen zu liegen, welche von den Arabern förmlich verabscheut wird.

Ich gehöre zum statistischen Bureau, welches, wie jede Branche in Algerien, militärisch organisirt ist; und so zog ich mit meinen Geometern und Distanciers in der Gegend von Budgia zu unserer Arbeit aus. Dabei fanden wir, fern von jeder menschlichen Wohnung, einen Chaschischa, der, wahrscheinlich vom Hanfgenuß, durchaus sinnlos war. Er lag hinter einem blühenden Oleander am Ufer des Ued Cheraf, eines Stromes, der im Sommer fast gänzlich versiegt, im Winter aber und bei Hochgewittern eine bedeutende Wassermenge wälzt. Neben ihm saß im Sonnenbrand eine Gestalt, die ich nicht näher zu bezeichnen wußte. Vom Kopfe bis zu den Füßen in einen rauhen Burnus von Kamelhaar gewickelt, hatte sie denselben auch über das Gesicht gezogen, und nur aus einer schmalen Oeffnung glänzte ein Paar Augen von, wie es mir schien, ganz eigenthümlichem Ausdruck. Meine Leute wendeten sich mit wahrem Abscheu von dem alten Schwelger und hießen das Weib mit rauhen Worten aus dem schattigen Gebüsch sammt dem unreinen Thiere sich entfernen, daß ich dort Ruhe fände. Das verwies ich ihnen ernstlich, da ich den Alten nicht anders ansah, wie etwa einen würdigen Bummler, der des Guten im edeln Kümmel zuviel gethan, um so mehr, als kaum hundert Schritte weiter hinab am Strombette ein ähnliches Gebüsch sich breitete. Doch nur widerstrebend und murrend gehorchten meine Leute und verspotteten die Verhüllte, welche stumm, doch mit sprechender Geberde, eine zarte kleine Hand an Mund und Brust legte. —

Es war wenige Tage später, als ich die würdige Genoßsame etwas näher kennen lernte. Eine felsige Partie des Bergwaldes El Guela fiel in mein Dreieck, und ich mußte, um mich zu orientiren, zu Fuß eine der Tangenten auf einem Terrain untersuchen, welches selbst für ein arabisches Pferd nicht zugänglich war. Einen jungen Mann mit dem Nivellirinstrumente hinter mir, kletterte ich ohne jede Bahn voran, als ich eine Strecke unter mir eine eigenthümliche Scene übersah. Einige übel aussehende Bursche kamen leise und behutsam gezogen; sie folgten einer Fährte, wie ich bemerkte, und fanden mit großer, wenn auch nur stumm und durch eckige Gesten ausgedrückter Freude gerade jetzt einige Kiele, die ein Stachelschwein hier verloren. Sie waren also, wie sie sahen, auf richtiger Spur und darüber hoch entzückt.

Es sind Chaschischeia, flüsterte mein Begleiter;

Niemand wie sie jagt das unreine Stachelschwein; doch wie sie es machen, möchte ich wohl selbst einmal aus der Ferne ansehen, da sie Niemand dabei dulden.

Auch ich war dieser Meinung; wir versteckten uns also hinter Fels und Busch so, daß wir bequem Alles sahen, ohne gesehen zu werden, und bald hatten die Eifrigen die Felshöhle des Thieres gefunden. Nun galt es, das wichtigste Stück des Jagdapparats, einen erbärmlich kleinen, verbutteten Knirps von Buben aufzufinden, der zu diesem Zweck für ansehnlichen Lohn mitgenommen war; er sollte nämlich als Dachshund funktioniren und in die enge Felsröhre schlüpfen. Gegen den scharfen Stachelpanzer des Thiers sollte er jetzt einen eigentlichen Küraß von Rindsleder anziehen; doch die Partie schien dem Geharnischten jetzt, da es galt, immer zu riskirt, und er hatte sich irgendwie versteckt, so daß die männlichen Jäger ihn überall, wenn auch vergeblich, suchten. Nun sollte die List, wie bei dem Sohne der Thetys, wirken; doch vergebens kirrte man ihn mit Tabak, mit Cuscussu, ja mit einem Viertel des zu fangenden Thiers — er blieb unsichtbar. Da mußte ein kabylischer Odysseus noch eine List. — Laßt ihn laufen, den Sohn eines feigen Hundes, rief er laut; Ajesha wird ausspucken, wenn sie ihn sieht. Und siehe da, es wirkte; unter dem abgeworfenen Burnus kroch der Achill in Taschenformat hervor und ward nun wegen seiner Tapferkeit höchlich belobt. In Rindsleder ward er gepanzert, dann verschwand er in der düstern Tiefe. Nicht zu lange währte es, und ein zappelnder Fuß ward wieder sichtbar; mit vereinter Kraft ward er ergriffen, und mit lautem Wehgeschrei ob der gewaltsamen Hülfe erschien endlich der menschliche Dächsel und schleppte wirklich das Stachelschwein am Laufe nach sich.

Nun erhob sich lauter Jubel, der erst nachließ, als eine verhüllte Frauengestalt, die ich vorher nicht bemerkt, langsam aus dem Hintergrunde hervortrat. Die Beute ward ihr zu Füßen gelegt und sie gab jedem der Jäger einen Kiel des Thiers; dem Dächsel aber stieß sie einen solchen Stachel durch's linke Ohr, welcher Akt wieder mit lautem Applaus begrüßt ward. Einer der Jäger mußte uns indeß bemerkt haben, und ein langer numidischer Bogen schickte sofort seinen Pfeil schwirrend herauf. Ich mochte nicht mit einer Kugel darauf antworten, da wir strengen Befehl hatten, ernste Feindseligkeiten zu verhüten; ich zog es vor, fürder zu ziehen, was man ungehindert geschehen ließ. —

Es war kaum ein Monat verflossen, als ich mit meiner mathematischen Horde in einem Duar lagerte, dessen Scheich mir öfter schon eine Gazelle zum Geschenk sandte. Im Drange der Geschäfte hatte ich diese Huldigung nicht näher beachtet, aber in einer kurzen Ferie frug ich nach dem Stande und der Jagdart dieses schönen Wildes. Ich erfuhr, daß diese Art auf einem benachbarten, ziemlich kahlen Berge ihren festen Stand habe, und wenn sie nicht zu sehr beunruhigt werde, auch wohl behalten werde. Er mit den Seinigen hole nur zuweilen ein Stück auf dem Anstande; sonst störe man die zierlichen Thiere nicht gern.

Noch am selbigen Tage veranlaßte ich den Patriarchen, mit mir hinauszugehen, der sich höchlich verwunderte, daß ich noch Wild schießen wolle, da ich schon einen feisten Bock im Zelte habe. Davon daß man aus Jagdlust in Nacht und Dunkel das Zelt verlassen könnte, schien er keinen klaren Begriff zu haben.

Warum willst du denn mitgehen? frug ich ihn.

Er blies dicke Wolken aus seinem Schibouk. Du weißt, begann er endlich, daß in unsern Bergen böse Thiere und noch schlimmere Menschen vorkommen.

Und du willst mich beschützen? rief ich lächelnd. — Du bist sehr gütig! —

Ach, rief er ärgerlich, meinetwegen könnte dich Schakal oder Hyäne fressen mitsammt den Steinen, die du aufstellst und Zeichen daran hauen lässest, — aber jeder Duar muß insgesammt für dein Leben haften und ein sehr großes Blutgeld für deinen gelbhaarigen Kopf zahlen, wenn ich nicht nachweise, daß du durch Gottes Finger an Krankheit gestorben bist. Bism'illah! Gott beßre es!

Nun verstand ich den würdigen Greis und seine zarte gastliche Sorge um mich. Wohl bot ich ihm einen Schein an, der besagte, daß ich auf eigene Rechnung und Gefahr einen Pürschgang unternommen, allein der vorsichtige alte Gurgelschneider traute dennoch nicht; er sey zu oft selbst auf derlei Expeditionen gewesen, versicherte er, und wisse, welchen Werth eine gute Büchse, ein blanker Goldring oder dergleichen für einen tüchtigen Burschen habe. Wollte ich nicht auf die ganze Jagd verzichten, so mußte ich seine liebe Begleitung annehmen, so gern ich sie vermißt hätte.

Nun hatte ich ihm aber die Wechsel zur Tränke im Bach und den Austritt in's angebaute Feld einmal abgesehen und meldete einen Abend- oder Morgenspaziergang nicht mehr so pflichtlich, wie Lakdar Bei (so ließ er sich nennen) es von mir verlangte. Uebrigens war es auch eine wahre Freude für einen Waidmann, diese zierlichen Thiere auf dem Anstande zu beobachten. Durchaus nicht mit einer der vielen Antilopen der Sahara zu verwechseln, liebt dies niedliche Wild, wie unser Reh, mit niederem Buschholz bestandene Hügel, wo es, wie schon gesagt, gern einen festen Stand sich wählt, den es ungern aufgibt. Tritt man nun Abends oder am Morgen vor Tagen in einen gut angelegten Schirm, so kann man dieß Vergnügen in aller Ruhe genießen und Wildpret nach Belieben sich holen, denn sie sind nichts weniger als scheu und scharfsinnig.

Bei meinen Arabern war dieß, wie ich bald

bemerken sollte, etwas Anderes. Schon öfter war ich allein hinausgegangen und hatte ein Wildschwein, einen Fasan oder eine Kitt Rebhühner und dergleichen erlegt, als ich die Fährte eines stattlichen Hirsches nagelfrisch fand, wie ich Abends noch die Windung eines Bachbettes einzeichnete. Ich erwartete in den nächsten Tagen den Besuch eines Vorgesetzten von Gelma, da wollte ich mit dem Ziemer prangen. Heimlich, daß es der Scheich nicht merke, hatte ich mich fortgeschlichen und erwartete den Hirsch auf einer krummen Korkeiche, die etwa dreißig Schritte von der Stelle stand, auf der der Hirsch das Wasser annahm. Ein dickes Gewölk, welches mit dem Winde sich heraufschob, verschlang bald jeden Schimmer von Licht, so daß ich die Unmöglichkeit zu schießen einsah, und ehe ich das Wild durch einen Fehlschuß versprengte, auf meinem Baum bis zum Morgendämmern zu verharren beschloß. Völlig sicher vor jeder Gefahr, suchte ich mir eine möglichst bequeme Stellung, band meine Büchse an einen Zweig fest, um sie nicht im Schlaf fallen zu lassen, und überließ mich dem so angenehmen Zustande zwischen Wachen und Schlummer; den Yatagan hatte ich am Faustgelenke hängen.

(Fortsetzung folgt)

Kleinigkeiten.

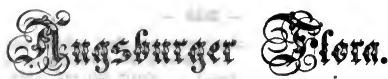
Menschenverlust in Schlachten. Die österreichische Militär-Zeitung schreibt: „Wir haben die ausgesprochene Ansicht zu konstatiren, daß die Schlacht zwischen der Chiese und dem Mincio, was die Machtentwicklung betrifft, sich unmittelbar an die Völkerschlacht von Leipzig anreiht; nicht so, was den Verlust betrifft. Am 24. Juni kämpften mehr als 300,000 Soldaten gegenseitig und die Verluste dürften gering gerechnet 30—35000 Mann seyn. In der dreitägigen Schlacht von Leipzig standen 330,000 Verbündeten 260,000 Franzosen entgegen; diese hatten 30,000 Gefangene und 45,000 Todte und Verwundete, die Verbündeten 48,000 Todte und Verwundete verloren. Nächst Leipzig ist es die Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812, welche durch ihre Opfer unerreicht dasteht; 130,000 Russen mit 600 Geschützen standen 134,000 Franzosen mit 587 Geschützen gegenüber, erstere verloren 58,000 Mann, die Franzosen 50,000 Mann; die Verluste waren also 40 Prozent. Bei Bautzen am 21. Mai 1813 kämpften 110,000 Russen und Preußen gegen 150,000 Franzosen, die Franzosen verloren 20,000, die Alliirten 15,000 Mann und eine Kanone. In der Schlacht von Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809 zählten wir 137,622 Mann, Napoleon 170,000; er hatte überdies auf dem für Cavalerie sehr günstigen Terrain 32,000 Reiter, denen wir nur 12,000 entgegenstellen konnten, und selbst diese Uebermacht an Cavalerie würde ohne Erfolg geblieben seyn, wenn unser linker Flügel durch Verschanzungen gesichert gewesen wäre. Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich, wir hatten 20,000, der Feind 22,000 Mann. Bei Aspern waren wir 75,000 Mann stark und dem Gegner um 10,000 Mann überlegen; die Verluste standen außer jedem Verhältniß, wir hatten 20,000 Todte und Verwundete, der Feind 13,000 Todte, 3000 Gefangene und 30,000 wurden nach Wien zur Heilung gesendet; es war also bei 135,000 Mann von beiden Seiten aufgebotenen Kriegern gerade die Hälfte kampfunfähig geworden. Erwähnen wir noch der Schlacht von Austerlitz, 70,000 Franzosen, 70,000 Russen, 13,000 Oesterreicher, Verluste: 21,000 Russen mit 160 Kanonen, 5800 Oesterreicher und 10,000 Franzosen; jene von Auerstädt und Jena am 14. Oktober 1806, 142,000 Franzosen gegen 150,000 Preußen, und von Waterloo am 18. Juni 1815, in welcher im ganzen 170,000 Mann, darunter 70,000 Franzosen engagirt waren und letztere 25,400 Mann mit 250 Geschützen, die Alliirten 31,000 Mann verloren, so haben wir die größten und blutigsten Schlachten und so ziemlich aller Zeiten verzeichnet. Aus dieser Darstellung wird die allgemein verbreitete Ansicht, daß die so weit gediehene Vervollkommnung der Feuerwaffen künftige Schlachten viel blutiger gestalten müsse, ziemlich widerlegt; die Verluste in den früheren Kämpfen waren durchschnittlich 20 — 25 Prozent und darüber, während sie sich in der letzten Schlacht, hoch gegriffen, nicht auf 15 Prozent der aufgebotenen Streitkräfte stellen wird."

Der größte Feigenbaum der Welt befindet sich nach einer Mittheilung in der „Bonplandia" in Dekhan in Indien. Man denke sich einen Baum, der bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun sich unter ihm zahllose Vistas auf, welche vollkommen Alleen bilden, und der Schatten ist so vollständig, daß man selbst um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm sitzen kann. Ein Dutzend Piknik-Partieen können sich in seine waldigen Abgeschiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Abwesenheit der andern etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für sich selbst. Die Eingebornen betrachten ihn als eine Gottheit, und man kann ihn leicht für einen Tempel halten; denn die tausend Schosse, die von allen Seiten emporwachsen, sehen aus wie Säulenreihen, welche die gebogenen Aeste stützen, und da und dort zeigen sich offene Plätze, welche Kapellen gleichen, während das büschelartige Blätterwerk ein düsteres religiöses Licht über das Ganze verbreitet.

Eine wirkliche Doktorin. In Darmstadt wurden am 10. Juli die sterblichen Reste einer ausgezeichneten Mitbürgerin unter den Zeichen der allgemeinsten Theilnahme zu Grabe getragen. Die Hingegangene, Frau Dr. Heidenreich, geboren im Jahre 1792, widmete sich in ihrer Jugend als Fräulein von Siebold dem Studium der Entbindungskunst auf den Hochschulen Göttingen und Gießen, erwarb sich im Jahr 1817, unter Abfassung einer Dissertation, und in öffentlicher Disputation ihrer Thesen vom Katheder tapfer vertheidigend, die akademische Würde eines Doktors dieser Wissenschaft und ließ sich dann hier als Geburtshelferin nieder. Ihre hohen Verdienste in der Ausübung dieser Kunst sind weit und breit bekannt und haben ihr ein rühmliches Andenken gesichert, das ihr, der Wohlthäterin, auch die dankbare Armuth bewahrt.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 61. den 31. Juli 1859.

Pantherjagd.

(Fortsetzung.)

Da strich eine leise weiche Hand mir sanft über die Stirn. War das Traum oder ein wehendes Blatt? — Ich war so schlaftrunken, daß ich mich nicht ermunterte und kaum die Stellung des Arms veränderte.

Gerni, flüsterte es, aou likum (Wach' auf, gib Acht).

Augenblicks war der Schlummer abgestreift, völlig klaren Sinnes sah ich behutsam auf. Dicht vor mir leuchteten zwei dunkle Augen, so klar, daß ich das ganze schöne Oval des braunen Gesichtchens zu erkennen glaubte.

Aou likum! (hab' Acht!) hauchte es wieder.

Wer bist du, was willst du von mir? gab ich leise zurück.

Still, sie kommen! Die Unbekannte drückte meinen Kopf fest an ihre Brust, daß ich den dumpfen Schlag des geängsteten Herzens hörte.

Hakim Effendi, Sidi Hakim! tönte es unter dem Baume, aber eine weiche Hand preßte sich so fest auf meine Lippen, daß ich nicht antworten konnte.

Der Hakim — so nannte man mich im Duar — ist nicht hier, gab meine Beschirmerin zurück; er paßt auf den Hirsch dort unten an der Furth; ich bin hier, Ajesha Chaschischa!

Was thust du hier, du unreines Thier! Geh' zu deiner Großmutter, der Eule, schalten die Beduinen; sein Freund aus Gelma ist angekommen, und Lakdal Bei sendet mich, ihn zu rufen.

So geh' und laß mich ruhig schlafen, ehe ich dir Pfeffer in die Augen streue und Dornen genug auf deinen Weg. Was weißt du von meiner Großmutter, du Sohn eines Schakals? Geh', du sinnst auf Mord und sollst Unglück an deinem Ziele finden!

Das Mädchen schrie immer lauter, die Beduinen aber waren längst entflohen; hastig stolperten ihre Schritte durch den dunkeln Wald. Ajesha hatte mich bis daher fest an ihre Brust gedrückt gehalten, und so ungeberdig ich sonst gegen jeden Zwang zu seyn pflege, ich hielt mich still wie ein banges Kind. Jetzt ließ sie mich frei; es waren Bursche aus dem Duar da drüben, sprach sie leise; sie wollten dich morden, um deine Waffen zu gewinnen, und besonders das blanke Rohr, mit dem du so weit sehen kannst.

So wundert es mich, daß sie mich nicht wie einen Marder herunterschossen, warf ich ein.

Auf den ersten Schuß wäre der alte Lakdar sammt all' seinen jungen Leuten auf ihrer Fährte gewesen, denn sie wollen sehr ungern das Blutgeld für dich zahlen. Sie dachten dich herunterzulocken und mit der Schlinge zu erwürgen, ehe du rufen oder schießen konntest.

Und warum hindertest du ihren Plan? frug ich.

Du hast vergessen, daß du meinen Vater und mich schirmtest, als er krank am Flusse lag — ich vergaß es nicht. Einer unserer Leute hatte den Plan erlauscht, und kaum nur gelang es mir noch, ihn zu hintertreiben. Der Morgen graut — ich scheide. Geh' nicht mehr allein auf die Jagd. — Allah sey mit dir!

Sie glitt wie ein Wiesel an der zerklüfteten Rinde des Stammes hinunter, vergeblich lauschte ich, noch einen Laut ihrer Schritte zu vernehmen, der Wald lag undurchdringlich finster, unheimlich still um mich, und ich gestehe, daß es mir ganz angenehm war, als der Morgen so weit dämmerte, daß ich die Gegenstände um mich wieder erkennen konnte. Ich eilte heimwärts, schlich behutsam in mein Zelt, um Lakdar Bei keinen Stoff zur Schadenfreude zu liefern, und ging nicht mehr allein auf den nächtlichen Anstand.

„Sie sagten vorhin, wenn ich nicht irre, von Wildschweinen und noch andern Gazellenarten."

„Allerdings, hinter dem bebauten sogenannten Tell beginnt die Wüste, die man aber gerade nicht wie eine öde Sandfläche denken muß, doch ist die Bevölkerung und folglich auch der Anbau sparsamer. Mehr und mehr zeigen sich große, nur mit einer dünnen Humusschichte bedeckte Flächen, und endlich der nackte, glühende, wasserleere Sand, der stets weiter nach Osten vordringt, langsam, doch unaufhaltbar. Er wird energischer und wirksamer, wie alle Parlamentsbeschlüsse gegen den Suezkanal protestiren."

„Nun, dort wird das eigentliche Biled ul-gerrid, das Land der Thiere, beginnen, aus dem die

Römer stets Neues für ihre Circus sich holten," rief ich.

„Mit derlei Forschungen befaßt sich die französische Regierung dieser Länder für jetzt noch nicht; bis heute ist sie mehr dem Praktischen zugewendet, und das finde ich klug. Dies Gebiet, so weit ich es kenne, enthält eine Menge herrlicher und gewiß auch geschichtlich merkwürdiger Ruinen; ich aber habe es nur auf einzelnen gelegentlichen Jagdzügen, meistens dem Falken folgend, durchstreift."

„Dem Falken?" frug ich verwundert.

Der Geometer nickte bestätigend. „Erinnern Sie sich," lächelte er, „daß die Mauren es waren, die die Falknerei nach Spanien und Sicilien brachten, wo Ihr Hohenstaufe Friedrich II. ihr so großer Gönner ward. Noch jetzt betrachten die Nachkommen jener Mauren das Recht, mit Falken zu jagen, als eine eifersüchtig bewachte Domäne ihrer ersten und vornehmsten Familien, und Eingriffe werden oft mit blutigen Köpfen gebüßt. Hier sind es wieder die verachteten Chaschischeia, welche die Falken am besten erziehen und abrichten."

„Wird die Zähmung auch durch Entziehung des Schlafes bewirkt, wie bei unsern Falkonieren?" frug ich.

„So viel ich erfahren habe, ich dieß weniger die Manier," gab der Mathematiker zurück; „Hunger und Liebe, wie Ihr Schiller schon wußte, führen eben so sicher zum Ziel; natürlich bei jung aus dem Neste genommenen Vögeln, die äußerst anhänglich an ihre Pfleger werden."

„Und welches Wild wird besonders gebeizt?"

„Vorzugsweise die Trappe, der Hase auch, und dann die Wüstengazelle. Die letztere auf diese Weise zu jagen, ist eine Grausamkeit. Der Falke streicht, sowie er sein Wild erblickt, dicht auf der Erde fort, bis er nahe bei ihm ist, dann erhebt er sich und fällt dem schönen scheuen Thiere plötzlich wie ein Stein zwischen die Hörner; da sitzt er fest und hackt ihm die Augen aus. Das geblendete Thier bleibt leise klagend und stöhnend stehen und wird nun von der Lanze des Reiters durchbohrt. — Der Hase flüchtet sich, wenn er den Falken in seiner Nähe bemerkt, oft unter die Pferde und läßt sich da todtschlagen, ehe er diesen Zufluchtsort verläßt. — Die Trappe versucht erst laufend zu entrinnen, erhebt sich endlich, und ihr starker und hoher Flug, in dem sie mit dem so gewandten und beutegierigen Feinde wetteifert, ist die Lust der windschnellen Reiter, die dem Kampfe auf ihren edeln Rossen weithin folgen, und dabei zuweilen finden, was sie nicht suchten."

„Wie so?"

„Eifersüchtige Feinde sehen fernher den Flug der edeln Vögel und folgen, wenn das Terrain es erlaubt, unbemerkt der Jagd zur Seite, bis der Falke mit dem besiegten Wilde aus der Luft herabfällt. Hurtig wird dann dem Falken eine Kappe über den Kopf gestreift und mit ihm auf weitem Umwege die Heimath zu erreichen gesucht."

„Haben Sie auch solche Ausflüge mitgemacht?"

„Als ich im Distrikte der Ul-ed-Ganem arbeitete, war ein Jäger, Malek Abd-Allah, fast beständig in den Zelten der Spahis, die mich begleiteten. Sein Aeußeres war wenig versprechend, ja schwächlich, und ich fühlte mich eher von ihm abgestoßen, als angezogen, bis ich ihn einmal im Kampfe mit einem Schegmata sah, der sein Pferd am Stirnhaare gezogen, welches als eine Beschimpfung angesehen wird. Der Mann war wie verwandelt, die Augen sprühten Funken, jede Muskel zuckte krampfig, und mit einer Kraft, die ich ihm nie zugetraut hätte, schleuderte er seinen Beleidiger zu Boden, so, daß er nicht mehr im Stande war, sich aufzurichten.

Es handelte sich, den Zug einer Straße zu bestimmen, die von Constantine nach Gelma geführt werden sollte, und ich hatte das Terrain in mehreren Richtungen zu untersuchen; so mußte ich mit kundigen Eingebornen jede Schlucht, jeden Rücken genau selbst ansehen, um die Schwierigkeiten zu ermessen, die sich hier oder dort entgegenstellten, und darnach meinen Plan zu fertigen. Bei einem dieser Züge war ich zufällig mit Malek Abd-Allah ziemlich weit von unsrer Hauptroute abgekommen. Nur mit meinem Zweck beschäftigt, hatte ich längere Zeit wenig auf meinen Begleiter geachtet, als dessen heftige Bewegungen meine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Es war ein ziemlich coupirter Waldgrund, durch den wir ritten, an den eine weite Ebene sich schloß, die häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt und deßhalb für meinen Plan wenig passend war. Jetzt war die trockne Jahreszeit, und auf der weiten Fläche konnte man den Bewegungen einer Falkenbeize ungehindert mit dem Auge folgen. Doch nicht das gewöhnliche Interesse des Jagdfreundes belebte des Arabers Blick; das war Zorn, ja wilder, tödtlicher Haß, was ihn durchzuckte. Die Schegmatas sind es, knirschte er, die dort ihre Falken fliegen lassen und das Antlitz der Kinder Ganem schwärzen. Nie hatten sie das Recht, einen Falken auf der Schulter zu tragen; nur Laufschlingen dürfen sie legen oder mit Schleudern werfen, wie es Viehhirten zukömmt; aber Falken dürfen sie nie tragen, nie!

Ich suchte ihn zu beruhigen, da es keineswegs in meiner Absicht lag, mich in die Privatstreitigkeiten dieses Volkes zu mischen, und versprach ihm, daß mit der französischen Herrschaft, besonders in solchen Sachen, eine strenge Ordnung eingeführt werde, womit er zufrieden schien, als der kleine Schlingel, den ich bei der Stachelschweinjagd kennen gelernt, über unsern Weg huschte und meinem Malek ein Zeichen machte, welches sich auf die Jagd da unten zu beziehen schien.

Ja ja, brauste Malek von Neuem auf, da

seht Ihr's selber; mit den Falken, die Ajesha abrichtete, jagen die Viehtreiber. Es ist eine Schande für die ganze Chaschischeia!

Der Kleine knirschte vor Wuth mit den Zähnen und stieß rauhe Töne aus, die nicht wie Worte klangen; dann verschwand er im Gebüsch. — Wir waren auf einem Rücken angekommen, der, nur mit Gestrüpp bewachsen, uns eine weite Aussicht über die Ebene und die darin sich bewegende Jagd bot. Die umherjagenden Reiter mit weißem, wildflatterndem Burnus, die schönen Gestalten der edeln, windschnellen Pferde, und vor Allem der wilde Kampf, der in den Lüften erbittert wogte, zogen mich fast unwiderstehlich an, daß ich mein Roß zügelte. Zwei Falken hatten die Trappe schon länger bedrängt, doch der kräftige Vogel wehrte sich ritterlich; sie suchten über ihn zu kommen, daß sie schrägher auf ihn herabstoßen könnten; doch der Houbara überstieg sie, bis im Wettstreite eine Höhe erreicht war, die die Kämpfer dem Auge fast verschwinden ließ; dann schoß das Wild in langer Schräglinie herab, so daß seine Verfolger nicht auf ihn stoßen konnten und alle Kraft der Schwingen aufbieten mußten, ihm zu folgen. Lautes Jauchzen der Reiter begleitete diese kluge Finte, und die scharfen Ecken der weiten Steigbügel als Sporen gebrauchend, stürmten die Jäger im wildesten Galopp der Richtung der Vögel nach. Die Trappe hatte sich gegen den Hügel gewendet, auf dem ich hielt; dort im niedrigen Buschwerke hoffte sie gegen ihre Dränger Schutz zu finden, und im schnellen Laufe ein Versteck, wo sie mindestens rastend sich erholen könnte. Es gelang; kaum hundert Schritte von mir kam sie nieder und gebrauchte die kräftigen Ständer sogleich zu flüchtigem Lauf. Keine Minute später fielen die Falken ein und blieben erschöpft und betäubt auf dem Fleck sitzen. Augenblicks war der kleine Bilruk zur Hand; er lockte die ermatteten Vögel auf eigene Weise, welches sie mit leisem Tone erwiderten, und in fünf Minuten hatte er Beide unter seinem schmutzigen Burnus. Eben so schnell war Malek, sie ihm zu entreißen, und bedauernd mußte ich sehen, wie er den schönen Thieren die Köpfe abriß. Wohl suchte ich ihn zu hindern, doch er war wirklich wüthend, und ich hätte mein ganzes Ansehen vergebens bei ihm riskirt, wenn ich weiter gegangen wäre.

Doch auch die Jäger unten in der Ebene bemerkten, daß die Falken nicht mehr aufstiegen, und schickten sich an, sie zu suchen. Ich hatte meine Dessins wieder aufgenommen, doch Bilruk und Malek Abd-Allah waren verschwunden und vergebens gebrauchte ich meine Signalpfeife, als die braune Ajesha eilig herbeirannte. Flieh', rief sie, flieh', wenn dein Kopf dir irgend lieb ist! Die Schegmata's kommen, ihre Falken zu suchen; sie werden sie finden und blutig rächen. Ich zögerte unschlüssig und wollte dem Mädchen meine Unschuld an dem Geschehenen betheuern, doch sie sprang vor mir in den Sattel und bemächtigte sich der Zügel; im schnellsten Galopp flog der Rappe mit uns davon. Noch gar nicht weit waren wir geflohen, als ein lauter Zornruf uns kund that, daß die Verfolger die gemordeten Falken aufgefunden hatten. Wilde Wuthschreie hallten von allen Seiten zurück, und nach kurzem Berathen flog die Truppe nach allen Seiten auseinander.

Ajesha spornte den Rappen nicht mehr, denn die Rufe der Jäger sagten ihr, daß man Maleks Spur aufgefunden hatte und verfolgte. Sie werden alle sich sammeln, sprach sie, und nicht mehr ablassen, bis sie ihn erreicht und den Kopf ihm abgeschnitten haben. Deßhalb brauche ich dein Roß nicht mehr zu treiben; wir werden zur Ebene hinabreiten, sieh', es dunkelt schon, und bald sollst du einen Posten deiner Spahis erreichen. — Unbemerkt von mir war die Nacht herabgesunken, und dicht am Waldsaume hinreitend waren wir von den Verfolgern ziemlich sicher, deren Zeichenrufe wir aus immer weiterer Ferne herüber hörten. Doch war ich völlig unfähig, mich zu orientiren, und hätte ohne Ajesha's Hülfe nichts Besseres zu thun gewußt, als auf der Stelle die Nacht zu bleiben, was in dieser Nachbarschaft allerdings riskirt gewesen wäre. Wo suchst du meine Spahis? frug ich das Mädchen, doch sie legte mir nur leise die zarte Hand auf den Mund und wußte das Pferd so zu lenken, daß es leise, fast unhörbar stets auf weichen Rasen dahinschritt. Es ist etwas Eigenes um die Pferde dieser Rasse; nur in der Führung ihrer heimischen Herren entwickeln sie die Intelligenz, die Anhänglichkeit, die man an ihnen oft wahrhaft bewundern kann, während einem europäischen Reiter ihre besten und edelsten Eigenschaften stets verborgen bleiben. Das Thier wußte augenscheinlich, daß eine Gefahr uns drohe, und ohne Leitung des Zügels wich es stets den Schlaglichtern aus, die der junge Mond zuweilen durch zerrissene Wolken hervorsandte. Deutlich vernahmen wir jetzt den schlanken Trab eines uns folgenden Pferdes. Es ist das Thier Maleks, flüsterte Ajesha, welches der Spur des Kameraden folgt; ihn haben sie getödtet. Sie gab ein leises Zeichen, und wirklich kam der wohlbekannte Eisenschimmel mit freudigem Schnauben an unsere Seite, so nahe, daß ich nach dem Zügel haschte; doch mein Rappe scheute den Dunst des Blutes, mit dem es bedeckt war, und prallte zurück.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Die zwei Taschentücher. In einem Kabinete des Maison d'Or, wo die Besucher der Pariser großen Oper einzusprechen pflegen, ereignete sich beim jüngsten Maskenball eine Scene, die auch an der Börse Sensation

machte, weil zwei darin betheiligte Männer Börsenleute sind. In jenem Kabinete befanden sich maskirt Herr Desforets und Madame Süd, Beide kamen vom Maskenballe, wo Madame um so mehr sich amüsirt hatte, als ihr dies Spektakel ganz neu vorgekommen war. Der galante Herr Desforets begleitete sie, um ein Souper einzunehmen. Nach zweistündigem Aufenthalt erhob sich Madame Süd. „Es ist nothwendig, zu gehen, mein Freund," sprach sie zu ihrem Ritter, indem sie die Kapuze ihres schwarzseidenen Domino wieder über den Kopf zog. „Sie wollen sich mir schon entziehen, meine Césarine?" fragte der Kavalier zärtlich. „Ja, Gustav, es muß seyn. Mein Mann darf durchaus nicht erfahren, daß ich den Ball besucht habe." Gustav griff mit schmerzlicher Resignation nach einem auf dem Divan liegenden kostbaren Sammetpelze, hängte ihn über die weißen Schultern der jungen Frau, die er noch einmal an sein Herz drückte, und wollte sie eben nach der Oper zurückgeleiten, als er in einer Ecke ein feines, mit alençonner Spitzen besetztes Taschentuch bemerkte. Er hob es auf und präsentirte es der jungen Frau. „Unbesonnene," sprach er, „Sie hätten fast Ihr Taschentuch als einen Verräther zurückgelassen." „Merci!" erwiderte Madame Süd, indem sie das Tuch nahm, um es in ihre Tasche zu stecken . . . „Aber nein, dies Taschentuch gehört nicht mir, hier ist das meinige." Und sie zog mit der andern Hand ein Tuch, nicht weniger fein, als das präsentirte, aus der Tasche. Gustav Desforets prüfte nochmals dies Tuch und indem er in einer Ecke desselben eine gestickte Chiffre bemerkte, fuhr er zusammen und machte eine Bewegung, welche seine Bestürzung deutlich erkennen ließ. „Was haben Sie denn?" fragte Madame Süd lächelnd. „Ich? Gar nichts!" murmelte finster der Gefragte, und stampfte mit dem Fuße. „Man sollte wahrhaftig meinen, daß dies das Taschentuch Ihrer Frau sey, erwiderte Césarine mit mühsam ersticktem Lachen, während Desforets sich zerknirscht in die Haare fuhr. „Ich glaube, sie haben recht," entgegnete er, in Zorn ausbrechend. Er stampfte wiederholt mit dem Fuße, während die junge leichtsinnige Frau vor Lachen sprudelte, wie das Wasser eines Bassins, welches mit Ruthen gepeitscht wird. In diesem Augenblicke klopfte man an die geschlossene Thür und eine Stimme, welche Beiden wohlbekannt war, bat halblaut um die Erlaubniß, eintreten zu dürfen. „Himmel, mein Mann!" flüsterte die junge Frau. „Himmel, Ihr Mann!" flüsterte Gustav wie ein Echo ihr nach. „Was ist zu thun? Soll man öffnen?" Césarine hieß ihren Begleiter sich im Kabinet verbergen, dann öffnete sie die Thür und trat hinaus, den Anklopfenden mit verstellter Stimme nach seinem Verlangen fragend. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, schöne Dame," sagte Herr Süd, scherzhaft lachend; tausendmal um Verzeihung, wenn ich Sie störe; erlauben Sie mir nur, nach einem Taschentuche zu suchen, welches eine Dame mit der ich soupirte, in diesem Kabinet verloren hat." Aber kaum hatte Süd diese Worte gesagt, so fuhr Desforts aus seinem Versteck hervor und wollte Herrn Süd wüthend an der Gurgel fassen, aber die kluge Frau trat ihm in den Weg und präsentirte ihrem eigenen Manne anscheinend das gefundene Taschentuch der Frau ihres Ritters. „Nehmen Sie, Flatterhafter; hier ist, was sie suchen." Herr Süd küßte galant die Hand seiner Frau und entfernte sich. „Was haben Sie gethan!" rief Gustav wuthzitternd. „Ich habe mich gerächt!" antwortete Madame. Gustav war wenig erbaut durch diese heroische Rache und führte seine Favorite in den Ballsaal zurück. Man errathe, was geschah, Herr Süd überbrachte Madame Desforets das Tuch, welches der weibliche Domino ihm gegeben. Madame Desforets betrachtete das Tuch und rief: „Aber das ist ja das Taschentuch Ihrer Frau . . . Sehen Sie doch: der Name Césarine mit einer Krone von Vergißmeinnicht darüber ist hineingestickt" Man kann sich den Erfolg dieser von Madame Süd aus Rache veranlaßten Verwechselung denken. Beide Männer, gleich schuldig, waren gleich wüthend. Was thun? Das Tribunal konnte man nicht anrufen, ohne sich furchtbar zu blamiren. Herr Süd ist einer von den guten dummen Teufeln, die man philosophische Ehemänner nennt; er hat sich schnell mit seiner Frau versöhnt. Desforets aber ist cholerischer; er hatte die Absicht, sich von seiner Getreuen scheiden zu lassen, aber die großen Interressen der Börse, welche er verfolgt, hinderten ihn daran und haben einem vollkommenen Bruche vorgebeugt. Seine Frau nämlich besitzt das Vermögen.

Seeadler und Wildschwan. Der wilde Schwan, der in den Seen Rußlands, Sibiriens und des südlichen Norwegen und Schweden eben keine seltene Erscheinung ist, stellenweise sogar in größerer Anzahl brütet, wird wegen seiner außerordentlichen Vorsicht und Schlauheit nur selten die Beute des Jägers, denn er weicht den Verfolgungen schon auf so große Entfernungen aus, daß es nur bisweilen durch einen Meisterschuß aus der Kugelbüchse gelingt, den gewaltigen Vogel zu erlegen. Wie ihn aber seine Klugheit gegen die Nachstellung des Menschen schützt, so dient ihm seine große körperliche Kraft zum Schutze gegen andere Thiere; der einzige Feind unter den gefiederten Luftbewohnern, den er zu fürchten hat, ist der Seeadler. Mancher junge Schwan, wenn er auch schon vollkommen flugbar ist, unterliegt dem Angriffe dieses gewaltigen Raubvogels. Anders verhält es sich, wenn der Seeadler einen alten Schwan im Fluge angreift. Der Anblick, den der nun entstehende Kampf darbietet, soll ein ganz imposanter seyn. Jeder der beiden Vögel sucht dem anderen die Höhe abzugewinnen, und so kreisen sie oft lange um einander, bis endlich der Adler auf den Schwan herabstößt und ihn mit seinen Fängen zu packen sucht; aber der Schwan ist nicht so leicht zu fassen; sein dichtes Gefieder und sein praller Leib würden allein schon das Einschlagen der Krallen bedeutend erschweren, wenn nicht außerdem die kräftigen Flügelschläge den Angriff des Feindes zu schwächen vermöchten. Der Schwan macht sich von seinem Feinde los und stürzt sich nun seinerseits mit voller Macht auf den grimmigen Gegner. Sein langer schlanker Hals schlingt sich über den Rücken des Adlers und das blendende Weiß seines Gefieders sticht grell von den dunkeln Schwingen des Feindes ab. So währt der Kampf oft längere Zeit mit wechselndem Glück, meist damit endigend, daß der Adler unverrichteter Sache weiter ziehen muß; nur sehr selten mag es ihm gelingen, den tapfern Schwan zu bemeistern und die kolossale Beute an sicherem Orte zu verzehren.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | *Nro. 62.* | den 3. August 1859.

Pereat Napoleon.

Historische Erzählung von Fr. Friedrich.

1.

Es war im Jahr 1810. Fast das ganze nordwestliche Deutschland schmachtete unter dem härtesten Drucke französischer Gewaltherrschaft. Das Kurfürstenthum Hannover und Hessen, das Herzogthum Braunschweig, Stift Hildesheim, die Altmark, Halberstadt, Hohenstein, Magdeburg jenseits der Elbe, Mansfeld, Quedlinburg u. s. w., ein Gebiet von 688 Quadratmeilen mit nahe an zwei Millionen Menschen, waren durch ein Decret des Kaisers Napoleon zu dem neuen Königreich Westphalen vereint und unter die Herrschaft seines Bruders Hieronymus gestellt.

Die unglücklichen Länder seufzten unter dem härtesten und ausgesuchtesten Drucke. Ihre Herzen hingen in treuer Liebe an ihren angestammten Herrschern fest, und jetzt mußten sie sich knechten lassen von einem Manne, den sie verachteten und haßten. Der übermüthige König, der von der Stelle eines gewöhnlichen Kaufmannsdieners den Thron bestiegen, hatte zwar in Kassel, das er zu seiner Residenz erwählt, in altspanischer Königstracht vom Throne herab erklärt: „er werde seine Unterthanen zwingen, ihn zu lieben," aber sein ganzes Handeln konnte nur das Gegentheil hervorrufen.

Konnten sie den Mann lieben, der seine erste Frau, der er all' sein früheres Glück verdankte, mit einer Grausamkeit und Unmenschlichkeit verstoßen, vor der selbst der roheste Mensch zurückschrecken würde? konnten sie den König lieben, der die ihm untergebenen Länder nur deshalb drückte und ihnen das letzte Herzblut aussog, um seinem ausschweifenden, unmäßigen, sinnlosen Leben jeden Zügel schießen zu lassen? der jede Gerechtigkeit unterdrückte, jedes vaterländische Gefühl mit Füßen trat, und die in seine Hand gelegte Macht nur dazu benutzte, sein Land unglücklich zu machen?

Die französischen Beamten, welche die Länder überschwemmten, und in deren Hände die einflußreichsten Stellen kamen, folgten ganz dem Beispiele ihres Königs. Das ganze Land war von Spähern überschwemmt und wie mit einem Netze überzogen. Wehe dem, der ein unvorsichtiges Wort sich entschlüpfen ließ, überall gab es bezahlte Ohren, versteckte Spione! Er mußte das Wort mit jahrelanger Gefangenschaft oder selbst mit dem Tode büßen.

Die Ungerechtigkeit und Willkür in der Verwaltung, die unerträgliche Plackerei, das ängstliche Gefühl, sich stets von geheimen Ohren umgeben zu wissen, dies Alles brachte das Volk immer mehr auf. Und bei alledem verlangte der König stets die lautesten Huldigungen. Wehe der Stadt, die, wenn er durch dieselbe zog, ihn nicht feierlich empfangen, ihm nicht Vivats gerufen und am Abend nicht illuminirt hätte!

Die Universität Göttingen war zur Landes-Universität des Königreichs Westphalen geworden und hatte die tüchtigsten Kräfte der beiden aufgehobenen Universitäten Rinteln und Helmstädt in sich aufgenommen. Die Stimmung in Göttingen über das Unwesen der französischen Herrschaft war wo möglich noch erbitterter und offener als in andern Städten, die feurigen Köpfe der studirenden Jugend kannten und nahmen weniger Rücksichten. Sie hatten weniger zu verlieren und konnten deßhalb auch mehr wagen. Zudem lag Kassel nicht entfernt, und jedes sinnlose Treiben, jede Ausschweifung, jede Sittenlosigkeit des Hofes ward bald in Göttingen kund und rief den heftigsten Unwillen hervor.

Auch die Professoren und Bürger waren von demselben Hasse beseelt.

Der König wußte, was er von der Universität zu halten und zu erwarten habe. Auch er haßte sie. Die Stadt war stets mit französischen Spähern erfüllt, allein diesen ward es schwer, sich in die Kreise der Studenten und Professoren zu drängen, und öffentlich hütete sich ein Jeder, seine Stimmung und Meinung laut werden zu lassen.

Fast als ob er diese Stimmung offen herausfordern wollte, faßte der König den Entschluß, auf einer Reise nach Hannover in Göttingen einzukehren und dort einen Tag und eine Nacht zu verweilen.

Der größte Schrecken und die heftigste Erbitterung ergriff die ganze Stadt, als sie hievon Kunde erhielt. Sie wußte, daß sie dem Gehaßten würde öffentlich Huldigungen darbringen, Ehrenpforten

bauen und Festlichkeiten veranstalten müssen. Vor Allem geriethen die Studirenden in eine kaum zurückhaltende Aufregung. Ihr jugendlich feuriger, ungestümer Sinn konnte sich am wenigsten zu einer solchen Verläugnung ihrer Gefühle verstehen. Professoren und Bürger bemühten sich, sie zu beruhigen. Ihr ruhigerer Sinn sah ein, daß nichts weiter half, als sich in das Unvermeidliche fügen. Eine Widersetzung, eine Beleidigung des Königs durch die Studenten mußte der ganzen Stadt zum Verderben gereichen.

Da erschien ein königlicher Beamter aus Kassel, um der Stadt all' die Festlichkeiten und Feierlichkeiten, welche veranstaltet werden sollten, vorzuschreiben und die Vorbereitungen selbst zu leiten. Die unglücklichen Bürger preßten die Lippen aufeinander, aber sie mußten sich fügen, wenn sie ihren Widerstand nicht selbst im Gefängnisse büßen wollten.

Auch die Studenten sollten an den Feierlichkeiten und Huldigungen Theil nehmen. In festlichem Aufzuge sollten sie den König vor dem Thore der Stadt empfangen und ihm am Abend einen solennen Fackelzug bringen.

Die Erbitterung der Studenten über diese Zumuthung stieg auf's Höchste. Sie weigerten sich offen, entschlossen, lieber die Stadt und Universität für immer zu verlassen, als zu solcher Demüthigung sich herzugeben. Die Professoren und Bürger waren in der peinlichsten Verlegenheit. Das Wohl der Stadt, der Universität, ihre eigene Existenz stand auf dem Spiele. Alle ihre Kräfte wandten sie an, die ungestüme Jugend zu beruhigen und sie zu bewegen, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Es gelang ihnen endlich. Die meisten der Studirenden hatten ja ihre Heimath in den Ländern, welche zum Königreiche Westphalen gehörten, ihr Widerstand würde nicht allein ihre ganze Zukunft, sondern auch das Wohl und Glück ihrer Familien vernichtet haben, und kaum war einer unter ihnen allen, der im Stande gewesen wäre, dem Arme und der Rache des Königs zu entfliehen.

Sie gaben den ruhigen Vorstellungen der Professoren endlich nach, nur zu dem festlichen Aufzuge, zum Empfange wollten sie sich nimmer entschließen. Kein Zureden, keine Bitten, selbst keine Drohungen halfen.

(Fortsetzung folgt.)

Pantherjagd.

(Schluß.)

Beide Pferde gingen eine Zeitlang neben einander, bis sie plötzlich schnaubend stehen blieben, und ich fühlte, wie das meinige unter mir erzitterte. Zugleich erscholl ein dumpfes, dröhnendes Brüllen, so tief grollend, so im Innersten erschreckend, daß ich es sogleich klar wußte: das war Löwenbrüllen! — Das ist der „Herr", das war sein „Hrad", flüsterte Ajesha, als der Schimmel plötzlich in toller Carrière durchging. Doch schon nach wenigen Sprüngen vernahmen wir einen kurzen Aufschrei — einen schweren Fall — der Löwe hatte seine Beute niedergerissen. Der Rappe griff aus wie toll, doch bald wußte seine Reiterin ihn zu mäßigerem Schritt zu beruhigen. Der „Herr" roch Maleks Blut, sprach sie, selbst noch bebend, deßhalb wählte er jenes Pferd; nur einmal tödtet er in derselben Nacht; wir können ruhig reiten.

Sie hatte Recht, das treue Herz; kaum eine Stunde später hatte sie mich zu dem Wachfeuer meiner Leute gebracht und wollte sofort wieder hinaus in die Nacht. Ein Weib, die, eine Art Marketenderin, uns begleitete, nahm sie indeß in ihre Obhut, konnte sie jedoch nur mit Mühe bewegen, die nothwendigsten kleinen Erquickungen anzunehmen. Die Leute sandte ich aus, über Maleks Schicksal mir Gewißheit zu holen; sie fanden das vom Löwen zerrissene Pferd, und — seinen Kopf auf einer jungen Pinie aufgesteckt; der Körper war von den Schakals und Hyänen zerrissen.

Ich ging in das Zelt der Marketenderin, wo ich Ajesha fand. Schon im Morgengrauen hatte sie fortgewollt und hatte fast mit Gewalt zurückgehalten werden müssen; sie zitterte, wie ich eintrat, sichtlich. Die vollen Arme über die Brust gekreuzt, sank sie vor mir auf die Kniee. Laß mich fort, Herr, flehete sie, laß mich fort!

Es fällt mir nicht ein, entgegnete ich, dich mit Zwang zurückzuhalten, doch hast du mir wiederholt das Leben gerettet, und ich bitte dich, bleib' bei mir, daß ich dir danken kann.

Ich bin eine Chaschischa, bat sie, o laß mich fort!

Du bist meine Retterin, so bleib' nur heute bei mir, daß ich dir danke.

Sie verhüllte sich in ihren Burnus und weinte bitterlich.

Du willst fort, begann ich wieder, in Regen und Sturm, im sengenden Sonnenschein, in den erstickenden Samum, zu den Raubthieren des Waldes, zu noch schlimmeren Menschen; bleib' bei mir, und ich werde für deine Zukunft sorgen.

O laß mich fort! tönte es unter dem Burnus.

So geh'! entschied ich; doch iß zuvor mein Brod und nimm ein Andenken an diese Nacht von mir.

Sie sah auf, lange blickte sie mir wie prüfend in's Auge; einen Bissen feinen Zwieback, der zu meinem Frühstück bereit war, brach sie entzwei und nahm ein Stückchen zwischen die feinen Lippen. Ich bot ihr einige Goldmünzen, doch sie wies sie stumm zurück; da zog ich einen Ring, in den ein Ametyst gefaßt war, vom Finger, und mit zitternder Hand nahm sie ihn, drückte ihn an Stirn und Brust, und

war lautlos aus dem Zelte verschwunden. Der Posten hatte sie in den Wald flüchten sehen. —

Da stürmte es wie eine Windsbraut über die Fläche; wilde Reiter auf schnaubenden Rossen flogen daher, Lakdar Bey mit vier Genossen. Gelobt sey Er, der deinen Athem bewahrte! rief er, als ich ihm entgegentrat. Wir hätten ohne Gnade das Blutgeld für deinen Kopf zahlen müssen, wenn du es gewesen wärest, den die hündischen Schegmatas erschlagen. Wir wollen das Grab des Vaters ihres Stammes beschimpfen, und sagen es laut: ihre Mutter war eine Hündin, deren Mutter schon eine Hündin war. Allah bism Illah!

Malek Abd-Allah war es, dem sie den Kopf abgeschnitten haben, weil er ihre Falken erwürgte.

Er hat Recht gethan; er ist als Mann gestorben und soll zehnfach gerächt werden, tobte der Scheich, und Alle zogen die Yatagans, zur Bestätigung des Rachegelübdes; aber so zornig sie sich geberdeten, so deutlich schien die Freude durch, daß mein gelbhaariger Kopf noch auf dem rechten Flecke saß, so klar, daß ich es unumwunden äußern durfte. — Du hast ganz recht, entgegnete der Scheich und blies dicke Rauchwolken aus der pflichtlich dargebotenen Pfeife: einem Dutzend Schegmatas die Hälse abzuschneiden ist freilich eine Mühe; doch keine sehr große; aber Geld, viel Geld zu zahlen, ist eine äußerst unangenehme Sache. Allah kerim! —

Es war nöthig, daß ich, um einige kleine Nothwendigkeiten zu holen, mit zu dem Duar ritt, wo ich so zu sagen mein Standquartier hatte, und der Scheich wünschte es auch, daß ich an seiner Seite gesehen werde, um öffentlich zu zeigen, wie treu er für meine Sicherheit sorge. So brachen wir denn auf über eine weite Fläche, die mit hohem fahlen Graswuchs bedeckt nur ein Reiten im Schritt erlaubte, weil die Pferde, denen das zähe Gras sich um die Füße schlingt, leicht darin stürzen. Etwas seitlich nur von der geraden Richtung lag ein Gehölz, an dessen Rand ich mehrere trigonometrische Marken hatte setzen lassen, welche zu revidiren mir plötzlich um so mehr in den Sinn kam, als das fortwährende Geklapper und Verwünschen der armen Schegmatas mir lästig fiel. Doch kaum war ich einen Büchsenschuß weit von den Beduinen entfernt, als sie zumal in ein wildes Geschrei ausbrachen. In einer feuchten Niederung, die mit Geröhrig überwachsen war, hatte ein Pantherpaar seine Jungen geworfen, und, ohne es zu ahnen, war der prächtige Schimmel des Scheich dem Lager so nahe gekommen, daß die Mutter im wilden Grimm sich mit einem Sprunge dem Pferde an die Gurgel warf. Das erschreckte Thier bäumte sich hoch auf; doch stets auf dergleichen Recontres gefaßt, hatte Lakdar Scheich augenblicks eine Pistole gezogen, und der wüthenden Katze die Kugel in's Gehirn gejagt, während Muruck Osman ihr die Lanze in die Weichen rannte. Aufathmend hatte ich diesem Kampfe zugesehen, als ein grimmiges Heulen meinen Blick zur Seite zog. Der männliche Panther hatte sich in der Nähe gedrückt und kam jetzt in toller Flucht daher. Es war ein schöner Anblick, das prächtige goldbraune Thier in wilder Aufregung, jede Muskel geschwellt, durch das fahle Gras daherfliegen zu sehen, dazu die stolzen Gestalten der edeln Pferde, im Schreck wild bäumend, hauend, doch keines zur Flucht sich wendend. Davd Mohamed schoß in vollem Rosseslauf seine lange Flinte auf den Panther ab; die Kugel war eine Handbreit nur fehlgegangen und hatte der Bestie die ganze Seite aufgerissen, und dadurch geschreckt wandte sie sich seitwärts gerade auf mich, den Einzelnen, los.

Ich sagte Ihnen schon: es ist ein eigenes Ding um das Lenken dieser herrlichen Pferde, und wer es nicht versteht wie ein Araber, der thut am besten in solchen kritischen Lagen wie die, in der ich mich befand, dem Rosse Zügel und Willen frei zu lassen. Diese Regel vergaß ich in dem Augenblick, als der verwundete Panther mich wüthend angriff. Ich wollte das Pferd rechts herumwerfen, und bot dem Feinde damit die wehrlose linke Seite völlig bloß. Mit Blitzesschnelle saß das Unthier mit mir im Sattel und zerfleischte Hüfte und Seite bis zur Brust mit Zähnen und Klauen, bis instinktmäßig ich den Dolch faßte und ihn dem Thiere in's Herz stieß.

Des Feindes war ich ledig; er war verendend vom Sattel herabgesunken und ich fiel ihm nach. Bewußtlos war ich in mein Zelt gebracht und verbunden worden; noch in der Nacht ward ein Eilbote abgeordnet, einen Wundarzt von Gelma zu holen, und der General, der von meiner Verwundung vernahm, sandte deren zwei. Die Herren legten zuvörderst einen regelrechten Verband an, und unterhielten mich dabei von der Gefährlichkeit der Wunden, die durch derart Krallen gerissen worden. Der kunstgerechte Verband drückte und schmerzte mich aber weit mehr, als der naturgemäße, den eine alte Araberin mir angelegt, doch die Herren Doktoren versicherten: das sey ganz in der Ordnung.

Es war die zweite Nacht, die ich bei stets steigendem Schmerz verbrachte, als der Thürvorhang des Zeltes sich leise öffnete. Eine im Burnus tiefverhüllte Gestalt trat neben das Feldbett, und ohne Worte fühlte ich, daß es Ajesha war. Mit leiser, linder Hand nahm sie die zwängenden, harten Verbandstücke von den Wunden und legte kühle gequetschte Kräuter darauf.

Die Folge werden Sie sich denken. Die graduirten Herren erklärten mir zwar am Morgen, daß ich unfehlbar ein Kind des Todes sey, wenn ich nicht sofort zu ihren Ordinationen zurückkehre, doch ich beschloß, es zu riskiren, und bin völlig genesen. Eine ganz erklärliche Schwäche weicht dem Gebrauche Ihrer benachbarten Bäder mehr und mehr, und ich

gedenke bald wieder nach Afrika zurückzukehren; es ist meiner Frau zu kalt in Ihrem Clima.

„Sie sind mit einer Afrikanerin verheirathet?“ frug ich überrascht.

„Ja,“ nickte der Mathematiker, „und zwar mit Ajesha Chaschischa.“

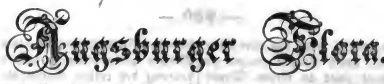
Kleinigkeiten.

Ein vierfüßiges Gespenst. Die Krimm ist das russische Schottland, wie dieses stark im Glauben an Kobolde und Feen. Obenan unter den volksthümlichen Gespenstern steht der Bistraya. Er erscheint in Gestalt eines kleinen, schwarzen Pferdes, das bei Nachtzeit in den Wäldern auf die Fußgänger, zumal auf die Betrunkenen paßt. Zuweilen stürzt es auf sie los, zwingt sie, seinen Rücken zu besteigen und eilt mit Blitzesschnelle mit ihnen davon. Ein anderes Mal ist es wohl auch artiger, es schmeichelt und treibt Possen, aber am Ende muß man es doch immer, wohl oder übel, besteigen, und hat man es einmal bestiegen, dann geht's fort in sausendem Galopp! Anfangs sucht der Reiter natürlich herunter zu springen, aber es ist vergebens. Allen Anstrengungen zum Trotze bleibt er wie angenagelt auf dem Bistraya und macht mit ihm einen höllischen Ritt. Das Roß steigt, bäumt sich und voltigirt, daß die Sterne am Himmel ob dem Anblick erblassen könnten. Fort geht's ohne Aufenthalt über Berge, Gräben, Heiden, Buschwerk, Felsen, über Stock und Stein. Kommt er auf seinem Wege an einen Abgrund oder an ein steiles Ufer, so giebt sich der Reiter vergebliche Mühe, auszuweichen; Schläge, Drohungen, Bitten, alles ist umsonst. Der Bistraya eilt nur um so schneller dem Abgrunde zu. Bald ist er dort, harrt am Rande; es wäre nur noch ein Schritt, eine Bewegung, und er würde mit seinem vor Schreck schon halbtodten Opfer hinunterstürzen. Da macht plötzlich der phantastische Vierfüßler Halt, wendet sich rechts oder links und galoppirt durch die Felder, bis der Hahn den Morgenruf erschallen läßt. Dann zittert der Bistraya an allen Gliedern, schüttelt sich heftig und wirft seinen Reiter ab, der sich nun allein auf der Haide oder im Walde sieht. Zerquetscht und blutend steht er auf und schaut sich vergebens um. Das Pferd ist nirgends mehr zu sehen! Manchmal steht er auch gar nicht mehr auf, er ist todt. Der letzte Fall ist indeß äußerst selten, und da er nur Leute trifft, deren Schlechtigkeit notorisch ist, hält man ihn für eine Strafe des Himmels. Wenn ein Mann seine Frau schlägt, oder wenn ein Wucherer einen ganzen Bezirk unbarmherzig drückt, wenn irgend ein kleiner Tyrann seine Gewalt mißbraucht, oder wenn ein Verbrecher straflos bleibt, sagt man gewöhnlich zu ihm: „Gib Acht! Der Bistraya wird Dich holen!“ — Bei alledem ist der Bistraya ein guter Teufel; so unbarmherzig er gegen die Bösen und so boshaft er gegen die Betrunkenen ist, so erzählt man doch auch Beispiele, wo er arme verirrte Reisende sanft auf seinen Rücken nahm und sie bis an die Thür ihrer Wohnung brachte. Aber in einem Falle ist er ganz besonders zu fürchten, wenn man nämlich eine der wilden Steppen bebauen will, die drei Viertheile der Bodenfläche in der Krimm ausmachen und welche so zu sagen das Gebiet des Bistraya und seiner Genossen sind. Wehe den unvorsichtigen Arbeitern, welche den Pflug dahin zu lenken wagen; wehe den verwegenen Kolonisten, die sich da eine neue Heimath gründen wollen! Er verfolgt, plagt und behext sie ohne Gnade und Erbarmen, und wenn einer ihrer Obern von ihm überrascht wird, so ist er ein verlorner Mann! So erzählt man sich in allen russischen und tatarischen Hütten von dem Bistraya, und dieser Aberglaube scheint die Steppen der Krimm verewigen zu sollen. Uebrigens findet sich eine theilweise Erklärung dieses Märchens in dem sonderbaren Aussehen einer dem Lande eigenthümlichen Pferdeart. Klein und graziös wie die Ponies, feurig und kräftig wie die Haccas, sind sie alle von glänzend schwarzer Farbe, wie das Gefieder des Raben. Ihre dichten, feinen Mähnen, ihr helles Wiehern, ihr von Bosheit funkelnder Blick, Alles trägt dazu bei, ihnen ein seltsames Aussehen zu verleihen. Es gibt nichts Kapriziöseres, Kokettere und Muthwilligeres als diese Thiere. Im wilden Zustande, in welchem die meisten leben, scheinen sie die Natur der jungen Ziege, des Affen und des Eichhörnchens in sich zu vereinigen; wenn man sie zufällig in Hausthiere verwandelt, werden sie anhänglich, folgen und schmeicheln Einem wie ein Lieblingshund.

Ein welthistorisches Zimmer. Das durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca welthistorisch gewordene Zimmer ist ein kleiner Salon, von dem der Berichterstatter des „Pays“ folgende Skizze gibt: „Die Wandverzierungen dieses kleinen Salons sind ziemlich ordinär; sie stellen Landschaften dar, die keine Spur von Wahrheit haben, und die Draperien sind sehr geschmacklos. In dem Salon stehen zwei Sophas, wenige Sessel und Stühle in Menge. Die Farbe der Möbelstoffe ist grün. Mitten im Zimmer steht ein mit grünem Tuch bedeckter viereckiger Tisch. Auf diesem Tische stand eine Vase mit frisch gebrochenen Blumen. Hier, an diesem Tische, vor diesem Blumenstrauße, haben Napoleon III. und Franz Joseph sich ungefähr eine Stunde lang eingeschlossen. Niemand wohnte dieser Unterredung bei, und kein Mensch außer den beiden Monarchen weiß, was gesprochen wurde; doch herrschte während der ganzen Dauer der Conferenz rings eine feierliche Stille. Ich befand mich während dieser Zeit auf dem Stadtplatze von Villafranca, von wo ich in das Haus Gaudini, das von den Escorten besetzt war, sehen konnte. Kein Laut ward vernommen; alle Unterredungen waren ununterbrochen und eine Spannung herrschte, die ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde. Als die beiden Monarchen aus dem kleinen Salon traten, sah Napoleon III. wie Franz Joseph strahlend aus, und Letzterer richtete an den Stab des Kaisers einige Worte, worin er die Bewunderung, die er für unsere Tapfern hege, aussprach. Se. Maj. reichte auch dem Marschall Vaillant, dem General Martimprey und dem General Fleury die Hand.“

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag *Nro.* 63. den 7. August 1859.

Pereat Napoleon.

(Fortsetzung.)

Mit Mühe gelang es endlich den Professoren und Bürgern, den Beamten, der diesen Aufzug befohlen hatte, unter irgend einem Grunde zu bewegen, selbst davon abzustehen und die Huldigung der Studenten nur auf einen solennen Fackelzug zu beschränken.

Der Tag des königlichen Besuches erschien. Ehrenpforten waren erbaut, Kränze und Guirlanden gewunden. Alle Kräfte waren aufgeboten, um den Empfang so glänzend als möglich zu machen.

Eine feierliche Deputation von Professoren und Bürgern, eilte dem König, als er sich der Stadt näherte, entgegen. Ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn, und natürlich fehlte zu seinem Schutze, und um seine bangen Befürchtungen zu beruhigen, eine hinreichend starke militärische Begleitung nicht. Dragoner ritten zu beiden Seiten des königlichen Wagens und folgten ihm. Spähet waren rings unter dem Volke vertheilt, um sofort die leiseste Regung des Unwillens zu unterdrücken.

Der König saß mit seiner Gemahlin in einem prachtvollen Wagen. Als er sein Auge zu den glänzenden Vorbereitungen, zu den Ehrenpforten und bekränzten Häusern aufrichtete, zuckte ein Lächeln über sein Gesicht. Er wußte, daß diese Festlichkeiten nur auf Befehl veranstaltet waren, ihn schmeichelte indeß schon der leere Schein der Ehre. Es sah doch fast aus wie Liebe, zu der er seine Unterthanen zwingen wollte. Deßhalb entging ihm auch das Gezwungene, Abgemessene in den Rufen, mit denen er empfangen wurde. Die Fenster und Häuser waren bekränzt, aber nur wenige Gesichter schauten durch die Fenster auf den glänzenden Königszug herab. Der Haß überwand die Neugierde.

Von den Studenten ließ sich keiner auf der Straße sehen. Hier und dort hatte sich wohl einer aus dem Fenster gelegt, und ließ die lange Pfeife herabhängen, blickte aber so gleichgiltig nieder, als ob der König täglich, stündlich vor dem Hause vorüberfahre. Eine Mütze trug er nicht, er brauchte deshalb auch nicht zu grüßen, nnd wer konnte ihm wehren, aus dem Fenster zu schauen.

Die Kälte und Gleichgiltigkeit des Empfanges trotz alles äußerlichen Glanzes konnte unmöglich dem Könige entgehen und seine Stirn zog sich finster zusammen.

In dem der Bibliothek gegenüberliegenden Gebäude der Präfectur, welches zu seinem Empfange prachtvoll hergerichtet war, stieg er ab. Nur wenige der Deputationen, welche zu seiner Begrüßung kamen, nahm er an, und diese empfing er stolz, mürrisch. Er besaß nicht Kraft und Selbstbeherrschung genug, seine Erbitterung zu verbergen. Ja, er sprach seinen Unwillen offen aus.

Der mit den Vorkehrungen beauftragte Beamte erhielt eine Zurechtweisung, daß er nicht zugleich auch die Herzen und Gemüther des Volkes und der Studirenden besser vorbereitet hatte. Der Sicherheitsbehörde wurde befohlen, jede Störung, jede mißliebige Aeußerung auf das strengste zu ahnden.

So rückte der Abend, die Zeit des solennen Fackelzuges, heran. Die französischen Agenten waren in größter Thätigkeit und Wachsamkeit, die Bürger in einer ängstlichen Stimmung. Man befürchtete, daß die Studenten ihre Erbitterung nicht beherrschen und sich zu irgend einer Demonstration hinreißen lassen würden. Dies mußte auf jede Weise verhütet werden, um den bereits unwillig gestimmten König nicht noch mehr zu reizen.

Die Befürchtungen waren indeß übertrieben. Die Burschen hatten eingesehen, daß sie sich der Nothwendigkeit fügen mußten. Sie schritten zu dem Fackelzuge wohl mit erbitterter und verbissener Stimmung, allein deßhalb konnte ihnen Niemand etwas anhaben, sobald sie dieselbe nur nicht laut werden ließen oder in irgend einer andern Weise zeigten. Professoren und Bürger waren ja von derselben Stimmung beseelt.

Die Fackeln trug keiner der Studenten selbst, sie hatten sich Knaben und Bursche aus dem Volke, welche sie dafür bezahlten, dazu genommen. Auch die Kleidung ihrer Chargirten war so einfach als möglich gehalten. Es lag hierin zwar eine Demonstration gegen den König, allein nicht eine solche, die bestraft oder von der Behörde, der sie nicht entging, verhütet werden konnte. Es hatte von jeher den Studenten bei feierlichen Fackelzügen freigestan-

den, die Fackeln selbst zu tragen, oder um ihre Kleidung nicht zu verderben, durch Andere tragen zu lassen. Ihre Kleidung war zwar an diesem Abende keineswegs eine vorzügliche, doch auch dagegen ließ sich nichts sagen.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, waren sämmtliche französische Agenten in Thätigkeit. Neben der Präfectur waren die Dragoner aufgestellt, um bei jeder etwaigen Störung sofort einzuschreiten.

Ohne Störung langte der Zug vor dem Präfecturgebäude an, die Musik spielte einen schmetternden Marsch. Der König hatte sich mit den Armen in ein offenes Fenster gestützt und blickte stolz, mürrisch, unwillig auf die Burschen herab. Die Königin stand neben ihm in derselben Weise. Keines von beiden grüßte.

Einer der Bursche las eine ihm von dem königlichen Beamten übergebene Anrede ab. Er hatte nicht umhin gekonnt, diesen Auftrag zu vollziehen, aber in der ganzen Art seines Vortrages sprach sich Nachlässigkeit, fast offener Spott aus.

Die Anrede schloß mit einem „vive le roi, vive l'empereur!" Die wohlinstruirte Musik fiel laut ein, die Burschen mußten auf Befehl ihre Mütze schwenken, aber der Ruf vive le roi! erklang so dünn, so schwach, daß er in einer Entfernung von hundert Schritten kaum vernehmbar war. Zwar waren die Agenten der Sicherheitsbehörde sogleich laut in den Ruf mit eingefallen, aber trotzdem fehlte ihm jener laute, begeisterte und hinreißende Klang, der dem freudigen Jubelrufe eigenthümlich ist.

Auch bei diesem Rufe hatte der König nicht gedankt, nicht einmal schwach sich verbeugt, er mochte fühlen, daß es für seine Kräfte zu schwer sey, die Unterthanen zur Liebe zu zwingen. Er mochte fühlen, daß man seine Macht zwar fürchtete, ihn selbst aber verachtete.

Eben war er im Begriff, sich vom Fenster zurückzuziehen, als an dem ihm gegenüberliegenden Bibliothekgebäude ein großes, hell erleuchtetes Transparent emporgezogen wurde. Unwillkürlich richtete er sein Auge darauf, es war groß und kunstvoll ausgeführt in blauer Schrift mit rothen Anfangsbuchstaben jedes Wortes. Ein zufriedenes Lächeln zuckte über sein Gesicht, als er die ihm schmeichelnden Worte des Transparents las. Plötzlich wich dieser lächelnde Ausdruck. Seine Augen blickten starr, seine Wangen erbleichten, und wurden gleich darauf von der Röthe des heftigsten Zornes überzogen. Die rothen Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte hatten seine Aufmerksamkeit erregt, sie erschienen ihm nicht ohne Bedeutung, er hatte sie zusammengestellt und die Bedeutung dieser Buchstaben hatte das Blut aus seinen Wangen gescheucht.

Tausende von Augen waren in demselben Augenblicke auf das Transparent gerichtet. Es war so unerwartet gekommen. Niemand hatte eine Ahnung davon, Niemand wußte, wer es veranstaltet. Die Meisten hatten eben so früh als der König die Bedeutung der rothen Anfangsbuchstaben erkannt. Ein Gemurmel wurde im Volke laut. Schon drängten sich Gensdarmen hindurch, um das Transparent abzureißen, da rief eine Stimme mitten im Volkshaufen laut die Bedeutung jener Buchstaben: „Pereat Napoleon!"

Ein banges und doch zugleich freudiges Erzittern ergriff die Meisten. Einen Augenblick war es still, dann widerholten die Burschen laut und donnernd: Pereat Napoleon! Pereat! Pereat!

Der König trat vom Fenster zurück, die Dragoner sprengten mit gezogenem Säbel heran, und die Gensdarmen suchten durch das die Burschen umringende Volk zu dringen, um irgend einen der frechen Rufenden zu erfassen.

Ehe dies jedoch gelang, hatten sämmtliche Rufer bereits in größter Eile den Platz verlassen. Das Volk hielt keinen von ihnen auf, die Dunkelheit des Abends begünstigte sie.

Es wurden verschiedene Studenten und Bürger festgenommen, allein keinem von ihnen ließ sich beweisen, daß er in den Ruf eingestimmt und um das Transparent gewußt hatte. Keiner von ihnen hatte einen der Rufer erkannt. Sie mußten freigelassen werden.

Der König war in heftigster Wuth. Sein ganzer Zorn war auf den Anstifter des Transparentes gerichtet, denn dieser allein hatte die ganze Demonstration hervorgerufen. Ihn sollte die Polizei schaffen, er sollte für alle anderen mitbüßen.

Die Behörde war in der peinlichsten Verlegenheit. Sie hatte keine Ahnung von dem Thäter, ja es war ihr unbegreiflich, wie es möglich gewesen war, das Transparent an der Bibliothek anzubringen, ohne daß sie etwas davon bemerkt hatte, da sie es an Wachsamkeit doch nicht hatte fehlen lassen.

Sofort nach dem Vorfalle waren alle Thore der Stadt besetzt, alle Ausgänge streng bewacht, und in der Stadt selbst wurden die strengsten Nachforschungen angestellt. Sie führten zu keiner Entdeckung. Die Studenten — daß das Ganze von Studenten ausgegangen und ausgeführt war, darüber herrschte kein Zweifel mehr — saßen entweder still, als ob nichts vorgefallen wäre, daheim in ihren Wohnungen, oder in den Wirthshäusern ruhig bei einem Glase Wein. Wie nach getroffener Verabredung, sprach keiner von dem Vorfall und die geheimsten Ohren fanden nichts zu belauschen.

Sie hatten indeß keine Verabredung über das Stillschweigen getroffen, der Instinct ihrer eigenen Sicherheit gab es ihnen ein. Sie selbst hatten ja um das Transparent nicht gewußt, sie waren eben so sehr davon überrascht. Wohl glaubten Manche die Stimme desjenigen, der zuerst die Worte: Pereat Napoleon! ausgerufen, erkannt zu haben, aber sie

sprachen sich darüber nicht aus, nannten seinen Namen nicht. Er war ja ein Bursche wie sie und von allen gerne gesehen.

Unwillkürlich drängte sich ihnen die Vermuthung auf, daß er das Transparent gemacht, er war ja einer solchen tollkühnen That fähig; wie es ihm indessen möglich geworden war, Alles bis zum letzten Augenblicke geheim zu halten, das war auch ihnen ein Räthsel. Bei dem Fackelzuge selbst hatte ihn Niemand von allen bemerkt.

2.

Ruhig war der Abend verflossen. Keine weitere Störung war vorgefallen, keiner der Vereatrufer war entdeckt.

Still saß ein Student in seinem in einem Erker gelegenen Stübchen. Es war eine große, mehr schlank als kräftig gebaute Gestalt. Er hatte den Kopf sinnend auf die Hand gestützt, aber seine gerötheten, fast glühenden Wangen verriethen, daß in seinem Innern eine heftige Aufregung stattfand. Seine Augen blickten unruhig, feurig. Trotz der offenen Züge seines Gesichtes sprach sich ein unverkennbarer, muthiger, ja trotziger Sinn in ihnen aus.

Er saß an einem Schreibtische, vor sich ein aufgeschlagenes Buch, aber offenbar nicht, um darin zu lesen. Er war zu aufgeregt, seine Augen starrten meist in das Licht vor ihm.

Auf seiner Stirn lag ein fast finsterer Ernst, nur zuweilen zuckte ein freudiges Lächeln um seinen Mund.

Das Zimmer war eine jener gemüthlichen Stuben, wie sie nur Studenten mit ihrem ungenirten Sinne herzurichten wissen, die aber sofort Jeden, der selbst einmal zu den lustigen Burschen gezählt, freundlich und heitere Erinnerungen weckend anlächeln.

An den Wänden die kreuzweis aufgehängten Schläger, die Pfeifen, die Bildnisse der Freunde. Dort ein Tisch mit einem kleinen Bücherbrett, dort ein schmales und hartes Sopha. Dort hängt die farbige Mütze an einem Nagel, dort liegt der Stock auf dem Stuhle. Der unvermeidliche Ziegenhainer liegt auf dem Tische, als ob er ein Scepter und der Beherrscher dieses Zimmers wäre. Es ist nicht die Ordnung, die einem jeden mit solchen Burschenstuben Befreundeten so wohnlich und gemüthlich entgegenblickt, nein, es ist die ungenirte Unordnung, das bunte Durcheinander, das oft barocke Zusammentreffen und Zusammenliegen der verschiedenartigsten Gegenstände.

Ziemliche Zeit lang hatte der Bursche sinnend dagesessen, da wurde die Thür geöffnet und ein junges, schlankgewachsenes Mädchen trat ein. Schon der erste Blick verrieth, daß sie seine Schwester war. Ihre Gesichter hatten eine unverkennbare Aehnlichkeit, und doch war der Ausdruck in Beiden durchaus verschieden. Was bei ihm eine trotzige, selbstbewußte Kraft ausdrückte, war in dem Gesichte des Mädchens zu sanften und anmuthigen Zügen gestaltet. Ihre großen dunklen Augen konnten wohl auch feurig blicken, aber ihr feuchter Glanz hatte immer etwas Schwärmerisches.

Sie war um mehrere Jahre jünger als ihr Bruder und galt mit Recht für eins der schönsten Mädchen der Stadt. Ihr Anzug war einfach, hob aber dadurch ihre in fast vollendetem Ebenmaß gewachsene Gestalt auf das günstigste hervor.

Sie war rasch eingetreten. Auch bei ihr verriethen die gerötheten Wangen eine innere Aufregung. Ihr Bruder hatte ihr Eintreten nicht bemerkt, da er ihr mit dem Rücken zugekehrt saß. Rasch trat sie auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter.

Fast erschrocken wandte sich der Bursche um, als er aber seine Schwester erblickte, nahmen seine Züge sofort und unwillkürlich einen freundlichen und lächelnden Ausdruck an.

„Du bist schon zu Haus, Wilhelm?" fragte das Mädchen.

„Gewiß, Emmy," erwiderte der mit dem Namen Wilhelm Angeredete, indem er sich auf dem Stuhle umdrehte und die Schwester lächelnd anblickte. „Hier überzeuge dich vollständig von meiner Anwesenheit, genieße die Gegenwart des Wilhelm Brandes, Studiosus der Medicin und Bruders der liebenswürdigen Emmy Brandes, der Blume der Stadt Göttingen."

Das Mädchen lächelte über diesen Scherz, schien aber doch nicht in der Stimmung zu seyn, darauf einzugehen. „Ich habe gar nicht gehört, daß Du heimgekommen bist," fuhr sie fort, indem ihre Augen ruhig, aber doch scharf beobachtend auf dem Gesichte des Bruders ruhten. „Du hast doch an dem Fackelzuge Theil genommen?"

„Gewiß, gewiß!" rief der Bursche, indem er sich bemühte, in dem einmal angeschlagenen heitern Tone fortzufahren. „Ich mußte doch unserem geliebten König mit einer Fackel leuchten, als er Revue über seine getreuen Unterthanen halten wollte."

„Und Du hast auch das Vereatrufen gehört?" fragte das Mädchen weiter.

„Ja, allerdings — ich war schon auf dem Heimwege. Doch weshalb . . ."

„Und hast auch das eigenthümliche Transparent gesehen?" unterbrach ihn die Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Fra Diavolo. Zu der Zeit wo die französische Revolution ihre Feuerzunge über ganz Europa auszustrecken begann, hatte das republikanische Departement das Königreich Neapel zur parthenopäischen Republik erklärt und daselbst, nachdem der König mit seiner Familie und den Ministern nach Sicilien geflüchtet, eine provisorische

Regierung eingesetzt. Nur der List des französischen Generals Championnet gelang es, den furchtbaren Aufstand der Lazzaroni unter Rocca Romana zu unterdrücken, aber eine große Anzahl der wilden Gesellen mochten nicht mit ihren Todfeinden, den Franzosen, im Frieden leben und flüchteten deshalb in die Schluchten der Abruzzen, wo sie unter kühnen Führern Guerrillahaufen, oder richtiger gesagt Räuberbanden bildeten und nicht nur den Feind, sondern auch die umliegenden Ortschaften in Furcht und Schrecken setzten. Die gefürchtetsten dieser Bandenführer waren Papanera, Sciarpa und Fra Diavolo. — Auf der einsamen Gebirgsstraße, die sich von Pontecorvo durch Schluchten, unwirthbare Thäler und schroffe Höhen nach Itri hinzieht, vernahm man eines Morgens Glockenton aufsteigender Maulthiere. Um eine Ecke biegend zeigte sich ein kleiner Reisezug, bestehend aus einem jungen Priester, der ohne Steigbügel in dem hohen Bergsattel saß, während ein zweites Maulthier einige Koffer und andere Effekten trug. Neben dem Geistlichen trabte ein bärtiger Maulthiertreiber mit entblößter Brust und unbedeckten Armen, die Füße bis zum Knie mit einer Art Sandalenstrumpf bekleidet, wie er noch jetzt von den Gebirgsbewohnern getragen wird, und auf dem reichbehaarten Haupte den bebänderten Calabreserhut. Der Priester und sein Begleiter befanden sich in eifrigem Gespräch. „Ich habe in meinem einsamen Pfarrhause zu Melfi mich nur wenig um die politischen Händel bekümmert," sagte der Priester, „aber dennoch täglich Gott gebeten, daß er dieser Schreckensherrschaft, die Frankreichs Königsmörder über ganz Europa verbreiten wollen, ein Ende machen möge." „Monsignore Diakonus," antwortete der Führer, „ich bin eigentlich nur ein Dummkopf, aber doch klug genug, um zu wissen, daß eine Regierung so schlimm ist wie die andere. Unser König ist davon gelaufen und seine Räthe mit, deshalb dürfen wir nicht klagen, daß Frankreichs Soldaten uns Schutz gewähren. Gott sey's geklagt, ehrwürdiger Herr, seit Fra Diavolo in diesen Bergen sein Wesen treibt, miethet kein Mensch mehr ein Maulthier, aller Verkehr mit Mola, Gaeta und Terracina ist vorbei, und dieses Unglück verdanken wir den eigenen Landsleuten." „Wer ist dieser Fra Diavolo?" fragte der Priester. „Ein Räuberhauptmann, der aus Calabrien stammt und aus einem Mönche sich in den Bruder Teufel verwandelt hat!" erwiderte Peppo. „Fragt nur jenseit Itri nach seinen Thaten, oder nennt vielmehr nur seinen Namen und der muthigste Mann wird erbeben. Seine Anhänger rauben, morden und brennen nach Willkür, sie schonen selbst das Heiligste nicht. Alle aber übertrifft Fra Diavolo. Nein, Monsignore, da will ich doch lieber unter französischer Botmäßigkeit stehen!" „Peppo," sagte der Priester, „ich mag nicht über Deine Sympathien streiten, glaube aber, Du wirst gut thun, diese franzosenfreundliche Gesinnung nicht öffentlich auszusprechen. Wenn auch die Franzosen für den Augenblick in Italien befehlen, so wird ihre Herrschaft doch nur eine kurze seyn, und dann Peppo, könnte man Dich leicht beim Kopfe nehmen." „Mags geschehen," sagte der Maulthiertreiber, den Hut vom Haupte nehmend und seine rauhe Hand auf die nackte Brust legend. „Ob ich in meinem Wohnorte Teano verhungere oder von einem Kriegsgericht zum Galgen verurtheilt werde, kommt am Ende auf Eins heraus. — Fluch über diese Patrioten!" Eben bogen die Maulthiere um eine hohe schmale Felswand, da donnerte plötzlich durch die Schlucht ein Schuß. Der Maulthiertreiber stieß einen scharfen gellenden Schrei aus und stürzte vorn über zu Boden. Aus seiner Brust drang ein Blutstrom. Der erschrockene Priester sprang von seinem Thiere und dem Verwundeten zur Hülfe, aber die Kugel war von sicherer Hand abgefeuert worden. Kaum vernahm Peppo noch die Segensworte des Geistlichen, dann sank er sterbend zurück und war in wenigen Augenblicken eine Leiche. Jetzt erst erhob sich der Diakonus von seinen Knieen und schaute nach der Richtung, woher der Schuß fiel. Dort stand ein hoher Mann, beschäftigt Pulver auf die Pfanne des Gewehrs zu schütten. Dieses an die Felswand lehnend, blickte der Mörder erwartend nach dem unschlüssig dastehenden Priester hinab. „Du hast Menschenblut vergossen, Unglücklicher!" rief endlich der Diakonus. „Diesmal nur den Saft eines Franzosenspions!" antwortete kaltblütig der Bewaffnete. „Woher Pfaff und wohin des Weges?" — „Von Melfi komme ich, um mein neues Diakonat in Fontana anzutreten!" „Carlo Salari!" rief erbleichend der Räuber. „Michael Pozzo!" antwortete der Diakonus. „Nicht Michael Pozzo, sondern Fra Diavolo!" antwortete düster der Bewaffnete. „Carlo, mein Jugendfreund und treuer Genoß im Seminar und dem Kloster, ich will Dir meine Hand nicht reichen, denn sie träuft von Blut. Wenn es wirklich gute Menschen giebt, so bist Du Einer, Carlo — fast alle sind Teufel, wenn auch in anderer Weise als ich. Aber was ich that, werde ich vor Gott verantworten. Lebe wohl, Carlo — vorher aber gieb mir Deinen Segen." Der Räuberhauptmann kniete nieder und in seinen Augen glänzten Thränen. Der Diakonus legte die bebende Hand auf des Jugendfreundes Haupt und flüsterte: „Gott ist barmherzig — möge er Dir gnädig seyn!" — Acht Jahre später kniete der neapolitanische Oberst Michael Pozzo, insgemein Fra Diavolo genannt, im Kerker zu Neapel und empfing die Sterbesakramente. Ein französisches Kriegsgericht hatte den Gefangenen zum Tode verurtheilt. Der Priester, welcher den Guerrillaführer zum Schaffot geleitete war Carlo Salari, der Diakonus von Fontana! —

Ein taubstummer Ahnherr. Vor einiger Zeit wurde das Gerücht verbreitet, der einzige Sprosse Napoleons III. sey taubstumm. Widerlegt ist dieses Gerücht zwar nicht, allein gleichwohl können wir weder für Wahrheit noch Unwahrheit desselben einstehen. Nur das wollen wir erwähnen, daß das jetzt in Sardinien regierende und dem augenblicklichen französischen Herrscher seit Kurzem nahe verbundene Königshaus von einem Taubstummen, Emanuel Philibert Amadeus von Carignano, geb. am 28. August 1628, abstammt, der sich noch in seinem 56sten Lebensjahre mit Angela Catarina von Este, aus einer apanagirten Linie des Hauses Modena, vermählen mußte, damit das Haus Carignan nicht aussterbe. Von seinem am 26. Februar 1690 gebornen Sohne Viktor Amadeus stammt das jetzige Königshaus von Sardinien ab.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | *Nro. 64.* | den 10. August 1859.

Pereat Napoleon.

(Fortsetzung.)

Unruhig, aufgeregt sprang der Bursche vom Stuhle auf. „Emmy! Wozu dies Fragen? Was soll das? Ich habe das Pereat gehört und das Transparent gesehen — was kümmert mich das? — Als guter Unterthan sollte ich eigentlich sagen, ich hätte nichts davon gehört und gesehen,“ fuhr er fort; indem er seinen frühern scherzenden Ton wieder zu gewinnen suchte. „Ihr Mädchen seyd gewaltig neugierig, und gerade deshalb würde es mich in Erstaunen versetzen, wenn Du nicht selbst bei dem Fackelzuge zugegen gewesen wärest. Er hat sich schön gemacht, nicht wahr Schwesterchen? Nur die Vivatstimmen schienen mir etwas heiser zu seyn. Vielleicht Einfluß der Abendluft, des Pechqualms. Du hast doch auch mit gerufen?“

„Laß den Scherz jetzt Wilhelm,“ unterbrach ihn das Mädchen. „Du weißt sehr wohl, daß ich das Haus an diesem Tage nicht verlassen habe. Du kennst meine Gesinnung, aber ich kenne auch die Deinige, deshalb begreife ich deinen Scherz nicht. Noch heute Morgens warst Du auf das heftigste darüber erbittert. — Man will in dem ersten Rufe: Pereat Napolon! Deine Stimme erkannt haben, und das Transparent soll Niemand anders als ...“

„Emmy, Mädchen!“ unterbrach sie der Bursche hastig, fast auffahrend. „Wer sagt das? Wer hat Dir solche Gedanken in den Kopf gesetzt? Thorheit! Als ob es nicht mehr Stimmen in Göttingen gäbe, die Pereat rufen können. Was habe ich damit zu schaffen sammt dem Transparent!“

„Freue Dich, Wilhelm, daß ich es bin, die Dich jetzt frägt. Deine Aufregung verräth Alles. Mir hat geahnt, daß Du etwas im Sinne habest, aber nimmermehr hätte ich geglaubt, daß Du einen solchen tollkühnen Streich vollbringen würdest, der uns alle in's Verderben bringen wird!

„Mädchen, Mädchen!“ rief Wilhelm aufgeregt. „Was habe ich damit zu schaffen! Wie kommst Du auf diesen Verdacht?“

„Verstelle Dich nicht,“ fuhr Emmy fort. „Ich weiß, daß Du das unglückselige Transparent gemacht hast. Schon gestern Abend hast Du es heimlich aus dem Hause geschafft. Gott gebe, daß Niemand außer mir darum weiß. Die Polizei forscht dem Thäter nach, der König ist auf das heftigste erbittert.“

Wilhelms Schrecken über die Entdeckung des Geheimnisses, um das nur er allein zu wissen glaubte, wurde durch die letzten Worte verscheucht.

„Ha!“ rief er, und seine Augen leuchteten feurig, begeistert: „Ist er erbittert! Hat er gemerkt, daß unsere Herzen Pereat! und tausendmal Pereat! rufen, wenn er sich auch noch so viele erzwungene Fackelzüge bringen läßt! Hat er gemerkt, daß wir nicht vor ihm kriechen und unsere Nacken beugen, daß wir nur den Augenblick erwarten, wo das Schicksal auch über ihn zu Gericht sitzen wird! Ja, sieh, Emmy, ich habe das Transparent gemacht, ich habe das Pereat! gerufen, und mein Ruf hat in hundert Herzen ein freudiges und lautes Echo gefunden! Ich bin stolz darauf, stolz, nun ich weiß, daß es die von mir beabsichtigte Wirkung hervorgerufen. Es sollte hinein greifen in die Ruhe und die sinnlose Verblendung des Wütherichs!“

„Du bist stolz darauf, Wilhelm?“ wiederholte Emmy und ihre Stimme erklang fast traurig, „stolz, daß Du über Dich, über die Mutter und mich eine Gefahr heraufbeschworen, der wir kaum entgehen werden? Man hat Deine Stimme erkannt, man weiß vielleicht schon, daß Du der Urheber von Allem bist.“

„Sey ruhig, sey ohne Besorgniß, Emmy,“ erwiderte der Bursche, indem er der Schwester Hand ergriff. „Es kann Niemand außer Dir darum wissen. Hältst Du mich für so thöricht, daß ich mich selbst verrathen werde! Man will meine Stimme erkannt haben — ha, laß sie mir beweisen, daß es meine Stimme war, laß sie mit Jemanden bringen, der mich bei dem Fackelzuge gesehen hat! Sieh, Mädchen, Dir will ich Alles gestehen, denn Du wirst mich nimmer verrathen. Schon an dem Tage, als die erste Kunde von des Königs Besuch in die Stadt gelangte, ist der Gedanke zu dieser That in mir aufgekeimt. In mir allein habe ich ihn zur Reife gebracht, Niemand sollte darum wissen, um im Falle des Mißlingens nicht noch Andere mit mir in's

Verderben zu reißen. Seit Tagen und Nächten bin ich heimlich mit den Vorkehrungen beschäftigt gewesen. Sie waren wohl überlegt und gut getroffen. Es kann mich Niemand bemerkt haben, und bin ich gesehen, so bin ich doch schwerlich erkannt worden, denn ich war verkleidet. An einem Fenster der Bibliothek habe ich das Transparent angebracht, von dem Innern der Bibliothek aus. Erst heute Abend, kurz vor dem Fackelzuge, hing ich es aus. Es war durch ein Brett verdeckt, ich durfte darauf rechnen, daß die Augen sämmtlicher Zuschauer auf die Präfectur, auf den König gerichtet seyn würden und nicht auf die Bibliothek. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich war unter den Zuschauern und habe mich selbst davon überzeugt. Als ich von innen die Lichter angezündet und dann von außen das verdeckende Brett zum Fallen gebracht hatte, konnte Niemand vermuthen, daß ich etwas damit zu schaffen hatte, denn ich stand mitten unter dem Volke — ich selbst sah die Wirkung, die meine Arbeit hervorrief. — Ich hatte mir fest vorgenommen, still zu seyn, die Begeisterung oder vielmehr die Erbitterung des Augenblicks rissen mich hin, ich rief: Pereat Napoleon! die Anfangsbuchstaben des Transparents. Noch ehe aber Hunderte von Stimmen meinen Ruf laut und donnernd wiederholten, war ich schon heimlich davongeeilt, habe ich die mich verbergende Maske und unkenntlich machende Kleidung abgenommen und in die Leine geworfen. Dort liegen sie und kein Späher wird sie dort finden, und wenn der König selbst sich herabläßt, sie zu suchen, er wird sie nicht finden! Deßhalb sey ohne Sorge, Niemand weiß, daß ich der Thäter bin!"

„Und doch hat man Dich bereits in Verdacht," warf das Mädchen weinend ein. „Deine Stimme ist erkannt, und die Freundin, welche dies mir erzählte, fügte hinzu, die Studenten seyen überzeugt, daß Du auch das Transparent gemacht habest."

„Die Studenten werden mich nimmer verrathen," rief der Bursche. „Und kann ein Verdacht mir Verderben bringen? Beweisen soll man es mir, daß ich es gewesen bin!"

„Du hast unüberlegt gehandelt," schluchzte Emmy. „Eine schwere bange Ahnung drückt mir das Herz zusammen. Was kümmert Dich der König, was sein Thun?"

„Was mich der König kümmert!" wiederholte Wilhelm laut und mit Entrüstung. „Emmy, Du bist ein gutes Mädchen, ich kenne Dein friedliches, vor jeder Gefahr zurückschreckendes Herz, aber verlange nicht, daß ich ebenso fühlen soll. Kannst Du fragen, was mich der Mann kümmert, der mein Vaterland unterjocht, der jeder Gerechtigkeit, jeder Menschlichkeit, jedem sittlichen Gefühle offen Hohn spricht! Was mich der Mann kümmert, dessen ausschweifendes, rohes Leben, für welches es keine Worte gibt, um es so zu schildern, wie es ist, wie eine Pest stets weiter und weiter um sich greift! Ich verachte, ich verabscheue, ich hasse ihn. Ich würde mit Freuden mein Leben zum Opfer bringen, wenn ich mein Vaterland von ihm befreien könnte."

Tritte wurden auf der Treppe draußen hörbar. Weder Wilhelm noch seine Schwester vernahmen sie. Mit begeisterten Worten fuhr er fort, seine heiligsten und ernstesten Gefühle auszusprechen, und auch in des Mädchens Herzen fanden sie einen lauten Wiederhall.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und mehrere Beamte und Gensdarmen strömten in das Zimmer.

Mit lautem Angstschrei fuhr Emmy zurück. Sie hatte die Männer sofort erkannt. Fest umklammerte sie den geliebten Bruder, als ob sie ihn schützen und schirmen wollte.

Auch Wilhelm war für den ersten Augenblick auf das heftigste erschrocken. Er faßte sich indeß schnell. Er wußte, daß er entdeckt, verrathen war, aber nicht gutwillig wollte er sich gefangen geben. Sein Auge suchte unwillkürlich den Schläger an der Wand, die Schwester bemühte er von sich fortzudrängen. Ehe dies ihm indeß noch gelang, hatten Gensdarmen ihm bereits den Weg zur Wand vertreten. Säbel blitzten drohend in ihren Händen und über seinem Haupte. Sie erfaßten ihn, ehe er Zeit fand, sich zur Wehre zu setzen.

Noch hielt ihn die Schwester fest umklammert. Sie wurde von seiner Seite fortgerissen. Vergeblich waren ihre Thränen und Bitten. Im höchsten Schmerze der Verzweiflung warf sie sich auf die Knie, um Gnade für den Bruder anflehend. Sie wurde kalt zurückgedrängt. Eher würde sie den rohesten Menschen zum Mitleid bewogen haben, als diese französischen Agenten, die nicht zufrieden, ihrer Pflicht zu genügen, eine Freude über den Schmerz und die Qualen ihrer Opfer empfanden.

Wilhelm war gefaßt, ruhig. Er wußte, daß ein Widerstand gegen diese Uebermacht nur Thorheit war. Sein Geschick stand in klarem Bilde vor seinem Geiste, von der Rache eines Hieronymus hatte er keine Gnade zu erwarten. Er schreckte nicht davor zurück. War es auch anders gekommen, als er gehofft und erwartet hatte, der Gedanke, daß er in die Ruhe des Bedrückers seines Vaterlandes störend eingegriffen habe, beruhigte ihn.

Man wollte ihm die Hände fesseln, mit aufbrausender Heftigkeit und mit einer Kraft, welche man seinem Körper kaum zugetraut hatte, stieß er die Fesseln zurück Sein ganzer leidenschaftlicher Trotz war wachgerufen. Er hätte in diesem Augenblick sich eher tödten lassen, ehe er Fesseln getragen.

Die Beamten ließen ihn gewähren. Es lag ihnen daran, daß die Verhaftung ohne alles Aufsehen, so geheim wie möglich geschah. Sie kannten den leicht erregbaren Sinn der Studenten und fürchteten, daß es zu Unruhen und ernstlichem Widerstande

von ihrer Seite kommen könnte. Das mußte auf jede Weise vermieden werden, so lange der König in der Stadt sich befand, bis der Verhaftete in Sicherheit gebracht war. Sie wußten, daß dem Rechte nach nur dem akademischen Gerichte ein Urtheil über den Burschen zustand. Dieses würde das Vergehen mit Carcer und Relegation bestraft haben, des Königs Rache verlangte aber den Tod, den der Unglückliche in Kassel, wohin er sofort gebracht werden, finden sollte.

Durch schändlichen Verrath war ihnen der Thäter des Transparents entdeckt, absichtlich hatten sie mit der Verhaftung gezögert, bis die Nacht hereingebrochen und es auf den Straßen still geworden war. Das Haus war von allen Seiten umstellt und bewacht, eine Flucht war unmöglich.

Wilhelm blieb gefaßt. Nur als er seine herbeieilende erschreckte Mutter und seine Schwester zum Abschied in die Arme schloß, überwältigte ihn der Schmerz für einen Augenblick. Er wußte, daß es ein Abschied für immer war, und bei dem Gedanken an den Schmerz und die Trauer, welche er den Seinen bereitet, erfaßte ihn Reue über seine That. Und doch hätte er sie nicht ungeschehen machen mögen. Eine innere Stimme rief ihm zu: „Man wird Dich einst rächen. Der Ruf, den heute Abend dein Mund zuerst gesprochen, wird einst über das ganze große deusche Vaterland hallen: Pereat Napoleon! Pereat! Pereat! bis in ewige Zeiten!“

Gewaltsam riß er sich endlich aus den Armen der Seinen los und folgte den Gensdarmen und Beamten. Einige von ihnen blieben zurück, um das Haus zu bewachen, und zu verhüten, daß es irgend Jemand verließ und die Verhaftung bekannt machte. Erst, wenn der König die Stadt verlassen habe, wenn der Verhaftete in Sicherheit war, durfte dies geschehen.

Wilhelm wurde in einen in der nächsten Straße bereit gehaltenen Wagen gebracht, zwei Gensdarmen stiegen zugleich mit ihm ein und setzten sich an seine Seite, die Pferde zogen an, und im raschen Trabe ging es fort durch die Straßen zum Thore hinaus, immer weiter und weiter auf dem Wege nach Kassel.

3.

Die Stadt Göttingen hatte in dem festen Schlafe der ersten Nachtruhe gelegen, als der unglückliche Bursche aus ihren Mauern geführt wurde. Niemand wußte darum außer den Seinigen, welche in ihrem Hause bewacht wurden.

Früh am andern Morgen verließ der König, dem die Furcht eine unruhige, schlaflose Nacht bereitet hatte, die Stadt, in der ihm zum Erstenmale entgegengerufen wurde, wie jener seiner Unterthanen, wie ganz Deuschland über ihn und die Gewaltherrschaft seines Bruders dachte.

Jetzt lag weniger daran, wenn die Verhaftung und Fortführung des Burschen bekannt wurde. Die Mehrzahl der Dragoner war in der Stadt zurückgeblieben, gegen einen möglichen Aufstand der Studenten waren alle Vorkehrungen getroffen. Die Beamten, welche Wilhelms Mutter und Schwester bewacht hatten, wurden zurückgezogen.

Die beiden Unglücklichen hatten eine schmerzvolle, bange Nacht durchlebt. Sie ahnten die ganze Größe der Gefahr, von der Wilhelm bedroht wurde, nicht; aber durch ihn waren sie ihres Beschützers beraubt, und all' die Hoffnungen, welche sie auf ihn gebaut hatten, sahen sie scheitern, vernichtet.

Vergebens hatten sie auf irgend einen Rettungsweg gesonnen. Was vermochten sie zu thun, wußten sie doch nicht einmal, wohin der Unglückliche, der sich durch seinen Haß gegen das fremde Joch, durch seine Liebe zum Vaterlande zu der unseligen That hatte hinreißen lassen, geführt war.

Da dachte Emmy an einen Mann, der vielleicht helfen konnte, er bekleidete ja einen Posten an der Polizei. Vor Jahren war er der vertrauteste Freund ihres Bruders gewesen, und nur dadurch, daß er auch unter der französischen Herrschaft seine Stelle beibehalten hatte, war der Bund ihrer Freundschaft getrennt. Wilhelm konnte es ihm nicht verzeihen, daß er einem unrechtmäßigen Könige diente, daß er einer Macht seine Kräfte lieh, die im ganzen Lande verhaßt und verachtet war.

Emmy wußte, durch welche Gründe dieser junge Mann bestimmt worden war, seine Stellung nicht aufzugeben, welche Verhältnisse ihn zwangen, der verhaßten Fremdherrschaft zu dienen. Sie kannte seine Gesinnungen, und war weniger streng und hart in seiner Beurtheilung. Auch ihrem Herzen hatte er einst näher gestanden. Sie wußte, daß er sie innig geliebt hatte, und noch liebte, sie wußte, daß er die Freundschaft mit ihrem Bruder nur ungern aufgegeben hatte, und daß er auch jetzt noch freundlicher gegen Wilhelm gesinnt war, als dieser gegen ihn.

Er allein konnte helfen, und seinem Herzen traute sie es zu, daß er es thun werde.

Es kostete sie eine schwere Ueberwindung, zu dem Manne zu gehen, der ihrem Herzen einst so nahe gestanden. Einen Augenblick war sie zaghaft; wo indeß so viel auf dem Spiele stand, durfte sie nicht lange zögern. Um den geliebten Bruder zu retten, hätte sie hundertmal mehr gewagt und unternommen.

Kaum hatten die Beamten sie verlassen, so machte sie sich auf den Weg, um den Mann, von dem sie Hilfe erwartete, noch in seiner Wohnung anzutreffen. Ihr Herz schlug laut und bange, als sie vor seiner Thür stand und anpochte. Eine dunkle Röthe überzog ihre Wangen, als sie eintrat. Sie hatte gehofft, eine größere Gewalt über sich ausüben zu können und ruhig zu bleiben, dennoch vermochte sie kein Wort hervorzubringen. (Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

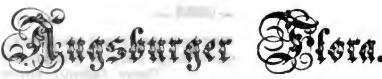
Der Malström. Wer hätte nicht schon von diesem berüchtigten Strudel des norwegischen Meeres gehört? Es gibt, Dank den grausenhaften Erzählungen alter Seeleute, welche die Wasserflächen des hohen Nordens befuhren, und Dank den phantasiereichen Schilderungen moderner Romantiker, Niemanden, in dessen Vorstellung der Name Malström nicht das Bild eines ungeheuren, in steter Drehung sich bewegenden Trichters hervorriefe, oder eines riesenhaften Wasserwirbels, der die Oberfläche des Meeres in ununterbrochener Verbindung mit unerforschbaren Tiefen und Abgründen erhält, und meilenweit in der Runde selbst auf die stärksten Fahrzeuge eine unwiderstehliche Anziehungskraft übe, gegen welche weder die Wissenschaft noch die Einbildungskraft bisher einen Schutz gefunden. Neuere glaubhafte Berichte wollen nun diesen Malström in dasselbe Schattenreich der Mythe verweisen, wohin ihm seit lange schon die Scylla und die Charybdis vorangingen. Dem „norweglischen Piloten“ zufolge hätte dieser so gefürchtete Wasserstrudel, welcher sich zwischen Moskenes und dem südlichen Ende des Lofoten-Archipels befindet, nicht mehr die Wichtigkeit, welche man ihm bisher beilegte. Die geringe Breite der Meerenge, zwischen welcher hindurch das Meer in die Bayen und Buchten des nahen Continents fließt, und aus der mit der Ebbe die Wassermassen, welche mit der Fluth dahingelangten, wieder hervorstauen, bewirkt unter diesen Verhältnissen einfach eine Strömung zwischen den Lofoteninseln, die bei deren Südende eben am stärksten ist. Die Richtung, welche diese Strömung nimmt, hängt sehr viel von dem Zustand der Atmosphäre ab. Herrschen auf dem hohen Meer starke Westwinde vor, so nimmt sie gewöhnlich die entgegengesetzte Richtung. In den Stunden der Ebbe mindert sich ihre Heftigkeit, nimmt aber mit steigender Fluth wieder zu, besonders wenn das Meer stürmisch bewegt ist. Im Winter, wo die von Westen kommenden Stürme die Fluthen an den Strand treiben, während zugleich aus dem Innern Norwegens ein scharfer Wind meerwärts weht, ist es in der That gefährlich sich der Wasserfläche zwischen Moskenes und den Lofoten zu nahen, denn man hat dann mit dem Hauptstrom und zwei unterseeischen Strömungen zu kämpfen, deren Anprall an einander den Anblick einer ununterbrochenen Brandung bewirkt. Es möchte in selber Zeit keinem Schiffer der Versuch zu rathen seyn durch diese Fluthen hindurch sich eine Bahn zu suchen. Im Sommer hingegen, bei heiterem Wetter und wenn mehrere Tage die Winde schwiegen, ist keine Ursache vorhanden, welche von der Passage abhalten könnte. In jener wildromantischen Landschaft Norwegens, wo die Bevölkerung so dünn gesäet ist, die Berge steil abfallen und über den Fjords Ossianische Nebel zu lagern pflegen, umkleiden sich die gewöhnlichsten Naturerscheinungen mit einem düstern geheimnißvollen Gewande, welches mit der Wirklichkeit und den Naturgesetzen oft in entschiedenstem Widerspruche steht; zudem neigt sich die Bevölkerung Norwegens, eben so sehr, wie die unter ihr lebenden armen Lappländer, in hohem Grade zum Aberglauben.

Oskars Tod. Der Ztg f. Ndd. wird aus Stockholm über die letzten Krankheitsmomente des verstorbenen Königs Oskar von Schweden geschrieben: Seit längerer Zeit schon war sein nahendes Ende nicht mehr zweifelhaft, und da der, noch vor weniger als drei Jahren so stattliche und anscheinend kräftige Fürst zu einem Zustande des Blödsinns herabgesunken war, welcher zuletzt alle geistigen Fähigkeiten auslöschte, wurde sein Tod hier mit einem allgemeinen und tief gefühlten Gott sey Dank! begleitet. Seine Krankheit war ein Nervenleiden in Rückenmark und Gehirn, das lange schon begonnen haben mochte, im September 1857 aber derartig zunahm, daß die Regentschaft eingesetzt werden mußte. Gedächtnißschwäche und Stumpfsinn nahmen während des letzten Jahres immer mehr zu, und im letzten Winter verlor der König auch den Gebrauch seiner Füße. Bei alledem bemühte sich die Königin noch immer, den wahren Zustand ihres Gemahls zu verheimlichen. Allen Personen, die zum Schloß gehörten oder mit ihm in Verbindung standen, wurde die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht, und unsere Hofzeitung meldete zum Oefteren, daß Se. Majestät in den Abendgesellschaften Ihrer Majestät der Königin erschienen sey, und sehr wohl ausgesehen hätte; es konnte jedoch auch damit, wenigstens Stockholm nicht getäuscht werden. Der König wurde allerdings angekleidet und in einem Rollstuhl sitzend in die Gesellschaftszimmer gefahren; allein er erkannte selten Jemand von Denen, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, und nach einer stummen halben Stunde beendete die Königin diese Vorstellung, indem sie den Anwesenden sagte: Meine Herren und Damen, der König wünscht Ihnen einen guten Abend! worauf der Rollstuhl wieder fortgefahren wurde. Es sollen dieß sehr traurige und peinliche Scenen gewesen seyn, von denen man in Stockholm viel erzählt. Vor einigen Monaten endlich verschwanden die letzten Spuren geistigen Vermögens bei dem unglücklichen Könige. Bewußtseyn und Sprache waren verloren, er magerte entsetzlich ab, und endlich zeigte sich in einer durch langes Liegen entstandenen Wunde der kalte Brand, der dieß gequälte Leben, zuletzt wenigstens schmerzlos, beendete.

Dampfmaschinen als Tagelöhner. „Ein Marchand de force motrice“ an der Barrière Pantin (in Paris) macht gute Geschäfte, indem er die Kraft seiner fixen Maschine an Jeden vermiethet, der damit seine eigenen transportirbaren Maschinen für eine gewisse Zeit in Thätigkeit setzen will. Ein horizontaler Balken wird durch eine Maschine in Bewegung gesetzt, und die verschiedenen Säge-, Walk-, Dreh-, Hobelmaschinen ꝛc., welche deren Eigenthümer herbeibringen, mit ihm in Verbindung gebracht, worauf das Ganze durch Wasser- oder Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Die fixe Maschine ist nach den Zeichnungen Flachats construirt, besitzt dreißig Pferdekraft und fünf atmosphärischen Druck; sie arbeitet sechs Stunden hintereinander und verbraucht dabei 369 Kilogr. Steinkohlen. Die durch diese Maschinen erzielten Ersparnisse verdankt man namentlich der eigenthümlichen Construktion des Heizapparates.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 65.** den 14. August 1859.

Er hört dich!

Es schläft das Haus in stiller Nacht,
Die Mutter bei dem Säugling wacht!
Sie tränket ihn, sie singt ihn ein,
Und er entschläft; — sie wacht allein.

Und sie befiehlt das theure Pfand
Mit sammt dem Haus in Gottes Hand,
Sinkt müde dann auf's Lager hin,
Der Schlaf bezwingt ihr Leib und Sinn.

Da zuckt durch's Fenster helles Licht,
Ein Windstoß durch die Bäume bricht,
Der Donner murret dumpf daher,
Und murret lauter mehr und mehr.

Und mächtig flammt es durch die Nacht,
Der Donner rollet, dröhnt und kracht,
Der Regen rauscht, es heult der Wind,
Es folgen Schlag auf Schlag geschwind.

Doch wie's auch tobet an ihr Ohr,
Es ruft die Mutter nicht empor;
Was sich auch löst vom dunkeln West
Des Schlafes Banden halten fest.

Da schreit ein wenig auf das Kind,
Da fährt die Mutter auf geschwind;
Wie fest auch war des Schlafes Joch,
Die Mutterliebe wachte noch.

Und er, dein Vater, o mein Christ,
Der nichts als lauter Liebe ist,
Der immer wacht: der sollt beim Schrein
Der Seinen taub und fühllos seyn?

Pereat Napoleon.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht sprang der junge Mann auf, als er das Mädchen, welches er noch immer liebte, eintreten sah. Er errieth, weshalb sie zu ihm kam, denn ihm war ja die Verhaftung ihres Bruders kein Geheimniß, er wußte, weshalb sie erröthete und nicht zu sprechen im Stande war. Ihr entgegeneilend reichte er ihr die Hand dar und sprach:

„Ich errathe, Emmy, was Sie zu mir führt. Ich weiß um die unüberlegte That Ihres Bruders, um seine Verhaftung."

„Retten Sie ihn, Herr Teschner," unterbrach ihn Emmy, indem sie endlich Worte fand. „Retten Sie ihn, Sie allein vermögen es. Sie sind einst sein Freund gewesen, Sie — Sie —" sie stockte. „Sie," fuhr sie fort, wissen, was ihn dazu getrieben hat."

Ja, ich weiß es," entgegnete der junge Mann, indem er des Mädchens Hand, welche er noch in der seinigen hielt, innig drückte. „Ich stehe Wilhelm noch näher als er mir, ich verdamme seine Ansichten nicht, ich selbst — mein eigenes Herz steht ja mit meiner Stellung im Widerspruch, und doch kann ich sie nicht aufgeben. Aber Sie, Emmy, Sie — haben Sie Dank, daß Sie sich an mich gewandt, das Sie das Zutrauen zu mir noch nicht verloren haben."

„Ich habe Sie nie verkannt," erwiderte sie, indem sie ihre dunklen großen Augen zu ihm aufschlug. „Und Sie — Sie wollen Wilhelm retten, wollen ihn vielleicht vor jahrelanger Gefangenschaft, die er nimmer ertragen würde, bewahren?"

„Gefangenschaft!" wiederholte Teschner. „Ha, Emmy, sein Todesurtheil war hier schon ausgesprochen, noch ehe er verhaftet war. Ich wußte es, und dennoch war es mir unmöglich, ihn zu retten, ja ihn nur zu warnen. Doch seyen Sie ruhig, Emmy, seyen Sie ohne Besorgniß. Er ist nach Kassel geführt, aber unterwegs ist er entsprungen und entkommen. Soeben habe ich die Nachricht erhalten."

„Er ist frei! Wilhelm ist entsprungen!" rief das Mädchen laut, deren Freude sie jetzt den Schrek-

ken vergessen ließ, den das Wort von Wilhelms Todesurtheil in ihr hervorgerufen. „Sie täuschen mich doch nicht, nur um mich zu beruhigen!"

„Nein, nein! Er ist wirklich entsprungen. Aber trotzdem kann ich Sie noch nicht völlig beruhigen. Man verfolgt ihn. Auch hieher ist sofort der Befehl gelangt, Alles aufzubieten, um seiner wieder habhaft zu werden. Ich weiß nicht, wohin er seine Flucht gewandt hat, aber ich kenne all' die Schwierigkeiten, welche ihm entgegentreten. Ohne Papiere, ohne Paß, ohne Geldmittel ist es für ihn kaum möglich zu entkommen, und wird er zum zweiten Male ergriffen, so gibt es keine Rettung mehr für ihn, so ist er verloren."

„Verloren!" rief Emmy durch Schmerz und Schrecken hingerissen laut. „Verloren! Teschner retten Sie ihn. Verzeihen Sie ihm, wenn er Sie beleidigt hat, ich weiß ja, wie schwer ihm das Aufgeben Ihrer Freundschaft geworden ist, einen wie harten Kampf es seinem Herzen gekostet!"

Sie hatte des jungen Mannes Rechte mit beiden Händen umfaßt und blickte ihn mit feuchten Augen bittend und flehend an.

„Emmy!" erwiderte er und seine Stimme klang bewegt. „Ich habe ihm nie gezürnt. Glauben Sie mir, ich habe unter dieser unglückseligen Stellung, die mich oft nöthigt, gegen meine innersten Gefühle zu handeln, unendlich gelitten, vielleicht macht sie es mir jetzt möglich, Ihnen einen Dienst der Liebe zu erweisen, und dann will ich alle innern Vorwürfe gern ertragen haben. Emmy, noch weiß ich nicht, was ich thun soll, aber ich verspreche Ihnen, daß ich Alles, Alles aufbieten werde, den Unglücklichen zu retten. Und wenn es mir gelingt, wenn ich vor Sie hintreten und sagen kann: er ist in Sicherheit, Sie brauchen um ihn nicht mehr zu bangen, Emmy, darf ich dann hoffen, daß auch Sie mir eine Bitte nicht abschlagen werden? Sprechen Sie."

Das Mädchen fühlte, welche Bitte er meinte. Sie erröthete und schlug die Augen nieder. Diese Bitte sollte ja ihrem Herzen gelten. Aber wenn ihr Herz auch dagegen gesprochen hätte, durfte sie es abschlagen, da es sich um die Rettung, vielleicht selbst um das Leben ihres Bruders handelte? Sie hatte den jungen Mann ja nie verdammt, sie kannte die Verhältnisse, denen er sich fügen mußte.

„Hoffen Sie Alles, was ich zu geben vermag, wenn Sie meinen Bruder retten," erwiderte sie fast flüsternd.

„Emmy, Emmy!" rief der junge Mann ungestüm, indem er ihr lieb, wie von Glück berauscht, in die Augen blickte. „Ich werde Alles wagen, und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen! Gebe Gott nur, daß er nicht eher ergriffen wird, ehe ich mit ihm gesprochen habe, sonst hört meine Macht auf. Aber ich werde seine Spur aufsuchen, werde ihm folgen und ihn retten. Sie haben keine Ahnung, wohin er geflohen seyn könnte?"

Emmy schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Die Besorgnisse um den geliebten Bruder waren in voller Größe in ihr erwacht. Sie wollte sich entfernen, da erfaßte Teschner noch einmal ihre Hand, und sie vermochte nicht, sie ihm zu entziehen. Auch ihr Herz gehörte ihm ja schon mehr, als sie sich selbst eingestehen mochte. „Emmy," sprach er, „ich weiß, daß Sie jetzt mit Ihrer Mutter allein und ohne Schutz dastehen. Fassen Sie Vertrauen zu mir und wenden Sie sich an mich, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise helfen kann. Wollen Sie mir dies versprechen?"

„Würde ich jetzt hier vor Ihnen stehen, wenn ich nicht das größte Vertrauen zu Ihnen hätte?"

„Und Sie sollen sich nicht in mir täuschen!" rief Teschner. „Ich würde das Mißtrauen, mit dem mich jetzt fast alle meine Freunde ansehen, ich würde die drückende Last meiner Stellung nicht ertragen können, wenn ich nicht durch sie zugleich Gelegenheit erhielte, manches Unheil abzuwenden oder zu mildern. Mein Herz gehört noch meinen alten Freunden!"

Emmy schied. Wußte sie auch, daß sie auf das Wort Teschner's fest bauen konnte, so waren ihre Besorgnisse dadurch doch noch keineswegs verscheucht. War irgend etwas im Stande, ihr einige Beruhigung zu geben, so war es der Charakter ihres Bruders selbst. Er war frei, und sie hoffte, daß er es bleiben, daß seine Flucht gelingen werde. Es fehlte ihm nicht an Klugheit und Vorsicht, einer Gefahr aus dem Wege zu gehen, und nicht an Muth und tollkühnem Sinne, wenn es galt, sie zu überwinden.

4.

Tage waren verflossen. Mit allen Kräften hatte die französische Polizei dem Geflohenen nachgeforscht, noch war es ihr nicht gelungen, eine Spur desselben aufzufinden.

Teschner hatte das Nähere über Wilhelms Flucht erfahren. Als er in der Nacht seiner Verhaftung auf den Wagen gebracht war, hatte er sich scheinbar ruhig in sein Geschick ergeben. In Gedanken versunken, regungslos hatte er da gesessen, als der Wagen fortgefahren war. Keinen Blick hatte er um sich geworfen, hatte es doch geschienen, als ob es ihm völlig gleichgiltig sey, wohin er geführt werde.

Er war nicht gefesselt gewesen. Eine Flucht schien unmöglich zu seyn. An jeder Seite ein Gensdarm, vorn und hinten auf dem Wagen ein Polizeibeamter, schien er mit lebendigen Banden umgeben zu seyn. Jede seiner Bewegungen mußte ja sofort bemerkt werden.

Stundenlang hatte er regungslos, ohne den Blick aufzurichten, da gesessen. Seine Ruhe hatte seine Wächter, wenn auch nicht eingeschläfert, so

doch sorgloser gemacht. Da war er plötzlich, unerwartet emporgesprungen, hatte den ihm zur Seite sitzenden Gensdarm gewaltsam zurückgestoßen und war von dem Wagen herabgesprungen. Er hatte Alles gewagt. Aber der Sprung war gelungen. Einige Kugeln waren ihm nachgesandt, er wurde verfolgt, aber glücklich hatte er den nahen Wald erreicht und die Nacht hatte seine Flucht begünstigt.

Weiter reichten die Nachrichten über ihn nicht.

In Göttingen selbst hatte die geheime Verhaftung Wilhelms unter den Studenten den größten Unwillen hervorgerufen. Sie würden sich vielleicht zu Aufruhr und offenen Gewaltthaten haben hinreißen lassen, wären sie nicht noch frühzeitig genug durch die Nachricht seiner glücklichen Flucht beruhigt worden. Teschner selbst war es, der gegen den Willen der Polizei diese Nachricht heimlich verbreitete, um einen Aufstand der Studenten, der ihnen selbst ja nur zum Verderben gereicht hätte, zu verhüten.

Die Behörde hatte die größten Anstrengungen gemacht, um irgend einen Mitschuldigen von Wilhelm's That zu entdecken. All' ihre Bemühungen waren erfolglos geblieben. Selbst Emmy und ihre Mutter blieben von Untersuchung nicht verschont; daß diese aber bald und ohne weitere Nachtheile für sie beendet wurde, da sich kein Beweis ihrer Mitschuld oder ihres Mitwissens auffinden ließ, hatten sie vorzugsweise Teschners Bemühungen zu verdanken.

Sie gaben sich schon der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß Wilhelms Flucht völlig geglückt, daß er bereits in Sicherheit sey, und auch Teschners Besorgnisse hatten sich etwas vermindert. Da erhielt er die Nachricht, daß die Spur des Flüchtlings aufgefunden sey. Zugleich empfing die Polizei von Kassel aus den Befehl, Alles zur Verfolgung und Wiedererlangung des Flüchtigen aufzubieten.

Unweit Göttingen war die Spur des Geflohenen entdeckt. Er schien sich nach dem Harze zugewandt zu haben. Teschner verschwieg dies Emmy, um sie nicht zu ängstigen. Erst wenn seine Pläne geglückt waren, wenn er Wilhelm wirklich gerettet hatte, wollte er vor sie hintreten und ihr Alles mittheilen.

Er gab sich die größten Mühen, daß er mit der Verfolgung des Flüchtigen beauftragt wurde. Sein früheres Freundschaftsverhältniß zu ihm war wenig bekannt. Im Geheinen hate er schon alle Vorkehrungen zur Rettung getroffen und sich diejenigen Papiere verschafft, die ihm unerläßlich waren, um völlig sicher zu seyn. Nur seine Stellung hatte ihm dies möglich gemacht.

Und was er gewünscht und erstrebt hatte, wurde erfüllt. Die Verfolgung wurde ihm anvertraut, mehrere Gensdarmen und Beamte zu seiner Verfügung gestellt. Er hätte laut aufjubeln mögen, aber er mußte sich streng beherrschen. Nicht die geringste Theilnahme an dem Verfolgten durfte er verrathen, wenn er sich nicht selbst verdächtigen und Alles scheitern lassen wollte.

Diese fortwährende Verstellung machte seine Aufgabe zu einer sehr schwierigen. Der Eifer, mit dem er indeß die Verfolgung betrieb und die aufgefundene Spur weiter verfolgte, hielten jeden Verdacht fern.

Nur ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß die ihm zur Verfügung gestellten Männer ihm an Schärfe des Blickes nicht gleich kamen, dies konnte ihm die Rettung erleichtern. Dennoch mußte er all' seine Kräfte zusammennehmen, um den Flüchtigen nicht zu früh zu erreichen, und auch nur er, er allein durfte ihn erreichen, ohne daß seine Begleiter darum wußten.

Seinem Scharfsinn gelang es, die Spuren des Geflohenen fast von Dorf zu Dorf zu verfolgen. Immer näher führten Sie dem Harze zu. Es war offenbar, daß der Flüchtling nach dieser Richtung hin weniger eine Verfolgung befürchtet hatte, sonst würde er vorsichtiger gewesen seyn, und sich mehr zu verbergen gesucht haben. Vielleicht hatte ihn auch die Eile seiner Flucht oder das gänzliche Entblößtseyn von allen Mitteln genöthigt, die strengeren Vorsichtsmaßregeln aufzugeben.

Durch die Umsicht und den Eifer, womit Teschner die Verfolgung leitete, durch die augenscheinlichen Erfolge, mit denen sie gekrönt wurde, hatte er es bald dahin gebracht, daß seine Begleiter ihm das vollkommenste Zutrauen schenkten. Er war unabläßig thätig und wachsam. Tag und Nacht gönnte er sich keine Ruhe. Alle Nachforschungen stellte er selbst an, alle Thätigkeiten und Mühen seiner Begleiter suchte er selbst zu übernehmen, nur um diese daran zu gewöhnen, ihm Alles zu überlassen, und um zur rechten Zeit durch ihren Eifer nicht gestört und gehindert zu werden.

Diese ließen es sich gern gefallen, daß ihnen ein Theil ihrer Mühen abgenommen wurde. Sie genossen um so mehr Ruhe und hatten um so weniger Verantwortlichkeit.

Teschner hatte jetzt völlig freie Hand. Das unbedingte Vertrauen seiner Begleiter besaß er, und er theilte ihnen nur dasjenige von seinen Nachforschungen mit, was er für gut und durchaus unerläßlich hielt.

Bis Harzburg am Fuße des Harzes hatte er die Spur des Entflohenen glücklich aufgefunden und verfolgt. Dort verlor er sie. Durch die sorgfältigsten Nachforschungen nach allen Seiten hin war er nicht im Stande, sie wieder aufzufinden, und doch lag ihm so viel daran. Ziellos streifte er im Harze umher, überall die genauesten Nachforschungen anstellend, bis er zuletzt selbst die Hoffnung aufgab.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Zur Kenntniß amerikanischer Zustände. Unlängst ereignete sich auf der Michigan-Südbahn ein gräßliches Eisenbahnunglück. Mit üblichem Leichtsinn hatte der Baumeister der Bahn einen Fluthbogen, durch welchen ein kleiner Bergbach unter dem Bahnwall floß, zu eng gebaut; durch einen Wolkenbruch schwoll der Bach so an, daß der Bogen ihm keinen hinlänglichen Abfluß gewährte; das Wasser staute sich gegen den aus Lehmsand locker aufgeführten Wall und schwemmte ihn in einer Breite von 80—100 Fuß hinweg. Da unsere ökonomischen Eisenbahnverwaltungen (um zinsenlüsternen deutschen Kapitalisten zehnprozentige Hypotheken zu 75 vom Hundert anbieten zu können) keine Bahnwärter halten, so ward das Unglück nicht bemerkt, und der in finsterer Nacht heranbrausende Passagierzug stürzte als ein wüster Trümmerhaufen in die vom Hochwasser durchtobte Schlucht. Alle Personen, die sich in den ersten zwei Wagen befanden, ungefähr 40—50, wurden zermalmt oder ertränkt; zum Theil waren sie mehrere Fuß tief in den aufgeschlammten Sand hineingestampft worden. Nur die in den letzten Wagen Befindlichen kamen theilweise mit zerbrochenen und verrenkten Gliedmassen davon. Das ist eine jener Katastrophen, wie sie hier bereitwilligst dem „unerforschlichen Rathschluß des Allmächtigen" auf Rechnung gesetzt werden. Ueber den leichtsinnigen Bau der Eisenbahn oder gar über das Nichtvorhandenseyn von Bahnwärtern zu schelten, fällt kaum je einem Amerikaner ein. Den Eisenbahngesellschaften kosten Unfälle dieser Art weit mehr Geld, als die auslänglichsten Vorsichtsmaßregeln gekostet haben würden. Jeder der Verwundeten und die Angehörigen der Getödteten haben das Recht, auf Schadenersatz zu klagen, und zwar wird die Höhe dieses Ersatzes von den Geschwornen bestimmt, wobei oft ganz ungeheure Summen herauskommen. Denn jeder von den zwölf Geschwornen gibt in der Regel eine Summe ganz willkürlich an; dann wird aus allen zwölf der Durchschnitt gezogen und dieser als Wahrspruch abgegeben. Es ist erst wenige Monate her, daß in Boston ein Fall dieser Art in dritter Instanz entschieden wurde. Klägerin war die Frau eines Mannes, der von einer Lokomotive auf einem Kreuzweg (auch diese werden nicht durch Barrieren gesperrt, wenn ein Zug herankommt) überfahren worden war; sie selbst war dabei nicht unerheblich verletzt worden. In erster Instanz sprachen ihr die Geschworenen 12,000 Dollars Entschädigung zu; die Eisenbahngesellschaft appellirte auf den (hier wohl giltigen) Grund hin, daß diese Summe eine unbillig hohe sey, aber die zweite Jury erhöhte die Summe auf 18,000 Dollars, um die Klägerin für die Verzögerung zu entschädigen. Neues Kassationsgesuch der Eisenbahngesellschaft; neues schwurgerichtliches Verfahren; neuer Wahrspruch, dießmal 22,500 Dollars! und nun waren die Beklagten so weise wie Tarquinius, nachdem die Sibylle sechs von ihren Büchern verbrannt hatte; sie zahlten die Summe sammt allen Kosten, die sich auch noch in die Tausende beliefen. In den meisten Fällen lassen es die Gesellschaften nicht bis zu einem Prozeß kommen, sondern vergleichen sich gütlich mit den Geschädigten. Dabei gilt durchschnittlich die Summe von 5000 Dollars (12,500 fl.) als Ersatz für das Leben eines Mannes. In einigen Staaten ist diese Summe sogar als Norm festgestellt. Sobald ein Unglück geschehen ist, wetteifern alle Bahnbeamten in der liebevollsten und sorgsamsten Behandlung der Verwundeten, um diese sich freundlich und mild zu stimmen. Zugleich wird, so rasch als ein Extrazug ihn tragen will, ein gewandter zungenfertiger Advokat von einschmeichelnden Manieren herbeigeholt, der die Beschädigten zu einem für die Compagnie möglichst günstigen Vergleich zu bestimmen sucht. Vor ein paar Jahren ereignete sich ein großer Unfall auf der Erie-Eisenbahn. Die auf der Station befindlichen Beamten thaten alles mögliche um die Verwundeten weich und mild zu stimmen; es gelang ihnen auch ganz gut, aber leider war nicht gleich ein Advokat der Eisenbahngesellschaft da (an solchen, die ihre Dienste gegen die Gesellschaften anbieten, fehlt es nie, vielmehr stürzen solche in Schaaren von den umliegenden Orten nach dem Schauplatz einer Eisenbahnkatastrophe), und so telegraphirten die Beamten voller Ungeduld an das hiesige Hauptbureau: „Alles ist auf's Beste eingefädelt; warum schicken Sie nicht Jemanden, um Vergleiche zu schließen?" In manchen Fällen, z. B. als vor fünf Jahren auf der New-Haven-Bahn ein Passagierzug durch eine offen gebliebene Zugbrücke in einen tiefen Strom fuhr und 58 Passagiere ertranken, hat eine einzige Katastrophe der Gesellschaft $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Million Dollars (nahe an oder über 1 Million Gulden!) an Entschädigungsgeldern und Prozeßspesen gekostet.

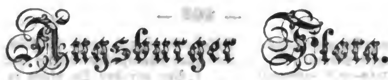
Ein ägyptisches Schreibzeug. In der Versammlung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft legte der Vorsitzende die Palette oder das Schreibzeug eines alten ägyptischen Schreibers vor. Es war ein flaches Stück Akazienholz, 3 Zoll breit und 17 Zoll lang, und man schloß aus seiner Länge, daß es genau 6 Digiti (Zoll) weniger habe als der ägyptische Cubitus (Elle) des Louvre, und daß es dem Schreiber eben sowohl als Maßstab wie als Palette und Lineal diente. Auf der einen Seite, auf welcher die zwei kreisförmigen Vertiefungen für die rothen und die schwarzen Farben und die Grube für die Rohre sich befanden, war im Umriß eine Darstellung des Schreibers eingegraben in dem Augenblick, wo er seine Gebete an Osiris und Thoth richtete, mit einer Widmung an diese beiden Gottheiten, in wohlgebildeten Hieroglyphen der neunzehnten Dynastie, wie in vier Hieroglyphen-Columnen auf der Rückseite. Die Palette soll in dem Grab eines Schreibers zu Theben gefunden worden seyn, wo sie als Andeutung seines Gewerbes niedergelegt worden war.

Logogryph.

Todt bin ich zwar, doch leb' ich noch;
Nimm mir den Kopf, so seh' ich doch!
Nimmst Du mir auch den Fuß dazu,
So weidet drauf das Vieh in Ruh.
Nun gieb mir meine Glieder wieder,
So sing ich schöne kleine Lieder;
Doch sprich mich ja nicht preußisch aus,
Sonst geht mir schnell das Leben aus.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.


Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 66. den 17. August 1859.

Pereat Napoleon.

(Fortsetzung.)

Da tauchte plötzlich in einem entfernten und versteckt gelegenen Dorfe die Spur des Gesuchten unerwartet wieder vor ihm auf. Fast ohne Absicht hatte er bei dem Wirthe der Dorfschenke nachgeforscht. Dieser hatte in der That einen ähnlichen jungen Mann, wie der ihm beschriebene, am Tage zuvor in einem nahen, im Walde gelegenen Försterhause bemerkt. Er war erst wenige Tage dort gewesen. Der Förster hatte ihn für seinen neuen Jägerburschen ausgegeben, und der Wirth würde hieraus nicht den geringsten Verdacht geschöpft haben, wäre ihm nicht des Burschen Ungeschicklichkeit mit dem Gewehre, von der er ein zufälliger Zeuge war, aufgefallen.

Neue Hoffnung tauchte in Teschners Brust auf. Er forschte näher, alle Zeichen stimmten überein, so daß er zuletzt außer allem Zweifel war, daß er den Gesuchten endlich gefunden habe. Der Wirth errieth seine Absicht, aber durch eine Belohnung erkaufte er das Versprechen des strengsten Stillschweigens.

Ohne Zögern brach er mit seinen Begleitern, die keine Ahnung von seiner Entdeckung hatten und auch nichts davon erfahren durften, auf. Erst als er das nächste Städtchen erreicht hatte, gönnte er ihnen einen Tag Ruhe. Er selbst gab vor, diesen Tag zu einem Besuche eines nahe wohnenden Verwandten benutzen zu wollen. Niemand schöpfte hieraus den geringsten Verdacht.

Ohne Aufenthalt eilte er auf einem anderen Wege zurück zu dem Dorfe und zu dem Försterhause. Sein Herz schlug lauter und lauter, je mehr er sich ihm näherte. Er zweifelte nicht mehr, daß er den so lange Gesuchten hier treffen, daß sein Plan gelingen werde.

Endlich hatte er das Försterhaus erreicht. Ihn überraschte seine romantisch schöne Lage inmitten von Felsen und Tannen, die Ruhe, der Frieden, die über der ganzen Gegend ruhten und kaum durch irgend einen Ton unterbrochen wurden.

Als er über einen kleinen Hof des Försterhauses schritt, trat ihm ein junges Mädchen entgegen. Unwillkürlich blieb sein Blick auf ihren lieblichen, schönen Zügen haften. Es lag eine Frische und Anmuth in dem Gesichte und der ganzen schlanken und leichten Gestalt, die sich nur mit einer Waldblume vergleichen ließ. Fragend hatte sie ihr Auge auf den Fremden gerichtet, aber Teschner achtete nicht darauf, ganz andere Gedanken zogen in diesem Augenblicke durch seine Brust hin.

„Du bist es also,“ hätte er dem Mädchen zurufen mögen, „Du bist es, die den Flüchtigen aufgehalten und gefesselt hat. Ha! ich kann es ihm nicht verargen, ich selbst —“. Da trat Emmy's Bild gleichsam neckend vor seinen Geist hin und rief seine Gedanken zu sich zurück.

Ruhiger geworden theilte er jetzt dem Mädchen seinen Wunsch, den Förster zu sprechen, mit. Ohne Zögern führte sie ihn in das Haus und das Zimmer ihres Vaters. Dort traf er den Förster, eine bereits ergrauende, rauhe, feste, man hätte sagen mögen, abgewetterte Gestalt. Er schien zu ahnen, wer Teschner war und was ihn hieher führte, denn finster blickte er ihm entgegen. Kaum daß er seinen Gruß erwiderte.

„Was wünschen Sie, Herr?“ fragte er, indem er sich erhob.

Teschner hatte einen andern Empfang erwartet. Gerieth er dadurch auch nicht in Verlegenheit, so mußte er doch in seiner ganzen vorher ausgedachten Weise eine Veränderung eintreten lassen.

„Sie haben seit wenigen Tagen einen Jägerburschen zu sich genommen,“ sprach er, „dürfte ich Sie um dessen Namen bitten?“

Er hatte erwartet, daß der Alte auf diese directe Frage etwas in Verlegenheit gerathen werde, aber dieser verlor seine Ruhe nicht im mindesten.

„Ja,“ erwiderte er, „ich habe einen neuen Jägerburschen; ehe ich Ihnen indeß seinen Namen nenne, möchte ich wissen, wer Sie sind. Ich denke, auch Sie werden einen Namen führen, und da wäre wohl die Reihe an Ihnen, denselben zu nennen. Ich heiße Hugo Dommes, wenn Sie das noch nicht wissen solltenund Ihnen daran gelegen ist.“

Teschner hätte über die grobe Derbheit des Försters laut auflachen mögen, wenn er nicht befürchtet

hätte, ihn zu beleidigen. Es gefiel ihm der kräftige, rauhe Charakter dieses Mannes.

„Mein Name ist Teschner," entgegnete er.

„Und Sie haben doch auch gewiß eine Stellung und Beschäftigung?" forschte der Alte weiter.

„Ich bin Polizeibeamter aus Göttingen.

„Und was ist Ihr Begehr, Herr?" fuhr der Förster fort, indem er eine finster ernste Miene annahm.

„Ich wünsche den Namen Ihres Jägerburschen zu erfahren."

„Ja, so!" rief der Alte, als ob er sich erst jetzt wieder daran erinnerte. „Sehen Sie, Herr, der Bursche ist vor wenigen Tagen zu mir gekommen, hat mir gefallen, und ich habe ihn zum Jägerburschen, was sein Wunsch war, angenommen. Wie er heißt, weiß ich nicht. Ich nenne ihn Werner, weil ich immer meine Jägerburschen so nenne."

Teschner sah ein, daß es ihm nicht gelingen würde, von dem Förster die Wahrheit zu erfahren, doch machten ihm die Antworten desselben Vergnügen. Er forschte deshalb weiter:

„Wo ist der Bursch? Ich wünsche ihn selbst zu sprechen. Darf ich Sie bitten, ihn herbeirufen zu lassen?"

„Herr, ich pflege meinen Burschen nicht in den Forst nachzulaufen," rief der Förster. „Wollen Sie ihn sprechen, so müssen Sie selbst ihn im Walde aufsuchen. Ich will Ihnen indeß den ungefähren Weg zeigen. Gehen Sie nur nach irgend einer der vier Himmelsgegenden, nach einer wird er auch wohl gegangen seyn. Also viel Glück auf den Weg."

Dies klang etwa wie eine stark verblümte Weisung der Thür, was es auch seyn sollte, denn wirklich schritt der Alte auf die Thür zu, um sie zu öffnen. Teschner wollte ihn zurückhalten und ihm endlich seine wirkliche Absicht mittheilen, da trat der Jägerbursch unerwartet ein — es war Wilhelm.

Erschrocken trat er einen Schritt zurück, als er Teschner erblickte. Seine Wangen erbleichten und um seinen Mund zuckte es wie vom bittersten Schmerz.

„Da führt Dich denn der Teufel jetzt her!" platzte der Alte heraus, der ihn tief im Forste vermuthet hatte und die ganze Größe der Gefahr, die er zu befürchten hatte, kannte.

Einen Augenblick lang blickte Teschner den Eingetretenen schweigend und mit innerster Freude an. Seine schlanke Gestalt war durch die Jägerkleidung noch bedeutend gehoben, sie erschien keck, herausfordernd. Seit langer Zeit war er Wilhelm nicht so nahe gegenüber gestanden, sein Herz gehörte noch ihm wie einst, nur Wilhelm erblickte den Freund nicht mehr in ihm, sonst würde er nicht so heftig erschrocken seyn.

Da trat er auf ihn zu und reichte ihm seine Rechte zum Gruße dar.

Wilhelm zögerte sie anzunehmen.

„Zögere nicht, Wilhelm," sprach Teschner und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Von mir hast Du nichts zu befürchten, ich vergesse die nicht so leicht, die einst meine Freunde gewesen sind. Sieh, ich bin ausgesandt, um Deiner Spur zu folgen, Dich zu verhaften und der Strafe zu überliefern, der Du dich nur durch Deine Flucht entzogen hast. Seit Tagen und Nächten habe ich kaum wenige Stunden Ruhe mir gegönnt, nur um Deine Spur nicht zu verlieren. Es lag mir Alles daran, Dich zu erreichen, aber nicht deshalb, weßhalb Du wähnst, sondern um Dich zu retten, denn ich kenne das Loos, das Dir bevorsteht, wenn Du zum zweiten Male ergriffen wirst."

Noch immer zögerte Wilhelm die dargereichte Rechte anzunehmen, aber weniger aus Mißtrauen, sondern weil so verschiedenartige Gefühle auf ihn einstürmten und ihn fast verwirrten.

Ich bin mit den nöthigen Mitteln zu Deiner Rettung versehen," fuhr Teschner fort. „Und nicht mir allein verdankst Du sie, sondern vorzugsweise Emmy, Deiner Schwester. Sie ist zu mir gekommen und hat mich gebeten, ihr habe ich versprochen, Alles, Alles zu Deiner Rettung und Sicherheit aufzubieten. Mißtraust Du mir auch jetzt noch?"

Fast ungestüm ergriff Wilhelm jetzt die dargereichte Rechte mit beiden Händen. Der Name der geliebten Schwester hatte ihn gleichsam durchzuckt. Ihm ahnte, daß das Band, welches einst sie und seinen Freund, wenn auch unausgesprochen verbunden hatte, wieder angeknüpft und noch enger verschlungen war. Auch seinem Herzen fühlte er den Freund wieder näher gerückt.

Teschner mochte ahnen, was in Wilhelms Herzen vorging und ihn hinderte, ein einziges Wort hervorzubringen. Er zog ihn an sich und drückte ihn fest an seine Brust. Es war für ihn selbst ein glückliches, fast beseligendes Gefühl. Den alten Freund hielt er wieder in seinen Armen, sein und seiner Schwester Herz hatte er wieder gewonnen.

Am überraschtesten war der Alte. Die rasche und glückliche Wendung hatte er nicht vermuthet. Es freute ihn aber, daß es so gekommen war, denn kannte er Wilhelm auch erst seit wenigen Tagen, so hatte er ihn doch fest in sein Herz geschlossen.

„Also so ist die Sache gemeint!" rief er endlich überrascht aus. „Da hätte können der Herr noch kürzer zum Ziele kommen, wenn er sogleich die richtige Fahne herausgesteckt hätte. Statt dessen legt er sich wie ein Fuchs vor's Loch und wartet, bis ihm die Taube entgegengeflogen kommt. Bei meiner Seele, es ist gut, daß sich die Sache so gestaltet hat, denn meine Geduld fing bereits an zu reißen, und noch ein Bischen weiter, so hätte der Waidmann den Fuchs beim Pelze gefaßt!"

Teschner reichte ihm lächend die Hand. „Schlagen Sie ein," rief er, „und grollen Sie mir nicht

mehr. Ich habe sogleich erkannt, daß Sie um Alles wußten; ich wollte nur sehen, durch welche Ausflüchte Sie mir den Weg vertreten würden."

Der Alte schlug ein. „Also der Herr hat mit mir nur gespielt!" rief er lachend. „Sie haben gedacht: Nun solch' ein alter Jagdhund kann nicht mehr beißen! Aber ein Bischen hätt' ich Ihnen das Fell doch noch zerzaust, wenn die Sache sich nicht bald gelichtet hätte. Ich bin kein Freund von Winkelzügen, mein Weg muß grad und offen seyn, damit ich sehen kann, was ich vor mir habe."

„Es ist gut, daß Sie mir diese Lehre geben," erwiderte Teschner scherzend. „Ich werde mit keinem Waidmann wieder scherzen."

„Ha, scherzen Sie immer dreist," rief der Alte, dessen Laune sich immer mehr aufklärte. „Nur nicht wie ein Fuchs, der nur deshalb mit dem Hasen spielt, um ihn unerwartet im Nacken zu packen. Wo es einen offenen und ehrlichen Scherz gilt, bin ich stets dabei, selbst wenn es etwas derb hergeht — nur offen!"

Mit kurzen Worten erzählte Teschner jetzt dem Freunde, welche Mühen es ihn gekostet, seine Spur stets im Auge zu behalten und ihn zu erreichen, ohne daß seine Begleiter eine Ahnung davon hatten.

„Mein gutes Glück hat mich nicht verlassen," sprach er. „Aber jetzt mußt Du so bald als möglich fliehen und das Land verlassen. Ich habe die nöthigen und von der französischen Polizeibehörde selbst ausgefertigten Papiere mir für Dich verschafft. Sie lauten natürlich für einen andern Namen, gewähren Dir aber völlige Sicherheit. Auch die erforderlichen Geldmittel habe ich für Dich. Die preußische Grenze kannst Du bald erreichen, und dann hast Du nichts zu befürchten mehr."

„Ich soll fliehen und dies Haus und das Land verlassen!" unterbrach Wilhelm, fast schon durch den Gedanken hieran erschreckt, seinen Freund. „Was habe ich zwischen diesen Bergen, in diesen Wäldern, hier in dieser so einsam gelegenen Försterwohnung zu befürchten! Wer wird mich hier erwarten und hier aufsuchen!"

Unwillkürlich mußte Teschner über die Hast, mit der Wilhelm diese Worte sprach, über seine gerötheten Wangen lächeln. Er errieth, was ihn an diesem Orte fesselte, weshalb er ihn nicht zu verlassen wünschte. Er würde vielleicht trotzdem Alles aufgeboten haben, ihn zur weiteren Flucht zu bewegen, hätte nicht sein eigenes Herz für ihn Fürsprache eingelegt. Auch er sehnte sich ja nach Emmy zurück, auch er würde das Aeußerste gewagt haben, ehe er sich entschlossen, sich von ihr zu trennen und sie vielleicht für immer aufzugeben.

„Hält Dich nichts hier weiter zurück, als Deine eigene Sorglosigkeit?" fragte er lächelnd. — Der Förster hatte das Zimmer verlassen.

Wilhelm erröthete noch mehr. Er mochte nicht eingestehen, was ihn festhalte und doch auch nicht ableugnen.

„Ich gestehe es ein," erwiderte er, „daß das Haus mich fesselt. Schutzlos, ohne Mittel führte mich der Zufall auf meiner Flucht hieher. Mit offenem derbem Sinn nahm der Förster mich auf, ohne zu fragen, wer ich war und woher ich kam. Da faßte ich mir ein Herz und theilte ihm Alles mit, meine gewagte That, meine Verhaftung, meine glückliche Befreiung, meine Flucht. Da hättest Du des Alten Freude sehen sollen, als er hörte, ich habe dem Napoleon ein Pereat entgegengerufen. Er haßt ihn und die Fremdherrschaft, wie nur ein Mensch hassen kann. Jetzt hätte er Alles für mich gethan, und gewagt. Er ließ mich nicht wieder fort, stellte mir vor, daß ich hier vollständig gesichert, denn zwischen den Felsen und Bergen hätte die französische Polizei nichts zu suchen, und behandelte mich, als wäre ich sein eigener Sohn. Ich bin erst wenige Tage hier, aber ich fühle mich wohl zwischen diesen Bergen und Tannen, die einen von all der Noth und dem Elend der jetzigen Zeit abschließen, ich habe den Alten liebgewonnen, und es würde mir schwer werden, mich von ihm zu trennen."

„Von ihm allein?" warf Teschner lächelnd ein, „der Alte hat eine liebliche Tochter. Ich habe sie gesehen. Sollte sie nicht auch etwas Einfluß auf Dich ausgeübt haben?"

Wilhelm schwieg. Er wurde verlegen.

Der Förster kehrte in diesem Augenblicke mit ein paar Flaschen Wein in das Zimmer zurück. Als er von Teschners Plan hörte, setzte er fast unwillig die Flaschen auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Lotterieziehung auf der Piazza Madama in Rom. Als ich gegen Mittag auf der Piazza Madama anlangte, die ihren Namen von dem durch Catarina dei Medicis auf der Städte von Nero's Thermen erbauten Palast trägt, war alles schon ganz dicht von Menschen aus allen Ständen: Herren, Damen, Soldaten jedes Landes, jeder Waffe, der Vetturin und der Eseltreiber, der Fischer und der Matrose, der Hirt der Campagna, die Minente und ihr Bursche aus Trastevere, und die Bäuerinnen aus Subiaco und Olevano. Alle diese Köpfe, fortwährend von einer Procession der Wagen und Karren aller Art durchschnitten, richteten sich aufwärts nach dem Palazzo Madama. Die päpstliche Regierung hat ihn nachmals angekauft und zum Sitze des Gouverneurs von Rom gemacht. Jetzt steht „Ministero delle Finanze" an dem Balcon zu lesen, wenn diese Inschrift nicht wie heute, bezeichnend genug, von dem Purpur der Lotterie verhüllt ist, welcher die Altane in ein Gezelt von hochrother Seide verwandelt. Vorne an der Balustrade hat man auf reichglänzendem Goldgestell — das trägt sich schon aus bei dem Geschäfte — ein Glücksrad befestigt, in Form eines wagrechten Fäßchens von Krystall. Dahinter steht ein

Monsignor in seinem Amtsgewande, violett und weiß, mit dem Mützchen, um ihn noch eine Gruppe schwarzgekleideter Männer. Einer, der seitwärts im Vordergrunde sitzt, schreit mit weit aufgesperrtem Munde die Nummern eine nach der andern ab, wie er sie hineinthut in das Fortunafäßlein. Nachdem jetzt sämmtliche Nummern im Fäßchen sind — bei der letzten, welche der sitzende schwarze Mann, zu einem Liede ausgedehnt, hinausschreit, antwortet die Menge spottend mit noch stärkerem Gesang, wie ein schallendes Echo — steigt gleich einem Geistlein, wie bei Macbeths Erscheinungen am Hexenkessel, aus der Tiefe des Balcons, über dem Glücksrade auf hohem Schemel ein Waisenknabe empor, im weißen langen Faltenrock mit einem dreieckigen, ebenfalls weißen Hut, fast wie ein Müller oder ein Mönch. Er nimmt seinen Hut ab, macht ein Kreuz über dem Glücksrad — „perchè il demonio non ci entra", damit der Teufel nicht Theil daran habe", wie mir die nebenanstehenden Frauen erklärten — setzt den Hut wieder auf und schlägt mit seinem rechten Arm selbst ein halbes Rad in der Luft hin und zurück, um zu zeigen, daß er nichts in seiner Hand hält, mit der er jetzt alsbald in das kleine Faß greift, während hinter dem Zelt Trompeten schmettern und zugleich im nämlichen Augenblick die Kanone der Engelsburg donnert, denn der erste Zug geschieht gerade um „mezzo giorno". Diese Armbewegung, welche der Junge nicht abgerundet, sondern mit Strenge ausführt, hat selbst etwas von einer magischen Beschwörung, als schreibe er Zeichen in der Luft, um das Rad zu verzaubern, das Glück zu bannen. Den gezogenen Zettel übergibt er sogleich dem ihm zur Rechten stehenden Monsignor: die Nummer scheint doppelt, denn dieser behändigt auch eine dem hinter ihm harrenden Geistlichen. Wenn jeder den seinigen geöffnet hat, singt der schwarze Mann das „numero" so und so wie eine Hymne hinunter in die kaum athmende Menge. Und jetzt, sobald er den Klang der Zahl unter sie hinabgeworfen hat, schleudert er nun auch noch vollends die beiden Zettel, die kaum zu fallen Raum haben, auf die Köpfe hinunter. In diesen welcher verschiedene Ausdruck, welcher wechselnde und sich steigernde Affect! Man sieht in Frauengesichter, die wirklich von der Leidenschaft des Spiels verzerrt sind. Dabei verläßt sie aber auch die gute Laune nicht; sie machen unter Lachen hundert Witze, die wieder, wenn der Schlag fällt, von einem Moment der Verzweiflung unterbrochen werden. Selbst den Monsignor oben verläßt seine Würde, er lacht. Viermal wiederholt sich das Ziehen, und jedesmal wird die ausgerufene Nummer mit einem Gelächter von den Massen empfangen, das fast etwas Dämonisches hat. Die meisten Leute in der Menge da unten halten ihren oft recht sehr zerknitterten Zettel in der Hand. Ich war von Frauenzimmern umringt, welche Hüte und Shals trugen, unter denen jedoch manches Zerrissene, wie ein Lotteriewappen verlangte; ich stellte diese Römerinnen, bei denen sich eine gewisse Eleganz mit Lumpen paart, in Gedanken den Spielerinnen von Baden-Baden und deren blitzenden Händen voll Ringen gegenüber. „C'è ancora speranza!" hieß es von Anfang. Ein hübsches Bauernmädchen aus Albano mit Korallen um den braunen Nacken und schneeigem Kopftuch, ein vornehmes Kind auf dem Arm, stand auch da in unserer Ecke beim Laden, wo man nach der Piazza Navona einbiegt, und schmachtete mit schmelzenden Blicken hinauf zu dem goldenen Feenrad. Bald Neckerei, bald Mitleid ließen sich da und dort vernehmen. „Poverello!" hieß es von einem Nachbar, dessen Zahl nicht herauskam. „Poverello! Er hätte sich wohl allein in die Kutsche setzen und nach Hause fahren können, wenn er die Nummer gewonnen!" — „Just diese Zahl hab' ich gewollt!" klagte ein Weib neben mir mit hohen Brauen und schweren goldenen Ohrgehängen. In aller Munde waren die „sessanta scudi", welche man sich im glücklichen Falle oben beim Monsignor holen dürfe. Alle trugen aber den Fehlschlag gewissermaßen mit Anstand, was immerhin viel ist von einem so glühenden Völkchen, und nahmen es doch zuletzt ächt kindlich, von der heitern und leichten Seite. Sämmtliche Gewinner eilten sofort in den Palazzo Madama hinein, vermuthlich um sich die betreffende Summe auszahlen zu lassen; ihren festen, zuversichtlichen Schritten sah man die Nähe eines erwünschten Zieles an. Bald nachher fuhren der Monsignore und der andere Geistliche in ihren Equipagen, zwei umbortete Lakaien hinten oben — stets obligat blau mit Rappen — davon; und das Volk verlief sich auch, aber langsam, aus allen Mündungen der Piazza Madama. Die Ziehung findet alle acht Tage statt, einmal „fuori" außerhalb, einmal „in Roma."

Ein Dampfwidder. Ueber das neue, im Kriege zu verwendende Zerstörungsmittel, das sogenannte Widderschiff („Steam Ram") läßt sich die „Times" folgendermaßen vernehmen: „Sollte sich der neue Dampfwidder als eine erfolgreiche Erfindung bewähren, so würden die herrlichsten in unsern Tagen erbauten Kriegsschiffe so ziemlich zu der Hülflosigkeit eines elenden Kahns herabsinken. Man denke sich ein im Wasser schwimmendes, gegen Feuer und Kugeln gefeites Ungethüm, welches aus seiner Breitseite Hundertpfünder speit, die sechs englische Meilen weit tragen, mit der Dampfkraft nach Belieben schaltet und Alles, was auf dem Wasser dahinsegelt, mit unwiderstehlicher Macht in Grund und Boden bohrt! Es handelt sich hier nicht um eine Chimäre oder bloße Phantasie. Das Ding mag vielleicht alle unsere Erwartungen verwirklichen; aber es wird doch wenigstens gebaut und soll dem Vernehmen nach, im nächsten Juni vom Stapel laufen. Dieses furchtbare Zerstörungswerkzeug soll selbst unzerstörbar seyn. Es mag — so sagt man uns — mit Kugeln gespickt seyn, wenn überhaupt Kugeln seine Flanken durchbohren können, Vordertheil und Hintertheil mögen in Stücke gerissen seyn, und der ganze Bau mag sich dem Auge als formloses Wrack darstellen, dessen ungeachtet schwimmt das Fahrzeug nach wie vor lustig auf der Fluth und verliert nichts von seiner Macht. Man nimmt an, daß es, wenn es, statt die Kanonen spielen zu lassen, sich aufs Stoßen legt, ein Linienschiff in drei Minuten in den Grund bohren wird, so daß unsere ganze, jetzt im aktiven Dienste befindliche Flotte in etwa 1¼ Stunde zerstört werden würde. So wird die Sache dargestellt, und wenn die gehegten Erwartungen sich erfüllen, so dürfen wir wohl fragen: „Wozu nützen uns unsere Dreidecker?"

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 67. den 21. August 1859.

Pereat Napoleon.

(Fortsetzung.)

„Nichts da, Herr!" rief er; der Junge bleibt hier! Er ist mein Bursch geworden, und nun habe ich über ihn zu bestimmen. Glauben Sie etwa, weil Sie seiner Fährte glücklich nachgelaufen sind und ihn hier gestellt haben, Sie würden ihn auch gutwillig und ohne Widerstand fortgebracht haben? Nicht aus diesem Thale wären Sie gekommen und wären Sie mit einer halben Schwadron eingerückt! — Ja, Herr!" fuhr er fort, als Teschner über seine Heftigkeit und seine Worte lächelte, „wir Harzer sind schlimme und verwegene Gesellen, die drauf und dran gehen, wenn man uns mit Gewalt etwas abnöthigen will. Doch das viele Reden hilft zu nichts, der Junge bleibt bei mir und lernt mit der Büchse umgehen, damit er schießen kann, wenn es einst was zu schießen gibt, und jetzt setzen Sie sich hier an den Tisch. Die Herren sind aus Göttingen, und haben auf den Wein studirt. Kommen Sie, in meinem Hause dulde ich keinen Widerspruch."

Teschner fügte sich, die derbe und doch so biedere Weise des Alten zog auch ihn mehr und mehr an. Er willigte ein, daß Wilhelm als Jägerbursch in dem Försterhause blieb, denn er mußte sich selbst eingestehen, daß er dort nicht leicht eine Entdeckung zu befürchten habe, dann schützten ihn ja auch noch die Papiere, die er ihm übergab.

Wilhelm mußte ihm genau den Weg angeben, den er auf seiner Flucht eingeschlagen hatte, damit er ihn auf seiner Rückkehr nach Göttingen vermeiden könne.

Nach einigen heiter verlebten Stunden, an denen auch des Alten liebliche Tochter Theil genommen, schied Teschner aus dem Försterhause, in dem er sich so schnell die innigsten Freunde erworben hatte. Er beneidete Wilhelm fast um das Leben in dieser stillen Abgeschiedenheit von der Welt, bei diesen Menschen, die ihr Herz so offen und unverholen zeigten.

Ohne Aufenthalt eilte er zu dem Städtchen zurück, wo er seine Begleiter gelassen hatte. Jetzt hatte er wenig von ihnen mehr zu befürchten. Es blieb ihm nur noch übrig, sie über die Spur des Flüchtlings, die er so glücklich aufgefunden hatte, zu täuschen und irre zu führen. Bis Harzberg hatte er sie verfolgt, dorthin kehrte er am folgenden Tage mit seinen Begleitern zurück, um seine scheinbaren Nachforschungen nach der entgegengesetzten Richtung hin wieder aufzunehmen.

Auch jetzt zeigte er in seinen Mühen und seiner Wachsamkeit noch denselben Eifer. Er stellte sich, als ob er die Spur von Neuem aufgefunden habe und verfolgte sie bis Nordhausen. Dort ließ er sie auf's Neue verschwinden. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder aufzufinden, brachte er seinen Begleitern die Ueberzeugung bei, daß der Flüchtling ihnen zu weit voraus sey und längst das preußische Gebiet erreicht habe, und daß deshalb eine weitere Nachforschung, zumal da man die Spur gänzlich verloren habe, eine unnütze, erfolglose Mühe sey.

Durch nichts weiter aufgehalten, kehrte er so schnell als möglich nach Göttingen zurück. Er wußte, daß er sich durch das Mißlingen seines Auftrages die Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten zuziehen werde, was konnte ihm aber hieran liegen, da er selbst so viel dadurch gewonnen hatte. Stand doch ohnehin sein Entschluß schon fest, sich, sobald es ihm irgend möglich war, aus den ihn so drückenden Verhältnissen loszureißen.

Was er Emmy versprochen hatte, hatte er erfüllt, und je mehr er sich Göttingen näherte, um so freudiger schlug sein Herz. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er vor sie hintritt und spricht: „Ich habe ihn gerettet, er ist in Sicherheit." Wo er hinzufügt: „Emmy, darf ich auch Sie jetzt an Ihr Versprechen erinnern? Darf ich jetzt auf das hoffen, was Sie — nur Sie mir geben können?"

Unwillkürlich malte seine Phantasie diesen Augenblick weiter aus, und seine Gedanken wichen nicht von dem Bilde, das sein ganzes Herz ausfüllte.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er endlich durch Göttingens Thor wieder eintrat. Ueber acht Tage war er entfernt gewesen. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe, seine unausgesetzte Wachsamkeit und Thätigkeit hatte seine Kräfte erschöpft. Jetzt empfand er nichts davon. Es war, als ob ein neues Leben durch seine Adern gegossen wäre.

Kaum hatte er seinen Vorgesetzten über die Erfolge seines Auftrages und seiner Bemühungen Bericht erstattet, so eilte er zu dem Hause, in dem das Mädchen wohnte, das sein Herz seit Jahren geliebt. Als er vor der Thür ihres Zimmers stand, klopfte sein Herz fast hörbar laut, und er mußte einen Augenblick zögern, um Ruhe zu gewinnen. Er hörte Emmy's Stimme und die ihrer Mutter im Zimmer. Sie lebten noch in banger Besorgniß, und hatten keine Ahnung davon, daß der, der ihrem Herzen so viel Angst und Sorgen bereitet hatte, längst in Sicherheit war.

Da trat er ein. Mit einem Freudenrufe sprang Emmy auf und eilte ihm entgegen. Das freudige, glückliche Leuchten seiner Augen hatte ihr schon verkündet, daß sein Unternehmen geglückt war. Schon wollte sie ihm freudig die Hand entgegenstrecken, da hielt sie zögernd inne. Ha, wenn sie sich dennoch getäuscht hätte! Ihr Blick glitt noch einmal fragend über sein Gesicht.

Er erkannte, was in ihr vorging, und jeden Zwang von sich abwerfend, rief er jubelnd: „Er ist gerettet — ist in Sicherheit!"

„Wilhelm gerettet!" wiederholte Emmy. Das Unerwartete, die Größe der Freude wirkte fast lähmend auf sie ein. Sie faßte sich indeß und reichte dem Freunde mit Thränen in den Augen die Hand dar. Er erfaßte sie mit beiden, beiden Händen, er blickte ihr tief in die Augen, die ihm so dankerfüllt und liebevoll entgegenblickten. In seinem Herzen rief es laut: „Emmy, Emmy, darf ich nun hoffen? Wirst Du nun erfüllen, was Du mir versprochen?" Ihm fehlten die Worte, um es auszusprechen, nur seine Augen fragten, und die freudige Röthe, welche seine Wangen überzogen hatte, verrieth, was in ihm vorging.

Da fühlte er einen leisen, aber seinen ganzen Körper durchzuckenden Druck seiner Hand. Dies war die Antwort auf seine noch unausgesprochene Frage. Jedes Bangen, jede Schranke wurde durch diesen einen leisen Druck niedergeworfen. Er schloß das Mädchen ungestüm, vom Glück berauscht, in seine Arme, er preßte sie fest an seine Brust, und an dem Pochen ihres Herzens fühlte er — sie liebt Dich!

Es ist etwas heilig Reines um den Augenblick, in dem zwei Herzen ohne Worte, ohne Zeichen sich verstehen und finden. Es ist ein Augenblick, der über den jungen Bund, den die Herzen schließen, eine Weihe ausgießt, die groß und reich genug ist, um über das ganze spätere Leben einen poetischen Hauch hinwehen zu lassen.

5.

In einer Zeit, wo jeder Tag neue Leiden und Lasten brachte, mußte eine That, wie die Wilhelms bald mehr und mehr in Vergessenheit gerathen. Und es war ein Glück für ihn. Die Aufmerksamkeit der französischen Polizei wurde bald von ihm abgelenkt, da sie durch hundert und hundert andere Fälle in Anspruch genommen wurde. Er blieb unentdeckt.

Teschner fand, noch ehe ein halbes Jahr verflossen war, Gelegenheit, die ihm widerstrebende Stellung aufzugeben. Der Einfluß Emmy's war es vorzugsweise, der ihn hierzu bewog. Sie liebte ihn aufrichtig, weil sie seinen Charakter kannte und hochachtete, aber sie konnte sich nimmer entschließen, ihm ganz anzugehören, so lange er mit der französischen Gewaltherrschaft in irgend einer Verbindung stand.

Er trat aus dem Staatsdienste ganz zurück und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Seine Verhältnisse verbesserten sich dadurch zwar keineswegs, aber seine Stellung war doch eine freie geworden, und er war im Stande, mit Emmy sich für immer zu verbinden. Das Glück, das er durch sie fand, wog alle Mühen und Beschwerden, mit denen er zu kämpfen hatte, reichlich auf.

Wilhelm fühlte sich in seiner Stellung als Jägerbursch sehr glücklich. Das freie, frische Waldleben sagte ihm zu. Er würde es nicht wieder aufgegeben haben, auch wenn die Rückkehr zu seinem früheren Leben ihm freigestanden. Das Försterhaus war ihm immer lieber und theurer geworden. Der alte Förster fand in ihm einen Charakter, der mit dem seinigen manches Verwandte hatte; offen und derb und vor keiner Gefahr und keinem Hinderniß zurückschreckend. Er behandelte ihn, als ob er sein Sohn wäre, und namentlich gewann Wilhelms stets wachsende Lust zum Waidmannsleben sein ganzes Herz.

Wilhelms Verhältniß zu Anna, des Alten lieblicher Tochter, hatte sich schneller so gestaltet, wie Teschner es vorausgeahnt. Sie liebten sich, und ihre Herzen hatten sich längst ihre Liebe gestanden. Auch Anna's Vater wußte dies, war indeß dagegen, da er darin ein Hemmniß für Wilhelms Laufbahn und für die völlige Ausbildung seines Charakters erblickte.

Das Glück der beiden jungen Leute wurde dadurch wenig gestört. Sie lebten unter einem Dache, gingen täglich mit einander um, und mußten sie auch in des Alten Gegenwart einige Schranken zwischen sich ziehen, so gab es in dem Walde zwischen den Felsen stille und trauliche Plätze genug, an denen sie sich ungestört treffen konnten.

So schwand die Zeit dahin. Mit den Seinen stand Wilhelm nur in sehr seltenem Verkehr. Er sehnte sich oft zu ihnen, und in seinem raschen, tollkühnen Sinne würde er es vielleicht gewagt haben, sein Versteck zu verlassen, aber Teschner's vorsichtiger, besonnener Blick hielt ihn zurück. War auch die Aufmerksamkeit der Polizei längst von ihm abgewandt, so durfte er im Falle der Entdeckung

keine Gnade, kein Vergessen des Königs erwarten, der keine von den Tugenden besaß, die den Herrscher zieren und ihm bei seinen Unterthanen Achtung und Liebe erwerben.

Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse nahmen während der Zeit ihren raschen und ungehinderten Fortgang. Auch in dem stillen Leben des Försterhauses riefen sie ein Echo hervor. Jeder neue Sieg Napoleons zog die Stirn des Alten in finstere Falten zusammen und einen Tag lang war er unzugänglich. Wehe dem, der ihm dann entgegentrat und seinen Unwillen hervorrief! Sein ganzer zurückgehaltener Haß über die Fremdherrschaft brach dann wie ein Gewitter hervor.

Aber auch Napoleons Glücksstern wandte sich zum Untergehen, als sein nie zu befriedigender Ehrgeiz die äußerste Grenze überschritten hatte. Seine eigene Verblendung und der russische Winter von 1812 brachen seine Macht und rissen den Zauberschein der Unbesiegbarkeit von seinem Haupte.

Als die erste Kunde von dem gänzlichen Mißlingen jenes durch Napoleon's unbesonnene Tollkühnheit und Größe außerordentlichen Unternehmens in dem Försterhause anlangte, kannte die Freude des Alten keine Grenzen. Es war für ihn ein Festtag, wie er ihn seit Jahren nicht gefeiert hatte.

Seine Stimmung stieg aber bis zur höchsten und anhaltenden Heiterkeit, als im Frühjahre des folgenden Jahres Preußen, des fremden Joches müde, sich zu rühren und zu erheben begann. Er war in einer fast fieberhaften Aufregung. Es hätte für seine Begeisterung für die deutsche Sache nur einer geringen Anregung bedurft, und er würde trotz seiner greisen Haare sich aus seiner gesicherten, ruhigen Stellung losgerissen haben und wie so viele hundert Jünglinge als Freiwilliger zum preußischen Heere geeilt seyn.

Nur das hielt ihn davon ab, daß er in Wilhelm gleichsam einen Stellvertreter senden konnte. Als es sich vor Jahren nur um eigene Gefahr, um sein eigenes Leben gehandelt hatte, hatte Wilhelm nicht eingewilligt, das Försterhaus und das Mädchen, das schon damals sein Herz gefesselt hatte, zu verlassen. Jetzt war er mit Anna in ein innigeres Verhältniß getreten, trotzdem hatte er keinen Augenblick geschwankt, als sein deutsches Vaterland seines Armes bedurfte. Seit Jahren hatte er ja diese Stunde herbeigesehnt und sich im Geiste darauf vorbereitet. Sein Herz hatte die freudigste Siegesgewißheit, und ruhig konnte er jetzt das Försterhaus verlassen, er wußte, daß, wenn er zurückkehrte, ein treues Herz ihn empfing.

Er würde vielleicht in dem Försterhause noch einige Tage länger geblieben seyn, denn noch war Preußen mit seinen Rüstungen beschäftigt, und ein entscheidender Schlag noch nicht zu befürchten, allein die Ungeduld des Alten ließ ihm keine Ruhe. Er sollte zu den Ersten mitzählen, die sich freiwillig unter Preußens Fahne stellten, um ein Joch abzuschütteln und zu vernichten, das wie ein Fluch auf Deutschland lag.

6.

Es war ein milder, sonniger Frühlingstag, als Wilhelm endlich aus dem ihm so lieb gewordenen Försterhause schied. Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, daß er die preußische Grenze ungefährdet erreichen konnte. Der Alte hatte ihn mit Geldmitteln mehr als hinreichend versorgt.

Schweigend reichte Wilhelm Anna die Hand zum Abschiede. Einen Augenblick hielt er ihre Rechte in der seinigen fest, und seine Augen suchten die ihrigen, um ihr durch einen Blick noch einmal zu sagen, was er nicht aussprechen durfte, denn der Alte stand daneben.

Anna's Hand zitterte. Sie suchte die Thränen zurückzudrängen, aber plötzlich brachen sie gewaltsam hervor.

Ihr Vater bemerkte es und ein leiser Schatten zog über seine Stirn hin.

„Komm, komm, Junge," rief er, indem er Wilhelms Arm erfaßte und ihn mit sich fortzog. Das thörichte Mädchen soll Dir das Herz nicht schwer machen. Ich möcht' wissen, was es zu weinen gibt. Fließen wahrhaftig die Thränen gleichwie eine Sündfluth. Komm, ich begleite Dich noch eine Strecke in den Wald."

Wilhelm mußte ihm folgen. Schweigend schritt er neben dem Alten her, und auch dieser schwieg, denn auch sein Herz war in einer eigentümlich feierlichen Stimmung, die ihm die Brust zu eng machte.

Endlich blieb er stehen, erfaßte Wilhelms Hand und blickte ihn einen Augenblick bewegt an.

„So, nun magst Du allein weiter gehen," sprach er. „Geh mit Gott und vergiß nicht, was uns Noth thut, Freiheit, Freiheit, Junge! — Und noch Eins. Sieh, ich weiß, wie Du mit der Anna stehst, ich hab' dazu geschwiegen, wenn ich auch dagegen war. Sieh aber, Junge, wenn Du als Sieger zurückkehrst, wenn Du in ganz Deutschland frei und offen rufen kannst: Pereat Napeleon! sieh Junge, dann sollst Du das Mädchen haben — ich selbst will sie Dir dann geben! Nun halt' Dich gut und Gott behüte Dich!"

Er drückte ihm noch einmal die Hand und wandte sich dann rasch ab, weil er fühlte, daß er seine Bewegung nicht länger zu verbergen vermochte, und daß auch seine Augen in diesem Augenblicke nicht ganz zuverlässig waren. Als er sich noch einmal umschaute, sah er Wilhelms Gestalt zwischen den Bäumen verschwinden.

„Ich durfte dem Jungen nicht zeigen, daß auch unser Einem die nassen Dinger in die Augen kommen können," sprach er zu sich selbst und wischte

die Thränen, welche seine Wangen langsam hinabrannen, ab. Sie galten nicht allein dem Abschied von einem ihm liebgewordenen Menschen, sondern daß er hinausziehe zur Verwirklichung einer heiligen und begeisternden Idee.

Um über seine Aufregung und Bewegung wieder Herr zu werden, kehrte er auf einem Umwege zum Försterhause zurück. Er traf Anna noch in derselben traurigen Stimmung, welche der Abschied von dem Geliebten in ihr hervorgerufen, doch that er, als ob er sie nicht bemerke. Hätte er ihr die Worte wiederholt, welche er Wilhelm beim Scheiden zurief, des Mädchens Herz wäre durch freudige Hoffnung beglückt worden, aber er schwieg darüber.

„Kommt's dazu, was ich dem Jungen versprochen habe," sprach er zu sich selbst, „so wird ihre Freude eine um so größere seyn. Jetzt mag es dabei bleiben, wie es ist." — Und er ließ es so.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Die Lage und das Klima Cayenne's. Der Franzose Attibert gibt in seiner binnen wenigen Tagen zwei Mal aufgelegten Broschüre „Quatre ans à Cayenne" von der geographischen Eigenthümlichkeit dieses Landes und von den schädlichen Einflüssen der dort herrschenden Luft eine Schilderung, die uns für die Unglücklichen, welche als Gefangene dorthin deportirt worden sind, das tiefste Mitleid einflößt. Die Küste von Guyana, zu der Cayenne gehört, liegt zwischen dem vierten und fünften Breitengrade, folglich ganz nahe am Aequator. Reich an allen Erzeugnissen der Wendekreise, hat die französische Colonie in Guyanna bei einem Flächeninhalte, der halb so groß ist, wie ganz Frankreich, doch nicht mehr als 10—12,000 Einwohner aufzuweisen, weil Niemand fast hier leben mag, obgleich, wie Attibert sich ausdrückt, das Leben fast nichts kostet. Von dem Klima daselbst kann man sich allenfalls einen Begriff machen, wenn man hört, daß sogar während der kühlen Jahreszeit, während des sogenannten Winters oder der Dauer der Regengüsse, im Schatten 55° F. (10° R.) sind, geradezu unbeschreiblich aber ist die Wärme im Sommer und bei Sonnenschein. Das will jedoch Alles noch nichts sagen gegen den eigenthümlichen Umstand, der besonders Cayenne zu einem Orte des Grauens und tödtlichen Verderbens macht. In den undurchdringlichen, unermeßlichen Wäldern nämlich, die im Süden der Colonie gelegen sind, entspringen viele uferlose, frei und ohne Begrenzung dahinfließende Ströme, die auf ihrem Weg durch die Wildniß eine Masse im Wasser verwesender Pflanzenüberreste mit sich nehmen, und die, wenn sie in's niedere Land kommen, ihren Lauf nothgedrungen einstellen und verschiedene stehende Sümpfe bilden. Aus diesen Moräften nun entwickeln sich mit Hilfe der glühenden Sonnenstrahlen schädliche Dünste und allerlei blutdürstige Thierchen in erschrecklicher Menge. In der Luft wimmeln Insekten in förmlichen Wolken, in dem Wasser, auf der Erde bewegen sich die Ungeheuer des heißen Schlammes, und lebendig gewordene Gifte, Schlangen, Krokodille, Skorpionen, riesige Kröten, große gefährliche Fledermäuse. Ringsum gibt es Millionen von kaum sichtbaren giftigen Insekten, die unter die Fuß- und Fingernägel und in die Poren bringen, und vor denen auch kein Moskito-Netz, keine noch so dichte wollene Decke zu schützen vermag. Das seichte, schlammige Meer ist hier mit Haifischen, Kaimans, Muränen und einer Menge giftiger Thiere bevölkert, so daß ein Bad zu nehmen unmöglich ist. Auf den Tag aber mit seiner versengenden Hitze folgt ohne Dämmerung in zehn Minuten die Nacht, und diese Nacht ist eine so kalte, daß vielleicht nirgends ein so schroffer und gefährlicher Wechsel der Temperatur eintritt, als hier.

Uebergang über den Niagara. Am 14. Juli fand am Niagara-Fall eine abermalige Vorstellung des Seiltänzers Blondin statt. Dießmal fuhr derselbe mit einem Schubkarren auf dem Seile über den Niagara. Der Karren war von einem Theaterschreiner aus leichten, halbzölligen und zölligen Brettern gemacht worden und wog im Ganzen nur zwanzig Pfund. Das Rad hatte fünfzehn Zoll Durchmesser, war am Umfange vier Zoll dick und hatte ringsum einen drei Zoll tiefen Falz, mittels dessen es auf dem Seile erhalten ward. Mit diesem Karren ging Blondin vom canadischen Ufer, ohne sich unterwegs aufzuhalten, in zehn Minuten herüber. Zuvor war er mit der Balancirstange vom amerikanischen Ufer nach dem canadischen hinüber gegangen und hatte unterwegs die früheren halsbrechenden Kunststücke wiederholt. In der Mitte angelangt, hatte er seinen Hut im steifen Arm ausgestreckt und den Capitän des Dampfbootes „Maid of the Mist" mit einer Kugelbüchse danach schießen lassen. Ob in der Büchse wirklich eine Kugel war, oder ob, wenn dieß der Fall war, der Schütze so genau auf den Hut zielte, mag dahingestellt bleiben.

Das weibliche Flußpferd im Pariser „Jardin des Plantes" hat nun zum zweiten Male die Hoffnungen, ein neugebornes Flußpferd in der Gefangenschaft aufziehen zu können, getäuscht. Das Thier hatte im vorigen Jahre geworfen, sein Junges aber nicht nur nicht säugen wollen, sondern es sogar von sich gestoßen und ihm eine tödtliche Wunde beigebracht. Für das kürzlich geworfene Junge hatte es Anfangs mehr natürliche Zuneigung gezeigt, indem es dieses bei sich duldete und nach Bedarf säugen ließ. Nach einigen Tagen wurde das alte Thier jedoch von einem unerklärlichen Zornesanfall erfaßt, in welchem es seinem Jungen die Stoßzähne in den Leib rannte. Herr Isidore Geoffroy Saint-Hilaire meint, daß ein solcher Fall von Grausamkeit bei einem weiblichen Säugethiere, das einmal seinem Jungen die Zitzen gereicht, fast unerhört sey. Sollte das Flußpferd binnen Jahresfrist wieder werfen, so wird das Junge künstlich aufgefüttert werden.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 65:

Haug. Aug. Au.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 68.** den 24. August 1859.

Eine Feldwache in den Arapylen.

Erzählung aus dem französischen Kriege von F. Heusinger.

Das blutige Tagewerk in den Arapylen war vollbracht. Mit der untergehenden Sonne donnerten die letzten Kanonenschüsse gegen die fliehenden feindlichen Colonnen, und in immer weiterer Entfernung hörte man das Gewehrfeuer unserer leichten Truppen, welche die Franzosen bis in die Gebirgsschluchten hinein verfolgten. Die Signalhörner riefen die nach verschiedenen Seiten hinschwärmenden Reiter zurück. Auf staub- und schweißbedeckten Pferden hatten sich die Husaren, manche aus nicht beachteten Wunden blutend, in den ziemlich bedeutend gelichteten Gliedern wieder geordnet. Kaum war der Rapport nach abgehaltener Musterung an den Brigadegeneral abgeschickt, als der Brigadeadjutant heransprengte und eine Feldwache vom Regiment verlangte. Der Dienst stand an mir. — Indessen war die Nacht beinahe eingetreten und obgleich der vom General entsandte Offizier einen des Weges kundigen Maulthiertreiber bei sich hatte, konnten wir doch nur langsam den bezeichneten Punkt erreichen. Der Weg war hin und wieder durch zerbrochene und umgestürzte Pulverwagen, Heergeräth aller Art und durch gefallene Pferde und Menschen bedeckt, deren Glieder sich oft noch regten, wenn sie im Vorüberreiten berührt wurden.

Zwar konnte man in der Dunkelheit den grausigen Anblick nicht deutlich mehr erkennen, aber das Ohr wurde desto schmerzlicher von den herzzereißenden Tönen des Jammers und der Verzweiflung der schwer Verwundeten und durch das Röcheln der im Tode zuckenden berührt.

Nachdem ich die Vedetten nach der erhaltenen Weisung ausgestellt hatte, und unser Wachtfeuer angezündet war, schleppten sich mühsam viele Verwundete herbei; Andere wurden von den Kameraden, deren Verletzungen leichter waren, zum Feuer getragen, in der Hoffnung, Hülfe bei uns zu finden. Einige von ihnen gaben den Geist auf, sobald meine Leute die trockenen Lippen von Feind und Freund mit den in den Feldflaschen vorhandenen Weinresten benetzt hatten.

Mein Husar hatte mir während dem, so gut es die Umstände gestatteten, eine Abendmahlzeit aus den am Morgen empfangenen Rationen bereitet. Wir theilten sie miteinander wie den Wein, von dem er vorsichtig eine Flasche extra im Privatfutteral aufbewahrt hatte; dann lagerte ich mich in den Mantel gehüllt nicht weit vom Feuer unter einen dichtbelaubten Carubbabaum, dessen von Fruchtschoten schwere Zweige fast bis auf den Boden niederhingen und sich so zum Dache über mir wölbten. Die nach dem wilden Toben des Tages jetzt in der Natur eingetretene Stille, die nur ab und zu durch den Klagelaut eines der sich bei uns eingefundenen Verwundeten unterbrochen wurde, oder durch das Scharren eines Pferdes, wenn ihm der Futterbeutel vom Kopfe gefallen war, machte einen eigenthümlich feierlichen Eindruck. Ueber mir segelten lichte Wolken durch den Aether, während der jetzt aufgegangene Mond die Spitzen der starren Felsschluchten, welche das weite Todtenfeld umgrenzten, geisterhaft beleuchtete.

Wie so ganz anders als die Gefühle, welche den Krieger während der Schlacht bestürmen, sind die Empfindungen, wenn sie vorüber! Gefühle, welche mehr als leerer Wahn sind, Großmuth und Menschenliebe, treten an die Stelle der Ruhmsucht, des falschen Ehrgeizes und des unnatürlich aufgestachelten Zornes. — Davon gaben an diesem Abend auch die Rauhesten unter meinen Leuten die sprechendsten Beweise, indem sie mit einer sonst nicht an ihnen gekannten Theilnahme, auch die zu uns gekommenen Feinde so gut als thunlich verbanden, sie mit Speise und Trank verpflegten und ihnen Trost einsprachen. So zog ein Ungar, der sich bei jeder Gelegenheit durch seine tollkühne Verwegenheit auszeichnete, der am Morgen gleich zu Anfang der Schlacht nicht zehn Schritte von uns einen polnischen Lanzenreiter vom Pferde gehauen hatte, sein Hemd aus, um einen französischen Grenadier, dem eine Granate den Schenkel bis auf den Knochen zerschmettert hatte, damit zu verbinden. Der schwer Verwundete aber starb noch während der Nacht.

Längere Zeit sah ich, hin und wieder zum zweckmäßigen Beistande Anweisung ertheilend, diesen schönen Beweisen der reinsten Menschenliebe zu. Endlich fühlte ich mich ermüdet, doch kämpfte ich möglichst gegen den Schlaf an. Zwar hatte ich die Augen geschlossen, aber nur, um, wie man es wohl zu thun pflegt, wenn man seinen Gedanken ungestört

nachhängen will; indessen wurden meine Vorstellungen und die Bilder, die mich in so widersprechender Weise bestürmten, in mir verworrener und ich schlief zuletzt ein. Doch dauerte diese Ruhe nur kurze Zeit. Wechselnde Traumgesichte umgaukelten meine Seele, deren eins, indem ich mich in die Heimath versetzt sah, mir ein so treues Bild dort erlebter Ereignisse vorführte, daß ich davon tief ergriffen erwachte.

Rasch fuhr ich auf, indem ich horchend meine nächste Umgebung überblickte. Das Feuer war frisch geschürt worden, die nächsten Gegenstände deutlich zu erkennen; ich vernahm nichts als das leise Rauschen der vom Nachtwinde bewegten Zweige; hin und wieder einen von einem Verwundeten ausgestoßenen Seufzer und zwischen durch das Schnauben eines Rosses, wenn es etwa das Aechzen eines seiner in der Nähe verendenden Kameraden vernahm. Eben kam auch der Unteroffizier von seiner Patrouille zurück und machte seinen Rapport. Das vollendete die Enttäuschung und führte meinen Geist schnell in die Bahn der irdischen Dienstbarkeit zurück.

(Schluß folgt.)

Pereat Napoleon.

(Schluß.)

7.

Es war still und geräuschlos in dem Försterhause, und dennoch war die alte Ruhe dahin. Anna war niedergeschlagen und traurig, und ihr Vater hatte jetzt seinen Blick fast nur auf die öffentlichen Ereignisse und die Operationen des preußischen Heeres gerichtet.

Es war ein kühnes Werk für das geschwächte Preußen, sich nur durch Rußland unterstützt gegen den mächtigen Napoleon zu erheben. Aber es lebte ein Geist in seinem Heere, der nicht zu besiegen war, dessen Flammen der Begeisterung immer höher und höher emporloderten und ihre Strahlen über das ganze große deutsche Vaterland warfen.

Der französische Kaiser erfocht neue Siege bei Lützen und Bautzen, er ließ prächtige Siegesfeste feiern, aber der Preis, um den er sie errungen, war ein hoher und theurer. Der Preußen Muth blieb ungeschwächt, ihr Wahlspruch: „Wir kämpfen für Deutschland." Tausende von Männern und Jünglingen aus allen deutschen Gauen strömten als Freiwillige seinen Fahnen zu.

Auch Oesterreich und Schweden erhoben das Schwert gegen den fremden Tyrannen. Nun war seine Macht gebrochen. Die Schlachten bei Kulm, an der Katzbach, bei Görschen, bei Dennewitz, welche er rasch hintereinander verlor, rissen den Schein der Unbesiegbarkeit von seinem Haupte. Die Deutschen kämpften im Bewußtseyn ihrer Kraft mit einem unerschütterlichen Muthe. Die Flammen ihrer Begeisterung waren nimmermehr zu löschen und zu unterdrücken. Auch Bayern und Baden rissen sich von Napoleon los und schlossen sich der deutschen Sache an.

Da erschienen die Tage bei Leipzig, in denen Napoleons Macht für immer gebrochen wurde, die auf Preußen und Oesterreich einen unvergänglichen Ruhm häuften. Die französische Gewaltherrschaft wurde in dieser großen Völkerschlacht vernichtet. Napoleon zog sich nicht zurück — er floh.

Mit banger Erwartung hatte fast ganz Deutschland diesem Augenblicke der Entscheidung entgegengesehen, jetzt hallte lauter Siegesjubel über alle deutschen Gauen hin. Das fremde Joch war gebrochen — Deutschland war frei!

Auch in dem Försterhause fand dieser Jubel ein Echo. Des Alten Freude kannte keine Grenze. Er schien um Jahre verjüngt zu seyn, so stolz hob er das greise Haupt wieder.

„Sieh, Mädchen, sprach er in dem Uebermaß seiner Freude zu Anna, „weißt Du, was ich dem Jungen, dem Wilhelm versprochen habe, als er fortzog? Heute will ich auch Dir es sagen: wenn er als Sieger heimkehrt, wenn Deutschland frei ist, dann will auch ich mit Freuden meine Zustimmung dazu geben, was Ihr Beide im Geheimen längst abgemacht habt, dann mag er Dich hinnehmen, wenn er Dich noch will. Nun trag' aber den Kopf hoch, bis die Zeit kommt, und zeig', daß in Dir auch deutsches Blut steckt."

Es bedurfte dieser Aufforderung kaum. Getrost hätte Anna mit ihrem Vater einen Wettstreit angenommen, in welchem Herzen ein lauterer Jubel widerhallte.

Der König Hieronymus Napoleon war schon am ersten Oktober durch eine Abtheilung des russischen Heeres unter dem General Czernitscheff aus Kassel verjagt. Sobald aber die Russen am achten October weiter zogen, kehrte auch er zurück. Mit sinnloser Grausamkeit rächte er sich jetzt an all' denen, welche über seine Flucht gejubelt und die Russen freundlich empfangen hatten. Zahlreiche Männer wurden gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Zum Glück vernichtete die Schlacht bei Leipzig auch sein Beginnen.

Kaum hatte er den für Napoleon unglücklichen Ausgang dieser Schlacht erfahren, als er in größter Eile Alles zusammenraffte und gewaltsam raubte, was er und seine französischen Werkzeuge nur irgend erlangen konnten. Kein Eigenthum war vor ihm sicher, nichts heilig genug, daß er seine räuberische Hand nicht darnach ausgestreckt hätte. Die Landstraßen waren mit Gepäck und dem Raube bedeckt, die er durch Reiter begleitet, aus dem Lande schaffen ließ. Noch ruhte ja die Uebermacht in seinen Händen, und Niemand vermochte ihn daran zu hindern.

Am Morgen des 26. Oktobers entfloh er unter sicherer Reiterbedeckung selbst heimlich aus Kassel. Erst Abends erfuhr man seine Flucht.

Wohl selten sind einem Menschen so viele und so gerechte Verwünschungen und Flüche nachgefolgt als Hieronymus.

All' die Länder, welche unter das Joch seiner Tyrannei vereint waren, athmeten mit lautem Jubelruf frei auf. Alle Kennzeichen seiner Herrschaft wurden vernichtet, alle Erinnerungen an dieselbe, so weit es möglich war, ausgelöscht. Die alten, rechtmäßigen Landesherren kehrten in ihre Länder zurück und wurden mit begeisterter Freude empfangen.

Der alte Förster hatte gehofft, daß auch Wilhelm jetzt zurückkehren werde und er hatte sich schon die Freude ausgemalt, ihn an sein Herz drücken und als Sieger begrüßen zu können.

Wilhelm hatte sich in den verschiedenen Schlachten, in denen er mitgekämpft, rühmlich ausgezeichnet. Er war zum Offizier avancirt und ein Orden zierte seine Brust. Auch an der großen Völkerschlacht hatte er Theil genommen und für seine Tapferkeit einen zweiten Orden erhalten.

Der Alte vermochte kaum ihn sich unter diesem Schmucke vorzustellen, und sehnte sich, ihn wieder zu sehen. Mehr aber noch sehnte sich Anna nach dem Tage seiner Heimkehr. Sie dachte nicht an seine Orden und Ehren, ihr Herz jubelte darüber, daß er aus all' den Kämpfen unverletzt hervorgegangen war, daß er ihr nun bald für immer angehören werde.

Da schrieb Wilhelm, daß er noch nicht heimkehren könne, sondern mit dem Heere der Verbündeten nach Frankreich marschiren müsse, um dort die letzte Macht eines Mannes zu vernichten, der Millionen Menschen in's Elend gestürzt und vernichtet, nur um seinen maßlosen Ehrgeiz zu befriedigen.

8.

Neun Monate nach der Schlacht bei Leipzig waren vergangen. Deutschland war frei. Die Heere der Verbündeten waren in Paris eingerückt und hatten den letzten Theil der Macht aus Napoleons Händen gerungen. Mit allzumilder Gesinnung hatten sie dem Besiegten die Bedingungen vorgeschrieben. Sie waren angenommen. Der Friede war hergestellt, die deutschen Heere kehrten in ihre Heimath zurück.

Es war im Monat Juli des Jahres 1814. Wieder hatte Wilhelm, der den Feldzug bis zu Ende mitgemacht, geschrieben und seine endliche Heimkehr angekündigt. In dem Försterhause herrschte offener Jubel. Es war schwer zu sagen, wer heiterer und glücklicher war, der Alte oder Anna. Mit Wilhelms Mutter, mit Emmy und Teschner hatten sie sich vereint, seine Rückkehr zusammen zu feiern, und Emmy und ihre Mutter waren in dem Försterhause bereits eingetroffen, während Teschner dem Heimkehrenden entgegen gereist war.

Es war ein sonnig heiterer Tag. Rings im Walde herrschte eine Ruhe und Stille, die nur dann und wann durch das Lied eines Vogels unterbrochen wurde. Desto lauter und geschäftiger ging es in dem Försterhause zu. Kränze und Guirlanden wurden gebunden, und aufgehängt über den Thoren und an den Fenstern. Alles hatte einen festlichen Schmuck und Ton, aber einen so glücklich frohen, wie ihn nur das Menschenherz haben kann.

Nach ihrer Berechnung und der Verabredung mit Teschner konnte Wilhelm erst am Abend ankommen, ja sie selbst wünschten es nicht früher, da ihre festliche Ausschmückung für den Abend berechnet war. Und dennoch vermochten sie die Zeit kaum zu erwarten.

Am ungeduldigsten war der Alte. Ehe noch die Sonne sich zum Untergange neigte, ging er schon in den Wald, um die Erwarteten zuerst zu begrüßen. Regungslos, wie auf dem Anstande, stand er an dem Wege, auf dem sie kommen mußten. Unverwandt blickte sein Auge in die Ferne. Er sah die Sonne am westlichen Horizonte niedertauchen und wartete noch immer vergebens

Teschner hatte keine geringere Aufgabe, den ungeduldig weitereilenden Wilhelm so lange zurückzuhalten, bis der Abend hereingebrochen war. Er hatte es den Seinen versprochen und mochte ihnen die Freude des festlichen Empfanges nicht verderben.

In dem Tannenwalde war es bereits düster geworden. Rascher schritten jetzt die beiden Erwarteten aus, je mehr sie sich dem Försterhause näherten. Wilhelms Herz pochte unruhig laut. Sein Auge suchte die Dunkelheit des Waldes zu durchdringen, um durch die Bäume hindurch die Fenster des so lieben Hauses schimmern zu sehen. Wenige Minuten noch, und er drückte die Geliebte an sein Herz, er hielt seine Mutter und Schwester, die er seit vier Jahren nicht gesehen, in seinen Armen. Teschner vermochte ihm kaum nachzufolgen.

Da rief ihnen eine Stimme entgegen: „Halt! halt! Mein Junge, bist Du es?" Es war der Alte, der noch auf seiner Wacht stand, und im nächsten Augenblicke hielten Wilhelm acht liebe Arme umschlungen.

Zu mächtig stürmte es auf sein Herz ein. Die Geliebte, die Mutter, die Schwester, den Alten, sie alle hielt er mit einem Male mit seinen Armen umschlungen, sie ruhten an seiner Brust. Stumm vor Glück und Freude, wie er selbst stumm war.

Der Alte löste zuerst dies Schweigen der Freude. „Komm, mein Junge! komm!" rief er. „Ich muß Dich sehen, ob Du der Alte noch bist, wie Dir der Soldat steht! komm!" und fast gewaltsam zog er ihn mit sich fort dem Försterhause zu.

Immer lauter und lauter wurde die Freude. Mit der Rechten die Geliebte umfaßt haltend, an der Linken von dem Alten fortgezogen, von hundert Fragen zugleich bestürmt, so zog er jubelnd wieder ein. Schon schimmerte das Försterhaus hell durch das Grün der Bäume. All' seine Fenster waren erhellt, vor ihm brannten Pechkränze und über der

Thür strahlte ein mächtiges Transparent — das Werk des Alten. — Jetzt lag das Haus unverhüllt vor ihnen. Wilhelm war überrascht — Freudenthränen stürzten aus seinen Augen.

„Lies den Willkommen, den Dir das Transparent entgegenruft,“ rief der Alte. „Lies die rothen Anfangsbuchstaben der Worte, lies sie! Ha! Heut wie vor Jahren! Und doch wie anders. Frei können wir es rufen: Pereat Napoleon!“

Und gewaltsam brach jetzt die Stimmung und Begeisterung los. Pereat Napoleon! Pereat! Pereat! stimmten Alle ein, und als ob es hundert unsichtbare Stimmen wiederholt hätten, hallte es aus dem Walde und von den Bergen zurück: Pereat! Pereat Napoleon!

Kleinigkeiten.

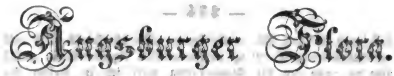
Kaffeehäuser und Restaurationen im Orient schildert Dr. Scheerer in seinen Reisebriefen in der Kölnischen Zeitung auf folgende Weise: Ein stereotypes Attribut des Orients ist das Kaffeehaus. Kaffee und Tabak findet man oft leichter als Brod und Fleisch, und die elendeste Hütte der Nomaden wird dem Wanderer eine feinere Bohne zu kosten geben, als manches Hôtel unserer Großstädte. Das türkische Kaffeehaus ist wie bei uns die Wein- und Bierkneipe. In ihm verbringen Viele die Hälfte ihres Lebens, und seinen Fundamentalgesetze wiederholen sich überall in der Levante, wie viel auch die Einzelheiten verschieden sind. Die Bereitung des Kaffee's ist ganz dieselbe im spiegelerglänzenden Café von Zebate, wie in der Baracke des Wachtpostens einer Karavanenstraße. Wir geben hier Liebhabern das genaue Rezept. Der Kaffee ist zu rösten, nicht zu brennen, dann in einem Mörser fein zu Pulver zu zerstoßen. In das kochende Wasser wird ein Löffel Kaffee geworfen nebst einem halben Löffel Zucker für je so viel Tassen, als man haben will. Man rühre sorgfältig, setze den Topf an's Feuer, bis der Inhalt schäumend aufkocht, ziehe denselben dann zurück und wiederhole das Manöver drei bis vier Mal. Beim Ausgießen muß ein braunes Mousseur oben schwimmen, das ist unerläßliche Bedingung. Die Tassen sind von kleinster Dimension und werden in einer Untertasse von Silber oder Surrogat, die unseren Eierbechern gleichen, servirt. Man genießt den Kaffee glühend heiß, und was die ächten Gourmands sind, die nehmen den kleinen Finger und holen sich damit den Satz heraus. Uebrigens wird nur beste Qualität Mokka oder Domingo verbraucht. Die Kaffeehäuser sind mit einer Vorhalle umgeben, rings herum laufen Divans, von Holz in den Baracken, mit Kissen von Seidendamast in dem feinen Etablissement; darauf sitzen die Türken mit unterschlagenen Beinen. Ein kleiner Hof, in ein Gärtchen mit fließendem Wasser verwandelt, ist für die vornehme Welt, und es gibt da Stühle und Tische in niedriger Miniaturausgabe. Hier zahlt man das Doppelte, 20 Paras (= 4 Kreuzer), die Türken kommen mit fünf Paras weg. Man trinkt Kaffee zu jeder Tagesstunde, häufig auch zuvor ein Glas Raki, Branntwein aus Mastix oder Anis, der in der Hitze äußerst kühlend und erfrischend wirkt. Dazu die Delice des Rauchens, eine auf jede Bewegung des Gastes aufmerksame Bedienung, und man begreift, wie Stunden in solchem dolce far niente (der Orientale hat dafür das arabische Wort Kef allgemein adoptirt) angenehm verschwinden. Es gibt da keine Zeitungen, kein Billard, kein Domino, kein Sechsundsechzig, nichts, was störend einwirkte auf diese Itensität der Ruhe, die den Orient charakterisirt. Auch der türkische Restaurant ist nicht zu verachten. Man speist gewissermaßen in der Küche, hat aber den Vortheil, den gesammten Prozeß der Bereitung vor Augen zu haben. Hammel und Lamm sind das dominirende Fleisch. Hart vor dem Kohlenfeuer dreht sich, durch die warme Luft in Bewegung gesetzt, der Bratspieß, woran die saftigen Rippen stecken. Gewiß eine uralte Art, zu braten. Kugeln, von feinem Mehl geformt, liegen daneben. Sie werden flach gebreitet, an die innere Wand des glühenden Ofens zwei Minuten lang gehalten und gehen als ein sehr schmackhaftes Brod hervor. Sie werden dann mit ein Paar Schnitten saftigen Hammelfleisches belegt, mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln gewürzt, aufgerollt und so frisch gegessen. Eine andere Delikatesse sind Jabzakia, gehacktes, frisches Fielsch mit Reis, in die ersten zarten Blätter des Weinstockes eingewickelt. Auch Fische weiß man trefflich zu bereiten, und wenn man sich ein Paar Flaschen guten Wein, Besteck und Serviette mitbringt, so läßt sich in einer türkischen Garküche ganz appetitlich frühstücken.

Ein Todtenschädel. Der Londoner „Star“ erzählt folgende tragische Begebenheit, deren Heldin eine englische Schauspielerin ist: Dieselbe, welche sich seit Kurzem erst wieder verheirathet hatte, spielte die Rolle der Calliste in der „schönen Büßerin.“ In dem Augenblicke, wo sie, ihrer Rolle gemäß, ihre Hand auf einen Todtenkopf stützte, ward sie von einem heftigen, bald in Ohnmacht übergehenden Zittern ergriffen. Als sie am folgenden Tage so weit wieder hergestellt war, daß sie sprechen konnte, ließ sie den Regisseur rufen und fragte diesen, woher er den in der gestrigen Vorstellung verwendeten Schädel genommen hätte. Auf die Antwort des Gefragten, daß der Schädel ihm von dem Todtengräber verkauft worden sey, welcher ihm dabei gesagt habe, daß derselbe der Ueberrest eines frühern Schauspielers Namens Norris sey, verfiel die unglückliche Frau sofort in eine neue Ohnmacht, aus welcher man sie vergebens zurückzurufen suchte, und die bald, trotz aller angewendeten ärztlichen Hilfe, in wirklichen Tod überging. Es stellte sich dann heraus, daß der Schädel der des ersten Gemahls der Schauspielerin war.

Ein originelles Heilinstitut. In Lyon ist ein englischer Arzt soeben dabei, ein großes sogenanntes Gesundheitshaus unter der Benennung Temperance anzulegen, in welches einzig und allein notorische Trunkenbolde aufgenommen werden sollen, die man kurirt zu sehen wünscht. In einem Circular, das der Errichter und Leiter dieser zu eröffnenden Anstalt erlassen, verpflichtet er sich, in Folge seiner Behandlungsmethode, auch den ausgepichtesten Saufbruder in einem nicht allzulangen Zeitraume für immer geheilt von seinem Laster aus dem Institut entlassen zu können.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 69.** den 28. August 1859.

Eine Feldwache in den Aropylen.

(Schluß.)

Der Wachtmeister meldete, daß er vom Feinde nirgends etwas gesehen habe als einzelne seiner Wachtfeuer, die in der Entfernung von etwa zwei Stunden auf einem Gebirgsrücken zu erkennen wären. Uebrigens wolle er mir noch anzeigen, daß er beim Abreiten nicht sehr weit von unserm Platze, zwischen einem Hügel und einer diesen begrenzenden Baumgruppe, Schmerzeslaute und Wehklagen in deutscher Sprache vernommen habe. In gewissenhafter Erfüllung seiner Dienstpflicht wäre er ohne weitere Nachforschung anzustellen mit seinen Leuten vorübergeritten und gebe mir nun anheim, ob ich Mannschaft abschicken wolle, um einem vielleicht noch zu rettenden Landsmann Hilfe zu bringen. — Aus den vielen ihm bekannten in der Gegend umherliegenden Helmen und anderen Rüstungsgegenständen, — schloß der Wachtmeister seinen Bericht, — wäre er auf die Vermuthung gekommen, daß der Verwundete dem westphälischen Chevaurlegersregimente angehöre, welches bei einer der feindlichen Reiterdivisionen die Schlacht mitgekämpft hatte.

Bei Erwähnung jenes Regimentes fühlte ich mich wie von einem elektrischen Schlage berührt. Es dienten in demselben mehrere meiner Jugendfreunde, unter andern auch der Verlobte meiner Schwester, der nach der Aussage eines Reiters dieses Regiments, der vor einiger Zeit auf Vorposten von den Unsrigen gefangen wurde, das letzte Depot von Osnabrück den Chevaurlegers nach Spanien geführt hatte.

Der Mond schien so hell, daß die Gegend weit hin zu übersehen war, und der vom Wachtmeister bezeichnete Hügel war so nahe, daß ich das Piket unter dem Befehl des erprobten Unteroffiziers zurücklassend, sogleich zu Pferde stieg und in Begleitung von zwei der eben zurückgekehrten Husaren der erwähnten Stelle zuritt. Ich erkannte jetzt den Platz. Es war die äußerste Abdachung einer Hügelreihe, welche sich zum Tormesflusse hinabsenkt, einer der wichtigen Punkte auf unserem äußersten linken Flügel vor dem Dorfe der Aropylen, um welche man auf beiden Seiten, in der größten Erbitterung mit wechselndem Erfolge gekämpft hatte, bis es der unerschütterlichen Tapferkeit der englischen Garden und der leichten Division unter Campbells und Altens Anführung gelang, sich gegen die drei Mal wiederholten stürmischen Angriffe der feindlichen Reiterei zu behaupten.

Das erste, worauf wir stießen, war ein demontirtes Geschütz. Eine unserer Batterien hatte in dieser Gegend, heftig vom Feinde erwidert, ein wirksames Feuer gegen diesen unterhalten. Vergebens blieb der wiederholte Versuch seiner Cavallerie, sie zu nehmen, aber auch eine nicht geringe Anzahl der Unsrigen hatte auf der verhängnißvollen Stelle den Tod gefunden. Unter einem großen Haufen niedergestreckter Engländer schlief auch ein brittischer Staabsoffizier den Todesschlaf. Roß und Reiter schienen von derselben Geschützkugel niedergeworfen; er lag, den Zügel in der Hand, am Pferde niedergesunken, während er mit der Rechten noch fest den Säbel hielt. Ich beugte mich zu ihm nieder; Muth und Todesverachtung, durch welche der Offizier im brittischen Heere allgemein bekannt war, hatte selbst der ihn rasch überkommene Tod nicht ganz aus den schönen, nicht sehr entstellten Zügen zu verwischen vermocht. Es schien, als habe er in den letzten Augenblicken des Lebens, unwillig über die sich verzögernde Entscheidung, die Seinigen noch zu einer letzten Anstrengung befeuert, wobei er selbst erliegen mußte in dem Augenblick als ihm der Sieg gewiß war.

Etwas weiter links von dieser Gruppe erreichten wir den erwähnten Hügel. An dessen Fuß lagen in dichten Massen die feindlichen Kürassiere, die während ihrer wiederholten Angriffe von unserem Kartätschenfeuer niedergeschmettert worden waren. Ihre Helme und Harnische strahlten auch jetzt im Mondenscheine weit hin, fast so wie sie uns am Morgen im Strahle der aufgehenden Sonne entgegenschimmerten, als sie in langen Reihen über die Berge herabzogen. Jetzt leuchteten sie als die Trophäe des so blutig von uns errungenen Sieges. Erkaltet waren jetzt die Herzen wie das Erz, welches die Brust umschloß, die noch vor wenigen Stunden so ungestüm geschlagen hatte. Auch von dem deutschen Regimente, von dem es bekannt war, daß es an der Schlacht Theil genommen, bedeckten viele Pferde und Reiter den blutgetränkten Boden.

Sobald ich jetzt selbst ganz in der Nähe wiederholt das Wimmern vernommen hatte, stieg ich ab und schritt dem Baume zu, von wo die Klagetöne in einzelnen Pausen, aber nur noch sehr matt herüberhallten. Wir fanden bei näherer Untersuchung, daß sie von einem schwer verwundeten Offizier der Chevaurlegers herrührten, der anscheinend schon dem Verscheiden nahe war. Das dunkle Haar des schwer Getroffenen bedeckte, feucht vom Nachtthau und vom Blute, welches schon halb erstarrt einer Kopfwunde enttropfte, einen Theil des Gesichts. Die rechte Hand preßte krampfhaft eine Wunde in der Brust, aus der sich das Blut nur noch langsam in eine Lache ergoß, die sich davon neben dem Körper gebildet hatte, während die Linke vergebens bemüht war, das immer herabsinkende Haupt zu unterstüzzen. Sobald der todtwunde Offizier unsere Ankunft bemerkte, deutete er, unfähig zu sprechen, durch eine matte Handbewegung an, daß er zu trinken wünschte. Ich hielt ihm meine Feldflasche an die trockenen Lippen, und hatte die Freude zu sehen, wie er hastig einige lange Züge that, worauf die erlöschenden Lebensgeister auf einige Augenblicke zurückkehrten. Aber schon nach wenigen Minuten, in denen ich mich der Hoffnung, dem Verwundeten das Leben zu erhalten, hingab, wich der Schimmer der leichten Röthe, welche seine Wangen gefärbt hatte, der früheren Leichenbläße. Bei dem Scheine einer kleinen Taschenlaterne, die ich stets während eines Nachtpikets bei mir führte, bemerkte ich, wie die in seinen Zügen vorgehende Veränderung nichts Gutes bedeutete. Mit einer letzten Kraftanstrengung zeigte er auf eine aus der Brusttasche der Uniform etwas vorstehende Brieftasche, dann mit einer hastigen Bewegung in die Ferne.

Ich hielt diese von dem Offiziere gemachten Zeichen für einen Wink, das Portefeuille nebst dessen Inhalt in das Vaterland des Sterbenden zu befördern und beugte mich zu ihm nieder, um das Taschenbuch zu mir zu nehmen und zugleich die Lage des Schwerleidenden etwas bequemer zu machen. Bei dieser Bewegung wurde mein Gesicht und die ganze Gestalt des Offiziers dem Schein der Laterne ausgesetzt, die ich einem meiner Husaren zum Halten gegeben hatte. Mühsam, doch aufmerksam schien er in meinen Zügen zu lesen, dann ergriff er plötzlich meine Hand, drückte sie matt und wollte sprechen, aber seine Anstrengung, sich mir verständlich zu machen, blieb erfolglos.

Diese wiederholte Anstrengung verursachte, daß das Blut auf's Neue heftig aus der Brustwunde strömte. Wie erleichtert athmete er plötzlich hoch auf, dann aber dehnte er sich, kaum vernehmlich meinen Namen flüsternd, weit zurück in meinen Arm, den ich ihm zur Unterstützung untergeschoben hatte; das verworrene Haar fiel bei dieser Bewegung zur Seite und die bleichen Züge waren deutlich zu erkennen. Da überkam's mich eiskalt, es war, als wollten meine eigenen Pulse aufhören zu schlagen; nicht etwa weil ich in diesem Augenblick einen Todten mit brechenden Augen in meinem Arme hielt — nein, in diesem Moment hatte der Tod alle seine Schrecken für mich verloren — sondern — weil ich in dem von mir umschlungenen Todten den theuersten meiner Freunde wiedererkannte, der selbst unter den Schauern des Todes noch freundlich zu mir aufblickte. Er war es, der Verlobte meiner geliebten Schwester, dessen treues Herz in diesem Augenblick mit den letzten Blutstropfen, die ihm entquollen, zu schlagen aufgehört hatte.

Lange starrte ich bald den vor uns liegenden Todten, bald meine Leute an, um mich zu überzeugen, was wahr an diesem schrecklichen Bilde sey, ob der Hingeschiedene wirklich mein Freund Schomberg oder ein Anderer sey, der ihm täuschend ähnlich war. Aber ein Blick auf den Ring an der Hand des Todten, auf den mich einer der neben mir stehenden Reiter aufmerksam machte, bezeugte nur zu schnell die Identität des Verschiedenen, es war der Verlobungsring, den er von meiner Schwester erhalten, und weitere Aufklärung gab schon das erste Papier, welches ich aus der Brieftasche nahm. Es war der letzte Brief, den er von meiner Schwester vor seinem Ausmarsche aus Osnabrück erhalten hatte.

Nachdem ich dem Todten die Augen zugedrückt und die erste heftige Bewegung niedergekämpft hatte, machte ich den mit Erstaunen und Rührung mich anblickenden Reitern über die Persönlichkeit des Hingeschiedenen und so viel als nöthig über die Ursache meiner ihm bewiesenen besonderen Theilnahme die erforderliche Mittheilung. Dann erhob ich mich von dem blutfeuchten Rasen, auf den ich neben dem Todten in die Knie gesunken war, und dankte im Stillen Gott, daß er mich dem Freunde nicht unmittelbar mit den Waffen in der Hand entgegengeführt hatte. Unser Regiment war glücklicher Weise am Tage zuvor der Division Packenham beigegeben worden.

Schon begann der Morgennebel sich zu theilen und als Vorläufer des kommenden Tages zogen am östlichen Horizont rosige Wölkchen über die goldgesäumten Gipfel des Guadaramagebirges, da durfte ich nicht länger säumen, wollte ich gegen den theuren Todten auch noch die letzte Pflicht erfüllen. Mit Hülfe einiger vom Wachtfeuer herbeigeholter Reiter, machten wir nicht ohne Mühe ein Grab unter dem schönsten der nahestehenden Olivenbäume. Nachdem ich eine Locke vom blutenden Haupte des Freundes geschnitten und den Ring der Schwester zu mir genommen, legten wir ihn hinein und neben ihn den englischen Staabsoffizier, den meine Leute unterdessen herbeigetragen hatten. Wer konnte es wissen, ob er nicht derselbe war, der die Mannschaft

befehligte, welche meinem Freunde Schomberg den Tod gegeben hatte. Beide ruhten jetzt im Tode versöhnt, friedlich neben einander im Schatten der symbolisch sich auf das Grab herabneigenden Zweige des Oelbaums. Sobald wir das traurige Geschäft vollendet und auf dem Hügel ein roh aus Baumzweigen geschnitztes Kreuz gesteckt hatten, ritten wir nach unserer Lagerstelle zurück. Es war die höchste Zeit, denn wenige Minuten nach unserer Vereinigung mit dem Trupp brachte eine Ordonnanz den Befehl, mich mit dem Regimente zu vereinigen.

Prachtvoll stieg eben die Sonne über die hohen Gebirgskämme; die Vögel begrüßten mit ihrem Gesang das glänzende Gestirn, dessen erste Strahlen das weite von Geschützkugeln durchfurchte und von den Hufen der Rosse zerstampfte Leichenfeld beschienen, auf dem so viele Tausende des Lebens beraubt umherlagen, welche am vorhergehenden Morgen von Hoffnung auf Sieg und Ehre erfüllt die Sonne so lebensfroh und kräftig, die Meisten mit Sang und Klang begrüßt hatten. In ernstem Schweigen zogen unsere Colonnen einige Stunden später aus den verlassenen Lagerstätten über den Schauplatz der Vernichtung. Krächzende Raubvögel senkten sich tiefer und tiefer von den Felsen herab, um nach unserem Abzuge ihr schreckliches Mahl an den Todten zu beginnen, die in Spanien im glücklichsten Falle mit einigen Baumreisern bedeckt in den Furchen untergebracht wurden, welche die Fuhrwerke und Frachtkarren seit uralter Zeit in den Felsenboden eingeschnitten hatten.

Bei Alba angelangt sprengte die brittische Reiterei noch einmal über den Tormes und der tapfere General v. Bock*) machte mit der schweren Brigade der königlich deutschen Legion noch einen so glänzenden Chok, daß die Nachhut des Feindes fast aufgerieben und zweitausend Gefangene gemacht wurden.

Von jetzt an rückten wir auf der Straße nach Valadolid langsamer vorwärts und längs des Weges verloren sich allmählig die Spuren der kürzlich hier vorgefallenen Schlachten. Die Bivouaks wurden, vom schönsten Wetter begünstigt, wieder die Tummelplätze der unverhaltenen Freude und der ausgelassensten Fröhlichkeit. Nichts mahnte mehr an die in den letzten Wochen ausgestandenen Beschwerlichkeiten. Es ist dies eben die den Kriegern vom Himmel verliehene große Gabe, daß wenige Tage der Ruhe hinreichend sind, sie über die ausgestandenen Leiden schnell hinweg zu führen. Unter Tausenden war ich vielleicht der Einzige, der den Tag in den Aropylen nicht so leicht zu vergessen vermochte. Das dort Erlebte hatte einen zu tiefen, zu traurigen Eindruck auf mich gemacht! Ist er doch heute noch nicht erloschen und meine Gefühle sind so lebendig bei der Erinnerung an jene Zeit, als hätte sich vor wenigen Tagen das hier Erzählte zugetragen. Erst nachdem wir wieder in die Stellung von St. Christoval zurückgekehrt waren, fand ich Gelegenheit, meiner armen Schwester und den Aeltern des gebliebenen Freundes das traurige Ereigniß in den Aropylen brieflich mitzutheilen. Es geschah durch zwei auf Ehrenwort entlassene gefangene westphälische Offiziere, von deren Einfluß auf die Volksbewegungen in Deutschland, die eben damals durch den Tugendbund verbreitet wurden, man sich große Erfolge versprach, sobald sie rechtzeitig auf dem Schauplatze eintreffen würden, wo nun bald nacheinander Staatsmänner, Krieger und Sänger erschienen, um das Volk durch ihr Vorbild zu großen männlichen Thaten zu entflammen.

*) Ging auf der Fahrt nach England, um die fast gänzlich aufgeriebenen Regimenter zu rekrutiren, mit dem Stamm der beiden schweren Dragoner-Regimenter unter.

Kleinigkeiten.

Die Rekaß. In den Nomadenstämmen südlich von Algerien gibt es Männer, die das Geschäft eines Courriers treiben, und die für geringen Lohn mündliche und schriftliche Depeschen besorgen. Man nennt sie Rekaß, und ihr Gewerbe blühte vor der Zeit der französischen Eroberung auch an den Ufern des Mittelländischen Meeres. Der Rekaß auf der Reise geht immer im Turnerschritt (pas gymnastique) und hält, um die Brust recht frei zu haben, beide Hände an den Enden eines Stockes, der horizontal hinter seinem Halse liegt. Sein ganzer Mundvorrath besteht aus einer Handvoll Datteln, die er in einem Säckchen bei sich trägt, und seine Kleidung aus einer leichten Unterhose oder Halbhose von Baumwollzeug. Er hat auch wohl ein Paar Schuhe oder Stiefeletten, die er aber nur dann anlegt, wenn der durch die Sonne erhitzte Sand selbst dem Fuße eines Pferdes empfindlich wird. Der Rekaß verliert keine Zeit bei seiner Läufermission; wenn er ein wenig ausschnaufen muß, steht er still und zählt sechzig tiefe Athemzüge. Selten schläft er mehr als zwei oder drei Stunden, und um nicht in einen zu langen Schlummer zu verfallen, bindet er, wenn er sich hinlegt, einen Strick von berechneter Länge an den Fuß, und benutzt denselben wie eine Art Lunte, indem er ihn anzündet, so daß die Gluth langsam herannahend endlich seinen Körper berührt, und ihm das Zeichen zum Aufstehen gibt. Ein hübscher Wecker! — Um sich zum vollkommenen Rekaß auszubilden, braucht es nicht nur natürliche Anlagen, sondern auch gewisse Studien oder Uebungen, z. B. auf drei Stunden Entfernung einen Mann von einer Frau zu unterscheiden, was bei der Kleidung dieser Kinder der Wüste nicht so leicht ist. — Vor nicht langer Zeit fanden die Bewohner von Ain-Meda eines Morgens, als sie zur Feldarbeit ausgingen, neben einer Gruppe von Zwergpalmen einen schlafenden Mann, den sie nicht weiter beachteten; als sie aber um elf Uhr zur Siesta selbst dahin kamen, war der Mann noch an derselben Stelle, und als sie ihn anredeten und endlich anrührten, gewahrten sie, daß er todt war. Am Halse trug er ein Säckchen mit Datteln und dabei lag auch ein Brief;

man errieth, daß es ein auf der Laufreise begriffener Reslaß war: am rechten Fuße hatte er eine Geschwulst, die allen Kennzeichen nach, vom Bisse der Lefa, einer sehr gefährlichen giftigen Viper herrührte. Der Araber wurde bestattet und die Depesche an die angegebene Adresse befördert.

Eine Episode aus dem letzten Kriege. Am Tage von Solferino kämpfte bekanntlich das Benedek'sche Corps am rechten Flügel; in ihm focht das tapfere Regiment „Kronprinz Albert" von Sachsen-Infanterie, dasselbe, das im blutigen Gefechte von Melegnano mit drei Bataillons der französischen Armeedivisionen einen so bewunderenswürdigen Widerstand leistete. Um 6 Uhr entspann sich der Kampf bei Pozzolengo, der Ueberfall der Piemontesen wurde durch die kaiserlichen Truppen zurückgeschlagen und bald war das Gefecht auf der ganzen Linie lebendig: bei einem Sturme auf die cypressenumschattete Kirche von St. Martino, den Schlüsselpunct der Stellung, fiel, tapfer an der Spitze seiner Division vorrückend, der Hauptmann v. B. Nach Eroberung dieser Position entstand eine Pause im Kampfe, und diese benutzten die Freunde des Gefallenen, um ihn zu beerdigen. Rasch hoben die Schanzenträger ein Grab aus, betteten den Leichnam in die kühle Erde und bezeichneten es durch einen kleinen Hügel. In eine nahestehende Cypresse wurde der Name des Gefallenen eingeschnitten; sein kleiner Hund lag winselnd auf dem Grabe und der treue Bursche weinte bitter um den Verlust des geliebten Herrn. Der Geistliche sprach eben ein Gebet und machte das Zeichen des Kreuzes, da erhob sich auf der gegenüberliegenden Kuppe ein Blitz, ihm folgte ein dumpfer Knall und — eine wohlgezielte Kugel fuhr über das frische Grab dahin. Der Leichenhügel war verschwunden und der treue Hund hatte seine Anhänglichkeit mit dem Leben bezahlt, seine zerrissenen Glieder lagen zuckend am Boden. Die Kugel schont weder Rang noch Tapferkeit und Jugend — wie sollte sie ein bescheidenes Denkmal der Pietät respectiren? Eine Stunde später war das frische Grab mit frischem Blut bedeckt.

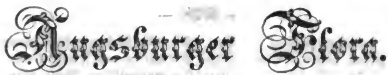
Photographie. Ein Gewerbszweig, der während des Krieges in Paris besonders blühte, ist die Photographie. Es gibt dort an achtzehnhundert Photographen, die täglich ungefähr viertausend Porträts liefern und deren tägliche Einnahme die Summe von hunderttausend Francs bei Weitem übersteigt, der photographischen Anstalten nicht zu gedenken, welche sich mit der Reproduktion von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w. beschäftigen. Ueber siebzig Fabriken arbeiten ausschließlich an der Herstellung der für diese Anstalten nöthigen Produkte, und jede dieser Fabriken beschäftigt täglich ungefähr hundert und vierzig Arbeiter. Um dieß begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß die photographischen Arbeiten, besonders diejenigen, welche für Stereoskope verwendet werden, einen jener Artikel bilden, die unter dem Namen „Articles de Paris" nach allen Enden der Welt versendet werden, was nun die eigentlichen photographischen Portraits betrifft, so sind in Paris seit einiger Zeit an vielen Orten Buden aufgeschlagen, wo man für einen Franken sein Gesicht in schaudererregender Aehnlichkeit schwarz auf weiß erhält. Es gibt sogar auch ambulante photographische Anstalten, die auf die Dörfer fahren, um Porträts auf einem Stück Papier zu verewigen. Der Preis der Abkonterfeiung ist so niedrig, daß es auch dem allergeizigsten Bauern nicht mehr der Mühe werth scheint, sich nicht porträtiren zu lassen. Mit dem Beginn des italienischen Feldzuges waren die erwähnten Buden stets überfüllt. Seit dem Frieden drängt man sich nicht mehr nach den Buden, und die Soldaten geben kein Geld mehr dafür aus, ihre Gesichter auf die Nachwelt zu bringen.

Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens. Von zehn Menschen, die an einem Tage geboren werden, erlebt nur einer das vierundsiebzigste Jahr; von achtzehn dergleichen kommt nur einer zum achtzigsten; von dreiundvierzig wird nur einer fünfundachtzig Jahre alt. Mit jedem Jahre wird diese Kluft größer. Fast unter sechzig gleichzeitig Geborenen kommt einer zum siebenundachtzigsten Jahre. Einer aber, der hundert Jahre zählen soll, muß dreitausendfünfhundert seiner mit ihm zugleich gebornen Brüder ins Grab sinken sehen, und wer einhundertfünf Jahre wurde, dem gingen vierzehntausend voran. Von fünfundzwanzigtausend Menschen gelangt nur einer zum einhundertundsechsten Jahre; von fünfzigtausend einer zum einhundertundsiebenten Jahre, unter einer Million Menschen erreicht ein Einziger das einhundertzehnte Jahr. — Was ist ein Menschenleben! Spreu vor dem Winde. Von einhunderttausend Kindern sinken gleich im ersten Lebensjahre zweiundzwanzig bis dreiundzwanzigtausend ins kühle Grab; ihnen folgen acht bis neuntausend im zweiten Jahre nach. Die Menge aber muß noch kleiner werden; vier bis fünftausend folgen im dritten, zwei bis dreitausend im vierten, fünfzehnhunder bis zweitausend im fünften nach; und selbst das sechste Jahr verlangt noch tausend bis eilfhundert! Und so sind also die hunderttausend dann schon bis mindestens auf sechzigtausend vermindert.

Einer, der sich für Geld foltert. Aus dem Lande aller Wunder, aus Amerika, wird über ein neues Phänomen der Menschennatur berichtet. In Kentucky hat sich ein junger Mensch öffentlich sehen lassen, der keinen körperlichen Schmerz kennt, und sich daher vortrefflich zum Soldaten, oder nach Umständen zu Vivisectionen eignen würde. Seine Productionen bestanden in Folgendem: Er stieß sich eine Handvoll Stecknadeln bis an deren Köpfe in seine Waden. Er trieb sich eine Ahle mitten durch das Handgelenk. Nagelte seinen Fuß an einen Holzschuh, und spazierte in solcher Weise auf und ab. Schnitt sich den Finger bis auf den Knochen durch und stieß sich zuletzt ein Messer durch die Wange, daß es aus dem Munde wieder herauskam. Weitere Experimente wurden ihm bereitwillig erlassen. Bei allen diesen Kunststücken kam sehr wenig Blut zum Vorschein. Trotzdem war Alles ächt, denn — — es waren mehrere Mitglieder der medicinischen Facultät von Transylvanien bei der Vorstellung anwesend.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 70. den 31. August 1859.

Die graue Hand.

Eine Geschichte aus dem wendischen Volksleben von Eduard Ziehen.

(Nieritz Volkskalender.)

1.

Zwischen den hannoverschen Städten Dannenberg und Lüchow im alten Wendengau Drawän liegt ein düsteres Gehölz, der „Jammerbrook“ genannt, woran sich grauenvolle Erinnerungen an die barbarischen Sitten der heidnischen Wenden knüpfen. In dies Gehölz sollen nämlich die Bewohner der umliegenden Gegend ihre hochbetagten, arbeitsunfähigen Eltern geführt und lebendig begraben haben, um sich ihrer als einer unnützen Last zu entledigen. Diese Entsetzen erregende Sitte ist längst zu einer halbverklungenen Sage geworden, aber selbst ein Jahrtausend hat die Grundzüge des wendischen Charakters nicht zu verwischen vermocht, und noch heutigen Tages geben Habgier und Genußsucht — zwei vorherrschende Eigenschaften der wendischen Natur — mitunter dazu Veranlassung, daß ärmere Hofbesitzer ihre alten Eltern hart behandeln, obgleich es äußerst selten ist, daß diese körperliche Mißhandlungen zu ertragen haben.

So scharf nun auch namentlich das Streben, sich zu bereichern überall hervortritt, so gibt es doch noch eine andre Eigenschaft im wendischen Charakter, welcher die übrigen in vielen Lebensverhältnissen gleichsam untergeordnet sind und welche auf das Thun und Lassen jedes Einzelnen einen unglaublichen Einfluß ausübt: es ist der Aberglaube mit allen seinen zahllosen Abstufungen, der sowohl die lächerlichsten, als die beklagenswerthesten Schritte veranlaßt. Daß der wendische Aberglaube auch ersprießliche Folgen haben kann, wie im Folgenden erzählt ist, dürfte eine große Seltenheit seyn.

Da, wo das fruchtbare Marschland auf dem linken Ufer der Niederelbe an die weiten düstern Haiden mit ihren föhrenbewachsenen Hügeln und Jahrtausend alten Hünengräbern grenzt, liegt ein großes Kirchdorf, dessen rother Thurm freundlich aus den dunkeln Wipfeln hoher Eichen und Linden hervorschaut. Die Häuser, welche nach uraltem wendischem Brauche rings um einen hufeisenförmigen freien Platz liegen, dem sie ihre Giebelseiten mit dem Haupteingange zuwenden, haben ein recht stattliches Aussehen und zeugen von dem Wohlstand ihrer Besitzer. Vor einem Jahrzehnt stach eins dieser Häuser mit seiner Umgebung auffallend ab. Das Dach hatte hie und da Lücken, die weißgetünchten Lehmwände waren arg beschädigt, im Hofe lag Alles unordentlich durcheinander, und der Garten war voll Unkraut und halb wüst. Den Grund davon kannte Jedermann im ganzen Dorfe. Dem Besitzer, einem jungen Halbhufener, Namens Resenow, welchem sein Vater Haus und Hof vor fünf Jahren übergeben hatte, fehlten die wesentlichsten Eigenschaften zu einem guten Landwirthe. Gleich allen Wenden arbeitete er unermüdlich, wenn er eine Arbeit einmal angegriffen hatte; allein da sein ganzes Streben nur darauf hinausging, zu erwerben, um seiner Genußsucht fröhnen zu können, so mußte seine Wirthschaft den Krebsgang gehen. Wenn er eine Woche hindurch übermäßig gearbeitet hatte, glaubte er ein Recht zu haben, am Sonntage gänzlich seinem Vergnügen leben zu dürfen; und wenn er dann nach einer wild durchschwärmten Nacht wieder an die Arbeit gehen wollte, so war sein Kopf so wüst, daß er fast nichts fertig bringen konnte und wieder nach der Schenke wanderte, um sich dort in eine bessere Stimmung zu versetzen, was ihm aber nur sehr selten gelang. Kam er dann halbberauscht heim, so tobte er im Hause umher und ließ seinen Unmuth an seinem armen alten Vater, an seinem jüngern Bruder Heinrich und an seinen Dienstboten aus. Daß er seinen Vater, der wegen seiner Altersschwäche nicht mehr arbeiten konnte und ruhig vom Morgen bis zum Abend in seinem weichen Lehnstuhle saß, ernähren und ihm seinen „Altentheil“ ausbezahlen mußte, war eine Quelle wachsenden Verdrusses für ihn, indem er sich das, was sein Vater zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, am Munde abzubrechen genöthigt war. Da Resenow sich nicht gestehen wollte, daß er selbst am Verfall seines Hauswesens schuld sey, so suchte er, der höchst abergläubisch war, den Grund davon in andern Dingen. So war er unter Anderm der festen Ueberzeugung, daß seinem Vieh, dem es an der nöthigen Pflege gebrach,

und welches daher einen traurigen Anblick gewährte, „böse Augen" etwas angethan hätten. Eine thätige und umsichtige Gattin würde vielleicht einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt und ihn möglicherweise ganz von seinem verderblichen Wege abgebracht haben, allein wegen seiner wilden Gemüthsart und seines abstoßenden Wesens hatten mehrere wohlhabende Mädchen, um die er sich nach einander beworben, seine Hand abgewiesen.

Als Resenow an einem heißen Sommermittage wieder halbberauscht aus der Schenke heimkam, wo er mit einem Bauern aus dem benachbarten Dorfe einen Streit gehabt, worin er den Kürzeren gezogen, sah er, daß sich eines seiner Pferde losgerissen hatte und in den Garten und auf die Wiese gelaufen war, wo es sich nach Herzenslust herumtummelte. Im ganzen Hause war Niemand zu finden als sein Vater, der im Lehnstuhle saß und sanft schlummerte. Einen wilden Fluch ausstoßend, eilte Resenow hinaus, um das Pferd, das den halben Garten zerstampft hatte, wieder einzufangen, was ihm erst nach vieler Mühe gelang.

Erbittert trat er in die Wohnstube und schrie seinem Vater zu: „Es wäre wahrhaftig besser, wenn Du, anstatt zu schlafen, etwas auf Haus und Hof achtetest! Man kann ja kaum ein paar Minuten fortgehen, ohne daß irgend eine Dummheit passirt!" Erschrocken fuhr der Greis aus seinem Schlummer empor und fragte mit ängstlicher Miene: „Was ist denn vorgefallen, lieber Christoph?" „Halbtodt hab' ich mich gearbeitet, um den Fuchs wieder einzufangen, der sich losgerissen und alle Beete im Garten zerstampft hat!" versetzte Jener, seinen Hut auf die Bank werfend und sich den Schweiß abtrocknend. „Wo ist Heinrich? Er ist nachgerade alt genug, um sich auch etwas des Hauswesens anzunehmen!" „Sey nur nicht böse, Christoph", erwiderte sein Vater mit bittendem Tone; „ich habe Heinrich vorhin nach dem Krämer geschickt, um mir ein Viertelpfund Tabak zu holen — er hätte längst wieder hier seyn können." „Recht behaglich zu leben, aber nichts zu thun — das gefällt euch Beiden am besten!" rief der Erbitterte, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. „Ich soll mich vom Morgen bis zum Abend plagen!" Der Greis schaute den wilden, nichtswürdigen Sohn mit einem vorwurfsvollen, unfaßbar schmerzlichen Blicke an, wagte aber nicht, etwas zu erwidern. Er stützte das mit spärlichen dünnen grauen Haaren bedeckte zitternde Haupt in die welken Hände und eine Thräne nach der andern rollte über seine tiefgefurchten bleichen Wangen.

Der Zorn Resenow's war bereits halb verrauscht, aber der Anblick der zertrümmerten Scheibe eines losgehackten Fensters, welches der Wind, während der Greis geschlummert, gegen die Mauer des Hauses geschleudert hatte, fachte denselben wieder an. So fuhr Resenow denn abermals mit den heftigsten Vorwürfen auf seinen Vater los, daß er das Fenster muthwilliger Weise offen gelassen habe. Als er mitten im ärgsten Toben begriffen war, trat der Halbhufener Seik, einer seiner Nachbarn, herein, der von allen Bewohnern des Dorfs am meisten über Resenow vermochte, da dieser ihm eine ansehnliche Summe Geldes schuldete und sich außerdem vor einiger Zeit um dessen Schwester beworben hatte. „Was schreist Du denn so entsetzlich, Christoph?" fragte Seik mit unwilliger Miene. „Aergern Dich vielleicht die Fliegen an der Wand? Oder hast Du Dir den Kopf im Kruge zu scharf geheizt?"

Jedem Andern würde Resenow eine derbe Antwort gegeben haben, allein seinem Gläubiger und muthmaßlichen Schwager gegenüber bezwang er seinen Grimm und erwiderte mürrisch: „Der Alte hat meinen Bruder fortgeschickt, und da hat sich der Fuchs losgerissen und den Garten zerstampft. „Und deswegen machst Du Deinem Vater Vorwürfe?" rief Jener mit wachsendem Aerger. „Und während seiner Mittagsruhe hat er das Fenster offen gelassen, so daß der Wind es hin und her geworfen hat und eine Scheibe zerbrochen ist", fuhr Resenow zögernd fort, gleich als schäme er sich, eine solche Kleinigkeit zu erwähnen. „Und deswegen machst Du Deinem armen alten Vater Vorwürfe?" wiederholte Seik mit funkelnden Augen. „Hat er vielleicht noch nicht genug im Leben gearbeitet? Soll er erst im Grabe Ruhe finden? Alles, was Du besitzest, hat Dein Vater mit saurem Schweiße erworben — und nun willst Du ihm nicht einmal ein ruhiges Plätzchen gönnen? Auf die Knie solltest Du vor ihm fallen und ihm danken für das, was er für Dich gethan hat! Schuldenfrei und schmuck hast Du Haus und Hof von ihm bekommen und jetzt bist Du auf dem besten Wege, ein Bettler zu werden. Weißt Du, woher das kommt? Weil Du halbe Tage im Kruge sitzest und fremden Leuten die Besorgung Deines Hauswesens überläßest. Wer ist stets zuletzt mit seinen Feldarbeiten fertig?*) Du. Wer beginnt am spätesten damit? Du. Wessen Früchte stehen am schlechtesten? Deine. Wessen Vieh gewährt den kläglichsten Anblick? Deins. Denk' an mich, es wird noch einmal ein schreckliches Ende mit Dir nehmen, wenn Du nicht bald ein anderes Leben anfängst! Bilde Dir nur nicht ein, daß ich so unsinnig seyn werde, Dir meine Schwester zur Frau zu geben! Ich bezweifle auch sehr, ob Du jemals ein Mädchen finden wirst, welches einen Menschen zum Mann haben möchte, der seinen eigenen Vater auf eine so ruchlose Weise behandelt!" Mit diesen Worten drückte er dem Greise mitleidig die Hand und eilte raschen Schrittes davon. Er hatte Resenow bitten wollen,

*) Es wird für einen großen Schimpf gehalten, wenn ein Hauswirth mit irgend einer Arbeit hinter den übrigen Hofbesitzern zurückbleibt.

ihm ein Fuder Heu zu verkaufen, nach dem Vorgefallenen konnte er es aber nicht mehr über sich gewinnen, ein solches Ansuchen an ihn zu stellen.

Resenow warf halb erbittert und halb beschämt den Hut auf den Kopf und verließ das Haus, um seinem Knechte auf dem Felde einige Befehle zu ertheilen; der Greis blieb einsam im Zimmer zurück. Mit gefalteten Händen und thränenerfüllten Augen saß er regungslos da und blickte mit stummem Schmerz über die weiten Wiesen und Kornfelder hin, die in den heißen Sommersonnenstrahlen schillerten. Ringsum im Hause und im Dorfe herrschte eine Todtenstille — alle Leute waren draußen auf dem Felde — nur dann und wann schallte aus der Ferne das fröhliche Jauchzen eines Hirtenknaben oder das Gewieher eines Pferdes herüber.

„Ich hatte gehofft, daß ich einst meine letzten Tage ruhig auf dem Hofe meines Vaters verleben werde," sprach der Greis leise und schmerzlich vor sich hin — „und nun muß ich mir fast täglich von meinem eignen Sohne vorwerfen lassen, daß ich eine unnütze Last der Erde bin! Gott weiß es — ich hab' es nicht um ihn verdient! Ich wollte, daß die Glokken unseres Dorfes, deren heller Klang mir so manchen lieben Sonntagmorgen das Herz erfreut hat, nur recht bald über meinem Grabe läuteten — der Tod ist besser, als ein solches Leben!" Von tiefem Weh erfüllt, senkte er das greise Haupt auf die Brust und schloß seine Augen, gleich als ob ihm schon der ewige Schlummer nahe.

Im schwülen Zimmer und rings im wüsten Hause regte sich kein Laut: es war, als ob ein Fluch auf der Stätte ruhe. Durch die offnen Thüren aber wehte der frische Sommerblumenduft von Garten und Wiese herein, und vor den Fenstern des kleinen Gemaches, in welchem der schmerzerfüllte Greis saß, rauschten die uralten Eichen im warmen Nachmittagswinde, als wollten sie dem Bekümmerten von den freudigen Tagen der Jugend erzählen.

2.

Acht Tage später gab es ein fröhliches Fest im Dorfe, welches Alt und Jung vereinigte. Die einzige Tochter eines wohlhabenden Hofbesitzers heirathete demnächst einen Bauerssohn aus einem benachbarten Orte, und der letztere, der den Hof seines künftigen Schwiegervaters übernehmen sollte, mußte nach altem Brauch der Dorfschaft einige Tonnen Bier zum Besten geben. Da durch eine solche Heirath ein neuer Name in der Reihe der Hofbesitzer eines Dorfs erscheint, die strenge Abschließung gegen alles Fremde aber ein Hauptzug des wendischen Charakters ist, so muß der ins Dorf „Hereinheirathende" sich seine Zulassung durch einige Tonnen Bier gleichsam erkaufen; daher werden die letzteren „Namen-Tonnen" genannt.

Ein Fest ohne Sang und Klang und Tanz gewährt dem Wenden nur das halbe Vergnügen; erst dann, wenn die gellenden Clarinetten und die schmetternden Trompeten zum Tanz auffordern, beginnt die rechte Lust für Jung und Alt, und wenn die älteren Männer und Frauen sich auch nicht mit im Kreise drehen, so werden sie durch die Musik doch unwillkürlich fröhlicher gestimmt, und die Anfangs mitunter stockende Unterhaltung gewinnt von Minute zu Minute an Lebhaftigkeit.

So war's auch bei dem heutigen Feste. Zur Erhöhung der allgemeinen Freude hatte der künftige Hauswirth einige mit kräftigen Lungen und gelenkigen Fingern begabte Clarinettisten und Violinisten bestellt, und während die Burschen und Mädchen auf der Lehmdiele tanzten und jauchzten und jubelten, saßen die älteren Männer in dem geräumigen Wohnzimmer und unterhielten sich von allerlei wunderbaren Vorfällen und Erscheinungen. Der Haupterzähler und Wortführer war ein stattlicher Greis von vierundsiebzig Jahren, Namens Jagutke, dessen faltenreiches, sonnegebräuntes Antlitz und lange silberweiße Haare ihm einen eigenthümlichen Ausdruck von Würde verliehen. Er saß mit drei andern betagten Männern an dem großen rothangestrichenen tannenen Tische unter dem Fenster, und ringsumher standen mehrere ältere und jüngere Dorfbewohner, unter denen sich auch Resenow und Seik befanden. Nachdem einer der am Tische Sitzenden auf eine höchst ergötzliche Art erzählt hatte, daß man in der Walpurgisnacht sämmtliche Hexen des Kirchspiels kennen lernen könne, wenn man sich draußen auf dem Felde neben einem Kreuzwege unter eine Egge setze, deren Zacken nach auswärts gekehrt sehen, kam man auf andere seltsame Erscheinungen zu reden, und der alte Dorfhirt, der im „Besprechen" der Krankheiten von Menschen und Thieren sehr erfahren war, ergriff das Wort und sagte mit geheimnißvoller Miene: „Die meisten Leute wissen gar nicht, was man in solchen Nächten Alles gewahr werden kann, wenn man die Sache nur recht anzufangen weiß!" „Ich habe mein Lebtage nichts Merkwürdiges in der Nacht vor dem ersten Mai zu Gesicht bekommen", meinte einer der Umstehenden. „Glaub's wohl, Warlin," versetzte der Hirt höhnisch; „Du kriechst ja immer schon um zehn Uhr Abends in die Federn! Um Mitternacht, wenn im Dorfe Alles todtenstill ist, geht das wunderbare Leben in Wald und Feld erst an. „Nun, was hast Du denn Wunderbares gesehen?" fragte der Verspottete mit gereiztem Tone. „Mehr, als Du denkst", erwiderte Jener trocken: „ich wär' aber wohl ein Narr, wenn ich Dir's verriethe." — „Es thut mir nur leid", fuhr er nach einer Pause fort, „daß ich, so alt ich bin, noch nie eine „Johannishand" habe finden können." „Was für ein Ding?" fragten mehrere Stimmen durcheinander. „Ja, wie das Ding eigentlich aussieht, kann ich selbst nicht sagen", entgegnete der

Hirt. „Mein Vater, der jenseits der Elbe als Knecht gedient, hat mir nur oft erzählt, daß in der Nacht vor Johannis zwischen Zwölf und Ein Uhr an wüsten Stellen auf der Haide oder tief im Walde neben Kreuzwegen eine ordentliche Hand aus dem Boden hervorwachse. Wer eine solche findet, muß sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit einem Messer dicht über der Erde abschneiden und mit nach Hause nehmen, da sie besser ist als eine ganze Apotheke. Wenn man einen Kranken damit bestreicht, so verschwindet seine Krankheit, wie ein Vogel davonfliegt."

(Fortsetzung folgt.)

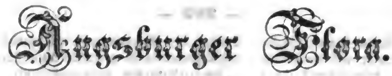
Kleinigkeiten.

Ein japanesischer Taschenspieler. Am 25. August v. J. lud Lord Elgin sämmtliche Commissäre zum Mittagsmahl ein; sie kamen eine Stunde vor der bestimmten Zeit, und brachten einen japanesischen Taschenspieler mit, um den Botschafter in Stand zu setzen, sich ein Urtheil zu bilden über die Geschicklichkeit dieser Leute in Taschenspielerkünsten. Rasch ward eine Art Theater aus einem Gemach improvisirt, dessen eine Seite sich nach dem Tempelgarten aufthat; Stühle und Bänke wurden auf dem gut erhaltenen Rasenplatz aufgestellt, und der Botschafter, die Commissäre, das Gefolge und eine große Menge Offiziere bildeten die Zuschauer. Der Taschenspieler hatte ein gentlemännliches, ehrwürdiges Aussehen, und war in weite seidene Gewänder gekleidet. Als Gehilfen hatte er einen Burschen, der unaufhörlich eine kleine Trommel rührte, und durch seine, uns natürlich unverständlichen Bemerkungen nicht wenig zur Belustigung der hinter uns sich zusammendrängenden Japanesen beitrug. Der alte Mann verrichtete einige Taschenspielerkünste, die so ziemlich denen glichen, die wir sonst schon gesehen hatten. Als er uns aber das weit berühmte Schmetterlingsstück vorführte, geriethen Alle in höchstes Erstaunen. Unser japanesischer Merlin saß mit gekreuzten Beinen ungefähr zehn Ellen vor uns auf der erhöhten Platform des Stubenbodens; hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein mit einer Abbildung des Piks von Fusihama in Blau und Weiß auf glitzerndem Grunde. Er streifte die Aermel seines Kleides auf, und zeigte ein Stück Seidenpapier, das er in seiner Hand hielt. Es hatte etwa sechs Geviertzoll, und durch eine gewandte und zarte Manipulation bildete er daraus eine sehr gute Abbildung eines Schmetterlings mit ausgespannten Flügeln, deren jeder höchstens einen Zoll breit war. Den Schmetterling in der flachen Hand haltend, um zu zeigen, was es sey, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war, einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen, ohne die Flamme zu berühren, und setzte dann, durch eine artige Bewegung dieses Fächers über dem Papier-Insect, dieses selbst in Bewegung. Ein Luftgegenzug von irgend einer Richtung her behinderte seine Anstrengungen, und machte, daß der Schmetterling sich dem Willen des Taschenspielers nicht flink genug fügen wollte, weßhalb, um diesem Uebelstand abzuhelfen, der Schrein ein wenig in Bewegung gesetzt werden mußte. Er warf sodann den Papierschmetterling in die Luft, und allmählig schien er aus der Thätigkeit seines Fächers Leben zu gewinnen — bald drehte er sich im Kreise herum und senkte sich zu dem Fächer herab, bald flatterte er langsam am Rande des letztern dahin, und erhob sich dann wieder, wie ein Schmetterling es an einem schönen Sommertag über einer Blume zu thun pflegt; dann flog er muthwillig hinweg und kehrte wieder zurück, um aufzusitzen, wobei seine Flügel in das nervöseste Zittern geriethen. Man hätte schwören mögen, man habe ein lebendiges Geschöpf vor sich. Jetzt flog er hinweg an das Licht, und dann rief der Taschenspieler ihn zurück und machte ihm plötzlich einen Genossen in der Gestalt eines andern Schmetterlings, worauf beide sich mitsammen erhoben und um den Fächer des alten Mannes ihr Spiel trieben; dann ging der eine Schmetterling zu dem andern hinüber, beide kreisten hinweg wie spielend und kehrten wieder. Eine Pflanze mit einigen Blumen stand in einem Topfe ganz in der Nähe; durch seine Bewegungen des Fächers wurden beide hübsche Geschöpfe an die Pflanze geführt und, o Entzücken! spielten um die Blätter, schlürften die Blumen, küßten einander und flogen wieder davon mit der ganzen Lebendigkeit und Anmuth wirklicher Schmetterlinge. Die Zuschauer waren im höchsten Entzücken, und Jung und Alt klatschte vor Freude rauschenden Beifall. Die Vorstellung endete, als der alte Mann sich an die Vorderseite seiner auf Armeslänge von uns entfernten Bühne begab, begleitet von seinen Schmetterlingen, die selbst in freier Luft noch ihr Spiel um den Zauberer und seinen Fächer fortsetzten. Als Taschenspielerstück war dies weitaus das schönste, woven wir je gehört, und ein Kunststück, das eine außerordentliche Uebung erfordern muß.

Klapperschlangen als Handelsartikel! Auf der canadischen Seite des Niagaraflusses wohnt ein alter Trapper, Mac Connell, der im Sommer einige Monate an jenem Flusse herumstreift, um Klapperschlangen zu tödten. Er erlegt durchschnittlich dreihundert und verkauft das Fett. Seinen Anstand nimmt er dicht an Felsen, in deren Höhlen die Schlangen sich verkriechen. Am liebsten stellt er sich hinter einen Baum und hält seinen Stab immer in Bereitschaft. Wenn die Sonne scheint, kriechen die Thiere langsam hervor, wagen sich aber nicht weit, damit sie nicht eine Beute ihrer Erzfeinde, der Schweine werden. Läßt sich eine Schlange blicken, so tritt Mac Connell vor und erschlägt sie, trifft er fehl und entwischen sie, so sucht er sie am Schwanze herauszuziehen. Wird er an der Hand gebissen, so nimmt er ein „Schlangenkraut", das er immer im Munde kauet, und legt dasselbe auf die dann ganz ungefährliche Wunde. Er ist gewöhnlich in rauhe Schaffelle gekleidet, durch welche kein Schlangenbiß dringt. Seine Beute hängt er gleich Aalen über ein Feuer, läßt das Fett herauströpfeln, zieht dieses auf Fläschchen und erhält für jede Flasche nach deutschem Gelde etwa achtzehn Thaler. Es soll ein Mittel gegen Rheumatismus und steife Glieder seyn.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.
Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.
Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.
Sonntag Nro. 71. den 4. September 1859.

Die graue Hand.

(Fortsetzung.)

Die Uebrigen starrten den Hirten erstaunt an und Mehrere schüttelten ungläubig den Kopf; der alte Jagutke aber sagte mit nachdenklicher Miene: „Daß eine Hand aus dem Grabe hervorwächst, hab' ich oft gehört; wie aber auf der Haide oder im Walde eine Hand aus der Erde hervorkommen soll, kann ich nicht begreifen. Wahrscheinlich wird's wohl irgend eine wunderbare Pflanze seyn, welche aussieht wie eine Menschenhand." Der Hirt zuckte die Achseln und erwiderte kein Wort; einer der jüngern Bauern aber wandte sich an Jagutke mit der Frage: „Ist es denn die Hand des Todten, die aus dem Grabe hervorwächst?" „Ja, so heißt es, versetzte der Greis. „Wer seine Eltern schlägt, dessen rechte Hand kann nicht im Grabe Ruhe finden — sie muß hervor an's Tageslicht, damit alle Leute seine Ruchlosigkeit erfahren." Merke Dir das!" flüsterte Seik dem neben ihm stehenden Resenow leise zu. „Wenn Du Deinen armen alten Vater so niederträchtig behandelst wie bisher, so kann's Dir auf gleiche Weise gehen!" „In dem Kirchdorfe, zu welchem mein Geburtsort gehört", fuhr Jagutke fort, „hat es sich in alten Zeiten ereignet, daß die Hand eines bösen Sohnes aus dem Grabe hervorgewachsen ist. Als ich ein kleiner Knabe war, hat mir mein Großvater die Geschichte oft erzählt und mir auch die Stelle auf dem Kirchhofe gezeigt, wo der Ruchlose begraben lag. Da wir doch einmal von dergleichen Dingen reden, so will ich sie euch erzählen." „Ja, thut es, Jagutke", sagte Seik mit bedeutsamem Tone, indem er neben ihn trat; „solche Geschichten können manchen Leuten gar nicht oft genug erzählt werden!"

„Vor mehr als hundert Jahren" — hob der Greis an — „wohnte in unserm Kirchdorfe ein wohlhabender Hufner Namens Drebbin, der die Thorheit beging, seinem hartherzigen, wilden Sohne Haus und Hof zu übergeben, ohne sich durch einen vom Amte beglaubigten schriftlichen Vertrag den ihm zukommenden Altentheil zu sichern. Asmus — das war der Name des schlechten Sohnes — behandelte seinen Vater Anfangs ganz wie sich's gebührt; da er aber seine Zeit lieber im Kruge und auf dem Tanzboden als auf dem Felde verbrachte, und alles Geld, das er verdiente, dorthin trug, so begann er den alten hinfälligen Mann, der nicht mehr arbeiten konnte, als einen unnützen Esser zu betrachten, und wenn die Zeit kam, wo er ihm die wenigen Thaler Altentheil auszahlen sollte, drehte er jeden Groschen zehnmal in der Hand herum und murmelte: „Ich könnte das Geld viel besser brauchen als der Alte, der den ganzen Tag hinter dem Ofen sitzt und schläft!" Aber bei diesem stillen Aerger blieb es nicht. Je mehr die Wirthschaft des pflichtvergessenen Menschen den Krebsgang ging, desto länger saß er im Kruge und zechte, um die Stimme seines Gewissens zu übertäuben, und als ihn sein Vater einmal mit Thränen in den Augen anflehte, von seinem wilden Lebenswandel abzulassen, schalt der Ruchlose den armen Greis einen anmaßenden Tagedieb und sagte, er werde ihm den Brodkorb höher hängen, damit ihm die Lust zu weisen Ermahnungen vergehe." Aber auch bei den Drohungen blieb es nicht. Asmus gerieth in Schulden, und da er seine Gläubiger nicht bezahlen konnte, ließen diese ihn auspfänden. Als nun der Vogt kam und Pferdegeschirre, Kessel und zinnerne Schüsseln wegtragen wollte, ging Asmus in die Kammer seines Vaters, riß dessen Betten aus der Bettlade und gab sie dem Vogt, damit dieser sie verkaufe. Der unglückliche Greis fing laut an zu weinen, hielt die Betten fest und flehte seinen Sohn an, ihm für die kurze Zeit, welche er noch zu leben habe, doch nicht die Nachtruhe zu rauben, aber der Elende stieß den Flehenden so heftig von sich, daß dieser fast niedergestürzt wäre, und rief höhnisch: „Es ist Stroh genug auf dem Boden — davon kannst Du Dir so viel holen, wie du willst!" Mit diesen Worten verließ er das Haus und ging nach dem Kruge, um seinen Aerger im Branntwein zu ersäufen. Da er kein Geld hatte, so verschrieb er dem Krüger das Gras auf einer seiner Wiesen, und dieser machte sich kein Gewissen daraus, dem Bösewicht fleißig einzuschenken. Als es Abend geworden war, stolperte Asmus berauscht heim; der Schmerz einer Wunde, welche er beim Fallen gegen einen Stein davongetragen, hatte ihn

halb rasend gemacht. Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er seinen Vater auf den Knieen liegen. „Was machst Du da?" fuhr Asmus ihn an. „Ich bitte Gott, daß er Dir Dein Unrecht vergebe und Dich zu einem bessern Menschen mache," erwiderte sein Vater. Ueber diese Antwort gerieth der Bösewicht in solche Wuth, daß er den armen Greis mit einem schrecklichen Fluche bei den Haaren packte und emporreißen wollte. Aber kaum hatte seine Hand das Haupt des Vaters berührt, als er plötzlich, wie von einem Blitzstrahle getroffen, todt niederstürzte. Alle Leute sagten, das sey ein Fingerzeig Gottes, und als der Ruchlose begraben werden sollte, wollte Niemand seinem Sarge folgen, Einige meinten sogar, man solle die heiligen Glocken nicht über dem Grabe eines solchen Menschen läuten. Um die Mittagszeit begrub man ihn; als aber die Sonne untergegangen war und der Mond hell auf den Kirchhof schien, da sah der Küster, der bei seinem Nachbar vor der Thür gesessen hatte und langsam über den Gottesacker seinem Hause zuschritt, daß aus dem Grabe des bösen Sohnes eine weißgraue Hand hervorgewachsen war, deren Finger schauerlich zum Himmel emporragten. Der Küster eilte erschrocken zum Pfarrer, erzählte diesem, was sich begeben, und ging mit ihm nach dem Kirchhof. Da die Leute die Beiden so spät mit einander der Kirche zuschreiten sahen, kamen sie von allen Seiten herbeigelaufen und folgten ihnen. Das mondbeschienene Grab mit der gen Himmel zeigenden grauen Hand bot einen schrecklichen Anblick dar, und Viele liefen schreiend davon. Auf Geheiß des Pfarrers ward ein Versuch gemacht, die Hand unter die Erde zu bringen, allein wie hoch auch Sand und Rasen aufgehäuft wurden — die entsetzliche Hand drängte sich immer wieder hervor an's Licht des Mondes. Da der Pfarrer die Hand um jeden Preis fortgeschafft haben wollte, so befahl er, sie mit Ruthen zu peitschen, in der Meinung, daß dies Mittel genügen werde, sie in's Grab hinunterzubringen. Man schlug die Hand bis das Blut über das Gras strömte, aber sie ragte nach wie vor regungslos gen Himmel. Um die Ruhestätte der Todten von dieser grauenvollen Erscheinung zu befreien, ließ der Pfarrer endlich die Hand abhauen und am folgenden Tage an einer eisernen Kette neben der Kirchthüre aufhängen. Ueber der Hand ward eine schwarze Tafel angenagelt, auf welcher die Worte geschrieben standen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden." An der eisernen Kette hat die graue Hand mehr als hundert Jahre gehangen als ein warnendes Beispiel, wie Gott das Haupt eines Vaters gegen einen ruchlosen Sohn beschirmt." Der Greis schwieg, und einige Secunden herrschte tiefe Stille im Zimmer, durch dessen offne Thür die lustigen Klänge der Musik und das Jauchzen der Tanzenden hereinschallten.

Resenow war während der Erzählung der Sage todtenbleich geworden und starrte regungslos in das tiefgefurchte, sonnengebräunte Antlitz des greisen Jagutke, gleich als ob dieser ihm noch etwas zu sagen habe.

„Manche Leute dünken sich heutzutage gar klug und meinen, Gott strafe jetzt die Frevelthaten der Menschen nicht mehr so augenfällig wie sonst," hob einer der alten neben Jagutke sitzenden Männer an, der seit zehn Jahren keinen Sonntag in der Kirche gefehlt und dessen Worte stets einen gewissen biblischen Anstrich hatten; „wer aber siebenzigmal das Korn hat wachsen und mähen sehen, der weiß doch davon zu sagen, wie Mancher seinen Lohn für seine Thaten empfangen hat." „Das mein' ich auch", sagte Jagutke. „Ich habe schon manches Beispiel erlebt, wo Gottes Hand unserm Herrn Amtmann zuvorgekommen ist." „Es sollte mich gar nicht wundern", fuhr Jener fort, nachdem ihm Seik, der hinter seinem Stuhle stand, einige Worte in's Ohr geflüstert hatte, „wenn die Hand des reichen Johann Warneik aus Volentin, der in der vorigen Woche ohne Sang und Glockenklang nach unserm Kirchhofe gebracht wurde, auch aus dem Grabe hervorwüchse; der hat seinen alten Vater bei Lebzeiten auf's Niederträchtigste behandelt." „Ja, das ist wahr", sagte ein Anderer, „und dafür hat ihn auch ein so jäher Tod ereilt. Als er Mittags vom Felde kam und sich eben an den Tisch setzen wollte, stürzte er todt nieder. Der Doctor sagte, der Schlag habe ihn gerührt; mein alter Nachbar aber meinte, es sey doch ein seltsam Ding, daß Warneik gerad' am Todestage seines Vaters vom Schlage gerührt worden sey."

Seik wollte Resenow ermahnen, das eben angeführte Beispiel zu beherzigen, als er ihn aber anblickte, erschrak er fast über das todtenbleiche Gesicht und die starr auf einen Punkt gerichteten Augen und glaubte seine Ermahnung für jetzt sparen zu können. „Hm! die Geschichte scheint ihm doch Angst gemacht zu haben", murmelte er vor sich hin; „später will ich ihn noch einmal scharf vornehmen.

Wäre Resenow minder abergläubisch gewesen, so würde der Eindruck, welchen das, was er gehört, auf ihn hervorgebracht hatte, bald wieder verschwunden seyn; allein so vermochte er seiner Angst kaum Herr zu werden. Einige Tage zuvor waren die Störche über ihm und drei Bauern aus dem benachbarten Dorfe im Kreise hin und her geflogen, und da nach wendischem Glauben einer von Denjenigen, welchen dies widerfährt, bald sterben muß, so wähnte er darin ein Anzeichen zu erblicken, daß Gott ihn für seine Härte gegen seinen Vater demnächst von der Erde abrufen werde. Auch daß sein Hund an den beiden vorhergehenden Abenden unabläßig vor der Hausthür geheult hatte, was nach wendischer Ansicht ebenfalls den baldigen Tod eines Menschen im Hause andeutet, fiel ihm jetzt mit Centnerschwere

auf's Herz. Der kalte Angstschweiß perlte ihm von der Stirn, und halb nur seiner Sinne mächtig, trat er auf die Hausflur, wo der Tanz beim Schein der flackernden Lichter auf und nieder wogte.

Um sich einige Kühlung zu verschaffen, hatten die jungen Bursche die große Bogenthür geöffnet, durch die man über das abendstille Dorf nach den fernen fichtenbewachsenen Hügeln der Haide hinüberschauen konnte, hinter denen der abnehmende Mond emporstieg. Sein klares, bleiches Licht, welches schräg durch die Thür, auf einen Theil der Flur fiel, bildete einen grellen Gegensatz zu dem trüben röthlichen Scheine der tief herabgebrannten Lichter, deren Flammen mit dem emporwirbelnden Staube und dem Tabaksqualme kämpften, der wie eine Wolke über dem bunten Gewühl schwebte. Resenow starrte lange mit regungslosem Blicke auf die fröhliche Scene vor ihm, gleich als ob er es nicht zu begreifen vermöge, wie hier solcher Jubel herrschen könne, während sein Herz so schwer beklommen war; plötzlich aber fuhr er auf und murmelte halblaut vor sich hin: „Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht auch lustig seyn und meine dummen Gedanken wegtrinken und wegtanzen kann!"

Mit diesem Entschlusse schritt er nach dem Winkel der Hausflur, wo Bier und Brunntwein geschenkt wurden, stürzte einige Gläser von dem letzteren hinunter und eilte dann nach dem Tanzplatze. „Mir einen Walzer!" schrie er den Musikanten zu, indem er ein Geldstück auf ihren Teller warf. „Aber einen recht wilden und tollen, bei dem Einem der Athem vergeht!" Da Resenow ein flinker Tänzer war, so ließen sich die Mädchen stets bereit finden, mit ihm zu tanzen. Er suchte sich eines der unermüdlichsten aus, und während er mit ihr dahin raste, feuerte er die Musikanten durch seinen Zuruf zu immer rascherem Spielen an. Nach beendigtem Tanze begann er wieder zu zechen und nach dem Zechen warf er sich wieder in das Tanzgewühl. Dieß setzte er so lange fort, bis er besinnungslos zu Boden fiel.

Sein Nachbar Seik, der seinem Treiben mit Kopfschütteln zugesehen und ihn einige Male vergebens ermahnt hatte, von dem Toben abzulassen, hob ihn auf, um ihn nach Hause zu führen. Einige Bauern wollten ihm dabei behülflich seyn, allein Seik, der ein baumstarker Mann war, erwiderte lachend: „Laßt mich nur gewähren! Wenn's darauf ankommt, schlepp' ich drei Taugenichtse von dieser Sorte nach Hause! — Wart, Du sollst Deine Strafe bekommen!" setzte er halblaut hinzu, indem er den Taumelnden, dessen Augen fest geschlossen waren, kräftig beim Kragen packte und langsam mit sich fortzog.

3.

Als Resenow einige Stunden später aus seinem Rausche erwachte, durchrieselte ihn ein eisiger Schauer. Er richtete sich halb empor und schaute mit starrem Blicke umher: — die Umgebung, in welcher er sich befand, erschien ihm so seltsam, daß er Anfangs glaubte, er träume. Er lag mitten unter den grünen Gräbern auf dem Friedhofe; zu seiner Rechten erhob sich die uralte Kirche mit ihren grauen, moosbewachsenen Mauern und ihrem schlanken, hohen Thurme; tief im Westen über den dunklen Eichen des Dorfes stand der abnehmende Mond, dessen trüber Schein unheimlich die düstre Kirche und die schwarzen und weißen Kreuze auf den Gräbern beleuchtete; weit und breit herrschte eine wahre Todtenstille. Indem er schauernd die Dinge ringsumher noch so anstarrte, ohne zu begreifen, wie er auf den Kirchhof gekommen sey, fiel sein Blick plötzlich auf eine graue Hand, die unmittelbar neben ihm aus einem Grabe hervorragte und deren zum Himmel emporgerichtete Finger schauerlich vom Monde beleuchtet wurden. Ueber der grauen Hand erhob sich ein schwarzes Todtenkreuz, auf dem mit weißen Buchstaben der Name Johan Warneik geschrieben stand. Es war das Grab des kürzlich beerdigten jungen Bauern aus Polentin, welcher seinen Vater einst so nichtswürdig behandelt hatte und an den dessen Sterbetage todt zu Boden gestürzt war.

Resenow stieß einen Schrei des Entsetzens aus, raffte sich auf und stürzte seinem Hause zu, gleich als ob ihn alle Rachegeister der Hölle verfolgten. Dort angelangt, sank er halb besinnungslos auf sein Bett und lag mehrere Stunden in einem entsetzlichen Zustande. Als er sein Bewußtseyn wiedergewonnen, stellte sich ein hitziges Fieber ein, und der von seinem Bruder aus der Stadt herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand des Kranken für sehr gefährlich. In seinen Fieberphantasien sprach er fortwährend von einer schrecklichen grauen Hand und von einem mondbeschienenen Todtenkreuz mit weißen Buchstaben und preßte seinen rechten Arm mit solcher Gewalt an seinen Körper, daß Niemand denselben von dort wegzubringen vermochte. Es war, als ob er sich einbilde, er liege im Grabe, und wolle seine rechte Hand in der Tiefe zurückhalten. Sein Vater und sein Bruder, sowie der Arzt konnten sich jene seltsamen Reden und dies krampfhafte Anpressen seines Arms nicht erklären; sein Nachbar Seik dagegen, welcher sich täglich mehrmals mit sichtlicher Angst nach dem Kranken erkundigte, wußte nur zu gut, was das zu bedeuten habe, hütete sich aber wohl, nähere Erklärungen darüber zu geben.

Länger als eine Woche schwebte Resenow in Lebensgefahr; seine kräftige Natur siegte endlich, aber es verging fast ein Monat, ehe er gänzlich wieder hergestellt war. Diese vier Wochen hatten indessen einen andern Menschen aus ihm gemacht. Als er zum Erstenmal wieder draußen auf dem Felde gewesen war und gegen Abend in das Wohnzimmer trat, wo sein alter Vater saß, ging er auf diesen zu, bat ihn mit Thränen in den Augen um Vergebung, weil er ihn früher so nichtswürdig behandelt habe, und

erklärte ihm, daß er das Gelübde gethan, Tag und Nacht zu arbeiten bis Haus und Hof schuldenfrei seyen, und seinen Fuß niemals wieder in die Schenke zu setzen. Der Greis, der sich schon im Stillen über die ungewöhnliche Sanftmuth gefreut, mit der ihn sein Sohn während der Krankheit behandelt hatte, reichte ihm gerührt die Hand und fragte zögernd, „wodurch diese guten Vorsätze in ihm erweckt worden seyen." Der Genesene und Verwandelte schwankte einige Augenblicke, ob er seinem Vater die grausige Scene auf dem Kirchhofe mittheilen solle, entschloß sich aber doch dazu, weil er hoffte, den Greis dadurch am besten überzeugen zu können, daß es ihm mit seinem Gelübde Ernst sey. So erzählte er dem Letzteren denn Alles, was ihm von den Vorfällen an jenem Abende im Gedächtniß geblieben war, und fügte hinzu, der Anblick der grauen Hand habe einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er vor Angst fast wahnsinnig geworden sey. Wie er auf den Kirchhof gekommen, wußte er sich nicht zu erklären; behauptete aber steif und fest, daß er bereits wieder völlig nüchtern gewesen sey, als er die Hand erblickt habe, und daß diese einzig und allein um seinetwillen aus dem Grabe hervorgewachsen, deßhalb auch wahrscheinlich von keinem Andern gesehen worden und gewiß längst wieder verschwunden sey. (Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

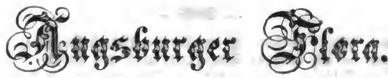
Eine romantische Heirath. Im Lager von Saint Maur erzählt Einer folgendes Geschichtchen: Der Gardelieutenant Marquis de C...., Sohn eines angesehenen Staatsbeamten, liebte ein schönes, gebildetes, auch reiches Mädchen — aber, aus bürgerlichem Stande, und wollte es heirathen; aber der Herr Papa, ein Mann der Form, will dies nicht zugeben. Vergebens fleht der Sohn, vergebens weist er den Vater auf den Reichthum hin, darauf, daß sie durch ihn in den Adelstand erhoben und ihre niedere Abkunft vergessen würde. „Wird nichts daraus! Das ist eine Mißheirath!" Die Kriegserklärung Oesterreichs an Sardinien erfolgt, die Truppen machen sich auf nach Italien. An demselben Tag, an dem das Regiment des Marquis abmarschirt, verschwindet Demoiselle Pauline D.... — so heißt die Tochter des reichen Bourgeois — aus dem Hause und aus Paris. Die Schlacht bei Magenta ist geschlagen; unter den das Schlachtfeld bedeckenden Leichen liegt ein junger Mann, bei dem nur noch das Zucken der Augenlieder einiges Leben verräth. Es ist Marquis de C.... Plötzlich springt ein Mädchen durch alle Blutlachen, über alle Todtenhügel; sie hat endlich gefunden, was sie stundenlang unter diesen Sterbenden gesucht. Als sie Lebenszeichen an dem Marquis bemerkte, stieß sie einen Schrei des Entzückens aus, goß ihm aus einer Flasche etwas Lebensessenz — sie war Marketenderin — in den Mund, wusch ihm die Stirn und flüsterte ihm entzückt zu, als er die Augen aufschlug: ich bin es, einen Augenblick und ich bin wieder hier. — Fort flog sie, wie ein Reh und kam bald mit zwei Soldaten, einer Tragbahre und einem Wundarzt, der ihren inständigsten Bitten nachgegeben, zurück. Der Wundarzt verband sogleich die tiefe Bajonettwunde, der Marquis wurde nach dem nahen Dorf gebracht und der sorgsamen Pflege des Arztes und des jungen Mädchens gelang es, ihn bald und zwar wieder vollständig herzustellen. — Morgen ist zugleich mit des Kaisers Einzug auch sein Triumphzug in die Stadt und auf meinem Schreibtisch liegt folgendes Blättchen: Marquis von D.... und Fräulein Pauline D.... haben die Ehre ihre Verlobung anzuzeigen. — Der gute Marquis, sey es, daß er es nicht erwarten konnte, sey es, daß er fürchtete, der gestrenge Herr Papa betrachte es auch als Mißheirath, seine Lebensretterin zu heirathen, — hatte sich schon in Mailand verlobt und von dort aus die Anzeige an seine Freunde gesandt.

Der Hund des Regiments. Das österreichische Infanterie-Regiment König von Hannover zählt unter seiner Musikbande auch einen Vierfüßler, ein Hund nämlich, der seit fünfzehn Jahren dem Regiment attachirt ist und auf einem eigenen kleinen Wägelchen die große Trommel zu transportiren hat. Dieses treue Thier, das die Kämpfe in Ungarn, den Marsch nach Holstein und jetzt den blutigen Krieg in Italien mitgemacht und niemals von seiner Fahne gewichen ist, gerieth bei Solferino mit seiner Trommel in Gefangenschaft und sollte mit den Gefangenen ausgelöst werden. Da er indeß, aus begreiflichen Gründen, kein Ehrenwort abgegeben hatte, der Gefangenschaft sich nicht zu entziehen, so riß es eines schönen Tages alle Banden entzwei, folgte den Spuren der zurückgegangenen Oesterreicher und gelangte nach starken Eilmärschen glücklich zu seinem Regimente zurück, mit dem er so eben als hoch in Ehren gehaltener Veteran in Innsbruck eingezogen ist.

Silber in Glocken macht, wie man bisher sehr allgemein annahm, dieselben klangreich und man sprach von dem lieblichen Tone silberner Glocken. In manchen Städten wähnt das Publikum, daß auf diesem und jenem Thurme Glocken hängen, welche ganz oder zum Theil aus Silber bestehen sollen. Ich erinnere mich z. B., daß man in Halle von solchen Glocken sprach und vielleicht noch spricht, welche in den „blauen Thürmen" der dortigen Marienkirche befindlich wären, und ein habsüchtiger, plündernslustiger Feind könnte sich leicht bewogen fühlen, dieses Silber in seine Tasche stecken zu wollen. Jetzt haben nun Versuche, welche von den Herren Mears in England angestellt worden sind, zur Genüge bewiesen, daß die Glocken, je mehr sie Silber enthalten, desto klangloser sind. So hat also die metallurgische Chemie reiche Klöster und Kirchen von dem Verdachte silberner Glocken befreit.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 72. | den 7. September 1859.

London, die Stadt der Annonce.

Es ist eine oft wiederholte Redensart, daß die Engländer das Solide lieben. Die Kehrseite dieser Solidität ist die Plumpheit. Wenn der Engländer versucht, französische Eleganz und Leichtigkeit nachzuahmen, so carrikirt er; und wenn er die Freiheit der geistigen Bewegung, durch welche die deutsche Gesellschaft sich auszeichnet, in die seinige überträgt, so wird er ein hölzerner Copist. Den Engländer, wo er in seiner eigensten, heimathlichen Sphäre ist, erkennt man an seinem unerschütterlichen Phlegma, seinem hartnäckigen Selbstbewußtseyn, und seiner abenteuerlichen Vorliebe für riesenhafte Dimensionen und grelle Farben. Selbst in jenem luftigen Reiche, welches wir Deutschen mit einem grundehrlichen Schlusse von der Wirkung auf die Ursache den „Schwindel", und die Engländer mit einem Worte, das nichts sagt, aber sehr viel bedeutet, „Humbug" nennen, verlieren die letzteren den Gesichtspunkt niemals aus den Augen; sie bleiben auch hier in ihrer Weise praktisch, und wählen so zu sagen die solidesten Mittel zum Zwecke. Nach der Natur der Sache tritt hier freilich in den meisten Fällen die unmaskirte Plumpheit in den Vordergrund, denn wie gesagt, in ihrer Vorliebe für das Ungeheuerliche, Massenhafte und Bunte sind die Engländer noch von einer kindlichen Naivität. Riesen-Versammlungen, Riesen-Concerte, Riesen-Schiffe, sind englische Haushaltsworte; was Eindruck auf sie machen soll, muß es durch die Masse thun, und nichts imponirt ihnen so sehr, als ellenhohe Schaufenster und große Aushängeschilder. Sie lassen sich täuschen wie unerfahrene Landbewohner, und sie schwören auf Alles, was gedruckt ist. Daher die beispiellose Macht, die die Presse daselbst in gutem und zuweilen in schlechtem Sinne ausübt; daher die Herrschaft der Annonce.

Wer in London, und in England überhaupt, nicht annonciren kann, der ist verloren; er geht im Strome des Tages unter, und keine Hand streckt sich aus, um ihn zu retten. Je überraschender, je abenteuerlicher und bunter die Annonce ist, desto besser das Geschäft. Dinge, über welche die Fremden lachen müssen, üben auf das Volk von England ihre Anziehungskraft. Die Londoner Annonce — denn sie gibt den Ton an, und macht ihre Erfindungen für das ganze Land — bedarf nicht immer großer Mittel. Sie weiß sich zu bescheiden, und zieht aus dem Einfachsten und Naheliegendsten ihren Nutzen.

Der arme Käsekrämer aus der Nachbarschaft von Seven Dials commandirt nicht über große Papierballen und vierfach ausgebende Schnellpressen; aber wenn du zu Hause den Penny betrachtest, den er dir auf einen Schilling zurückgegeben hat, so findest du in das schmutzige Kupferstück mit einem Nagel eingekratzt — seine Firma, den Namen seiner Straße und die Nummer seines Hauses. So macht der arme Käsekrämer aus der Nachbarschaft von Seven Dials jeden seiner Kunden zum Colporteur seines Geschäfts, und seine Firma circulirt bis an die Grenzen der Hauptstadt, und wird vielleicht in Newyork und in den Colonien des großen Oceans bekannt. Diese kleinen Leute haben die ganz besondere Neigung, ihre Firmen mit Namen zu schmücken, den größten und höchsten, die zu haben sind. Auf einer ärmlichen Kartoffelpfanne, die sich gegen Mitternacht an der Ecke von Haymarket aufstellt, und deren Inhalt einige Betrunkene sättigt, die sich hungrig vom Straßenpflaster erheben, auf dem sie bis dahin geruht haben, leuchtet in Goldbuchstaben die Inschrift: „Die königliche Kartoffelpfanne von Haymarket"; und der Schnapsladen, der sich in den spätern Nachtstunden mit dem polizeischeuen Gesindel von Windmill-Stret zu füllen pflegt, trägt das stolze Schild: „Der Ginladen der königlichen Prinzessinnen von England."

Eine Bude in Crambourne-Street, dessen harmloser Bewohner sich dem Berufe gewidmet hatte, die Schuhe derer zu flicken, die von diesem zur Wanderung durchs civilisirte Leben nothwendigen Luxus nur Ein Exemplar besaßen, und deswegen barfuß an der Thüre das Ende der Operation erwarten mußten, — nannte sich in unermeßlichen Metallbuchstaben: „Des Universums Schuh- und Stiefelflicker." Eines anderen kleinen Ladens erinnere ich mich; er nahm die Ecke eines der ungeheuren Gebäude ein, die die Seiten von Holborn-Hill bedecken. Auf der Spitze dieses himmelhohen Hauses thronte ein Riesenschirm mit der Umschrift, (die man freilich nur durch ein gutes Fernrohr lesen konnte!): „Der Regenschirm der Königin

von England." Kam man näher, so schwand die ganze königliche Herrlichkeit in ein dunkles Lädchen zusammen, dessen Besitzer Schirme reparirte und Stöcke ausbesserte. Aber ein großes Schild hing über der Thür, und zwei Proclamationen bedeckten den Raum neben derselben. Auf dem Schilde las man: „Asyl für invalide Regenschirme", und die beiden Proclamationen enthielten eine Ansprache an die Besitzer „derjenigen Schirme, denen im Kampf mit Regen und Wind ein Leides geschehen", sowie die Reglements, unter welchen „Patienten" angenommen und für geheilt entlassen werden. „Eine gebrochene Rippe einsetzen" kostete so und so viel; „den Kopf zurechtrücken" oder „ein verrenktes Bein curiren", so und so viel. Auch das „Kleid" konnte geflickt werden, kurz, es fehlte nichts, um leidende Schirme aufs neue zu jenem oben erwähnten Kampf gegen die Stürme des Lebens geschickt zu machen.

Außer dem Humor spielt jedoch auch die Poesie ihre Rolle in der Annonce von London. Am imposantesten entwickelt sich diese letztere im Bunde mit einigen anderen schönen Künsten an der Ecke von Holborn- und Southampton-Square in dem großen Möbelmagazin. Die Specialität desselben sind Kinderstühle, welche mit einem Mechanismus versehen sind, der das darin sitzende Kind in eine auf- und niedergehende, ihrer einschläfernden Wirkung nach dem Schaukeln oder Wiegen ähnliche Bewegung versetzen soll. Um die Vortrefflichkeit dieser neuen Erfindung in ihr rechtes Licht zu setzen, sind nun alle Mittel des Gewerbes, der Kunst und Wissenschaft aufgeboten worden.

Zuerst sah ich vier Schaufenster, in Höhe und Breite kleinen Salons gleich, ganz voll mit diesen Stühlen, in welchen angezogene Wachspuppen sitzen, die, vom Mechanismus getrieben, ewig auf und ab gehen — man glaubte ein kleines Königreich voll schwindligen Kindern vor sich zu sehen. Alsdann hängen große, schönverzierte Schilder von seidenen Schnüren über den Häuptern der kindlichen Bewegung mit folgenden Worten: „Das große Wunder des Zeitalters! Der magische Sitzapparat, der sich selbst bewegt und in den sanftesten Schlummer das unruhigste Kind lullt! Der neue Patent-Kinderstuhl, in welchem der Säugling sich selber wartet, beschäftigt (?), amüsirt und wiegt, und Alles in demselben Moment." Alsdann führt der Blick auf zwei große Gemälde. Das erste derselben besteht aus einer Großmutter, die sich die Haare rauft, aus einer Mutter, die in Krämpfen liegt, und einer Magd, die sich mit einem schreienden Balg auf der Erde herumzerrt. Das Gemälde trägt die Unterschrift: „Ein unglückliches Haus." Das Gegenstück besteht aus einer lächelnden Dame, die in einem Polstersessel ruht, einem elegant gekleideten Töchterchen, und einem Jüngling im ersten Stadium der werdenden Menschheit, der sich vergnügt in einem prächtigen Patent-Kinderstuhle wiegt, mit der Unterschrift: „Ein glückliches Haus."

Tritt man nun in den Laden selbst hinein, so ist das Erste, was man sieht, einer von diesen hochgerühmten Stühlen, in welchem diesmal aber ein wirkliches, schön frisirtes Kind sitzt, und dieses Kind empfängt die Fremden mit einer wahren Fluth von Papier und Blättern, die es über die Nichtsahnenden ausstreut: es sind die „Urtheile der Presse", die Zeichnungen der verschiedenen Muster, die Preiscourante, und ein Gedicht, in welchem der neue Patent-Kinderstuhl „für die Million" folgendermaßen besungen wird:

Nun, was kann schlimmer seyn
Außer dem Haus oder darein (!)
Als ein Kind, das mit seinem Geschrei uns quält?
Das die Wärterin prügelt und schlägt,
Mit der Mutter sich nicht verträgt,
Alles, weils an einem Patent-Kinderstuhle fehlt?
Dieser hält ruhig das Kind,
Macht es gesund und wohlgesinnt
Und erzieht es besser als eine Schule;
Wenn ihr mir nicht glaubet, so geht
An die Ecke von Holborn und seht
Die zauberische Wirkung von dem neuen Patent-Kinderstuhle!

Man wird diese Verse nicht gerade für die besten ihrer Art halten, aber sie thun ihre Schuldigkeit und erleben zahllose Auflagen. Doch hat die Londoner Annonce auch ihre classischen Stunden. So vertheilt ein Barbier von Marylebone-Street, der seine Kunden ohne Messer und Seife mit einer von ihm so genannten Composition: „Curesis", glättet, eine dramatische Dichtung auf gelbem Papier, „des Barbiers Selbstgespräch" betitelt, die mit folgenden Worten beginnt:

Rasiren oder nicht — das ist die Frage!
Ob's edler ist an seinem Kinn zu leiden,
Täglich auf's Neu die Qual von Seif' und Wasser,
Oder mit Curesis die Last, die sich auf uns
Vererbte, zu beend'gen? . . .

Wie gesagt, die Annonce in London ruft alle freien Künste in Parade. Sogar da, wo nach continentalen Begriffen Alles aufhört, beim Tode noch entwickelt sie ihre kühnsten Gedanken. Mehr als ein Särgemagazin habe ich mit Aushängschildern geschmückt gesehen, auf welchen der ganze Proceß vom Todtenbett bis zur Grablegung, wobei der Leichenzug namentlich prächtig ausgestattet zu werden pflegt, dargestellt ist. In den Schaufenstern eines Trauermagazins, nahe bei Smithfield, sah ich alle Arten von Särgen auf eine große Leinwand gemalt, den einen mit der Umschrift: „Eines Edelmanns Sarg", einen andern: „Dauerhafter, fester und preiswürdiger Sarg für Jedermann." Ein Sarg, ohne besonderen Standesunterschied, war bezeichnet als „ein niedlicher Sarg." (Schluß folgt.)

Die graue Hand.

(Schluß.)

Obschon der Greis gleich allen seinen Stammgenossen dem Aberglauben huldigte, so wollte es ihm doch scheinen, als ob sein Sohn an jenem Abende nur halb bei Sinnen gewesen, oder daß ihm im Rausche von der schrecklichen Hand geträumt habe, hütete sich aber wohl, ihm seine Einbildung auszureden, da er von dieser seltsamen Begebenheit wenigstens einige ersprießliche Folgen für seinen Sohn und sich selber hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Es ward ihm von Stund an von seinem Sohne die liebevollste Behandlung zu Theil, und alle Leute im Dorfe staunten darüber, daß der wilde Resenow plötzlich sein wüstes Leben aufgegeben habe und vom frühen Morgen bis tief in die Nacht arbeite. Am meisten aber freute sich Seik über seines Nachbars Umwandlung; während er früher fast nur gekommen war, um diesem Vorwürfe zu machen oder an seine Schuld zu mahnen, erschien er jetzt manchen Abend, um ihm Lobsprüche zu ertheilen und mit ihm zu plaudern.

Als Seik eines Abends wieder in das Wohnzimmer Resenow's trat, fand er nur dessen Vater zu Hause, der ihm sagte, daß sein Sohn nach der Stadt gefahren sey. „Auf eine solche Gelegenheit hab' ich schon lange gewartet!" rief Seik lachend, „da ich euch gern erzählen möchte, welche Bewandtniß es mit der grauen Hand hat, die euer Christoph gesehen und die ihm so unverhoffter Weise einen bessern Weg gezeigt hat. Der Greis blickte seinen jungen Nachbar erstaunt und fragend an; dieser aber fuhr aber fröhlich fort: „Ich weiß nicht, ob euch Christoph erzählt hat, daß an dem Abende, wo Drewitz seine „Namen-Tonne" zum Besten gab, von allerlei seltsamen Dingen gesprochen ward, und daß der alte Jagutke eine Sage von einem ruchlosen Sohne erzählte, dessen Hand aus dem Grabe hervorgewachsen war. Da Christoph dabei stand und mit Angst zuhörte, so flüsterte ich dem alten Borrin zu, er möge einige harte Worte über den kürzlich verstorbenen Warneik aus Poientin sagen, der seinen Vater ja auch so lange mißhandelt hat, weil ich dachte, das könne dazu dienen, eurem Christoph das Gewissen zu schärfen. Es sollte aber noch besser kommen. Euer Christoph wollte seine Angst wegtrinken und wegtanzen, und zechte und raste dermaßen, daß er nach ein paar Stunden besinnungslos niederstürzte. Da fuhr mir ein guter Gedanke durch den Kopf. Ich packte den Berauschten, schleppte ihn nach dem Kirchhofe und legte ihn dicht neben das Grab Warneiks nieder. Dann stieg ich rasch durch ein fast immer offen stehendes Fenster in die Kirche, holte den abgebrochenen Arm von einer der hölzernen Figuren, welche unter der Kanzel angebracht sind, und steckte ihn in das Grab Warneiks, so daß nur die Hand aus dem hohen Grase hervorragte. Da ich Christoph's starken Aberglauben kannte, so rechnete ich sicher darauf, daß er beim Anblick der grauen Hand einen furchtbaren Schrecken bekommen und sich vielleicht von Grund aus bessern werde. Um dieses Zweckes willen glaubte ich ein paar Stunden nicht achten zu müssen, setzte mich hinter einen großen Leichenstein in der Nähe von Warneiks Grabe und wartete ruhig, bis Christoph erwachte. Sein Schreck war größer, als ich gedacht hatte. Mit einem gellenden Angstschrei stürzte er fort, ich brachte die Hand wieder in die Kirche und ging nach Hause. Als ich aber am andern Tage hörte, daß er von einem hitzigen Fieber befallen sey, ward es mir himmelangst, und ich bereute schon, so keck gehandelt zu haben. Jetzt aber, nachdem mein Streich solche gute Früchte getragen hat, bin ich von Herzen froh und wünsche nichts mehr, als daß euer Christoph aus dem Grunde curirt seyn möge. Daß ihr ihm niemals etwas von meinem pfiffigen Stücklein sagen dürft, versteht sich von selbst — er möchte sonst wieder auf andre Gedanken kommen." Der Greis versprach dies lächelnd, meinte aber, er befürchte nicht, daß sein Sohn wieder das frühere wüste Leben beginnen werde, dazu sey sein Wille zu fest.

Im nächsten Frühling ward eine fröhliche Hochzeit im Hause des Halbhufners Resenow gefeiert, welches nebst Hof und Garten nunmehr wieder so stattlich und sauber aussah wie an dem Tage, wo es vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Da Resenow während der „Probezeit", welche Seik gefordert, das Muster eines guten Sohnes und Hauswirthes gewesen war, so hatte der letzte ohne Bedenken darein gewilligt, daß seine Schwester den Bekehrten und Verwandelten heirathe.

Als nun der Tanz nach dem feierlichen Hochzeitsmahle seinen Anfang genommen hatte, und Braut und Bräutigam nach alter Sitte mit verschiedenen Pausen eine volle Stunde ganz allein in dem Kreise tanzen mußten, welchen die Brautjungfern, mit Blumenguirlanden umwundene Lichter in der Hand tragend, auf dem bretternen Tanzboden um das junge Paar schloßen, sagte Seik scherzhaft drohend in einer der Pausen zu dem fröhlichen Bräutigam, indem er ihm und der Braut pflichtmäßig Wein und Kuchen präsentirte: „Wenn Du meiner Schwester nicht begegnest, wie Du es versprochen hast, so komm' ich mit meinem Knecht, binde Dich mit drei Stricken und werfe Dich in das finsterste Loch Deines Hauses, aus dem wir Dich nicht eher wieder herauslassen, als bis Du mürbe geworden bist und Besserung gelobst!" „Das magst Du thun", erwiderte Resenow ruhig lächelnd; „ich will Dir sogar die Stricke liefern um mich zu binden!"

Wäre noch irgend etwas von Resenow's alten Untugenden zurückgeblieben, so würde dieser Rest durch die Hausfrau, die eben so klug als energisch

war, beseitigt worden seyn. Nach ihrem Einzuge in's Haus gestaltete sich das Leben darin so fröhlich, einträchtig und herzlich, daß es schier den Neid der übrigen Dorfbewohner hätte erregen können. Am glücklichsten war der Vater Resenow's, und oftmals dankte er seinem jungen Nachbar mit Freudenthränen in den Augen, weil er ihm ein goldenes Alter verschafft und das öde, traurige Haus in eine Stätte der Freude verwandelt hatte.

Kleinigkeiten.

Armstrong's Kanonen. Die Fabrik dieser Kanonen in der Elswick'schen Maschinenbauanstalt zu Newcastle-upon-Tyne ist beinahe vollendet und wird bald in vollem Betriebe seyn. Sie besteht aus fünf verschiedenen Gebäuden oder „Shops", wie sie technisch genannt werden, und von ihnen ist eines, und zwar das größte, bereits fertig und die anderen vier werden es sehr bald seyn. Der erste Shop ward im Juli vergangenen Jahres begonnen und ist für Grobschmiedarbeit bestimmt und wird mit großen Schmelzöfen und Hammerwerken versehen werden, welche das zu dem Körper der Kanone erforderliche Metall bearbeiten sollen. Der ungeheure Umfang jener Maschinerien läßt sich danach bemessen, daß einer von den Amboßblöcken, welche neuerdings für diese Werkstätte gegossen wurden, nicht weniger als 21½ Tons wiegt. In zweien der vier kleineren Shops sollen die mit dem mechanischen Theile der Kanone zusammenhängenden Stücke verfertigt, im dritten Bomben gegossen und im vierten und letzten die Kanone zum Dienste fertig gemacht werden. Sobald der ganze Organismus dieser Fabrik in Thätigkeit seyn wird, sollen jede Woche vier Kanonen von verschiedenen Größen angefertigt werden. In Bezug auf die Arbeiter soll die größte Strenge herrschen; einem jeden wird sein Platz angewiesen werden, über welchen hinaus er sich unter keiner Bedingung begeben darf. Uebrigens soll es, wie das Court Journal meldet, Absicht der brittischen Regierung seyn, die Armstrongkanone auch für den Seedienst so bald als möglich in Anwendung zu bringen.

Ein feiner Waggon. In Paris macht der Waggon Aufsehen, in welchem der Prinz Napoleon, ohne den Wagen zu wechseln, von Genf nach Paris gefahren ist. Derselbe gehört zu dem Material der schweizerischen Westbahn und ist in der möglichst bequemsten Weise für das erste Bedürfniß des Touristen eingerichtet, nämlich die Gegend gut zu sehen. Der Waggon heißt Break (der englische Ausdruck für die mit einem hohen Bock versehen Abrichtewägen) und besteht aus einem Salon und einer äußern Galerie. Der Salon ist mit Divanen möblirt, die nöthigen Falls als Betten dienen können. Zehn Personen haben darin bequem Raum. Die äußere Galerie ist bedeckt, gewährt ebenfalls Platz für zehn Personen und steht durch eine Glasthür mit dem Salon in Verbindung. Der „Break" wird gewöhnlich an das Ende des Zuges gehängt, so daß man, zumal von der Galerie aus, die ganze Gegend hinter sich wie mit einem Blicke umfaßt.

Der Platt'sche Pflug. Platt in New-York hat einen Pflug erfunden, der die Aufgabe lösen soll, in einem Gange den Boden zu wenden und die Scholle zu zerkleinern. Die Haupteigenthümlichkeit dieses Pfluges besteht darin, daß an Stelle der Pflugschaar schraubenförmige Klingen wirken, die an einem Schafte in Form einer mehrgängigen Schraube angesetzt sind. Durch den Gang des Pfluges erhält die schraubenförmige Schaar laufende Bewegung und das Instrument wirkt sonach auf das Erdreich bohrend, wendend und zerkleinernd. Platt ist der Meinung, daß sein Instrument hauptsächlich als Untergrundpflug vorzügliche Dienste leisten werde, da es nicht wie gewöhnlich die Bodenschicht blos wendet und über die obere legt, sondern gleichzeitig wendet, zerkleinert und durcheinander bringt.

Abschied wegen einer Lüge. Viele Journale brachten in letzterer Zeit einige kleine Auszüge aus Beethovens Tagebuche, woraus zu ersehen, „daß er in einem Monat mehrmals mit Haushälterin, Aufwärterin und Küchenmagd gewechselt." Wir sind im Stande, dazu eine kleine Notiz zu geben, die wir aus dem Munde des zu Leipzig verstorbenen Hofrath Rochlitz gehört. Als sich solcher zu Wien befand und mehrere Tage auch mit Beethoven verkehrte, fragte eine Dame selbigen: warum er so plötzlich die Haushälterin verabschiedet, die sie ihm empfohlen? — Ja, entgegnete Beethoven, sie hat eine Unwahrheit gesprochen. Es geschah aus Gutmüthigkeit, um mich zu schonen, sagt man mir; aber, wer eine Lüge sagt, ist nicht reines Herzens und eine solche Person kann auch keine reine Suppe kochen.

Wein der Wälder. In den Fichtenwäldern, die den ganzen Norden Europa's erfüllen, liegt eine Kraft und ein Schatz, der lange verkannt wurde. Aber so wie man die Fichtennadeln seit ungefähr 10 Jahren mit Erfolg zu sogenannter Waldwolle, zu Waldwollenöl und zu stärkenden Bädern benützt hat, wurde neuerlich aus den Frühlings-Sprossen auch ein Wein bereitet, der, wenn auch nicht den Geschmack des Johannisbergers, doch ausgezeichnete magenstärkende, belebende Kräfte hat und sich daher bald Anerkennung verschaffen wird. Die im Thüringer Walde errichtete Weinfabrik von Zöllner und Leuchs in Sonneberg liefert denselben in drei Sorten: gewöhnlichen Waldwein, konzentrirten und Extrakt.

Der deutsche Spatz. Die europäischen Gutsbesitzer und Bauern wird es interessiren, zu erfahren, daß der vielgeschmähte, allenthalben verfolgte, mit Vogelscheuchen und Vogeldunst bis auf den Tod gehetzte Sperling in Australien ein gefragter Artikel geworden ist, und daß an Bord des „Swordfish" vor Kurzem deren 300 nach Neu-Seeland befördert worden sind. Die Raupen hatten dort auf den Feldern gar zu arg gehaust, und da will man versuchen, den Spatz zu akklimatisiren. Seine Intervention wird hoffentlich von Nutzen seyn und mit anderen Interventionen wahrscheinlich das Eine gemein haben, daß sie eine bleibende wird.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 73.** den 11. September 1859.

Börne's Jugendliebe.

Von Max Ring.

Mit einem offenen Briefe in der Hand trat der praktische Arzt Marcus Herz in das Zimmer seiner Frau, welche wegen ihrer auffallenden Schönheit in Berlin bekannt war und allgemein gefeiert wurde. Auch in diesem Augenblicke, wo sie bereits ihr dreißigstes Jahr überschritten, gehörte sie noch zu den reizendsten Erscheinungen der Residenz. Die Zeit schien spurlos an ihr vergangen zu seyn, und wenn man ihren schlanken, elastischen Wuchs, diese classischen Formen, die rosig angehauchten Wangen, das üppig dunkle Haar und besonders die hell wie Sterne leuchtenden Augen sah, so war man versucht, sie für weit jünger zu halten, als sie in der Wirklichkeit war. Trotz der Gewohnheit des Anblicks konnte der weit ältere Gatte sich dem überwältigenden Eindrucke dieser unvergänglichen Schönheit nicht entziehen, seine geistreichen, aber nichts weniger als schönen Züge belebten sich und über die gefurchte Denkerstirn glitt ein Strahl der Freude, welche jedes vollendete Werk der Kunst oder Natur in uns hervorzurufen pflegt. Wie gebannt blieb Herz in der geöffneten Thüre stehen, um sie nicht zu stören. Sie las und schien ganz versenkt in das Buch, welches sie in ihren Händen hielt. Es war dies „Werther's Leiden", das Evangelium der empfindsamen Herzen in jener Zeit. Ein Seufzer entrang sich der Brust der schönen Frau und in ihren strahlenden Augen schimmerte eine schnell wieder unterdrückte Thräne. Wer hätte sagen können, ob diese Zeichen der Trauer dem Helden des berühmten Romans oder ihrem eigenen Schicksale galten?

Henriette war die Tochter des jüdischen Arztes de Lemos und als ein Kind von zwölf Jahren nach der damaligen Sitte ihres Volkes mit dem fast dreifach so alten Doctor Herz verlobt. Ein Kind an Geist und Bildung, aber bereits in frühreifer Entwickelung des Körpers eine Jungfrau, reizend durch Schönheit und angeborene Anmuth kannte sie keinen anderen Willen, als den ihrer Eltern, die in patriarchalischer Weise über die Hand der unmündigen Tochter verfügten. Ihr genügte der Gedanke, daß sie jetzt geputzt an dem Arme ihres Bräutigams spazieren gehen und nicht mehr so früh aufzustehen genöthigt seyn würde, um sie mit dieser Verbindung auszusöhnen. Sie hätte um diesen Preis den ältesten und auch häßlichsten Mann unter ihren Glaubensgenossen auf den Wunsch ihres Vaters geheirathet, wenn sie dadurch nur die Erlaubniß erkaufte, sich von einem Friseur ihr volles Haar ordnen zu lassen und ein neues, nach der letzten Mode gearbeitetes Kleid zu tragen; denn Henriette war, wie alle Töchter Eva's, ein wenig eitel auf ihr hübsches Gesichtchen, dem nicht blos der Spiegel täglich Schmeicheleien sagte. Für ihren Verlobten empfand sie anfänglich weit mehr Respect, als Liebe; er galt für einen sehr gebildeten und sehr gelehrten Arzt, der sich bereits einer einträglichen Praxis zu erfreuen hatte. Wenn er mit seinen Krankenbesuchen fertig war, kam er jeden Abend in das Haus seiner Verlobten. Nie erschien er, ohne Henrietten ein interessantes Buch mitzubringen; er hatte dabei die Absicht, sich an ihr eine gebildete und für seine Stellung passende Frau zu erziehen. Dies gelang ihm auch ganz nach seinem Wunsche, da das junge Mädchen eben so geistreich und lernbegierig, als schön und liebenswürdig war. Sie machte die wunderbarsten Fortschritte, und der Lehrer durfte stolz auf seine talentvolle Schülerin seyn.

Endlich, nach dreijährigem Unterricht, führte Herz seine Braut als Gattin heim; erst unter dem Trauhimmel und beim Wechseln der Ringe fühlte Henriette das ganze Gewicht des bedeutungsvollen Schrittes. Sie war die Frau eines weit älteren Mannes, den sie nur — achtete. — Aus der Beschränkung des älterlichen Hauses trat sie jetzt in eine ihr unbekannte und gefahrvolle Welt. Das Haus ihres Gatten wurde bald der Sammelplatz vieler geistreichen Männer, mit denen Herz durch ein gleiches Streben schon früher verbunden war. Berliner Notabilitäten, wie der Odendichter Rammler, der Professor Engel, der geniale Moritz, gehörten zu den Freunden des Hauses. Von dem Geiste des kenntnißreichen Arztes und der Schönheit seiner Frau angezogen, erweiterte sich dieser Kreis durch die Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, den verführerischen Gentz, den ritterlichen Grafen Dohna-Schlobitten, Friedrich Schlegel, den schon damals

berühmten Schleiermacher und den liebenswürdigen Karl Laroche, den Sohn der bekannten Schriftstellerin, ein Apoll an jugendlicher Anmuth. — Es konnte nicht fehlen, daß diese meist jüngeren Männer nicht ungestraft sich der reizenden Herrin näherten; so Mancher von ihnen wurde von einer tieferen Leidenschaft ergriffen, unfähig, seine Flammen zu verbergen. Henriette war an derartige Huldigungen schon gewöhnt, und vielleicht schützte sie gerade das Bewußtseyn ihrer siegreichen Persönlichkeit vor den vielfachen Versuchungen, denen sie ausgesetzt war. Einen besseren Anhalt fand sie jedoch in der patriarchalischen Sitte ihres Volkes, bei dem derartige Verirrungen der ehelichen Treue zu den Seltenheiten gehören, in der Achtung vor sich selbst und in dem rücksichtslosen Vertrauen ihres Gatten, der ihr in jeder Beziehung die vollste Freiheit gestattete.

Einen Ersatz für die Liebe, welche sie nur dadurch kennen lernte, daß sie anderen diese Leidenschaft einflößte, bot ihr die Freundschaft mit den edelsten Geistern. Vor Allem knüpfte sie mit dem berühmten Schleiermacher einen Seelenbund, der erst mit seinem Tode endete und unter allen Verhältnissen sich ungetrübt erhielt, als ein Beweis, daß auch zwischen Mann und Weib diese reinste aller Verbindungen bestehen kann, ohne die Grenzen der geschlechtlichen Sphäre zu berühren. — Aber die Bestimmung der Frauen und ihr eigentlicher Lebensberuf wurzelt in der Liebe zu dem Manne ihrer Wahl und zu ihren Kindern; kein anderes, noch so geistiges Verhältniß liefert ihnen einen Ersatz für dies wahre Glück. Henriette mußte Beides entbehren; der Himmel hatte ihr die Mutterfreuden versagt, und wenn sie auch ihrem Manne mit aufrichtiger Neigung zugethan war, seinen edlen Sinn und seine hohe Bildung achtete, so konnte ihr dieses einseitige Gefühl nicht genügen. Der Abstand der Jahre und die Verschiedenheit der Lebensanschauung mußten sich mit der Zeit immer mehr geltend machen. Herz gehörte vermöge seines Standes und seiner ganzen Erziehung jener älteren aufgeklärten Richtung an, welche in Lessing ihren großen Vertreter fand. Klar in Worten und Gedanken, Feind jeder Ueberschwenglichkeit und Schwärmerei der Sturm- und Drangperiode, wie der schon hier und da auftauchenden Romantik, geißelte er mit scharfem Spott und sarkastischer Schärfe diese neueren Erscheinungen, für die Henriette sich um so lebhafter erklärte, je verwandter sie sich ihnen im Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht fühlte.

Einer solchen Empfindung galt daher wahrscheinlich der Seufzer, mit dem sie jetzt „Werther's Leiden" aus der Hand legte, als sie Herz, noch immer an der Thür stehend, bemerkte.

„Warum kommst Du nicht näher?" fragte sie im ruhigen Tone.

„Ich wollte Dich nicht stören Du warst vertieft."

„Ich habe wieder einmal den „Werther" gelesen."

„Auch ein Buch, für das ich kein Verständniß habe. Der schwächliche Charakter ist mir in der Seele zuwider. Ich stimme ganz Lessing bei, daß kein Grieche oder Römer sich aus so erbärmlichen Gründen das Leben genommen hätte."

„Die Griechen kannten keine Liebe im Sinne unserer Zeit. — Doch wir wollen nicht wieder den alten Streit anfangen. Was bringst Du mir?"

„Einen Brief aus Frankfurt. — Lies und sage mir, wie Du über den Vorschlag denkst. — Mir scheint die Sache annehmbar, aber Dir gebührt um so mehr die Entscheidung, da die ganze Angelegenheit zu dem Ressort der Hausfrau gehört."

(Fortsetzung folgt.)

London, die Stadt der Annonce.

(Schluß.)

Die größte Schwierigkeit der Londoner Annonce ist die locale, da es nirgends einen Ort gibt, woselbst sie sich ansiedeln darf. Vielmehr starren von jeder Hauswand oder Mauer, deren breite leere Seite besonders einladend aussieht, die Worte: „stick no bills", was ein deutscher Landsmann für ein Verbot gegen Mord und Todtschlag hielt, indem er „Stich keine Wilhelme" übersetzte, was aber nichts weiter heißen soll, als; „Hier dürfen keine Zettel angeklebt werden." Auf diese Weise ist denn die Annonce gezwungen, zu den verschiedensten Mitteln der Verbreitung zu greifen. Die älteste und einfachste ist die, an den frequentesten Straßenecken Menschen aufzustellen, die sie den Vorübergehenden einhändigen. Allein die Meisten sind zu bequem oder zu eilig, um sie anzunehmen; und auf diese Weise kommen von hundert immer neunundneunzig in die Hände von Lehrjungen, Vagabunden, und Kindern unter zehn Jahren, die das Lesen daran lernen. Da aber die Londoner Annonce höhere Zwecke verfolgt, als unentgeltlichen Volksunterricht zu besorgen, so hat sie auf andere Mittel und Wege gedacht. Wer reich genug ist, um solchen Raum bezahlen zu können, der miethet sich eine Brandmauer, die er mit ungeheuren Placaten, auf denen jeder Buchstabe zweimal so lang ist als Murphy, der Riese, beklebt, oder weit sichtbare Häusergiebel, die er mit sturm- und wetterfesten Buchstaben bemalt.

So leuchten von einem der kirchthurmähnlichen Giebel der ewig menschenumwogten Häuser von Ludgate-Hill die Worte: „Mademoiselle Tietjens, die berühmteste Sängerin ihres Jahrhunderts", und in kleineren Worten darunter macht der Director der italienischen Oper bekannt, daß sie in seinem Etablissement singen werde. Dann sieht man wieder

Häuser, deren Bewohner die ganze Façade derselben mit einer Annonce bedeckt haben. So ein Daguerreotypist der oberen Oxford-Street, dessen Hausfront aus der Ferne wie eine riesige Eins aussieht, und auf der man beim Näherteten liest: „Die besten und größten Daguereotypen in der ganzen Welt für einen Schilling."

Aber nicht alle Gewerbtreibenden in London haben eigene Häuser, um ihre Annoncen darauf zu malen, nicht alle so viel Geld oder so hohe Leitern, um sie an fremde Giebelseiten heften zu lassen. Da gibt es denn nun andere Auskunftsmittel. Zunächst die Omnibuswände; aber auch dieser haben sich bereits Mose's Hosen und der Capwein eines Citykrämers monopolisch bemächtigt; in welchen der tausend Omnibusse, die Londons Straßen durchrollen, man auch steigen mag, überall dies elegant gespreizte Hosenbein, überall die schlechte Copie der Hasenclever'schen Weinprobe, wo der ehrliche deutsche Pfarrer vom rechten Ufer des Rheins seinen Nachbar, den Rheinweinbauer, fragt: „Was? Echter Südafrikaner? Wo kaufen Sie diesen köstlichen Capwein?" ... Die Hosen und der Capwein haben alle Uebrigen aus den Londoner Omnibussen verdrängt, und jene müssen sich auf andere Weise ins Leben mischen. Da ist nun ein Hauptmittel, Männer auszusenden, die vorn und hinten große Holztafeln tragen, auf welchen die Annonce gleichsam auf eigenen Füßen durch die Welt wandelt. Mir sind ganze Armeen solcher Annoncen mit Hand und Fuß begegnet, wenn sie um die fashionable Mittagszeit Regentstreet und Oxfordstreet auf- und abspazierten. Von den Menschen war nichts sichtbar, als der Hut; sonst sehen sie aus wie Schildkröten mit bunten Schalen, die auf den Hinterbeinen gehen. Auch Männer, die bei hellem Sonnenschein mit ungeheuren buntfarbigen Regenschirmen in den volkreichsten Theilen der Stadt spazieren gingen, sah ich. Nicht Vergnügungslust hatte sie zum Promeniren veranlaßt; die Schirme, die sie trugen, waren — mit Annoncen bedeckt!

Da man aber alle diese Annoncen nur bei Tag lesen kann, so mußte, da es in London zur Herbst- und Winterszeit früh dunkel wird, und manche von den Londoner ehrbaren Geschäften nur im Dunkeln floriren, auch hier auf Abhilfe gesonnen werden. Man griff zu den erleuchteten Annoncen. Am harmlosesten trieb es Herr Ollendorf, der große Sprachenkünstler, der sein Quartier in Oxfordstreet aufgeschlagen hat. Es ist zwar keineswegs der ächte und veritable Ollendorf, aus dessen Grammatiken man die jedesmalige Sprache „in 24 Stunden richtig lesen, sprechen und schreiben" lernt; aber er hat sich seinen Namen auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise angeeignet, und läßt nun Abend für Abend eine rothe Laterne über seiner Hausthüre anzünden, mit den schwarzen Worten: „Mr. Ollendorf. Englisch, französisch, spanisch, italienisch, deutsch und alle Sprachen der Welt." Da aber nun, wo in den verrufenen Spelunken des Leicester-Squares und mittleren Strandes nächtliche Orgien mit Ale, Porter, Grog und den Frauenzimmern gefeiert werden, die zuvor in den sogenannten „poses plastiques" ihren Körperbau dem prüfenden Blick der Versammlung zur Schau gestellt haben: da wandeln dunkle Gestalten durch den Nebel der Londoner Nacht, und sie tragen leuchtende Hüte, welche dem in einiger Entfernung Vorübergehenden oft wie Irrwische auf und nieder zu tanzen scheinen. Nähert er sich nun dem Irrwisch und entflieht ihm dieser nicht, so erblickt er auf dem leuchtenden Hut die Worte: „Eben geöffnet. Eintritt frei", und der Mann mit dem leuchtenden Kopf händigt ihm einen Zettel ein, den er bei dem Schein desselben lesen kann. Und er liest: „Taverne zur Kohlen-Höhle. Lebende Bilder! Gesang und Tanz!" — oder: „Ciderkeller. Richter und Jury, komische Proceß-Verhandlungen" ..... und tritt er nun ein, so ist er auf einmal in einem Reiche, wo die Annonce aufhört und unter dem Schleier der geräuschlosen, anonymen Nacht plötzlich eine Sorte von Gemüthlichkeit beginnt, deren Schilderung unsere Feder zu unternehmen nicht wagt! Es gibt Dinge, über welche sogar die Londoner Annonce schweigen muß!

Eine Feier im germanischen Museum zu Nürnberg.

Am Abend des 18. August fand in den Räumen der Karthause, dem Sitze des germanischen Museums, eine seltene Festlichkeit statt. Wilhelm von Kaulbach aus München hatte nämlich, ein früher gegebenes Versprechen lösend, in den letzten Wochen ein großes Wandgemälde, den Besuch Kaisers Otto III. in der Kaisergruft zu Aachen, in der zur deutschen Kunsthalle umgeschaffenen schönen und großen Kirche der Karthause ausgeführt und dem germanischen Museum als Nationalanstalt gestiftet. Zugleich mit dem Bilde war die Restauration der Kirche vollendet worden, und so wurde nun die Einweihung derselben als Kunsthalle des Museums (sie ist vorzugsweise zur Aufnahme größerer Kunstdenkmäler und Abgüsse bestimmt) mit dem Feste der Enthüllung des Gemäldes an einem Tage gefeiert. Die Festversammlung füllte vollständig die weite Halle, und unter den rauschenden Klängen einer vollstimmigen Musik und vielstimmigen Gesanges, nach einem der Feier entsprechenden Vortrage des Vorstandes des germanischen Museums, Freiherrn von Aufseß, dem eine im Namen der Stadt dankende Ansprache des ersten Bürgermeisters Herrn von Wächter folgte, ging die Enthüllung des Bildes vor sich, das, die Höhe der Meisterschaft des Künstlers in jedem Zuge verrathend, die gerechte Bewunderung aller Zuschauenden erntete.

Hierauf vertheilte man sich in bunten Gruppen in den weiten Räumen der anstoßenden Kreuzgänge, wo eine lange Reihe von Sitzen aufgestellt, Alles glänzend beleuchtet und für die nöthigen Ingredienzen zu einem heitern Mahl aufs Beste gesorgt war. Bis tief in die Nacht dauerte das Fest, das ganz seiner hohen Bedeutung gemäß und entsprechend den getroffenen sorgfältigen Anordnungen und Vorbereitungen, ohne die geringste Trübung und Störung, in reinster Stimmung verlief und bei allen Theilnehmern den Eindruck vollster Befriedigung und schönster Erhebung zurückließ. So einfach auch diese Feier an sich erscheinen mag, so tief ergreifend war sie doch für den denkenden Theilnehmer; denn es galt hier die Weihe und Eröffnung eines dem ganzen deutschen Volke zu eigen gehörenden Tempels deutscher Kunst und Geschichte. Während man in der Gegenwart so viel von deutscher Einheit spricht und schreibt, und dennoch die Klügsten noch lange nicht wissen, wie sie herzustellen sey, finden wir faktisch und in Wahrheit hier im germanischen National-Museum, welches der ganzen deutschen Nation als ewiges Eigenthum zugehört und von allen deutschen Stämmen ausschließlich und ohne Unterschied der Stände erhalten wird, einen nicht nur geistigen, sondern auch materiellen und sichtbaren Einigungspunkt, der in unserer Zeit von hoher Bedeutung seyn muß und der Anerkennung und Theilnahme jedes Deutschen werth ist.

Kleinigkeiten.

Perry, der Rothschild von Botany-Bai, hinterließ ein Vermögen von etwa fünf Millionen Thalern: seiner Frau vermachte er ein jährliches Einkommen von 60,000 Thalern. Dieser Mann war jung wegen eines Gänsediebstahls nach Neu-Süd-Wales gebracht worden. Er fing dort ein kleines Pfandleihgeschäft an und machte bald glänzende Geschäfte. In zehn Jahren hatte er bereits 90,000 Pf. Sterling verdient. Er war im höchsten Grade habsüchtig und ließ einen seiner Diener, der ihn bestohlen hatte, zum Tode verurtheilen, sowie einen General auspfänden, dem er eine gewisse Summe vorgestreckt hatte. Sein jährliches Einkommen erreichte bald die Höhe von 350,000 Thaler. Wenn er einmal einen Freund zu bewirthen hatte, und er ließ von einem Diener eine Flasche Liqueur holen, so nahm er sie ihm selbst ab, und roch ihm an den Mund, um zu prüfen, ob er davon getrunken habe. Seine Frau durfte sich in ihren häuslichen Arbeiten nie von einer Magd helfen lassen. Man glaubt, er habe Wechsel von mehr als 300,000 Pf. Sterling zu zehn Procent discontirt; er besaß eine ganze, sehr lange Straße in Sydney, und ob er gleich an Mieth- und Pachtgeldern eine ungeheure Summe einnahm, so brauchte er jährlich doch nicht mehr als etwa 3000 Thaler. Bei seinem kolossalen Vermögen war der Mann doch nicht glücklich; mehrmals rührte ihn der Schlag. Sein Sohn, ein ungemein heftiger Mensch, wurde von seiner Frau verklagt, die er geschlagen hatte, und nur durch Geld konnte der Scandal eines Processes unterdrückt werden. Er starb in seinem zweiundfünfzigsten Jahre.

Wahrhaft unsinnige Wette. Ein Russe und ein Engländer gingen in Hamburg in einer Wirthschaft die tolle Wette ein, wer von ihnen zuerst eine sogenannte Berliner Weißbier-Stange voll Cognac austrinken und sich nachher noch so wohl fühlen würde, daß er nach Hause zu fahren im Stande sey. Der Russe leerte zuerst sein Glas und wurde natürlich berauscht; der Engländer gab die Wette auf, nachdem er die Hälfte des ihm vorgesetzten Cognacs vertilgt hatte. Da sein Kamerad noch so viel Besinnung besaß, um sich der eingegangenen Wette zu erinnern, ließ derselbe eine Droschke holen und fuhr ab, ohne dem Kutscher jedoch seine Wohnung zu bezeichnen. Inzwischen stellte sich die Wirkung des genossenen Alcohols in höherem Grade ein, der Berauschte gerieth mit dem Fuhrmann, der ihn nicht verstehen konnte, in Zank, bis er endlich nach dreistündigem Umherfahren auf dem Stadthause abgeliefert ward. Da sein Zustand jede Vernehmung verderband unmöglich machte, schafte man ihn nach der Raboisenwache, woselbst er erst am Dienstag Nachmittag sich so weit von den Folgen seiner Unmäßigkeit erholte, daß er Auskunft über sich zu geben im Stande war. Nachdem er die Arrestkosten bezahlt hatte, verfügte er sich zu dem Engländer und nahm den Lohn seiner Wette in Empfang.

Die Kamasche als Taschentuch. Als Pius VII. bei Gelegenheit der Krönung Napoleons in Paris war, wurden unter Andern die Vorsteher der verschiedenen Bezirke Sr. Heiligkeit vorgestellt. Da viele von ihnen sehr arm waren, so fanden sie es für nöthig, Sparsamkeit mit der Ettikette zu verbinden; um die Ausgabe für Miethwagen zu ersparen, begaben sie sich zu Fuße in den Pavillon Flora und zogen aus Vorsicht Kamaschen an, um ihre weißen seidenen Strümpfe vor dem Straßenkothe zu schützen. Bei der Ankunft in den Tuilerien steckte Einer der Gesellschaft seine Kamaschen in die Tasche. Nun hielt der Papst eine Anrede an sie, welche alle Anwesenden zu Thränen rührte, und der unglückliche Vorsteher, der seine Kamaschen eingesteckt hatte, zog sie statt des Taschentuches heraus und trocknete sich, zu großer Erbauung der ganzen Versammlung, die Thränen damit ab.

Ein Lapachobaum. Ein Reisender, der sich lange in Paraguai aufgehalten hat, rühmt den dort wachsenden Lapachobaum und nennt denselben den schönsten aller Bäume, da nicht einmal die Eiche sich mit ihm vergleichen lasse. Aus einem einzigen Lapachostamme sey ein Fahrzeug verfertiget worden, das nach Assumpiten hundert Ballen verba (Paraguay-Thee), d. h. 22,500 Pfund, überdieß viele Häute mit Syrup, eine Last Bretter, 70 Ballen Tabak und acht Matrosen getragen habe. Auch die drei Masten und alles übrige an dem Fahrzeuge hatte der einzige Baumstamm geliefert. Nach fünfzig Jahren sind Fahrzeuge von Lapachoholz noch so gut als neu. Das Holz ist so fest, daß es von keinem Wurme angegriffen werden kann.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

— 297 —

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 74. den 14. September 1859.

Börne's Jugendliebe.

(Fortsetzung.)

Henriette nahm den Brief, welcher von einem Bankier aus Frankfurt am Main herrührte und die Anfrage enthielt, ob der Doctor Herz wohl geneigt wäre, gegen ansehnliche Bezahlung den Sohn desselben bei sich aufzunehmen und ihn während seiner medicinischen Studien in Berlin zu beaufsichtigen.

„Nun?" fragte der Doctor, nachdem sie gelesen hatte.

„Es gibt da Manches zu bedenken," antwortete Henriette. „Wir wollen uns nicht übereilen."

„Der Vater ist mir als ein respectabler Mann bekannt und das gebotene Geld nicht zu verachten. Die Summe würde Dein Wirthschaftsgeld ansehnlich vermehren und unserem ganzen Hauswesen zu statten kommen. Du weißt, daß wir leider genöthigt sind, einen großen Aufwand zu machen, da wir viel Leute bei uns sehen. Der Zuschuß wäre darum angenehm."

„Aber der junge Mensch? Wir kennen ihn nicht, wissen nicht, ob er zu unseren Anschauungen, zu dem Kreise paßt, in dem wir leben. Ein Fremder kann die ganze schöne Harmonie stören. Auch dürfte ein so nahes und inniges Zusammenleben besonders für mich mit manchen Inconvenienzen verbunden seyn."

„Der junge Baruch, wie er heißt, ist höchstens sechzehn Jahre alt. Er könnte Dein Sohn seyn, und einen solchen hast Du Dir ja oft gewünscht. Du wirst Mutterpflichten an ihm üben; das wird Dich beschäftigen und vielleicht Dir besser thun, als — im „Werther" lesen."

„Du hast Recht," entgegnete Henriette, keineswegs durch seinen Spott beleidigt. „Ich werde mich bemühen, dem jungen Manne die abwesende Mutter zu ersetzen. In diesem Lichte gesehen, erhält das Anerbieten für mich eine hohe Bedeutung. Ein neues, nie gekanntes Gefühl durchströmt mich jetzt, und je mehr ich dem Gedanken nachhänge, desto inniger befreunde ich mich damit. Kaum kann ich den Augenblick erwarten, wo „unser Sohn" eintreffen wird."

„Halt!" spottete Herz in gutmüthigem Tone. „Deine lebhafte Phantasie geht mit Dir durch und ich kann ihr nicht nachkommen, um sie am Flügel zu ergreifen und sie wieder zur nüchternen Alltäglichkeit zurückzuführen. So seyd ihr Weiber immer zwischen den Extremen schwebend, die geborenen Romantiker."

Henriette lächelte selbst über den Eifer, mit dem sie sich in die neue Mutterrolle hineingedacht, nichtsdestoweniger war es ihr ganz Ernst damit. Ihr Gefühl war einmal lebhaft angeregt und unwillkürlich hoffte sie, in dem ihr noch völlig unbekannten Jünglinge einen Sohn zu finden, wie sie ihn sich schon lange gewünscht. Mit reizenden Farben malte sie sich das Bild im Stillen aus, um nicht von Neuem die Spottlust ihres Mannes hervorzurufen, welcher sich sogleich niedersetzte, um dem Bankier Baruch in Frankfurt zu schreiben, daß dessen Sohn ihm und seiner Frau willkommen sey.

Einige Wochen später langte der erwartete Pflegebefohlene wohlbehalten in dem Hause des Doctor Herz an. Mit neugieriger Theilnahme empfing Henritte „ihren Sohn", wie sie ihn bereits halb im Scherz und halb im Ernst nannte. Ihre Erwartungen wurden allerdings einigermaßen enttäuscht; statt eines schönen Jünglings mit offenen und gewinnenden Zügen, sah sie eine kleine, magere Gestalt in nachlässiger Haltung. Das Gesicht trug nur zu sehr das scharfe, orientalische Gepräge, aber in den dunkeln, glänzenden Augen verrieth sich dem Beobachter kein gewöhnlicher Geist. Dazu kamen noch linkische Manieren, eine gewisse Schüchternheit, hinter der sich jedoch ein stolzes Selbstgefühl zu verbergen schien. Louis Baruch gehörte nicht zu jenen glücklichen Menschen, welche gleich beim ersten Anblick für sich einnehmen, man mußte ihn erst genauer kennen lernen, um ihn lieb zu gewinnen. Henriette war zu verständig, um sich von dem äußeren Eindrucke bestimmen zu lassen; sie nahm sich vor, den Ankömmling genauer zu beobachten, ehe sie über ihn ein entscheidendes Urtheil fällen wollte.

Um so mächtiger war aber die Gewalt, welche ihre Schönheit auf den siebzehnjährigen Jüngling ausübte; er stand vor ihr, geblendet und verwirrt von den Reizen, denen sich nicht so leicht ein Mann ungestraft nähern durfte. Wie vor einer Göttin wäre er am liebsten knieend hingesunken, um sie anzubeten. In dem unbedeutenden Körper lebte eine Feuer-

seele, und die schwache, eingesunkene Brust verbarg ein großes Herz. Diese plötzlich auflodernde Neigung, die vorläufig unbewußt in Louis schlummerte, sog die reichste Nahrung aus dem näheren Umgange mit ihr; hier lernte er erst ihre sich gleich bleibende Freundlichkeit, ihre Herzensgüte, mit Geist und Bildung wundersam gepaart, näher kennen. — Kein Wunder, daß er darüber zum Träumer wurde und zum Aerger des gelehrten Doctor Herz seine medicinischen Studien, welche dieser überwachen sollte, gänzlich vernachlässigte. Nicht diesem allein, sondern auch den übrigen Freunden des Hauses galt bald Louis als ein kleiner Faulenzer, der nichts lernen wollte und noch dazu bei gewissen Gelegenheiten einen entschiedenen Hochmuth zur Schau trug. Aber Henriette hatte sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Rolle einer Mutter zu übernehmen, und ihr Mutterauge glaubte da noch Tugenden zu sehen, wo die strengen Männer ihrer Umgebung nur Fehler entdeckten. Je genauer sie „ihren Sohn" beobachtete, desto mehr wurde sie von dem plötzlichen Aufblitzen eines Geistes überrascht, der sich absichtlich vor Fremden zu verbergen schien. Es gab Momente, wo sie über die scharfe Beobachtungsgabe, den treffenden Humor und das tiefe Gemüth des jungen Baruch erstaunen mußte. Sie allein ahnte den Genius, der in ihm schlummerte, in der unscheinbaren Knospenhülle die Blüthe der Zukunft. Manche Aeußerung von ihm verrieth nicht nur seine geistige Begabung, sondern auch den festen, unbeugsamen Charakter eines Mannes in dem gebrechlich zarten Körper eines Jünglings. Um so mehr hielt sie es für ihre Pflicht, offen gegen ihn zu seyn und ihm aufrichtige Vorstellungen über seine vermeintliche Trägheit zu machen.

„Warum studiren Sie nicht fleißiger?" fragte sie ihn mit mütterlicher Freundlichkeit.

„Um nicht dumm zu werden," antwortete er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln.

„Ich räume Ihnen ein, daß die Wissenschaft ihren Ballast hat, aber auch dieser ist nothwendig. Wenn Sie erst am Ziele Ihres Weges und im sicheren Hafen sind, so können Sie getrost die unnöthige Ladung über Bord werfen. Ihr Vater wünscht, daß Sie etwas Tüchtiges lernen, um einmal ein guter Arzt zu werden."

„Ein guter Arzt ist, wie Ihnen der Herr Doctor Herz sagen wird, derjenige, der nichts thut. Ich bin also auf dem besten Wege."

„Louis!" drohte sie, unwillkürlich lächelnd. „Ich fürchte, daß meine Freunde Recht haben, die Sie für einen unverbesserlichen Faulenzer halten. Ich habe Ihnen mehr Ehrgeiz zugetraut. Wenn Ihnen die praktische Medicin nicht gefällt, so schlagen Sie die wissenschaftliche Laufbahn ein. Sie können Lehrer an einer Universität, Professor werden."

„Dazu muß ich mich erst taufen. Sie vergessen, daß wir Juden nicht einmal Privatdocenten werden, nicht einmal verhungern dürfen."

Es lag eine so tiefe und schmerzliche Ironie in seinen Worten, daß Henriette betroffen schwieg und das Gespräch fallen ließ. Nichtsdestoweniger bekümmerte sie der Gedanke, daß ein so herrliches Talent durch eigene Schuld zu Grunde gehen sollte. Was ihr nicht geglückt, hoffte sie durch die Ueberredungskraft ihres Freundes Schleiermacher zu bewirken. Sie bat denselben, mit Louis ernsthaft zu sprechen und ihm seine bisherigen Abwege zwar schonend, aber eindringlich vorzustellen. Schleiermacher wies jedoch diesmal ihre Bitten mit sonst nicht gewohnter Strenge zurück. Dem thätigen, unermüdlich fleißigen Manne mußte diese träumerische Trägheit des jungen Baruch um so mehr zuwider seyn, da er zugleich an ihm eine gewisse selbstgefällige Arroganz bemerkt zu haben glaubte.

„Wie soll man," sagte er ablehnend, „mehr Interesse an einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich mit Faulheit und sieht dies selbst mit der größten Gelassenheit an, und sagt immer: es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas Anderem zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser."

„Sie urtheilen zu streng," antwortete Henriette begütigend. „Ich halte es für unsere Pflicht, den Irrenden auf den richtigen Weg zu führen. Wir müßten uns den größten Vorwurf machen, wenn er unterginge."

„Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; Mancher rettet sich aus diesem Zustande, aber in diesem Zustande ist nicht auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen." — „Schade ist es um ihn," setzte Schleiermacher milder hinzu, „wenn er in dem Gange bleibt, aber helfen kann ihm Niemand, wenn er sich nicht selbst hilft."

Hätte Henriette oder ihr Freund nur die entfernteste Ahnung von dem eigentlichen Grunde dieser scheinbaren Trägheit des Jünglings gehabt, so würden sie gewiß auch das rechte Mittel gefunden haben, aber wie sollten sie bei dem siebzehnjährigen Baruch eine so glühende Leidenschaft für eine Frau voraussetzen, die mindestens seine Mutter seyn konnte! Und doch liebte Louis seine reizende Wirthin mit der ganzen Gluth eines so jungen und empfänglichen Herzens. Alles Uebrige war ihm gleichgültig, wo nicht widerwärtig; er hatte nur Sinn für diese verzehrende Neigung, die um so heftiger wurde, je hoffnungsloser sie ihm selbst erscheinen mußte. Es ist aber eine bekannte Erfahrung, daß gerade auf die jüngsten Männer ältere und gereiftere Frauen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben pflegen. Dazu kam noch die sentimentale Stimmung jener Zeit und die für die Gegenwart fast unbegreif-

liche Wirkung, welche Göthe mit seinem „Werther" hervorgebracht; es gab damals eben so viel unglücklich Liebende, die über Selbstmord brüteten, wie jetzt „Unbefriedigte" und „Zerrissene."

Auch Louis Baruch wurde von der allgemeinen Krankheit jener Periode nicht verschont, er war schwermüthig und mit der Welt zerfallen, wie Werther, und sehnte sich nach dem Tode, welcher der Jugend so leicht und dem Alter so schwer erscheint. Seine Lage wurde mit jedem Tage drückender und unerträglicher für ihn. Zu jeder Stunde lebte er in der Nähe der geliebten Frau, die ihn mit immer sich gleich bleibender Freundlichkeit behandelte, und dennoch mußte er seine Leidenschaft sorgfältig verbergen, aus Furcht, sich lächerlich zu machen und durch ein vorschnelles Geständniß für immer ihres ihm unentbehrlichen Anblickes beraubt zu werden. Die glühendste Eifersucht bemächtigte sich seines Herzens, wenn er sie umschwärmt von jenen Männern sah, mit denen er sich in keiner Beziehung zu vergleichen wagte. War auch Henriettens Lebenswandel über jeden Verdacht erhaben, so konnte sie sich doch den Huldigungen nicht entziehen, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Aber wie durfte er hoffen, neben dem geistreichen Wilhelm Humboldt, dem herrlichen Karl Laroche nur beachtet zu werden? Der bloße Gedanke jedoch, daß diese glücklicher seyn könnten, brachte ihn zur Verzweiflung. Er hatte keinen Vertrauten seiner Leiden, als sein sorgfältig geführtes Tagebuch, das ebenfalls im Geiste jener Zeit der einzige Zeuge dieser wahnsinnigen Liebe war.

Ein neuer Unfall drohte ihm selbst die letzte Hoffnung zu rauben. Henriettens Mann, der Doctor Herz, begann zu kränkeln. Sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, bis er endlich seinen Leiden erlag. Seine Frau betrauerte aufrichtig den Verlust des edlen Gatten, dessen vollen Werth sie vollkommen zu würdigen wußte. Die noch immer reizende Wittwe hatte Rücksichten zu nehmen, und der junge Baruch befürchtete nicht ohne Grund, daß er nicht länger in ihrem Hause verweilen dürfte; aber er bat so dringend und zeigte ihr eine so treue Anhänglichkeit, daß sie gegen den Rath der Vorsicht in sein ferneres Bleiben willigte. Abgesehen von diesen Gründen mochte es ihr unter den keineswegs günstigen Umständen, in denen Herz sie zurückgelassen, wünschenswerth erscheinen, den wohlhabenden Pensionär zu behalten, da sie aus Pietät ihre Mutter und eine jüngere Schwester, Namens Brenna, noch zu sich genommen hatte, für die sie jetzt ebenfalls zu sorgen hatte. — Nach wie vor blieben ihr die Freunde treu; nur Schleiermacher lebte jetzt von ihr getrennt, da er einem Rufe als Prediger und Lehrer an der Universität zu Halle gefolgt war.

Der liebenswürdigen Wittwe fehlte es nicht an eben so ehrenvollen als vortheilhaften Anträgen von Seiten hochgestellter Männer, aber vorläufig wies sie dieselben zurück, indem sie entschlossen schien, keine zweite Ehe einzugehen. Unter den eifrigsten Bewerbern um ihre Hand befand sich auch der edle Graf Alexander von Dohna-Schlobitten. Weder sein hoher Rang, noch das Vorurtheil, da Henriette aus Rücksicht auf ihre strenggläubige Mutter noch immer Jüdin war und sich nicht taufen lassen wollte, hielten ihn zurück, ihr sein Herz und sein bedeutendes Vermögen anzubieten. Er ließ sich von ihrer wiederholten Weigerung nicht zurückschrecken und setzte mit unermüdlichem Eifer seine Bemühungen fort, in der Hoffnung, endlich durch seine Standhaftigkeit ihre Gegenliebe zu gewinnen. Dem armen Louis waren die Besuche des vornehmen Grafen nicht entgangen, und er zweifelte kaum an dem Erfolge. Sie in den Armen eines andern Mannes zu wissen, das überstieg seine Kraft. Seine Leiden hatten den höchsten Grad erreicht; das Leben war ihm zur Last geworden, und nur im Tode hoffte er die Erlösung von seinen Qualen zu finden. Er wollte sterben wie Werther.

Zu diesem Zwecke suchte er sich Gift zu verschaffen; unter dem Vorwande, die Ratten und Mäuse in seinem Zimmer vertreiben zu wollen, ließ er sich aus der benachbarten Apotheke durch Henriettens Mädchen eine Quantität Arsenik ausbitten. Zugleich überschickte er zehn Louisd'or, um eine frühere Rechnung für entnommene Arzneien zu bezahlen, obgleich dieselbe weit weniger betrug. Diese verdächtigen Umstände mußten dem klugen Mädchen um so mehr auffallen, da das verstörte Wesen des jungen Baruch ihr dabei nicht entgangen war. Sie hielt es daher für ihre Pflicht, zunächst Fräulein Brenna aufmerksam zu machen, die sogleich zu ihrer Schwester eilte, um sie von dem unerklärlichen Vorfall zu unterrichten. Henriette erschrak nicht wenig; vorläufig aber beobachtete sie ein tiefes Schweigen, indem sie sich vornahm, Louis genauer zu beobachten und nach dem Grunde dieses Selbstmordversuchs zu forschen. Einen Augenblick durchzuckte sie wohl der Gedanke, daß sie die Ursache seyn könnte. Ehe sie aber einen entscheidenden Schritt thun konnte, mußte sie sich erst Gewißheit verschaffen. Auch diese wurde ihr bald zu Theil.

Eines Tages überbrachte ihr Brenna einen Brief von der Hand des jungen Baruch, den das Dienstmädchen beim Aufräumen seines Zimmers gefunden hatte. In glühenden Worten gestand darin der Unglückliche seine Liebe zu ihr; zugleich auch den festen Entschluß, seinem Leben auf gewaltsame Weise ein Ende zu machen. Was sollte sie thun?

Erschüttert las sie dies leidenschaftliche Geständniß; sie mußte ihn um jeden Preis zu retten suchen. Um ihn von jedem gewaltsamen Schritte zurückzuhalten, beschloß sie, ihn für diesen Abend nicht von ihrer Seite zu lassen; sie ersuchte ihn deshalb, sie in das Theater zu begleiten. Hier wohnten Beide

der Vorstellung von Schiller's „Don Carlos" mit verschiedenartiger Bewegung bei. Unwillkürlich drängte sich ihnen die Aehnlichkeit ihrer eigenen Verhältnisse mit den Vorgängen der Bühnendichtung auf. Zu ergriffen, um darüber zu sprechen, verließen sie das Theater; so gelangten sie stillschweigend in ihre Wohnung. Hier wollte Baruch von seiner Begleiterin Abschied nehmen, um sich auf das ihm eingeräumte Zimmer zu begeben. Sie lud ihn ein, ihr zu folgen und noch eine Tasse Thee mit ihr zu trinken. Diese Aufforderung in später Nacht mußte ihn befremden; sein Herz pochte so stark, daß es ihm die Brust zu zersprengen drohte, sein Kopf schwindelte und nur mühsam behauptete er noch die nöthige Fassung. Sie hatte Mantel und Hut abgeworfen und stand nun vor ihm, beleuchtet von dem milden Lichte der Lampe, wie eine überirdische Erscheinung. Die Aufregung, deren sie sich nicht zu erwehren vermochte, röthete ihre Wangen und verlieh ihren Augen einen höheren Glanz. Ihre Blicke ruhten voll Mitleid und weiblicher Theilnahme auf dem verirrten Jünglinge. Eine feierliche Würde schien sie zu umschweben und verlieh ihren sonst so freundlichen Zügen einen neuen, ungekannten Reiz. Nachdem sie den Thee nach ihrer Gewohnheit selbst bereitet und eingeschenkt, gab sie ihrer Schwester Brenna, welche zugegen war, einen Wink, worauf sich diese entfernte. Sie blieb mit dem Jüngling allein, der, von leisem Zittern ergriffen, kaum zu athmen wagte.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Theeproduction in China. Crawford, ehemals Gouverneur von Singapore, hat in Leeds eine Vorlesung über China gehalten, aus der wir das Nachfolgende über die Theeproduction mittheilen: Die Beschaffenheit des Bodens, das Klima, eine Erfahrung von mehreren hundert Jahren, geben China ein Monopol in Erzeugung des Thees. In England wurde der Thee zum ersten Male eingeführt um das Jahr 1650, und der Gebrauch desselben nahm so schnell zu, daß er bereits am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine halbe Million Pfund jährlich betrug. Am Anfang dieses Jahrhunderts consumirte dieses Land bereits zwanzig Millionen Pfund jährlich, im Jahre 1833 stieg der Verbrauch auf dreißig Millionen, und seit der Einführung des Freihandels bis heute ist er auf fünfundsechzig Millionen gestiegen. Der Verkaufspreis (im Großen) beträgt über fünf Millionen Pfund. Im siebzehnten Jahrhundert wurde nach „Disraeli's Curiosities of literature" das Pfund Thee mit sechzig Schillingen verkauft, jetzt kostet es drei bis vier Schillinge, und der wöchentliche Verbrauch von London allein ist 800,000 Pfund. Als der Thee besteuert war, trug er dem Staate circa sechs Millionen Pfund Sterling jährlich, oder das Dreifache von den ganzen Staats-Einkünften ein. Die Production von Thee in China muß ungeheuer seyn, wenn man bedenkt, daß es nicht nur seine eigene Bevölkerung von dreihundertsechzig Millionen, sondern die ganze übrige Welt mit Ausnahme von Japan und Tongkin damit versieht. Die Ausfuhr des Thees zu Wasser und zu Lande beträgt nicht weniger denn hundert Millionen Pfund. Uebrigens scheint die Theeproduction in China gar keine Grenzen zu haben, denn obgleich der Verbrauch, wie man eben gesehen in so unglaublichen Proportionen zugenommen, obgleich China selbst den seinigen in einem Jahrhundert mehr als verdoppelt, obgleich der England's im Laufe dieses Jahrhunderts, sich mehr als verdreifacht, obgleich seit den letzten fünfundsiebzig Jahren Amerika mit einem Consum von zwanzig Millionen Pfund hinzugekommen, ist der Preis des Thee's dennoch nicht gestiegen.

Ursprung der Demidow's. In Rußland existirt eine Familie, die des Ahnherrn der europäischen Crösus-Familie Demidow, die ein mehr als königliches Vermögen besitzt. Dieser Ahnherr hieß Demid Anjusjew und war Grobschmied. Den Sohn desselben, Nikita, lernte Peter der Große kennen, dem er die ersten dreihundert Hellebarden nach deutschem Muster lieferte und der ihm ein Stück Land schenkte. Auf diesem wurde ein Eisenwerk angelegt, das der Grund zu dem Reichthum der Familie war. Als der junge Großfürst den ersten Zahn erhielt, machte ihm der reiche Schmied ein Geschenk von hunderttausend Rubeln. Er wurde am 12. September 1720 unter dem Namen Demidow in den Adelsstand erhoben.

Die Korallenfischerei im mittelländischen Meere. Die Korallenfischerei an den afrikanischen, sardinischen und corsischen Küsten beschäftigte im Jahre 1858 im Ganzen 300 Barken von Torre del Greco, 20 von Santa Margaritha und 50 von Livorno. In den marroccanischen Gewässern wird die Korallenfischerei hauptsächlich von spanischen Schiffen betrieben. Auch an der toskanischen Küste und an der Insel Elba werden Korallen gefischt, die hier in geringer Menge doch in erster Sorte vorkommen. Die toskanischen Perlenfischer brachten im Jahre 1848 im Ganzen 450 Kilogramm im Werthe von 8000 Francs heim.

Ein altes Schiff. Als in Majda, im torontaler Comitat in Ungarn, ein Einwohner sich einen Brunnen graben wollte, stieß er in der Tiefe von sechs Klaftern auf den Vordertheil eines großen Schiffes, welches er dann, genauer untersuchend, mit Hirsen angefüllt fand. Das Holz des vor vielleicht Jahrtausenden versenkten Schiffes war so vermorscht, und die über einen Schuh langen Nägel so verrostet, daß man das Holz nur in kleinen Theilen herauszubringen vermochte. Der Hirsen war von außen zwar roth, aber im Innern war die natürliche Farbe unverändert erhalten worden.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhardt'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 75. den 18. September 1859.

Götz von Berlichingen.

Von H. W. Stell.

Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand, war unter seinen Zeitgenossen einer der bedeutendsten, kühnsten und tapfersten Männer, und ist in unseren Tagen wohl der bekannteste und so zu sagen volksthümlichste Vertreter des alten Ritterthums, seit Göthe durch sein Drama „Götz von Berlichingen" ihn dem Herzen des deutschen Volkes wieder so traulich nahe gebracht hat. Sein offenes, treues Gemüth, sein einfaches, biederes Wesen, seine Kühnheit und Tapferkeit in jeder Gefahr zeigt uns einen ächtdeutschen Mann von altem Schrot und Korn, den wir lieben und achten müssen, wenn wir auch nach unseren Anschauungen und Begriffen die Wege, die er wandelte, nicht immer gut heißen mögen. Das Leben dieses Mannes fällt in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in eine Zeit, wo das Mittelalter mit der werdenden Neuzeit im Kampfe lag, wo bei dem Zerfall der kaiserlichen Gewalt des Mittelalters das alte Ritterwesen um seine Freiheit und sein Bestehen rang mit der aufstrebenden Fürstenmacht, welche die Macht der Kleinen zu verschlingen und eine neue Ordnung zu begründen suchte. Götz war seinem ganzen Denken und Streben nach noch ein Vertreter der alten Zeit, und in diesen Kämpfen hat er in seinem ächtdeutschen Wesen all' die Tugenden bewährt, welche eine Zierde des Ritterwesens der besten Zeit des Mittelalters gewesen sind.

Wir wollen über das Leben dieses merkwürdigen Mannes Einiges berichten, und zwar uns bei der Erzählung seiner Kämpfe und Abenteuer möglichst an seine eigene Darstellung in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung halten, weil aus dieser Geist und Sinn des Mannes am besten zu erkennen ist. Der alte Kämpe hat nämlich in den letzten Jahren seines Lebens, wo er zu müßiger Ruhe gezwungen war, mit großer Wahrheitsliebe seine Thaten selbst beschrieben, „seinen Nachkommen zu Ehren und Gutem und um seinen Mißgönnern, welche aus Haß und Neid oder vielleicht aus Unwissenheit seine Handlungen zum Aergsten oder Uebelsten auslegen möchten, zu begegnen."

Götz (Gottfried) von Berlichingen war im Jahr 1481 zu Jarthausen, einem Schlosse an der Jart in dem ehemaligen fränkischen Kreise geboren und gehörte einem alten fränkischen Geschlechte an, das seine Besitzungen um den Odenwald herum hatte. Sein Vater war Kilian von Berlichingen, seine Mutter eine Freiin von Thüngen. Der junge Götz verrieth früh die Fähigkeiten, die ihn in der Folge auszeichneten, und die Knechte und Mägde des Schlosses wußten viel von den ersten Proben seiner Herzhaftigkeit, Entschlossenheit und Vorliebe zum Kriegshandwerke zu erzählen. Kaum neun Jahre alt, bestürmte er seine Mutter mit Bitten, „ihn in die Fremde zu lassen, damit er auch in derselben etwas lernen möge." Er ward daher nach Niedernhall gebracht, zu einem Verwandten, Kunz von Neuenstein, um in der dortigen Schule in die Wissenschaften eingeführt zu werden. Da jedoch der Knabe „nicht viel Lust zur Schule, wohl aber zu Pferden und Reiterei trug und sich dabei finden ließ", so kam er nach Verlauf eines Jahres zu seinem Vetter Konrad von Berlichingen, Ritter und Rath des Markgrafen Friedrich IV. zu Ansbach (Onolzbach), damit er diesem als Knappe diene. Konrad von Berlichingen besaß als tüchtiger Geschäftsmann das Vertrauen seines Fürsten und wurde von diesem zu den wichtigsten Diensten verwendet: namentlich vertrat er oft die Stelle seines Herrn auf den Reichstagen. Merkwürdig, daß Götz seinen ersten Ritt in die Welt mit dem Vetter auf den Reichstag nach Worms (1495) machte, wo für das heilige römische Reich der ewige Landfriede beschlossen und das Reichskammergericht in Wirksamkeit gesetzt wurde, Einrichtungen, um welche sich Götz sein ganzes Leben lang wenig gekümmert hat. Götz verlor den trefflichen Führer seiner Jugend nur zu bald, noch ehe er von demselben zu den Geschäften des Staatsmannes hatte erzogen werden können; er hätte bisher in den drei Jahren seines Dienstes nur die ersten Verrichtungen des Knappenstandes kennen gelernt und nur die glänzende Außenseite ritterlichen Treibens gesehen, wodurch er in seiner Neigung zum Waffenhandwerke bestärkt ward. Wäre er länger an der Seite jenes Mannes, dem zwar die Freiheit, aber auch Gesetz und Ordnung heilig war, geblieben, sein Leben hätte vielleicht eine ganz andere Richtung genommen.

Götz trat jetzt an dem Hofe des Markgrafen von Anspach als Knappe ein. In dieser Eigenschaft machte er als sechzehnjähriger Krieger seinen ersten Feldzug, im Heere des Kaisers Maximilian gegen Frankreich, in dem er sich als einen muthigen Jüngling von männlicher Geistesgegenwart zeigte. Gestählter und mit größerem Selbstvertrauen, als er ausgezogen war, kehrte er nach Ansbach an den Hof zurück, wo er unter seinen zahlreichen jugendlichen Genossen, welche dort zum Waffen- und Hofdienste erzogen wurden, an Muth und Uebermuth der Letzte nicht war. Es lag diesen jungen Edelknaben ob, „Ihrer fürstlichen Gnaden, wann sie speisen wollten, aufzuwarten." Da geschah es einst, wo Götz den Dienst bei Tische hatte, daß er sich an der für die Jungherren zurechtgemachten Tafel neben einem Polen zum Essen niedersetzte, der sein Haar, damit es fein glatt bliebe, mit Eiweiß gepicht hatte. „Zu allem Glück", erzählt Götz in seiner Biographie, „hatte ich einen großen weischen Rock an, und wie ich denn neben ebenbemeldetem Polacken herausspringe und mit meinem Rock ein weniges sein hübsches Haar verwirre und verwische, versehe ich mich noch im Springen, daß er mit einem Brodmesser nach mir sticht, jedoch meiner fehlt, was mich nicht unbillig zu Zorn bewegt, so daß ich, wiewohl ich einen langen und kurzen Degen bei mir hatte, doch nur den kürzeren nahm und ihm um den Kopf schlug, nichtsdestoweniger aber sofort meinem Dienste nachging und auch des Nachts im Schlosse blieb, wie es Brauch war." (Fortsetzung folgt.)

Börne's Jugendliebe.

(Schluß.)

Tiefe Stille herrschte in dem Zimmer; sie selbst mußte erst nach Fassung ringen, ehe sie das wichtige Gespräch beginnen konnte.

„Louis," sagte sie nach einer erwartungsvollen Pause. „Ich habe den Brief gelesen, den Sie an mich in grenzenloser Verblendung geschrieben haben."

„Und Sie zürnen mir nicht?" fragte er erschrocken mit bebender Stimme und niedergeschlagenen Augen. „Sie verstoßen mich nicht?"

„Ich hätte Ursache, Ihnen ernstlich zu zürnen, aber —"

Röthe und Bläße jagte über seine Wangen, wie Verzweiflung und Hoffnung in seinem Herzen mit Blitzesschnelle wechselten. Er war bei ihren Worten von seinem Stuhle aufgesprungen, bald aber wieder zurückgesunken, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend.

„Tödten Sie mich!" rief er mit jugendlicher Schwärmerei. „Ich bin nicht mehr werth, diese reine Atmosphäre mit Ihnen zu athmen!

„Ich will Sie nicht tödten," antwortete Henriette mild, „sonder Sie heilen. Sie sind krank, mein junger Freund!"

„Zum Sterben krank!" seufzte er tief.

„Glauben Sie mir, daß dies Uebel nicht unheilbar ist. Man stirbt nicht so schnell an gebrochenem Herzen, selbst wenn man auch ein Weib ist. Was ich aber einer Frau verzeihen kann, finde ich feig für einen Mann. Sie wollten Hand an sich legen. — Haben Sie auch daran gedacht, daß dieses Leben nicht Ihnen gehört?"

„Wem sonst?"

„Ihren Eltern, den Freunden, dem Staat und vor allem der Menschheit."

Bei diesen feierlichen Worten war Henriette aufgestanden; ihre schlanke Gestalt schien zu wachsen, ihre Züge leuchteten in überirdischer Glorie. Ihm war, da sie seine Hand ergriff, zu Muthe, als redete sein Schutzgeist mit ihm in dieser Stunde.

„Hören Sie mich ruhig an," fuhr sie mit gehobener Stimme fort. „Ich allein weiß, welch einen Geist Ihnen der Himmel verliehen. Ich glaube Sie richtiger zu kennen, als meine Freunde, als Sie selber sich kennen. Der Blick des Weibes sieht oft schärfer, als die meisten Männer; weil unser Horizont begrenzt ist und wir nicht in die Ferne schweifen, schauen wir klarer. Der Instinct des Herzens irrt oft weniger, als der sich überhebende Verstand, und die Liebe, ich meine jene göttliche Liebe, führt uns sicherer, als alle menschliche Klugheit. Darum hoffe ich mich nicht zu täuschen, wenn ich Ihnen eine große Zukunft prophezeihe. Wollen Sie dieselbe einer thörichten Leidenschaft zum Opfer bringen, die noch dazu den Fluch des Lächerlichen an sich trägt? — Ihnen gegenüber bin ich eine alte Frau; ich könnte Ihre Mutter seyn, wie ich eine solche Ihnen seyn wollte. Sie selbst haben jenen Wahn mir benommen und das reine Verhältniß, von dem ich einst geträumt, zerstört. Sie haben mir einen großen Schmerz bereitet."

„Können Sie mir verzeihen?" fragte der Jüngling tief bewegt.

„Nur unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir Ihr Wort geben, Ihrer thörichten Leidenschaft zu entsagen, daß Sie mir jetzt feierlich versprechen wollen, jeden ferneren Versuch gegen Ihr Leben für immer aufzugeben. Ich verachte den Selbstmord, weil er nur ein Beweis der moralischen Feigheit ist. Das Leben ist ein harter Kampf; nur erbärmliche Egoisten und Schwächlinge entziehen sich ihm, weil es ihnen an Muth gebricht. Ich habe Ihnen mehr Heroismus zugetraut."

„Was soll aus mir werden?" stöhnte Louis erschüttert, wenn auch noch nicht überzeugt.

„Ein Held des Geistes, der Kämpfer einer neuen Zeit. Sie werden diese Prüfung überstehen und als ein Mann daraus hervorgehen. Die Täuschung Ihres Herzengs wird verschwinden und selbst der Schmerz, den Sie gewiß in diesem Augenblick empfinden, Ihnen zum Segen gereichen. Unter Leiden reift der

Geist; er bedarf der Stürme, um festere Wurzeln zu schlagen. Ihr Talent wird sich entfalten, sobald Sie die träge Gefühlsschwärmerei von sich abstreifen; Ihr scharfer Witz wird, von der zurückbleibenden Wehmuth verklärt, sich zu einem milderen Humor gestalten, dessen weltbezwingende Macht Sie an sich selbst zunächst erproben sollen. Sie werden Ihre angeborene Kraft kennen, zu ihrem eigenen und fremdem Vortheil gebrauchen lernen. Dann kann die allgemeine Achtung und Anerkennung nicht ausbleiben. Mit Stolz werde ich mich selbst dieser großen Stunde erinnern, in der ich Sie der Welt erhalten und zurückgegeben habe."

„Ich bin nicht ehrgeizig," antwortete der junge Mann mit trübem Lächeln.

„Aber Sie denken groß genug von der Menschheit, um für ihr Wohl zu leben und zu wirken."

„Was kann ich für sie thun?"

Kein Mensch ist so unbedeutend, daß er nicht eine Aufgabe in dieser Welt zu erfüllen hätte. Jeder Sterbende hinterläßt eine Lücke, die freilich nur das Auge eines Gottes sieht. Deshalb darf Keiner von dem ihm anvertrauten Posten freiwillig weichen, bevor die Stunde der Ablösung geschlagen hat. Sie fragen, was Sie thun können? Sie sind Jude! — Wohlan! Kämpfen Sie gegen das Vorurtheil, womit seit Jahrhunderten der blinde Religionshaß unsere Glaubensgenossen verfolgt. Verbreiten Sie unter diesen selbst Bildung und Aufklärung; befreien Sie die doppelt Geknechteten von dem Joche der Tradition und der Sclaverei des Talmuds. Erwecken Sie den besseren Geist in ihnen, und öffnen Sie ihr am Schacher klebendes und nur den Gewinn suchendes Auge für die edleren Güter des Daseyns. Als Deutscher fühlen Sie, wie ich, die Zerrissenheit des Vaterlandes, die Entartung und den Druck der Mächtigen, die dumpfe Verkommenheit des größten Volkes, das die Sonne je erblickt. Welch eine herrliche Aufgabe für den Mann, das Nationalbewußtseyn zu erheben, den Despotismus zu bekämpfen, den Bürgersinn von Neuem zu beleben! — Die ganze Menschheit hat ein Recht auf Sie, und mahnt Sie durch meinen schwachen Mund, das Ihnen von Gott verliehene Pfund nicht zu verbergen, sondern in ihrem Dienste zu gebrauchen. Für Wahrheit, Recht und Freiheit werb' ich Sie im Namen dieser Menschheit an!"

Unwillkürlich hatte sich der Jüngling auf ihre Hand gebeugt, welche sie segnend auf seinem Haupte ruhen ließ.

Als er sich erhob, war eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgegangen. Er schien um Jahre älter geworden zu seyn; diese Stunde hatte ihn zum Manne gereift. Unaufgefordert überreichte er ihr das Tagebuch, welches er auf seinem Herzen trug. Sie nahm es, und las nicht ohne tiefe Rührung die glühenden Geständnisse, die nach Henriettens eigenem Ausspruch an Innigkeit und wahrem Gefühl Alles übertrafen, was der später so berühmte Mann nachträglich geschrieben und veröffentlicht hat. Aus übertriebener Vorsicht übergab sie vor ihrem Tode diese kostbaren Blätter den Flammen, welche dieses unschätzbare Document unrettbar vernichteten.

Louis Baruch verließ nach jener nächtlichen Scene Henriette und Berlin, um seine Studien in Halle fortzusetzen. Sie selbst hatte ihn an den berühmten Reil dringend empfohlen, in dessen Hause er freundlich wie ein Verwandter aufgenommen wurde. Mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgte sie auch aus der Ferne für ihn, wie ihr deshalb mit ihrem in Halle damals angestellten Freund Schleiermacher geführter Briefwechsel beweist. Fortwährend nahm sie den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal des jungen Mannes, der in der That ihre Prophezeihungen zur Wahrheit machen sollte.

Erst nach einigen Jahren sah sie ihn in Frankfurt am Main wieder; er war indeß ein berühmter und allgemein bewunderter Schriftsteller, ein Kämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit geworden. Er hieß zwar nicht mehr Louis Baruch, da er zum Christenthum übergetreten war und bei der Taufe den Namen Ludwig Börne angenommen hatte, dieser Name aber hatte in Deutschland einen guten Klang und einen Ruf, der mit jedem Jahre immer höher und höher stieg.

Als Henriette ihm beim Wiedersehen die Hand reichte und ihm dabei einige schmeichelhafte Worte über sein Talent und seine Berühmtheit sagte, spielte ein eigenthümliches, halb wehmüthiges, halb scherzhaftes Lächeln um seine Lippen.

„Das Alles danke ich Ihnen," rief der große Humorist, „aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll. Den Preis, den ich dafür bezahlt, steht doch in keinem Verhältnisse zu dem, was ich damit gewonnen habe."

Dabei küßte er die noch immer schöne weiße Hand der mütterlichen Freundin. Als sie dieselbe zurückzog, fühlte sie, daß eine Thräne darauf gefallen war.

Kleinigkeiten.

Der Schlaf der Blumen. Ob sie schlafen, die Blumen? Ob auch Sie an dem, was so lange als Vorzug des Menschen und der Thiere vor der übrigen Schöpfung hingestellt ist, dem Schlafe, Theil haben? Die Naturwissenschaft hat sich ihrer angenommen und nachgewiesen, daß viele der Blumen schlafen, wie der Mensch, wie das Thier. Wie jene schließen sie während des Schlafes die müden Augenlider, ihre Blüthenkelche, und sind nicht die Blüthen die Augen der Blumen und Pflanzen, mit denen sie uns so innig anschauen! Und wenn die Blumen durch den Schlaf erquickt sind, blicken sie uns erfrischt entgegen. Ob die schlafenden Blumen auch träumen, ob auch ihre Blüthenkelche von lieblichen Traumbildern umschwebt

werden? Wer weiß es — wer kann es behaupten, wer leugnen? Ist es nicht in dem Sinne der Natur selbst, in der sich nirgend eine scharfgezogene Grenze findet, wenn wir annehmen, daß auch in das Pflanzenleben einige schwache Fäden der Empfindung und des Geistes hineinranken! Es fehlt uns vielleicht nur das Auge, diese Fäden und ihre Wirkungen, die sich ja in dem gänzlich anders gebildeten Organismus der Pflanzen, auch anders als in dem thierischen Leben äußern müssen, zu erkennen. Der Blick auf das Ganze der Natur, auf ihren Zusammenhang berechtigt uns aber zu der Annahme, daß wir die ersten schwachen Anfänge des Empfindungs- und Geisteslebens schon in der Pflanzenwelt zu suchen haben. Man hat bestritten, daß der schlafähnliche Zustand vieler Blumen und Pflanzen kein wirklicher Schlaf sey. Eine Thatsache spricht aber dafür, daß die Blumen wirklich schlafen. Die meisten Thiere nehmen im Schlafe die Stellung ein, welche sie im Fötuszustande haben und auch die schlaffähigen Blumen und Pflanzen kehren in ihren Knospenzustand während des Schlafes zurück und ihre Blätter schließen sich auf dieselbe Weise, in der sie sich befanden, ehe sie sich entwickelt haben. Wir sehen dies z. B. sehr deutlich bei der Akazie, welche wir in Töpfen ziehen. Ehe ihre Blätter sich vollständig entwickelt haben, sind die einzelnen kleinen Blättchen je zwei und zwei aneinander geschlossen. In derselben Weise schließen sich später auch ihre Blätter wieder während des Schlafes. Wie die Blume in ihrem ganzen Leben mehr als Mensch und Thier an die sie umgebenden und bedingenden Verhältnisse gebunden ist, so auch in der Zeit ihres Schlafes. Obgleich für Mensch und Thier die ihnen von der Natur angewiesene Schlafzeit die Nacht ist, so vermögen sie dieselbe doch willkürlich zu ändern und können auch zu jeder Zeit des Tages schlafen. Die schlaffähigen Pflanzen und Blumen haben eine bestimmte, streng abgemessene Zeit für den Schlaf und für das Wachen. Daran sind sie gebunden und sie können nicht willkürlich davon abgehen. Nur ausnahmsweise können durch äußere Verhältnisse einige Aenderungen hierin hervorgerufen wurden Die Schlafzeit der Blumen ist eine verschiedene. Die einen schlafen des Nachts, die andern am Tage, andere des Morgens und wieder andere am Abend, immer halten sie ihre bestimmte Schlafzeit inne. Schon Linne hat sich aus verschiedenen schlaffähigen Blumen und Pflanzen eine Blumenuhr gebildet, indem er verschiedene Pflanzen nach ihrer Schlafzeit aneinander reihte. Die eine Pflanze ist Morgens um acht Uhr, die andere um neun, eine dritte um zehn, eine vierte um elf Uhr u. s. f. in vollständigem Schlafe. Man glaubte früher, daß der Schlaf und das Erwachen der Blumen durch das Unter- und Aufgehen der Sonne bewirkt und bestimmt werde; das ist nicht der Fall, denn selbst am Nordpole blühen während des Sommers Pflanzen, die in regelmäßigen Zeitabschnitten schlafen und wachen. Die Schlafzeit der schlaffähigen Blumen ist nicht ohne Einfluß auf ihre Farbe. So sind die meisten Abend- und Nachtblumen weiß. Ihre Kelche sind den Tag über geschlossen, kein Sonnenstrahl vermag in sie zu dringen und ihnen Farbe zu verleihen. Die meisten Morgen- und Mittagsblumen sind gelb Bei manchen Blumen nehmen sogar die Blumenstiele am Schlafe Theil, z. B. bei der Sonnenrose und der schwarzrothen Gartenskabiose. Beide senken ihre Blüthenköpfe zur Erde, wenn sie schlafen, indem sich ihr Stiel bogenförmig krümmt. In den Prärien Amerika's wächst eine Blume, der Compaß der Prairien, welche während des Wachens ihren Kelch stets nach Norden wendet, unbekümmert um den Stand der Sonne. Sie dient den Reisenden und Verirrten häufig als Compas und Wegweiser. Die Zeit des vollständigen Schlafes und der Vollblume ist stets um zwölf Stunden auseinander. Das Erblühen geht langsam, allmälig vor sich und ebenso langsam das Einschlafen. Das Leben einer schlaffähigen Blume besteht gleichsam nur aus Erwachen und Einschlafen. Die meisten erwachen mit Sonnenaufgang und schließen sich zum Schlaf mit dem Scheiden der Sonne. Die Zeit ihres Erwachens währt von Morgens drei bis neun Uhr, die Vollblume von neun bis Mittags um drei Uhr, von da an beginnt sie allmälig wieder einzuschlafen und ihr vollständiger Schlaf währt von Abends neun Uhr bis Morgens um drei Uhr. Die Königin der Nacht, Cactus grandiflorus, eröffnet ihren vanille-duftenden Kelch erst nach vollständigem Einbruche der Nacht, um ihn schon nach Mitternacht wieder zu schließen. Der Sauerklee und die dreifarbige Gartenwinde erschließen ihre Blumen erst in den Nachmittagsstunden, und die schön duftende Nachtviole erst, wenn der Abend hereinbricht. Je jünger und lebenskräftiger die Blüthen und Blätter der schlaffähigen Pflanzen sind, um so rascher und vollständiger tritt bei ihnen der Schlaf ein. Sie gleichen den Kindern, deren rascher, gesunder Schlaf nur allzuhäufig beneidet wird. Fangen die Blüthen und Blätter an abzusterben und zu verdorren, so verlieren sie auch die Fähigkeit zu schlafen. Manche Pflanzen sind so zart, daß sie, wie z. B. die große Gartenwinde, bei trübem Wetter ihre Blüthen gar nicht erschließen, und bei der außerordentlich empfindlichen Sumpfpflanze, mimosa pudica, reicht schon ein bewölkter Himmel, eine düstere Beleuchtung hin, daß sie unerschlossen bleibt. Durch sehr intensives, helles Licht lassen sich die meisten schlaffähigen Blumen aus dem Schlafe erwecken. Ebenso lassen sie sich, wie z. B. die Tulpe, Winde u. s. w. wie die meisten Thiere durch Sonnenfinsternisse, sobald dieselben ziemlich total sind, täuschen. Sie schließen ihren Kelch wie zum Einschlafen und öffnen ihn wieder, sobald das volle Sonnenlicht wieder auf die Erde trifft. Immerhin bleibt der Schlaf der Blumen einer der interessantesten Punkte im ganzen Pflanzenleben, weil die Pflanzen dadurch gleichsam in die Gemeinschaft des thierischen Lebens versetzt werden. Er ragt wie ein geistiger Punkt in ihr Leben hinein und wenn Poesie und Märchen passender Punkte zum Anknüpfen bedürfen, der Schlaf der Blumen — ihr Erwachen — ihr Träumen bietet sie ihnen in sinniger Weise.

Kepler's Bescheidenheit. Seine eigene Größe hat wohl keiner mit so viel Selbstbewußtseyn und Bescheidenheit bezeichnet, als der große Philosoph Kepler, wenn er sagt: „Darf es mir wohl schwer ankommen, wenn die Menschen von meiner Entdeckung (die bekannten Kepler'schen Gesetze) Nichts wissen wollen? Wenn der allmächtige Gott 6000 Jahre auf einen Menschen gewartet hat, der sieht, was er geschaffen, so kann ich wohl auch 200 Jahre auf einen warten, der versteht, was ich gesehen."

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 76. den 21. September 1859.

Götz von Berlichingen.

(Fortsetzung.)

Dieser Verstoß gegen die Hofgesetze forderte Bestrafung, und obgleich der Markgraf und seine Söhne dem jungen Berlichingen gewogen waren und die letzteren sich bemühten, ihm Verzeihung zu erwirken, so mußte doch der alte Markgraf, wollte er ein gutes Weib und die jungen Herren eine gnädige Mutter haben, seiner Gemahlin, einer Tochter des polnischen Königs Kasimir, zusagen, daß er Götzen wolle mit dem Thurm strafen. Doch gelang es den jungen Markgrafen, daß er schon nach einer Viertelstunde wieder herausgelassen wurde; eine gleiche Bestrafung des Polacken aber, welche die Gönner Götzens forderten, ward nicht durchgesetzt.

Dagegen fand Götz bald Gelegenheit, sich an dem Polen, dem Schützling der Markgräfin, zu rächen. Ungefähr ein Viertheljahr nachher begab sich's, daß ein anderer Polacke und ein junger von Vollmershausen, Götzens Freund, sich mit der Stechstange übten; Beide erbosten, griffen zur Wehr, und Götz warf sich dem unvorgesehenen Stoße des Polacken, der seinem Freunde gefährlich gewesen wäre, mit der Drohung entgegen: „Stößt Du, so will ich Dich über den Kopf hauen, daß Dich die Pest ankomme! Und wie er so den Stoß nicht vollführen konnte, ich aber zurücktrete und mich in Züchten halten will, denn es war mir vordem übel mit dem andern polnischen Lecker ergangen: läuft eben dieser, den ich damals am Hofe geschlagen, allein daher und will sich an mir rächen. Ich war eben auch allein, so daß wir kein Raum hatten, und auch er hatte keinen Gesellen bei sich, wie ich keinen bei mir, weßhalb ich nicht lange säumte, sondern auf ihn einrückte, ihn hinter sich trieb und in die Flucht warf, so daß er in des Herzogs von Lithauen, deß Diener er war, seine Herberg lief und entkam, sonst wollte ich ihm wieder einen oder etliche Streiche gegeben haben. Es ward aber dabei das Geschrei so groß, daß ich glaube, es haben hundert Menschen in den Fenstern und auf dem Markt zugesehen."

Götz hatte sich durch Muth, Geistesgegenwart und kriegerische Geschicklichkeit bisher so ausgezeichnet, daß der Markgraf ihn sich zum Leibjunker auswählte, als er 1499 dem Kaiser Hilfstruppen in den Schweizerkrieg zuführen wollte. Wer war froher als Götz, sich mit Helm und Speer bewaffnet zu sehen. „Auf seinem Helm war eine große Feder, die war weiß und schwarz und stand stracks über sich; und wo er im Dienste hinter seinem Herrn ritt, da trug er einen großen Spieß mit den Farben von Hohenzollern, weiß und schwarz bemalt, sammt einem großen Fahnen dran, der war auch weiß und schwarz." Der Feldzug fiel für das deutsche Heer wegen seiner schlechten Ordnung und Zusammensetzung unglücklich aus; doch erinnert sich Götz noch in seinen alten Tagen mit Freuden eines Gesprächs, das der Kaiser mit ihm, dem Knappen geführt. Zu Konstanz war der Kaiser zu seinem Heere gestoßen. Götz, der ihn auf etlichen Reichstagen gesehen, erkannte ihn an seinen Gesichtszügen, denn durch seinen Anzug war er nicht kenntlich. „Er hatte ein kleines grünes altes Röcklein an und ein grünes Stutzkäpplein und einen großen grünen Hut darüber, daß ihn Keiner für einen Kaiser gefangen oder angesehen hätte." Max stellte am frühen Morgen das Heer in Schlachtordnung, um die Schweizer im Schwaderloch anzugreifen. Wie er nun vor den Reihen gerüstet hielt, umgeben von mehreren Fürsten und Kriegsobersten, unter denen auch Markgraf Friedrich, so ersah er den Götz hinter seinem Herrn halten mit seinem hohen, weißen und schwarzen Federbusch und dem großen Spieß mit der Fahne, und ritt hin zu ihm und fragte, wem er zustehe. Dieser antwortete: meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem Markgraf Friedrichen. Da hebt der König an und spricht: Du hast einen langen Spieß und einen großen Fahnen dran, reit mit dorthin zu jenem Haufen, bis daß die Reichsfahne mit dem Adler von Konstanz herauskömmt. Das that ich, erzählt Götz, dieweil ich den Kaiser kannte, und kam also neben Schenk Christoph von Limburg, neben dem hielt ich mit der Fahne, und währte dies ungefähr eine halbe Stunde, bis man Schenken Christoph von Limburg den Adler der Reichsfahne in die Hand gab. Das war aber das erste und letzte Mal, daß ich im Felde den Reichsadler fliegen sah.

Mit dem Jahre 1500, wo er in einem Alter von neunzehn Jahren zum Manne herangereift ist,

entscheidet Götz über seine künftige Lebensbahn. Statt Fürstengunst, Belohnung und Lebensgemächlichkeit im Hofdienste eines Großen wählt er das freie Leben eines Ritters mit seinen Gefahren und Mühen. Er verließ den Dienst des Markgrafen und legte zu Jarthausen den Harnisch an (sein Vater war schon während des erwähnten französischen Krieges gestorben); von jetzt an ist sein Leben ein steter Wechsel von gefährlichen Ritten und Strapatzen, wilden Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Von Ehrgeiz getrieben und erfüllt von dem enthusiastischen Gefühle für Freiheit, für altdeutsche Sitte, Recht und gegebenes Wort, kämpft er rastlos auf eigene Faust, ohne Rücksicht auf die Anordnungen des Staates, für seine Selbständigkeit, übt er Vergeltung und Rache, unterstützt seine gleichgesinnten Freunde, wirft sich auf zum Beschützer der Beleidigten und Bedrängten.

Den ersten Ritt, welchen Götz als selbstständiger Ritter unternahm, machte er zugleich mit seinem Bruder Philipp im Bunde mit Hans von Massenbach, genannt Thalaker, von Börstei, der gleich Götz ein kriegerisches Leben den Ergötzungen an Fürstenhöfen vorzog und damals des Herzogs von Würtemberg Feind war. Sie versprachen ihm „mit drei Pferden ein Reis zu dienen.“ Sechs Reiter bildeten das ganze Kriegsheer gegen den mächtigen Gegner; aber im kleinen Krieg thaten sie durch Wegelagerung den Würtembergischen empfindlichen Schaden. Sie überraschten elf Würtembergische Bauern im Walde bei Heilbron, durchstreiften die Landstraße bis hart an die Thorschranken dieser Reichsstadt und schleppten Würtembergische Unterthanen, die den Wochenmarkt daselbst besuchten, mit sich hinweg.

Noch zwei Jahre stand Götz in Verbindung mit Thalaker, der sein Wesen immer ärger trieb, so daß zuletzt der ganze schwäbische Bund sich gegen ihn bewaffnete. Da hielt es Götzens Oheim, Neidhart von Thüngen, für räthlich, den jungen Neffen von der gefährlichen Verbindung dieses losen Gefährten abzuziehen, „denn er befürchtete, Götz möchte, indem er des Thalakers Reitern anhinge, einmal darüber aufschnappen (umkommen).“ Durch das Versprechen eines Pferdes lockte er den jungen Kämpen zu sich nach Sottenberg im Frankenland und vermochte ihn durch eindringliches Zureden, daß er sich von Thalaker lossagte. Götz hatte das nicht zu bereuen; denn kurze Zeit nachher wurde ihm der Schauplatz größerer und schönerer Ehre, als er sich bei den Wegelagerungen Thalakers erwerben konnte, in einem Kriege des Markgrafen Friedrich gegen Nürnberg eröffnet. (1502.) In einer Schlacht vor den Thoren Nürnbergs zeichnete er sich so durch Muth und kluge Geistesgegenwart aus, daß durch sein Bemühen vorzüglich der Sieg gewonnen und ihm volles Lob öffentlich von seinen Oberen gezollt wurde. So erzählt Götz noch in seinen alten Tagen mit Wohlgefallen von einem Gespräche, das der Anführer in jener Schlacht, Paul von Absberg, im Beiseyn der besten und geschicktesten Ritter im Frankenlande mit Herrn Georg von Rosenberg gepflogen. „Als Rosenberg gesagt: „Mein gnädiger Herr, der Markgraf, hat gute und willige Leute gehabt an jenem Tag, und wo man willige Leute hat, da kann man etwas ausrichten,“ antwortete Paulus von Stendan darauf: „Freilich hat mein gnädiger Herr willige Leute gehabt, es sind aber da zwei Berlichingen (Götz und sein Bruder Philipp) gewesen, deren ich nie zwei willigere gesehen.“ Ich glaube übrigens noch jetzt nicht, fügt Götz hinzu, daß Herr Paulus von Absberg gewußt hat, daß ich in der Stube dabei gewesen. Eine solche Besoldung war mir und meinem Bruder selig lieber, als hätte uns der Markgraf zweitausend Gulden geschenkt, wiewohl wir wahrlich arme Gesellen waren.

Götz hatte von vier Pferden, welche er dem Treffen zugeführt, als er heimkehren wollte, nur noch eins, und zwar das schlechteste; aber die Obersten des Markgrafen boten ihm ihre Leibrosse zum Heimzug dar, und so kam er wieder zum Oheim gen Sottenberg, dem er derzeit diente. Als er bald darauf einmal mit seinem Oheim herabgeritten war, bot sich ihm ein absonderlicher Kampf dar, den er in seiner Lebensbeschreibung „die Affenreuterey“ überschrieben hat.

Ein Reiter des Amtmanns zu Solleck, der Aff genannt, hatte ihn, den Junker, zu Hammelburg in der Herberge, des süßen Weines voll und „mit viel Wind in der Nase gehöhnt und Götz ihm gesagt: Wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht sey.“ Jetzt sah Götz den Affen und seinen Herrn bei dem Dorfe Obereschenbach am Gehölze halten. Sogleich sprengte er, seine Armbrust spannend, den Berg hinan auf sie los. Der Herr entwischte; auch der Aff begab sich auf die Flucht und wurde von Götz verfolgt. „Wie ich denn an ihn kam, mußte er durch einen tiefen Hohlweg dem Dorfe zu, und hatte ich noch weit bis zur Stelle, da der Hohlweg begann, ließ ihn daher in letzteren einreiten, und schoß ihn, jedoch über den Rücken weg. Nun wollt' ich zwar die Armbrust wohl wieder aufgebracht haben, dachte aber, er wird deiner nicht warten, weil auch er einen Pfeil auf der Armbrust hat: ließ es also, zumal ich keinen Menschen bei mir hatte, bleiben, und rannte ihm entlang des Hohlwegs nach. Da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufbrachte, wartete er meiner vor dem Thor, bis ich schier an ihn kam; dann schoß er her und schoß mich vorn auf den Krebs (Brustharnisch), daß der Pfeil zu Splittern ging, die mir über den Kopf hinaussprangen; ich aber werfe ihm zunächst meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, und, flugs mit dem Schwert heraus, renne ich ihn zu Boden,

daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde liegt. Aber er kam allemal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich also mit ihm im Dorf herum renne, steht da ein Bauer, der hat eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, — ich aber an ihn, ehe er noch zum Schuß kommt, und schlag' ihm den Pfeil von der Armbrust: hielt aber bei ihm, stieß das Schwert wieder ein und redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich stünde Herrn Neidhart von Thüngen zu, und wäre auch gut Fuldaisch. Indessen aber kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinspießen, Hand-, Wurf- und Holzbeilen und Steinen, und umringten mich und bedrohten mich mit Werfen und Schlagen, daß mir die Beile und Steine um den Kopf flogen, und mich bedüngte, es rühre mir schon an die Pickelhaube. Einer aber kam daher mit einem Schweinspieß; auf den renne ich zu, und indem ich eben das Schwert wieder gewinne, schlägt der Bauer her und trifft mich auf den Arm, daß ich denke, er hat mir den Arm entzwei geschlagen; wie ich aber nach ihm steche, fällt er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte, mich nach ihm zu bücken, in Summa: ich brach durch. Doch lief mir noch ein Bauer nach, der hatte ein Holzbeil, aber ich traf ihn, daß er neben an den Zaun fiel. Da wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn gar angestrengt, und ward mir schon Angst, wie ich zum Thore hinauskommen möchte; auch war, wie ich demselben zueile, gleich Einer da, der wollte das Thor zuschlagen; aber ich kam doch hinaus, ehe er's zuschlug. Und wie ich ein Weniges vor das Thor hinausgekommen, war auch der Aff schon wieder da und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich, und schrie: hier! hier! hier! und so schoß er wieder nach mir, daß ich den Pfeil sah auf die Erde prallen. Ich aber gleich wieder mit dem Schwert an ihn, und jage sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, aber ich ritt davon und Herrn Neidharten zu, der weit draußen auf dem Felde hielt. Wir sahen allenthalben den Bauern nach, aber es wollte Keiner mehr an mich kommen. Als ich fast bei Neidharten war, rennt ein Bauer mit dem Pflug daher und dem Sturm nach; den überfiel und fing ich, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie dem Affen, als er mich, wie vorgemeldet, schoß, nachgeworfen, hatte aber nicht so viel Weile, wieder nach ihr zu langen, sondern mußte sie im Weg liegen lassen." Das war die Geschichte von der Affenreuterey, welche vielleicht der Grund war, weßhalb sich unser zweiundzwanzigjähriger Ritter in der nächsten Zeit von seinem Oheim trennte; denn wir sehen ihn und seinen Bruder Philipp bald wieder mit Thalaker und seinen Reitern Gefahr und Beute theilen. Doch war ihnen das Glück nicht immer günstig. Einmal lagen sie erfolglos ihren Feinden auflauernd, vierzehn Tage lang in den Hölzern und nährten sich von Brod und Käse, was ihnen ihre Freunde zukommen ließen.

Ohne uns weiter bei solchen abenteuerlichen Unternehmungen aufzuhalten, wollen wir zu dem für unseren Ritter so verhängnißvollen Bayrischen Krieg im Jahre 1504 übergehen, welcher um die Lande des jüngst verstorbenen Herzogs Georg von Bayern-Landshut geführt wurde. Dieser hatte in einem Testamente den Hausverträgen zuwider, zum Nachtheil seiner Vettern, der Herzoge von Bayern-München, seinen Schwiegersohn Ruprecht, Sohn des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, zu seinen Erben eingesetzt, und Letzterer hatte schon begonnen, mit bewaffneter Hand sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Da bietet der Kaiser Max gegen den Geächteten zu Gunsten der Herzöge von Bayern ein Reichsheer auf, zu welchem auch der Markgraf von Ansbach sein Contingent stoßen ließ. In dem markgräflichen Heere befand sich auch Götz von Berlichingen, und er war überall ungerufen zu sehen, wo eine Gefahr zu bestehen und Ehre zu ernten war. Endlich kam man vor Landshut an, um den Herzog Ruprecht, der sich in der Stadt festgesetzt hatte, darin zu belagern. Täglich geschahen blutige Angriffe auf die Stadt, bei denen Götz sich durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit bei Freund und Feind Ruhm und Achtung erwarb. Eines Tages aber, wo die Belagerten einen Ausfall machten und die Nürnberger, auf Seiten des kaiserlichen Heeres, in der Hitze des Kampfes ihre Feldschlangen ohne Rücksicht auf ihre Freunde in das dichteste Handgemenge gerichtet hatten, ward Götz, der tief im Gefechte war, durch eine Kugel getroffen. Sie schlug ihm den Schwertknopf entzwei, daß ihm der halbe Theil davon in den rechten Arm flog und drei Armschienen traf. „Und schlug sich dieses Stück Schwertknopf so in die Armschienen, daß man es nicht mehr sehen konnte, und es mich wundert, dadurch nicht vom Gaul geworfen worden zu seyn, denn die Armschienen blieben ganz und nur ihre Ecken standen, weil sich jene gebogen, etwas nach außen. Der Schwertknopf aber stack, wie gemeldet, in den Armschienen drinnen. Der andere Theil des Knopfs jedoch und die Stangen am Schwertheft waren zwar nicht entzwei, hatten sich aber gebogen, so daß mich täuchte, die Stange und der andere Theil vom Knopf hätte mir zwischen dem Harnisch und dem Armzeug die Hand abgeschlagen, und wäre mir nun der Arm hinten und vorn zerschmettert. Und wie ich darnach sehe, hängt mir die Hand noch ein wenig an der Haut und liegt der Spieß dem Gaul unter den Füßen." Der nämliche Schuß streckte seinen Gegner, Fabian von Wallsdorf, mit dem er kämpfte, todt zur Erde. Götz lenkte kaltblütig sein Pferd um und kam ungefangen von den Feinden hinweg zu seinem Haufen. Ein alter Lanzknecht führte ihn in's Lager. Dort

löste der Arzt dem Tapfern die zerschmetterte Hand vom Arm, damit dem Brande vorgebeugt werde.

Am andern Tage in der Morgenkühle fuhr man den Verwundeten aus dem Lager, um ihn in die Herberge seines Vetters, Sigmund von Thüngen, zu bringen. Unterwegs aber stieß Christoph von Giech auf sie, ein Jugendgenosse von Götz, aber jetzt auf Seiten der Gegner, der während der Nacht mit seinen Reitern Wache gethan hatte; dieser ließ, ohne erkannt zu seyn, seinen Jugendgenossen in seine Herberge nach Landshut bringen. Götz wähnte, in seines Vetters Herberge abzusteigen und ward rührend überrascht, als ihm der treue Freund seiner Jugend als Bewohner des Hauses entgegentrat und ihm seine ganze Habe zu Gebot stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Tänze aus dem Mittelalter. Die tanzliebenden Leserinnen werden sich sehr dafür interessiren, zu erfahren, wie sich ihre Vorfahren zur Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts im Tanzsale die Zeit vertrieben. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war ungeheuer, für uns aber vielleicht zum Nachtheil des Humors und der Kunstfertigkeit. Fast alle damaligen Tänze hatten eine Bedeutung, nur der sogenannte Drehtanz glich unserm heutigen Walzer. Am beliebtesten waren der Todtentanz und der Schmoller. Der Todtentanz war ein höchst eigenthümlicher. Die Gäste, Alt und Jung, paarten sich und begannen unter heiterem Jubel und Gelächter; plötzlich hörte die Musik auf, fing aber bald darauf wieder in leisen, traurigen Tönen an, welche endlich übergingen in eine düstere Melodie, wie sie bei Begräbnissen gespielt wurde; ein Herr aus der Gesellschaft mußte sich auf den Boden legen und den Todten darstellen, die Frauen und Mädchen umtanzten ihn, wobei es darauf ankam, möglichst zierliche, dabei aber doch auch möglichst komische Sprünge zu machen, welche die Trauer um den Todten carrikiren sollten; ein Trauergesang wurde während des Tanzes von den Frauen gesungen, welche sich bemühten, trotz der melancholischen Melodie, denselben so komisch wie möglich zu machen. Nach der Vollendung des Gesanges näherte sich eine der Frauen nach der andern dem Todten, beugten sich über ihn und küßten ihn; demnächst umtanzte ihn die ganze Gesellschaft in einer Ronde unter fröhlichem Gelächter und beendete damit den Tanz. Der Todtentanz wurde immer zweimal ausgeführt, indem das erste Mal ein Herr den Todten spielte, das zweite Mal eine Dame sich todt stellen mußte: bei dem zweiten Tanze traten natürlich die Männer und Jünglinge an die Stelle der Frauen und Mädchen, und bemühten sich, in Zärtlichkeit des Küssens einander zu übertreffen. Daß ein solcher Tanz viel Anlaß zur Fröhlichkeit gab, läßt sich wohl leicht begreifen, er war auch deßhalb auf allen Hochzeiten und Kindtaufen sehr beliebt. Eben so gern wurde der Schmoller getanzt, welcher, ähnlich unserm heutigen Cotillon oder Kehraus, meistens den Beschluß des Ballfestes machte, nachdem natürlich außer dem Todtentanz noch viele andere Touren vorangegangen waren, welche zu beschreiben zu weitläufig wäre. Beim Schmoller mußten Tänzer und Tänzerin einen großen Widerwillen gegen einander heucheln und denselben durch die Bewegungen beim Tanzen ausdrücken; sie kehrten einander den Rücken zu, versöhnten sich aber nach und nach, bis sie sich dann wieder ganz und gar befreundet hatten. Die Kunst des Tanzes lag darin, daß durch die Pantomimen und die Bewegungen des Tanzes selbst die Gemüthsbewegungen, die Uebergänge vom Widerwillen bis zur Liebe und Freundschaft möglichst treu dargestellt wurden; gewiß eine höhere Kunst, als die, wie es heute verlangt wird, zierliche Schritte und Sprünge zu machen!

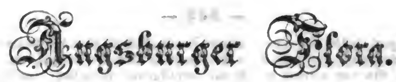
Der Exkönig von Audh, der nach zweijähriger Haft endlich freigelassen wurde, soll während seiner Gefangenschaft im Fort William ein viel regelmäßigeres Leben, als je zuvor geführt haben, so daß er sich für seine gestärkte Gesundheit bei seinen Kerkermeistern bedanken muß. Obwohl ihm keiner seiner Wünsche versagt wurde, aß er doch sehr mäßig und trank wenig. Den größten Theil des Tages nahm seine Korrespondenz mit seinen zahlreichen Frauen in Anspruch, denen er gelegentlich auch kostbare Juwelen zuschickte. Dann spielte er gerne mit Puppen und Automaten, für die er ein Heidengeld ausgab, und war er müde, so legte er sich flach wie eine Schildkröte auf ein hohes Federbett, streckte Arme und Beine von sich und machte Verse, die er immer gleich niederschrieb. In solchen Momenten durfte Niemand des königlichen Dichters Einsamkeit stören, und daß die strenge Hofetikette nie und nimmermehr verletzt werde, dafür war vom Gouverneur in bestimmtester Weise gesorgt worden. Durch die letzte indische Post erfahren wir überdieß, daß ungeachtet aller Strafandrohungen sich doch wieder einmal eine Wittwe von altem Hinduglauben lebendig verbrannt hat. Dieß geschah in Khangar. Die Dorfbewohner wollten der Frau nicht willfahren, bereiteten ihr am Ende aber doch, eingeschüchtert durch ihre Verwünschungen, den Scheiterhaufen und thaten ihr die Liebe, ihn anzuzünden. Darob wurde das Dorf mit fünfhundert Rupien gebüßt und die Rädelsführer zu Gefängnißstrafen von zwei bis zehn Jahren verurtheilt. Khangar wird sich sobald nicht wieder erlauben, eine Wittwe zu verbrennen.

Räthsel.

Wir sind unserer zehn; vier Paar Geschwister. Der Vater, als erster, hat uns erzeugt; aber die zehnte können wir nicht wohl unsere Mutter nennen, denn sie ist die bloße Leerheit; sie ist zwar mitten unter uns und durch ihre Verbindung mit uns werden wir stärker und mächtiger; aber ist sie immer unendlich weit von uns entfernt. Wir zusammen umfassen alles, was da ist, Sterne, Welten, Zeiten; nur kommt es einzig darauf an, wer der Anführer unter uns ist, je näher dem Anführer, desto mächtiger ist jeder, jener aber ist der mächtigste; so sind wir zwar einzeln alle verschieden, aber als Anführer wird jeder mächtiger als die andern.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 77.* | den 25. September 1859.

Götz von Berlichingen.

(Fortsetzung.)

Das Unglück Berlichingens ward bedauert von Freund und Feind. Hohe und Niedere kamen, um nach ihm zu sehen, so daß er zwei, drei Tage keine Ruhe hatte und „es gleich einer Wallfahrt zu ihm war." Selbst Herzog Ruprecht, gegen den er gedient, ließ ihm sein Mitleid bezeigen und kund thun, daß er ihn besuchen wolle. Da aber kam wieder Botschaft; die rothe Ruhr hatte den Herzog hinweggerafft, und sie raffte auch nebst vielen Andern zu seinem nicht geringen Schmerze Christoph von Giech hin, der ihm in so edler Weise seine Freundschaft bewiesen hatte.

Götz lag noch Monate lang in Landshut. „Was ich derzeit für Schmerzen erlitten habe, kann ein Jeglicher wohl erachten, und war das meine Bitte, so ich zu Gott that; wenn ich in seiner göttlichen Gnad wäre, so sollte er im Namen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann. Doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich irgend von meinem Vater selig und alten Pfalzgräflichen und Hohenlohischen Knechten gehört hatte, der hätte auch nicht mehr denn eine Hand gehabt und doch eben so gute Dinge gegen den Feind im Felde ausrichten können, als ein Anderer. Der lag mir im Sinn, daß ich Gott anrief und gedachte: wenn ich auch zwölf Hände hätte, und seine göttliche Gnad' und Hilfe wollte mir nicht wohl, so wäre doch Alles umsonst; derohalben ich auch vermeinte, wenn ich auch nicht mehr denn ein wenig einen Behelf hätte, es wäre gleich eine eiserne Hand, oder was es wäre, so wollt' ich dennoch mit Gottes Gnad' und Hülf' im Feld so gut seyn, als irgend ein unverstümmelter Mensch. — Und nachdem ich nun schier sechzig Jahre mit einer Faust Krieg, Fehden und Händel gehabt, kann ich anders nicht finden und sagen, denn daß der allmächtige, ewige und barmherzige Gott wunderbarlich und mit großen Gnaden bei und mit mir in allen meinen Kriegen, Fehden und Fährlichkeiten gewesen."

Nachdem endlich Götz um Fastnacht 1505 völlig genesen war, zog er gen Jarthausen, mit einer künstlich gearbeiteten eisernen Hand versehen. Berlichingens eiserne Hand wird noch von seinen Nachkommen aufbewahrt. Sie ist ganz von Eisen und einem Panzerhandschuh ähnlich, jedes Fingergelenk hat eine Feder, durch die es auf und zuspringt, und die sämmtlich durch einen großen Knopf zusammengehalten werden.

Bald nach seiner Rückkehr ging Götz seine erste Ehe ein mit einer Tochter Reinhards von Saxenheim; doch vermochten diese zarten Bande nicht den kriegslustigen, nach Abenteuern begierigen Mann für lange Zeit auf seiner Veste zurückzuhalten. Wir übergehen übrigens die kleineren Fehden, in welche er in der nächsten Zeit verstrickt war, und springen sogleich über zu dem Jahre 1509, wo Götz mit der Stadt Köln in Fehde gerieth.

Ein Bürger von Stuttgart, der Schneidermeister Hans Sindelfinger, hatte zu Köln bei einem Zielschießen den ersten Preis gewonnen, hundert Gulden; aber die von Köln hatten ihn darum betrogen, und ließen ihn mit leeren Händen nach Hause ziehen. Die Hofleute des Herzogs Ulrich von Württemberg nun suchten ihm zu seinem Rechte zu verhelfen und sprachen auch Götz von Berlichingen um seine Mitwirkung an. Der nahm sich auch des Betrogenen an und ward denen von Köln feind. Er zog mit einer geworbenen Mannschaft aus, um den Kölnern ihre Frachten und Kaufleute aufzufangen. Auf der Kölner Straße, die von Frankfurt aus über Königstein und Limburg mitten durch das heutige Nassau führt, hielt er neun schwerbeladene Kölnische Frachtwagen an; weil aber seine und seiner Gehülfen Besitzungen zu fern lagen und er des alten kranken Philipp von Kronberg, der ihm seine Veste geöffnet, und des Grafen von Königstein schonen wollte, so ließ er die neun Wagen wieder weiter ziehen. Kurz vorher aber hatte er zwei Kölnische Kaufleute, Vater und Sohn, so nach Leipzig in die Messe zogen, niedergeworfen und als Gefangene nach Jarthausen geführt. Da baten sie ihn, er möge Einen von ihnen die Reise nach Leipzig fortsetzen lassen, wo sie ihre Güter und Waaren hätten, damit er nach Verkauf der Waare das Lösegeld zahlen könne. Götz entließ den Vater, weil der Sohn die Gefangenschaft besser ertragen könne, und nahm ihm das eidliche Versprechen ab, daß er nach beendigter Messe wieder kommen wolle,

Ein Knappe Berlichingens sollte ihn in Bamberg erwarten und nach Jarthausen geleiten. Aber der Kaufmann brach seinen Eid und verrieth den Knappen an den Bischof von Bamberg.

Mit Köln söhnte sich Berlichingen durch Vermittelung des guten Grafen von Königstein auf einem Tage zu Frankfurt wieder aus, aber er war durch seine Feindschaft mit dieser Stadt zugleich in vier andere Fehden verwickelt worden, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Doch wollen wir von diesen blos die mit dem Bischof von Bamberg hervorheben, der ihm, wie oben gemeldet, den Buben zurückgehalten. Götz wollte durch einen wohlberechneten Streich den Bischof zur Genugthuung zwingen. „Ich erfuhr, daß der Bischof von Bamberg gen Göppingen zu dem Sauerbronnen Wildbad geritten war und gegen den reißenden Stein baden wollte. Da hatt' ich es gut mit ihm im Sinn und wollt' ihm das Bad gesegnen und austreiben; beschickt' und bewarb mich auch schon zum Handel und befahl Einem, dem ich absonderlich vertraute und nichts vorenthielt, und der sich auch dünkte, aller Reiter Mutter zu seyn, er solle mir etliche Pferde werben, wie er auch that. Aber als ihn derjenige, bei dem er geworben, gefragt: wer ist der, für den Du wirbst, und wem gilts? eröffnete er ihm allen meinen Anschlag und nannte vielleicht den Bischof von Bamberg selbst, was nicht redlich von ihm war. Und wiewohl ihm derjenige, den er geworben, zugesagt, er wolle mir dienen, so ritt dieser, den er gewonnen und dem er alle Dinge gesagt und vertraut, Alles dessen ungeachtet zu dem Bischof gen Göppingen und warnte ihn, daß ich nichts mehr konnte ausrichten und all' mein Anschlag verderbt und verloren war. Bald darauf aber warf Götz dem Bischof einen Bündesrath und einen einspännigen Reiter nieder, wodurch sein Bube wieder ledig gemacht und von Herzog Ulrich von Württemberg ein Frieden zwischen ihm und dem Bischof aufgerichtet und die Sache verglichen ward.

Zu der Zeit, wo Götz mit den Kölnern in Fehde lag, kam er auch noch zufällig in einen andern Handel mit dem Bischof von Bamberg. Er zog nämlich von ungefähr vom Westerwalde herauf, wo er wahrscheinlich Kölnischen Kaufleuten aufgelauert, und gelangte sehr müde, nachdem er in sechzehn Tagen nicht zwei Nächte hinter einander geruht, unweit des Mains in eine Burg seines Vetters Eustachius von Thüngen, der gerade damals dem Bischof von Bamberg feind war. Das Schloß lag voll wehrhafter Ritter und Knechte, denn der Vetter hatte eben einen Anschlag gegen den Bischof vor. Götz vergaß seine Müdigkeit, versprach seine Mitwirkung und trieb noch selbst mit Eifer zur sofortigen Ausführung des Vorhabens. Um Mitternacht brach der Haufen auf, Götz stets unter den Vordersten; er war die Seele der Unternehmung. Man setzte durch eine Furth glücklich über den Main und nahm zwei Bambergische Schiffe, obgleich sie von einer zahlreichen bewaffneten Mannschaft besetzt waren. Sechzehn Wagen beluden sie mit allerlei Waaren und führten sie noch dieselbe Nacht hinauf zum Reussenstein.

Man kann sich denken, daß der Bischof dem Berlichingen nach solchen Vorkommnissen nicht hold war. Das dachte auch Götz, als er einst in Heidelberg mit ihm zusammentraf. Im Jahre 1511 nämlich feierte der Churfürst und Pfalzgraf Ludwig zu Heidelberg seine Vermählung mit der Schwester Herzogs Wilhelm von Bayern, und außer manchen Fürsten und Herren ritten auch viele junge Gesellen von Adel aus der Nachbarschaft, unter ihnen auch Götz von Berlichingen, zur Hochzeit, „ein armer Haufe, Einer hatte ein Kleid an wie der Andere, das war nicht köstlich, weder Seide noch Sammt." Da geschah es dann, daß Götz und sein Schwager Martin von Sickingen, in die Herberge zum Hirsch die Stiege hinaufgingen, und zwar Sickingen voran; „und wann man schier hinaufgekommen über die Stiege, da ist ein eisernes Geländerlein, daran stand der Bischof von Bamberg, gab meinem Schwager Martin die Hand, und gab sie auch mir. Und wie er mir sie gegeben, ging ich hin zu Graf Ludwig von Hanau, der zunächst dabei stand und mir ein gnädiger junger Herr war, und sagte zu ihm: der Bischof hat mir die Hand gegeben, ich glaube, er hat mich nicht gekannt, er hätte mir sie sonst nicht gegeben und dergleichen. Solches hat nun, wie ich dafür achte, der Bischof gehört, denn ich rede laut; und ging er also wieder her zu mir und sagte: Wohl hätte er mich nicht gekannt, als er mir die Hand gegeben. Da entgegnete ich: Herr ich habe wohl gedacht, Ihr habt mich nicht gekannt, drum habt auch anmit Eure Hand wieder. Da lief das Männlein von mir hinein in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und Bischof Lorenz von Würzburg, beide meine gnädigsten und gnädigen Herren, und war roth am Hals wie ein Krebs, so zornig war er darob, daß er mir die Hand gegeben, denn er wußte wohl, daß ich meinem Vetter Eustachius von Thüngen gedient, als ihm dieser die Schiffe auf dem Main niederwarf, auch hätte ich selbst zuvor zwei Händel mit ihm gehabt, die übrigens damals schon gerichtet und vertragen waren."

Diese feindliche Gesinnung zwischen dem Ritter und dem Bischof blieb auch in der Folge bestehen, und Götz bemühte sich, wo er konnte, dem Bischof seine Gesinnung zu bekunden. „Dachte, schreibt er gleich darauf in seiner Lebensbeschreibung, du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg, haben."

Im Jahr 1512 verwickelte sich Berlichingen in eine Fehde mit der mächtigen Reichsstadt Nürnberg, welche sich bis in's Jahr 1514 hinzog und den Ritter in große Gefahr brachte. Die Veranlassung zu

der Fehde war folgende. Die von Nürnberg hatten eeinn Junker Jörg von Geislingen, einen Freund Berlichingens, der sich kurz zuvor in seine Dienste versprochen, auf der Jagd überfallen und ermordet, und einen Jugendfreund Berlichingens, den Junker Fritz von Lidwach heimlicher Weise gefangen und weggeführt. Obgleich nun durch solche Unthaten der ganze Adelsstand beleidigt war und die Verwandten der Ueberfallenen nach Hülfe und Rache schrieen, so war doch Keiner da, „welcher der Katze die Schelle angehängt oder die Sache angegriffen hätte, außer dem armen getreuherzigen Götz von Berlichingen; der nahm sich beider an.“ Götz fand sich nicht allein in seiner eigenen Person durch die übermüthigen Städter verletzt, sondern er hielt es auch für seine Pflicht, den gemordeten Freund zu rächen, den Gefangenen aus seiner Haft zu befreien; außerdem jedoch mag die Aussicht auf die Beute, welche in dem Streit mit der reichen Handelsstadt zu erringen war, auch das Ihrige zur Aufnahme dieser Fehde beigetragen haben; und diese Aussicht schaffte ihm eine Menge Bundesgenossen und Helfer zu Roß und zu Fuß. Sein bedeutendster Bundesgenosse war Hans von Selbiz, der Ritter mit einem Bein. Rastlos bald hier und bald dort, verlegten sie den Nürnbergern alle Wege und Straßen, hoben ihre Wagenzüge auf, fingen ihre Kaufleute, die sich durch hohes Lösegeld die Freiheit wieder erkaufen mußten, sie plünderten, brandschatzten und verwüsteten bis vor die Thore der Stadt. Auch brannte Götz mit Hans von Selbiz das Schloß und Städtchen Filseck aus, das dem Bischof von Bamberg gehörte, „also daß der Handel zwei Kappen trug.“

Da gab es denn lautes Schreien und Klagen, und zwei Nürnberger Kaufleute, denen Götz und Selbiz ihre Frachtwagen aufgehoben, eilten nach Augsburg, wo damals der Kaiser Max gerade einen Reichstag hielt, warfen sich ihm zu Füßen und klagten ihr Leid, wie Götz von Berlichingen und Hans von Selbiz sie zu armen Leuten gemacht hätten. Da rief der Kaiser: „Heiliger Gott, heiliger Gott! was ist das? Der Eine hat eine Hand, so hat der Andere ein Bein; wenn sie denn zwo Hände hätten und zween Beine, wie wolltet ihr dann thun?“ Dem Kaiser kam wohl Aerger an über die Unordnung im Reich, zugleich aber gedachte er auch mit Unwillen der Eigensucht der Reichsstädte und Fürsten, die nur ihren eigenen Vortheil stets kleinlich strebend im Auge hatten, für das gemeine Wohl des Reichs aber nie etwas übrig hatten. „Wie geht's zu! rief er, wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, so soll man das ganze Reich aufmahnen und so viel zu schicken haben; wenn aber Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich viel gelegen, da es ein Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, so kann euch Niemand daherbringen.“

Der ritterliche Kaiser — man nannte ihn ja den letzten Ritter — war dem kühnen Ritter mit der einen Hand gewogen, doch forderten die Gesetze des Reichs, daß er einschritt. „In Summa Summarum, sagt Götz, das Reich verordnete vierhundert Pferde gegen mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knechte; ich und mein Bruder kamen in die Acht und Aberacht; in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in der Luft, die sollten mich fressen, und ward uns Alles genommen, was wir hatten, so daß wir nicht einen Fuß breit mehr behielten.“

„Da war kein Feierns mehr!“ Sie mußten fort von Haus und Hof und trieben sich unstät und flüchtig umher in Wäldern und fremden Burgen, nur von wenig Getreuen begleitet; doch wollte das Glück sie auch verlassen, der Muth verließ sie nicht. Götz that mit seinen Gesellen dem Feinde durch manchen kühnen Anschlag Abbruch nach wie vor, bald hier bald dort, so daß die Nürnberger, zumal da die Hülfe des Reichs säumig zusammenkam, der steten Plackereien müde wurden und auch der Kaiser mehrmals Commissarien schickte, um sie mit Götz auszusöhnen. Dadurch erlitt Götz, wie er sagt, mehr als zweihunderttausend Gulden Schaden, da er aus Respect vor seinem allergnädigsten Kaiser zu solchen Zeiten Ruhe hielt und seine Anschläge, wodurch er denen von Nürnberg ihre Habe abzunehmen gedachte, aufgab. In dieser Weise wurde ihm einst ein Anschlag vereitelt, wo er denen von Nürnberg wohl all' ihr Kriegsvolk, ja den Bürgermeister selbst sammt seiner großen goldenen Kette am Hals und dem Kürassbengel in der Hand, auch alle ihre Reisigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hülfe wollte geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben. Endlich im Jahr 1514 um Pfingsten brachten die kaiserlichen Commissarien zu Würzburg einen Vergleich zu Stande: Götz zahlte vierzehntausend Gulden Entschädigung und ward nebst seinem Bruder und seinen Helfern der Acht und Aberacht ledig. Götz sagt: „Wollte ich einen gnädigen Kaiser, gnädige Fürsten und Herren und gute Freunde im Lande Franken haben und behalten, so mußt' ich gegen allen meinen Willen und Dank vertragen lassen. Hätt' aber all' mein Geld drum gegeben, wenn sich's nicht mehr als nur einen Monat länger verzögert hätte.“

Götz kehrte nun wieder in seine Veste zurück, doch konnte er nicht lange die Waffen aus der Hand lassen. Noch im Jahr 1514 focht er mit dem Herzog Ulrich von Württemberg gegen den sogenannten armen Conrad in Schwaben, und 1515 unternahm er für seine Person eine Fehde gegen den Churfürsten Erzbischof von Mainz. Dessen Bauern hatten den Bauern Berlichingens die Frucht abgeweidet, und da seine Räthe, welche mit Götz die Sache schlichten sollten, sich hoffärtig und stolz gegen den Ritter benahmen, schickte dieser voll Zorn dem Erzbischof den

Fehdebrief, warb Mannschaft zusammen und that in der bekannten Weise dem Bischof Abbruch, wo er konnte. Unter anderm hatte er auch erfahren, daß ein Mainzer Bundesrath das Land hinaufziehe gen Ulm; er eilte ihm nach mit sechs Reitern auf Waldpfaden und Richtwegen und erreichte ihn auf der Ulmer Straße. Er hieß seine Knechte sich an die Knechte des Mainzers machen und nahm es selbst mit diesem auf: „und wie ich also an ihn komm, hat er einen Knecht bei sich, der erkannte mich und sagte seinem Herrn: wahrlich es ist der Götz! Ich war aber schon bei ihnen und nestelte mich an ihn fest; da wollte er viel taglichters machen (das ist persönlichen Arrest halten bis zur Satisfaction), was mir aber nicht wohl gelegen kam, denn es war an dem Ort nicht recht geheuer, und schwiert' ich ihn darum ein wenig über den Kopf. Dabei hatte sich das Schwert gewendet, daß ich ihm irgend ein Aederlein traf, was also feindlich schweißte, daß mir Angst wurde. Doch gab ich ihm eine Blutwurzel in die Hand, worauf es wieder still stand. Nun bracht' ich ihn an einen Ort, wo er meines Bedünkens wohl versorgt war." Der Gefangene wurde jedoch verrathen und befreit.

(Fortsetzung folgt)

Kleinigkeiten.

Die Kälte und Gefühllosigkeit der Indianer gegen Weib und Kinder ist oft auffallend und abschreckend; allein das ist eben nur eine angenommene, von der Indianersitte erheischte Form, unter der das treuliebende Herz seine Stätte und seine von der Natur geheiligten Rechte und Gefühle hegt. Hier eine Thatsache, die keiner Erläuterung bedarf: Der junge Sohn eines berühmten Häuptlings der Tschippewä-Indianer war in einem, von den Kriegern dieses Stammes den Fuchs-Indianern, ihren erbitterten Feinden, gelieferten Treffen in Gefangenschaft gerathen. Als der Häuptling erfuhr, daß sein Sohn in die Hände der Feinde gefallen war, verfolgte er sogleich die Spur der Fuchs-Indianer und erreichte endlich ganz alleine ihr Lager. Er wußte, daß ein gräßlicher Tod das Loos seines geliebten Sohnes war, denn bereits war ein großes Feuer angezündet, in dessen Flammen er den Tod finden sollte. Ruhig und festen Schrittes tritt er in die Mitte seiner Feinde und redet die erstaunten Fuchs-Indianer würdevoll an, indem er sich an der Stelle seines Sohnes überliefert. „Mein Sohn", sagt er, „hat erst wenige Winter gesehen; seine Füße haben noch nie die Pfade des Krieges betreten; meine Haare sind weiß; ich habe über den Gräbern meiner Familie viele den Schädeln Eurer Krieger geraubte Haupthaare (Skalps) aufgehängt; zündet daher lieber das Feuer um mich an und sendet meinen Sohn in meine Hütte zurück." Der Tausch wurde angenommen. Der Sohn wurde frei gelassen und der Vater starb als Opfer väterlicher Liebe den entsetzlichen Tod in den Flammen, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben.

Alles Gold auf der Welt. Schätzt man die Yard Gold in runder Zahl auf zwei Millionen Pfund Sterling, so würde alles auf der Welt vorhandene Gold in Barren eingeschmolzen, in einem vierundzwanzig Fuß im Quadratfuß großen und sechzehn Fuß hohen Keller Platz finden. Alle die unermeßlichen Schätze; die Californien und Australien bereits geliefert haben, könnten in einem eisernen Kasten von neun Fuß Breite, neun Fuß Tiefe und neun Fuß Höhe untergebracht werden — so klein ist der Würfel gelben Metall, der Völker in Bewegung gesetzt und die ganze Welt mit Staunen erfüllt hat. Die Beisteuern des jüdischen Volkes zu dem Tempelbau zu Jerusalem zu Davids Zeiten übersteigen 6,800,000 Pfund. Der unermeßliche Schatz, den David zu diesem Zwecke gesammelt haben soll, belief sich auf 889 Millionen Pfund Sterling (Crito sagt 798 Millionen), eine Summe, die größer ist als die englische Nationalschuld. Das Gold, womit Salomon das Allerheiligste überzog, ein Gemach von dreißig Fuß im Quadrat, kostete mehr als achtunddreißig Millionen Pfund Sterling.

Ein weiblicher Matrose. In Liverpool stand kürzlich ein stämmig und robust aussehender Matrose vor Gericht, angeklagt: ein Weib zu seyn, das seinen Mann vor etwa zehn Jahren, wo derselbe durch einen Unfall zum Krüppel geworden, verlassen habe. Der Angeklagte weigerte sich nicht, dies einzuräumen, indem er bekannte, daß nach der Verstümmelung des Gatten dieser den täglichen Unterhalt nicht habe beschaffen können, und in Folge dessen er sich entschlossen habe, seinem Geschlecht zu entsagen und Matrose zu werden. Als solcher, wie die vorgelegten Zeugnisse bewiesen, war ihm nie etwas zur Last zu legen gewesen und hatte er auch die schwersten Arbeiten jederzeit willig und zufriedenstellend vollzogen. Er ist mehrere Male nach Quebeck, Bombey und anderen entfernt liegenden Häfen gesegelt und hat sich in seinem Dienst stets musterhaft verhalten. Das Gericht sprach den weiblichen Seemann frei und dieser hatte beim Verlassen der Schranken alle Hände voll zu thun, sich den Umarmungen und Liebkosungen der Menge zu entziehen.

Räthsel.

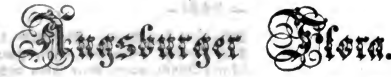
Ich bin Nichte; Einige sagen, ich sey das Ende alles Seyns, das Grab, in dem sich Alles begräbt; Andere, ich sey der Anfang, aus mir trete alles in's Daseyn. Wenn mich die Kinder sehen, so ruhen sie aus und ihr Verstand steht gewissermaßen still. Unserer zwei zusammen sind die allereinfachsten und wohlfeilsten Wegweiser; würden die Menschen uns immer folgen, es ginge nicht so krumm in der Welt her. Aber auch zu Gedanken fordern wir auf. Ich bin das Ziel, nach welchem sich täglich viele der Räder in der Staatsmaschine sehnen. Ich bin die letzte That aller, die da Reden halten an das unermeßliche Publikum; mein Begräbniß ist ein Sandhaufen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 76:

Die zehn Ziffern.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 78.** den 28. September 1859.

Götz von Berlichingen.

(Fortsetzung.)

Nun gedachte Götz diese Gegend auf eine Weile zu gesegnen und anderwärts sein Heil zu versuchen; doch wollte er sich zuvor ein wenig rächen und brannte in einer Nacht an drei Orten, die waren Ballenberg, Oberndorf und das Schafhaus zu Krautheim. „Zwar brannte ich ungern, aber dennoch, und es geschah darum, weil ich dachte, der Amtmann von Krautheim würde über das Feuer rücken." Dabei gedachte ihn Götz zu überfallen, denn er hatte ihn im Verdacht, den ebengenannten Rathsherren an seine Freunde verrathen zu haben. Götz wandte sich nun nach Sachsen; denn er hatte erfahren, daß der Churfürst von Mainz, der als Erzbischof von Magdeburg seinen Sitz in Halle hatte, sechs Domherrn gen Frankfurt beordert habe, um dem Hause Fugger vierunddreißigtausend Gulden zu überbringen, welche dieses dem Erzbischof zur Bezahlung des Palliums dargeliehen hatte. Ueber einen Monat lauerte Götz auf die geistlichen Herren und hielt die Straßen durch den Thüringerwald, durch Frankenland, durch das Fuldaische und durch Hessen mit seinen Leuten besetzt. Aber die Raubgier und der Ungehorsam seiner im Hessenlande aufgestellten Leute, welche zwei Dörfer in dem zu Mainz gehörigen Amte Ammelburg plünderten, verderbten ihm den Anschlag. Als die Domherrn bei ihrer Ankunft zu Ammelburg das Geschehene vernahmen, eilten sie gleich in der Nacht weiter und entzogen sich der Schlinge. „Also erging es mir sehr übel, daß mir in solch kurzer Zeit so viele große Anschläge fehlschlugen und durch liederliche heillose Leute verwahrlost und rückgängig gemacht wurden."

Hierauf zieht der Rastlose nach Westphalen, um den Grafen Philipp von Waldeck, welcher Mainzischer Rath und Diener war, niederzuwerfen. Die Sache gelang ihm nach Wunsch. In der Nähe des Klosters Haina nahm er ihn sammt seinen Reitern gefangen, und als er nun desselbigen Tages mit seinen Gefangenen weiter zog bis etwa eine halbe Stunde tief in die Nacht, siehe, da fielen in der Nähe eines Waldes fünf Wölfe in eine Heerde Schafe und griffen sie an. Götz führte in seinem Wappenschilde einen Wolf mit einem Schaf im Maul; er freute sich daher dieses Zusammentreffens und hielt es für eine Bedeutung des Glücks, daß er und die Wölfe so miteinander angegriffen, und rief den Wölfen zu: „Glück zu, liebe Gesellen, Glück zu und allerwegen!" Seinen Gefangenen brachte Götz auf weiten Wegen durch zwölf Fürstenthümer hindurch und das Gebiet von Nürnberg glücklich bis nach Jarthausen, wo er gefangen blieb, bis sein Sohn ihn mit achttausendneunhundert Ducaten löste.

Götz spielte dem Erzbischof so schlimm mit, daß dieser eifrig den Frieden suchte, obgleich er früher gedroht hatte, Berlichingen solle sein Feind bleiben sein Leben lang. Zu Schweinfurt wurde 1516 ein für Götz günstiger Vertrag geschlossen, denn er blieb im Besitz alles erbeuteten und erschätzten Gutes, so daß er im Stande war, sich von Conrad Schott von Schottenstein die Burg Hornberg am Neckar zu kaufen, wo er von jetzt an wohnte.

Gegen den oben genannten Schott von Schottenstein, einen nicht blos wegen seiner Macht, sondern noch mehr wegen seines bösen, tückischen Gemüthes gefürchteten Ritter, übernahm bald darauf Götz im Namen und Dienste des Pfalzgrafen Ludwig eine Fehde durchzuführen. Der Pfalzgraf glaubte den Krieg planmäßig führen zu müssen und ließ seinem Anführer Götz zu Heidelberg auf der Kanzlei schriftliche Verhaltungsmaßregeln einhändigen. „Den Zettel nun warf ich den Räthen wieder hin und sagte: ich wüßte nicht nach dem Zettel zu reiten, denn ich ritte nicht mehr heim gen Hornberg; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, und das steht im Zettel nicht; ich muß die Augen selbst aufthun und sehen, was ich zu schaffen hab'!"

Wir wollen aus dieser Fehde mit Rücksicht auf Göthe's Drama nur folgende Affaire anführen. Götz hatte erfahren, daß Valentin Schott, ein Vetter Konrad Schottens, der dessen Knechten gegen Götz Unterschleif gegeben, mit seinem Gesind nach Haßfurt zur Fastnacht reiten werde, und beschloß ihn unterwegs anzugreifen. „Nun hatte ich in Allem sechzehn Pferde, darunter zwei Buben. Als wir denn so auf sie hielten, zogen sie daher, an zehn bis zwölf Pferde stark, wie wir's anfangs anschlugen, und weil ihrer nicht mehr waren, theilten wir

uns, und gesellte ich Georg Gebsatteln die besten Pferde zu, womit er bei einer Mühle über ein Bächlein sollte ziehen und jenen unter die Augen rücken; träfen Letztere mit ihnen zusammen, so wollt' ich nicht weit davon seyn, träfen jene aber zu mir, so sollten sie dergleichen thun. In Summa: ich rückte an ein Dorf und hinter eine Scheune und meinte, ich wollte Valentin Schott und den Erhard Truchseß, seinen Vetter, mit ihren Haufen vorbeiziehen lassen, ihnen aber dann auf dem Fuß nachfolgen, wie ich eben meinen Reitern Bescheid gegeben. Da wurden sie aber meiner hinter der Scheune gewahr und rückten bei dem Dorf auf einem Hügel zusammen, die Spieße auf den Beinen, die Armbrüste angeschlagen, wie denn Jeglicher gerüstet war. So zog ich nun Fuß für Fuß ihnen entgegen, und that solches darum, daß Georg Gebsattel und die übrigen Reiter, so ich von mir geschickt, desto eher mir möchten zur Hülf' und wir zum Handel kommen. Dabei ward mir die Weile nicht kurz, denn je näher ich ihnen kam, desto größer däuchte mir der Haufe zu seyn und hatten sie in der That vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Pferde. Darum hielt ich, während sie oben auf dem Hügel hielten, eine Weile unten. Da ich aber nicht kommen wollte, so kamen sie, und durchrennte mir Erhard Truchseß einen Knecht dergestalt, daß er mit seinem Rücken auf des Gauls Rücken lag; darob ich aber Erhard Truchseß alsobald auch vom Pferde stach, daß er mit seinem Federbusch im Dreck stak, was meines Erachtens unser größtes Glück war. Indeß war Einer bei ihm, der hatte eine Armbrust, schoß sie auf mich ab und warf sie nach mir, was ich nicht sah, denn ich hatte mit den Andern zu schaffen und konnte seiner nicht warten. Da geschah es, daß ich drei bis vier Mal mit den zehn Pferden und zwei Buben durchbrechen mußte, ehe denn die andern sechs Pferde zu uns kamen; darnach fingen wir sie Alle, ohne die, so uns entritten. Hätten sie aber Alle gethan, wie der gute fromme Erhard Truchseß und ein Knechtlein, das bei Bernhard von Hutten gewesen, es wäre meiner und meines kleinen Häufleins übel gewartet worden; denn wenn ich schon einmal dies Männlein von mir gebracht und ich sonst an einem Andern war, so kam es von Stund an vor mich, hieb mich auch durch den Panzerärmel, daß es ein wenig fleischte, und hatt ich doch sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein warten konnte. Dasselbe Männlein entbot mir darnach, wenn ich's zum Diener nehmen wollte, wollt' es mir ein Jahr umsonst dienen; nicht weiß ich, was es an mir ersehen. Da entbot ich ihm zurück, es solle kommen, ich wollt' es nicht umsonst begehren, sondern ihn halten wie einen andern Knecht. (Man vergleiche den Lerse in Göthe's Berlichingen.)

Mit dem Jahr 1519 begann das Unglück Berlichingens. Damals bekriegte der schwäbische Bund den Herzog Ulrich von Württemberg und trieb ihn aus dem Lande. Ehe jedoch der Herzog sein Land verließ, versammelte er die Hauptleute, die in seinem Dienste waren, unter ihnen auch Götz von Berlichingen, um sich und vertheilte die Burgen seines Landes zur Vertheidigung unter sie. Götz wurde das Schloß zu Möckmühl zugetheilt, und er war entschlossen es bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. In kurzer Zeit wurden alle Festungen, Schlösser und Städte im ganzen Württemberger Lande erstiegen und gewonnen, mit Ausnahme des Asberg, der sich einige Tage länger hielt. Darauf zog eine Abtheilung des Bundesheeres unter Johann von Hattstein herab, um Götz „aus der Mausfalle von Möckmühl zu nehmen, wie denn auch schon andere Katzen mehr vor der Mausfalle lagen und auf das Mäuslein warteten, das sie verspeisen wollten." Götz hatte vorher in aller Eile, so gut wie möglich, seine Burg mit Frucht, Wein, Vieh und Geschoß zu versehen gesucht, hatte aber im Ganzen nicht viel auftreiben können, da das Städtchen Möckmühl selbst und die umliegenden Aemter auch von ihrem Herzog abgefallen und Götzens Feind waren. Die wiederholten Aufforderungen des Feindes, das Schloß zu übergeben, gegen freien Abzug mit Roß und Waffen und allem Eigenthum wurden verworfen; man wehrte sich aus allen Kräften, und als alle Kugeln verschossen waren, behalf man sich mit Fensterblei, Thornägeln, Zinn und Sonstigem, doch stellte sich bald ein Feind ein, gegen den man keine Waffen hatte, der Hunger mitsammt dem Durst. Es gebrach an Wasser für die Pferde und an Wein für die Mannschaft, den letzten Wein theilten die Pferde in Ermangelung des Wassers mit den Menschen; auch war fast aller Hafer und sonstige Frucht verzehrt. Da verstand man sich zur Capitulation. Die Belagerten sollten mit ihrer Habe frei abziehen. Kaum aber hatten sie die Veste verlassen, so fielen die Feinde treulos über sie her, erschlugen viele von ihnen und nahmen Götz nach langer Gegenwehr gefangen, jedoch unter der Zusicherung, ihm ritterlich Gefängniß zu Theil werden zu lassen. Götz kam in die Hände seiner Feinde, weil er sie nach sich selbst beurtheilte; wie ihm nichts heiliger war, als sein gegebenes Wort, so glaubte er auch, daß seine Feinde Treu und Glauben halten würden. Sonst wäre es ihm, wie er versichert, ein Leichtes gewesen, sich aus der Mausfalle herauszuziehen, wie er auch schon mehreren seiner Freunde herausgeholfen hatte.

Götz wurde nach Heilbronn gebracht und wohnte dort mehrere Wochen in einer Herberge in ritterlicher Gefangenschaft. Darauf kamen Abgeordnete des Bundes und legten ihm eine harte Urfehde vor, die er unterschreiben sollte, weigere er sich dessen, so solle er in den Thurm gelegt werden, bis er die Urfehde beschworen. Götz aber schlug die Urfehde stracks ab und wollte lieber ein Jahr im Thurme liegen, als sie annehmen. Er berief sich darauf, daß er in ehr-

licher Fehde sei betreten worden und daß man ihm ritterliches Gefängniß versprochen habe. Da er sich nicht fügen wollte, befehligten die Heilbronner die Weinschröter, lauter wehrhafte Männer, in des Diezen Herberge, wo sich Götz befand, um ihn in den Thurm abzuführen. „Er aber zog flugs vom Leder und war mit der Wehr heraus; da schnappten sie wieder hinter sich und baten ihn die Bürger fleißig, er solle einstecken und Frieden halten, sie wollten ihn nicht weiter führen, denn auf's Rathhaus." Götz glaubte ihnen und folgte. Als sie ihn aber hinausführten, ging eben seine Frau, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt war, die Stiege hinauf; denn sie war in der Kirche gewesen. Da ging er zu ihr und sagte: „Weib erschrick nicht! sie legten mir eine Uhrfehde vor, die ich nicht annehme und mich lieber will in den Thurm führen lassen; thu' aber also und reite hinauf zu Franziskus von Sickingen und Herrn Georgen von Frundsberg in's Lager und zeig' ihnen an, das ritterliche Gefängniß, so sie mir zugesagt, wolle mir nicht gehalten werden; ich hoffe, sie werden als Redliche von Adel und Hauptleute wohl wissen, wie sie sich zu verhalten." Das treue Weib ritt in der Nacht in das Lager zu Sickingen und Frundsberg, Götz aber ward auf's Rathhaus und darauf in den Thurm geführt, wo er die Nacht über blieb. Am folgenden Morgen aber kam schon die Nachricht, daß die Hauptleute sich der Stadt näherten, wodurch die Heilbronner so erschreckt wurden, daß sie den Ritter sogleich wieder aus dem Thurm führten. Sickingen rückte mit zehntausend Bewaffneten heran und Frundsberg kam in die Stadt und nöthigte die Rathsherren zu dem Versprechen, Götz ritterliches Gefängniß zu halten, so lange der Krieg und seine Gefangenschaft währte, und bis er sich mit dem Bunde vertragen hätte.

Erst im Jahre 1522 erhielt Götz seine Freiheit wieder. Er mußte eine Urfehde beschwören, zweitausend Gulden zu zahlen, seine Zehrung zu berichtigen und mit allen Bundesverwandten, klein und groß, so lange er lebe, Ruhe und Frieden zu halten.

Götz kehrte nach Hornberg zurück, mit der Absicht, sich ruhig zu verhalten; und er lebte auch zwei Jahre lang dort ohne eine Fehde, nur seinen Verwandten und Freunden und Unterthanen lebend und eifrig beschäftigt, die Lehre Luthers, der sein offenes freies Gemüth sich mit Liebe zugewandt hatte, in seiner Nachbarschaft zu verbreiten.

Bald jedoch kamen stürmische Zeiten, die Berlichingen wieder aus seiner Ruhe herausrissen und in neues Unheil verstrickten. Im Jahr 1525 brach der sogenannte Bauernkrieg aus. Die Bauern, von ihren Herrn bisher in tiefster Rohheit gelassen und unmenschlich bedrückt, erhoben sich in einer Zeit, wo die verbündete Freiheit in religiösen Dingen auch den Gedanken an politische Unabhängigkeit wach rief, gegen ihre Bedränger, den Adel und die Fürsten, und machten durch die furchtbarsten Grausamkeiten das Wort des Dichters wahr, daß man nicht vor dem freien Mann, wohl aber vor dem Sclaven, wenn er seine Kette bricht, zu erzittern habe. Als die tollen Haufen von Stuttgart und Weinsberg her am Neckar herabrückten, raubend und sengend, mordend und verheerend, hielten die Ritter und Grafen aus der Nachbarschaft Götzens eine Zusammenkunft in einem entlegenen Walde bei Borberg, wo sich auch Götz einfand und den Rath gab, daß sie sich zu ihrer und ihrer Familien Sicherung an den Pfalzgrafen Ludwig anschließen wollten, an den er auch schon einen Brief habe abgehen lassen; wenn die Antwort komme, werde er ihnen Nachricht geben. Während Götz von Hause abwesend war, kam wirklich die Antwort von dem Pfalzgrafen, aber Götzens Frau hatte auf den Rath ihrer Mutter den Brief unterschlagen. Später, als Götz hinter die Sache kam, wies er die Schwiegermutter in gerechtem Zorne für immer aus dem Hause; aber der allzu leichtsinnige Gehorsam seiner Frau brachte Götz, wie er sagt, in all' das Unglück und den Unrath, so ihm begegnet.

Als die Bauern in der Nähe erschienen, beschieden sie ihn zu sich in ihr Lager nach Gundelsheim. „Ich zog hinauf, erzählt Götz, saß vorm Wirthshaus ab, und will eben hineingehen, was ich auch that, als Marx Sturm (Mainzischer Amtmann zu Krautheim) von den Bauern die Stiege herabkommt und spricht: Götz, bist Du da? da sagt' ich: Ja, was ist die Sach? was soll ich thun? oder was wollen die Hauptleute mein? Nun hob er an: Du mußt ihr Hauptmann werden. Worauf ich: um Gott nicht! das thu' der Teufel; warum thust Du's nicht? thu Du's an meiner Statt. Da sprach er: sie haben mir's zugemuthet, ich hab' mich aber von ihnen losgeredet; wenn ich's aber meines Dienstes halber annehmen könnte, wollt' ich's thun. Wogegen ich wieder: aber ich will's nicht thun, jedoch nun selbst zu den Hauptleuten gehen; hoffentlich werden sie mich nicht hiezu zwingen oder nöthigen. Er hinwiederum sprach: nimm's an, meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns Allen, dem gemeinen Adel zu Gutem. Drauf ich noch einmal: ich will's nicht thun; und so ging ich zum Hauptmann selbst." Hier erhielt auch Götz guten Bescheid, und als er zu den andern Hauptleuten kam mit ihren Rotten, gaben sich auch alle mit seiner Weigerung zufrieden, nur die Hohenlohen'schen Bauern nicht. Diese nahmen sein Pferd beim Zaum, umringten und zwangen ihn zu dem Versprechen, am andern Morgen nach Buchen zu weiterer Unterhandlung zu kommen. Dort sagte Götz den Bauern, ehe er ihr Hauptmann seyn und so tyrannisch handeln sollte, wie sie zu Weinsberg gehandelt und gethan, oder auch nur dazu rathen oder helfen, eher müßten sie ihn todtschlagen wie einen wüthenden Hund. Sie aber entgegneten, das wäre einmal geschehen, wo

nicht, geschäh' es nimmer. Es waren aber auch fünf oder sechs Mainzische Räthe, unter ihnen Stumpf, nach Buchen gekommen; diese baten Götz, er sollte solche Hauptmannschaft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hoher und niederer Ständ' im Reich zu Gutem annehmen, er möchte damit vielem Unrath zuvorkommen.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Biarritz und Plombières. Die beiden französischen Kaiserbäder haben sehr verschiedene Entstehungszeiten. Von Biarritz sprach kein Mensch, bis die Kaiserin Eugenie vor einigen Jahren dort zuerst mehrere Wochen der Erholung verlebte und ihr Gemahl ihr am Meeresstrande eine reizende Villa erbauen ließ, die sie, wohl zum Theil wegen der Nähe ihrer spanischen Heimath, so sehr liebt, daß sie alljährlich sich auf kürzere oder längere Zeit dorthin zurückzieht; Plombières aber war schon im Alterthum oder wenigstens gleich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera ein berühmtes, von Bewohnern aller möglichen Länder besuchtes Bad, und Napoleon III. hat dem Orte nicht zu Glanz verholfen, sondern seinen alten Glanz nur erneuet. — Biarritz liegt am Golf der Gascogne, dicht an der spanisch-französischen Grenze, und man gelangt von Paris aus dahin durch die Eisenbahn nach Bayonne, von wo zu Wagen nur noch dreißig Minuten bis an den Meeresstrand sind. Es ist ein kleines, freundliches und sehr reinliches Fischerdorf, das nur aus zwei Straßen besteht, welche zwar noch des Pflasters entbehren, aber so oft besprengt werden, daß niemals Staub herrscht. An Hoteliers und Cafetiers ist kein Mangel, durchreisende Virtuosen geben häufig Konzerte und im Casino findet man einen Tanzsaal, Spielzimmer, Lesekabinet u. s. w. Besonders reizend sind die Umgebungen. Ein Ausflug nach dem nahen, durch eine breite Platanenallee mit Biarritz verbundenen Bayonne ist sehr lockend, noch lockender aber eine Fahrt nach dem ferneren San-Sebastian, dem ersten spanischen Orte, wohin zum Theil an den Ufern des biscayischen Meerbusens, zum Theil durch die niederen Pyrenäen ein entzückend schöner Weg führt. Es gibt in Biarritz drei verschiedene Badeplätze, den Cote de l'Imperatrice, wo die Kaiserin zu baden pflegt, und wo schon ein viel stärkerer Wellenschlag herrscht, als im Port Vieux, einem von dunkeln Felswänden ganz und gar eingerahmten stillen Wasserbecken. Der Cote de Basques endlich liegt der Fluth am nächsten, und deswegen badet hier der Kaiser, der das erfrischende Tauchen in's feuchte Element gern mit einer Kraftübung zu verbinden scheint. Sonst ist der Platz einzig und allein der baskischen Landbevölkerung überlassen, die sich hier oft in Masse einfindet und mit ihrer Nationaltracht, wie mit ihren scherzhaften und kecken Gebräuchen beim Baden ein sehr anziehendes Schauspiel gewährt. — Von Plombières gibt Dr. Engelbert Sägelken eine sehr lehrreiche und unterhaltende Schilderung. Wie darin mitgetheilt wurde, ist dies Bad, südwestlich von Straßburg in dem so gesegneten ehemals deutschen Lothringen, altrömischen Ursprungs, auf den noch die Ueberreste mehrerer Bauwerke jener Zeit deutlich hinweisen. Die Tradition schreibt dem Labienus, einem Unterfeldherren Cäsars, die Entdeckung der Heilquellen aus Zufall zu; sein Hund soll nämlich einstmals naß und dampfend aus dem Walde gekommen seyn und dies ihn auf die rechte Spur geleitet haben; Beaulieu, der gelehrte Verfasser der Archäologie Lothringens, setzte dagegen den Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden zwischen die erste Hälfte des ersten und den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, indem er sich dabei auf eine Menge daselbst gefundener Münzen mit den Köpfen der Kaiser Nero, Vespasian, Trajan, Hadrian, Domitian und Andere, sowie auf verschiedene Inschriften bezieht. Jene oben erwähnten altrömischen Bauten sind vornehmlich der unterirdische Kanal, der die Wasser der gewöhnlich unbedeutenden, aber mitunter reißenden Saugronne aufnahm, um die Heilquellen rein und unvermischt zu erhalten, und außerdem die sogenannte Piscine, jetzt das Römerbad, das heißt ein Wasserbecken, ungefähr dreihundert Fuß lang und auf dem Boden mit bunten Steinen gepflastert, zu dem man auf vier ringsherumlaufenden Stufen hinabstieg und worin fünfhundert Badende zu gleicher Zeit leicht und viel Platz finden konnten. Als beim Einfalle der Barbaren die Römer diese Gegenden hatten aufgeben müssen, restaurirten die deutschen Schaaren, die nun davon Besitz nahmen, die Bäder; zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aber wurde der ganze Ort zweimal durch Feuersbrünste zerstört, jedoch bald wieder aufgebaut, so daß Fuchs, ein Schriftsteller aus der Mitte des letztgenannten Säkulums, das Bad bereits wieder in seinem alten Glanze sah und Besucher aus fast aller Herren Ländern dort antraf. Diese und die folgende Zeit mag die eigentliche erste Blüthezeit von Plombières gewesen seyn, der nun eine zweite nachgefolgt ist. Von berühmten Männern war z. B. Camerarius, der Freund Melanchthons und Luthers und Mitarbeiter an der Augsburger Confession, hier, und schilderte dann seinen Aufenthalt in einem langen lateinischen Gedicht. Auch Voltaire besang das Bad, doch freilich in ziemlich grämlicher Weise, was daraus zu erklären ist, daß ihm ja auf dem Wege nach Plombières gerade das unglückliche Abenteuer seiner Verhaftung in Frankfurt am Main begegnete und er also wohl in sehr übler Laune endlich dahin gekommen seyn mag. Sehr günstig über das Bad urtheilte dagegen Montaigne, der Weitgereiste. 1761—62 waren die königlichen Prinzessinnen, Töchter Ludwigs XV. und Enkelinnen der Maria Lescinska, dort, bei welcher Gelegenheit glänzende Hoffestlichkeiten stattfanden. Später besuchte auch die Kaiserin Josephine Plombières, und die Herzogin von Orleans war eben da anwesend, als sie die Nachricht von dem tödtlichen Sturze ihres Gemahls erhielt.

Ehre kann man nicht für Geld kaufen, doch ist sie oft für Geld feil und zu verkaufen. Oft aber heißt Ehre lediglich Geld. Wenn ein Kaufmann, ein Restaurateur uns nachruft: „Geben Sie uns bald wieder die Ehre", so heißt das: „Geben Sie uns bald wieder Ihr Geld!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 77:
Der Punkt und das Punktum.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 79.** den 2. Oktober 1859

Zigeunerkind.

„O wie mich friert, der Regen fällt in Tropfen mir vom Kleide,
Da jagt in Wind und Wetter man hinaus mich auf die Haide,
Hinaus in die Novembernacht, trotz den Gewitterblitzen,
Und läßt, verlassen und allein, am Weg mich weinend sitzen.
Du lieber Gott im Himmelszelt, o hör' mein kindlich Flehen,
Ermüdet sink' ich in die Kniee, ich kann nicht weiter gehen;
In Demuth fleht mein bleicher Mund, laß fromm und schnell mich sterben,
Doch langsam nicht in solcher Nacht vor Angst und Frost verderben!" —
So sprach ein arm Zigeunerkind voll Grauen und Entsetzen,
Sein dünnes Kleidchen von Kattun hing nieder ihm in Fetzen.
In einer Czárda*) an der Theiß hat es den Tag gesessen,
Ein Haufe wild Zigeunervolk es auf der Fahrt — vergessen,
Um blankes Geld den „Lindenwirth" gewahrsagt und belogen,
Und war auf flinken Sohlen dann in alle Welt gezogen.
„Wir sind betrogen allesammt," so ging im Dorf die Klage,
„Wer nimmt sich dieses Kindes an?" — Das war die andre Frage!
Der Tablabiro**) hochgelahrt, nahm nun das Buch der Rechte
Und drang darauf, daß diesen Fall man zu den Acten brächte,
Fing schnell auf dickem Schreibpapier nun an zu registriren;
Da sey ein arm Zigeunerkind, das würde schier erfrieren,
Wenn nicht die Herren in der Stadt sich wollten flugs bequemen,
Dies arme Würmchen, kurz und gut, in ihren Schutz zu nehmen.
Die weisen Herren berjethen lang', beschrieben viele Wische,
Zerbrachen sich die Köpfe schier an ihrem grünen Tische,
Und meinten, da der Vater keck sey in die Welt gegangen,
Sie wüßten mit dem Kinde auch nichts Bess'res anzufangen,
Die Paragraphen gingen sonst noch 'mal aus dem Geleise,
Sie wünschten Glück und Segen ihm — und schickten's auf die Reise! —
Wohl klapperten dem armen Kind vor Angst und Frost die Zähne,
Wohl fiel aus seinem dunklen Aug' der Wehmuth heiße Thräne,
Wohl klopft es mit der schwachen Hand an mancher Hütte Pforte —
Der Sturmwind trug den Schall davon, der leisen Schmeichelworte —
Da irrt es fort zum finstern Wald, die alten Tannen krachen,
Und schlief mit einer Thräne ein, — um nimmer zu erwachen! —
Des Mächt'gen Odem aber grollt im Sturmwind durch die Bäume,
Und seine Engel trugen sanft es in das Reich der Träume!

*) Haideschenke.
**) Dorfrichter.

Der Waldbrand.

Ein Lebensbild aus Unter-Canada.

„Wie?" schon zu Pferde?" fragte Major Gordon, als er, an das Gitterthor von Sweetwater heranreitend, Kathe schon im Sattel sah.

„Haben Sie es denn nicht gehört?" fragte Kathe in der sichtlichsten Aufregung, ihr Reitkleid zurechtzupfend, und begrüßte ihn nur mit einem leichten Kopfnicken.

„Gehört?" Und was denn?" versetzte er neugierig; „ich weiß von gar Nichts!"

„Wirklich?" Aber Sie hätten es ja selber bemerken können, als Sie herüberritten!" sagte Kathe und deutete mit der Reitpeitsche in der Richtung nach Süden, also gerade derjenigen entgegengesetzt, aus welcher der Major gekommen war. „Sehen Sie nun selbst! Der Wald brennt!"

Der Major blickte in der angedeuteten Richtung hinaus und sah nun in der Ferne, ganz niedrig über dem wohlbekannten Sumpfe, eine dichte schwarze Wolke, die er, falls der Tag schwüler gewesen wäre, für eine heraufziehende Gewitterwolke gehalten haben würde. Er sah übrigens, daß diese Wolke eine eigenthümliche Bewegung verrieth, die sich in dem abwechselnden Lichter- und Schwärzerwerden ihrer Farbe offenbarte, und die er mit dem ruhigen Athmen eines Schlafenden verglich.

„Da Sie noch nie einen Waldbrand gesehen haben," hub Kathe von Neuem an, „so war ich gesonnen, Ihnen den Vorschlag zu machen, wir wollten hinüber reiten und uns die Sache ein wenig näher ansehen. Wenn Sie damit einverstanden sind, Major, so lassen Sie uns eilen, denn wir haben

keine Zeit mehr zu verlieren.“ Damit rückte sie am Zügel und setzte ihr Pferd in Trab.

„Aber sagen Sie mir, ist es nicht zuweilen gefährlich, einem solchen Waldbrande nahe zu kommen?“ fragte Gordon.

„Sehr häufig,“ gab Kathe zur Antwort. „Wenn der Wind umschlägt, so wüthen die Flammen brüllend uns entgegen, und die Feuersbrunst schreitet schneller vorwärts, als ein Mann gehen kann. Diese Kiefern und Fichten brennen ohnedem bei der jetzigen trockenen Jahreszeit so leicht wie Schwefelhölzer, und es kommt nicht selten vor, daß ein solcher Waldbrand so lange andauert, bis ein recht nachhaltiger Regenguß ihm ein Ziel steckt. Dadurch werden bisweilen meilenlange Strecken Waldes in Asche verwandelt, ehe der Brand aufhört.“

Mittlerweile hatten der Major und seine schöne Gefährtin ihre Thiere in einen raschen Gang gebracht und ritten in leichtem Galopp die Landstraße entlang. Es währte nicht lange, so machten ihnen ein eigenthümlich brenzlicher Geruch und einige Rauchwolken, die ihnen von Windstößen entgegengetrieben wurden, bemerklich, daß sie sich dem Schauplatze der Feuersbrunst näherten. Noch eine Viertelstunde scharfen Galopps, und sie bogen um eine Krümmung der Straße und hatten nun den vollen Anblick des Waldbrandes. Sie hielten ihre Pferde an und schauten voll stummer Ueberraschung auf die Scene, die sich hier darbot.

Unmittelbar vor ihnen war eine Lichtung, wo die Köhler, welche für ein benachbartes Eisenwerk Kohlen bereiteten, den Wald ganz kahl abgetrieben hatten. Die hiedurch hervorgebrachte Lichtung mochte ungefähr zweitausend Schritte lang und etwas über tausend Schritte breit seyn, und rings auf derselben herum standen einige Dutzend große rauchende, halbkreisförmige Haufen, gleich eben so vielen Oefen — die Meiler dieser Köhler, gerade in vollster Beschickung. Neben diesen und jenseits derselben standen noch einige Dutzend große Holzstöße, theils schon mit Erde und Rasen bedeckt, theils noch ganz kahl, und an einem kleinen Bache war ein geräumiges Blockhaus aufgeschlagen, mit einem Dache von Spältern und Rasen, — das Obdach der Köhler. Major Gordon hatte zwar noch nie dem Prozeß des Holzverkohlens angewohnt, allein er kannte ihn aus der Beschreibung und wußte sich im Augenblick zu orientiren, obschon eben jetzt auch keine Spur von Menschenleben auf der weiten Blöße sichtbar war. Allein das Auge des Majors haftete auch kaum eine halbe Minute auf dieser Fläche und ihren rauchenden Meilern, sondern seine ganze Aufmerksamkeit fand sich in weit höherem Maße von dem Schauspiele gefesselt, welches sich jenseits der Lichtung ihm darbot.

Im Hintergrund der Lichtung der Köhler dehnte sich der uralte Fichtenwald hin wie eine Mauer von riesigen Binsen, dunkelblau, düster und schaurig anzusehen. Gerade in dem Momente, wo der Major und Kathe die Krümmung des Weges erreichten, kam das Feuer, das vor einem frischen Winde mit erstaunlicher Geschwindigkeit hertrieb, am jenseitigen Ende der Lichtung zum Vorschein. Es bedurfte weniger als eine Minute, um eine Strecke des Waldes von mehr als zweihundert Schritten Länge zu überziehen. Das dürre Gras und das Unterholz von dürren Wachholderstauden oder Cypressen (Juniperus canadensis) fingen Feuer wie Zunder, und kaum hatte die Flamme den Fuß eines Baumes erreicht, so züngelte sie auch gleich prasselnd bis zu seiner Krone hinauf. Leere Zwischenräume schienen gar kein Hinderniß für die Brunst zu seyn, denn als diese einen Nebenweg erreichte, der eine Breite von wenigstens fünfundzwanzig Fuß hatte, machte sie gar keinen merklichen Halt, sondern übersprang diesen Raum mit einem Male. Ja die trockenen harzigen Baume schienen oft ohne Berührung mit dem Element Feuer zu fangen, und in Folge der bloßen Strahlungshitze schon in Flammen aufzuschlagen.

Als der Flammenocean näher heranrückte, sandte er gewaltige Wolken von harzigem Rauch gen Himmel, woraus fortwährend rothe Flammenzungen emporschossen, eine Weile in die Luft loheten und dann für immer ausgingen. Wo das Unterholz am Rande der Lichtung stehen geblieben war, oder wo der Rasen sich in dichte Büschel von dürrem Gras verwandelt hatte, da fingen diese im Nu Feuer, und dieses rauschte mit einer Geschwindigkeit über sie hin, daß das Auge ihm kaum folgen konnte. Es war ein wehmüthiges Schauspiel, die hohen Fichten, das Wachsthum eines Jahrhunderts, die noch vor einigen Minuten bis zum Gipfel hinauf grün und voll Lebenssaft gewesen waren, im nächsten Augenblick hülflos im glühenden Feuer sich krümmen zu sehen, um hernach als geschwärzte, verschrumpfte Trümmer dazustehen. Das Rauschen und Prasseln der Feuersbrunst schien den ganzen Raum zu durchdringen. Es wurde von Minute zu Minute lauter und deutlicher, ja betäubend, denn die Flammen hatten sich nun beinahe über die ganze Seite der Lichtung verbreitet, und unsere beiden Reiter standen dem Feuer nun gerade gegenüber, kaum durch einen Raum von tausend Fuß Breite von demselben getrennt.

Jetzt fiel es dem Major zum ersten Mal bei, daß ihre Lage möglicher Weise ebenfalls gefährlich werden könnte. Er wandte sich daher sogleich zu Kathe. Diese betrachtete den Brand; ihre ganze Haltung und Miene verrieth die äußerste Selbstvergessenheit; das furchtbar schöne Schauspiel vor ihr hatte alle Fähigkeiten ihres geistigen Ichs in Anspruch genommen. Erst die raschen ernsten Worte ihres Begleiters weckten sie mit einem Male aus ihrer Versunkenheit.

„Das Feuer wird uns umzingeln, wenn wir

nicht davonreiten, um unser Leben zu retten" sagte er. „Sobald die Flammen das diesseitige Ende der Lichtung erreicht haben, werden sie sich seitwärts in unserer Richtung verbreiten, denn der Wind treibt sie hieher. Wir dürfen keine Minute verlieren!"

Kathe wartete kaum, bis er zu Ende gesprochen hatte, denn sie erkannte nur allzu gut die Triftigkeit seines Vorschlags. Sie war aus eigener Anschauung, wie aus den gehörten Schilderungen Anderer hinlänglich mit der verrätherischen Geschwindigkeit vertraut, womit diese Feuersbrünste sich fortpflanzen. Sie warf ihr Pferd herum, beantwortete des Majors Rath nur mit einem Blick und galoppirte auf dem Wege zurück, woher sie gekommen waren.

(Schluß folgt.)

Götz von Berlichingen.

(Schluß.)

Nach langem Sträuben versprach Götz, auf einen Monat der Bauern Obrist-Feldhauptmann zu werden, wenn sie ihrer Obrigkeit und ihrer Herrschaft gehorsamen wollten mit Dienen und Frohnen, Recht nehmen und geben, wie es von Alters Herkommen wäre. Das ward versprochen und ein Vertrag darüber aufgenommen; aber in den nächsten Tagen kehrte sich der größte Theil der Bauern nicht mehr an den Vertrag und fuhr fort zu sengen und zu plündern. Da nun Götz den wilden Gesellen mit Ernst entgegentrat und Zucht und Ordnung zu halten suchte, wandten sich die Wüthensten der Bauern gegen ihn und gingen damit um, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Unzufriedenheit mit dem gestrengen Hauptmann und der Argwohn, er halte es mit den Feinden, wurde noch allgemeiner, als man das Schloß zu Würzburg belagerte, so daß man schon beschlossen hatte, ihm das Haupt abzuschlagen. Er wurde so überwacht, „daß, wäre auch Gott vom Himmel zu ihm herabgestiegen, sie ihn nicht hätten mit ihm reden lassen, außer es stunden zehn bis zwölf dabei, die zuhörten." Indessen siegte der schwäbische Bund im Lande Schwaben über die Bauern. „Da merkte ich wohl, daß ihnen die Katze den Rücken hinauflief." Sie brachen alsbald eiligst von Würzburg auf und nahmen ihren Rückzug durch den Taubergrund, wobei Götz Gelegenheit fand, zu entfliehen. Er hatte es übrigens trotz aller Gefahr nicht über sich gewinnen können, die Bauern eher zu verlassen, als bis seine versprochene Dienstzeit von einem Monat abgelaufen wäre.

Der Bauernaufstand ward grausam niedergeworfen; Götz aber saß wieder ruhig in seiner Burg. Da er eine ungünstige Beurtheilung seiner Stellung zu den Bauern zu befürchten hatte, so reichte er eine gründliche Vertheidigung an die Hauptleute des fränkischen Kreises ein, worin er darlegte, wie er nur gezwungen die Hauptmannschaft über die Bauern angenommen und unter eigener Leibes- und Lebensgefahr viel Unheil von weltlichen und geistlichen Fürsten, Grafen, Rittern und Herren ferngehalten habe. Allein der schwäbische Bund wußte ihn in treuloser Weise nach Stuttgart zu locken und in seine Gewalt zu bringen, so daß er eidlich geloben mußte, sich zu stellen, wann und wohin er beschieden würde. Obgleich ihm nun von verschiedenen Seiten angedeutet wurde, was der Bund mit ihm vorhabe, so ging doch Götz im Bewußtseyn seiner Unschuld und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Gegner nach Augsburg, um sich zu rechtfertigen. Hier aber wurde er gefangen genommen und in den Thurm geworfen.

Zwei Jahre lang lag Götz zu Augsburg im Gefängniß. Da mußte er sich endlich im Jahr 1530 einer harten Urfehde unterwerfen, wodurch er in Hornberg gleichsam sein eigener Gefangener ward; er durfte die Markung nie verlassen, nie mehr ein Pferd besteigen, keine Nacht außer dem Schlosse zubringen. Außerdem mußte er einen heiligen Eid schwören, daß er sich an Niemand des Gefängnisses halber rächen, auch seine Freunde nie dazu benutzen und im Falle der Verletzung dieser Bedingungen sich zu einer Geldbuße von fünfundzwanzigtausend Gulden anheischig machen wolle; auch daß er wegen des zugefügten Schadens Mainz und Würzburg Genugthuung leisten wolle. Die geistlichen Räthe, welche unter Berlichingen's Richtern saßen, hatten zu der langen Dauer seiner Untersuchungshaft und zu dem harten Urtheil das Ihrige beigetragen, weil sie ihn als Anhänger Luthers haßten.

Die Ehrlichkeit hatte Berlichingen in die ihm gelegte Falle geführt; mit derselben Ehrlichkeit hielt er auch in der Folge den beschworenen Vertrag. Elf Jahre lang lebte er in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse Hornberg, mit friedlichen Beschäftigungen und dem Vergnügen der Jagd seine Zeit ausfüllend. Endlich hob Kaiser Karl V. 1541 jene harte Gefangenschaft wieder auf und gab dem Ritter Schutz- und Geleitsbriefe, unter der Bedingung, daß er ihm seinen Arm in dem ausgebrochenen Türkenkriege leihe. Götz warb auch mehrere hundert Streiter, um sie dem Kaiser zuzuführen. Doch gelangte er nur bis Wien; die Verhältnisse hatten sich unterdessen so gestaltet, daß dem Ritter keine Gelegenheit mehr ward, seine Kampfeslust zu befriedigen.

Im Jahre 1544 machte der Greis in dem Heere des Kaisers noch einen beschwerlichen Feldzug gegen Frankreich mit. Nach seiner Rückkehr legte er für immer die Waffen ab. Das Alter machte seine Rechte geltend und forderte Ruhe. Die Erinnerung an die Kämpfe und Siege, die Freuden und Leiden der vergangenen Tage versüßten ihm in der friedlichen Zurückgezogenheit die letzten Jahre bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung noch manche stille Stunde. Im Jahre 1562 am 23. Juli starb er in einem Alter

von zweiundachtzig Jahren. Seine Leiche ward in die Familiengruft der Berlichingen in das Kloster Schönthal gebracht, wo noch heute auf dem Leichensteine seine ritterliche Gestalt in Stein gehauen zu sehen ist, in knieender Stellung, mit gefalteten Händen vor dem Gekreuzigten.

Kleinigkeiten.

Schill. Der Lieutenant von Schill, der sich bei der Vertheidigung Colbergs ausgezeichnet hatte, war dafür als Nationalheld gepriesen, zum Major ernannt und im December 1808 nach Berlin versetzt worden. Hier hatte man ihn mit Enthusiasmus empfangen und hier entwarf Schill den Plan, sein Husarenregiment zu einem plötzlichen Einfalle in das Königreich Westphalen zu bewegen, in welchem damals des östreichischen Krieges wegen nur wenige französische Truppen lagen. Er hoffte durch sein Beispiel auch andere preußische Regimenter zu dem gleichen Schritte hinzureißen und in Folge davon den König von Preußen in eine solche Lage zu versetzen, daß er sich, um nicht das Opfer von Napoleons Zorn zu werden, wider Willen zum Kriege entschließen müsse. Seine Soldaten fesselte Schill durch freundliches und sorgsames Benehmen und durch Feste, die er ihnen zuweilen gab, an sich; um aber seinen Plan unerwartet ausführen zu können, ließ er jeden Tag sein Regiment mit vollem Gepäcke zum Exerciren ausrücken. Der aristokratische Bund Steins, so wie Scharnhorst, General Lestocq, der Gouverneur der Mark, Tauenzien, und andere höhere Staatsbeamte waren von Schills Absicht unterrichtet. Auch mit Dörnberg und dem Herzoge von Braunschweig stand er im Einvernehmen. Am 28. April 1809 führte Schill sein Regiment auf den gewöhnlichen Exercirplatz vor der Stadt. Dort forderte er mit begeisterten Worten Soldaten und Offiziere zur Befreiung des Vaterlandes auf, trug ihnen seine Absichten vor und riß Alle ohne Ausnahme zur Theilnahme an dem Unternehmen hin. Mehrere Tage später zogen auch einige hundert Mann Fußvolk von Berlin aus, um sich an ihn anzuschließen. Schill wandte sich zuerst nach Wittenberg, wo er von der schwachen sächsischen Besatzung zwar nicht eingelassen, aber auch nicht am Uebergange über die Elbe gehindert wurde. Von dort marschirte er zunächst nach Dessau, Köthen und Bernburg. Dann machte er den Versuch, die von nur zweitausendsechshundert Mann besetzte Festung Magdeburg zu überrumpeln; dieß gelang ihm aber nicht, weil er kein Geschütz hatte. Er schlug hierauf eine nördliche Richtung ein. Unglücklicher Weise verlor er gerade damals einen seiner Offiziere, welcher mehr militärisches Talent hatte als er. Dieser Officier war der später als Anführer eines nach ihm benannten Corps enthusiastischer Freiwilliger berühmt gewordene Herr von Lützow, der durch eine Wunde gehindert ward, ferner mit zu ziehen. Schills Corps wuchs zwar auf dem weiteren Marsche durch zuströmende Mitkämpfer bis auf mehrere tausend Mann an; an die erwartete Erhebung des Volkes im Königreich Westphalen aber war nicht zu denken. Auch zogen von allen Seiten westphälische, dänische und holländische Truppen gegen Schill heran, welchen nicht nur der König von Westphalen für vogelfrei erklärte, sondern auch sein eigener König zugleich mit allen denen, die ihm gefolgt waren, als Deserteur zu behandeln befahl. Die feindliche Uebermacht war zu groß, um es mit ihr aufnehmen zu können. Schill beschloß deßhalb, mit seiner Schaar über Dömitz und Stralsund an die Küste der Ostsee zu ziehen, wo er von den dort kreuzenden englischen Schiffen aufgenommen zu werden hoffte. Er verlor jedoch auf diesem Zuge viele Zeit, und als er am 25. Mai in die Stadt Stralsund eindrang, deren Werke ein halbes Jahr vorher geschleift worden waren, hatte sich bereits eine weit überlegene Truppenmacht genähert, die ihn von allen Seiten her einschloß. Er und seine begeisterte Mannschaft suchten sich durch schnell errichtete Schanzen in Stralsund festzusetzen; schon am 31. Mai aber wurden sie trotz ihres tapfern Kampfes von den eindringenden Dänen und Holländern überwältigt. Schill selbst verlor im Kampfe das Leben. Diejenigen seiner Gefährten, welche nicht entweder auf preußisches Gebiet entrannen oder gleich ihm den Heldentod starben, hatten ein schreckliches Loos zu erleiden. Sie wurden von den Franzosen für Raubmörder (brigands) erklärt, die Officiere erschossen, die Gemeinen nach Frankreich auf die Galeeren gebracht. Diese Grausamkeit wirkte jedoch mehr als irgend etwas Anderes auf die Erweckung des den Deutschen fast ganz fehlenden Rachegefühles, welches vier Jahre später die deutsche Jugend gegen die Franzosen in die Waffen rief.

Zur Statistik des ehelichen Lebens. Ein englisches Blatt publicirt, angeblich nach der Mittheilung eines Parlamentsmitgliedes, folgende Ehestatistik: „In London gibt es 1363 Frauen, welche ihre „Gatten" verlassen haben, um ihren Geliebten zu folgen, 2371 „Husbands" oder Gatten, welche von ihren „Gattinen" fortgelaufen sind, 4120 Ehepaare, welche nach Uebereinkunft getrennt von einander leben, 191,123 Paare, welche unter einem Dach auf dem Kriegsfuß mit einander leben, 162,320 Paare, welche sich gründlich hassen, aber vor der Welt ihren Haß unter erkünstelter Artigkeit verbergen, 510,132 Paare, welche in einem Zustand der Gleichgiltigkeit mit einander leben, 1102 Paare, welche vor der Welt als glücklich gelten, aber in Wirklichkeit diese Ueberzeugung nicht theilen, 135 Paare, welche im Verhältniß zu anderen als glücklich gelten können, endlich 7 wirklich und wahrhaft glückliche Ehepaare."

Originelle Eheschließung. Ein hypochondrischer Bureauchef hatte es sich zum Princip gemacht, Urlaubsgesuche seiner Subalternen gewöhnlich abzuschlagen, selbst wenn sie sehr wohlbegründet waren. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, solche Gesuche gar nicht mehr zu lesen, sondern die Ansuchenden ohne Erwägung ad marginem abschläglich zu bescheiden. So kam es vor, daß ein Unterbeamter in der ausgesprochenen Absicht, sich an einem entfernten Orte zu verheirathen, um dreitägigen Urlaub bat. Er glaubte aus den Wolken zu fallen, als er sein Gesuch mit der Randbemerkung zurückerhielt: „Abgelehnt. Kann schriftlich abgemacht werden."

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch — Nro. 80. — den 5. Oktober 1859.

Das Pferderennen bei Savannah.

Kürzlich wurde ein großes Pferderennen bei Savannah in Amerika vom dortigen Jockey-Club ausgeschrieben, wozu sich Preisbewerber aus allen Nachbarstaaten einfanden, um die sehr hoch ausgesetzten Preise zu erringen und Wetten zu machen, für die sich dort eben so große Liebhaberei findet wie in England. Der Renngrund liegt einige Stunden von der Stadt entfernt, ganz im Walde, und wurde von einem reichen Herrn dem Jokey-Club, von welchem dieser Herr auch Vorstand ist, zum Geschenk gemacht. Der Platz bildet ein längliches Viereck, mag eine starke Viertelstunde lang seyn, und ist mit einem hohen Bretterzaun eingefaßt. Die Rennbahn selbst ist eine englische Meile lang und geht im Kreise herum, jedoch so weit vom Zaun entfernt, daß außer der Fahrstraße noch hinreichend Raum vorhanden ist, um Chaisen und Reitpferde aufzustellen, die auch dort gefüttert werden können. Im innern Kreise der Rennbahn wird Mais gebaut, und einige schöne Lebenseichen zieren den Platz. Bei der Einfahrt steht ein kleines Häuschen für den Thorwart, dem Jedermann seine Eintrittskarte vorzeigen muß, und fährt man längs der Rennbahn einige hundert Schritte vorwärts, so kommt man an ein schönes großes Wohnhaus, für Mitglieder und Fremde bestimmt, in dem alle Arten von Speisen und Getränken zu haben sind, und von wo aus die Damen dem Rennen zusehen. In der Nähe steht ein kleines Häuschen für die Schiedsrichter, und von da aus wird auch das Zeichen zum Anfang für das Rennen durch Trompetenschall verkündet. Einige Schritte weiter, und wir sehen wieder ein hübsches Wohnhaus, von welchem aber nur der untere Theil als Schenke benützt wird, der obere Speicher für Feldfrüchte dient. Nach diesem Wohnhaus kommt ein langes Gebäude, und wie es scheint das allerwichtigste für den größten Theil der Besuchenden. Es ist dies das Spielhaus. Dieses hat gegen den Rennplatz zu eine breite offene Gallerie über eine Stiege, und hinter dieser befindet sich ein zweihundert Schuh langer Saal, der mit Hazardspielen aller Art überfüllt ist. Wer hier für die achttägige Dauer des Festes eine Bank auflegen will, hat hiefür die Summe von dreihundert Gulden zu bezahlen, und daß diese Leute dabei reichlich ihre Rechnung finden, beweist ihre große Anzahl, die sich wohl auf vierzig mag belaufen haben. Die besten Geschäfte machten die Roulette-Tische. Der Amerikaner liebt leidenschaftlich hohes Spiel, und so sehr er auch sonst rechnet, so bleibt es dennoch eine auffallende Erscheinung, daß er beim Spieltisch sein Geld mit einer Geduld und selbst Ruhe zum Opfer bringt, die sich schwer erklären läßt. Von Stunde zu Stunde wird der Haufen Gold des Banquiers immer größer, ohne daß die Spielenden klüger würden, die gewöhnlich nicht eher aufhören zu setzen, bis der letzte Kreuzer aus dem Sack verschwunden ist, und sich auch Niemand mehr findet, der borgt. Das Pferderennen ist für die Mehrzahl Nebensache, wer nicht durch Wetten daran betheiligt ist, kann ganz gewiß an einem dieser Spieltische gefunden werden.

Das Pferderennen beginnt Morgens neun Uhr, und dauert mit Unterbrechung von ein paar Stunden bis Abends vier Uhr, in welcher Zeit immer nur zwei, höchstens drei Pferde zu gleicher Zeit auf der Rennbahn erscheinen. Die Reiter werden vorher gewogen und durch Anhängen von Steinen einander im Gewicht gleich gemacht. Um den hohen Preis zu erringen, muß im Laufe von acht Tagen ein Pferd alle übrigen besiegt haben, wodurch die besseren Pferde öfters auf der Rennbahn erscheinen. Das erste Mal wird die Rennbahn viermal umritten, womit es für diesen Tag schließt. Die folgenden Tage wird die Bahn nur einmal durchrannt, und diejenigen, welche sich beim ersten Rennen besonders hervorthaten, werden nun durch einfache Touren unter sich noch so lange gemustert, bis die bessern bestimmt sind, und sogleich auch die hiefür ausgesetzten hohen Preise bezahlt. Die Rennpferde haben hinter dem Spielhaus ihre Stallungen, und zwar jedes ein eigenes abgesperrtes Haus, wozu nur der Herr oder Wärter den Schlüssel besitzt, während Hunderte von Reit- und Chaisenpferden den ganzen Tag mit Sattel oder Geschirr in der brennenden Sonnenhitze aufgestellt bleiben müssen, wo es mit Füttern und Tränken gar nicht gewissenhaft gehalten wird, da dieses Geschäft den Negern obliegt, während der Herr am Spieltische sich befindet. Dagegen wird auf das Rennpferd die größte Sorgfalt verwendet, und kommt dieses von

seiner Tour, ganz mit Schweiß bedeckt, am Ziele an, so stehen auch schon mehrere Neger bereit, es durch hölzerne Späne davon zu reinigen und mit Tüchern trocken zu reiben; die Nüstern werden mit frischem Wasser ausgewaschen, und zuletzt läßt man es ein wenig trinken, führt es noch etwas in der Runde herum und bringt es zum Stall. In kurzen Zwischenräumen ertönt die Trompete wieder, und ein neues Paar betritt die Bahn. Die Mehrzahl dieser Rennpferde — es waren deren siebenunddreißig — waren ausgezeichnet schöne Thiere, und den ersten Preis erhielt eine dunkelbraune Stute, in Südcarolina gezüchtet, die vor dem jedesmaligen Rennen ein solches Fieber bekam, daß man hätte glauben können, sie müßte zusammenbrechen. So gingen acht Tage vorüber, wo sich täglich das Nämliche wiederholte; aber am letzten Tag wurde die Gesellschaft lebendiger als gewöhnlich, und nachdem die Damen sich vom Mittagstisch entfernt hatten, und die ohnehin stark angetrunkenen Herren das Zechen fortsetzten, entstand plötzlich Streit zwischen zwei Plantagen-Besitzern. Der eine, ein alter Herr von vielleicht siebzig Jahren, aber robustem Körperbau, versetzte mit seinem spanischen Rohr dem jüngern über den Tisch einen solchen Hieb auf den Kopf, daß dieser vom Stuhl stürzte, sich aber bald wieder erholte, auf die Beine sprang, und seinem Gegner auf den Leib rückte. Der Neffe des alten Herrn sah seinen Onkel in Gefahr, sprang vom obern Ende der langen Tafel herbei, holte seinen unvermeidlichen Revolver aus der Tasche, und schoß den jüngern gerade vor den Kopf, so daß man ihn für todt vom Fleck trug. Die Kugel drang beim linken Auge in den Kopf, hatte aber zum Glück für den Geschossenen dennoch keinen Theil des Gehirns verletzt und blos den Verlust des Auges und eine Kur von anderthalb Monaten zur Folge.

Ich wurde durch diesen Vorfall sehr erschreckt, war aber nicht wenig erstaunt, als ich bemerkte, daß das Ganze keine besonders große Aufregung unter der Gesellschaft hervorrief. Vergebens erwartete ich den Vorfall in den Zeitungen erwähnt zu sehen, und als ich nach einiger Zeit einem Herrn aus dieser Gesellschaft begegnete, und frug, ob der Geschossene wohl geklagt und Schadenersatz verlangt hätte, erfuhr ich, daß er sich wohl hüten werde, so etwas zu thun, weil er sonst für immer aus jeder Gesellschaft ausgeschlossen wäre. Niemand sprach mehr davon, da die Sache in den Augen der Amerikaner eine so natürliche war, und das Gesetz nur dann einschreitet, wenn sich ein Kläger findet, außerdem selbst der Mord ganz unbestraft bleibt. Der Herr gehörte noch überdies zu den reichsten und angesehensten Familien des Landes, und ist im Umgang ein äußerst liebenswürdiger feiner Mann, der wegen seines großen Wohlthätigkeitssinnes beim Volk in hoher Achtung steht. Man sieht hieraus, wie schwer es wird, selbst für den gebildeten Menschen, sich immer selbst zu beherrschen, wenn nicht durch Gesetze Schranken gegeben sind.

Mitglied dieser Gesellschaft zu werden kostet jährlich fünfundzwanzig Dollars, doch hat man nicht nöthig, selbst Pferdebesitzer zu seyn. Wer das jährlich abzuhaltende Fest blos als Zuschauer zu besuchen wünscht, ohne Stimme dabei zu haben, bezahlt zehn Dollars. Aus dem Ertrag, welcher von den Zuschauern, Mitgliedern, Spielbanken und dem hohen Eintritt, den jedes Rennpferd bezahlen muß, erlöst wird, werden die Preise bestritten, welche oft zwei- bis dreitausend Gulden übersteigen.

Es gehört hier zum guten Ton, Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn oder doch wenigstens das Fest zu besuchen, wo sich die ganze schöne Welt aus Savannah einfindet und eine gewisse Classe von Damen, welche sich nicht unter jede Gesellschaft mischen darf, sich in Chaisen zur Schau ausstellt.

Der Waldbrand.

(Schluß.)

Die Pferde waren schon seit einiger Zeit unruhig gewesen, allein ihre Reiter hatten vor lauter Aufmerksamkeit auf die Scene vor ihnen dieß nicht wahrgenommen, obschon sie dieselben gewohnheitsmäßig mechanisch und unbewußt beruhigt hatten. Im selben Augenblick, wo die Pferde den Zügel nachlassen fühlten und wahrnahmen, daß sie dem Gegenstande des namenlosen Entsetzens, welcher sie seither erschreckt hatte, den Rücken kehrten, gaben sie sich ganz ihrem Schrecken hin und sprengten wie besessen davon. Der Schweiß färbte ihre glatte Haut dunkler, und ihre ausgedehnten Nüstern rötheten sich von Blut. Weder der Major noch Kathe versuchten die Geschwindigkeit ihrer Thiere zu zügeln, denn Beiden fiel nun ein, daß der Weg, welchen sie verfolgten, in einer großen Krümmung sich der Linie des Feuers näherte, so daß sie wenigstens für einige Zeit gegen die Feuersbrunst hinreiten mußten, anstatt sich von derselben zu entfernen. In dieser gefahrvollen Lage kam Beiden der gleiche Gedanke: der Zweifel nämlich, ob es nicht klüger seyn würde, umzukehren, denn in dem Falle, daß sie von den Flammen umzingelt würden, konnte ihnen die Lichtung verhältnißmäßig mehr Sicherheit bieten. Beide aber zweifelten zugleich auch, ob es ihnen noch möglich seyn würde, die Lichtung zu erreichen, und es blieb ihnen daher nichts übrig, als weiter zu reiten.

Sie blickten einander an, ohne jedoch ein Wort zu wechseln, denn in solchen mißlichen Lagen ist das Auge oft beredter, als der Mund. Eines las gegenseitig in den Gedanken des Andern, und Beide mußten sich im Stillen sagen, daß ihr Leben nun lediglich von dem Muth und Feuer ihrer Pferde abhing.

Die Luft war mittlerweile so schwül geworden, daß man nur mit Mühe athmen konnte. Rauch

und Hitze füllten die ganze Atmosphäre, und die erschrockenen Thiere waren nun in Schweiß gebadet, achteten wenig mehr auf die Führung des Reiters und zeigten große Lust, nach seitwärts durchzubrechen. Es kostete Kathe die größte Mühe, den Kopf ihres Berberpferdes gerade auf die Brunst zuzulenken, und das scheugewordene Thier wollte immer ausbrechen. Des Majors Pferd, an Kleingewehrfeuer und das Spielen des groben Geschützes gewöhnt, ward zwar weniger von dem Rauch erschreckt; allein der Schrecken wirkt ansteckend, und es begann daher ebenfalls unlenksam zu werden.

Hiedurch wurden kostbare Augenblicke verloren. Plötzlich schlug der Brand kaum zweihundert Schritte vor ihnen auf, übersprang fast im selben Moment die Straße, verbreitete sich seitwärts und drohte unsere Reiter in wenigen Augenblicken ganz zu umzingeln. Schon fielen einzelne Stücke von brennender Rinde um sie hernieder, die Flammen prasselten lauter und das Sausen und Getöse des Brandes scholl stärker.

Seither hatte Major Gordon in jeder Gefahr, welcher er begegnete, unwandelbar gewußt, was er zu thun hatte. Er hatte jedenfalls irgend eine Möglichkeit ausfindig gemacht, um der Gefahr zu entgehen, — irgend ein Hülfsmittel, das man versuchen konnte, um dem Tode auszuweichen. Allein hier, angesichts der Gefahr, die ihm von diesem furchtbaren entfesselten Elemente drohte, leuchtete ihm auch nicht die entfernteste Aussicht auf Rettung. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, den man, an Händen und Füßen gebunden, auf die Eisenbahn legen und der nun mit namenlosem, erstarrendem Entsetzen die Locomotive mit voller Schnelligkeit donnernd und schnaubend gegen sich heranbrausen sehen würde. Gleichwohl dachte er in diesem Augenblicke weniger an sich, als an Kathe. Sie vor seinen Augen enden sehen zu müssen, einem solch' fürchterlichen Tode erliegend und er selbst ganz außer Stande ihr zu helfen, dieß schnitt ihm tief in die Seele. Allein in seine Todesangst, seinen unbeschreiblichen Schmerz mengte sich unbewußt und unwillkürlich ein gewisses Vergnügen; aus den tiefsten Gründen seines Herzens schlug eben jetzt, für ihn selber überraschend und unbegreiflich in dieser Krisis, eine wilde Freude auf. Er konnte keine Zeit gewinnen, dieselbe zu analysiren, allein sie schien ihm zu sagen, sogar der Tod sey süß, wenn er ihn mit Kathe theile. Instinktmäßig schaute er sie an, und ein Schatten von all' diesem fand Ausdruck in seinem Blicke. Ihr Auge begegnete dem seinigen, in einem langen, offenen, vollen Blicke, als ob ihre ganze Seele darin läge — ein Blick, welcher jene Regung von Freude bei ihm zu einem Gefühl unsäglicher Wonne steigerte. Einen Augenblick dankte er sogar dem Himmel für den Unglücksfall, welcher auf diese Weise die Schranken der Etikette und des Geschlechts zwischen Beiden niedergerissen hatte. Die drohende Nähe des Todes hatte ihn zum klaren Bewußtseyn gebracht, wie sehr er Kathe liebte, und dieser einzige unverholene Blick von ihr hatte ihm verrathen, daß auch sie ihm nicht abhold war, ja, daß sie sein Gefühl theilte.

Auf einmal rief Kathe mit einer Stimme, welche die Aufregung und der Eifer beinahe tonlos machten: „Ich sehe einen schmalen Waldpfad, dessen ich mich gut erinnere! Folgen Sie mir!" Damit gab sie ihrer Stute die Reitpeitsche so nachdrücklich, daß das edle Thier wie der Stein aus der Schlinge davonschoß und zur Rechten in den Wald einbog, wo die Spur von einem früheren Pfade kaum mehr sichtbar war. Die Bäume hatten den Weg aber so vollständig überwachsen, daß Kathe sich bis auf den Hals ihres Pferdes niederbeugen mußte, um nicht gegen die Aeste anzustoßen. Ihr Begleiter folgte ihr und stieß seinem Renner beide Sporen in den Leib.

Bis jetzt war noch nicht wahrzunehmen, wohin der Pfad führen würde. Es war offenbar nur ein zeitweiliger Weg, vor langer Zeit von Holzhauern durchgehauen, als sie Zaunriegel oder Hochstämme im Walde holten. Es gab Dutzende solcher Pfade im Walde, allein sie verliefen nie in einer bestimmten Richtung und führten oft nur zu demselben Platze wieder zurück, von welchem sie ausgingen. Wer nicht mit jedem einzelnen dieser Pfade bekannt war, der konnte sich leicht in seinen Labyrinthen verlieren. Allein die Zuversicht und Entschiedenheit, mit welcher Kathe sprach, überzeugte den Major Gordon, daß sie diesen Pfad früher schon geritten haben mußte, und daß er irgend eine Aussicht auf Rettung darbot.

Gleichsam zur Bestätigung davon beobachtete er, daß der Waldbrand zwar nicht zu ihrer Linken vorwärts drang, aber doch in einer paralellen Linie mit ihnen. Einige Minuten war es so zu sagen ein Wettrennen auf Leben und Tod zwischen dem vorrückenden Feuer und den Flüchtlingen. Die Pferde sprengten unaufhaltsam weiter; ihre Sehnen drangen hervor wie Peitschenschnüre und der Rasen flog unter ihren Hufen in Stücke. Aber hart hinter ihnen her, in heißer Verfolgung, wie hungrige Löwen, deren heißer Athem bereits den fliehenden Jäger umspielt, kam die Feuersbrunst mit weiten Sprüngen und betäubendem Sausen und Prasseln.

Auf diese Weise durch den Forst sprengend, erreichten Kathe und der Major nach einer Weile einen Ort, wo der Pfad weiter und lichter wurde, da die Bäume hier nicht so hereingewachsen waren. Hier waren sie nun im Stande, zu ihrer großen Freude wahrzunehmen, daß der Weg vor ihnen in eine breite, wohlbegangene Landstraße mündete, wo mehrere Fahrgeleise neben einander beinahe im rechten Winkel zu dem Saumpfade verliefen, welchem sie seither gefolgt waren. Nie ward der Anblick eines Hafens mit herzinnigerer Freude von dem Seefahrer begrüßt, als diese breite, weiße, glänzende, sandige Landstraße von dem Major und Kathe. Diese

blickte über die Schulter zurück nach ihrem Begleiter und winkte ihm fröhlich und ermuthigend mit der Hand, während der Major vor lauter Freude beinahe in ein Hurrah ausbrach. Allein selbst, wenn er dieses Freudengeschrei hätte ausstoßen wollen, so wäre es ihm im Munde erstorben, denn ein zweiter Blick zeigte ihm zugleich einen Baum, der gerade über ihren Pfad herlag und ihnen die Krone zukehrte, welche mit ihren breiten Zweigen gleichsam ein Verhau bildete, während die Dicke des Holzes zu beiden Seiten jede Hoffnung, ihn bei Seite wälzen zu können, vereitelte. Mittlerweile erbebte der Wald schon unter dem heißen Wirbelwinde, welcher unmittelbar vor dem Feuer herlief, und als der Major sich erschrocken umblickte, sah er die Flammen nur noch Pistolenschußweite hinter ihm, mit wüthender Geschwindigkeit heranbrausen.

Aber wie groß waren sein Erstaunen und das wilde Vergnügen und die lebhafteste Bewunderung, die sich damit paarten, als er sah, daß Kathe ihre Fuchsstute ungeschreckt gegen das entsetzliche Hemmniß hinsprengte. Der Satz, welchen sie vorhatte, war von der Art, daß er unter allen anderen Verhältnissen, als denen einer verzweifelten Lage selbst für den kühnsten Reiter nur wie ein wahnwitziger Selbstmordsversuch angesehen worden wäre. Allein Kathe zauderte keinen Augenblick, riß ihr Pferd mit einem jähen Schrei der Ermuthigung in die Höhe und flog über das Hinderniß hinweg, dessen oberstes Ende sie gerade noch während des Setzens berührte. Blitzschnell folgte ihr der Major, stieß seinem Renner die Sporen tief in die Weichen und trieb ihn mit Wort und Peitsche vorwärts. Hui! und er war mit einem verzweifelten Satze ebenfalls drüben.

Sie waren wie durch ein Wunder entkommen, denn sogleich darauf erreichte die Feuersbrunst den umgestürzten Baum. Hier that ihr die Breite der Landstraße eine Weile Einhalt, allein sie schien gerade deßhalb um so größere Wuth an den Tag zu legen; sie brauste und knisterte und prasselte in hoher Lohe an den Stämmen hinauf und ruhte nicht eher, als bis ihre Kronen in feurigen Bränden zusammenstürzten und sie am mächtigen, grünen, saftvollen Holze des Stammes ihre Wuth verlor, — Wölfen gleich, die, wenn ihre Beute ihnen durch Schwimmen über einen Fluß entronnen, mit um so wilderem Geheul am Ufer auf und ab laufen und mit ihren Fängen den Rasen aufwühlen.

Nachdem sie ihre Pferde ein wenig hatten verschnauben lassen, galoppirten Kathe und der Major die Landstraße entlang und bogen bald in einen Seitenweg ein, der sie in einer halben Stunde nach Kathe's Heimath brachte.

Kleinigkeiten.

Eine Frau für eine Köchin. In der Erzählung „Die Marketenderin" von Wilhelmine Sydow finden wir folgende Anekdote: Ein junger, reicher vorderpfälzischer Weinbauer an der Haardt lebte ledig und allein auf seinem einsamen Hofe; der Stolz seines Hauses aber war eine perfecte Köchin. Mochte er Gäste haben oder allein sitzen, sie rüstete ihm eine Tafel, als ob es jeden Tag mindestens Vorabend der Kirmiß wäre. Nun warb der junge Mann insgeheim um die Liebe der Erbtochter eines benachbarten Bürgermeisters; er fand Erhörung bei der Schönen, allein die Einwilligung des Vaters zu erlangen, schien eine nicht zu lösende Aufgabe, indem der Alte, ebenfalls steinreich, sein Kind nach Art der pfälzischen Großbauern schon in der Wiege einem Andern zugedacht hatte, dessen Weingärten rund um die seinigen gelagert waren, so daß es durch Schicksalswillen und Menschenwillen vorbestimmt schien, beide Güter mußten einmal zusammenwachsen zur herrlichsten Weinflur in der ganzen Haardt. Unser junger Mann suchte stets vergebens eine Annäherung an den Alten zu bewerkstelligen, da endlich drang der Ruf von der perfekten Köchin des Ersten zum Ohre des Bürgermeisters. Man betheuerte ihm, es herrsche von Neustadt bis Dürkheim nur eine Stimme darüber, die berühmte Köchin habe während des Wiener Congresses unter Antoine Careme, dem famosen Koche Talleyrands, ihre Studien gemacht und dem napoleonischen Musterkoche alle seine subtilsten Geheimnisse abgelernt; da ward der leckere Gaumen den Bürgermeisters endlich allzu lüstern und er konnte sich's nicht länger versagen, eine Einladung zum Mittagessen bei dem jungen Einsiedler anzunehmen. Als sie nun Beide ganz allein eine Tafel durchgegessen hatten, so fein als man zur Zeit der Pompadour am Hofe des fünfzehnten Ludwigs speiste, da konnte er nicht länger widerstehen seinen Wirth zu beschwören, er möge ihm die Krone aller pfälzischen Köchinnen abtreten. Der pfiffige Bursche ließ sich lange umsonst bitten, bis er endlich einwilligte, jedoch unter der Bedingung, daß der Bürgermeister seinem nun glanzlosen Hause die Tochter für die Köchin gebe, und siehe: der alte lüsterne Feinschmecker vergaß arrondirte Weinberge, Bonitätsklassen, Schicksalswillen und Menschenwillen — indeß die Pfalz die perfecteste Köchin verlor, — und die reichste Braut dafür eintauschte.

Unsere eingeschränkte Natur kann keine ununterbrochene Glückseligkeit ertragen. Geregnet muß es haben, wenn die Sonne uns recht lieblich scheinen soll; gestürmt muß es haben, wenn die Stille uns recht wohl thun soll; und nur durch einen Zusatz von Bitterkeit gewinnen die Leckerbissen des Lebens ihren wahren Hochgeschmack.

Wer einmal traut und betrogen wird, ist zu beklagen; das zweite Mal ist er zu entschuldigen, das dritte Mal verdient er ausgelacht zu werden.

Wer in der Gegenwart recht schnell zu etwas gelangen will, der gehe auf den Knieen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.
In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 81. den 9. Oktober 1859

William Penn.

Es werden bald vier Jahre seyn, daß Deutschland das dreihundertjährige Gedächtniß des Augsburger Religionsfriedens (25. September 1555) feierte, durch welchen bei all' seiner Beschränktheit doch nach blutigem Kampfe ein äußerer Rechtszustand und die nöthige Grundlage eines vernunftgemäßen Zukunftsbaues gewonnen wurde. Hat aber unsere Zeit trotzdem diesen noch nicht errichtet, und ist sie in ihren religiösen Kämpfen noch keineswegs bei einem wirklichen Friedensschlusse angelangt, so wird sie um so mehr wohl daran thun, sich das Gedächtniß Derer zurückzurufen, welche die Geschichte als die lebendigen Träger der Gewissensfreiheit, einer milden Christuslehre und einer Toleranz überliefert hat, die nicht die Frucht religiöser Gleichgültigkeit, sondern der That gewordene Ausdruck einer tiefinneren Religiosität einer schönen Menschlichkeit ist. Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Art gehört William Penn, der Gründer und Gesetzgeber von Pennsylvanien. Seinen Namen haben die Philosophen zu einem Symbol der Toleranz und der Humanität gemacht, und auch Voltaire zahlte seinen Tribut an Lob dem Quäker-Souverän einer Provinz, dem Gesetzgeber, dessen Gesetze, die ihn überlebten, vorschrieben, Niemanden wegen der Religion zu verfolgen und Alle, die an Gott glaubten, als Brüder zu betrachten. Wenn „der Weise von Ferney" in seinem Hasse gegen jede Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit vielleicht mit zu glänzenden Farben malt, scheint der Historiker Macaulay, wo er Penns Porträt entwirft, den entgegengesetzten Fehler zu begehen. Am richtigsten wohl, weil auf das reichste Material öffentlicher und Privatsammlungen (unter letzteren die von Nachkommen Penn's) gestützt, zeichnet uns Dixon (in seinem „William Penn. Eine historische Biographie 2c.", London 1851) die bedeutende Persönlichkeit, und seinem Werke sind nach einem historischen Exposé Bulliemins in der „Revue chretienne" die folgenden Mittheilungen entlehnt.

1.

Schon der Vater Penn's, Sir William Penn, ist von der Geschichte Englands vernachlässigt worden. Sein Name trifft sich nur selten unter denen der berühmten Seeleute Großbrittanniens, und doch hätte der Besieger de Ruyters, Tromps, der Engländer, welcher zuerst die Flagge seiner Nation auf den Meeren Italiens gefürchtet machte, mehr Anerkennung und Ruhm verdient. Als kalter und geschickter Politiker erkannte er zu guter Stunde die Schwäche der Grundlagen, auf denen die Herrschaft Cromwells ruhte; er wandte sich Karl II. zu und war unter den Ersten, welche die Rückkehr der Stuarts begrüßten.

Sein Sohn William, geboren im Jahr 1644 in London, bezog mit dem fünfzehnten Jahre die Universität zu Oxford. Er machte sich seinen Mitschülern durch seine Neigung für die Jagd, die Schifffahrt und die edlen Uebungen des Körpers, seinen Professoren durch seine Liebe für das Studium, besonders für historische und theologische Studien werth. Mit Leichtigkeit machte er sich die classischen Sprachen, das Französische, Holländische, Deutsche, Italienische vertraut; wie er später, in Amerika, sich die Dialekte der drei indischen Stämme aneignete. In der Theologie fesselten ihn zuerst die puritanischen Schriften. Die größere Zahl der Studenten neigte zur skeptischen und sinnlich-frivolen Richtung, die am Hofe vorherrschte; Penn verband sich aber, ob es ihm schon schwer fiel, sich dem Gedanken des Königs feindlich zu zeigen, mit Denen seiner Genossen, welche jene Tendenz bekämpften. Schon träumte sein Herz eine Republik der Tugend, eine Religion frei von Götzendienst und Formeln: es war der Traum, den er eines Tages in der neuen Welt zu verwirklichen suchen sollte.

Er hatte sich in diesen Kampf geworfen, welchen er für den Kampf des Lichts gegen die Finsterniß hielt, als in Oxford ein unbekannter Mensch ankam, Thomas Loë, der die Doctrinen von Georges Fox predigte, die Verachtung der Formen, die Unnützlichkeit des Priesterstandes, der Sacramente, eine Religion des Geistes Die „Freunde" — so nannten sich Die, welche ihre Gegner mit dem Namen „Quakers" (Zitterer) belegten — verschmähten in gleicher Weise das anglikanische und das puritanische Joch.

Penn lieh ihm sein Ohr. Er hörte auf, den

gesetzlichen Gottesdienst zu besuchen. Eine Ordre des Hofes hatte den Schülern eingeschärft, das alte kirchliche Kleid wieder anzulegen; der junge Eifer verband sich mit seinen Freunden, um dieses Costüm Jedem, der es trug, abzureißen; er wurde von der Universität gejagt.

Dieser Schimpf kränkte die stolze und ehrgeizige Seele des Admirals. Um seinen Sohn den in England angeknüpften Verbindungen zu entziehen und die Exaltation seines jungen Kopfes zu heilen, schickte er ihn nach Paris. William wurde Ludwig XIV. vorgestellt. An einem Hofe, der das Muster von Anmuth und Eleganz war, verloren seine Sitten bald von ihrer Strenge. Er hatte ein Duell. Schön, wohlgebaut, von anziehenden Manieren, war er von den Damen und der glänzendsten Gesellschaft gesucht. Sein Vater wünschte sich Glück zu dem eingeschlagenen Verfahren. Aber schon erhielt die ernste Richtung wieder die Oberhand in dem Herzen des jungen Penn; er floh den Hof und begab sich nach Saumur, dem Heerde der protestantischen Theologie Frankreichs. Er studirte die Kirchenväter unter dem gelehrten Amyraud. In derselben Zeit schloß er eine enge Freundschaft mit Algernon Sidney, der, seinen demokratischen Principien treu, das Exil dem Vaterlande, wo jene Principien unterlegen waren, vorgezogen hatte. In der Folge reiste er nach Italien. Sein Vater rief ihn zurück, als der Krieg gegen Holland ausbrach (1664.)

Der Herzog von York, später König Jacob II., führte das Commando der englischen Flotte und hatte, als Chef ohne Erfahrung, den Admiral Penn an Bord seines Schiffes genommen, so sehr sich die Royalisten über diese einem Manne, dem die Republik ihre Siege zur See zu danken hatte, ertheilte Gunst indignirten.

Penn nahm Anfangs seinen Sohn in seinen Generalstab; hierauf sendete er ihn zum König; und während er selbst die holländische Marine zerstörte, hielt er den jungen Mann in einer beständigen Thätigkeit, bald in juristischen Studien, bald in der Bearbeitung beträchtlicher Güter, die er in Irland besaß; immer in der Absicht, ihn dadurch von seinen früheren Verbindungen zu entfernen. Vergebliche Bemühungen: William trug überall hin, was der Vater seine religiösen und politischen Vorurtheile zu nennen pflegte. An dem liebenswürdigen und glänzenden Hofe des Herzogs von Ormond, Vicekönigs von Irland und eines persönlichen Freundes des Admirals, ließ er sich verleiten, die Waffen zu nehmen; er marschirte als Freiwilliger zu dem Angriff auf das Schloß von Carrick-Fergus und zeigte bei dieser Gelegenheit eine glänzende Tapferkeit. Seltsam! das einzige gute Porträt, das man von dem Manne des Friedens hat, stellt ihn in diesem Momente seines Lebens dar, in dem Costüm und der Ausrüstung der Soldaten. Indeß sollte er in die militärische Laufbahn nur eintreten, um sie alsbald wieder zu verlassen. Sein Vater wußte, als er ihn nach Dublin schickte, nicht, daß die Quäker sich bereits in Irland verbreitet hatten und daß er daselbst denselben Loë treffen werde, dessen Beredtsamkeit ihn in Oxford eingenommen hatte. Seines alten Freundes Stimme endete die Bedenklichkeiten William Penn's, der lange Zeit zwischen dem Respect für seinen Vater und Dem, was er Gott schuldig zu seyn glaubte, geschwankt hatte. Glückshoffnungen, Verführungen des Ehrgeizes, die Süßigkeiten der väterlichen Zuneigung, Alles opferte er an Einem Tage: er trat in die Sekte, welche der Gegenstand der Verachtung aller Sekten und aller Parteien war. Bald, vom Volke beschimpft, ins Gefängniß geworfen, dann der Gegenstand allgemeinen Gespöttes, kam er zu seinem Vater und näherte sich ihm, ihn nach Quäkerweise grüßend, bedeckten Hauptes. Der Admiral, in Verzweiflung, versuchte es, den Unempfindlichen zu beugen. Als er seine Mühe vergeblich sah, ließ er ihm frei, seinem Cultus zu folgen; nur eine einzige Bedingung verband er damit, nämlich, daß der junge Mann sich verbindlich mache, nicht anders als entblößten Hauptes vor dem König, dem Herzog von York und vor seinem eigenen Vater zu erscheinen. William ging zu Rathe mit seinem Gewissen, betete, und zu seinem Vater zurückgekehrt, sagte er bescheiden: „Ich kann nicht gehorchen, mein Gewissen erlaubt es mir nicht.“ Er wurde aus dem väterlichen Hause gejagt.

2.

So sehen wir Penn umherirrend, flüchtig und, um zu leben, auf die Geschenke beschränkt, welche seine Mutter ihm heimlich zukommen ließ. Fox kam von Schottland, ihn zu besuchen. Ein armer Schuster, der weder lesen noch schreiben konnte, lehrte der Gründer der Quäkersekte, wie die Neuplatoniker, den Glauben an ein inneres Licht oder an einen Gott in dem Menschen. Dieser göttliche Geist, war er das Gewissen? Er erleuchtete die Gewissen Derer, die sich ihm überließen. Hatte er die heiligen Schriften eingegeben? Er hatte sie eingegeben, aber er stand über ihnen. Auch hörte man in den Versammlungen der „Freunde“ weder die heiligen Bücher lesen, noch Gesang, noch Liturgie; sie warteten in geistiger Sammlung ab, daß der Geist sie sprechen lasse. Diese individuelle und meditirende Religion, aus den mit seltenen Ausnahmen sechs Tage in der Woche geschlossenen Kirchen verbannt, hatte für sich Kirchen geschaffen, fern vom Geräusch, fern vom Joche des Buchstabens und dem der Priester. Da gab es keine Autorität, als die des heiligen Geistes. Alle empfingen von Allen, aber Jeder, die Frau so gut wie der Mann, genügte sich selbst. Keine Controlle. Jede menschliche Persönlichkeit war als Suzerain anerkannt.

Fox und Penn verstanden sich, ohne daß jedoch der Gedanke des Edelmannes und des Mannes aus dem Volke Dem entsagten, was sie Individuelles hatten. Der Mann ohne Bildung rühmte sich, der Wissenschaft, den Künsten, der Philosophie, der Politik fremd zu seyn, indeß Penn, der philosophischste der Sekte, Bildung und Wissenschaften schätzte, freilich in ihrer völligen Unterordnung unter die Religion. In der Politik theilte er die Ansichten Sydney's. Die Erfahrungen Großbrittanniens hatten ihn so wenig als seine Freunde ihren republikanischen Principien entsagen lassen. Nur suchte Sidney die Elemente des demokratischen Lebens in der Natur, während Penn, der die Schwäche der Natur kennen gelernt hatte, sie in der Religion suchte. Die Stelle Penn's in der Geschichte ist also zwischen Fox und Sidney. Er glaubte die Fundamente des Gebäudes, an dem er auf der Erde zu arbeiten berufen war, zu besitzen, wenn er seinem politischen Glauben die Einfachheit seines religiösen Glaubens verband. Mit Sydney trug er seinen Blick auf die alten Freiheiten zurück; mit Fox strebte er nach einer bessern Freiheit, nach der Befreiung der Gewissen, nach dem Siege der Schwäche über die Gewalt, des Wortes über das Schwert. Man begreift ihn nur, wenn man ihn unter den zwei Gestalten betrachtet: als Freund der bürgerlichen Freiheiten und als Freund der Freiheit, die allein den bürgerlichen Freiheiten eine reele und tiefe Basis geben kann.

In einer Zeit, wo die englische Gesellschaft in zwei Lager gespalten war, in deren einem die Irreligiösität des Hofes herrschte und deren anderes einem finstern Fanatismus gehorchte, war Penn ernsthaft ohne Verblendung, Enthusiast ohne eigene Täuschung. Er hatte sein Ideal für sich. Sein Traum, wenn es einer war, hatte nur schwache Aehnlichkeit mit denen der Utopisten unserer Tage. Der moralische Enthusiasmus und die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes verbanden sich bei ihm mit der intellectuellen Speculation. Mit einem sanguinischen Temperament, fruchtbar in Projecten, vereinigte er jenes Phlegma, welches Ruhe gibt, und die von Ehrgeiz freie Ausdauer. Gemüth, Intelligenz und Thätigkeit hielten sich in ihm das Gleichgewicht; jedoch trug das Gemüth häufig genug den Sieg über die Intelligenz davon, und Penn's Vertrauen wird oft betrogen werden, weil er es in Menschen setzen wird, die es nicht verdienen; weil er in dem Detail die Sorge für sein Werk Instrumenten überlassen wird, die nicht dazu gemacht waren, ihm zu dienen.

Nachdem der Grund gelegt war, ging Penn ans Werk. Er predigte, er schrieb, er begab sich auf das Feld der Discussion.

Seine erste Schrift, betitelt: „Von der Vortrefflichkeit der Wahrheit", war den Fürsten, den Priestern und den Völkern gewidmet. Penn selbst überreichte sie in White-Hall dem Herzog von Bukingham, den Hut auf dem Haupte, inmitten des lauten Gelächters der Höflinge. Zu gleicher Zeit forderte er die religiöse Freiheit, sich stützend auf die alten Gesetze Englands, die sächsischen, normannischen Gebräuche und auf die Magna charta. Bukingham allein schenkte ihm Gehör und unterbreitete dem Hause der Gemeinen eine den Dissidenten günstige Bill, die nicht einmal einer Debatte werth gehalten wurde.

Ein zweites Werk erregte den Zorn des Bischofs von London, der Penn in den Tower werfen ließ. Keine Anklage ward formulirt, keine Vertheidigung gestattet. Der Gefangene ward in eine Zelle geworfen, in der ihn nur sein Vater von Zeit zu Zeit besuchen durfte. Der Bischof wollte die Hartnäckigkeit des Sektirers brechen. „Er irrt sich," sagte Penn, „wenn er mir droht, mich im Gefängniß sterben zu lassen, wofern ich nicht widerrufe; ich weiß, daß nichts Gutes, nichts Großes ohne Verfolgung, ohne Verluste erreicht worden ist. Wer ernten möchte, ohne gesäet zu haben, würde in seinen Hoffnungen betrogen seyn"

Seine strenge Gefangenschaft verlängerte sich neun Monate. Die Schriften, welche er während dieser Zeit verfaßte, gehören zu jener sehr beträchtlichen Partie der englischen Literatur, deren Wiege die Gefängnisse des Tower gewesen.

Eines derselben hat zum Titel: „Kein Kreuz, keine Krone" (No cross, no crown) und ist gewissermaßen eine Diagnose des wahren Christenthums in seinem Unterschiede von Dem, welches nichts als den Namen hat; kunstlos, ungesucht, aber, den Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht, einmal zugegeben, logisch und in seinen vielen starken Gedanken oft von originellem und glücklichem Ausdrucke.

3.

Die Standhaftigkeit und edle Haltung des Gefangenen rührten endlich seinen Vater. Er suchte durch den Herzog von York die Dazwischenkunft des Königs nach. Karl hatte gewollt, der Gefangene sollte sich durch Entschuldigungen beim Klerus loskaufen; er schickte ihm seinen Caplan Stillingfleet, der ihn die Gunst des Fürsten um den Preis einiger leicht auszusprechender Worte erblicken ließ. „Mein Gewissen gehört nicht mir," antwortete ihm der Quäker, „ich kann es keiner lebenden Seele verkaufen." „Der Tower", fügt er hinzu, „ist das schlechteste aller Argumente."

In einem an Arlington gerichteten Briefe rief er die mit jedem Engländer gebornen Rechte an und schloß ihn mit folgenden Worten: „Ich entschuldige nicht meine Zudringlichkeit; ich bediene mich nicht des gewöhnlichen Stils der Supplikanten, weil ich die Ehre, welche Ihr durch Eure Gerechtigkeit gegen einen Unterdrückten erlangen würdet, für größer achte, als den Vortheil, den ich von meiner Freilassung ziehen würde."

Endlich wurde er ohne Bedingung frei, aber nur für kurze Zeit.

Die Umstände waren sehr ungünstig. Der Krieg gegen Holland hatte mit Erfolg fortgedauert, so lange Admiral Penn commandirte; er war von Unfällen begleitet, seit Nebenbuhler ihm das Commando entrissen hatten. Diese Rivalen waren Monk und Prinz Robert, mächtig der Eine durch seine Familienverbindungen, der Andere durch die Dienste, welche er geleistet hatte. Monk war gealtert, Robert unfähig, als Chef zu commandiren; sie ließen die holländische Flotte die Küste Englands angreifen, sich mehrmals in der Themse zeigen und die Arsenale von Chatham verbrennen, indeß der Besieger Ruyters, auf seine Güter in Irland verbannt, vor den Kammern angeklagt, seine letzten durch Verdruß vergifteten Tage in der Ungnade des Königs verlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Wie man sonst Diät verschrieb. Ein altes, seltenes Buch ist uns durch Zufall zu Händen gekommen: „Der gerade Weg zum langen Leben", von Dr. Venner, einem Zeitgenossen Shakespeare's, aus dem wir ersehen, daß die damalige Zeit nicht nur reich an Männern war, die sich des Geistes und Witzes, sondern auch eines gesunden Appetits erfreuten. In dem Werke werden nämlich die Grundsätze der Diätetik weitläufig berührt, nach welchen man damals lebte und leben sollte. Als ein leichtes Frühstück für schwache Magen empfiehlt der Autor ein paar hartgesottene gehackte Eier mit Sauce, einigen Pfefferkörnern, dazu Brod und Butter und einen „guten Schluck" rothen Franzwein. Auch sey ein „guter Zug" weißer oder Rheinwein oder ein Krug Porter Morgens nüchtern im Allgemeinen sehr gesund. Als goldener Spruch wird empfohlen: „Wenn du speisest, denke nicht nach, sondern kaue!" Fisch und Fleisch sollen nicht bei derselben Mahlzeit genossen werden, sie vertragen sich nicht mit einander. Wasser als Getränk verwirft der vortreffliche Doktor gänzlich, es sey nur für Leute in heißen Ländern nützlich. Auch auf Fruchtweine ist er nicht gut zu sprechen und würde, wenn er jetzt noch lebte, mit Herrn Petsch in gewaltigen Conflikt gerathen. Shakespeare's Fallstaff gibt ihm Gelegenheit, über den „Sect" zu sprechen. Er sey heiß und dünn, theile daher dem Körper schnell Wärme mit, und eigne sich daher vorzüglich für „alte und dicke Personen", daß Fallstaff aber nur für einen halben Penny Brod dazu genoß, war gefehlt; man solle ihn nur mit vielen und schweren Speisen genießen. Was wird aber der Mäßigkeitsapostel Herr von Seld dazu sagen, daß der Doktor „gebrannte Wasser" empfiehlt, die das Leben erhalten und das Alter zurückschrecken?!

Die Seeschlange. Es wäre gegen alle Ordnung, wenn nicht die stille Zeit, wo die Parlamente vertagt, hohe Herrschaften, Diplomaten und Minister auf Reisen sind, von der großen Seeschlange benutzt, würde sich dem Publikum in Erinnerung zu bringen. Glücklicherweise ist sie einem Yankee begegnet, der von Wells in Maine nach Boston fuhr und daher von ihr erzählen kann. Vor Boon Island Legde sahen der Capitän und Mannschaft des Schooners Arabella eine Heerde von acht oder zehn Wallfischen. Unter ihnen befand sich ein Ungeheuer, das der herkömmlichen Beschreibung der großen Seeschlange entsprach. Es hob wiederholt den Kopf zehn bis zwölf Fuß aus dem Wasser und wenn der Kopf untergetaucht war, peitschte es die Wallfische ganz unbarmherzig mit seinem Schwanze. Das Schauspiel dauerte ziemlich lange. Der Körper hatte nach der Beschreibung des Capitäns die Dicke eines Syrupfasses.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glück mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | *Nro. 82.* | den 12. Oktober 1859.

William Penn.

(Fortsetzung.)

In derselben Zeit hatte in Großbrittannien der große auf die religiöse Freiheit bezügliche Kampf begonnen. Der Herzog von York erklärte sich als Römisch-Katholischer. Der König schwankte und stützte sich auf Ludwig XIV. Die Nationalkirche, durch zahlreiche Sekten angegriffen, hatte ihre Stütze in den strengen Gesetzen gesucht. Jede Versammlung von mehr als fünf Personen zu einem religiösen Zwecke war für ungesetzlich erklärt worden. Die Strafe war Geldbuße und Transportation. Die Dissidenten hielten unter dieser Drohung ihre Versammlungen nur noch im Geheimen; die Quäker allein, welche diese Handlungsweise für unverträglich mit der Wahrheit hielten, waren offen ungehorsam und unterwarfen sich den Consequenzen, welche die Verletzung des Gesetzes nach sich zog.

Es kann nicht überraschen, daß Penn, unter solchen Verhältnissen frei geworden, es nicht lange blieb. Am 14. August 1670 begaben sich die Quäker in London an ihren Versammlungsort, als sie die Thüren verschlossen und von Soldaten bewacht fanden. Die Menge drängte sich in der Straße. Penn wendete sich gegen sie: aber als er sie anzureden begann, arretirten ihn Constabler. Sie legten auch Hand an William Mead, früheren Capitän in der Parlamentsarmee. Der Lordmajor, Sir Samuel Steerling, schickte sie alle Beide nach Newgate, in Erwartung der Assisseneröffnung von Old Bailey.

Die nun folgenden Scenen verdienen in der Geschichte Großbrittanniens eine Stelle, die sie noch nicht gefunden haben.

Zweimal wurde die englische Constitution von der Jury geschützt, einmal im Jahr 1688 bei der Lossprechung der anglicanischen Bischöfe, was Macaulay so trefflich geschildert hat; aber nicht weniger edel, in einer nicht minder wichtigen Angelegenheit geschah es im Jahre 1670 in dem Proceß, den wir vor Augen haben und über den die Geschichte bisher Stillschweigen beobachtet hat. Man wird es uns Dank wissen, mit Hülfe Dixon's diese Vergeßlichkeit in eingehender Weise gut zu machen.

Am 1. September 1670 wurden Penn und Mead vor den Gerichtshof geführt. Penn wird sich uns bei dieser Gelegenheit unter neuen Gesichtspunkten zeigen. Es ist weniger der Quäker, weniger der Vertheidiger der Cultusfreiheit, den wir vor Augen haben, als der Bürger, der Vertheidiger der angeerbten Gesetze und Freiheiten seines Stammes und seines Vaterlandes. Er hat wissentlich und mit Willen ein Gesetz des Königreichs übertreten; er ist bereit, es abermals zu übertreten, weil er es vor Allem im Widerspruch mit dem göttlichen Gesetze, dann mit dem constitutionellen Staatsgesetze, der Magna Charta hält. Ein Edict, selbst von der Krone und dem Parlament ausgegangen, kann nicht die jedem Engländer von der ursprünglichen Constitution der Nation zugesicherten Rechte vernichten. Eine Frage des Lebens oder des Todes ist also vor das Volk gebracht, und es ist an der Jury, das Gesetz selbst zu richten und ein arbiträres Joch zu brechen. In dieser Ueberzeugung tritt Penn vor den Gerichtshof.

Die Anklage lautete dahin, daß „William Penn, Edelmann, und William Mead, Kaufmann, mit einer Zahl von ungefähr dreitausend Personen sich gewaltsam und in Waffen, ungesetzlich und tumultuarisch versammelt hätten, am 15. August, im zweiundzwanzigsten Jahre der Regierung des Königs, gegen elf Uhr, in der Pfarrei von Saint-Bennet und der Straße Gracechurch, in der Absicht, den Frieden des Königs zu brechen; daß Penn, im Einverständniß mit Mead, und auf seine Eingebung, es unternommen hätte, zu predigen und die Menge in voller Straße zu haranguiren, woraus ein längerer Aufruhr entstanden sey, zur Verachtung des Königs und Herrn und seines Gesetzes, zum großen Nachtheil des öffentlichen Friedens, zu großem Schrecken mehrerer treuer Unterthanen Seiner Majestät, und zu großer Ermuthigung der Begünstiger von Rebellionen."

Wir haben kaum nöthig, bemerklich zu machen: Das Datum ist irrig; die Versammlung war nicht in Waffen; sie war nicht die Frucht einer Verabredung zwischen Penn und Mead: sie war es so wenig, daß wir die Zeugen versichern hören, Mead habe vergebens versucht, sich Penn zu nähern.

Der Schreiber des Gerichtshofes wendete sich zu den Angeklagten und fragte sie, ob sie sich schuldig erkennten. — „Wir können uns," erwiderte Penn,

„nicht Wort für Wort der Ausdrücke der Anklage erinnern, und wir bitten Euch, wie es Gebrauch ist, uns davon die Abschrift zu geben.“ — „Beginnet,“ entgegnete ihm der Recorder*), „mit Eurer Schuldigerklärung.“ „Ich kenne die Formalitäten nicht,“ erwiderte Penn, „und bitte den Hof, ehe ich antworte, mir zweierlei zuzugestehen: Das Eine ist, nicht irgend eines Vortheiles beraubt zu werden, welchen mir die alten Gebräuche einräumen; das Andere: Meine Sache frei vertheidigen zu können.“

Diese beiden Verlangen zugestanden, erwiderte der Angeklagte: „Wohlan, ich erkläre, weder im Wesen noch in der Form schuldig zu seyn.“ Mead gab dieselbe Erklärung. Der Hof ließ sie bei Seite treten, ging zu andern Angelegenheiten über, und endigte damit, sie auf den 3. September vorzuladen. Als dieser Tag gekommen, führte man sie wieder vor den Gerichtshof. Da man ihnen ihre Hüte entrissen hatte, ließ der Lordmajor, einer jener feilen Menschen, die Sklaven jeder Macht sind, ihnen dieselben wieder auf das Haupt setzen; dann sagte er zu ihnen: „Wißt Ihr, wo Ihr seyd? Wißt Ihr, daß hier der Hof des Königs ist? Wißt Ihr, was man dem Gerichtshofe schuldig ist?“ — „Wir wissen es nicht.“ — „Warum erweist Ihr ihm nicht den schuldigen Respect? Warum zieht Ihr nicht Eure Hüte ab?“ — „Weil wir dieß nicht für ein Zeichen von Respect halten.“ — „Wohl, der Gerichtshof verurtheilt Jeden von Euch zu vierzig Mark Buße, weil Ihr die Rücksichten gegen ihn aus den Augen gesetzt habt.“ — „Unsere Hüte, die uns genommen waren, wurden auf Euren Befehl wieder auf unser Haupt gesetzt; wir bitten den Gerichtshof, dies bemerken zu wollen.“

Die Geschworenen wurden beeidigt. Der Eine von ihnen, Eduard Buschel, galt für einen frommen Mann. Beschuldigt, die heilige Schrift nicht geküßt zu haben, wurde er eingeladen, seinen Schwur zu wiederholen, was er ohne Zögern that. Dann wurden die Zeugen vorgenommen. Ihre Aussagen waren ohne Werth: Richard Read gab die Zahl der Anwesenden auf vier- oder fünfhundert an, während James Coke sie auf drei- oder vierhundert geschätzt hatte. Beide hatten nicht gehört, was Penn sagte. Die Angeklagten machten aufmerksam, daß Read sich ganz verschieden vor dem Lordmajor geäußert. Ein dritter Zeuge hatte gleichfalls nichts verstanden. Dieses waren alle Aussagen der beamteten Zeugen.

Nach ihrer Vernehmung ergriff Penn das Wort: „Wir sind weit entfernt,“ sagte er, „wir gestehen es, unsern Versammlungen zur Verehrung Gottes entsagen zu wollen. Wir denken so wenig daran, daß, wir erklären es im Angesichte der Welt, keine Macht der Erde uns verhindern könnte, diese Pflicht zu erfüllen und uns zu einem so trefflichen Zwecke zu versammeln.“ — „Ihr seyd nicht hier,“ sagte ihm einer der Richter, „weil Ihr Gott verehrt, sondern weil Ihr die Gesetze gebrochen habt.“ — „Ich habe kein Gesetz gebrochen. Aber, damit der Gerichtshof, das Publikum und wir sich eine richtige Vorstellung machen können, um was es sich handelt, bitte ich Euch, sagen zu wollen, auf welchem Gesetze die Anklage beruht.“ — „Auf dem gemeinen Recht,“ erwiderte der Recorder. — „Was nennt Ihr gemeines Recht?“ — „Glaubt Ihr, daß ich hier sey, um alle die Fälle aufzuzählen, auf denen das Recht ruht? Kommt auf die Anklage zurück!“ — „Jede Anklage setzt ein Gesetz voraus, das übertreten zu haben man angeklagt ist; warum will man uns denn nicht damit bekannt machen, welches das Gesetz ist, das wir verletzt haben sollen? Auch werdet Ihr es ja wohl vor der Jury deutlich aussprechen müssen, damit diese über unsere Straffälligkeit entscheiden könne.“ — „Unverschämter Schurke, der Ihr seyd; kommt auf die Anklage zurück!“ — „Ich bin angeklagt. Es handelt sich für mich um die Freiheit, welche so nahe das Leben berührt. Ich habe Gegner in großer Zahl. Es hieße sehr hart gegen mich verfahren, wollte man meine Lage dadurch erschweren, daß man mich der natürlichen Vertheidigungsmittel beraubt. Ich verlange also, und ich habe dazu das Recht, daß Ihr vor den Anwesenden und mir erklärt, welches das Gesetz ist, das ich verletzt habe; wenn nicht, würde ich in Dem, was hier geschieht, nur die Willkür erblicken können.“

Bei diesen Worten ließen die Richter eine heftige Indignation bemerken. Penn antwortete ihnen mit seiner Ruhe, mit seiner feinen und gedrängten Logik. Dann nahm der Prozeß seinen Verlauf.

„Die Frage ist, zu wissen, ob Ihr Euch schuldig erkennt,“ begann der Recorder wieder. — „Nein,“ antwortete ihm Penn, „sondern zu wissen, ob die Anklage im Recht begründet ist.“ — „Ihr seyd ein grober Mensch. Ist es Eure Sache, den Gerichtshof zu lehren, was das Recht constituirt? Das Recht ist nicht geschrieben, lex non scripta. Soll ich Euch in einem Augenblicke sagen, was mich vierzig Jahre Erfahrung gekostet hat?“ — „Wenn das gemeine Recht so schwierig zu begreifen ist, ist es weit davon entfernt, ein gemeines Recht zu seyn,“ erwiderte Penn; „aber wenn die Institutionen von Lord Coke einige Autorität haben, so ist das gemeine Recht dasjenige, welches auf der Magna Charta beruht.“ — „Herr,“ sagte ihm der Recorder immer gereizter, „Ihr macht uns viel Mühe, und die Ehre des Gerichtshofes erlaubt ihm nicht, Euch fortfahren zu lassen.“ — „Ich habe eine einzige Frage gestellt, und ich habe keine Antwort erhalten; indessen meine Frage faßt die Rechte und die Privilegien jedes Engländers in sich.“ — „Ich könnte Euch mich bis Mor-

*) Der Recorder vereinigt die Funktionen des Greffier, des Urkundenbewahrers und gewisse Vorrechte, die in Frankreich dem öffentlichen Ministerium zustehen, ist also theilweise unserm Staatsanwalt gleichbedeutend.

gen fragen lassen, ohne daß Ihr weiser wäret." — „Es käme auf Eure Antworten an." — „Herr, wir können nicht die Nacht hinbringen, Euch zu hören." — „Meine gerechte Vertheidigung könnte den Gerichtshof nicht beleidigen, indeß Ihr mich durch die Weigerung, mich das von mir verletzte Gesetz kennen zu machen, eines Rechtes beraubt, das mir gehört, und öffentlich die Absicht beweist, der Willkür das Privilegium der Engländer zu opfern." — „Laßt ihn fortführen, Mylord! wenn Ihr ihnen nicht den Mund schließt und sie nicht wegführen laßt, werden wir nie zu Ende kommen." — „Führt sie ab!" befahl der Lordmajor; „führt sie ab! Verschließt sie im Grund des Saales in den Bale-Dock!"

Dieser Winkel war ein dunkler und feuchter Platz, von dem aus man Alles, was im Saal gesprochen wurde, hören konnte, ohne gesehen zu werden.

„Ihr seht es, meine Herren Geschworenen," sagte Penn, „man führt mich ab, weil ich die unverjährbaren Rechte Englands behauptet habe. Ich appellire an Eure Gewissen. Und es handelt sich hiebei nicht um religiöse Ueberzeugungen, sondern um das Fundament der Freiheit, des Eigenthums; es handelt sich um das Recht, kraft dessen Ihr das Kleid Euer nennt, das Euch bedeckt; um die Ehre Eures Heerdes; es handelt sich um die Frage, zu wissen, ob Eure Kinder frei seyn werden oder Sklaven; ob Eure Güter Eure Güter, oder ob sie im Triumphe von einem Sieger herumgeführt werden können."

Vergebens gebot ihm der Recorder Stillschweigen; er fuhr fort, gestützt auf das Versprechen der Richter, ihn zu seiner Vertheidigung frei sprechen zu lassen. Er zeigte, daß seine Sache, die von Tausenden von Heerden wäre, deren Friede auf Beobachtung der gesetzlichen Formen beruhe. Aber der Lordmajor verlor die Geduld und erneuerte den gegebenen Befehl, Penn fern von den Blicken des Publikums, der Richter und der Jury zu verschließen.

Es war nun die Reihe an Mead, auf der Bühne zu erscheinen. Der alte Soldat Cromwell's verband einen natürlichen Geist mit Unerschrockenheit.

„Die Tage sind gewesen," begann er, „wo ich mich frei glaubte im Tragen der Waffen, und in jener Zeit fürchtete ich Niemanden: jetzt fürchte ich Gott: ich bin ein Mann des Friedens. Auch bin ich sehr überrascht, mich der Theilnahme an einem bewaffneten Aufruhr angeklagt zu hören, vi et armis, illicite et tumultuose. Wie Master Penn, bitte ich, daß man mich belehren wolle, was ein Aufruhr ist." Da der Gerichtshof schwieg, fuhr er fort: „Wohlan, ich will es Euch sagen, ich, die Institutionen Lord Coke's in der Hand. Ein Aufruhr hatt statt, sagt dieser große Rechtsgelehrte, sobald man sich versammelt, um in ein Haus zu dringen mit Einbruch, um das Gras abzuschneiden, um das Land Anderer zu beschädigen."

Bei dieser Rede neigte sich der Recorder, das Haupt entblößend, tief und dankte dem Angeschuldigten, ihn das Recht gelehrt zu haben. „Setze nur Deinen Hut wieder auf," fuhr Mead fort, „ich habe Dir kein Honorar zu bieten!" Einer der Richter bemerkte, daß Mead, unlängst Independent, heute Quaker, und bereit, Papist zu werden, mit dem Winde schiffe. (Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Der Golf von Neapel. Sobald man in den Golf von Neapel einfährt, ist mit Einem Schlage das Wunder vollbracht, alle früheren Anschauungen von Natur und Volk sind abgebrochen, und Auge und Sinn tauchen sich entzückt in eine neue Welt, die in nie gesehenen Farben und Lichtern, in märchenhaftem Glanz der Berge und der Meereswellen, und in dem zauberischen Halbrund, den das aufsteigende Amphitheater der Stadt beschreibt, uns umstrahlt. Die Natur scheint in diesem tiefblauen, mit den violetten Bergen und Gestaden umgebenen Golf einen ewigen Festtag angesagt zu haben, denn feierlich und lustig zugleich ist die ganze Stimmung, in die wir hier eingetreten sind. Die Atmosphäre ist rein und durchsichtig, wie man es unter keinem andern Himmelsstrich gesehen, Alles liegt wie mit einer leuchtenden Glasur bedeckt vor uns, und die hohen, bis zu ihrem Gipfel in Grün gekleideten Berge, die den Golf abschließen, streuen noch neue, frische Lichtpunkte in dieß Gemälde ein, indem die vielen kleinen, weiß schimmernden Ortschaften, die auf ihren Abhängen wie ausgesäet sind, nah und ferne ein unendlich wallendes Leben zeigen. Von Cap Misenä, wo der Golf von Neapel seinen Anfang nimmt, bis hinüber zu dem lachenden Golf von Salerno ist Alles nur in zauberhafte, träumerische Lichter, in hohe, reine Schönheit, in eine stolze Pracht und in eine liebliche, milde Feier getaucht. Selbst der Vesuv, der dort aus seinem rauchenden Gipfel seine Dampfwolken bis zum Meeresgestade herunter sendet, und der fast greifbar nahe sein ernstes, aber edles und majestätisches Haupt uns zuwendet, scheint von Zeit zu Zeit sein strenges Gesicht in dem blauen Lichtmeer des Golfes, in dem er sich spiegelt, zu klären. Seine ernsten Züge scheinen dann einen Augenblick lang froh und leichtsinnig zu seyn, wie Alles hier froh und leichtsinnig ist, und man vergißt, daß er noch immer das Verderben in seinem flammenden Herzen trägt, welches er einst mit seiner Lava über Herculanum und Pompeji ausgegossen. Als Repräsentant des neapolitanischen Volkscharakters schwebt dieser wilde, trozzige, verschlossene Gesell dort mit all' den unendlichen Tücken, die in ihm schlummern, an dem lächelnden Horizont. Die Feuer, die in ihm schlafen, sind unberechenbar, denn jeden Augenblick können seine furchtbaren Ausbrüche die herrliche, fruchtbare Landschaft ergreifen, die sich rings um ihn her so vertrauensvoll und üppig angesiedelt hat. Der Uebergang aus der tiefsten Ruhe in das gewaltsamste, gefährlichste Toben ist der eigentliche Charakter des Vesuvs, dessen Feuersäulen emporsteigen, ohne sich durch irgend Etwas angekündigt zu haben, und der, je friedlicher und harmloser er aussieht, in demselben Augenblick um so schlimmeres Verderben sinnt. So tückisch und zweifelhaft sah

nun freilich das bunte neapolitanische Menschengewühl nicht aus, in dessen Mitte wir uns bald nach unserem Eintritt in den Golf von Neapel versetzt sahen. Die Ankunft auf der Meeresseite hat aber darin auch ihre unangenehme Nachtheile, daß das Schiff im Hafen einen mehrere Stunden langen Aufenthalt erfährt, ehe die am Bord befindlichen Passagiere landen dürfen. Die Erlaubniß muß für jeden Reisenden insbesondere ertheilt werden, und es handelt sich dabei, außer den Gesundheitszeugnissen, zugleich um eine Paßregulirung, bei der die neapolitanische Polizei mit allem ihren geheimen Wissen von Personen und Dingen eintritt, und erst die zeitraubendsten Untersuchungen anzustellen pflegt, ehe das sehnlichst erwartete „Permesso" vom Lande herübergebracht wird. Indessen war das eigenthümliche Getümmel, in das unser Dampfer bald von allen Seiten her gerathen war, noch immer im Stande, uns mit den ergötzlichsten Bildern zu unterhalten und das Pikanteste, was man sehen konnte, vor unsere Augen hinzuzaubern. Während auf der einen Seite des Schiffes sich unzählige Barken vom Ufer her näherten, in denen die Facchini der Gasthöfe saßen, welche mit lauter, schreiender Stimme ihre Hôtels ausriefen oder schon die Bestellungen der Reisenden entgegennahmen, huschte auf der andern Seite eine Menge von Barken herbei, die nahe unter unserem Verdeck still hielten und mit ihren Guitarrenspielern, Liedersängern, Farceurs und Volksmimen, die sie herbeiführten, zu unserer Unterhaltung während der langen Zeit des Wartens beitragen wollten. Im Golf von Neapel schien Alles Klang, Farbe, Licht, Musik und Malerei zu seyn, und ungeachtet des unablässigen Gewühls in dem von Schiffen überfüllten Hafen lösten sich alle schreienden und rufenden Stimmen sogleich wieder in der feierlichen Stille auf, welche den Grundton des Ganzen bildete. Die Sänger an der Ramme verstummten jetzt auch, es schien die Zeit zu einem Imbiß herangekommen zu seyn und für Gesang und Arbeit trat eine Ruhepause ein. Den auf dem Verdeck sich lagernden Gestalten konnten wir jetzt ihre seltsamsten Physiognomien abgewinnen, und wir konnten uns in diesem Augenblick nicht läugnen, wie recht jenes italienische Wort hat, welches Neapel „ein von Teufeln bewohntes Paradies" (un paradiso abitato da' diavoli) nennt. Unsere Sänger, die uns erst in ihrer rhythmischen Arbeitsgruppe, unter ihrer jauchzenden und klingenden Beweglichkeit, wie die Bewohner einer schönen idealen Welt erschienen, dünkten uns jetzt, indem wir sie näher betrachten konnten, in dem Paradies der Teufel vollkommen eingebürgerte Figuren zu seyn. Man glaubt sich nicht in einer europäischen Stadt gelandet, wenn man in der Bay von Neapel liegt, denn der Charakter des Volkes, von dem man sich hier bald in den auffallendsten Gestaltungen umgeben sieht, erinnert hier sogleich an das afrikanische und saracenische Blut, das seinen Niederschlag in dieser seltsamen Race gefunden. Die fratzenhafte Häßlichkeit dieser Physiognomien ist es nicht allein, die ihnen den unheimlichen, scharf geschnittenen, schmutzigen und verworfenen Ausdruck gibt. Es ist zugleich der Zug einer Schrecken erregenden, niedrigen Pfiffigkeit, welcher alle neapolitanischen Gesichter fast übereinstimmend zeichnet. Die Männer der Arbeit, besonders diejenigen, welche man im Hafen erblickt, sind überwiegend muskelkräftige, wohlgebaute Gestalten, und in ihren Augen brennt ein wildes, verzehrendes Feuer, das selbst mit dem Alter noch nicht zu verlöschen scheint und nur Grinsen und Hohn gegen Alles, was ihnen in den Weg kommt, ausspricht. Mit der nichtswürdigen Schlauigkeit ist es zugleich der finsterste Aberglaube, der so scharfe, groteske Einschnitte in diese Gesichter gemacht hat. Man wird von einem Schauder über die Verirrungen der menschlichen Natur ergriffen, sobald man in die Mitte einer neapolitanischen Bevölkerung sich begibt. So entsetzliche Striche zur Ausführung des Menschenbildes sind sonst nirgends gewagt worden, wie hier. Der gehaltene, zum Großartigen sich neigende, stolz in sich selber ruhende Charakter des Römers und der herrlichen Römerin tritt hier weit in unseren Vorstellungen zurück und wir treten in das Reich abenteuerlicher Fratzen und Larven ein, die bei den Vornehmen sich oft in sehr noble Formen modificirt haben, bei den gemeinen Neapolitanern aber und noch mehr unter den Frauen, welche hier den Auswurf der ganzen Race bilden, die schrecklichsten Caricaturen des Mannes und des Weibes darbieten. Es mischen sich jedoch in dem neapolitanischen Volkscharakter zugleich die diabolischen und komischen Elemente auf eine ungemein überraschende Weise. Der Neapolitaner ist in demselben Augenblicke, in dem er als Gauner und schlechter Kerl sich zeigt, auch noch Farceur und Possenreißer, wobei ihm sein eigenthümliches mimisches Talent, das er in einem beispiellosen Grade besitzt, zu Hülfe kommt. Als Verbrecher ist er zugleich noch Lustigmacher, und indem er den Andern betrügt, macht er dabei die tollsten Späße, bei denen man ihn vor Lachen und Hohn sich ausschütten sieht. Bei alledem wird diesem Volke auf der andern Seite auch eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt, und wenn man in Neapel auch nicht selten einräumt, daß das niedere Volk ein sehr verderbtes und nichtsnutziges sey, so werden doch auch oft Züge von rührender und kindlicher Gutmüthigkeit hervorgehoben, die sich hier in hülfreicher Aufopferung für Andere, in treuer und ehrlicher Gesinnung und in Darbringung des letzten Gutes für andere noch Aermere zeigen sollen. Schon auf den Straßen in Neapel sieht man oft die merkwürdigsten Beispiele von Unterwürfigkeit der Niederen gegen die Vornehmen. Wenn ein Mann aus dem Volke seinem vornehmen Gönner begegnet, so wird er denselben nicht nur mit der tiefsten Ehrfurcht begrüßen, sondern auch einen Zipfel seines Gewandes zu erhaschen suchen, den er mit einer wahren Inbrunst an seine Lippen zieht. Kaum ist er aber einen Schritt weiter gegangen, so wird er mit der possirlichsten Geberde von der Welt ein Schnippchen schlagen und sein Gesicht trägt den Ausdruck einer höhnischen Verachtung an sich, die den Herrn, welchem er so eben huldigte, mit der schneidendsten Grimasse trifft.

Ein herbes Gemüth wird mit der Zeit nicht milder, und eine scharfe Zunge ist das einzige schneidende Werkzeug, welches durch beständigen Gebrauch nicht abgestumpft wird.

Wer fröhlich seyn will in jedem Fall,
Dem wird die Krähe zur Nachtigall.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 83. den 16. Oktober 1859.

William Penn.

(Schluß.)

Der alte Soldat erwiderte ihm rasch in seinem Latein: „Turpe est doctori, cum culpa redarguit ipsum; es ist demüthigend für einen Gelehrten, Streiche zu führen, die auf ihn zurückfallen.“ Dieß war genug. „Ihr hättet verdient, daß man Euch die Zunge abschnitte,“ sagte der Lordmajor, und er schickte ihn zu Penn in den Hintergrund des Saales.

Der Recorder zog seine Schlüsse: „Ihr habt es gehört, meine Herren Geschworenen, es handelt sich um offene Thatsachen. Ihr werdet nach den vorgeführten Zeugnissen urtheilen. Wisset wohl, daß Ihr es auf Euer Risico und Eure Gefahr thun werdet.“

Penn, der von seinem Winkel aus diese auf die Einschüchterung der Jury berechnete Sprache hörte, rief mit lauter Stimme seine Protestation und seinen Appell an die Magna Charta. Aber der Recorder unterbrach ihn und befahl in seinem Zorn, ihn zu ergreifen und in den „crotton“ *) von Newgate zu werfen. Die Gefangenen wurden also weggeführt und in den schmutzigsten und eckelhaftesten Ort dieses dunkeln Gefängnisses gebracht.

Nach Entfernung der Angeklagten wechselt die Scene. Die Arbeit der Geschworenen beginnt.

Nachdem sie von dem Staatsanwalt den Auftrag erhalten, einen einstimmigen Wahrspruch zu bringen, da sie durch beeidigte Zeugen wohl informirt wären, ziehen sie sich in ihren Berathungssaal zurück.

Die Richter sind auf ihren Sitzen geblieben, und das Publikum wartet, die Augen auf die Thüre gerichtet, durch welche die Geschwornen zurückkehren müssen, in der Ungeduld, ihr Verdict zu hören.

Nach anderthalb Stunden Wartens erscheinen acht Geschworne von zwölfen: sie haben sich nicht zu einem gemeinschaftlichen Verdict einigen können. Der Recorder, unwillig, läßt die vier Geschwornen rufen, die nicht zum Vorschein gekommen waren, überhäuft sie mit Vorwürfen und läßt das Gewicht seines Zornes auf Eduard Buschel fallen, der allein seinen Einfluß angewendet hatte, um seine Collegen zu einem ehrenvollen Votum zu bewegen.

„Ihr seyd die Ursache dieser Verwirrung,“ rief er ihm zu; „Ihr zeigt Euch offen als Begünstiger dieser Faktion. Ihr werdet eine Mark Buße zahlen.“ Einer der Richter, Sir John Robinson, fügte hinzu: „Ich kenne Euch, Ihr habt Euch in die Jury gestohlen.“ — „Nein, Sir John,“ antwortete Buschel; „sechzig Namen fanden sich vor dem meinen, und ich habe lebhaft gewünscht, nicht ernannt zu werden.“ — „Ich sage Euch, daß Ihr verdientet, auf der Bank der Angeklagten zu sitzen, eher als Einer von ihnen.“ — „Holla!“ schrie der Lordmajor, „Ihr seyd ein grober Taugenichts; Ihr werdet eine Mark Buße zahlen.“

Die Geschwornen ziehen sich zurück. Ihre zweite Berathung dauerte länger als die erste. In der Zwischenzeit waren Penn und Mead in den Saal zurückgeführt worden. Es herrschte Schweigen.

„Habt Ihr Euch geeinigt, ein einstimmiges Verdict abzugeben?“ fragte der Schreiber des Gerichtshofes. — „Ja,“ antwortete Thomas Vère, Präsident der Jury. — „Ist Penn schuldig?“ — „Er ist es, in der Straße von Gracechurch gesprochen zu haben.“ — „Dieß ist Alles?!“ — „Es ist Alles, was ich beauftragt bin zu sagen.“ — „Dieß ist eben so viel wie nichts sagen.“

Der Lordmajor bestand auf dem ungesetzlichen und aufrührerischen Charakter der Versammlung. Aber die Geschwornen hatten sich über diesen Punkt nicht einigen können. Die Richter nahmen also Jeden von ihnen auf die Seite und versuchten, sie zum Nachgeben zu bringen. Es gelang ihnen bei einigen; Andere aber, Buschel an der Spitze, erklärten, daß sie niemals durch ihre Stimmen den Ausdruck „ungesetzliche Versammlung“ sanctioniren würden. Man fuhr gegen sie auf, man drohte. „Das Gesetz von England,“ erklärte ihnen der Recorder, „erlaubt Euch nicht, Euch von den Worten der Frage zu entfernen.“ — „Wir haben unser Verdict gegeben,“ antwortete Thomas Vère, „und wir können kein anderes geben.“ „Ihr habt kein Verdict gegeben. Euer angebliches Verdict ist keines. Zieht Euch also zurück und nehmt Eure Parthie ernsthaft.“

Die Geschwornen erschienen nach einer halb-

*) Vom französischen crotte, Schmutz, Koth, vielleicht?

stündigen Berathung wieder. Das nämliche Verdict Penn war schuldig erkannt worden, öffentlich gesprochen zu haben, Mead war freigesprochen. Das Verdict war niedergeschrieben und von den zwölf Geschworenen unterzeichnet.

Für dießmal ließ der Lordmajor all seinen Zorn ausbrechen: „Was!" rief er, „Ihr wollt Euch von einem Schwachkopf, von einem verächtlichen und unverschämten Schelm leiten lassen, wie dieser Buschel ist! Ah! ich garantire Euch, daß Ihr nicht lange Glieder der Jury seyn werdet." „Und Ihr," indem er sich an Thomas Vère wendete, „Ihr seyd ein schöner Präsident! Ich erwartete, Ihr würdet Euern Platz besser ausfüllen."

Der Staatsanwalt ging gerader zu Werk: „Ihr Herren, Ihr werdet nicht entlassen seyn, bis Ihr ein annehmbares Verdict zu Stande gebracht habt. Man wird Euch also ohne Nahrungsmittel, ohne Getränk, ohne Feuer und Tabak einschließen. Denkt nicht, daß man ungestraft den Gerichtshof beleidigen könne. Mit der Hülfe Gottes werden wir ein Verdict haben, oder Ihr werdet vor Hunger sterben."

„Ja, Ihr Herren," fuhr der Lordmajor fort, „Ihr wißt, daß er geprediget hat, daß er das Volk in Aufruhr gebracht, daß er die bürgerlichen und militärischen Gesetze verletzt hat."

Penn wies den Irrthum des Lordmajors nach: „Das Geschrei ist nicht von uns gekommen, sondern von Denen, die uns gestört haben. Die Geschworenen wissen es. Sie sollen ein freies Verdict abgeben." Vergebens wollte man ihm Stillschweigen auflegen. „Das einstimmige Verdict von zwölf Geschwornen," fuhr er fort, „ist der Ausdruck der legalen Wahrheit; und da ein solches Urtheil ausgesprochen worden ist, so verlange ich, daß es in den Acten des Gerichtshofes niedergelegt werde; ich mache dafür die Gerichtsschreiberei verantwortlich. Was die Geschworenen betrifft, sie würden meineidig, wenn sie anders entschieden. Aber Ihr werdet es nicht thun, Ihr Herren, denn Ihr seyd Engländer; Ihr werdet nicht Eure Privilegien und Eure Rechte opfern."

In diesem Augenblicke hatte einer der Geschworenen sich über ein ernstes Unwohlseyn beklagt.

„Genug!" schrie ihm der Lordmajor zu, „Ihr seyd so wohl, als einer von uns. Bewahrt Eure Grundsätze und crepirt vor Hunger!" *) Der Recorder fügte hinzu: „Lernet, Ihr Herren, Euch in Euer Schicksal fügen. Ich wünsche Euch Geduld. Der Gerichtshof will ein Urtheil haben."

Mit diesen Worten hoben sie die Sitzung auf, nachdem sie die Angeklagten nach Newgate hatten zurückbringen und die Geschwornen einschließen lassen.

Am andern Tage Morgens, es war ein Sonntag, gegen sieben Uhr nahmen die Richter ihre Sitze wieder ein.

„Schuldig oder nicht?" fragte der Lordmajor. — „Penn ist schuldig, in der Straße von Gracechurch gesprochen zu haben." — „In einer ungesetzlichen Versammlung?" — „Wir halten unser Verdict aufrecht." — „Ihr seyd ein Aufrührer von der boshaftesten Art; Ihr werdet meinen Zorn kennen lernen." — „Ich wußte es wohl," bemerkte einer von den Richtern, „daß Buschel nicht nachgeben würde." — „Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt," erwiderte Buschel. — „Euer Gewissen," erwiderte ihm der Lordmajor, „würde nichts Besseres verlangen, als mir den Hals umzudrehen." — „Nein, niemals, Mylord." — „Ei wohl! ich werde es seyn, der ihn Euch umdrehen wird, sobald ich können werde." Der Recorder schlug den Ton des Scherzes an: „Er ist Prophet; er hat die Jury inspirirt. Ich fühle auch, daß die Inspiration mich ergreift. Ich will ein positives Urtheil, oder ich werde Euch Hungers sterben lassen."

Penn bat den Recorder, eine Frage an ihn richten zu dürfen: „Ist das Urtheil, was Mead betrifft, zugelassen?" — „Es ist kein Urtheil. Ihr seyd der Verschwörung angeklagt, und der eine von Euch ist für unschuldig erklärt, der andere für schuldig!" — „Aber wenn Nichtschuldig kein Verdict ist, was wird aus der Magna Charta? Ich behaupte, daß die Einstimmigkeit der Jury ein legales Urtheil bildet, und daß, wenn Mead freigesprochen ist, ich es gleichfalls bin, da wir der Verschwörung angeklagt sind, und ich nicht allein ein Verschworener seyn kann."

Die Richter verschlossen dieser Sprache das Ohr und schickten die Geschworenen ein drittes Mal in Berathung zurück. Das Resultat derselben war das nämliche wie vorher. Wie vorher auch der gleiche Zorn der Richter. Der Recorder drohte Buschel mit einer neuen Buße; der Lordmajor wollte ihm die Nase abschneiden lassen: dieß war die Modestrafe bei den Cavalieren. Da Penn gegen diese Akte der Einschüchterung protestirte, befahl der Lordmajor, ihm den Mund zu schließen, und sich zum Stockmeister wendend, rief er ihm zu: „Bringet Ketten herbei und bindet ihn fest an seinen Platz." — Penn antwortete: „Wie es Euch gefällt; Eure Ketten schrekken mich nicht."

Der Recorder, wie wenn er von einem plötzlichen Lichte erleuchtet worden wäre, gestand, daß er bis zu diesem Tage die Weisheit der Spanier, welche die Inquisition ertrügen, nicht begriffen habe; aber daß er sie in dieser Stunde erkenne; daß die Dinge in England immer schlechter gehen würden, bis man daselbst eine ähnliche Institution besäße. Dann lud er die Geschworenen ein, in ihren Berathungssaal zurückzukehren. Vergebens entgegneten sie, daß sie dreimal ihr Verdict, begleitet von ihren Unterschriften, abgegeben, und weigerten sich, es ein viertes

*) Wir sind nicht verantwortlich für diese überderbe Sprache eines Scandalstückes aus den Annalen der englischen Gerechtigkeitspflege zu den Zeiten Karls II. Der Bearbeiter.

Mal zu thun. „Meine Herren," erklärte ihnen der Recorder, „die Gesetze werden ohne Säumen in dem, was Euch betrifft, modificirt werden. Das nächste Parlament wird außer den Schutz des Gesetzes Diejenigen setzen, welche das Gesetz nicht respectiren. Geht, macht es gut, oder ich lasse Euch Hungers sterben und lasse Euch auf einem Karren in der Stadt herumführen, wie man es zur Zeit Eduard's III. machte." Vergebens berief sich einer der Geschworenen auf ihr einstimmiges Verdict und erklärte, daß jedes andere Verdict den Charakter des Zwanges tragen würde; vergebens weigerten sich Alle, in ihren Berathungssaal zurückzukehren; man führte sie mit Gewalt dahin; man schloß sie von Neuem für die Nacht ein, ohne Wasser, ohne Feuer, ohne Nahrung.

Bald erzeugte die Anstrengung, der Durst und die Beraubung des Schlafs das Fieber. Einige der Geschworenen wurden verwirrt; ihre Geister wurden irre, sie schwankten. „Geben wir lieber nach," sagten sie, „als solche Qualen zu erdulden." Aber die unter ihnen, welche für die Aufrechthaltung der religiösen Freiheit und der Rechte der Jury litten, fanden in ihrem Glauben die Kraft der Märtyrer. Sie ertrugen ihre Leiden ohne Murren. Sie waren bereit zu sterben, wenn es seyn müßte, aber nicht ihre bürgerlichen und religiösen Rechte zu verrathen.

Der andere Tag war ein Montag. Kurz nach dem Aufgang der Sonne versammelte sich der Gerichtshof in Anwesenheit einer zahlreichen Menge. Angeklagte, Geschworene näherten sich. Die Geschworenen waren bleich, abgeschlagen, aber entschlossen und fest. Eingeladen zu sprechen, beriefen sie sich auf das Urtheil, das sie schriftlich abgegeben. Der Schreiber wollte es vorlesen, als der Recorder ihn unterbrach: „Nein, dieß ist kein Urtheil. Der Gerichtshof nimmt es nicht an. Sprecht denn: ist Penn schuldig?" — „Nicht schuldig!"

Bei diesen Worten zeigt sich eine lebhafte Bewegung unter den Zuhörern.

Der Recorder interpellirte noch einmal jeden Geschworenen einzeln, indem er ihn einlud, sich mit Klarheit auszudrücken, und Alle antworteten: „Nicht schuldig!" — „Es ist gut, Ihr Herren; Ihr beharrt dabei, Euren eigenen Eingebungen zu folgen, statt den guten Rathschlägen, welche wir Euch gegeben. Es thut mir leid um Euch. Gott bewahre mich, in Eure Hände zu fallen! Der Gerichtshof verurtheilt jeden von Euch zu vierzig Mark Buße und zur Einsperrung in Newgate, bis diese Summe gezahlt ist."

Freigesprochen von der Jury, reclamirte Penn seine Loslassung. „Nein," war die Antwort; „denn Ihr seyd auch zu einer Buße verurtheilt worden." „Eine Buße? und warum?" — „Wegen Mißachtung des Gerichtshofes." — „Meine Herren, ich frage Euch, stimmt es mit den Gesetzen Englands, daß ein Engländer mit einer Buße belegt werde, ohne von Seinesgleichen verurtheilt zu seyn? Die Capitel vierzehn und neunundzwanzig der Magna Charta, sind sie über diesen Punkt nicht klar und bestimmt? Sagen sie nicht, daß kein freier Mann gebannt werden kann, außer durch einen Schwur rechtlicher und loyaler Männer der Nachbarschaft (das heißt Rechtsgenossen)?" Der Recorder unterbrach ihn, um den Befehl seiner Abführung zu geben. „Mich wegführen, sobald ich die Charta anrufe? . . . Aber wer könnte sich darüber wundern, nach dem Lobe, das wir von der Inquisition gehört haben! Gott wird Euch richten!"

4.

So verlief dieser merkwürdige Prozeß. Die Geschworenen, wie die Angeklagten, verweigerten die Zahlung der Buße, zu der sie verurtheilt worden. Die Einen thaten es aus Gewissensgründen, die Andern von Buschel bewogen, vor dem englischen Volke die Frage zu erheben, ob der Gerichtshof das Recht habe, ihnen eine Geldstrafe aufzulegen, wie er es gethan hatte. Alle blieben also Gefangene in Newgate.

Die von Buschel auf Antrieb Penn's aufgeworfene Frage, die Frage: ob die Geschworenen ein den Ansichten des Gerichtshofes entgegengesetztes Verdict abgeben könnten, gehörte sicherlich zu den wichtigsten, die im Schoße eines Volkes behandelt werden konnten, und die englische Gesetzgebung hatte sie noch nicht definitiv entschieden. Mehr als einmal, unter der Regierung der Tudor, hatte man die Richter unbequeme oder hartnäckige Geschworene mit einer Geldbuße strafen sehen. Aber hier erblicken wir Geschworene, welche den Recorder und den Lordmajor der City von London anklagen, sie ungerechter Weise für eine ähnliche Handlung im Gefängniß zu halten. England ist also angerufen, sich für oder gegen die Unabhängigkeit der Jury auszusprechen. Die Scene ist der Aufmerksamkeit würdig.

Obwohl er seine Klage am 5. September eingebracht hatte, wurde Buschel erst den 9. September vor den Civil-Gerichtshof, eine Schöpfung Heinrichs III. (der der Common Pleas), geführt. Er stellte sich mit seinem Anwalt; der Major und der Recorder ihrerseits erschienen, begleitet von zwei Vertheidigern, „von der Justiz des Königs." Die Vertheidigung verbreitete sich darüber, daß das Verdict der Geschworenen in Widerspruch stünde mit dem Gesetz des Königreichs, mit den Beweisregeln und den Directionen des Gerichtshofes.

Die Advokaten Buschels wiesen das erste dieser Argumente zurück, indem sie zeigten, daß die Rechtsfrage nicht der Frage nach dem Thatumstande vorgehen könne; daß in dem Fall, um den es sich handelte, die Thatumstände nicht bewiesen worden, nach dem Urtheil der Personen, welchen die Constitution das Recht übertrage, darüber zu erkennen; endlich, daß, da das Gesetz nicht angerufen worden sey, man folglich nicht behaupten könne, daß es übertreten worden. Die aus den Beweisregeln und der Weige-

rung der Jury, den Direktionen des Gerichtshofes zu folgen, gezogenen Argumente beruhten in ihren Augen auf keiner solideren Grundlage. Es war das besondere Geschäft der Geschworenen, die Aussagen der Zeugen zu wägen und die Elemente des Beweises zu vereinigen. Indem das Gesetz ihnen diesen Auftrag gab, hatte es sie für die Erfüllung desselben für geeigneter betrachtet, als die Richter. Es lieh ihrem einstimmigen Wahrspruch die Infallibilität. Den Richtern kommt es zu, die Geschworenen aufzuklären, nicht sie zu zwingen, „ihnen die Augen zu öffnen, nicht sie bei der Nase zu führen."

Der Gerichtshof adoptirte diese Ansicht. Einstimmig entschied er, daß „die Jury ihre eigene Ueberzeugung ausdrücken müsse, welche den Ansichten des Gerichtshofes entgegengesetzt seyn könne." Einstimmig setzte er Buschel und seine Gefährten der Gefangenschaft in Freiheit.

Diese Sentenz gehört der Geschichte an. Sie stellt in ein glückliches Licht die Charaktere hochgestellter Beamten, in Zeiten, welche denen folgten, wo nach dem Zeugnisse der Schriftsteller, welche mit der Form des herrschenden Gouvernements in größter Opposition standen, die Tribunale unbestechlich waren. Sie ist ein Denkmal der unerschütterlichen Festigkeit der Männer, welche wir für die Erhaltung der alten Freiheiten Englands haben kämpfen sehen. Sie bestätigt eine Wahrheit, welche Penn unausgesetzt zu verbreiten sich angelegen seyn ließ: die Wahrheit, daß ungerechte Gesetze unmächtig sind, sobald man sie bei einem Volke anwenden will, das ein Freund der Gerechtigkeit ist. Was vermag das strengste Gesetz, wenn die Nation es zurückstößt? Was vermag der Despotismus, wenn das öffentliche Gewissen die Stimme erhebt!

Wir können es also ohne Uebertreibung aussprechen: der Proceß, dessen Phasen wir eben folgten, gab England ein neues Leben. Er lehrte, daß in dem Staate eine Macht bestehe über der der Parlamente in Westminster und über dem König in Whitehall: dieß war die Macht des Rechtes, lebendig geblieben in dem Herzen der Nation. Verbannt vom Hofe, aus den gesetzgebenden Versammlungen und von den Sitzen der Richter, hatte sich das Recht in den Saal der Geschworenen geflüchtet und ihn in eine uneinnehmbare Citadelle verwandelt. In Zeiten der Günstlingsherrschaft und der Käuflichkeit können die verwerflichsten Gesetze votirt, promulgirt werden; aber nur, um im Augenblick ihrer Anwendung an dem Widerstand eines Volkes zu scheitern, das sich achtet. Auch ist das Institut der Jury in England seit jenem Tage ganz ebenso wie die der Parlamente und des Königthums unabläßig für eine Macht in dem Staate anerkannt worden.

Von einer Seite hatten Buschel und die Geschworenen, indem sie Penn und Mead für nicht schuldig erklärten, das Gesetz gegen die Conventikel verdammt; denn Penn bekannte, dieses Gesetz gebrochen zu haben. Von der andern Seite hatte die Sentenz des Gerichtshofes der Common Pleas das Urtheil der Geschworenen bestätigt.

Glückliches Großbrittannien, wenn alle Jurys dem gegebenen Beispiel gefolgt wären! Wie viel Leiden, wie viel Blut wäre gespart worden! Wie viel früher hätte die Toleranz über den Sektengeist und den Dämon der Verfolgung triumphirt! Aber der Keim einer bessern Zukunft wurde in den Boden gelegt, und dieser Keim sollte in den Sympathieen der Nation seine Nahrung und die Mittel seines Wachsthums finden.

Kleinigkeiten.

Die materiellen Nachtheile des stehenden Heeres in Frankreich berechnet die „Gazette de France" mit Zinsen allein seit 1830 auf die unbedeutende Summe von nahezu zwanzigtausend Millionen Francs. Vor jenem Jahre hatte nämlich das Heer nur zweihunderttausend Mann, seitdem aber dreihunderttausend Mann mehr. Rechnet man dazu den Verlust an Arbeitkraft, an Kapital, das durch die Armee unproduktiv vergeudet wurde, so ist diese Summe nicht zu hoch gegriffen. In der That aber ist es erschreckend, wenn man bedenkt, was mit dieser Summe Gutes hätte in Frankreich gestiftet werden können, wie viele Einwohner damit hätten Lesen und Schreiben lernen und wie viel man damit zur Kultivirung des Landes, für Ackerbau, Straßen, Eisenbahnen ɩc. hätte thun können. Zwanzigtausend Millionen Francs nutzlos vergeudet! Denn es hat doch in dieser Zeit Niemand in Europa oder Amerika daran gedacht, Frankreich mit Krieg zu überziehen oder gar zu erobern.

Begonia. Diese neue, wunderbar ausgestattete Pflanze ist erst vor einigen Jahren von einem kühnen Reisenden im Königreich Assam in Hinterindien entdeckt worden und schmückt jetzt schon die kleinsten Gärten in Thüringen, wo am meisten Gärtnerei getrieben wird. Die „Frauendorfer Blätter" sagen über die Begonia argentea, daß keine Beschreibung im Stande sey, eine genaue Vorstellung von der Schönheit dieser Pflanze zu geben, sie sey ein wahres Meisterstück. Die Blätter werden neun bis zehn Zoll lang, sechs bis sieben Zoll breit und schimmern ausgewachsen gleich einer polirten Silberplatte, durch welche sich smaragdgrüne Adern ziehen. Die jüngeren Blätter sind so wunderbar schön, daß man versucht wird zu glauben, sie wären aus Emaille gefertigt, deren Masse silberfarbig und karminviolett glasirt ist. Der Preis ist auf zehn Groschen gefallen.

Macht das Glück fröhlich, so macht das Unglück weise, und die Weisheit macht doch am Ende trotz dem Unglück wieder fröhlich.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 84. | den 19. Oktober 1859.

Slamat, der Hahn.

Ziemlich in halber Höhe des gewaltigen Gunung Api, der ewig drohend auf das schöne Java niederblickt, sind zwei Wohnungen erbaut, als hätte der gleiche Sinn und Geschmack der Besitzer sich diese kühle, gesunde Terasse erwählt, um dort über der Gluth des Thales und den Giftnebeln Batavia's das Leben in Ruhe und Freude zu genießen. Und doch waren die Gebäude und die Besitzer gar weit verschieden. Das eine war aus unverwüstlichem Takaholz gezimmert, welches selbst die fatalen Ameisen verschonen, und über einem tiefen Keller erbaut, der mit festen, rothbraunen Backsteinen von Campong China gewölbt war, und trug ein aus blauschwarzem englischem Schiefer festgefügtes Dach; — das Andere war etwa vier Fuß vom Boden aus leichtem elastischem Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Der Herr des ersten war Myn Heer Jan Adrian van der Grachten, der Chef eines großen Geschäftes zu Batavia; das zweite war, mit dem Grundstücke, auf dem es stand, das ganze Eigenthum des Radin Aju Tjepret, des Nachkommens der alten Susuhunan oder Sultane von diesem Theile Java's. Sein Vater noch hatte den Titel Riai-Gadée geführt; nachdem aber zu Gunsten seines Stammes sich eine der oft wiederkehrenden kleinen Empörungen gegen die Holländer erhoben hatte, durfte er nur noch „Radin" genannt werden. Den alten Aju schien dieß zwar wenig zu kümmern; er bestrich ein Sirtblatt nach dem andern mit Kalk, wickelte eine Arekanuß hinein, und kaute den Bissen mit dem gleichen Genuß, mit dem Myn Heer Jean Adrian seine lange Thonpfeife mit feinem Tabak rauchte und selbstgezogenen Kaffee dazu trank.

Ganz anders war indeß die Ansicht der Kinder in beiden Häusern. Beide waren ohne Geschwister, und wurden wie die Augäpfel von den Vätern gehütet, da Beide der Mutterliebe entbehrten. Juffru Gesche van der Grachten war von einer javanischen Dienerin geboren, also eine Kreolin, die man in diesem Lande Liplap nennt; Màs Djakra Putri Aju, der letzte Sproß einer langen Reihe von Fürsten, konnte zwar sein Erbtheil nach allen Richtungen mit seiner Büchse überschießen, die Baas Governeur einst seinem Vater geschenkt, war aber vollkommen zufrieden mit der Jagdgerechtsame, die ihm um den ganzen Feuerberg bis zu den angebauten Feldern von Jan Companie im Thale verliehen war. Baas Jan Adrian fand seines Nachbarn Jagdlust ganz ersprießlich, da sie die wilden Schweine in den Schranken hielt, welche früher, ehe der junge Mensch erwuchs, seinen Bergreis oft arg verheert hatten. Auch Juffru Gesche, ein bildhübsches, goldbraunes Gesichtchen mit javanisch schwarzem Auge und der graziösen Schmiegsamkeit und naiven Sorglosigkeit aller Mischlinge in Ost und West, fand es ganz „moje", ohne jede Mühe die Küche mit Wildpret jeder Art versorgt zu sehen, und lernte sogar, zuweilen einen Toukan oder Fasan selbst vom Ast zu schießen. Hin und wieder fand auch wohl eine Cobra den Weg in Baas Jan Adrians Besitzthum; dann, schon bei dem ersten fehlenden Huhn ward der Nachbar aufgeboten, der das schaurige Gethüm mit einer kleinen Rohrflöte aus seinem Versteck vorzulocken wußte, und es dann mit seinem fast ellenlangen Kris so sicher ins Genick traf, daß der giftige, züngelnde und schnappende Kopf jederzeit weit weg von dem ringelnden Leibe flog.

Rings von jeder andern Gesellschaft abgeschlossen, war es wohl unausbleiblich, daß die jungen Leute sich oft und gern sahen, wenn sie auch länger nichts dabei dachten, als der Langenweile zu entgehen. Es schien allen Beiden, als sey eine andere Beziehung zu einander, als diese, für die keine Bezeichnung gefunden werden kann, etwas ganz Undenkbares. Juffru Gesche hatte von der Macht und dem Gelde Baas Jan Adrians einen gar hohen Begriff, und Màs Djakra hielt dafür, die Londo (Europäer) seyen auf Java nur einstweilen geduldet; und bald werde die Zeit kommen, in der man Baas Jan Companie sammt seinen übermüthigen Liplaps fort über's Meer oder in die Wälder zu den Orang-Utangs, den starken wilden Baummännern, jage. Zwar — so viel es ihn anging, war es so, wie es war, auch ganz leidlich. Die Geschenke der einstigen Unterthanen seiner Ahnherren und das üppige Klima Java's überhoben ihn alles Dessen, was nur eine Aehnlichkeit mit Arbeit oder Mühe hatte. Die Anhänglichkeit der Javanen, ihre unbedingte Ergebenheit an die Familien ihrer einstigen, eingebornen Fürsten über-

trifft Alles, was in Europa darüber denkbar ist, und so glich Mâs Djakra dem einzigen Sohne eines Dorfedelmannes etwa — natürlich mit Beimischung des Nationalen.

Da kam eines Abends Baas Jan Adrian in ungewöhnlicher Aufregung von Weltevreden auf seiner Villa an. An dem Lauf des Ankee, da, wo eine Sumpfbarre seinen freien Abfluß ins Meer hindert, und ihn zwingt, ohne vieles Zuthun von Menschenhänden eine weite Fläche unter Wasser zu setzen, hatte der reiche Herr Grund und Boden wohlfeil gekauft. Es war zwar ein verrufenes Stück Land: denn nirgend fast wüthete das Bataviafieber mörderischer wie hier; aber Myn Heer van der Grachten war klug. Mit geringen Kosten legte er einige Schleussen an, mittelst derer er den Stand des Stromes zu regeln im Stande war. So konnte er nach Belieben seinen Reis, sein Zuckerrohr unter Wasser setzen oder für den Augenblick trocken legen, was von ungeheurem Vortheil war. Auf der Pflanzung hielt er nur Nigger, welche das Fieber nicht befällt; den Weg nach Tangerang, der weithin sein Gebiet säumte, mußte die Regierung im Stand halten, ohne daß es ihn ein Dütje kostete, und so war „het gröne Meisje", wie die Pflanzung genannt wurde, sein Augapfel, dessen Werth er nach Juffru Gesche am höchsten taxirte, weil sie ihm ein immenses Geld einbrachte. Und hier, wo er von karger Saat bis heute so reich geerntet, hatten ihn Verluste getroffen, die ihn um so empfindlicher berührten, als er glaubte gegen sie völlig gesichert zu seyn. Vier seiner besten, rüstigsten Sklaven waren im Laufe einer Woche — verschwunden, und die Uebrigen weigerten sich, fürder in der Plantage zu arbeiten. Der Schambock von Rhinozeroshaut hatte zwar auch hier ersprießliche Dienste gethan; Baas Jan Adrian aber wußte, daß Trübsinn, bange Angst vor unbekanntem Uebel bei dem Klima Java's wirklich verheerend unter den Sklaven würgt. Der sorglose Frohsinn, der in sicherer Ruhe Nachts in jubelnden Tänzen sich von der Mühe des heißen Tages erquickt, ist das Lebenselement der Nigger auf Java wie Jamaika.

Und noch ein Zweites preßte das fettgepolsterte Herz Myn Heers Jan Adrian zum Ersticken zusammen. Im Klubb, wo er sich stets so genußreich erholt, so ungestört geraucht, so seinen Hyson mit Arrak getrunken, hatte er sehr Unangenehmes erfahren. Myn Heer van Buren, ein alter Handelsrival, wollte gehört haben, daß die Eingeborenen um den Feuerberg her wieder auf eine kleine Empörung sinnen, und aussagen, Baas van der Grachten stehe ganz auf ihrer Seite, und werde Juffru Gesche sogar mit Mâs Djakra verheirathen, um dann sich ruhig und ungehindert als selbstregierender Fürst geriren zu können.

Der Alte tobte wie ein angeschossener Eber, der gezwungen werden soll, mit einem Tiger zu kämpfen, den er im festen Bambuskäfig, für ihn unerreichbar, sich ducken und die Tatzen recken sieht. Der gewaltige und unangreifbare Feind war — Se. Excellenz der Gouverneur. Er versicherte, ja er betheuerte kräftigst, daß an Dergleichen gar nicht gedacht werden könne und dürfe; van Buren aber meinte ruhig: eine Ehe eines eingebornen Riai-Gadée mit einer Liplap sey keineswegs etwas Undenkbares, zumal wenn der Vater mit der Legitimationserklärung des Töchterchens zögere, wozu er vielleicht seine Gründe habe.

Diese letzte, giftige Verdächtigung war es, die Mynheer Jan Adrian bis zum Innersten traf. Er wußte gar wohl, daß jeder Mischling nur dann auf Java die Rechte eines Weißen beanspruchen könne, wenn er vom Vater in Gegenwart des Rathes und Gouverneurs legitimirt worden ist. Das aber hatte er bei Juffru Gesche bis jetzt versäumt, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Scheu vor dem Gouverneur, der bei solcher Gelegenheit anzügliche Reden über sittliches christliches Leben in heidnischem Lande zu führen pflegte.

Und weil aller guten Dinge drei zu seyn pflegen und weil selten ein Unglück allein kömmt, so fand sich noch ein Drittes, welches den Myn Heer van der Grachten ganz und gar keine Ruhe finden ließ, ihn, der bis daher Tag und Nacht so gar gut geschlafen. Es ist im Orient und auch rings um die Zuidersee bekannt, daß nirgend in dieser Welt so über alle Begriffe leidenschaftlich gespielt und gewettet wird, als eben auf Java. Diese Leidenschaft ist bei Eingeborenen sowohl, als bei Londo's (Weißen) gleich heftig, und Dr. Selberg erzählt, daß er eine der ersten Damen Batavia's auf dem Fußboden der Küche liegend fand, wie sie mit ihrer Dienerschaft im tiefsten unsäglichen Negligée — Würfel spielte. Von allen üblichen Weisen aber, das Glück zu versuchen, ist keine so allgemein beliebt, wie der Hahnenkampf. Hier kann der Eingeborne sich frei in den heftigsten Ausrufen ergehen, wie er es liebt; und ohne ein Glied, als die zum Rauchen nöthigen, zu rühren, fühlt der überbequeme Pflanzer sich im Innersten erregt, und findet zum Siegerruhm seines Lieblings noch Gelegenheit, ganz ordentliche Summen Ducatjes zu gewinnen. Diesem Kampfspiele war der Herr der „grönen Meisje" besonders ergeben, und hielt auf seinem Landhause dort am Feuerberge einen gar ansehnlichen Hühnerhof. Jeder junge Hahn ward dort durch einen eigens dazu angestellten Chinesen in Bezug auf Stärke und Kampfmuth geprüft, und entweder in dazu eingerichteter Anstalt weiter vervollkommnet, oder der Küche zugewiesen.

Bei einem großen Hahnengefechte hatte Myn Heer van der Grachten Zerstreuung gesucht und sich von Herzen seiner Hahnen und seines Chinesen gefreut; da kam zuletzt noch ein junger Mensch, ein Javane, mit einem Käfig auf dem Kopfe daher, in dem nur ein einziger Hahn sich befand. Er lockte ihn hervor und setzte ihn auf sein Knie, wo er ein

rauhes, heiseres Krähen erschallen ließ, welches keineswegs den Forderungen der renommirten Poulliromanen entsprach, die viel auf eine tiefe, sonore Stimme ihrer Athleten halten. Auch sein Gefieder, einfach grau, erweckte kein Vertrauen, da ein ächter Kampfhahn rothgelb, wie Feuerflammen, oder metallschillernd schwarz seyn soll. So war es wohl erklärlich, daß Niemand als sein Herr auf den grauen Hahn wetten wollte, als nun der Chinese Myn Heers Jan Adrian einen seiner erprobten Fechter ihm gegenüberstellte. Die Kämpfer rückten mit gesträubten Federn und gestreckten Hälsen gegen einander an, maßen sich mit zornigen Blicken einen Augenblick, und sprangen dann, wie von einer Feder geschnellt, gegen einander auf. Und — wer hätte das gedacht! der graue Hahn hatte seinen Gegner unterlaufen, und war dann mit solcher Kraft aufgesprungen, daß jener geradezu auf den Rücken geworfen wurde und zu seinem schlitzaugigen Wärter sich flüchtete. Auch der Graue ging langsamen und stolzen Schrittes zu seinem Herrn, schlug mit Macht die Flügel an den gewölbten Leib und pickte mit aller Ruhe einige Reiskörner. Noch zwar hatte sich keine Stimme für ihn unter den Zuschauenden erhoben; doch war die Aufmerksamkeit Aller auf ihn gerichtet, als sein Pfleger das gewonnene Goldstück aus der Kupferschale nahm und in sein weißes Kopftuch wickelte. Der schwarze Hahn des Baas van der Grachten hatte sich jetzt sammt seinem chinesischen Meister von dem mißglückten ersten Gange erholt und erschien wieder auf dem weißen Sande, als der Graue wuthgesträubt schon gegen ihn herantobte. Der Schwarze fürchtete wohl, wieder unterlaufen zu werden, und hatte sich sehr tief ausgelegt. Sein Gegner hatte dieß sogleich benützt; er schlug von oben herab den rechten Sporn ihm tief in den Hals, daß das helle Blut über die schillernde Halskrause herabtropfte, und traf zugleich mit dem Schnabel so derb hackend den Kopf, daß er taumelnd auf den Sand fiel und ohnmächtig zappelnd mit den Flügeln schlug. Erschrocken eilte sein Wärter, den vollkommen Geschlagenen vor dem Grauen zu bergen, indeß die Zuschauer in ein jubelndes „Booi" (Bravo) losbrachen. Dieß weckte selbst den Herrn des Chinesen aus seiner himmlischen Ruhe.

„Hundert Dukaten gegen den Grauen!" rief er laut; „aber, Nachbar Djakra, du wirst nicht so viel bei dir haben."

„Ich bürge für Màs Djakra!" rief ein einfach gekleideter Herr, in dem Van der Grachten, der sich völlig ermuntert hatte, mit Schrecken den Gouverneur erkannte, sowie in dem Herrn des Hahns den jungen javanischen Fürsten.

„Lio-ti!" zürnte Myn Heer van der Grachten, „den rothen Sikri bringe herbei, und entweder die Dukaten oder hundert Prügel sind dir heut' Abend gewiß!"

Der Chinese neigte sich ein Dutzend Male; dann holte er einen prächtigen feuerrothen Hahn aus seinem Käsig, streichelte lange den Ungeduldigen, während er chinesische Zauberformeln murmelte, und setzte ihn endlich an den Rand des mit weißem Sande bestreuten und frisch geebneten Kampfplatzes, auf dem der Graue ihn schon erwartete.

Zehn Minuten später war Sikri, der renommirteste Hahn in und um Batavia, durchaus überwunden. Ein Auge sogar war ihm ausgeschlagen, wodurch er unfähig ward, je wieder auf dem Plan zu erscheinen und seine Scharte auszuwetzen. Sein Pfleger schnitt ihm mit chinesischer Erbitterung sofort den Hals ab, indeß ein siebenmaliges Booi! zu Ehren des grauen Athleten losbrach.

Zitternd vor Grimm schleuderte Myn Heer Jan Adrian eine Rolle mit dem Kampfpreis Màs Djakra vor die Füße, der sie gelassen aufhob, in sein Kopftuch wickelte, und sich mit seinem grauen Hahn schweigend entfernte.

Dieser Vorfall, die Niederlage seines besten Hahns, auf den er bis heute so stolz gewesen, schien ein Nagel zum Sarge des Baas van der Grachten zu seyn; er aß nicht, er trank nur Wasser mit Arrak, er schlief nicht, ja er rauchte nicht mehr, und zerbrach, wenn er es versuchte, regelmäßig die lange kölnische Pfeife, ehe sie recht in Brand kam. Nicht die Dukaten kränkten ihn, sondern die Niederlage, und das Existiren eines Hahns, dem keiner der seinigen Kampf bieten durfte, und der Verlust des Vergnügens, welches er stets beim Hahnenkampfe empfand, wenn des Volkes Jubel ihm und seinen tapfern Fechtern galt. — Dazu kam noch die öffentliche Kränkung, die der allgemein verehrte Gouverneur ihm anthat, indem er, ihm gegenüber, für einen Eingebornen Parthie nahm. Er glaubte also dem Gerüchte, welches Van Buren schon gegen ihn ausgesprochen, und wollte ihn auf diese kluge Weise mit seinem sonst so ergebenen Nachbar entzweien.

Aber, wie die Finte pariren? Auf welche Weise es möglich machen, wieder der Gefeierte des Hahnencirkus zu werden? Er sprach darüber mit dem Chinesen Lio-ti, den die richtig empfangene Ration Schambock nur noch diensteifriger gemacht hatte, und Beide waren der Meinung, der kürzeste Weg zu diesem Ziele sey der Ankauf des grauen Hahns zu jedem Preis. Doch wer sollte den Handel vermitteln? Lio-ti weigerte sich entschieden, es zu thun, da Mas Djakra schon lange ihm wegen einiger hähmischer Streiche zürnte, und ihn jedenfalls, wenn er zu ihm ginge, bis zum Tode prügeln würde. Und noch weit unmöglicher war es doch, daß der Herr selbst mit dem Eingeborenen sich einlasse.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Die Seelenwechselung des Dairi von Japan. Japan wird von einem erblichen absoluten Fürsten regiert, der die Stadt Yeddo auf der Insel Niphon bewohnt. Neben diesem Kaiser zieht aber in jenem Lande noch eine andere Persönlichkeit die ganze öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, nämlich der Dairi oder Papst Japans. Er wird wie ein Gott auf Erden betrachtet. Alles, was er berührt, ist heilig; er stirbt nicht, lehrt die Landesreligion, sondern erneuert nur von Zeit zu Zeit seine Seele. — Seine Familie ist unerlöschlich. Der Dairi bewohnt die Stadt Kio oder Miako, gleichfalls auf der Insel Niphon gelegen. Er hat dort einen prächtigen Palast, sein Hof besteht aus 22,000 Priestern, welche den Dienst in den 4000 Tempeln dieser ungeheuren Stadt, die jedoch nur 500,000 Einwohner hat, versehen. Nie zeigt er dem Volke sein Antlitz. Im Jahre 1856 starb der Vorgänger des jetzigen Dairi. Ein Holländer, der sich in japanischer Kleidung nach Miako, das den Fremden verschlossen ist, hineingeschmuggelt hatte, giebt eine Beschreibung von den durch diesen Todesfall veranlaßten Ceremonien. Am ersten Juli wurde der Dairi krank; am folgenden Tage wurde der Zustand des Kranken sehr bedenklich, und am 3. Juli Morgens erkannte man, daß der Tod nicht mehr lange zögern werde. Nun verbreiteten sich die Priester in den Tempeln und verkündeten dem Volke, daß der Dairi sich mit den sieben großen Göttern des Himmels in Verbindung gesetzt habe und daß er am Busen Ten-Sio-Dai-Tsin's, des ersten dieser Götter, seine Seele erneuern werde. Hierauf begannen Gebete, und als diese beendet waren, erklärten die Priester, daß nun der Zutritt zu dem Palaste des Dairi und der Anblick des verehrten Papstes dem Volke freistehe. Das Volk strömte dem Palaste massenweise zu. Der Dairi ruhte auf einem Paradebette, er war in eine weiße Tunica gekleidet und eine Art von durchsichtiger Gazemaske bedeckte, auf der Haut anschließend, sein Gesicht. Die Priester streuten Weihrauch und beteten mit lauter Stimme. — Am 5. Juli, Morgens neun Uhr starb er. Als er ausgeathmet hatte, hob der Oberpriester seinen Arm in die Höhe, um zu zeigen, daß er leblos sey und verkündete, daß die Seele des Dairi zu den geistigen Göttern gegangen sey, aber bald wiederkommen werde. Das tiefste Stillschweigen trat ein. Nach zehn Minuten warf der Oberpriester einen großen weißen Schleier auf den Körper des Dairi; alsbald zog er ihn wieder zurück und man sah nun an der Stelle des Leichnams ein diesem ähnliches Wesen, voll Leben und Gesundheit. Es richtete sich auf, stieg vom Bette herab, die Stufen eines Altars hinan und segnete das Volk, welches laut in Freude und Jubel ausbrach. Geschickt hatten die Priester dem Körper des Dairi die Person seines Sohnes und Erben unterbreitet. Dieses Manöver, welches sich jedesmal beim Tode eines Dairi wiederholt, ist um so leichter auszuführen, als das Paradebett auf einer mit Teppichen bedeckten Erhöhung steht — und der Glaube des Volkes unerschütterlich ist. Der Körper des verstorbenen Dairi wurde während der Nacht von den Mitgliedern des geistlichen Kollegiums nach dem Tempel Yole gebracht und dort von ihnen verbrannt. Die Thore des Tempels sind während dieses Actes geschlossen. Wer es wagen würde, dort einzudringen, würde als Tempelschänder lebendig verbrannt werden. — Am 7. Juli verließ der neue Dairi von allen Priestern umgeben seinen Palast, und durchzog auf einem mit hundert Schimmeln bespannten Wagen die ganze Stadt. Alles warf sich auf's Angesicht und betete ihn gleich Gott an. Alle Arbeiten waren eingestellt, alle Gefangenen wurden frei gelassen und alle Kriminalprocesse niedergeschlagen.

Der fällt am meisten, wer stolz genug ist, in seine Tugend kein Mißtrauen zu setzen.

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der Jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb und trüber
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen seyn!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir zieh'n ein süßer Traum!
Doch so, — was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag.
Du schaust nach deinem Glücke
In goldne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

Drum sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der Jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß scheiden mich und wandern
Die Welt hinauf, hinab;
Du findest einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 85.* | den 23. Oktober 1859.

Slamat, der Hahn.

(Schluß.)

Juffru Gesche vernahm endlich die Ursache des Seelenleidens ihres Vaters und erklärte, die ganze Geschichte sey — een Gamelken! Bald wollte sie den grauen Hühnerherkules dem Vater in der Schürze bringen. Sogleich nahm sie das zierliche kleine Gewehr, welches der Vater ihr hatte von Lüttich kommen lassen, und ging, von zwei Sklavinnen begleitet, hinaus, nach Reisvögeln zu schießen. Und ihre List gelang; schon nach dem dritten Knall sah sie Mâs Djakra längs der Reisfelder daherkommen. Die Jagd ward nun selbander fortgesetzt, doch gar nicht lange; obwohl schon hoch am Tage, war doch die Hitze noch zu groß, und der Payong (Fächer) der Sklavin vermochte nicht, der Herrin genug Kühlung zuzuwehen. Bald rastete das Paar unter einer dichtbelaubten Mimose, und nach einer halben Stunde, die ihm Erholung genug gegeben, begann Mâs Djakra den Bergreis vor der Jungfrau zu durchstreifen, um ihr die Kaninchen oder einen wilden Pfau zuzutreiben, der sich gern darin verbirgt. Das Mädchen schoß aber nicht auf das flüchtende Wild, denn ihre Payonträgerin erzählte ihr eines jener endlosen Mährchen des Orients, die sich so süß zwischen Wachen und Schlummer anhören. Und während sie so von dem verzauberten Prinzen die Mähr anhörte, der, vom mächtigen Feinde unterdrückt, in Niedrigkeit doch den Edelsinn des erlauchten Stammes übte, schritt die schöne Gestalt des Jugendgespielen vor ihr durch den gilbenden Bergreis. Sein Sarong von dunkelrothem Kahn Battik*) glänzte weit hinaus, und das tadellos weiße Iket (Kopftuch) zeigte von Fern die hohe Geburt des Schützen an. Wie dann die schöne Prinzessin ihn zu sich ruft und mit reiner jungfräulicher Hand den Zauber bricht, der ihn umsponnen, so rief auch sie ihn zu sich her, und das bunte Perlhuhn pickte traulich die Reiskörner fast vor ihren Füßen, ohne daß Eines von ihnen daran dachte, nach der Flinte zu greifen. — Was das Paar noch bis zum Blinken des Abendsternes gesprochen, kann ich zwar nicht berichten; gewiß ist nur, daß Juffru van der Grachten ohne den grauen Hahn, der Slamat hieß, zu Hause ankam.

Da ihr Vater ihr Vollmacht gegeben hatte, den Kauf zu jedem Preis abzuschließen, und der Handel der Beauftragten selbst als ein Spiel erschienen war, so zweifelte Jan Adrian so wenig am Mißlingen des Geschäftes, daß er bei der Morgenpfeife und dem Kaffee sogleich den Hahn in sein Zimmer zu bringen befahl, und auf Beides verzichtete, als man ihm meldete: Mâs Djakra habe alle Anerbietungen zurückgewiesen. Und ehe er noch den grimmen Zorn bewältigte, der ihn bei dieser Nachricht schier dreimal durch sein ganzes Zimmer trieb, kam der Verwalter der „grönen Meisje“ auf schäumendem Rosse gesprengt, und erzählte, wie einer der neuerkauften Ashantee's gestern Abend beim Baden im Strome von einem ungeheuren Krokodille angefallen worden sey, sich aber mit Verlust eines Armes noch gerettet habe. Diesem nach sey es fast gewiß, daß das Ungeheuer auch die vier verlornen Sklaven verschlungen habe.

Baas Jan Adrian sank wie gelähmt in seinen Armstuhl zurück. „Mar Blerum!“ stöhnte er, „ist denn die ganze Hölle gegen mich losgelassen?! Jetzt fehlt nur noch, daß der alte Berg da oben anfängt, Pech, Schwefel und brennendes Kalfaterwerg zu speien. Nun meinetwegen! ich werde nicht viel Tabak mehr hienieden verbrennen, und im schlimmsten Falle stehe ich in der Lebensversicherungsbank zu Haarlem.“

Aber Baas,“ schaltete der Verwalter ein, „wir Alle sind nicht assekurirt. Sagt mir, was ich anfangen soll, ehe wir uns ruhig von dem Leviathan fressen lassen?“

„Füttere den Einarmigen, der doch nichts mehr nütze ist, mit Krähenaugen, verbinde ihn mit Fliegenpapier, und laß ihn vollends von dem Drachen verschlingen, daß er zerberstet wie jener zu Babel!“ ächzte der Herr.

Der Verwalter schüttelte den Kopf. „Krähenaugen,“ meinte er, „nimmt der Ashantee nicht, denn sie sind sehr bitter, und Fliegenpapier ist weit und breit verboten. Setzt ein Hundert Dukaten als Preis für Den aus, der das quadtige Beest todt schießt; das nützt mehr!“

*) Ein Baumwollgewebe, das die Javanen kunstlich mit heißem Wachs zu malen verstehen.

„Ich will's, meiner Treu, will's gleich thun!" versicherte der Baas; aber mein Nachbar dort rechts, Mâs Djakra, darf nicht zum Conkurs zugelassen werden, weil er mir seinen Slamat nicht gibt. Will er mir aber den Hahn geben, so darf er mitschießen. Hörst du, Klaas Wöltje?"

„Ich höre, Baas, und gehorche," nickte der Bedrohete, „aber ich denke, es wird kein arges Gedränge werden. Einstweilen will ich die Sache bekannt machen; also hundert Stück?"

„Ja, hundert!" war die Antwort, und Klaas Wöltje sprengte wieder bergab.

Das Krokodill ist auf Java nicht sehr häufig; doch die erlegten Exemplare sind gewöhnlich auffallend groß, so daß man vermuthet, sie leben im wenig bekannten, sumpfigen Innern der Insel längere Zeit, ehe sie sich genöthigt finden, herab in die weiten Mündungen der Flüsse zu kommen, wo sie Nahrung in Menge finden. Der harte Knochenpanzer der alten Thiere macht das Erlegen der zählebrigen Bestie immer schwierig, und die gewaltige Größe, der wirklich furchtbare Anblick des Unthiers haben es zum Stoff gar mancher Fabel unter Weißen und Eingebornen der Insel gemacht. Deßhalb hatte der Verwalter Recht, als er vermuthete, die Zahl der Jäger werde keine sehr große werden. Unter den Londo's, zumal unter den Offizieren der Besatzung, war wohl mancher passionirte Schütz; am Tage aber war in der sumpfigen Niederung die Hitze so intensiv, daß jede Bewegung im Freien durchaus unmöglich ward; eine Nacht aber in dem Gifthauch der Nebel um „het gröne Meisje" wäre dem Europäer sicherer Tod gewesen. Der Javane selbst ist meist sanft und furchtsam, bis eine heftige Erregung ihm den geflammten Kris in die Faust drückt und er im wahnsinnigen Amoklauf tödtet, bis er getödtet wird. So kam es, daß nach acht Tagen gegen das Ungeheuer auf der Pflanzung Myn Heer Jan Adrians noch rein Nichts geschehen war, während er überall, wo er sich zeigte, mit Fragen über dasselbe bestürmt ward, und selbst Se. Excellenz der Gouverneur sich erkundigte. Er werde am Ende die Sache selbst in die Hand nehmen müssen, soll er hinzugesetzt haben.

Das war ein gewaltiger Spornstich für Baas van der Grachten, der aus mancherlei Gründen ein näheres Bekanntwerden der Regierung mit seinem Liebling, der „grönen Meisje", äußerst ungern sah. Eingeweihte vermutheten, das Jungferchen sey im Besitze Jan Adrians mächtig gewachsen, und wohl noch einmal so groß geworden, als er es aus der Hand der Behörde übernommen. Die Verlegenheit des Herrn der Plantage ward täglich peinlicher, zumal da die Ernte des Wasserreises vor der Thür und weder Aufseher noch Sklave in die Niederung des Ufers zu bringen war.

Die heißesten Stunden des Tages pflegte Myn Heer van der Grachten in einem eleganten Pandoppo (Pavillon) zuzubringen, der, mit schneeweißem Mousselin rings umhängt, jeden Sonnenstrahl zurückwies, während er dem kühlen Zuge, der vom eisigen Gipfel des Berges herabwehete, nach Belieben sich öffnen ließ. Eine alte Malaiin durfte den Herrn in dieser Siesta mit dem Payong fächeln und angenehme lange Mährchen in singendem Tone dazu erzählen. — „Und wie die Feinde den großen Susuhunan immer wilder umdrängten," näselte heute die alte Putri, „da versprach er laut Demjenigen, der Mâs Djalma, den Grausamen, tödten werde, die schöne Marija, die Goldene, zur Gemahlin, und dazu das Thal Barutin mit zwanzig Dörfern zur Mitgift."

„Wird auch nichts genützt haben!" murrte der Baas schlaftrunken.

„Freilich!" fuhr die Alte auf; „es kam ein gewaltiger Ritter, der dem wilden Dränger den flammenspitzigen Dumback zwischen die Rippen stieß, daß er schrie, wie ein Pfau in den Djungeln schreit, und augenblicks nachher starb. Der alte Susuhunan aber durfte wieder ruhig schlafen und Siri kauen."

„Wann werde ich wieder so glücklich seyn?", seufzte Baas Jan Adrian laut.

„Bietet erst einen Preis aus, der werth ist, daß Jemand sein Leben darum wagt!" rieth die Alte, mit dem Kopfe wackelnd, „bietet auch Juffru Gesche aus, dann wird auch der Ritter kommen."

„Meinst du wirklich?" frug ihr Zuhörer, der ganz munter geworden war — „aber es ist kein solcher Ritter in allen Campongs von Batavia sammt Weltevreden."

„Schilt mein Volk nicht!" kelfte Putri. „Wer hat vor zwei Ernten den großen Matjan (Tiger) erlegt, der schon fünf Männer getödtet? Wer hat die ungeheure Ular Slawa (Reisschlange) besiegt, die in deinem eigenen Felde lag und deine Sklaven verjagte?"

Der Herr ließ nur ein dumpfes Knurren vernehmen.

„Du wirst zögern und knickern," drängte die Alte, welche das Eisen glühen sah und nun rüstig den Hammer schwang, „bis Baas Gouverneur dir die ganze Pflanzung nimmt, sammt dem großen Hause zu Weltefreden und dem Toko (Handlungshaus) zu Batavia; dann kannst du Rohr von Puli Dammar (Leuchtthurminsel) holen und es auf Prinze Laan verkaufen." *) —

Herr Jan Adrian stöhnte laut. „Er soll hurtig das Beest umbringen und den Slamat in meinen Hühnerhof liefern, dann werden wir ja sehen — —"

„Sehen", höhnte die Alte, „wie Mâs Djakra Amok läuft und seinem Nachbar hier oben mit dem Kris den Leib aufschlitzt."

„Wenn aber Juffru Gesche nun nicht will," retirirte der Geängstete, „wie dann?"

*) Geschäft der ärmsten Leute.

„Ja freilich, dann steht es bös aus. Sie ist nicht legitimirt und ihr Vater todt; eine Plantage kann sie als Liplap nicht erben — — die nimmt der Gouverneur für den Staat in Beschlag — —"

„Sie muß wollen!" brauste der Vater auf; „geh', geh' sogleich und sag' ihr, sie soll sich parat halten, Mâs Djakra sofort zu heirathen, wenn er das Krokodil erschossen hat — und mir unentgeltlich den Slamat übergibt!" —

Die alte bestochene Vutri verschwand mit jugendlicher Behende, und lange sah man am Abend Juffru Gesche mit Mâs Djakra unter den Mimosen des Gartens sich ergehen. Endlich schien sie sich in ihr Schicksal und den Willen des Vaters zu ergeben, wenn auch mit bittern Thränen.

Noch in derselben Nacht war Mâs Djakra auf „het gröne Meisje" erschienen und hatte sich bei dem Verwalter gemeldet, den das Verschwinden mehrerer, zur Tränke getriebener Schweine nur noch willfähriger gemacht hatte. Der junge Fürst wendete den Tag dazu an, das Ufer weithin genau abzuspüren, und verließ am Abend die Plantage wieder. Am Morgen darauf hatte er einen Platz am flachen Ufer des Ankee, wo das Geröhrig flach von dem Unthiere niedergetreten war, mit drei Freunden umstellt, und harrte dort, ob das bange Gemäcker einer Ziege, die er an einen Pfahl gebunden, das Raubthier herbeilocken werde; doch verging der Tag, ohne daß ein Laut, als das schrille Zirpen der Rohrgrillen, sich vernehmen ließ. Nun aber sank der Abend, und wiederholt sah man den ungeschlachten Kopf der schaurigen Bestie sich über den Wasserspiegel erheben. Wenn auch noch nichts Feindliches dem Ungeheuer hier entgegengetreten war, so schien es doch das Ufer recognosziren zu wollen, ehe es sich des bangen Opfers bemächtigte, welches dort am Stricke sich sperrte und zerrte. Tief versteckt, dicht neben der Ziege, harrte Mâs Djakra.

Jetzt rauschte das Wasser hoch auf und hervor schoß das Unthier, als neben der Lockspeise ein Mann gerade vor ihm sich auf ein Knie erhob. Zugleich krachte der Schuß eines jungen Javanen dicht an ihm, und ging auch die Kugel zu hoch, so war doch die Bestie erschreckt und hielt im Ansprung inne. Den furchtbaren Rachen weit öffnend und dann mit lautem Schnappen wiederholt zuschlagend zögerte sie, das unheimlich glimmende grüne Auge auf den Verwegenen gerichtet, der gerade vor ihr im Anschlage lag. Langsam öffnete sich der schaurige, innen blutrothe Rachen wieder, als die Kugel des vor dem Thiere knieenden Mannes ihm durch den Schlund in das Eingeweide drang. Der Schwanz der riesigen Eidechse schmetterte in wüthenden Schlägen das Rohr umher nieder, indeß daß im Nacken steife Thier Anstalt machte, den plumpen Vorderkörper zu drehen und so sich in's Wasser zu retten, was ihm auch bald gelang. Den Augenblick des Umdrehens hatte Mâs Djakra ergriffen und war rasch dem Krokodille auf den Nacken gesprungen; fest an die rauhen Schuppen angeklammert und stark die Kniee ihm in die Kehle pressend, stürzte er mit ihm in die aufrauschende Fluth, die sich von dem Blutstrom, der dem Rachen entquoll, röthete.

Eben kam Klaas Wöltjes, der Verwalter, mit noch einem guten Freunde heran, der auch, wie er, klug genug gewesen war, sich etwas zurück zu postiren, bis er die Schüsse fallen gehört, und nun gewiß wußte, das Thier sey erlegt oder entflohen, da das Krokodil nie einen Kampf fortsetzt. Nur das zitternde Böckchen fanden sie noch auf dem Kampfplatze; wäre der fatale Strick nicht gewesen, so hätte es wahrscheinlich auch, wie die Helden, die Mâs Djakra begleiteten, die Flucht ergriffen. So kehrten auch diese Beiden eilig um, und erfuhren nun von den Ausreißern, was geschehen war. Nun da Alle wieder bei einander waren, ward Rath gehalten, und beschlossen, vorsichtig am Ufer hinab zu gehen, um zu erkunden, was aus Mann und Thier geworden sey.

Der Gouverneur van der Capellen, dessen kluge Festigkeit, dessen gerechte Milde noch heute zu Batavia in ehrendem Andenken stehen, kam mit dem schneeweißen Gespann, welches er selbst lenkte, die schnurgerade Amaunsgracht herab zum Ufer gefahren, wo der massive Kai aufgeführt werden sollte, der heute noch die Stadt schützt. Sein Blick erfaßte sogleich einen Mann, der mitten im Strome angestrengt zu kämpfen schien. Mâs Djakra war es, der, dem gewaltigen Krokodille fest rittlings im Nacken sitzend, ihm mit dem Kris beide Augen ausgestochen und, sowie die Bestie des Athmens halber an die Oberfläche kam, ihr stets neue, mächtige Wunden beibrachte. Der Gouverneur sprang selbst in einen Kahn, dessen die Ingeniere sich zu ihren Untersuchungen bedienten, und eilte dem Muthigen zu Hülfe. Nach einer Viertelstunde ward das ungeschlachte Cadaver von sechs Ruderern an's Land bugsirt, indeß das Schimmelgespann selbst den erschöpften Sieger zum besten Gasthaus der Heerengracht fuhr. Dann lenkte es nach Weltevreden, wo sich allabendlich die Handels- und Plantagenherren der Nachbarschaft zusammenfanden. Der Gouverneur war da abgestiegen, wo er sicher war, Myn Heer von der Grachten zu finden. Er traf ihn in lebhaftem Disput mit einem jüngeren Handelsgenossen, der ihm eben die Nachricht brachte, Mâs Djakra sey vor wenigen Minuten sammt dem getödteten Krokodille an's Ufer gebracht worden, wo man das Unthier vollends erschlagen habe. Er werde jetzt wohl schon unterwegs zu seiner schönen Braut seyn.

„Meine Tochter Gesche ist das aber nicht!" murrte der projektirte Schwiegerpapa.

„Allerdings! Ganz sicher! Niemand sonst!" tönte es von allen Seiten; „ein Mann ein Wort!"

„Er hat das Beest nicht allein umgebracht,“ protestirte der Alte, „Der ihm geholfen hat, wird auch am Preise Theil haben wollen, und ich kann meine Tochter nicht theilen!“

„Ich bin es, der ihm geholfen hat,“ trat jetzt der Gouverneur hervor — „und bin für meinen Theil mit „het gröne Meisje“ zufrieden, wenn Mäs Djakra die Juffru erhält. Soll aber das junge Paar die Plantage als Mitgift bekommen, so verzichte ich!“ —

Myn Heer van der Grachten hatte seine Thonpfeife zerbrochen und sah starr nach einem chinesischen Götzenbilde hinüber, das eifrig und stumm mit dem Kopfe nickte.

„Na, meinetwegen,“ entschied er endlich schwer seufzend, „aber den Slamat muß er mir erst liefern, dann mag er die beiden Meisje in Gottes Namen nehmen.“

Kleinigkeiten.

Eine Probefahrt des englischen Riesenschiffes Great Eastern. Es liegt in London eine lange Reihe sehr ausführlicher Beschreibungen über die Probefahrt des Great Eastern von Weymouth nach Holyhead vor, und im Gegensatz zu dem ersten mitgetheilten telegraphischen Berichte, der eben nicht den allergünstigsten Eindruck hervorgebracht hatte, schildern sie allesammt die Probefahrt als in jeder Beziehung gelungen, und mit ihr betrachten sie den Erfolg des riesigen Unternehmens als vollkommen gesichert. Die See ging stellenweise sehr hoch, und eine Stunde lang schwankte der Koloß allerdings so stark von einer Seite zur andern, daß ungewohnte Seefahrer bei dieser Gelegenheit ganz bequem ihre erste Bekanntschaft mit der häßlichen Krankheit hätten machen können, aber verglichen mit anderen Schiffen, auch den größten, wurde der Great Eastern von den Wellen nur sehr wenig aus seinem Gleichgewicht verrückt, und jene eine Stunde abgerechnet, schnitt er mitten durch die hochgehende See, ohne daß die geringste Schwankung zu verspüren gewesen wäre. Seine Steuerbarkeit wird als ganz wunderbar gepriesen; er folgt dem Drucke des Steuers gehorsam und rasch wie eine Vergnügungs-Yacht. Und auch was die Schnelligkeit betrifft, versichern die Sachverständigen, daß er allen vernünftigen Ansprüchen genügen und daß er bei einer langen Fahrt durchschnittlich achtzehn Meilen (ohne Zuhilfenahme der Segel), und bei günstigem Winde selbst einundzwanzig Meilen in der Stunde zurücklegen wird. Dießmal betrug seine Durchschnittsgeschwindigkeit nur gegen dreizehn Knoten, aber die Maschinen arbeiteten nur mit halber Kraft, dann war auch das Schiff so wenig belastet, daß weder Schraube noch Schaufelräder tief genug ins Wasser eingriffen. Es wird somit einer neuen, längeren, und unter günstigeren Verhältnissen eingeleiteten Probefahrt bedürfen, um über die Schnelligkeit ins Klare zu kommen.

Der Pferderaub. Einem Offizier wurde im Lager das Pferd gestohlen; allein der Dieb verirrte sich in den Straßen des Lagers und wurde ertappt. Der Offizier war äußerst froh, daß er sein Pferd wieder hatte, konnte aber in aller Welt nicht begreifen, wie der Kerl es angefangen hatte, das Pferd mitten unter sieben Knechten, die umherschliefen, wegzuholen; der Dieb schien ihm mehr Bewunderung als Strafe zu verdienen. Am folgenden Morgen hatte sich sein Unwille ganz gelegt, aber seine Neugierde war doppelt groß geworden; er ließ also den Dieb vor sich bringen, und fragte, auf welche Weise er seinen Zweck erreicht hätte? Der Kerl antwortete: „Sagen könnte er es dem Herren nicht, er wolle es ihm aber zeigen.“ „Sehr wohl,“ sagte der Offizier, „ich begreife es nicht; weil ihr es nicht beschreiben könnt, so laßt es uns sehen.“ Der Kerl begab sich an den Ort, wo das Pferd stand, und kroch ihm unter den Bauch mit größter Behutsamkeit. „Nun, Ihro Gnaden,“ rief er, „geben Sie acht; gerade so kroch ich über die Knechte; zunächst machte ich dem Pferde hinten die Stricke los, welches ich auf diese Art that. Dann, Ihro Gnaden, sehen Sie, warf ich dem Pferde einen Strick um den Hals.“ — „So, auf meine Ehre sehr geschickt,“ rief der Offizier lachend und rieb sich die Hände. „Hierauf,“ fuhr der Kerl fort, „sprang ich dem Thiere auf den Rücken, und wenn ich einmal oben sitze, hält mich kein Teufel mehr. Mit diesen Worten gab er dem Pferd einen Stoß in die Seite, flog in gestrecktem Galopp mitten durch eine ungeheure Menge Truppen und entkam glücklich.

Der Mensch begeht oft wider Willen ein neues Verbrechen, nur um der Schamröthe über ein altes auszuweichen.

Am Rhein.

Der leichte Nachen schwankt daher
Und trägt im engen Raum
Ein muntres Sängervölkchen her,
Das weckt mich auf vom Traum.

Sie singen muntre Melodien
Von Jugendlust und Glück.
Ich seh sie weit und weiter ziehn
Und bleib allein zurück.

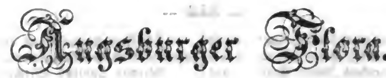
Nur aus der Ferne höre ich
Noch leise den Gesang,
Bis endlich hinter jenem Berg
Verhallt der letzte Klang.

Vorüber eilte Kahn und Lied,
Vorüber Bursch und Maid,
Und wieder durch die Seele zieht
Der Traum von Lust und Leid.

Auch euch, ihr Frohen, ach wie bald
Verstummt der muntre Sang,
So schnell wie mir von eurem Lied
Verhallt der letzte Klang.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 86. den 26. Oktober 1859.

Der Jäger in der Wildniß von Südamerika.

I. Der Morgen.

Noch ruht die Nacht mit schwer bethauten Flügeln
Im tiefen Thal und auf der Berge Höh',
Und Millionen Sternenwelten spiegeln
Sich in dem felsumthürmten stillen See.

Der Urwald strecket geisterhaft die Glieder
Verschwommen farblos zu dem Himmel auf,
Die Riesenranken steigen auf und nieder
In tausendfach verschlungnem, wirrem Lauf.

Da bricht im Osten an des Himmels Rande
Der ros'ge Tag hervor in stolzer Pracht,
Und vor ihm flieht im bleichenden Gewande,
Mit ihren Schauern jetzt verscheucht, die Nacht.

Das wilde Raubthier mit noch blut'ger Tatze
Zieht nach verborgner Schluchten Dunkelheit,
Der Bär, der Jaguar, die Tigerkatze,
Sie fliehen vor des Tages Helligkeit.

Und rings umher erwachet heitres Leben,
Und Alles grüßet froh das neue Licht;
Hier darf es keine Angst und Sorgen geben —
Die Thräne kennt man in der Wildniß nicht!

Jedweder junge Tag bringt andre Freuden,
Stets schmücket die Natur zum Feste sich,
Und hörst Du dort auch keine Glocken läuten,
An ihrem Altar sie erwartet Dich!

Mit gold- und purpurglänzendem Gefieder
Zieh'n Papageien, ziehen Kolibri
Bunt durch die Luft, es singen Morgenlieder
Die Vögel in dem Hain und der Prairie.

Und tausendfarb'gen Glanz die Blumen sprühen
Hin durch des Waldes saftig grünes Kleid,
Buntstrahlend rings umher die Ebnen glühen,
Zum Preis und Lob von Gottes Herrlichkeit.

Und nieder sinket in des Morgens Golde
Der Wildniß Jäger, sendet sein Gebet
Zu seinem Schöpfer, dem so oft er zollte
Dank für die Gnade, die er neu erfleht.

Denn auf des edlen Rosses leichten Füßen
Fliegt er dahin in lustig wilder Jagd,
Sein einsam Daseyn kann nur sie versüßen,
Die Büchse gibt ihm unumschränkte Macht.

Er folgt dem Büffel donnernd in Carriere,
Wenn in gedrängten Reih'n er vor ihm flieht,
Er jagd den Hirsch, der Antilopen Heere,
Dem Bären nach er zu der Höhle zieht.

Den Jaguar trifft er im wilden Kampfe,
Das Königsthier, das nie den Feind gescheut,
Er streckt ihn hin im grauen Pulverdampfe
Und nimmt ihm ab sein goldgeflecktes Kleid.

Der wilden Pferde aufgeschreckte Schaaren
Vor ihrem zahmen Kameraden flieh'n,
Mit ihrer Mähne fliegend lock'gen Haaren,
Mit ihren rothen Nüstern Feuer sprüh'n.

Fort wogt die Jagd in frischen Morgenlüften,
Bis sie der Sonne Gluth zu Ende bringt,
Der Jäger, süß umweht von Blüthendüften,
Am kühlen Quell im Schatten niedersinkt.

Auf dem Opernball.

Novelle aus dem Pariser Leben von Karl Wartenburg.

1.

Es war Ende Februar 1842, am letzten Tage des Pariser Carnevals, an jenem Tage, wo Musard auf dem Maskenballe der großen Oper die ganze lebenslustige Jugend der Seinestadt durch seinen Taktstab zu modernen Bachanten und Bachantinnen verwandelt.

Maskenball der großen Oper! Welch ein berauschender geheimnißvoller Zauber liegt in dem Worte; welche Fülle von bunten, glänzenden Traumbildern ruft es wach! Das ganze goldige Schaumperlen-Leben einer Pariser Jugend flimmert uns in ihm entgegen.

Vor Allem aber wirkt es mit magischer Gewalt auf Jene, die einst als Studenten des Rechts oder der Medicin die drei oder vier schönsten Jahre ihres Lebens in jenem Stadtviertel voll alter, enger, dumpfiger Straßen am linken Seineufer verlebten, das

unter dem Namen „Quartier latin" eine eben so classische Berühmtheit erlangt hat, als irgend ein Fleck Erde, wo vor zweitausend Jahren Griechen und Perser, oder Römer und Punier sich die Hälse brachen.

Der ehemalige Student und gewesene Inhaber eines Stübchens im sechsten Stockwerk der Rue de la Harpe ist ein berühmter Advokat, ein gesuchter Arzt, vielleicht gar Ritter der Ehrenlegion und Mitglied des Corps législatif geworden — aber trotzdem und selbst wenn er einen Sessel unter den vierzig Unsterblichen der Akademie von Frankreich gefunden hätte, würde er nimmer die Zeit vergessen, wo er mit Lili, Mini oder Manon, seiner Bekanntschaft aus der Rue de de la Harpe, zu dem Maskenball der großen Oper ging.

Es war also Ende Februar, am Abend des letzten Opernmaskenballs. Das Wetter war ein ächtes Faschingswetter, kalt, trübe und nebelig, die Luft zuweilen mit dünnen, leichten Schneeflocken erfüllt, die vom grauen Winterhimmel langsam niederwirbelten.

Neun Uhr war erst vorüber und schon drängten sich Schaaren von Masken und Dominos, die theils in Droschken und Fiakers, theils zu Fuße ankamen, in das Innere des Opernhauses, aus dessen großem Saal die rauschenden Fanfaren des von Musard dirigirten Orchesters heraustönten.

„Rasch, rasch, Charles," flüsterte unter dem Portale ein Pierrot seinem Begleiter, einem dunklen Domino zu, indem er sich durch die dichte Maskenschaar nach der Casse drängte, „wir müssen eilen, wenn wir noch zwei Logenbillets erhaschen wollen."

„Einen Augenblick Geduld, Erneste," rief der Domino, indem er ein paar Colombinen von reizendem Wuchs, die eben aus einem Fiaker gestiegen, mit den Augen verfolgte, „ich habe eben eine Colombine aus dem Wagen dort steigen sehen, die ein Füßchen hatte wie eine Herzogin, und die in der Gestalt auffallend jener jungen Perkin vom letzten Opernball glich, mit der ich das seltsame Abenteuer erlebte. . . Du weißt, ich meine die Begegnung mit jenem blasirten langen Spanier . . ."

„Ach, dummes Zeug," lachte Erneste, „seit jenem Abend, wo Du Dich zum Ritter irgend einer unbekannten fahrenden Donna aufwarfst, träumst Du von Nichts als von Herzoginnen und Marquisinnen und glaubst, daß jede Dame mit kleinen Füßen zum Wenigsten eine Baronin seyn muß. Ich sage Dir aber, Charles, es gibt in der Rue Vivienne Grisetten, welche Füßchen haben, um die sie jede Herzogin beneiden würde. Allons, Träumer, damit wir noch Billets bekommen; meine Lili, der ich heute ein Souper mit Sauterne und Pastete von wildem Kaninchen versprochen, kratzte mir sonst die Augen aus."

Charles wollte sich noch einmal nach den beiden Colombinen umsehen, aber sie waren schon in dem dichten Gewühl verschwunden.

Die Freunde traten in den ungeheuren, von einigen tausend Gasflammen erleuchteten Saal.

Welcher Anblick! Welcher Tumult, welche Ausgelassenheit! Dort in der Nähe des Orchesters wurde ein Contre getanzt, an dem nicht weniger als dreihundert Paare Theil nahmen. Um die Tanzenden trieb sich eine bunte, aufgeregte, muthwillige Maskenmenge in den wunderlichsten Phantasie-Anzügen und den Costümen aller Völker der Erde. Es wäre ein undankbares Geschäft, alle die Nationen zu nennen, die hier vertreten waren.

Erneste hatte bald seine Lili unter der Kasawaika einer Polin entdeckt und mischte sich mit ihr unter die Tanzenden, während sich Charles träumerisch in den Corridors und dem Foyer herumtrieb. Er blieb gleichgiltig gegen die Scherze, wie gegen die Lockungen der an ihm vorüber huschenden hübschen Masken, und selbst der reizende Blumenstrauß, den ihm diese kleine niedliche Bouquetière anbot, vermochte nicht die Augen des jungen Mannes auf die hübsche Kleine zu lenken, deren Hand zitterte, als sie ihm die Veilchen und Rosen reichte. Theilnahmslos ließ er den Blick über die Blumen gleiten, steckte sie in das Knopfloch und setzte seinen Weg eben so träumerisch wieder fort.

Die hübsche Bouquetière ließ das Köpfchen traurig sinken und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust los. . . . Wäre nicht die leichte Halbmaske von Gaze gewesen, so würden die Umstehenden zwei Thränen über ihre Wangen haben rollen sehen.

Sie hieß Madelaine und war die geschickteste Arbeiterin und das hübscheste Mädchen in dem großen Modewaaren-Magazin der Madame Bernard-Lablanche in der Rue Vivienne.

Sie liebte Charles, den sie vor einigen Monaten auf einem Ausflug nach Romainville, jenem schattigen Gehölze, welches im Sommer und Herbst der Wallfahrtsort aller Pariser Grisetten ist, kennen gelernt.

Und auch er fühlte für das reizende Mädchen mehr, als er je für ein Mädchen empfunden — und nun hatte er seit vier Wochen keinen Blick, kein Lächeln, kein zärtliches Wort mehr für die arme Madelaine.

Seufzend wies sie alle Aufforderungen ihrer Freundinnen, den Ungetreuen zu vergessen, zurück, und seit jenem verhängnißvollen Abend, der ihr die Liebe ihres Charles geraubt, hatte ihr Fuß weder die Closerie des Liles, noch den Prado berührt, jene irdischen Paradiese der Grisetten von Paris.

Und auch heute war sie nur zum Maskenball der großen Oper gegangen, weil sie Charles da zu finden glaubte.

Das arme Kind täuschte sich nicht. Charles war da, aber nicht für sie. Er erkannte sie nicht einmal, als sie ihm das Blumenbouquet anbot, so versunken war er in seinen Träumereien.

Aber was war denn die Ursache dieser plötzlichen Veränderung in Charles Wesen, der Grund dieser plötzlichen Erkältung seiner Liebe?

Daß eine Frau, eine Nebenbuhlerin, die Ursache seyn müsse, war Madelaine klar — aber wer war Diejenige, welche ihr die Liebe ihres Charles geraubt?

Wo hatte Charles sie kennen gelernt? Alles dieß war ihr noch ein Räthsel, das sie sich vergebens zu lösen mühte.

War es doch Charles selbst ein Räthsel und kam es ihm zuweilen vor, als wäre Alles, was sich seit vier Wochen mit ihm ereignet, ein seltsamer phantastischer Traum.

Wäre nicht — doch erzählen wir die Dinge, wie sie sich ereigneten.

Es war also vor vier Wochen, am Abend des ersten Opernballs des Faschings vom Winter 1842. Charles war ohne Madeleine, die in dem Magazin ihrer Prinzipalin sehr beschäftigt war, auf dem Maskenball.

Er durchstreifte plan- und ziellos die Corridors, die Logen, die Gallerien. So war er bis an das Ende des einen Corridors gekommen, der dicht über dem Foyer lag und in eine geräumige Gitterloge mündete.

Die Thüre dieser Loge war halb geöffnet und so wurde er, als er, vorbeistreifend, einen Blick hineinwarf, Zeuge folgender Scene:

In der Loge befanden sich zwei weibliche Masken, baskische Mädchen vorstellend, die sich ängstlich in einen Winkel gedrängt, während vor ihnen ein langer, spanischer Hidalgo stand, dessen Pariser Accent indessen verrieth, daß er nie die schneebedeckten Gipfel und Schluchten der Pyrenäen oder die gelblichen Fluthen des Ebro gesehen hatte.

Ton, Haltung und Manieren, sowie die elegante Maske eines altspanischen Edelmannes verriethen indessen, daß er den vornehmeren Ständen angehörte.

„Verstellen Sie sich nicht, meine Damen,“ lachte der Spanier, indem er dabei sein Lorgnon an die Maskenbrille klemmte, „Sie täuschen mich nicht mit ihren affectirten Grisettenausdrücken. . . . Mort de ma vie! Die Grisetten der Rue Richelieu und Rue Rivoli tragen keine Diamanten“ und er zeigte dabei auf die Brochen der beiden Baskinnen, die mit ängstlicher Hast den verrätherischen Schmuck sofort zu verbergen suchten; aber der Spanier aus Paris fuhr lachend fort:

„Laissez-cela, mes Dames,“ und er machte eine bezeichnende Geberde, „geben Sie sich keine Mühe, meine Schönen. Wenn Sie auch die Diamanten und seidenen Strümpfe verstecken können, so können Sie doch nicht Ihre kleinen weißen Händchen mit den zarten Fingerchen, die nie durch einen Nadelstich verletzt wurden, verstecken. Diantre! meine Damen, haben Sie schon eine Grisette ohne Nadelstiche an den Fingern gesehen?“

„Aber ich sage Ihnen, mein Herr,“ antwortete in sichtlicher Angst und in steigender Verlegenheit eine der Maskirten, „ich sage Ihnen, daß Sie sich täuschen und daß Ihr Benehmen abscheulich ist. . . . Warum verfolgen Sie uns seit einer halben Stunde auf Schritt und Tritt? Weil Sie uns für vornehme Damen Ihrer Bekanntschaft halten. . . . Aber Sie sind im Irrthum. Wir sind Freundinnen und Blumenmacherinnen aus der Rue de la Harpe.“

„Ach, was Sie sagen, mein schönes Kind,“ fuhr der Spanier, der augenscheinlich etwas angetrunken war, fort, „Sie sind Blumenmacherinnen aus der Rue de la Harpe? Diantre! Ich wußte noch nicht, daß es unter den Blumenmacherinnen auch Gräfinnen gibt. Wollen Sie, mein schönes Kind aus der Rue de la Harpe, gefälligst einen Blick auf dieses Taschentuch werfen, welches Ihre Begleiterin vorhin im Gedränge verloren?“

Und er zog ein weißes, duftendes, mit feinen Spitzen besetztes Taschentuch unter seinem Seidenmantel hervor und ließ die Beiden einen Blick auf die Stickerei und die Grafenkrone über den Namenszug werfen.

Bei diesem Anblick zuckte die Eine der Masken, welche bis dahin stumm geblieben, zusammen und streckte mit lebhafter Geberde unwillkürlich die Hand nach dem Taschentuche aus.

„Pardon, meine Gnädigste,“ flüsterte der Spanier, indem er einen flammenden Blick auf die Dame warf, „dieses Taschentuch ist ein zu kostbares Andenken an diesen Abend, als daß ich es so leichten Kaufs wieder aus den Händen geben sollte. Es gibt nur eine Bedingung, unter welcher ich es Ihnen überlasse: wenn Sie sich demaskiren wollen.“

„Genug, genug, mein Herr,“ unterbrach ihn die bis jetzt stumm gebliebene Begleiterin, „wir sind Ihrer Beleidigungen müde. Und noch einmal: Sie irren sich. Wir sind nicht Diejenigen, für welche Sie uns halten. Aber selbst, wenn dieß der Fall wäre, mein Herr, wenn wir also Diejenigen wären, für die Sie uns halten, würde es sehr unmännlich, sehr unritterlich, ja sogar abscheulich, hinterlistig von Ihnen seyn, wenn Sie auf diese Weise uns unser Geheimniß entreißen wollten. Bei Gott!“ und die Stimme der Sprecherin bebte in leidenschaftlicher Erregung, „wäre ich in diesem Augenblick so stark, ein Pistol oder einen Degen zu führen, Sie sollten nicht ungestraft uns beleidigen; so aber bleibt mir nichts übrig, als den Polizeicommissär zu rufen.“

„Ah! Sie wollen den Polizeicommissär rufen, meine Damen,“ rief der Spanier, der allmählig den spottenden, nachlässigen Ton verlor und von Minute zu Minute leidenschaftlicher, aufgeregter wurde, „Sie wollen den Commissär rufen . . . . Sie wünschen einen Eclat, eine Schlußscene mit Tableau — ganz

wie Sie wollen, meine Damen, allons, rufen Sie die Polizei, ich werde Ihnen unendlich dankbar seyn, wenn Sie sich dann demaskiren und Ihren Namen nennen müssen —“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte jetzt, aus seinem Winkel hervortretend, Charles, „ich glaube, in solchem Falle ist jeder Mann Polizei, vorausgesetzt, daß es gilt, einen Unverschämten zu züchtigen. Ich suchte Sie schon längst, Lisette,“ fuhr er mit rascher Geistesgegenwart gegen die Eine der Masken gewendet fort, „ich verlor Sie und Florette im Gedränge des Foyer und konnte mir nicht erklären, wo Sie geblieben. Nur der Zufall führte mich in diesen Corridor, zeitig genug, um Sie von einem Zudringlichen zu befreien.“

Und er bot dem Mädchen den Arm, den diese sofort annahm, während die Andere, auf den Einfall eingehend, lebhaft ausrief:

„Ah! wie gut ist es, daß Sie kommen — welche Angst haben wir ausgestanden — es gibt solche Unverschämte, solche Feiglinge, die nur Frauen gegenüber muthig sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Ein Friedhof im Eise. Das Grab ist kühl und stille, nirgends aber wohl stiller und kühler als in der nächsten Nähe des Nordpols unter den steil aufstrebenden Eisfelsen, bespült von dem träge fluthenden Gewässer des Polarmeeres. Unter dem fünfundsiebzigsten Grade nördlicher Breite ungefähr liegt am Eingange der Wellingtonstraße die kleine Beechey-Insel, nach dem Kapitän Beechey, einem Genossen der arktischen Helden, Roß, Franklin und Parry, so genannt. Auf dieser kleinen Insel zeigen sich dem Befahrer jener nördlichen Meere drei Grabsteine, ein ungewohnter Anblick hier; keine Eskimogräber, rohe, aufgehäufte Steinkegel, unter denen die Leiche, in Seehundsfelle eingenäht, ruht, sondern Gräber, an denen die Hand des Europäers nicht zu verkennen ist, mit englischen Inschriften. Hier, wo fast jede Vegetation aufhört, wo das Thierleben nur durch die wenigen spezifischen Polargattungen vertreten wird, und selbst der genügsame Eskimo seine dürftige Hütte nicht mehr aufschlägt, hat das Leben nur den Tod als Spur zurücklassen können. Drei Gefährten Franklins auf seiner letzten Nordpolexpedition, von der er nicht wieder zurückkehrte, ruhen hier in eisiger Kühle unter dem grauen, schweren Polarhimmel. Man erinnert sich der Aufregung und Theilnahme, die Franklins Schicksal vor ungefähr zehn Jahren und später bei allen seefahrenden und nicht seefahrenden Nationen hervorrief. Er war mit zwei guten Schiffen, Erebus und Terror, ausgelaufen und hatte sich auf fünf bis sieben Jahre mit Proviant versehen, zum letzten Male sahen ihn europäische Augen in der Baffinsbai, wo ihm ein Wallfischfahrer begegnete. Der Bericht der Leute desselben über dies Zusammentreffen war zugleich die letzte Nachricht, die von ihm in civilisirte Länder drang. Nach drei Jahren seiner Abwesenheit begann man ängstlich über sein Schicksal zu werden und Expeditionen auf Expeditionen gingen von Amerika und England aus, um ihn aufzufinden, oder sich wenigstens über sein Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Der Erfolg dieser Expeditionen war sehr gering. Man fand weder ihn, noch irgend einen seiner Begleiter, nur leblose Spuren seiner einstigen Anwesenheit und die drei Gräber auf jener kleinen Insel. Vage, abweichende Nachrichten von Eskimos kamen alle nur in dem Punkte überein, daß Kapitän Franklin, der unerschrockene Held, der starren Gewalt der Eisblöcke und des Polarwinters unterlegen und elend mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen sey. Die Gräber stammen aus dem Winter des Jahres 1845 bis 1846, wie die Inschriften besagen, im Jahre 1850 fand man sie erst auf; die Gesellschaft mußte hier unter anscheinend nicht unbehaglichen Verhältnissen eine Zeit lang gelebt haben, denn man fand Spuren einer Schmiede, eines Observatoriums und selbst den Versuch einer kleinen Gartenanlage, am Ufer waren mehrere Hundert leere Lebensmittelbüchsen sorgsam aufgeschichtet. Ein schöner Vorwurf für den Maler, diese Eislandschaft, deren gespenstisch weiße Felsen die matten Strahlen des Mondes zurückwerfen, der traurig auf die Gräber hinabzublicken und sich zu erinnern scheint, wie er unter milderen Breiten, weit von hier einen alten Vater, eine alte Mutter oder eine zarte Braut heimliche Thränen hat vergießen sehen, über den Sohn oder Geliebten, der hier sein Grab gefunden. Schön für den Maler, aber sehr schmerzlich für das Menschenherz, das sich die Lage der armen, von aller Civilisation abgeschnittenen Seefahrer denkt, wie sie Einen nach dem Andern aus ihrer Mitte hinsterben sehen, und das Einzige, was sie für die Todten thun können, ist, ihnen nach heimischer Sitte ein anständiges Grab zu geben; wie viele mögen ohne Grabstein später unter Schnee und Eis zur Ruhe gegangen seyn, als Noth und Tod schrecklicher unter der Mannschaft zu wüthen anfingen! —

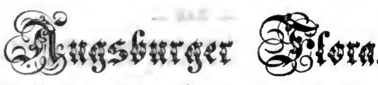
Eine merkwürdige Antiquität. Paris bewundert jetzt das Schmuckkästchen einer ägyptischen Königin, welches Herr Mariette in einem Königsgrabe Aegyptens gefunden hat. Die Arbeit des Goldschmuckes wird von dem Schönsten, was unsere Goldarbeiter liefern, nicht übertroffen, so originell schön ist die Zeichnung, so meisterhaft die Ausführung. Besonders ausgezeichnet ist eine goldene Krone als Haarschmuck, eine sechs Fuß lange, fingersdicke goldene Kette und eine bewundernswerth ciselirte Goldplatte mit einem männlichen Bildnisse, wahrscheinlich dem des Gemahls der Königin.

Die Vergehung eines gemeinen Mannes gleicht dem falschen Gange einer Taschenuhr, der nur eine Person betrifft, vergeht sich aber ein Hochgestellter, ist es so, als wenn die Kirchthurmuhr falsch geht, das macht Viele irre.

Manche Pädagogen wollen die Leidenschaften ihrer Schüler zügeln, haben aber die Ihrigen so wenig in ihrer Gewalt, daß sie im Streite mit der Grammatik den Geist aufgeben.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 87. | den 30. Oktober 1859.

Der Jäger in der Wildniß von Südamerika.

II. Der Mittag.

Versengende, erstickend heiße Gluthen
Gießt jetzt die Sonne auf des Südens Welt,
Und ihre Strahlen vom Zenithe fluthen,
Ihr Schein vom See, vom Fels zurückgeprellt.

Die Hitze zittert auf den weiten Fluren,
Das Aug', geblendet, meidet ihren Glanz,
Gebeugte Pflanzen zeichnen ihre Spuren,
Es neiget sich der Blumen bunter Kranz.

An dem Granitfels lechzet die Mimose,
Die Palme bebet an der stein'gen Höh',
Es senkt das Blatt die rothe Alpenrose,
Die Jucca, Cactus und die Aloe.

Und, was da lebet, flieht der Sonne Blitze,
Es suchet Rettung unter Fels und Baum,
Und weit und breit, in des Mittages Hitze,
Herrscht Todtenstille im durchglühten Raum.

Im dichten Laube, athemlos und bange,
Die Antilop' ein Zauberbann umfängt,
Sie blicket ängstlich nach der Riesenschlange,
Die unbeweglich in dem Baume hängt.

Der Alligator liegt mit offnem Rachen
Am schlamm'gen Ufer keuchend hingestreckt,
Es haben sich im Schilf der heißen Lachen
Die weißen Reiher vor der Sonn' versteckt.

Der stolze Adler nur scheut nicht den Gegner,
Der seine Blitze auf ihn niedersenkt,
Den kühnen Flug, weit kreisend, ein Verweg'ner,
Aus diesem Gluthenraum er aufwärts lenkt.

Von blühenden Magnolien überschattet,
Im ewig grünen rankumschlungnen Zelt,
Der Jäger liegt mit Roß und Hund ermattet,
Kein Sonnenstrahl durch's dichte Laubdach fällt.

Reich ist sein Mahl, die Jagd hat es gewürzet,
Den perlenden Champagner gibt der Quell,
Die Phantasie die Weile ihm verkürzet,
Zum Divan wird des Jaguars buntes Fell.

Die tausend Leiden, die ihn hergetrieben
In diese Wildniß, hat verwischt die Zeit,
Doch glühend ist Erinnerung geblieben
An Freund und Freuden der Vergangenheit.

Er denkt an sie, läßt ruh'n die müden Glieder,
Bis niedersinkt der Sonne Gluthenmacht,
Dann wirft er auf den flücht'gen Hengst sich wieder
Und stürmet fort in unbegrenzter Jagd.

Auf dem Opernball.

(Fortsetzung.)

Der Spanier war nur auf einen Moment durch dieses unerwartete Dazwischentreten des Studenten verdutzt worden. Schon im nächsten Augenblicke hatte er sich wieder gefaßt.

„Sieh da, sieh da," höhnte er malicios, und indem er den Dreien den Weg zu vertreten suchte, „Sie spielen den Chevalier dieser Damen, den Deux ex machina ganz vortrefflich. Ich mache Ihnen mein Compliment, mein Freund, Sie haben Ihren Alexander Dumas und Eugen Sue vortrefflich studirt. Ah! So eine Improvisation ist reizend. Man tritt plötzlich aus einem Winkel, in dem man mit einiger dreisten Zudringlichkeit eine Scene belauscht, wirft sich zum Ritter der bedrohten Unschuld auf —"

„Und wirft einen Unverschämten bei Seite," vollendete Charles, indem er, sich von dem Arme seiner Begleiterin befreiend, den Spanier plötzlich beim Kragen ergriff, ihm das Taschentuch entriß und in den hintersten Winkel der Loge schleuderte.

Und noch ehe sich der Pariser Hidalgo von seiner unfreiwilligen Pirouette erholen und wieder auf die Beine kommen konnte, hatte sich Charles mit den beiden Masken aus der Loge entfernt und im Gedränge verloren.

Dieß war der Beginn des Abenteuers. Der Schluß desselben war folgendermaßen. Auf die Behauptung seiner beiden Schützlinge hin, die durchaus nichts als Grisetten seyn wollten, hatte er ihnen ein Abendessen in einem jener unzähligen kleinen Café's, die dicht um die große Oper sich etablirt, angeboten und sein Antrag war scherzend angenommen worden.

Die Befangenheit, welche die Beiden, vielleicht in Folge der Scene mit dem Spanier, anfänglich gezeigt, war verschwunden, und unter fröhlichem Gelächter, heiteren Scherzen und lustigen Liedern hatte die kleine Gesellschaft das Souper begonnen.

Die beiden Begleiterinnen des Studenten hatten ein ausgelassenes Gelächter aufgeschlagen, als ihnen der Garçon die erste Schüssel, ein ächtes Studentenessen: gedämpfte Kaninchen mit Spinat, dann Beafsteaks mit Schmorkartoffeln und endlich „Matelot", jene wunderbare Composition aus Fisch, Fleisch Zwiebeln, Pfeffer, Salz, Semmeln, Eiern und Gott weiß was präsentirte.

Charles hatte wohl bemerkt, wie seine beiden Tafelgenossinnen von allen diesen Herrlichkeiten nur einen Bissen kosteten und wie sie mit wirklicher Neugierde einige der Gerichte, die ihnen jedenfalls ganz unbekannt, betrachteten.

Und dann die weißen, zarten Hände, die eleganten Costüme, das feine Parfüm und die gewählten Manieren und Ausdrücke, die vielmehr an die aristokratischen Salons des Faubourg St. Germain, als an die Grisettenstübchen der Rue St. Honoré und des lateinischen Viertels erinnerten.

Indessen war der junge Mann viel zu discret, um das Incognito der Damen nicht zu achten und, ohne irgendwie den Anstand zu verletzen, benahm er sich ganz so gegen sie, wie er es gegenüber einer hübschen Blumistin aus den Magazinen gethan haben würde.

Die Damen wurden während des Souper immer aufgeregter und heiterer. Aßen sie auch nicht, so nippten sie doch von dem feurigen Haut-Sauterne, und als der Nachtisch: Knackmandeln und Rosinen kam und Charles eine Bowle Punsch auftragen ließ, da stießen sie lustig mit ihm an und sangen das: „Vive le vin, le tabac et l'amour!" mit so natürlicher Lebhaftigkeit, daß Charles fast in seinem Glauben an ihrem Incognito irre wurde.

Da mitten in der übermüthigsten Lust flüsterte Die, welche sich Lisette nannte, ihrer Freundin Florette einige Worte ins Ohr, worauf die Beiden rasch aufsprangen und ihre schwarzseidenen Halbmäntel umwarfen.

Sie banden dabei ihre leichten Gazemasken, die sie auch während des Soupers nicht abgelegt, fester und reichten dem Studenten die Hand zum Abschied.

Charles führte die Hand Lisettens artig an seine Lippen; als ihm aber Florette die ihrige reichte, flüsterte er, während er mit einem zärtlichen Druck die kleine, feine Hand umschloß:

„Und darf ich nicht hoffen, meine Freundinnen wiederzusehen? Soll dieses Lebewohl ein Adieu für die Ewigkeit, diese Stunde des Findens auch die der Trennung seyn? Wird Charles Delville hoffen dürfen, seinen Freundinnen wieder zu begegnen?"

Florettens Hand zitterte bei dieser Frage in der seinigen und einen Augenblick senkte sich ihr Köpfchen traurig und nachdenklich.

Da flüsterte ihr Lisette einige Worte ins Ohr.

Diese Worte waren jedenfalls eine Antwort auf die Frage des Studenten, denn Florette erhob rasch ihr Köpfchen und, indem sie den Druck seiner Hand erwiderte, flüsterte sie ihm zu:

„Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden.... Vielleicht bald, vielleicht später.... Vielleicht wird Charles seine Freundinnen da wieder treffen, wo er sie gefunden. Und nun adieu, adieu, mein Freund," flüsterte sie eilig, indem sie ihm ihre Hand entzog, ehe er noch einen Kuß auf ihre rosigen Fingerspitzen hauchen konnte, „adieu — bleiben Sie und folgen Sie uns nicht."

„Und vergessen Sie nicht, Herr Charles," rief davoneilend und lachend die Andere, „daß am siebenundzwanzigsten Februar dieses Jahres der letzte Maskenball der großen Oper ist."

„Bei allen Göttern!" rief der Student, berauscht durch den Händedruck Florettens und diese Versprechung, „ich werde es nicht vergessen. Und damit Sie mich wieder erkennen, werde ich am Hute diese Schleife tragen, die ich Ihnen, Florette, raube. Wie Heinrich der Vierte bei Ivry seinen weißen Federbusch, so werde ich diese Rosetten-Schleife an meinem Hute tragen."

Die Damen waren verschwunden und Charles blieb allein zurück.

Er gab sich ganz dem Spiel seiner lebhaften Phantasie hin. Von lebhaftem, leicht entzündlichem Temperament hatte die Erscheinung Florettens sein ganzes Wesen in Aufwallung versetzt.

War es nun zu verwundern, daß das Bild Madelaine's in den Hintergrund trat und allmählig erblaßte und daß die Romantik dieser Begegnung Charles bezauberte.

Die vier Wochen, die zwischen dem ersten und diesem letzten Opernball lagen, waren ihm wie eine nie endende Ewigkeit erschienen.

Endlich war er gekommen, der ersehnte Abend, und fieberhaft aufgeregt, seine schönen, unbekannten Freundinnen suchend, irrte Charles, die rosafarbige Schleife an dem Hute befestigt, durch die Säle und Corridors des Opernhauses.

2.

Genau zu derselben Stunde, in welcher Charles mit seinem Freund Erneste das Opernhaus betrat, also um neun Uhr Abends, fand in einem kleinen eleganten Salon eines Hauses der Rue Petit Bourbac in der Vorstadt St. Germain, jenem Stadttheil von Paris, der vorzugsweise von dem legitimistischen Adel bewohnt wird, folgende Scene statt:

In dem Salon befanden sich zwei Personen, eine junge Frau von zweiundzwanzig Jahren und ein junger Mann von einigen dreißig Jahren, Beide

durch ihren Anzug verrathend, daß sie den vornehmen Classen der Gesellschaft angehörten.

Die junge Frau, deren feine, schlanke Gestalt von einem dunkelbraunen Seidenkleide umflossen wurde, saß oder lag vielmehr in einem Sessel à la Voltaire, der in der Nähe des Kamins von schwarzem Marmor stand, auf dessen Feuerheerd ein helles, lustiges Feuer prasselte. Weiche, aschblonde Locken, die ihr bis in den Nacken niederfielen, verliehen ihrem Kopf etwas Schwärmerisches, Romantisches, wenn man will. Die leicht zurücktretende Stirn war von reiner, schöner Form; die Nase länglich, fein, etwas gebogen. Das Kinn rund und voll, der Mund ein wenig selbstbewußt aufgeworfen.

Die blaugrauen Augen konnten zuweilen vielleicht recht zärtlich und schmachtend blicken, aber jetzt funkelte eine innere Unruhe in ihnen, und zuweilen traf ein ungeduldiger Blick den Mann, welcher der Dame, an ein Seitentischchen gelehnt, gegenüber stand.

Das Aeußere dieses Mannes ließ auf den ersten Blick in ihm einen jener reichen, müssiggehenden Dandys erblicken, die man früher Löwen, auch Stutzer nannte, das heißt Menschen, welche die Tonangeber in gewissen Gesellschaftskreisen und die Erfinder neuer Fracks-, Pantalons- oder Westenmoden sind.

Sein dünnes, schwarzes Haar fiel glatt um eine von Ausschweifung bleiche Stirn; der Blick des Auges war matt und blasirt; nur zuweilen, wenn sein Blick die Gestalt der Dame streifte, glühte ein heller Funke in diesen erloschenen Augen auf. Die Züge waren schlaff, um den Mund zog sich eine etwas spöttische Linie.

Seine schmächtige, zierliche Gestalt war nach der modernsten Fashion bekleidet. Der Knoten der Cravatte war ein wahres Kunstwerk, viel schwieriger zu knüpfen für den Laien in dieser Kunst, als jener berühmte gordische zu lösen war.

Fügen wir noch hinzu, daß der Name dieses Mannes Victor Anastase Leonard, Graf von Courcelles war, daß Victor von Courcelles einer der Matadore des bekannten Pariser Jockeyclubbs und daß die ihm gegenübersitzende Dame seine Cousine, die Gräfin Leonie von Beauvallon war.

Leonie von Beauvallon war Wittwe, die einundzwanzigjährige Wittwe des Grafen von Beauvallon, eines Mannes, den sie nach einjähriger Ehe durch den Tod verlor.

Leonie unterhielt sich schon seit einer Viertelstunde mit ihrem Cousin; aber die Unterhaltung war keine natürliche, aus dem Bedürfniß zu plaudern hervorgegangene.

Victor hatte mit seiner Cousine über Moden, Theater, die Oper, über den neuesten Roman Eugen Sue's und Alexander Dumas, über den letzten Tuilerienball und über die Kunstausstellung im Louvre geplaudert und Leonie hatte eben so unbefangen und gleichgiltig geantwortet und zugehört, und doch würde es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn, wie bei Beiden hinter dieser affectirten Gleichgiltigkeit eine innere, prikelnde Unruhe vorhanden, wie Beide mit einem Gedanken beschäftigt waren, der nichts mit diesen Plaudereien gemein hatte.

Es war eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten, während welcher die Gräfin mehrmals ungeduldig nach der kleinen Uhr auf dem Kaminsims und dann auf ihren Vetter blickte.

Der Dandy hatte seine goldene Uhr hervorgezogen und ließ sie laut repetiren, während er dabei einen forschenden Seitenblick auf seine Cousine warf, deren prikelnde innere Unruhe von Secunde zu Secunde stieg.

Plötzlich erhob sich die junge Frau mit rascher Geberde aus ihrem Sessel und schritt nach dem Spiegeltisch, auf welchem eine silberne Klingel stand.

Es ist unerträglich," klagte die Gräfin von Beauvallon ihrem Cousin, indem sie das Taschentuch leicht gegen die Stirn drückte, „seit acht Tagen stellt sich regelmäßig in den Abendstunden wieder jenes nervöse Kopfweh ein, von dem ich schon im vergangenen Winter so oft heimgesucht wurde. Sie entschuldigen mich deßhalb wohl auch heute Abend bei Frau von Coigny, mein Vetter?"

Und sie schellte ihrem Kammermädchen.

„Wie Cousine? Sie wollen dem Feste der Frau von Coigny seinen reizendsten Schmuck, Ihre Gegenwart rauben?" rief er, sichtlich unangenehm überrascht, indem er sich mit Lebhaftigkeit gegen die Gräfin wendete.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Vetter," lächelte die junge Wittwe, „aber Sie werden mir zugeben, daß einiger Heroismus dazu gehört, um mit einem nervösen Kopfschmerz, der uns die Stirn zu zersprengen droht, zu einem Balle zu gehen, und offen gestanden, lieber Vetter von Courcelles, ich habe mich noch nie unter die Heldinnen gerechnet."

Indessen war das Kammermädchen eingetreten, die Befehle ihrer Herrin erwartend.

Leonie flüsterte ihr einige Worte ins Ohr und als sich das Mädchen wieder entfernt hatte, frug Victor von Courcelles:

„Ist das Ihr fester Entschluß, Cousine?"

„Gewiß, mein Vetter. O! bitte, reichen Sie mir jenes Flacon . . das dort mit dem silbernen Pfropfen. . . Das ist ein entsetzlicher Schmerz."

Und sie tröpfelte einige Tropfen einer goldgelben, angenehm duftenden Flüssigkeit auf das Taschentuch und benetzte ihre Stirn damit.

Victor warf bei dieser Manipulation einen mißtrauischen Blick auf seine Cousine und in seinem matten Auge blitzte ein leidenschaftliches Feuer auf.

„Soll ich Ihnen vielleicht meinen Arzt, den Doctor Corbière schicken, Cousine?" frug er lebhaft, „Sie wissen, der Doctor ist berühmt gerade wegen seiner Curen in Bezug auf diese Art Krankheiten. . . .

Erst neulich wurde er mitten in der Nacht in die Tuilerien gerufen, weil Madame, die Herzogin von Nemours, an dem heftigsten nervösen Kopfweh litt. In einer Stunde war der Anfall beseitigt."

„Nein, nein, ich danke Ihnen, Victor," sprach Leonie leise, mit der Hand abwehrend, „ich glaube, der Schmerz fängt an ein wenig nachzulassen. Ich werde eins von diesen Pulvern nehmen, die mir mein Arzt für solche Fälle verordnet, nnd mich bald zur Ruhe legen."

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

König Ludwig XV., erzogen durch Kardinal Heury, der unwissendste und unsittlichste aller französischen Könige, hatte einen überaus egoistischen Charakter und wurde zu seinem Unglück von einem Ignoranten erzogen. In Folge dieser doppelten Mißgunst der Natur und des Schicksals, hätte seine Regierung noch auf größere Abwege gerathen können; der Milde der damaligen französischen Sitten, der Aufklärung, welche im achtzehnten Jahrhundert so gewaltige Fortschritte machte, haben wir es allein zu verdanken, daß seine Liebhaberei nicht in Grausamkeit ausartete. Der höchst potenzirte Egoismus führt nothwendiger Weise zum Verbrechen. Daß dieses unterblieben, war sicherlich nicht das Verdienst seines Erziehers. Als Knabe von sechs Jahren führte ihn dieser in einen großen Saal, in welchem mehrere hundert Spatzen und andere Vögel herumflogen, dann ließ man einige Falken los, damit das königliche Kind sich an ihrer Angst, an ihrem Geschrei und an den blutigen Ueberbleibseln dieser Thiere ergötzen möge! Dieser Unterricht trug seine natürlichen Früchte. So erzählt Advokat Barbier: Ludwig XV. war im Besitz eines jungen weißen Hirsches, den er aufgezogen und gezähmt hatte; das war sein Liebling; er empfing die Nahrung aus seiner Hand. Einst kam er auf den Gedanken, das Thier zu tödten, ließ das schöne und zarte Geschöpf in ein geräumiges Gelaß des großen Jägerhauses bringen, feuerte die kleine Flinte los und verwundete seinen Liebling, der in größter Eile seinem Gebieter entgegensprang und seine Hand beleckte. Aber mit dem Erfolge seiner Heldenthat nicht zufrieden, wurde das Thier an seine frühere Stelle zurückgebracht und ein zweiter Schuß machte seinem Leben ein Ende. Um die Erziehung dieser unmenschlichen Persönlichkeit zu vollenden, erübrigte nur noch, dieselbe in alle erdenklichen sinnlichen Vergnügen und Laster einzuweihen, wozu die Nichtswürdigkeit der Hofschranzen, sowie die absonderliche Meinung, welche man damals von den Privilegien des Königthums hatte, hilfreiche Hand boten. Gegen das Ende seiner ruhm- und ehrlosen Regierung äußerte der alte Sünder öfters mit einer durch die Erfahrung gerechtfertigten Ueberzeugung: „Ich sah im Verlauf meines langen Lebens niemals ein schönes weibliches Wesen, dessen Besitz mir meine Höflinge nicht direkt oder indirekt zugesichert hätten." Graf d'Haussonville ist der Ansicht, daß, wenn Ludwig XV. heute wiederum zur Welt käme, diese seine Maxime einigen Ausnahmen unterworfen wäre

Deutsche Arbeiter im Auslande. Es ist eine bekannte Klage in Deutschland, daß unsere besten Arbeiter, durch Zunftzwang und Beschränkung der Freizügigkeit ins Ausland getrieben, wesentlich dazu beitragen, der englischen und französischen Industrie ihren Weltruf zu erhalten. In England und Frankreich zählt man die deutschen Handwerker, Techniker und Mechaniker zu den besten. In London befinden sich gegen hunderttausend Deutsche; in Liverpool, Manchester, Glasgow und anderen Orten zählen solche zu den ersten Häusern; in Paris sind gegen achtzigtausend der besten deutschen Gewerbetreibenden. Ueber einen derselben erzählt der „Trierer Anzeiger" Folgendes: Ein Uhrmacher, Namens J. Wagner aus dem Trier benachbarten Dorfe Pfalzel, trieb seit einer langen Reihe von Jahren die Großuhrmacherei in Paris. Durch sein Talent hat er allmählig sein Etablissement bis zu einer namhaften Größe ausgedehnt und einen Absatz nach allen Provinzen Frankreichs, nach Spanien, Portugal, Belgien und England gefunden. Er lieferte zuerst die elektrischen Uhren im Großen und versah die Pariser Festungswerke mit dieser neuen Art von Uhren. Auf allen Industrie-Ausstellungen in Frankreich erhielt er in seinem Fache die ersten Preise und galt zuletzt als der geschickteste Großuhrmacher in Frankreich. Sein erworbenes Vermögen erlaubte ihm, das Geschäft veräußern und sein Leben in Ruhe schließen zu können. Seit einigen Jahren hat er sein Etablissement veräußert und lebt abwechselnd in Paris und auf dem Lande, woselbst er ein Gut besitzt. Seine Familie in Pfalzel hat er fortlaufend namhaft subventionirt. An Thätigkeit gewöhnt, begann er in den letzten Jahren ein neues Werk, indem er durch eine Uhr von besonders kunstvoller Einrichtung seine außerordentliche Kenntniß im Uhrenbau darthun wollte. An dieser Uhr arbeitete er mit einigen Gehülfen mehrere Jahre und dieselbe gelang in einem Maße, daß der sonst so bescheidene Mann sie selbst als ein Meisterstück aller seiner Arbeiten hinstellte. Diese Uhr ist eine Musik-Thurmuhr und kam nach Liverpool.

Die Elektrizität als Diebsfängerin. Ein Breslauer Techniker führte, um kleinen Gelddiebstählen auf die Spur zu kommen, den Draht einer elektrischen Batterie zu einem Wasserglase, in welches er Geldstücke legte und das andere Ende zu einer Drahtdecke, auf welche der Dieb sich stellen mußte, wenn er das Geld nehmen wollte, so daß dann der elektrische Strom seinen Körper durchzog. In der Dämmerung nun ertönte plötzlich ein furchtbares Geschrei in der Stube und als man herbeikam, fand man einen der Gehilfen mit dem Glas in den krampfhaft geballten Händen, brüllend, als wenn er am Spieß steckte. Man ließ ihn noch einige Zeit zappeln und er gestand dann die übrigen Diebstähle auch ein.

Patentwesen. Der kürzlich erschienene nordamerikanische Patentbericht für 1857 ist drei Bände stark und den Beschreibungen von 2868 Patenten. Im Ganzen wurden deren vierhundertundacht mehr ertheilt als 1856. Bemerkenswerth ist, daß wenig Patente auf Luxusartikel genommen wurden; vierhundertachtunddreißig betrafen allein den Ackerbau. Im Durchschnitt kostete jedes Patent sechzig Dollar, wovon auf die Prüfung sechsunddreißig kommen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch Nro. 88. den 2. November 1859.

Der Jäger in der Wildniß von Südamerika.

III. Der Abend.

Die Sonne sinkt, der müde Jäger lenket
Den treuen Hengst dem kühlen Sturzbach zu,
Es weicht des Tages Gluth, der Abend senket
Sanft auf die Erde seine heil'ge Ruh'.

Am Wasserfall, von seinem Staub umgeben,
Ruht nun der Jäger an dem Blüthenstrand,
Hoch über ihm sich schlanke Palmen heben,
Und Wunderblumen blüh'n am Felsenrand.

Von dem azurnen Aether steigt in Kreisen
Der Königsadler nieder zu der Welt,
Und bunte Vögel ziehn mit ihrem leisen
Geflüster zu des Waldes grünem Zelt.

Dort hebt, mit weißer Blüthenkron' geschmücket,
Sich die Magnolie mit Majestät,
Da steigt die Ceder; die Cypresse nicket,
Von blühenden Lianen leicht umweht.

Und aus dem ewig grünen dunkeln Haine
Die gold'nen Früchte strahlen reich hervor,
Mit ihrem bunten, tausendfarb'gem Scheine
Erglänzt und prangt des Waldes Blumenflor.

Dort auf dem Spiegel in dem nahen Weiher
Singt, blähend sich, der Schwan sein Abendlied,
Und der Flamingo und der Silberreiher
Mit leisem Flügelschlag durch's Röhrig zieht.

In warmen Purpurfarben thürmt im Westen
Der Anden Felsenreih' sich wild empor,
Es steigen ihre Höh'n, wie Riesenvesten,
Aus schwindelnd tiefem Abgrund steil hervor.

Durchsichtig, wie crystall'ne Schlösser, blinken
Die eis'gen Zacken, die der Sonne Gluth
Mit ihren Feuerstrahlen gierig trinken,
Da sie zum Abschied noch auf ihnen ruht.

Und an den flimmernden goldrothen Spitzen
Des Jägers Auge mit Bewundrung hängt,
Bis sie nur noch in mattem Glanze blitzen,
Die Nacht das Licht weg von der Erde drängt.

Ein leiser Hauch vom Süden kommt gezogen
Und trägt der Blumen Düfte mit sich fort,
Die in Prairien und in Wäldern wogen,
Weht ihren Balsam hin von Ort zu Ort.

Mit neuen Lebenskräften reich beladen,
Senkt sich zur Erde jetzt ein schwerer Thau,
Und unter seinen Diamantensaaten
Neigt sich die Riesenpflanze in der Au.

Aus dunkelm Wald und aus dem Gras sich hebet
Des leuchtenden Insektenheeres Pracht,
Und rollt sich hin in Gluthgewölb und schwebet,
Ein zuckend Feuermeer, in finstrer Nacht.

Das weiße Roß im hohen Grase lieget,
Auf seinen Hals zurück der Jäger fällt,
Das sich're Rohr in seinen Arm geschmieget,
Der treue Bluthund bei ihm Wache hält.

Fern von der Menschen rastlos wirrem Prunken,
Wo nie die Art des Weißen fällt den Baum,
Da ist der Wildniß Jäger hingesunken
In seligem und sorgenlosem Traum.

Ob schütternd rollt das donnerlaute Dröhnen
Erschreckter Büffelschaaren durch die Nacht,
Ob schallet weit des Jaguars wildes Stöhnen,
Der Riesentritt des grauen Bären kracht.

Nichts störet seinen wonnig süßen Schlummer,
Nichts seiner Zauberträume stille Lust,
Er ruhet ohne Sorg' und ohne Kummer,
Der Wildniß Herr, sich seiner Kraft bewußt.

Auf dem Opernball.

(Fortsetzung.)

Eine dunkle Wolke lagerte sich auf Victors Stirn.

„Gnädigste Cousine," sagte er mit einer gewissen Keckheit, „Sie werden wirklich nicht," und er betonte das Wort, „diesen Abend ausgehen. Sie werden sich wirklich zur Ruhe legen?"

Die Gräfin warf einen sonderbaren Blick auf den indiscreten Frager.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Courcelles, oder habe ich mich vielleicht undeutlich ausgedrückt?"

Der Dandy biß sich auf die Lippen.

„Durchaus nicht, gnädigste Cousine," antwortete er nach einer augenblicklichen Zögerung, „nur etwas unbestimmt. Sie sagten soeben, daß Ihr Kopfweh ein Wenig nachlasse. Es wäre nun möglich, daß sich dieser fatale nervöse Kopfschmerz in einer Viertelstunde ganz verloren hätte; es wäre ferner möglich, daß Sie, Cousine Leonie, auch plötzlich wieder Lust bekämen, die Fête der Frau von Coigny zu besuchen, und da ich in diesem Falle auch das Fest besuchen würde, so sehen Sie, wie viel mir daran liegt, Ihren wirklichen Entschluß zu kennen."

Die junge Frau blickte ihren Cousin einen Augenblick etwas erstaunt an. Aber im nächsten Moment spielte ein leises, spöttisches Lächeln um ihren Mund und mit einer frischen, heiteren Stimme, die allerdings in scharfem Contrast zu dem Klagtone über das nervöse Kopfweh stand, antwortete sie:

„Wie Vetter? Sie wollen in der That einen Ball nicht besuchen, wo Sie gewiß seyn können, Fräulein von Segalie, jene schmachtende, leidenschaftliche Brunette mit den italienischen Gluthaugen und der römischen Nase zu treffen, Fräulein von Segalie, deren Farbe" und sie deutete auf die dunkelblaue mit feinen orangefarbenen Streifen durchzogene Atlascravatte des Herrn von Courcelles, „Sie nicht nur an den Satteldecken Ihrer Pferde, sondern auch an Ihrer Cravatte tragen, jenes Fräulein von Segalie, dem Sie so öffentlich Ihre Huldigungen darbringen, daß Sie in der großen Oper eine ganze große Familienloge gemiethet haben, nur aus dem Grunde, weil vis-à-vis die Loge des Fräulein von Segalie ist, dieser französischen Italienerin mit den schmachtenden Gluthaugen, den prächtigen Locken und den fünfzigtausend Francs jährlicher Rente."

Und sie lachte bei diesen letzten Worten so harmlos und natürlich, daß Victor sich nicht von dem Spott verletzt zeigen durfte, wenn er sich in den Augen seiner Cousine nicht lächerlich machen wollte.

Indessen war er doch auch wieder zu aufgeregt, um in gleichem lachendem Tone antworten zu können, und, indem er sich gegen Leonie verbeugte, fügte er mit mehr Leidenschaft als Galanterie hinzu:

„Meine Cousine von Beauvallon vergißt, daß dicht neben der Loge des Fräuleins Cäcilie von Segalie noch die einer andern Dame sich befindet und daß die Farbe des Hauses Segalie zugleich die eines mir sehr nahestehenden Hauses ist."

Frau von Beauvallon war eine Meisterin in jenem Spiele der Verstellung, welches alle Frauen verstehen, zumal Männern gegenüber, die sie nicht lieben, wo sie folglich auch nicht zu befürchten haben, daß irgend eine urplötzlich durchbrechende, leidenschaftliche Gefühlswallung ihnen das Spiel zerstört.

Mit einer erstaunten Miene, so naiv und natürlich, wie die eines unschuldigen, jungen Landmädchens, drehte sich Frau von Beauvallon nach ihrem Cousin um und sprach:

„Wie Cousin? Sie machen mir da eine veritable Liebeserklärung. Meine Loge ist dicht neben der von Mademoiselle von Segalie, die Farbe des Hauses Beauvallon ist blau und golden — in der That, Vetter, eine solche Sprache aus Ihrem Munde ist mir so neu, so überraschend, daß ich mich jetzt noch nicht von meinem Erstaunen erholt habe. . . . Wie? der kalte, gleichgiltige Cousin Victor, dieser Victor, der nur für die dunklen Schönheiten des Südens schwärmt, dieser —"

„Wenn Cousine Leonie," unterbrach sie Victor, indem ein flammender Blick seiner Augen ihre Gestalt streifte, „wenn Cousine Leonie den Worten ihres Vetters mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so würde ihr diese Sprache weder ungewöhnlich, noch neu, noch überraschend erscheinen. Meine schöne Cousine würde vielmehr darin nichts Anderes, als den natürlichen Ausdruck von Empfindungen und Gefühlen erblicken, die länger zu verbergen ich weder den Willen noch —"

Die junge Frau unterbrach den Sprecher mit einem so herzlich klingenden Lachen, daß Victor mit ganz verdutzter Miene seine Cousine anblickte.

„Ach, das ist köstlich, Victor," lachte sie, indem sie mit einer reizenden, coquetten Geberde ihre langen, weichen, aschblonden Locken, die über ihre Stirn und Wangen fielen, zurückstrich, „ich vergaß, daß heute der letzte Tag des Carnevals ist, und nun kommen Sie da mit Ihren zärtlichen Redensarten und spielen Ihre Rolle als leidenschaftlich Liebender so gut, wie nur irgend Einer auf dem Theater Français."

Bei diesen Worten Leonie's färbte eine dunkle Röthe die bleichen, abgelebten Züge des Herrn von Courcelles.

Herr von Courcelles erhob sich mit einer lebhaften Geberde aus der affectirt nachlässigen Stellung, die er bis jetzt eingenommen, und sprach mit beißender Betonung:

„So bin ich es wenigstens nicht allein, Cousine, der seine Rolle gut spielt. Ich kenne zwei schöne, vornehme Frauen, welche die Carnevalsfreiheit in so ausgedehntem Maße benutzten, daß sie, in ein Grisettencostüm maskirt, auf dem Ball der großen Oper mit einer unerhörten Naivetät den Contre mitten unter den Blumenmacherinnen und Häubchennäherinnen des Quartir latin tanzten und dann sogar sich von einem Studenten, der sich bei einem Recontre, das sie hatten, zu ihrem Ritter aufwarf, entführen ließen, wahrscheinlich zu einem Grisettensouper von gedämpften Kaninchen und schlechtem Kalbsbraten."

Wenn Leonie während der Rede ihres Cousins nicht ihr Taschentuch an den Mund gedrückt hätte, so würde Victor vielleicht ein flüchtiges Zucken der

Mundwinkel, ein erschrockenes Beben der Lippen bemerkt haben.

Doch gleich darauf lachte die junge Frau wieder so herzlich und ungezwungen, daß Victors Argwohn von Neuem erschüttert wurde.

„Ach!" sagte sie, fortwährend lachend, „Sie meinen das alberne Märchen, das dieser Herr von Seneville, ihr Freund und Clubbgenosse, mit so geheimnißvoller Miene von Salon zu Salon trägt?"

„Wie Sie wissen, daß Seneville . . . ." stotterte verblüfft der Dandy, indem er seine Cousine mit unstätem Blick betrachtete.

„Und warum sollte ich nicht davon wissen? Glauben Sie, daß so Etwas in Paris ein Geheimniß bleiben kann? Und vollends, wenn es ein Löwe, ein Ordensglied Ihres Clubbs ist, welches eine derartige Entdeckung macht."

„So wissen Sie auch, daß man —"

„Daß Ihr liebenswürdiger und sehr ehrenwerther Freund Henry von Seneville behauptet, jene beiden verkleideten Grisetten, jene beiden provencalischen Landmädchen, wären Niemand Anders gewesen, als ich, ich Leonie von Beauvallon und meine Freundin, die Baronin Natalie von Arcueil."

„Wie? so ist es also wahr, diese . . ."

Ein funkelnder Blick der jungen Frau ließ den Dandy seine mehr als indiscrete Frage nicht vollenden.

„Herr von Courcelles," unterbrach ihn mit kalter Strenge die junge Frau, „es gibt eine Gränze, über welche hinaus jede Frage eine Beleidigung wird; es gibt Anklagen, gegen welche jede Vertheidigung Selbstbeschimpfung wäre. Ich bittte Sie, dieß nicht zu vergessen."

Der Dandy, dessen mattes Herz vielleicht zum ersten Mal durch diese Frau in eine leidenschaftliche Wallung gerathen, wußte nicht, was er augenblicklich auf diese strenge Zurechtweisung entgegnen sollte. Endlich stammelte er verwirrt:

„Aber dann wäre ja diese Erzählung Senneville's eine Infamie, für welche man ihn zur Rechenschaft ziehen müßte."

Frau von Beauvallon lächelte verächtlich.

„Glauben Sie wirklich, Cousin, daß die albernen Mährchen des Herrn von Senneville den Ruf einer Frau beflecken können, und glauben Sie, daß dieser Ruf, wenn er wirklich verunglimpft, durch ein Duell wieder hergestellt werden könne? Uebrigens ist, unter uns gesagt, das Benehmen des Herrn von Senneville jenen beiden Masken gegenüber — gleichviel nun, ob Grisetten oder Damen von Stand — kein sehr chevalereskes, nicht einmal anständiges gewesen. Und wenn Herr von Senneville," fügte sie mit einem spöttischen Lächeln hinzu, „etwas weniger verläumderisch und etwas offener und wahrheitsliebender gewesen, so würde er bei der Erzählung seines Abenteuers auch nicht zu erwähnen vergessen, daß er beim Finale der Scene eben keine glänzende Rolle gespielt. Oder hat Ihnen Herr von Senneville vielleicht jene Pirouette wiederholt, die er ausführte, als ihn der Student in den Logenwinkel warf?"

Leonie hielt bei diesen Worten, einen plötzlichen Hustenreiz affektirend, ein. Sie fühlte, daß sie sich durch die letzten Worte eine Blöße gegeben.

Victors Argwohn dämmerte von Neuem auf.

Er fixirte seine Cousine mit einem mißtrauischen Blicke, dem er die Worte beifügte:

„Sie scheinen sehr genau über den Hergang des Abenteuers unterrichtet zu seyn."

In diesem Moment hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens, der durch die Thorfahrt in den Hof ihres Hôtels fuhr. Leonie faßte einen schnellen Entschluß.

Ohne die letzte Bemerkung ihres Cousin zu erwidern, erhob sie sich von ihrem Sitz und, indem sie Victor durch eine leichte Bewegung des Kopfes grüßte, sagte sie:

„Lassen Sie Fräulein von Segalie nicht allzulange warten. . . . Es ist neun Uhr vorüber und Sie wissen, daß die Soireen der Frau von Coigny beginnen. . . . Und vergessen Sie nicht, mich zu entschuldigen."

Diese Worte waren eine Verabschiedung.

Ohne zudringlich zu erscheinen, konnte Viktor nicht länger verweilen.

Er nahm seinen Hut, verbeugte sich gegen seine Cousine und, indem wieder ein leidenschaftlicher Blick sie streifte, sprach er:

„Meine Seele und meine Gedanken werden weder im Hôtel Coigny, noch bei Fräulein von Segalie seyn. Gute Nacht, Cousine. . . . Mögen heitere Träume Ihr Kopfweh verscheuchen."

Er wollte noch Etwas hinzusetzen, als das Kammermädchen auf der Schwelle des Boudoirs erschien und ihrer Herrin einige Worte ins Ohr flüsterte.

Victor strengte sich vergebens an, die Worte zu verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

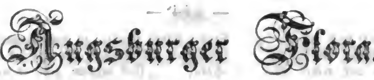
Schamyls Reise von Gunib nach Petersburg. Ein Petersburger Blatt veröffentlicht eine an interessanten Einzelnheiten reiche Beschreibung der Reise des gefangenen Tscherkessenhäuptlings vom Kaukasus nach der russischen Hauptstadt. Nachdem darin das schon bekannte Erklimmen des Plateau's von Gunib durch eine Abtheilung russischer Soldaten geschildert worden, heißt es weiter: Erschrocken über den ganz unerwarteten Angriff, schickte der Imam Parlamentäre, unter denen sich der Naib Jams befand, dessen Gesichtszüge verriethen, daß er eben noch gekämpft habe; er erklärte, daß Schamyl herauskommen werde, wünsche aber, daß die Truppen sich zurückzögen. Der Fürst Bariatinsky, als er diese sonderbare Bedingung hörte, ließ ihm sagen, daß Schamyl ohne jede Bedingung kommen sollte, widrigenfalls Gunib gestürmt werden würde.

Nach einigem Warten sah man zwei Muriden, die ein Pferd am Bügel führten, auf dem Schamyl ritt, zehn andere Muriden gingen voraus, fünfundzwanzig folgten. Als die Bataillone diese Prozession sahen, welche den langen, hartnäckigen Krieg beendete, riefen sie Hurrah! so laut, daß ganz Gunib zu zittern schien. Zu dieser Zeit saß der Fürst, der an einem Fuße litt, auf einem Stein. Die ihn umgebenden Offiziere wollten Schamyl nicht bewaffnet herauslassen, aber der Fürst, welcher das Vorurtheil der Bergbewohner kennt, daß ein unbewaffneter Mann zugleich seine Ehre verliert, befahl, ihm die Waffen zu lassen. Schamyl äußerte später wirklich auf der Reise, daß, wenn ihm Jemand die Waffen hätte abnehmen wollen, er diesen und dann sich getödtet haben würde, ein Umstand, der zeigt, wie wichtig es war, ihm die Waffen zu lassen. Als Schamyl sich dem Fürsten näherte, sagte dieser: „Du hast nicht zu mir kommen wollen, nun bin ich zu Dir gekommen. Jetzt keine Bedingungen — Alles ist zu Ende: Du bist kriegsgefangen und ich kann Dir und Deiner Familie nur das Leben schenken, das Uebrige hängt von dem Kaiser ab." Als der Oberstkommandirende sagte: Dies ist mein Adjutant, Oberst Trampowski, der Dich nach Petersburg bringen wird, sah Schamyl ihn mit wilden Blicken an. Wie er selbst nachher auf der Reise erzählte, war er überzeugt, daß man ihm den Kopf abschlagen werde, und dieser Gedanke hatte ihn lange nicht verlassen. Auf die Frage, warum er sich so lange nicht ergeben habe, erwiderte er, daß er kein Vertrauen zu gewissen russischen Anführern gehabt. Er fügte hinzu, daß er es endlich müde geworden sey, Krieg zu führen, wie schließlich Alles ermüdet. Nach dieser Zusammenkunft übergab der Fürst Schamyl seinem Adjutanten. Als der Fürst fort war, setzte sich Schamyl auf den Stein, wo der Fürst so eben gesessen, und bat Alle, ihn nicht fortzuführen. Graf Jewdokimoff, der sich mit ihm ohne Dolmetscher verständigte, überredete ihn, seine Hartnäckigkeit und Unentschlossenheit aufzugeben. Endlich gab Schamyl nach und stieg zu Pferde; zwei Dolmetscher und eine Schwadron Dragoner folgten. Bei einem Walde bat Schamyl um die Erlaubniß, sein Gebet verrichten zu dürfen. Die untergehende Sonne beschien diese Scene. Von Zeit zu Zeit blickte er auf das Feld, auf dem die Leichen seiner Muriden zu sehen waren, ringsum standen schweigsam die russischen Truppen. Im Lager war ihm ein eigenes Zelt bereitet. Eine dramatische Episode war es, als Daniel-Beg seine an Kasi-Mahoma verheirathete Tochter diesem wegnehmen wollte, worüber es zwischen Schamyl und Daniel-Beg beinahe zu Gewaltthaten gekommen wäre. Oberst Trampowski warf sich dazwischen und erklärte, daß nach des Kaisers Willen Schamyl und sein Sohn ihre Frauen behalten sollten und daß, wenn Daniel seine Tochter zurückfordere, der Streit nach mohamedanischem Rechte entschieden werden müsse. Endlich gelang es dem Obersten, den wüthenden Vater, der seine Tochter zu ermorden drohte, um sie nicht in den Händen Kasi-Mahoma's zu lassen, zu besänftigen. Am 7. September kam Schamy'ls Familie, seine Frauen Aminet, Schuomet und Andere mit fünfundzwanzig Lastthieren an. Sein baares Vermögen belief sich nur auf siebentausend R. und er war so wenig mit Kleidern versehen, daß in Mosdok für ihn und seine Familie solche gemacht werden mußten. Bis Temir-Chan-Schura ging die Reise zu Pferde. Von allen Seiten kamen Tausende der Bergbewohner, um dem Imam ihre Ehrfurcht zu beweisen. Die Damen Schamyl's fanden in einem jungen Offizier, Ter-Assaturoff, einen sehr aufmerksamen Kavalier und unterhielten sich namentlich viel mit Musik. Sie trugen Schleier, doch erlaubte der Imam Jedem, ihre Gesichter zu sehen. In Temir-Chan-Schura mußte er drei Tage bei dem Gouverneur der kaspischen Provinz, Baron Wrangel, bleiben, weil die Kleider nicht eher fertig waren. Von hier ging die Reise weiter in dem Tarantaß des Baron Wrangel bis zu der Station Tscherwemmaja, wo ein Wagen auf Befehl Bariatinski's schon drei Monate Schamyl erwartete. In Kumtur-Kale empfingen die Damen der neuen Stadt Petrowsk Schamyl unter Militärmusik. Das Entzücken der russischen Soldaten bei dem Anblick ihres alten, jetzt besiegten Feindes war überall unbeschreiblich, die Truppenkommandeure nahmen ihn gastfreundlich auf. Am 17. September traf Schamyl in Mosdok ein, wo der Vater seiner Frau, Schuomet, wohnt, der ihm ein Quartier bereitet hatte. In Tschugujeff wurde er gleichfalls bewaffnet vor den Kaiser gelassen. Ueber die dortigen Manöver war er so entzückt, daß er einmal an den Kaiser heransprengte und sagte: „Das ist ja ganz ein Krieg bei uns in der Tschetschnia." In Charkow sah er die Vorstellungen im Cirkus und als er Abends dort auf den Ball kam, trat er erschrocken zurück und begann zu beten. Als man ihn dann fragte, wie ihm Alles gefalle, sagte er: „Ihr werdet nicht ins Paradies kommen." „Warum nicht?" „Weil ihr auf Erden ein Paradies habt, wie es uns Mohamed im Himmel versprochen hat."

New-Yorker Hôtels. Noch vor zehn Jahren hat man das Astorhaus für das bedeutendste Hôtel in New-York gehalten, doch seitdem ist sein Glanz verschwunden. Zuerst lief ihm das eine englische Meile nördlicher errichtete „Metropolitan Hôtel" den Rang ab, das sich einer zweihundert Fuß langen Front von massivem braunem Sandstein rühmen konnte; dann kamen ihm gegenüber das St. Nicholas Hôtel und das Lafarge Hôtel, Beide von weißem Marmor; jetzt ist drei Meilen nördlich vom Astorhause ein neues Riesenhôtel errichtet worden, vor welchem sogar das Hôtel du Louvre in den Hintergrund treten muß. Es kostet über eine Million Dollars, bietet für mehr als tausend Gäste Raum, hat außer einer Menge großer Säle und Gesellschaftszimmer seine Lesezimmer, in denen Hunderte von Zeitungen gehalten werden, eine Kaufmannsbörse, ein besonderes Telegraphen-Bureau, von wo direkt nach allen Stationen in den Vereinigten Staaten telegraphirt werden kann, seine eigene Gasbereitungsanstalt, eine eigene Feuerwehr, und statt der Treppen „vertikale Eisenbahnen", das heißt durch Dampf getriebene Plattformen, welche nach allen Etagen des hohen Gebäudes führen. Solche Hôtels sind, beiläufig bemerkt, dort nicht blos als Gasthäuser für Reisende zu verstehen, sondern dienen zugleich als „boarding" — Häuser für Familien, die keine eigene Hauswirthschaft führen mögen und in solchen Phalansteren ihre Heimath aufschlagen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.


Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 89. den 6. November 1859.

Der Jäger in der Wildniß von Südamerika.

IV. Die Nacht.

Mild glänzend liegt das Mondlicht auf dem Süden,
Hell, wie der Tag, doch fehlt der goldne Schein,
Es leuchtet silberweiß in stillem Frieden,
Im duft'gen Thal und auf des Berges Stein.

Wie von der Welt geschieden ruht der Jäger
Hoch auf der Cordilleren scharfem Kamm,
Die sich erheben, wie des Himmels Träger,
Und wie vom Nord- zum Südpol hin ein Damm.

Als Wächter zwischen zweien Oceanen,
Die feindlich sich mit ihrer Fluth bedroh'n,
Steh'n sie, umkränzt von Palmen und Bananen,
Der Tropenwellen bunt geschmückter Thron.

Dort auf der Matte üppig grünem Rande,
Da liegt der Schütz mit seinem Roß und Hund,
Und nach des Ostens und des Westens Lande
Schaut er hinab zur mitternächt'gen Stund'.

Es schweift sein Blick durch ungemess'ne Weiten,
Zum Weltmeer und zum stillen Ocean;
Doch nur ein Nebelmeer zu beiden Seiten
Dient seines Auges Zug zur luft'gen Bahn.

Und aus dem duftig weißen Schleier hebet
Sich hier ein Fels, dort eine Palm' empor,
Und stufenweise das Gebirge strebet
Mit seinen Wäldern, seinen Seen empor.

In ihrer Fluthen dunkelm Spiegel schwimmet
Des Mondes Silberbild im lichten Kreis,
Und droben, ob des Jägers Lager glimmet
Der Berge Ziegezack im Perlenweiß.

In grau und hellem Atlasschimmer lieget
Das Bild der halben Welt hier hingestreckt
In schwimmend weichem Zauberglanz und wieget
Sich zu des Jägers Füßen duftbedeckt.

Doch um sein kleines Lagerfeuer strahlen,
In glühender und bunter Farbenpracht,
Viel Wunderblumen um ihn her und malen
Ein feurig Bild in bleicher Mondscheinnacht.

An steiler Felswand glimmendem Gesteine,
In luft'ger Höh' und in der Matte Grün,
Erleuchtet von der Flamme rothem Scheine,
Die Blumen einen Zauberkreis hier zieh'n.

Doch unten in dem Thal das nächt'ge Leben
Der wilden Thierwelt brauset durch die Nacht,
Die Berge rings das Echo wiedergeben,
Der Leoparde heult, der Uhu lacht.

Erjagter Beute Klagelaute tönen
Von ihrer Würger Stoßgeheul verkürzt,
Die Donner der Lawine krachend dröhnen,
Mit denen sie von Fels zu Felsen stürzt.

Doch Frieden um des Jägers Schläfe fächelt
Die kühle Nachtluft, bald sinkt er zurück
Im Arm des Schlafes und bezaubernd lächelt
Des wonn'gen Traumes bunt verworr'nes Glück.

Auf dem Opernball.

(Fortsetzung.)

Leonie bemerkte den lauschenden Ausdruck seiner Züge.

„Gute Nacht, Herr von Courcelles," sagte sie noch einmal, indem sie die Gardine zu der Boudoirthüre emporhob, „gute Nacht . . . amüsiren Sie sich gut." Und sie verschwand hinter dem Vorhang.

Der Herr von Courcelles blickte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln nach.

„Geduld," murmelte er dann, indem er sich gleichfalls zum Gehen wendete, „heute Abend werde ich Gewißheit haben."

Er stieg die Treppe hinab, während ein Diener ihm voranging, um den Brougham des Herrn von Courcelles, der vor der äußeren Thorfahrt hielt, in den Hof fahren zu lassen. Das Hôtel Beauvallon gehörte noch in Bauart und Einrichtung zu jenen alten Adelswohnungen, wie sie früher unter dem ancien régime in Paris allgemein üblich waren.

Hohe, gothische Fenster, ein umschlossener, hufeisenförmiger Hofraum mit einer Freitreppe, die zu dem Wohngebäude führte; und links und rechts im Halbkreise die Wohnungen der Dienerschaft und die Pferdeställe.

Während der Vicomte noch auf der letzten Stufe der Freitreppe stand, seinen Brougham erwartend, ließ er die Augen links und rechts über den Hofraum streifen.

Es war ein dunkler, regnerischer und sehr windiger Abend. Graues Gewölk bedeckte den nächtlichen Himmel, an welchem kein Sterngeflimmer zu entdekken war. Die beiden Gaslaternen, welche am Fuße der Freitreppe brannten, verbreiteten nur ein schwaches, ungewisses Licht, da der Wind durch die oben offenen Laternenkronen strich und die Flamme unruhig hin- und hertrieb.

Das Wiehern eines Pferdes unterbrach die Stille im Hofe des Hôtels Beauvallon und das eintönige Geräusch des langsam niederrieselnden Regens.

Herr von Courcelles richtete seine Blicke nach der Gegend, aus welcher das Geräusch kam. Aber es war so dunkel, daß er nicht zehn Schritte weit sehen konnte.

Er zog den Kragen seines Paletots empor, drückte den Hut in die Stirn und schritt quer über den Hof nach der Stelle, von woher das Wiehern des Pferdes geklungen.

Er war kaum zwanzig Schritte gegangen, so sah er dicht vor sich einen Fiaker, auf dessen Vordersitz, in seinen Mantel gehüllt und seine Pfeife schmauchend, der Kutscher saß.

„Guten Abend, mein Freund," grüßte Victor mit rauher, verstellter Stimme.

„Guten Abend," antwortete der Kutscher.

„Sapperment," fuhr Victor in jener cordialen Kutschermanier fort, welche, um mit solchen Leuten vertraut zu werden, das beste Mittel ist, „wie kommt Ihr dazu, mit Eurer schlechten Droschke das Pflaster dieses Hofes ruiniren zu dürfen? Wartet Ihr vielleicht auf ein Kammerzöfchen, das zu einem Ball in den elyseeischen Feldern fahren will?"

„Fehlgeschossen, alter Junge," lachte der Kutscher, indem er mit dem Finger die Asche in seinem Pfeifenkopfe umrührte, „wir sind heute Abend sehr vornehm. Ha, ha."

„Sehr vornehm? Was soll Das heißen?"

„Das soll heißen, Grünschnabel, daß wir eine sehr honorige Kundschaft haben."

„Wetter! wohl gar eine Herzogin?"

Der Kutscher schnitt ein dummpfiffiges Gesicht, das Victor freilich der großen Dunkelheit halber nicht sehen konnte und schmunzelte:

„Kann wohl seyn . . kann wohl seyn . . wenns auch nicht gerade ganz so hoch hinausgeht."

Durch Victors Kopf schoß wie ein Blitz ein argwöhnischer Gedanke.

„Wißt Ihr was, guter Freund," sagte er, „lenkt um und fahrt mich Rue Madame Nro. 16. In einer Viertelstunde seyd Ihr wieder zurück."

„Geht nicht, mein Freund, geht partout nicht," sagte der Kutscher, indem er sich die ausgebrannte Pfeife stopfte, zu dem Dandy, den er für einen von der Dienerschaft des Hauses hielt.

„Und warum geht es nicht?"

„Darum nicht, weil wir," die Kutscher sprechen stets im Plural, „für den ganzen Abend gemiethet sind."

„Für den ganzen Abend — und wohin?"

„Wißt Ihr was, lieber Freund, Ihr seyd verdammt unverschämt und neugierig," antwortete der Kutscher, den die Unterhaltung zu langweilen anfing, „wenn Ihr Alles so genau wissen wollt, so geht da hinauf und fragt die Dame selbst." Und dabei zeigte er mit der Peitsche nach den Fenstern des Hôtels.

In diesem Moment rollte der Brougham des Herrn von Courcelles in den Hof.

Der Dandy zog ein Phosphorkerzchen aus seinem Cigarrenetui und brannte sich eine frische Cigarre an. Bei dem Scheine des aufflackernden Kerzchens warf er einen raschen Blick auf die Droschkennummer am Wagenschlage.

„Nummer 137," murmelte er, „es ist gut . . ich werde mir diese Zahl merken."

Dann ging er, ohne dem Kutscher ein Wort weiter zu sagen, nach seinem Brougham und gab seinem Kutscher mit so lauter Stimme, daß die Dienerschaft der Gräfin es hören konnte, Befehl, nach der Rue Madame Nummer 16, der Wohnung der Frau von Coigny, zu fahren.

Das Rollen seines Wagens unterbrach für einen Moment das Gespräch zweier junger, reizender Frauen, die eben beschäftigt waren, im Boudoir der Gräfin Leonie mit Hülfe des Kammermädchens sich in baskische Hirtinnen zu verwandeln.

Diese beiden liebenswürdigen Frauen waren die Gräfin von Beauvallon selbst, die Andere aber war die Baronin Natalie von Arcueil, eine reizende, lebenssprudelnde Brunette mit dunklen, flammenden Augen, raschem, beweglichem Wesen und einem Hang zu übermüthigen Abenteuern, den sie von ihrer Großmutter, einer bekannten Schönheit des ancien régime zur Zeit Louis des Fünfzehnten, geerbt hatte.

„Gott sey Dank," rief die junge Baronin, indem sie eine prächtige, rothseidene, goldgestickte Schärpe um ihre Hüfte schlang, „endlich ist er fort, Dein langweiliger Cousin. O, wie er unausstehlich ist, dieser Herr von Courcelles mit seinem faden Gesicht, seinen glanzlosen, fahlen Augen und diesem geistlosen Geplauder."

Leonie zuckte lächelnd ihre schönen, vollen Schultern, deren frischer, duftiger Fleischton von dem weißen Battisthemde, welches sie unter dem rothseidenen Mieder trug, reizend abstach.

„Er ist, wie alle jungen Männer unserer Bekanntschaft . . . ja im Grunde noch der geistreichste. Da ist dieser Herr von Senneville, dieser alberne, unverschämte Mensch, der Dich mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgt . . ."

„Sprich mir von diesem Menschen nicht," rief Natalie mit unwillig funkelndem Auge, „von diesem..."

„Tapfern Hidalgo," fiel ihr Leonie lachend ins Wort, indem sie einige künstliche blaue Kornblumen in ihr weiches, dichtes Haar steckte, „von diesem edlen Spanier, der so schöne Pirouetten tanzt und mit spanischer Gravität in einem Logenwinkel verschwindet."

Sie lachte, indem sie sich die Situation und Attitude des Herrn von Seneville wieder vor die Augen führte, so herzlich, daß sie in die Divankissen zurücksank.

Die Baronin stimmte in das Gelächter ein und das Budoir widerhallte von diesen frischen Stimmen der beiden jungen Frauen.

Nach einer Weile frug Frau von Arcueil, indem sie ihre Blicke forschend auf die Freundin richtete:

„Aber appropos, Leonie, denkst Du den Scherz, das kleine Abenteuer mit Herrn Charles, unserm jungen Freund aus dem Quartier latin, zu Ende zu bringen . . . heute Abend nämlich?"

Diese Frage rief einen leichten Schatten auf die Stirn der jungen Wittwe.

„Die Kluft zwischen dem Faubourg St. Germain und dem Quartier latin ist zu groß," fuhr Natalie von Arcueil fort, als daß Du daran denken könntest, jenen neckischen Zufall zum Ernst werden zu lassen."

Bei diesen Worten der Baronin verschwand jener trübe Schatten von Leoniens Stirn und ein stolzes Lächeln kräuselte die Lippen der Gräfin.

„Ernst, Natalie?" wiederholte Leonie lächelnd, glaubst Du wirklich, daß ich, Leonie von Beauvallon, nur einen Augenblick an eine ernstliche Verbindung oder ein Verhältniß mit unserm gemeinschaftlichen Freund Charles gedacht?"

Die Baronin zuckte wie zweifelnd die Achseln und warf sich, zu gehen bereit, den schwarzseidnen Mantel um.

„Wenn ich, fuhr Leonie fort, vielleicht einen Augenblick lang durch Deine Frage verstimmt wurde, so war es, weil ich" — und ein Seufzer entstieg ihrer Brust — „weil ich bedauerte, daß Charles durch eine so große Kluft von mir, von uns getrennt ist."

„Aber lassen wir diese Reflexionen," fügte sie in heiterem Tone hinzu, „wir wollen heute noch einmal Grisetten seyn und dann unserm Freund aus dem lateinischen Viertel Adieu für immer sagen."

Und damit warf auch Sie den verhüllenden Mantel um.

Wenige Augenblicke später saßen die beiden jungen Frauen in dem Fond der Droschke und mit vor freudiger Aufregung zitternder Stimme rief Leonie dem Kutscher zu: „Vorwärts nach dem Opernhause"

3.

Intriguenspiele, Mummenschanz, wilder Maskenscherz, toller Jubel, jauchzendes bacchantisches Lärmen in allen Sälen, Logen und Corridors des großen Opernhauses.

Es war nach Mitternacht, der Zeit, wo die Saturnalie, die man in diesm Tempel der Lust feiert, sich dem Gipfel nähert.

In einer jener großen, vergitterten Logen, deren es auf der ersten Gallerie des Opernhauses gegen zwanzig gibt, saß an einer Tafel, auf deren Platte man die Reste eines reichlichen Soupers erblickte, eine heitere, lachende Gesellschaft junger Leute, in deren Mitte sich Victor von Courcelles und Arthur von Seneville befanden.

Sämmtliche junge Männer gehörten dem Jockeyclubb an, diesem fashionabelsten aller Männerclubbs in Paris.

Sie hatten die Domino's und die leichten, seidenen Halbmasken abgelegt und lachten, plauderten, sangen und tranken.

Nur Senneville und Victor nahmen nicht Theil an der lärmenden Lustigkeit der Tafelrunde, sondern flüsterten heimlich mit einander und aus ihren sinnenden Mienen konnte man schließen, daß sie über der Ausführung irgend eines Planes brüteten.

„Ma foi! Victor," raunte Senneville seinem Nachbar, der ihm eben etwas ins Ohr geflüstert, zu, „das ist ein famoser Gedanke. Ah, wie wird diese stolze Baronin von Arcueil flehen und bitten, wenn sie sieht, daß ihr Geheimniß in unsern Händen, wie wird Deine spröde Cousine nachgiebig und demüthig werden. Aber bist Du auch Deiner Sache gewiß und kennst die Nummer der Loge? Denn es wäre eine fatale Geschichte, wenn wir uns irrten."

Victor stand, ohne ein Wort zu erwidern, auf und gab Arthur ein Zeichen, ihm zu folgen. Und indem sie leise die Thüre öffneten, traten sie heraus auf den Corridor, wo eine Menge Masken sich durcheinander drängten.

„Siehst Du dort den Catalonier vor der Logenthüre stehen?" frug Victor seinen Freund.

„Den langen Kerl mit dem rothen spanischen Haarnetz und der blauen Sammetjacke?"

„Denselben. Sieh ihn genau an, Arthur."

„Mort de ma vie!" rief Herr von Senneville nach kurzem Hinstarren durch die Lorgnette aus, „dieses Gesicht däucht mir bekannt, ist es nicht —"

„Mein würdiger Kammerdiener Jean, ein wahrer Lafleur, eine Art Leporello. Er bewacht den Ausgang von Nummer 12. Es ist dieß der Käfig, in welchem jetzt unsere Turteltäubchen girren. . . . Hui! wie werden sie zappeln und ängstlich flattern, wenn sie die Geier merken, die in ihr Nest eingedrungen." Und er knirschte zornig mit den Zähnen. Der Herr von Senneville rieb sich vergnügt die Hände.

„Ah Victor," sprach er, indem er wieder mit dem Freunde nach der Loge, wo die Uebrigen waren, zurückging, „Du bist kühn in Deinen Combinationen, wie Cäsar, wie der Kaiser, groß in Dei-

ner Rache wie eine Borgia. . . . Victor, ich bewundere Dich."

Victor von Courcelles zuckte lächelnd die Achseln.

„Was willst Du?" lächelte er, „meine ganze Kunst ist die eines guten Diplomaten. Ich wähle geschickte Agenten, gewandte Diener. Sie haben die Mühe und das Geld, das ich ihnen dafür bezahle, ich den Ruhm. Mein Jean ist es, dessen Geschicklichkeit ich den Namen jenes tapfern Ritters meiner Cousine und der Baronin von Arcueil verdanke. Charles Delville heißt er."

„Ah, jener unverschämte Bursche aus dem Quartier latin," zischte giftig Seneville in Erinnerung an das Abenteuer jenes Opernballs.

„Ganz recht," lachte Victor, „jener Charles Delville, der Dich die kecke Pirouette ausführen ließ."

(Fortsetzung folgt.)

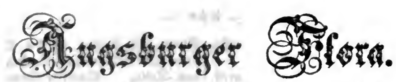
Kleinigkeiten.

Der Untergang der „Admella." Am 5. August ging die „Admella", einer der schönsten und besten australischen Schraubendampfer, von Adelaide nach Melbourne ab und hatte siebzig Reisende an Bord, unter denen sich zwei Söhne des Präsidenten des gesetzgebenden Raths, Fisher, so wie mehrere andere achtbare Colonisten befanden; ferner befanden sich drei der besten südaustralischen Pferde auf dem Schiff, welche das große Rennen in Melbourne am 1. Oktober mitmachen sollten. Am Montag, den 8. August, Nachmittags, gelangte unerwartet die Nachricht nach Port Adelaide, daß die „Admella" Schiffbruch gelitten habe und fast alle Passagiere und Matrosen umgekommen seyen. Zwei Matrosen hatten sich auf einem kleinen, gebrechlichen, aus einigen Sparren zusammengesetzten Floß gerettet; sie erreichten die Küste aber erst am 8. Nachmittags, nachdem sie achtundvierzig Stunden lang ein Spiel der Wogen gewesen waren. Diese beiden Matrosen brachten die erste Nachricht von dem Unglücke ans Land. Nach ihrer Aussage seyen die Rennpferde durch die schiefe Lage des Dampfers gefährdet gewesen, und der Capitän habe deßhalb das Schiff einige Zeit vor dem Wind, das heißt nach dem Ufer zu, laufen lassen. Als er später wieder die Richtung nach Melbourne aufgenommen, habe er nicht beachtet, wie sehr er sich der Küste genähert hatte. In Folge dessen sey das Schiff auf einen Felsen gestoßen und sogleich in mehrere Stücke zerbrochen. Das Vordertheil versank sofort, das Hintertheil mit den Cajüten hatte sich noch gehalten. Die Verzweiflung, das Jammergeschrei und der Hülferuf der Ertrinkenden waren unbeschreiblich. Die wenigen Boote, welche nicht mit dem Vordertheil des Schiffes in die Tiefe gesunken waren, sind bei der großen Bestürzung der Mannschaft schon im ersten Augenblick des fürchterlichen Ereignisses verloren gegangen. Die Matrosen sagten weiter aus, daß noch eine Anzahl der verunglückten Passagiere auf dem Hinterdeck des Wracks gewesen sey, als sie es schon verlassen hatten. Auf diese ersten Nachrichten, welche am 8. August Abends, also achtundvierzig Stunden nach dem entsetzlichen Ereigniß, durch den Telegraphen nach Port Adelaide gelangten, wurde sofort das Dampfschiff „Corio" mit Rettungsbooten und sonstigen nützlichen Geräthschaften zur Rettung der vielleicht noch Lebenden abgesandt, und viele Leute eilten an den Punkt der Küste, von wo aus man das Wrack sehen konnte, um wo möglich vom Ufer aus Hilfe zu bringen. Am 9. Vormittags sah man von der Küste aus an einem Maste des Wracks eine weiße Fahne aufziehen; aber es war noch kein Schiff zur Rettung da. Das erste, welches herbeikam, war der Dampfer „Corio"; die See ging indessen so hoch, und die Brandung war so stark, daß alle Versuche seiner Boote, das verunglückte Schiff zu erreichen, fruchtlos blieben. Besonders thätig war ein treffliches Rettungsboot, welches von Portland gekommen war; es wurde von vierzehn Rudern getrieben. Nachdem es bereits zehn vergebliche Versuche gemacht hatte, an das Schiff zu gelangen, wagte es in einem letzten kühnen Unternehmen, gerade auf das Wrack loszurudern. Zitternd standen die Zuschauer an der Küste und glaubten nicht anders, als das Boot mit der muthigen Mannschaft im nächsten Augenblicke in der fürchterlichen Brandung verschwinden zu sehen. Auch dieser Versuch mißglückte, und es gelang dem Boote kaum, mit Verlust von sieben Rudern sich selbst zu retten. Nunmehr versuchte man mittelst Raketen Seile über das Wrack zu werfen; aber auch dieß gelang nicht. So dauerten die fruchtlosen Rettungsversuche bis zum 12. August Abends. Man kann sich die furchtbare Lage der unglücklichen Passagiere denken, die nun eine Woche auf den Trümmern des Wracks saßen. Am 11. kamen noch zwei andere Dampfschiffe, die kleine „Ant" von Port Adelaide und die „Lady Bird" von Victoria. In der Nacht vom 11. auf den 12. hatte sich das Wetter gebessert; die Brandung war nicht mehr so stark, und so erreichte denn endlich zwischen acht und neun Uhr Morgens ein Boot der „Lady Bird" das Wrack und nahm neunzehn der Lebenden auf; drei waren schon vorher ins Wasser gesprungen, und von einem Boot vom Ufer aus gerettet worden. Die neunzehn Passagiere an Bord der „Lady Bird" sind mit diesem Schiffe nach Melbourne gegangen. Siebenundachtzig Personen haben bei dem Untergange der „Admella" das Leben verloren. Die Ueberlebenden hatten während der ganzen Woche, in welcher sie zwischen Leben und Tod schwebten, auch noch mit dem quälendsten Hunger zu kämpfen; denn die ganze Nahrung bestand fast nur in einigen Flaschen eingemachter Früchte.

Französische Wohlthätigkeits-Anstalten. Nach der Rechnungs-Ablage der Pariser Hospital-Verwaltung für das Jahr 1858 betrugen die Einnahmen 28,001,606 Francs, und die Ausgaben 24,968,214 Francs. Dank diesen bedeutenden Mitteln konnte die Verwaltung 91,007 Kranke in den Hospitälern aufnehmen und für den Unterhalt von 12,324 Greisen oder Kranken in den Armen- und Irrenhäusern sorgen; außerdem wurden 29,207 Kranke in ihrer eigenen Wohnung behandelt. Die Zahl der in den Wohlthätigkeits-Bureaus eingeschriebenen Bedürftigen hatte ein wenig abgenommen; belief sich aber am 31. Dezember 1858 noch immer auf 80,500; nicht weniger als 3960 arme Kinder wurden von ihren Eltern verlassen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 90.** den 9. November 1859.

Auf dem Opernball.

(Fortsetzung.)

Ein leichter Aufschrei einer weiblichen Stimme hinter ihrem Rücken ließ sie sich umwenden.

Eine niedliche, reizende Bouquetière, die sich hinter ihnen befand, flüsterte:

„Pardon, meine Herren, wenn ich Sie erschreckt; aber jener Tölpel dort, der sich in die Uniform eines rothen Mousquetaire gesteckt, stieß mich mit seinem Degen aus Holz und Pappe in die Seite."

„Wohlan, reizende Blumenfee," lachte Herr von Senneville, indem er seine Hand leicht an die Taille der hübschen Maske legte, „laß uns Deine Ritter seyn und es soll Dir kein Mousquetaire wieder zu nahe treten."

„Lasse das, Senneville," raunte ihm Victor zu, „wir vergessen darüber die Hauptsache. Gib der kleinen Grisette ein Rendezvous im Foyer . . aber später, nach unserm Coup."

„Du hast Recht, Victor; auf Wiedersehen, meine kleine Schöne, im Foyer, zwei Stunden nach Mitternacht . . . links vom Buffet."

Und lachend trat er mit Courcelles wieder zu den Freunden in der Loge.

Unterdessen hatte Charles seine beiden unbekannten Freundinnen, die ihn an der Rosa-Schleife seines Hutes erkannten, im Getümmel wieder angetroffen und sich mit ihnen in eine Loge derselben Gallerie, auf welcher sich die befand, wo Victor mit seinen Freunden soupirte, zurückgezogen.

Es war dieselbe, vor welcher der Catalonier mit dem Haarnetz aus rother Seide, Jean, der Kammerdiener des Herrn Courcelles, beobachtend auf- und abging.

„Unsere Freundschaft," rief der Student, indem er das schäumende Champagnerglas den beiden jungen Frauen entgegenhielt und dabei einen flammenden Blick auf Leonie warf.

„Ah, bah," lachte die Baronin von Arcueil, „als ob zwischen Männern und Frauen Freundschaft bestehen könnte; glauben Sie wirklich an diese Chimäre?"

„Und warum nicht, meine Freundin?" lachte der Student, „sind wir nicht ein lebender Beweis dafür?"

„Ein Beweis? Glauben Sie mir, ich kenne Ihre Gefühle für meine Freundin und mich sehr gut," lachte Natalie; „wissen Sie, mein Freund Charles, obgleich wir nur junge Grisetten sind, so haben wir doch etwas literarische Bildung. Und wissen Sie, was Herr von Balzac sagt: Zwischen Mann und Weib ist nur Liebe oder Haß, Gleichgiltigkeit oder Verachtung, aber niemals Freundschaft möglich."

„Weißt Du," mischte sich hier Leonie ins Gespräch, „Herr von Balzac ist ein liebenswürdiger Schwätzer, der zwar sehr amüsant und oft auch sehr geistreich schreibt, dem man aber nicht aufs Wort glauben darf. Hat unser Freund Charles nicht Recht, wenn er sagt, daß wir ein lebendiger Beweis für seine Behauptung sind? Darum also: unsere Freundschaft soll leben!"

Und sie warf, während sie mit ihren rosigen Lippen an dem Schaume des Champagners nippte, dem jungen Mann einen so schelmisch-koketten Blick zu, daß Charles, in leidenschaftlicher Erregung aufspringend und den Kelch ergreifend, ausrief:

„Der Freundschaft und der Liebe den holden Zwillingsschwestern!"

Die Gläser klirrten — da knarrte die hintere Logenthüre und ein Blumenmädchen mit der Halbmaske vor dem Gesicht schlüpfte herein.

Ihre Knie bebten und ein leises Beben überflog ihre Gestalt, als sie die Gruppe am Tische erblickte.

Indessen faßte sie sich wieder und preßte die Hand gegen die Brust, wie um den darin wühlenden Schmerz zu unterdrücken.

Charles und seine Freundinnen blickten indessen erstaunt, fast bestürzt, nach der Bouquetière, deren Erscheinung und aufgeregtes Wesen sie augenblicklich sich nicht erklären konnten.

Die Unbekannte machte eine leichte Bewegung mit der Linken und flüsterte:

„Sie werden Alles erfahren."

Die beiden jungen Frauen blickten sich betroffen an, während Charles einen forschenden Blick auf das Blumenmädchen warf. Die Stimme kam ihm trotz der bebenden Schwankung doch bekannt vor.

„In wenig Minuten," fuhr die Unbekannte fort, „werden mehrere Männer in diese Loge eintreten, die

irgend eine Feindseligkeit, ein Complot gegen Sie geschmiedet haben."

Die Aufregung der Sprechenden war so groß, daß sie einen Augenblick athemschöpfend einhielt.

Unterdessen hatte sich die Baronin von Arcueil von ihrem Erstaunen erholt.

„Ah, ein Maskenscherz," lachte sie, „in der That, der Gedanke ist köstlich. Sie werden Lust zu einem Rendezvous haben, Mademoiselle, und suchen uns deßhalb von hier zu vertreiben, wie der Igel den Dachs in der Fabel des Herrn von Lafontaine." Und sie lachte so herzlich, daß Charles und Leonie gleichfalls einstimmten.

Um die Lippen der Bouquetière zuckte es schmerzlich.

„Es ist weder von einem Maskenscherz, noch von einem Rendezvous die Rede," antwortete sie mit trauriger, halberstickter Stimme, „sondern von einer Unterredung, deren zufällige Belauscherin ich war. Man zeigte auf diese Loge, es ist Nummer zwölf, man nannte die Namen der Gräfin Beauvallon, Baronin von Arcueil und des Herrn Charles Delville. Von den beiden Männern, die ich belauschte, hieß der Eine Arthur, der Andere Victor."

Ein halberstickter Schrei entschlüpfte der Gräfin.

„Mein Gott!" rief sie, sich mit angstvoller Geberde erhebend, „was sagen Sie da. . . . Bei allen Heiligen, Natalie, das ist kein Maskenscherz. . . . Victor und Arthur! . . . Es sind die Namen der Herren von Seneville und von Courcelles."

Lachende, lärmende Männerstimmen und Schritte, die sich von außen der Logenthüre näherten, unterbrachen sie.

„Mein Gott, mein Gott," riefen die beiden jungen Frauen, indem sie rathlos und zitternd Delville und die Unbekannte anblickten, sie kommen, wir sind verloren."

Charles war in einer qualvollen Lage. Was sollte er thun? Diesen Berauschten entgegentreten, mit ihnen ein Handgemenge beginnen, in welchem er voraussichtlich der Uebermacht erliegen mußte? Und dann — was dann? Leonie und Natalie waren dann ganz schutzlos diesen Menschen preisgegeben, welche keine Gemeinheit verschmähten, um ihre Rache zu kühlen.

„Ihre Masken ins Gesicht, meine Damen," rief die Bouquetière, indem sie Leoniens Mantel überwarf, „und beobachten Sie genau, was ich thue. Nur Keckheit kann Sie retten."

Und indem sie ein Champagnerglas ergriff, warf sie sich in einen Sessel und rief, sich vertraulich zu Charles hinüberbeugend, der die maskirte Unbekannte und ihr Treiben verwundert anstarrte:

„Eingeschenkt, eingeschenkt und ein frisches Lied:
Mon père est à Versailles,
Ma mère est à Paris!
Allons, singen Sie, singen Sie, meine Damen . . ."

„Sieh da, sieh da," tönte es plötzlich an der Thür und ein Schwarm junger, berauschter Männer, Victor und Arthur an der Spitze, drangen in die Loge, „da geht es ja lustig her; ganz wie im Thurme von Nesle. . . . Maskirte Damen und ein edler Ritter. . . . Ventre saint-gris! wie der gute König Heinrich fluchte, das ist ein famoses Abenteuer. Darf man theilnehmen an der Tafelrunde, meine holde Unbekannte?"

So schrien und lärmten die jungen Männer durcheinander, während Victor und Arthur, mit spöttischer Verneigung zur Bouquetière, die in Leoniens Domino neben Charles saß und seinen Nacken umschlungen hielt, traten.

„Madame," begann Victor, während seine Augen glühend auf der Unbekannten ruhten und seine Blicke die Maske durchbohren zu wollen schienen, „Madame! die Sympathie der Seelen ist der sicherste Compaß, der trefflichste Magnet. Statt zur Fête der Frau von Coigny leitete mich dieser Compaß in diese Loge der großen Oper, wo Ihr Sklave in aller Demuth sich Ihnen zu Füßen legt!"

Und als die Bouquetière, die sich ganz in Leoniens Domino gehüllt, noch immer schweigend in der vertraulichen Stellung neben dem Studenten verharrte, fuhr der Herr von Courcelles durch diesen Anblick, der alle Furien der Eifersucht in ihm erweckte, außer sich gebracht fort:

„Meine Freunde, zweifeln Sie nun noch, daß die Revolution von 1789 gesiegt hat? Wollen Sie die Verwirklichung der Gleichheit, welche unsere Jacobiner predigten, verkörpert sehen?"

„Treibe es nicht zu weit, Victor," mahnte Arthur, „Deine Cousine ist ein energisches Weib, sie würde Dich diese Scene schwer büßen lassen."

„Heran, meine Freunde," rief er wie berauscht von toller, eifersüchtiger Wuth, „sehen Sie das große erhabene Schauspiel einer republikanischen Gleichheit. Hier eine Dame aus einer der ältesten Familien Frankreichs, aus einem Geschlechte, so alt wie das der Montmerencys und Valois, und hier —"

„Diable! bist Du nun bald fertig, langweiliger Schwätzer," unterbrach jetzt die Bouquetière in dem übermüthigsten Grisettentone den Herrn von Courcelles, indem sie ihm den Rest ihres Champagners ins Gesicht spritzte, „was schwatzest Du von Deinen Montmerencys und Valois oder wie diese alten Rumpelkammerraritäten heißen. Geh zum Teufel, Dummbart, und langweile mich nicht — oder trinke mit mir und sey lustig und sag' Deinen Kameraden da, daß sie sich manierlicher aufführen sollen, oder sie sollen es fühlen, was es heißt, mit mir, mit Madelaine Fichu zu thun zu haben." Und indem sie die Maske herunternahm, blitzte sie den verblüfft dastehenden Victor von Courcelles mit so flammenden Augen an, daß dieser bestürzt einen Schritt zurückwich.

„Madelaine!" rief Charles außer sich, denn er begriff die selbstverläugnende Aufopferung des Mädchens.

Leonie und Natalie aber vergaßen bei dieser un-

erwarteten Entwicklung der seltsamen Scene ihre Angst und betrachteten verwundert die Grisette.

Victor und Arthur aber, die ganz bestimmt unter Madelaine's Maske die Gräfin von Beauvallon verborgen glaubten, waren so bestürzt, daß sie gar kein Wort der Entschuldigung finden konnten.

Madelaine aber, entschlossen, dieser für sie so peinlichen Scene ein Ende zu machen, fuhr in dem früheren, übermüthigen Tone fort:

„Was steht Ihr da und haltet Maulaffen feil? Allons — laßt uns allein und schert Euch zum Teufel . . ."

„Sapperment, Delville," rief in diesem Moment eine lustige Stimme unter der geöffneten Logenthüre, durch welche zugleich einige kecke Pierrots schlüpften, „wo steckst Du denn?"

„Ah, Du bist's, Erneste?" rief Charles, „bei Gott, Du kommst zur rechten Zeit, um mir einige aufdringliche Burschen züchtigen zu helfen."

„Du hast Arbeit — bravo, mein Junge," rief Erneste, indem er sich durch die Pierrots drängte, „wo sind die Unverschämten?"

Aber weder Delville noch Erneste konnten Victor und Arthur erblicken; sie hatten sich, ihren Irrthum erkennend und froh, mit heiler Haut davon gekommen zu seyn, aus dem Staube gemacht und auch ihre Freunde hatten sich entfernt.

Aber auch Leonie und Natalie waren verschwunden. Delville bemerkte es, als er sich nach Madelaine umsah, die bleich und erschöpft an einer Seitenwand lehnte.

Delville ergriff ihre Hand und wollte ein Wort zu ihr sprechen. Aber die Kraft des Mädchens war erschöpft:

„Luft . . . Luft . . . ich ersticke", murmelte sie noch und sank dann ohnmächtig in Erneste's und Charles Arme.

4.

Es war am Morgen nach dieser Maskennacht in der großen Oper. Ein trüber, kalter Nebelschleier lag über der Stadt Paris. Aber trotz des unfreundlichen Wetters und trotz der für die langschlafenden Pariser frühen Morgenstunde — es war erst zehn Uhr vorüber — wogte schon eine dichte Menschenmenge auf den innern Boulevards und den Straßen in der Nähe der Tuilerien.

Es war ja Mittwoch, Fastnachtsmittwoch, der Tag des boeuf du mardi gras!

Und welcher Pariser bringt es übers Herz, den Zug des großen Fastnachtsochsen nicht mit anzusehen und sich wenigstens nicht durch den Anblick an dieser lebendigen Beafsteakmasse zu ergötzen.

Der Zug hatte eben die Ecke des Boulevard Mont-Martre und des Boulevard Poissonière erreicht, als ein leichter Phaeton, in welchem zwei junge, elegante Männer saßen, aus der auf den Boulevard mündenden Rue Mont-Martre herausfuhren.

Sie waren in einem lebhaften Gespräch begriffen und ihre Züge drückten Aerger und Gereiztheit aus.

„Wir waren Narren, Arthur," sagte der Eine, der kein Anderer als Victor von Courcelles war, „Tröpfe, die sich wie Schulbuben düpiren ließen. Ah, daß ich nicht früher auf den Gedanken kam, den Mund der Zofe meiner liebenswürdigsten Cousine durch einige Louis zu öffnen. Wir würden uns diese Schmach, diese Lächerlichkeit erspart haben."

„Diable!" fluchte der Andere, ganz Paris spricht von unsrer Dummheit, und wo mich einer meiner Bekannten diesen Morgen von Ferne erblickte, so lachte er mir impertinent entgegen . . . aber ventre saint-gris! dieser Schuft, dieser Delville soll mir büßen. Er wird mir eines schönen Tags in die Hände laufen und dann soll sein Rücken mit meiner Reitpeitsche in die intimste Verbindung treten."

Victor von Courcelles machte eine abwehrende Geberde.

„Nein, nein," knirschte er zornig, „der gehört mir, Arthur, mir ganz allein. O! und ich werde ihn züchtigen, daß man in der Rue de la Harpe acht Tage davon sprechen soll."

„Halt, halt," rief, seinen Freund unterbrechend, Arthur, „hier ist er — bei allen Teufeln, er ist es. Dort, dort unter dem Baume, an dem Arme seines schuftigen Freundes, jenes Erneste. Halt, Baptist," rief er dem Kutscher zu, und die Wagenthüre aufreißend, sprang er herab aufs Pflaster.

Aber trotz seiner Eile war ihm Victor, der zu der entgegengesetzten Seite herausgesprungen, schon zuvorgekommen.

Mit seinem dünnen Spazierstöckchen in der Hand eilt er auf Delville zu, den ein besonderer Umstand in dieses Stadtviertel geführt hatte.

Der junge Mann hatte in der Nacht, nach Entfernung der beiden jungen Frauen aus der Opernloge und in den Augenblicken, welche der Ohnmacht Madelaines folgten, einen heftigen innern Kampf mit sich bestanden.

Es galt die Wahl zwischen Leonie und Madelaine!

Der eigenthümliche, seltsame Zauber, den Frauen aus den vornehmeren Classen der Gesellschaft auf gewisse Männernaturen ausüben, hatte auch Delville bestrickt, und nur nach einem schweren Kampfe konnte er den Entschluß fassen, die auf so seltsame Weise geknüpfte Verbindung mit Leonie von Beauvallon zu lösen und seine Liebe wieder Der ganz zu widmen, der sie früher gehörte: Madelaine.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Genie oder Wahnsinn? Bei Besprechung eines in Paris erschienenen Buchs: „La Psychologie morbide. Par Morceau de Tours," worin die Behauptung aufge-

stellt wird, daß das Talent, das Genie und die hohen Geistes-Eigenschaften, durch die sich manche Menschen auszeichnen, nichts weiter als die Folgen eines krankhaften Zustandes oder mit anderen Worten Symptome einer Geisteszerrüttung seyen und demzufolge alle großen Monarchen, Schriftsteller, Componisten, Maler zu den Irren gezählt werden, theilt der Correspondent eines Pariser Blattes die folgende Anekdote mit. „Mein theurer Herr," bat ich eines Abends den Doctor Esquirol, als wir zusammen dinirten, „sagen Sie mir doch, welches sind die pathologischen Kennzeichen der Geisteszerrüttung?" Der berühmte Irrenarzt fuhr zusammen. „Zum Kuckuk, mein Lieber," erwiderte er, „Sie stellen da an mich ganz unerwartet eine sehr schwere Frage!" Er berührte mit der Spitze seines Fingers seine von Haaren entblößte Stirn, fing an zu lachen und erhob jenes feine, südliche Lachen, das ich nur von ihm vernommen habe. „Nun," sagte er, „ich muß Ihnen antworten, ich werde es aber erst übermorgen thun, und zwar nur unter der Bedingung, daß Sie mit mir bei dem Direktor des Gesundheitshauses in Charenton frühstücken. Ich werde Sie abholen." Ich habe wohl nicht nöthig hinzuzufügen, mit welcher Freude ich diese Einladung annahm. Das trug sich 1829 zu. Zwei Tage später des Morgens neun Uhr hielt der Wagen des Doctor Esquirol vor meiner Thür. Ich nahm an seiner Seite Platz, und kurz nachher kamen wir in dem berühmten und traurigen Irrenhause an, wo wir von dem damaligen Direktor, Herrn de Maupas, empfangen wurden, der uns in einen Salon führte, worin sich bereits zwei Gäste befanden. Der Erste war ein junger, kleiner, wohlgenährter Mann mit schwarzen feurigen Augen und einem großen Munde. Er eilte dem Doctor Esquirol freudig und lärmend entgegen. Die zweite Persönlichkeit von einem reifen Alter und einem sehr vornehmen Aeußern erwiderte den Gruß, welchen der Doctor an ihn richtete, sehr kalt. Herr de Maupas stellte seine Gäste einander vor. Der ältere Herr hieß Herr de Sannières, der jüngere Herr Honoré. Den Zunamen des Letzteren konnte ich nicht verstehen, denn der Direktor sprach ihn mit einer leisen Stimme aus und gerade in dem Augenblicke als der Diener die Zimmerthür mit Geräusch öffnete und meldete, daß das Frühstück angerichtet sey. Man setzte sich zu Tische. Herr Honoré hörte während des Frühstücks nicht auf zu sprechen und von sich selbst zu sprechen. „Ich habe bis jetzt noch nichts als schlechte Romane geschrieben," sagte er. „Die hundert Bände, welche meine verschiedenen Pseudonyme führen, sind, ich gestehe es, unförmliche Versuche. Die Berühmtheit, das Institut und vorzüglich der Reichthum erwarten mich indessen und werden ihre Gunst von dem Tage an über mich ausschütten, wo ich mich stark genug fühlen werde, um meine Werke unter meinem wirklichen Namen erscheinen zu lassen. Nun, dieser Tag steht nahe bevor!" Nachdem er diese Thesis festgesetzt hatte, erging er sich in den glänzendsten und unmöglichsten Träumen, baute Lustschlösser von Gold und Diamanten und überließ sich eben so belustigenden wie abgeschmackten Utopien. Herr de Sannières sprach im Gegentheil während des Mahls nur wenige Worte, that dieß indessen aber immer mit eben so viel Zurückhaltung wie Geist. Während man den Kaffee servirte, neigte sich Esquirol zu mir und sagte mir ins Ohr: „Mein Lieber, Sie haben eben mit einem Narren und einem Manne von Genie gefrühstückt, welcher ist der Narr?" „Mein Gott! Da bedarf es keines langen Nachdenkens, Herr Honoré ist es." Esquirol biß seine Lippen spöttisch zusammen und unterdrückte ein Lächeln. „Und Herr de Sannières?" „Ich halte ihn für einen vollendeten Edelmann, und so viel ich nach dem Wenigen, was er gesprochen hat, urtheilen kann, für einen hellen, ernsten Geist." „Herr Honoré de Balzac ist ein junger Schriftsteller von einer sehr großen Zukunft, was sich aus den Scènes de la vie privée ergibt, die er in einigen Tagen in der Revue des Deux Mondes veröffentlichen wird. Was den Herrn Sannières betrifft, so bewohnt derselbe seit fünfzehn Jahren das Irrenhaus in Charenton als Pensionär, das heißt als Geisteskranker; er hält sich für Gott den Vater! . . . Sagen Sie mir jetzt nun, welche Schattirung trennt die Geisteszerrüttung von dem Genie, und welches sind die pathologischen Zeichen der Narrheit?"

Ein Wettrennen. In den Vereinigten Staaten wars, der Expreßzug war in Indiana angekommen, um nach Osten weiter zu eilen, die Lokomotive wurde mit Wasser und Holz gespeist und ein Passagier stieg aus und probirte seine eingeschlafenen Beine. Die Pfeife ertönte, die Maschine fing an zu arbeiten, der Zug brauste weiter, der Alte schritt noch auf und ab. „Heda! was wollen Sie noch?" fragte ein Beamter. „Was ich will?" fuhr der Fremde auf und rieb sich die Augen; denn er war im Gehen eingeschlafen; fort will ich! Wo ist der Zug, mit dem ich kam?" „Vor zehn Minuten abgefahren!" „Vor zehn Minuten abgefahren! Vor zehn Minuten? und ließ mich zurück? Ich muß ihn einholen, ich muß; mein Leben, Alles hängt daran. Wo ist der Inspektor?" Der Inspektor kam. „Mein Herr, zweihundertfünfzig Dollars extra, wenn Sie den Zug mit mir einholen!" „Hm, es wird gehen." Das Feuer in der Maschine, die den Zug gebracht hatte, brannte noch, der Handel ward abgeschlossen, in zehn Minuten brauste die Locomotive fort dem Zug nach. Vierzig bis fünfzig Meilen flog die Maschine dahin, knack! brach etwas. Die Locomotive hielt, der Schaden war bald entdeckt und durch einen rasch geschnitzten Holzbolzen geheilt. Weiter flogen sie. Aber der Extrazug war weit voran, drüben fährt man wie der Sturmwind, vollends ein Expreßzug. Der Locomotivführer spannte den Dampf trotz des Holzbolzens und trieb die Maschine mit rasender Eile durchs Land. Dreißig Meilen Wegs wurden in siebenundzwanzig Minuten zurückgelegt; sie mußten den Zug einholen und sie holten ihn ein, aber erst nach hundert zurückgelegten Meilen, in der Nähe von Toledo. Der Zug hielt an, der Fremde stürzte auf einen Wagen zu, riß den Schlag auf und eine Reisetasche heraus. Gottlob, da ist's! Was? — Ein Paquet mit 275,000 Dollars, sein ganzes Vermögen. „Adieu, Courier," sagte der Alte, drückte ihm die Hand und fünfhundert Dollars hinein.

Eine einzige abgeschlagene Wohlthat macht tausend wirklich erzeigte in einem Augenblicke vergessen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 91.** den 13. November 1859.

Die Königswahl.

10. November 1859.

Was du so lang begehret,
Du herrlich deutsches Land,
Das ist dir nun bescheret:
Der Einheit Unterpfand.

Kanonendonner brüllte
Sich heiser in der Schlacht:
Wo ist der Held, der wilde,
Zu tragen Deutschlands Macht?

Und Keiner ist erstanden,
Der sich der That vermählt:
Das hat das Volk verstanden
Und selbst den Mann gewählt.

Zum Wahltag strömen Alle
Von nah und ferne her,
Und gleich Posaunenschalle
Ruft's: König das sey Er!

Ein Diadem von Kronen
Um das geweihte Haupt!
So ist der Held zu lohnen,
Der an sein Volk geglaubt.

Aus diesem Königsstamme,
So ächt wie keiner mehr,
Geh' stets die Oriflamme
Vor unsrem Volke her!

F. Rödinger.

Auf dem Opernball.

(Schluß.)

Erneste reichte dem Freund, als dieser ihm seinen Entschluß kund that, die Hand.

„Bravo Charles," rief er, das nenne ich einen tapferen Vorsatz. Nimm mir es nicht übel, aber Du spieltest eine seltsame Figur in diesem Verhältniß. Enfin! es war ein Carnevalsscherz, der begonnen hat mit dem Carneval und geendet hat mit dem Carneval."

Delville drückte dem Freunde die Hand.

„Aber ma foi!" rief Erneste überrascht, und indem er seine Rechte mit einer leichten Empfindung des Schmerzes zurückzog, „was trägst Du für einen scharfen Ring am kleinen Finger ... er sticht wahrhaftig wie der des Borgia!"

Delville warf einen Blick auf seine Rechte und sah zu seiner eigenen Ueberraschung an dem kleinen Finger derselben einen Brillantring mit einem großen à jour gefaßten Diamanten, der von mehreren kleineren Rubinen und Smaragden umgeben und dessen scharfe Kanten in der That die Haut von Ernestes Hand bei dem Drucke blutig geritzt.

Mit einem lebhaften Ausruf der Ueberraschung streifte ihn Delville ab.

„Dieser Ring," murmelte er, indem er ihn genau betrachtete, „dieser Ring gehört nicht mir ... ich muß ihn gestern Abend in der Loge in meiner fröhlichen Weinlaune einer der beiden jungen Frauen abgestreift und in der Verwirrung vergessen haben, ihn zurückzugeben ... Da, da," rief er, dem Freunde den Ring zeigend, „siehst Du „L. de B." hier dicht neben diesem Rubin eingravirt. ... Ohne Zweifel gehört er Leonie, und indem ich ihr ihn wiedergebe, werde ich Gelegenheit haben, ihr ein Lebewohl zu sagen."

Und Erneste am Arme nehmend, war er, einen kleinen Umweg einschlagend, um Madelaine einen guten Morgen in ihrem Mode-Magazin zuzurufen, in diese Gegend gekommen, wo ihn die Procession des boeuf du mardi gras einen Augenblick aufhielt.

Eine Laune, ein Zufall, wie man nun will, führte Victor von Courcelles und Arthur von Senneville dorthin und schuf so einen jener Vorfälle, die das

wirkliche Leben häufig die Phantasie der Romanschriftsteller übertreffen läßt.

Victor stürzte also mit erhobenem Stock auf Delville zu.

„Finden wir uns auch einmal am lichten Tage, mein Ritter von der traurigen Gestalt?" rief er seinem gehaßten Nebenbuhler zu. „In der That, das ist ein herrliches Zusammentreffen und die beste Gelegenheit, zu erproben, ob mich der Händler, der mir versicherte, dieser Stock wäre aus elastischer Elephantenhaut, nicht betrogen."

Und noch ehe Delville oder Erneste, die Beide überrascht von diesem brusquen Angriff waren, eine Geberde der Abwehr machen konnten, hatte Victors schwankes Stöckchen zweimal ziemlich empfindlich die Schulter Delvilles getroffen.

In dem Augenblicke aber, wo Herr von Courcelles die Gerte zum dritten Male erhob, stürzte sich Delville mit einem Wuthschrei auf seinen Gegner.

Er faßte ihn an der Kehle, schüttelte ihn, daß dem Herrn von Courcelles das Blut nach dem Kopfe drang, und würde ihn erdrosselt haben, wenn sich nicht Erneste und Senneville dazwischen geworfen hätten.

Auch hatte sich schon eine Gruppe Neugieriger um die Beiden gesammelt und sich unter den Zuschauern zwei Parteien gebildet, die schon mit stichelnden Neckworten die Beiden noch mehr aneinander zu hetzen suchten.

Erneste rief einen vorüberfahrenden Fiaker an und indem er den Freund mehr nach dem Wagen schleppte, als ihn führte, raunte er ihm beständig in's Ohr: „Nimm Vernunft an, Charles ... willst Du Dich zum Gespött der Gamins machen und Dich auf der Straße wie ein betrunkener Auvergnate, wie ein Wasserträger schlagen? Du wirst Genugthuung bekommen . . . aber auf andere Weise."

Ebenso gelang es Arthur, den wuthschäumenden Victor in den in der Nähe haltenden Wagen zu bringen, indem er ihm ähnliche Vorstellungen machte, wie Erneste seinem Freunde.

Wer längere Zeit in Paris war und sich längere Zeit in gewissen Gesellschaftsschichten bewegte, zumal in den von Schriftstellern, Künstlern, Studenten, Militairs, der kennt auch die Steinbrüche des Mont-Martre mit ihren versteckten, heimlichen Plätzen, auf welchen schon tausende von Zweikämpfen ausgefochten wurden. Selten, daß ein Morgen vergeht, an dem nicht Fiaker an den Kämmen des Berges hinfahren und dann einige Männer in Mänteln aussteigen lassen. Bewegt der Wind die Mäntel dieser Männer, so erblickt man blitzende Waffen, Degen mit blitzenden, dreischneidigen Klingen oder hellpolirte Pistolenläufe.

Ein stiller Zuschauer hätte ganz dasselbe Schauspiel auch am 1. März 1842, am Tage nach dem Umzuge des boeuf du mardi gras beobachten können.

Es war ein heller, freundlicher Morgen, der erste sonnige Frühlingsmorgen. . . . Die Vögel sangen, die Märzsonne glitzerte auf den mit leichtem Reif angehauchten Gräsern und jener frische, jungfräuliche Odem des Frühlings, der mit so zauberischer Macht die Blutwellen unseres Körpers erfrischt, fächelte die Stirn der beiden jungen Männer, die, aus dem Fiaker dort gestiegen und in lange, dunkle Burnusse gehüllt, nach jenem verborgnen, rings von Bergwänden eingeschlossenen Platze auf dem nördlichen Abhange zugingen.

„Es ist mein erster Waffengang," sagte Charles zu seinem Freunde, „ich habe noch nie einem Menschen mit blanker, tödtlicher Waffe gegenübergestanden; aber ich fühle eine Aufregung in mir, die mich selbst dem Degen eines Ritters von Saint-George Stand halten lassen könnte. . . . Ha! er soll mir sie büßen, diese Schläge vom Boulevard des Italiens . . . ich will ihm die Erinnerung an jenen Morgen mit blutigen Buchstaben in die Tafel seines Gedächtnisses schreiben."

„Nur ruhig und kaltblütig, keine auflodernde Hitze oder Du bist ein verlorener Mann," warnte Erneste, „ich habe mich nach Deinem Gegner erkundigt; er soll ein guter, besonders aber ein hinterlistiger heimtückischer Fechter, ein raffinirter Fintenmacher seyn . . . Darum noch einmal, was ich Dir schon gesagt: ruhige Hand, ruhigen Blick. Voltigire nicht zu viel, drehe Dich nur in engem Kreise, laß Deine Aufmerksamkeit durch nichts von dem Auge und der Degenspitze Deines Gegners ablenken. Parire im Anfange, damit Du die Manier Deines Gegners etwas kennen lernst; wenn Du angreifst, so decke Dich dabei so viel als möglich, suche ihn aber dann, wenn Du ein Mal zum Angriff übergegangen, durch heftige, rasch aufeinander folgende Stöße zu verwirren. . . . Vor Allem aber . . ."

„Halt ein, halt ein," rief Charles unwillkürlich lächelnd, „Du machst mir den Kopf wirbeln mit Deiner Duell-Politik. Ich werde meine Waffe führen so gut ich kann, und mein Fechtmeister sagte, daß ich nicht der Schlechteste seiner Schüler sey."

Unter diesen Gesprächen waren sie auf dem zum Zweikampf bestimmten Platze angekommen.

Ihre Gegner und ein von ihnen mitgebrachter Arzt, der zugleich als Kampfrichter oder Unparteiischer dienen sollte — da es im Interesse der beiden Gegner lag, so wenig Zeugen als möglich zuzuziehen — erwarteten sie schon.

Die Mensur wurde abgesteckt; die Duellanten warfen Rock und Weste ab, ergriffen die Degen und stellten sich in Position.

Der Arzt gab durch das Wort „Los" das Zeichen.

Es ist von Philosophen, Humanisten und Rechtsgelehrten über die mittelalterliche Rohheit dieser blutigen Sitte, über das Verwerfliche des Duells, über die brutale Gewalt, die in der Anerkennung des

Duellzwangs ihren Triumph feiert, gesprochen und geschrieben worden, und zwar mit vollem Recht.

Aber uns däucht, daß es eine Art des Zweikampfes gibt, welche diese Verdammung in höherem Grade verdient, als die Andere. Wir meinen die brutalste Art des Duells: das Pistolenduell. Keine Art des Zweikampfs ist weniger männlich, als die, bei welcher man gegenseitig auf sich, wie auf eine Scheibe schießt, bei keiner waltet der blinde Zufall in höherem Grade. Bei dem Kampf mit der blanken Waffe, dem Stoßdegen oder Säbel, kommen wenigstens noch Muth, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart dazu.

Es ist ein interessantes, fesselndes Schauspiel, zwei gute Fechter zu sehen, wie Charles Delville und Victor von Courcelles es waren.

Nachdem der Arzt das Zeichen des Kampfes zum Beginn gegeben, schnellten die funkelnden Stahlklingen gegen einander. Hart gebunden, lag Klinge an Klinge. Jetzt Ausfall und Parade! Wie glatte Schlangen wandten sich die Degen umeinander, bald Spitze an Spitze, bald mit der ganzen Länge sich fassend.

Erneste hatte wahr gesprochen.

Victor war ein äußerst gewandter Fechter. . . . Er versuchte Legaten, blitzschnelle Stöße, voltigirte mit weiten Sprüngen, vor- und rückwärts den Körper werfend, während sein Auge mit gierig spähendem Blick, funkelnd vor Wuth, jede Blöße des Gegners zu erforschen suchte.

Delville, der wohl oft auf dem Fechtsaale, noch nie auf der Mensur gestanden, vertheidigte sich trotzdem nicht mit jener Zaghaftigket, die man häufig bei dem ersten Duell findet. Im Gegentheil! Er parirtee wenig und seine fast unaufhörlich in stürmischen Stößen die Brust des Gegners bedrohende Degenspitze fing an, Courcelles in Wuth zu bringen. Seine Brust keuchte und sein Handgelenke begann die Elasticität und Sicherheit zu verlieren.

„Changire," raunte Senneville seinem Freunde zu.

Victor folgte.

Mit einer lebhaften Wendung zur Seite springend, warf er — eine bei dem französischen Duellcomment gestattete Sitte — den Degen aus der Rechten in die Linke und führte einen scharfen Stoß gegen die Rippen seines Gegners.

Delvilles Degen senkte sich blitzschnell zur Abwehr, aber der Stoß hätte ihn unfehlbar getroffen, wenn Victor nicht durch einen hellfunkelnden Lichtstrahl, der von dem Stichblatt seines Gegners ihm einen Moment die Augen blendete, nicht die Sicherheit verloren. Sein Degen glitt ab, während Delvilles Waffe ihn an der Seite traf und blutig ritzte.

Es war das Funkeln des Diamantenreifs, den Delville noch an der Hand trug, das Victor geblendet und den tödtlichen Stoß von der Studentenbrust gelenkt.

Leonie's Cousin schäumte. Ein Fluch glitt über seine Lippen; er senkte den Degen zum neuen Ausfall in demselben Augenblick mit Delville.... Beide stürzten gegeneinander und, noch ehe die Secundanten sich dazwischen werfen konnten, war das Verhängnißvolle geschehen. Delvilles Klinge war unter Victors rechtem Schulterblatte eingedrungen, während die Victors Charles in der Gegend der rechten Brust tief verwundete.

Beide stürzten zusammen.

* * *

Acht Tage und Nächte kämpften Tod und Leben um Delville. Und in diesen acht langen und schmerzensvollen Tagen wich Madelaine nicht von dem Lager des Verwundeten. Sie war es, die den Verband mit dem heilenden Balsam feuchtete, dem Fieberkranken den perlenden Schweiß von der Stirne wischte und den Lippen des Dürstenden den erquickenden Trank reichte! Und nach diesen acht Tagen war Delville Dank dieser aufopfernden Liebe und Sorgfalt, seiner kräftigen Natur und den Bemühungen des Arztes gerettet.

Victor von Courcelles war der Wunde, welche ihm die Waffe seines Gegners beigebracht, erlegen. Sein geschwächter Körper konnte den Ausbrüchen des Wundfiebers nicht widerstehen.

Leonie und Natalie waren an dem Tage nach dem Duell nach Italien gereist. Das Abenteuer hatte für sie zu empfindliche Folgen gehabt, da Arthur von Senneville, um die Manen seines Freundes zu rächen, die boshaftesten Gerüchte über die beiden Frauen in Umlauf setzte.

Als Erneste ihr nach dem Duell den Diamantreif des Freundes überbrachte, hatte Leonie seine Annahme abgelehnt.

„Grüßen Sie Charles von mir," sagte sie mit jener unverwüstlichen kecken Leichtfertigkeit, welche ein charakteristischer Zug so vieler Pariserinnen ist, „und sagen Sie ihm, daß er bald genesen und sich zuweilen seiner Freundinnen vom Ball der Oper erinnern möge."

Erneste antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Am Thore des Hôtels aber murmelte er:

„Sagte ich es ihm nicht, diesem Delville, daß ihm die Frauen in Seide Unglück bringen würden! Ah! vive la grisette!"

Und als Delville genesen, stimmte er in den Ruf ein. „Vive la grisette!" sagte er, Erneste und Madelaine die Hand reichend, „ich bin geheilt von meiner Leidenschaft für die Herzoginnen und Gräfinnen. Ah! mit einem Degenstoß ist eine solche Erfahrung fast zu theuer erkauft."

Und doch nicht zu theuer! Denn Madelaine wurde — was selten geschieht bei solchen Liebesbanden zwischen Studenten und Grisetten — später Delvilles glückliche, treue Gattin.

Beide leben noch in einer reizenden Provincialstadt im Departement der Oise; Delville ist einer der gesuchtesten Sachwalter daselbst und aus seinem Munde hörten wir 1854 die Geschichte jenes Opernballs vom Jahre 1842. Denn Das, was wir hier unter dem Titel: „Auf dem Opernball" erzählten, ist nicht eine fingirte Novelle, sondern eine wahre Geschichte.

Kleinigkeiten.

Großartiger Betrug in Amerika. Neuerdings haben sie in New-York wieder einen kolossalen Betrug erlebt, dessen Frechheit nur bei der großen Leichtgläubigkeit des Landvolkes im Westen erklärlich ist. Eine angebliche Firma Konstantine, Fellner und Comp hat viele Tausende von Zirkularen, wohlweislich nur nach dem Westen und Süden, zumeist an Farmer auf dem platten Lande versandt und zur Betheiligung an einem Großherzoglich Badischen Lotterieanlehen von vierzehn Millionen Gulden aufgefordert. Die Firma erklärte, daß sie im Auftrage des Hauses L. D. Rothschild in Frankfurt am Main operire und legte zugleich eine Aufforderung dieser weltberühmten Geldhändler bei. Die Börsenkönige sind in ihrem Schreiben ungemein eingenommen für das Wohlergehen der Amerikaner; sie weisen darauf hin, daß sie seit einem halben Jahrhundert fast alle großen Anlehen mit den verschiedenen Staaten abgeschlossen und vielen Tausenden von Menschen zum Reichthum verholfen hätten. Aber bei dem weiten Umfang, welchen ihr Geschäft gewonnen habe, hielten sie es für zweckmäßig, auch das amerikanische Publikum die Vortheile der neuen badischen Anleihe genießen zu lassen, damit Tausende von Familien durch eine vortheilhafte Anlage geringer Kapitalien zu einer „glänzenden Existenz" gelangen möchten. Da das ländliche amerikanische Publikum keinen Begriff von europäischen Lotterieanleihen hat, so konnten die imaginären L. D. Rothschilds und Compagnie ihm dreist sagen, daß die badische Anleihe von vierzehn Millionen in vierhunderttausend Loose zerfalle, daß alle drei Monate eine Ziehung stattfinde, daß jedes Loos zu zwei Dollars im unglücklichen Falle mindestens zweiundvierzig Gulden gewinnen müsse und von hundert bis vierzigtausend gewinnen könne. Wer hundert Loose nähme, profitire fünfzig Dollars, da er nur einhundertfünfzig einzuzahlen brauche. Die nächste Ziehung werde am 31. August stattfinden. „In unserm Auftrage hat unser Agenturhaus Konstantine, Fellner und Compagnie fünf Stück Loose an Sie beigeschlossen, die sofort auf ihren Namen eingeschrieben werden, sobald sie an besagtes Haus zehn Dollars eingesandt haben werden." Wer irgend in der Handelswelt bekannt ist, weiß, daß die große Firma Rothschild anders zeichnet; aber was weiß der Farmer im Westen davon, der nur von dem reichen Rothschild im Allgemeinen gehört hat? Der ganze Plan ist reiner Betrug, der aber sehr wohl auf das Fassungsvermögen eines gewissen Publikums berechnet war. Die angebliche Firma Fellner, Nassaustreet 75, wandte sich an das Postamt um einen Letterbox, um ein besonderes Fach für ihre eingehenden Briefe zu erhalten, das ihr auch gewährt wurde, als sie eine andere Geschäftsfirma stellte, welche bekräftigte, daß die Firma Konstantine, Fellner und Compagnie existire. Man gab ihr nun Letterbox 3864 und nach wenigen Tagen strömten, besonders aus dem Westen und Süden Briefe mit Geld in ungeheurer Menge hinzu, an manchen Tagen wohl ein halbes Hundert. Sie wurden jeden Abend abgeholt und bald stieg ihre Zahl hoch in die Hunderte. Dadurch wurde der Verdacht der Postbeamten rege, welche ganz richtig eine Schwindelei vermutheten; aber der angebliche Fellner mußte Wind bekommen haben, denn auf einmal blieben die Briefe liegen, Niemand fragte mehr nach dem Inhalte in Letterbox 3864, und als man von Seiten der Post nach Nassaustreet 75 schickte, zeigte sich, daß dort gar kein Konstantine oder Fellner zu finden war. Die schlauen Gauner haben ihre reiche Ernte in Sicherheit gebracht und lassen das Geschäft einstweilen ruhen. Als die Sache verlautete, machte der badische Konsul bekannt, daß das Großherzogthum von dieser Lotterieanleihe gar nichts wisse und der Agent von N. A. Rothschild erklärte das Ganze für einen frechen Schwindel. Die Polizei war sehr thätig, hat aber bis jetzt noch keine Spur entdeckt.

Kartoffeln machen dumm. Der Dichter Heinrich von Wildungen behauptet mit vieler Bestimmtheit, daß durch den Genuß der Kartoffeln der menschliche Verstand leide, und es war Niemand im Stande, den vielseitig gebildeten Mann zu bewegen, seinem Vorsatze, jede Kartoffelspeise zu meiden, ungetreu zu werden. Einige Tage vor seinem Tode war er zu einem gewöhnlichen Souper in die in Marburg damals bestehende Donnerstag-Gesellschaft gegangen und erheiterte durch seinen treffenden Witz die ganze Gesellschaft. Bei Tische reicht ihm die Frau des Hauses von einem von ihr selbst bereiteten Kartoffelkuchen, welcher das Ansehen von Bisquit hatte. Als ihn Frau von N. nun fragt, ob er wisse, was er gegessen? und als er hört, daß es ein von Kartoffeln bereiteter Kuchen und nicht, wie er glaubte, Bisquit sey, springt er ganz freudig auf und ruft: „Nun sehen Sie, meine Damen und Herren! meine Behauptung steht auf festem Boden, denn kaum habe ich Kartoffeln genossen, als ich auch schon nicht mehr weiß, was ich gegessen habe!"

Kindesliebe und Entschlossenheit. Unlängst wurde die Wittwe Michael Bauer von Villerborn in Frankreich beim Garbenbinden von einer Viper in den Daumen gebissen. Ihr Sohn hörte den Schrei des Schreckens, den sie ausstieß, lief hinzu, suchte das Reptil, fand und tödtete es. Dann saugte er die Wunde aus, um das Gift herauszuziehen, was ihm auch gelang. Herr Olivieri, Arzt zu Menars, welcher unverzüglich gerufen wurde, erkannte, als er die Viper und den Biß sah, daß dieses Weib ohne die Aufopferung ihres Sohnes die nöthigen Mittel, das Gift zu bekämpfen, nicht zeitig genug hätte bekommen können. Jetzt hat die Entzündung nachgelassen und man hofft eine sehr schnelle Heilung.

Mit dem Recht ist es wie mit dem Fleische; es ist zu theuer, als daß es auch den armen Leuten zu gut käme.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 92. | den 16. November 1859.

Bei Todesstrafe.

(Aus: „Auf stillen Wegen". Dichtungen von Julius Hammer.) Leipzig: F. A. Brockhaus. 1859.

„Schlafe jeder Brave, schlafe
Friedlich bis zur frühen Schlacht,
Und kein Licht — bei Todesstrafe —
Brenn' in dieser stummen Nacht,
Daß der nahe Feind nicht spüre,
Was der Preuß' im Schilde führe,
Und, getäuscht, nicht sey gewärtig,
Daß wir zur Bataille fertig.
Wie ein Wetterstrahl am Morgen
Treff' ihn Hieb und Schuß und Stich;
Für das Andre lasset sorgen
Seidlitz und Schwerin und mich!"

Also spricht des Königs Machtwort:
Auf des Lagers Schweigen schaun
Nur die Sternlein durch die Nacht dort
Nieder von des Himmels Au'n.
Still in ihrer Träume Wiegen
All' die Eisenmänner liegen;
Er allein, vom Schlaf verlassen,
Wandelt durch der Zelte Gassen —
Plötzlich durch des einen Ritze
Sieht er eines Lämpchens Schein,
Und mit dem gewohnten Blitze
Seines Auges tritt er ein.

Sitzt ein Jüngling, halb noch Knabe,
Schreibt ein Brieflein sinnend still,
Das als Gruß und Liebesgabe
Er der Mutter senden will.
Und er schließet bang sein Schreiben:
„Sollt' im Kampf ich morgen bleiben,
Still, o Mütterlein, die Zähren —
Wiedersehn in jenen Sphären!"
Als er wendet nun die Blicke, —
Schrecken scheucht sein Nachtgebet:
Wie ein Bote vom Geschicke
Steht vor ihm die Majestät!

„Einer, der zum Wachen Zeit fand,
Da schon Alles ruhig schlief?
Wohl, noch glimmt das Lämpchen, Lieutenant,
Und zu End' ist nicht der Brief.
Schreibt — ich will euch Worte geben;
Zittert? — Darf die Hand auch beben
Einem tapfern Offiziere?
Setzt euch — schreibt, was ich dictire: —

„Hab' verachtet, was beschlossen
Meines Königs streng Gebot;
Vor der Schlacht werd' ich erschossen
Bei dem ersten Morgenroth!"

Als das Brieflein so verfaßt nun,
Siegelt's der König mit Bedacht:
„Die Beförderung überlaßt nun
Euerm Herrn, und — gute Nacht!" —
Wie gelähmt in jedem Nerve
Von zweischneid'gen Dolches Schärfe,
Bricht in der Verzweiflung Flammen
Der Betäubte stumm zusammen.
Nicht daß er am Grabesrande
Plötzlich steht, zerreißt sein Herz;
Der gemeine Tod der Schande —
Das ist tausendfält'ger Schmerz!

Leis beginnt des Morgens Helle,
Schon lebend'ger wird's ringsum,
Und noch auf derselben Stelle
Sitzt der Jüngling starr und stumm.
Tritt zu ihm ein Adjutant ein:
„Camerad, schnell bei der Hand seyn
Müßt ihr nach des Königs Willen;
Ruhmdurst gilt es heut' zu stillen!
Zu vertheidigen die Brücke,
Wählt euch Seine Majestät;
Traun, es ist zu euerm Glücke,
Wenn die Prob' ihr brav besteht!"

Ein Patent ihm überreicht er —
Steht ein fremder Name drin!
Jetzt erröthet, jetzt erbleicht er,
Als der Jüngling ahnt den Sinn.
Ei, wie schlägt das Herz vor Lust ihm,
Fast zersprengen will's die Brust ihm:
Daß sie ihn der Schand' entlade,
Tauft ihn neu des Königs Gnade!
Durch der Thränen reiche Quelle
Liest der Jüngling freud'gen Schrecks:
„An des heut' Erschoss'nen Stelle
Trete Lieutnant — Kurt von Rex."

Wie ein schlachtergrauter Sieger
Bannt er seines Kampfes Glück;
Dreimal schlägt der junge Krieger
Den empörten Feind zurück.
In dem Mittagsstrahl der Sonnen
Schmettert's laut: „Die Schlacht gewonnen!"

Und, von seinem Stab begleitet,
Friedrich nach der Brücke reitet.
Wie ihn sieht der Jüngling wieder,
Lauter als im Kampfe klopft
Ihm das Herz, vom Antlitz nieder
Rascher seine Wunde tropft.

„Lieutnant Rex?“ fragt jener gnädig.
„Sire, so ist's, wie Ihr befehlt!“ —
„Wärt auch gern des Lieutnants ledig?“ —
„Wünschen ist kein Ding, das zählt!“ —
„Doch! denn was man wünscht, das glaubt man;
Glaubt nun, Kurt von Rex sey — Hauptmann.
Eins noch — holt den Brief euch morgen,
Ich vergaß ihn zu besorgen.“
Lächelnd wendet sich der König:
Des Beglückten Dank ist stumm,
Doch im Kreise tausendtönig
Schallt es: „Vivat Rex!“ ringsum.

Die Braut des Vetturin.

Bilder aus dem toscanischen Volksleben.

1.

Die Gegenwart ist den ruhigen Studien in Italien nicht günstig. Kriegerische Lust und Drang nach Unabhängigkeit pulsiren in diesem Augenblick in den erregbaren Adern des italienischen Volkes. Dieser patriotische Drang, diese politischen Leidenschaften und diese Gluth von Thatkraft, wie sie sich gegenwärtig kund geben, waren ohne Zweifel schon vor einem Jahre vorhanden und ließen sich ahnen, allein es war mit ihnen noch nicht zum Durchbruch gekommen: das Fieber hatte sich noch nicht aller Gemüther bemächtigt, und man sprach von der Abschüttelung des Jochs der Fremdherrschaft, noch wie von einer fernen Hoffnung. Mein Glücksstern wollte, daß ich im Sommer 1858 noch den letzten günstigen Augenblick zu einem friedlichen wissenschaftlichen Ausfluge nach Toscana benützen durfte. Mein Zweck ging hiebei dahin, die ökonomische Lage und die Zustände der ländlichen Bevölkerung zu studiren; allein um mich mit der Landessprache noch etwas vertrauter zu machen und mir meinen Operationsplan zu entwerfen, war ich genöthigt, mich zunächst in Florenz aufzuhalten. Ich fehlte daselbst seit vierzehn Jahren, um mich eines lokalen Ausdrucks zu bedienen, welcher ganz geeignet ist, die Artigkeit der Italiener und die raffinirte Höflichkeit ihrer Sprache zu charakterisiren. Von den Höhen von San Miniato, von der Terasse herab, die sich vor der Façade dieser merkwürdigen Basilika aus schwarzem und weißem Marmor ausdehnt, beschaute ich mir also von Neuem das lachende Panorama, welches bei Sonnenuntergang sowohl Florenz mit seinen Thürmen, Kuppeln und Glockenthürmchen, als auch die reiche Ebene bilden, in deren Schoos die lehmigen Wasser jenes kleinen Flusses hinströmen, auf denen einst die berühmten Flotten der Pisaner schwammen.

Dieses reizende Thalbecken ist nach Mittag und Morgen von grünen Hügeln eingerahmt und von lachenden Abhängen eingesäumt, die von Casini (Landhäuschen) und Villen gekrönt sind. Diese Höhenzüge streichen in langen Parallellinien, wie die Wogen der steigenden Meeresfluth zwischen dem Arno und der Maremme hin, während nach Norden und Westen das Becken durch die höheren und ernsteren Gipfel des Apennins abgeschlossen wird, welche dann selbst in der Richtung nach Lucca und Pistoja hin von den zerklüfteten und abgerissenen Gipfeln der carrarischen Alpen beherrscht werden. Wie oftmals schlenderte ich über die Quais des (wie Homer sagt) von der Sonne geliebten Lung' Arno hin, zu meiner Rechten die düsteren Arcaden der Uffizien, zur Linken den Ponte vecchio, den Schauplatz des ersten Racheakts, welcher die langen Kriege der Welfen und Ghibellinen eröffnete, und wanderte Abends hinaus unter die hohen, weitschattenden Bäume und an den Rand der grünen Wiesen der Cascine. Damals war ich aber auch noch um zehn Jahre jünger. — Kaum war ich wieder in Florenz, so wollte ich dieses glückliche Leben von Neuem beginnen. Bei Tage wanderte ich, wie ehemals, beinahe auf's Gerathewohl in jene Straßen hinein, welche mit breiten Steinplatten gepflastert sind wie ein Hofraum, und umgeben von hohen Häusern mit grünen Jalousieen. Vor Allem machte es mir ein besonderes Vergnügen, diejenigen zu durchwandern, worin man fast bei jedem Schritte eine jener finstern, strengen Wohnungen des alten florentinischen Adels trifft, welche — im Erdgeschoß Festungen gleich — unten noch die Schichtensätze mit hervorragenden Steinen, die hohen und seltenen Oeffnungen, die eisernen Gitter u. s. w. beibehalten haben, während sie oben Paläste sind und die Stirne geschmückt zeigen, mit einer Loggia, mit einem vorspringenden Schirmdach oder mit einem Karnies im Renaissancestyle. Von dem düstern Bargello an, welches für die Podesta zu Anfang der Republik erbaut wurde, bis zu den Villen, welche man noch heutzutage auf den verlängerten Quais des Arno für die reichen Fremden errichtet, kann man leicht alle Phasen und alle allmähligen Umwandelungen jener originellen Architektur verfolgen, welche Florenz wesentlich eigen ist, und deren vollkommensten Ausdruck und Typus wir vielleicht im Palast Strozzi sehen. Hier auf diesem großen, beinahe rechtwinkeligen Platze, angesichts der unausgebauten Kirche von Santa-Croce, haben zahlreiche Volksbewegungen sich vorbereitet. Viele Revolutionen haben sich auf der Piazza Granduca zugetragen, am Fuße jenes malerischen Glockenthurms, welcher sich wie ein Obelisk inmitten der Zinnen einer mittelalterlichen Citadelle erhebt. Hier ist der Palast der Riccardi und jener der Albizzi. Die Thürme der Ademari erhoben sich am Eingange jener Straße. Tritt in den Dom, und abermals be-

gegnen Dir allenthalben geschichtliche Erinnerungen: jene Sakristei zur Rechten ist diejenige, worein sich Lorenzo der Prachtliebende flüchtete, um den Streichen der Pazzi zu entgehen, welche in dem gefüllten offenen Gotteshaus seinen Bruder Julian ermordet hatten. Jene von hohen Mauern umstarrte und von dicken Thürmen flankirte Veste hat einst zehn Monate lang die Armeen Kaiser Karl's V. im Schach gehalten. Der Schauplatz der Geschichte Frankreichs hat dreihundert Meilen ins Gevierte; derjenige, auf welchem die Geschichte von Florenz sich zugetragen, hat nur wenige Meilen im Umfang. Daher kann der Reisende auch kaum zehn Schritte weit gehen, ohne auf irgend eine der großen Erinnerungen des modernen Athens zu stoßen. Allein außer geschichtlichen Denkmälern und historisch denkwürdigen Orten trifft er auch allenthalben die Meisterwerke der Kunst des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts von dem Byzantiner Cimabue an bis zu dem ernsten und männlichen Ghirlandajo; im Kloster San Marco die wunderlieblichen, engelgleichen Malereien von Fra Giovanni di Fiesole; in der Annunziata die Fresken von Andrea del Sarto von einer Grazie, die ebenso edel als anziehend ist, und uns in einem Zeitgenossen Raphae'ls einen seiner würdigsten Nebenbuhler zeigt.

Ich wandelte nicht ungestraft inmitten all' dieser Schönheiten. Von einer Stunde zur andern fühlte ich mich stärker eingenommen von jenem Zauber der Meisterwerke, welche mich in meinen Jünglingsjahren entzückt hatten. In dem Augenblick aber, wo ich beinahe der Versuchung unterlegen wäre, mir eine Wohnung in Florenz zu miethen, gelang es mir, mittelst einer verzweifelten Anstrengung mich loszureißen; ich erinnerte mich aber noch rechtzeitig des speciellen Zwecks meiner Reise, und stürzte mich mit einem heldenmüthigen Sprung in die bittere Fluth der Volkswirthschaftslehre. Die Gefälligkeit eines toscanischen Banquiers, an welchen ich ein einfaches Empfehlungsschreiben hatte, erleichterte mir auf eigenthümliche Weise die Aufgabe, die ich mir aufgelegt hatte. Herr Neri hatte sich mit jener reizenden Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, welche ein so bestimmter Zug im italienischen Volkscharakter sind, beeilt, mir ein Casino oder Landgütchen zur Verfügung zu stellen, welches er einige Meilen von Florenz besaß. Er pflegte selber gegen Ende des Sommers und Anfang des Herbstes daselbst zu übernachten, nämlich zu jener Jahreszeit, wo die Stadt von allen Denjenigen verlassen wird, die nicht durch Geschäfte oder Dienstverhältnisse daselbst zurückgehalten werden. Damals aber hatten wir erst Ende Juni, und obschon bereits eine afrikanische Gluthitze herrschte, dachte noch Niemand an Villeggiatur. Die Italiener sind überhaupt keine großen Freunde des Landlebens; Ackerbau, Jagd, Pferde u. s. w. haben keine großen Reize für sie; Ruhe ist ihnen lieber als Bewegung, Umgang und Verkehr lieber als die Einsamkeit, und so sind sie wesentlich Stadtbürger aus Geschmack und Ueberlieferung, denn es steckt in ihnen Allen etwas vom Römer. „Ho poca smania per la campagna" (ich bin gar nicht auf das Landleben versessen), sagte eine schöne Dame zu mir, und darin gleichen ihr beinahe alle ihre Ländsmänninnen: sie haben gar keine Manie für das Landleben. Sie gehen auf ihre Güter zur Zeit der Ernten, die kleineren Grundeigenthümer, um sich mit ihren Meiern und Pächtern in den Ertrag zu theilen, die großen um sich das Ansehen zu geben, als beaufsichtigten sie den fattore oder Verwalter, der ihre Stelle zu vertreten hat und dem alles Geschäftliche obliegt. Sie gebahren sich übrigens in ihrer Villa oder ihrem Casino beinahe ganz wie in der Stadt, d. h. sie langweilen sich zum Sterben und sehnen sich brünstig nach dem Augenblick der Rückkehr in die Stadt.

Da das Casino des Herrn Neri noch unbewohnt war, konnte ich sein Anerbieten annehmen, ohne zu fürchten, daß ich ihn belästige. Ich siedelte mich also ohne Verzug daselbst an. Ich wohnte daselbst eine kleine Wegstunde von dem Flecken Pontassieve entfernt, an dem Eingang jenes herrlichen Arnothales, das in den Annalen von Toscana so berühmt ist, und wo so viele Kämpfe zwischen Florenz und Siena oder Arezzo ausgefochten worden waren. Von den Fenstern meines Zimmers aus überschaute ich den Zusammenfluß der Sieve und des Arno, die, nachdem sie einander beinahe in ganz gerader Linie entgegengeströmt sind, plötzlich unter einem Winkel abbiegen, um mit einander den Weg nach Florenz einzuschlagen. Vom Salon hatte ich die Fernsicht nach dem freundlichen obern Thale, worin der Reihe nach die kleinen Städte Incisa, Figline, San Giovanni und Montevarchi liegen. Im Hintergrunde erheben sich die kahlen Berge der Consuma, und etwas mehr nach links die hohen Tannenwälder von Vallombrosa. Ein podere oder eine Meierei in der nächsten Nachbarschaft des Landhauses wurde bald ein besonderer Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. Etwa dreißig Morgen Landes auf einem Hügelabhang; unten stattliche Weinreben, die sich entweder um die Aeste korbförmig geschnittener Ulmen wanden oder sich in malerischen Gewinden von einem Maulbeerbaum zum andern schlangen; zwischen den reihenweise ausgepflanzten und durch Gräben getrennten Bäumen Ackerfeld, das mit Getreide, Gerste, Mais oder Wicken bepflanzt; längs der Gräben kleine Wege, mit ewigem Klee besäet; weiter oben im Quincunx gepflanzte Oelbäume; oben auf dem Gipfel des poggio oder der Anhöhe ein kleines Haus aus Backsteinen, weißgetüncht, auf der sichtbarsten Seite des Hauses das Wappen des Besitzers mit Wasserfarben an die Außenwand gemalt, — das war der Schauplatz meiner Forschungen. Das Häuschen ist mehr lang als hoch und hat nur ein einziges Stockwerk.

Inmitten des Daches aus Hohlziegeln erhebt sich ein niedriger, viereckiger Thurm, ebenfalls mit Ziegeln gedeckt; eine seiner Seiten ist ganz voll Löcher wie ein Schaumlöffel — das ist das Taubenhaus. Unten befindet sich die Kelter oder Weinpresse, der Pferdestall, der Rindviehstall, worin vier weiße Zugochsen ruhen und eine muca oder Milchkuh, schwarz wie Apis, friedlich wiederkäut; ferner die Keller für die Hülsenfrüchte und den Wein, der hier in Fässern oder großen, strohumflochtenen Korbflaschen altert, und für das Oel, das sich in gewaltigen irdenen Krügen, dem antik aussehenden orcio, genau noch in derselben Weise abklärt, wie zu Columella's Zeiten. Zu den Wohngelassen steigt man auf einer Außentreppe, welche auf eine offene Gallerie führt, empor; zwischen den Arkaden hängen die großen, orangegelben Kolben des grano turco, Türkenkorns, Mais; auf der Stützmauer der Treppe ruhen vier oder fünf große, dicke Kürbisse von blässerem Gelb. Hinten bemerkt man einen Gemüsegarten mit einigen Obstbäumen. An einer der Ecken des casotto oder Bretterhauses, das als Schuppen dient, sticht das dunkle, saftige Laub zweier Feigenbäume mit knorrigen Aesten grell aber nicht unangenehm von der blassen Färbung der Mauern ab. Kleine Cylinder von einem hohlen Baumstamm, nur mit einem Brett bedeckt, und neben einander auf dem steinernen Vorsprung in Reihe und Glied aufgestellt, vertreten die Stelle der Bienenkörbe. Ein halbes Hundert Hühner schwärmt da und dort herum. Neben der Aja oder Tenne, die nicht mit Lehm geschlagen, sondern mit Platten von grauem, hartem Stein belegt ist, erheben sich drei Feimen von Getreide und Futterpflanzen. Näher beim Häuschen stehen einige Pflüge von der primitivsten Form, eine treggio oder Schleife für den Berg, um damit an steilen, weg- und pfadlosen Abhängen herunter zu fahren; für die Ebene ein Karren mit überaus niedrigen Rädern, aber hohen, strohgeflochtenen Flanken; endlich der leichte toscanische Karren, nämlich ein Netz von Stricken, zwischen zwei großen Rädern an einem Rahmen von Holz aufgehangen. Wer den podere von Manfrasca gesehen hat, der kennt sämmtliche Meiereien im obern Arnothal, denn sie gleichen sich alle.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Französischer National-Muth. Obwohl es noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Konstantinopel für die fremden Gesandten sein sehr Bedenkliches hatte, auf ihre geschützte und ausnahmsweise Stellung allzu viel zu vertrauen, so bot doch der französische Gesandte Argental de Ferriol 1701 den türkischen Behörden bei einem an sich geringfügigen Streitfall erfolgreich Trotz. Zur Feier der Geburt des Herzogs von Bretagne, eines Prinzen, der übrigens schon im nächsten Jahre wieder verscheiden sollte, gab de Ferriol ein prächtiges Fest, zu welchem das ganze diplomatische Korps und alle Fremden von Auszeichnung geladen waren, und an dessen Schlusse eine glänzende Beleuchtung stattfand. Der Großwessir, sey es, weil er den Franzosen nicht hold war, oder weil er wirklich Feuersgefahr befürchtete, schickte sofort einen Kapidschi-Baschi mit ziemlich zahlreicher Begleitung, und kündigte dem Gesandten an, daß, wenn nicht sogleich dem Verlangen des Großwessirs Genüge geschähe, Janitscharen eindringen und das Auslöschen besorgen würden. Der Gesandte empfing die Botschaft mit heiterer, unbefangener Miene, hieß die Ueberbringer willkommen, und lud sie ein, an dem Feste Theil zu nehmen und sich die ganze Beleuchtung genau anzusehen. Dann ließ er alle Räume schließen, und die sämmtlichen Franzosen, die er bei sich hatte, fünfhundert an der Zahl, unter die Waffen treten. Seinen diplomatischen Gästen winkte er, damit sie keine Gefahr liefen, und sich nicht in diesen Streit verwickelten, sich zu entfernen. Dann ließ Ferriol seine Leute militärische Uebungen vornehmen und Musketensalven geben, wobei es den Türken gar unheimlich ward. Diese wurden, während die Gesellschaft die ganze Nacht, in steter Erwartung einer Katastrophe, tanzte, aufs Beste bewirthet, durften sich aber vor Tagesanbruch nicht entfernen. Die Katastrophe blieb aus, da der Großwessir doch Bedenken trug, die Sache auf's Aeußerste zu treiben. Was würde ein deutscher Gesandter gethan haben?

Griechenland. Im Jahre 1821, als die Revolution ausbrach, hatte Griechenland 675,646 Einwohner, im Jahre 1831: 712,608, im Jahre 1856 aber 1,067,216. Davon sind 243,807 Ackerbauer, 6925 Kaufleute, 20,775 Fischer und Schiffer, 22,609 Handwerker, 64,964 Schüler, 5232 Geistliche, 12,549 Civil- und Militärbeamte, 274 Aerzte, 254 Advokaten, 679 Professoren, 1300 Hebammen und 11,149 Arme. Die Zahl der Städte ist 47 und der Dörfer 2603.

Wenn Thiere, Pflanzen, Bäume und Steine reden könnten, so würden die Menschen vielleicht die Hälfte aller ihrer Begriffe und mit diesen zugleich ihrer Wörterbücher verändern und verbessern müssen.

Dreisylbige Charade.

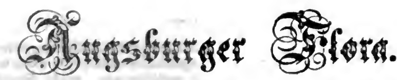
Festgewurzelt in der Erde
Steht die Erste mächtig da,
Nahrung, Schutz und Labung spendend
Allen Menschen fern und nah.

Aus dem Felle mancher Thiere
Wächst das zweite Sylbenpaar,
Uns auch Schutz und Zierde gebend
Reicht man es uns gleichfalls dar.

Auch das Ganze; gleich dem Zweiten
Dient es uns als Schutz und Zier.
Eine Pflanze ferner Länder
Spendet es gar reichlich dir.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 93.** den 20. November 1859.

Die Braut des Vetturin.

(Fortsetzung.)

Die Meierei, die ich so eben zu schildern versuchte, wurde von einer Familie achtbarer Meier bewirthschaftet. Der Hausstand bestand aus zehn Personen: Vater, Mutter, einer Tochter, sechs Söhnen und einer Schwiegertochter, denn der älteste Sohn ist bereits verheirathet. In Toscana bilden die mezzajoli oder Meier einen eigenen Stand. Die Marktflecken sind bewohnt von einigen kleinen Gutsbesitzern, von Leuten, welche mit den Landesprodukten handeln, von Stellmachern, Zimmerleuten, Schmieden und anderen Handwerkern, welche die auf dem Lande nöthigen Gewerbe ausüben. In den Dörfern gruppiren sich die Proletarier des flachen Landes, die pigionali oder Tagelöhner, welche ihre Arme bald den Gutsbesitzern, bald den Meiern leihen. Diese letzteren wohnen zerstreut, jeder auf seiner Meierei, und dasselbe Hofgut wird häufig schon seit Jahrhunderten von einer und derselben Familie, vom Vater auf den Sohn, fort und fort bewirthschaftet. Dieß ist wenigstens, wenn man ihm glauben will, mit Giuseppe Cardoni der Fall, welcher sich auf diese Weise eine Reihe bekannter Ahnen gibt, die bis zu den Kreuzzügen hinaufreicht. Cardoni ist ein artiger Mann, gefällig, gastlich, rechtschaffen, religiös. Trotz seiner sechzig Jahre ist er noch sehr rüstig, von hohem Wuchs, starker Konstitution, regelmäßigen Zügen, freimüthiger und offener Physiognomie und grauem aber dichtem Haar. Ein schwarzer Filzhut, eine runde Jacke und Beinkleid von grobem braunem Tuch, graue Strümpfe, Schuhe, an denen der Absatz hinten gespalten ist, um dem Fuß eine freiere Bewegung zu lassen, — das ist der Aufzug unseres Biedermanes, den er an Fest- und Feiertagen noch mit einer Weste von rothem Tuch vervollständigt.

Nach ihrem eigenen Geständnisse ist seine Frau zweiundfünfzig Jahre alt, aus der Gegend von Arezzo gebürtig, aus jenem Theile des Casentino, wo die Frauen — ohne daß Jemand sich diese merkwürdige Erscheinung zu erklären vermöchte — blonde Haare und blaue Augen haben, ein kleines, offenes Mieder tragen wie in der Schweiz, und das Achselstück ihres Hemdes zeigen, sowie einen ganzen langen, wallenden Aermel am Hemde haben. Verläßt man dann das platte Land, kommt man in die Stadt, so findet man in den Straßen von Arezzo nur brünette Frauen von ganz ausgesprochen südlichem Typus. Italien ist das Vaterland der Verschiedenheit in allen Dingen. Nicht nur jede Hauptstadt hat ihren besonderen, wohlunterschiedenen Charakter, sondern jede Stadt, jedes Thal trägt gleichsam ein eigenthümliches Gepräge, hat einen eigenen Dialekt, eigene physische Gestaltung, eigene Sitten und Gebräuche. — Die massaja oder Pächterin von Manfrasca hatte von ihrem Heimathslande jedoch nichts behalten, als die goldene Färbung ihres Haares, einen hellern Teint als ihre Nachbarinnen, und den häufigen Gebrauch des sà, welches die Sienesen und Aretiner beständig im Munde führen: „padrone, sà; bel tempo, sà," und dergleichen. Von der alten Frauentracht im Arnothale hatte sie nichts mehr beibehalten, als die beretta, eine Art Mütze von schwarzem Sammet mit einer Einfassung von schwarzen Spitzen. Ihre Nachbarinnen hatten übrigens nicht einmal so viel beibehalten. Die ganze übrige Frauentracht ist verloren gegangen, und es ist in diesem Stücke in Toscana zugegangen, wie überall anderwärts: unter allen Kleidungsstücken haben Kopfputz und Kopfbedeckung am längsten dem Eindringen der kosmopolitischen Moden und Stoffe Widerstand geleistet. So trifft man noch in Pistoja, in der Ebene, fünfundzwanzig Miglien von Florenz, die Blumengewinde und Bänder, während zu Prato-Vecchio und Poppi, das heißt in einem abgelegenen Thale in der Nähe der Quellen des Arno, am Fuße der Felsen von La Vernia, Röcke und Mieder von Kattun nach dem Schnitt der Londoner und Pariser Moden getragen werden. Das Einzige, was die Bewohnerinnen des platten Landes in Toscana sich aus früherer Zeit her noch erhalten haben, sind die Sitten und Anschauungen. Giuseppe Cardoni ist fromm, gutmüthig, arbeitsam und seine Gattin lebt nur ganz für ihre Kinder und ihren Gatten.

Ein großer Frieden herrschte in diesem Hauswesen, wo das Leben in einer glücklichen Mittelmäßigkeit verstrich, von Arbeit ausgefüllt, ohne Zurücksehnen wie ohne ehrgeiziges Streben nach einem bessern Loose. Das Zusammenleben unter einem und

demselben Dache zwischen einer Schwiegertochter von sechsundzwanzig, einer Tochter von zwanzig und sechs Söhnen von fünfzehn bis zu dreißig Jahren läuft nicht immerhin ohne gelegentliche Reibungen ab, allein in diesem Familienkreise herrschte eine eben so vollkommene Eintracht als achtungsvolle Folgsamkeit Aller gegen das Familienhaupt. Wenn dem alten Giuseppe von einem seiner Kinder ein Dienst geleistet wurde, so war es nicht an dem Vater, sich dafür zu bedanken, sondern an dem Kinde. Eines Tages verlangte Cardoni von seiner Tochter Pichichia Wasser, und als diese es ihm in einer mezzina oder kupfernen Schale gereicht hatte und sich von ihm hinwegwenden wollte, ohne sich bei ihm bedankt zu haben, machte er ihr in meiner Gegenwart im Tone beleidigter Würde ihren Mangel an Rücksicht zum Vorwurf. — „Grazie babbo!“ erwiderte sie ihm sogleich mit einem weichen, reuevollen Tone.

Diese gelehrige Pichichia war ein schönes Mädchen, das trotz seiner ländlichen Herkunft und Erziehung in seiner ganzen Persönlichkeit einen überraschenden Stempel von Zartheit und Zierlichkeit trug, welcher sich Jedem unwiderstehlich aufdrängte. Dieß ist übrigens einer der hervortretendsten Charakterzüge des toscanischen Typus. Die Bologneserinnen und die Frauen der ganzen Romagna im Allgemeinen haben breite Schultern, einen hervortretenden Vorderhals, starke Glieder, ein entschlossenes Aussehen, etwas Männliches in ihrem Gang und Auftreten. Sie sprechen laut, ihr Accent ist rauh, ihr Geberdenspiel heftig. Sie haben nichts Melancholisches an sich, nichts was zu Träumen anregt: dunkelschwarze, glänzende Haare, ganz zurückgekämmt und gebunden, niedrige Stirne, dichte Wimpern, Augenlieder faltig und stark zurückgezogen, schwarzes Auge, kühner Blick, eine kurze, fleischige Nase, breites Kinn, volle Lippen, herabgezogene Mundwinkel, ein dunkler, brauner, lebhaft gerötheter Teint. Wer an einer Frau die liebkosende Schwäche, Anmuth und Zärtlichkeit sucht, der wird in Bologna sich vergebens nach seinem Ideal umsehen. Wie ihre Schönheit, so ist auch die Anmuth und der Reiz der schönen Romagnolinnen von etwas wilder Art. Es fehlt ihnen weder an Anziehungskraft noch an Verführerischem, allein es liegt eine gewisse Wildheit in den Gefühlen, welche sie einzuflößen im Stande sind. Ich glaube, um sie zu lieben, muß man ein heftiges, starkes Gemüth haben, das mehr leidenschaftlich als sinnig und empfänglich ist. Es sind recht eigentlich die Frauen jener unruhigen und ungestümen Republikaner, welche niemals ihre Freiheit zu erhalten oder einen Herrn zu ertragen wußten. Wenn man die fetten Ebenen verläßt, welche der Po bewässert, betritt man die rauhen Schluchten des Apennin, und erklimmt unter großem Vorspann von Ochsen dessen verworrene Verzweigungen; man ersteigt den letzten Gipfel dieses wilden Gebirgs, der beinahe ganz von Grün entblößt, vom Wasser ausgewaschen, von den Winden zerrauft ist, und beinahe augenblicklich umweht Einen eine wärmere Atmosphäre; die wohlklingende, weiche Sprache eines Dante und Boccaccio schlägt Einem ans Ohr, freundliche, offene Gesichter treten Einem entgegen — man ist in Toscana. Eine kleine Herberge, eine osteria, erwartet Einen etwas weiter unten, an einer der Biegungen des Weges. Du trittst ein: — die Wirthin ist vielleicht nicht jung, noch hübsch, aber jedenfalls gleicht sie nicht entfernt der Wirthin, bei welcher Du Dein Frühstück eingenommen hast; in den Zügen ihres Gesichts ist nichts Gemeines, nur etwas sinnig Ernstes und Schmerzliches, und dabei hat sie eine angenehme Stimme und ein zuvorkommendes Benehmen.

Pichichia nun, von der ich vorhin gesprochen, hieß eigentlich Teresa, und Pichichia war nur ein neckischer Beiname, den man ihr gegeben. Sie war groß und schlank, hatte eine hohe, stolze, gerade Stirne, kastanienbraunes, nicht allzu reichliches Haar, brünetten Teint, aber lebhaft geröthete Wangen, tscherkessische Augbrauen, große Augen von unbestimmter Farbe, weder grün noch braun, eine stark hervortretende Adlernase, einen etwas großen Mund von schöngeschwungener Zeichnung und mit sehr schönen Zähnen, einen langen, schlanken Hals und schönen Nacken. Zwischen ihrem Charakter und demjenigen der Romagnolinnen machte sich ein ebenso augenfälliger Kontrast geltend: statt der lauten Barschheit dieser zeigte sie eine Munterkeit, die durch einen natürlichen Ernst gemäßigt wurde; sie hatte vielleicht ebenso lebhafte und tiefe Eindrücke, allein ihre Gefühle waren weniger ungestüm und die Ausdrucksweise derselben gemäßigter, gemessener. Pichichia war ein braves, rechtschaffenes Mädchen, einfach, natürlich, rührig, intelligent. Sie unterstützte gewöhnlich ihre Mutter in den Haushaltungsgeschäften, half ihr die Milchkuh und, zur entsprechenden Jahreszeit, die bozzoli oder Seidenraupen besorgen, und wirkte beim Pflücken der Maulbeerblätter, beim Abnehmen der Oliven und Einheimsen der Weintrauben mit, ja legte nöthigen Falls selbst bei den Feldarbeiten mit Hand an und führte die vanga oder das landesübliche Grabscheit, — in ihren Freistunden aber flocht sie immer Strohhüte. Man konnte sie kaum mehrmals sehen, ohne eine gewisse Sympathie für sie zu fühlen, ein Mitgefühl frei von aller sinnlichen Begehrlichkeit, denn ihre Schönheit war so keusch wie ihr Herz, und selbst die Phantasie hatte mit diesem Mitgefühl nur wenig zu schaffen, weil Teresa's Schönheit nicht originell genug war, um durch den Reiz des Eigenthümlichen und Unbekannten zu gefallen. Sie hatte nicht einmal den Reiz einer malerischen Tracht für sich, denn ihre Kleidung bestand aus einem anliegenden Mieder aus gewürfeltem Kattun, worin Blau vorherrschte, und einem Rock von gleichem Stoff und gleicher Zeichnung, worin Karminroth hervorstach, in einem kleinen Seidentuche um den

Hals, und endlich in einem großen Strohhut, wie sie sogar bis nach Toscana hinein noch Pamela-Hüte genannt werden. Sie scheinen hier jedoch nicht zum Schutze gegen die Sonne bestimmt zu seyn, denn man pflegt sie mehr auf dem Rücken als auf dem Kopf zu tragen und den vordern Schirm davon etwas in die Höhe und nach rückwärts zu biegen, ohne ihn steif zu machen, so daß er immer nickt und flattert, wie der zerschmetterte Flügel eines Vogels, was zwar sehr häßlich, aber nun einmal Mode ist. Pichichia trug stets Sorge, den Vorderrand ihres Hutes selbst am hohen Mittag nicht herunterzuklappen.

Ich ging oft, ja täglich und zuweilen sagar zweimal täglich nach dem Casotto von Manafrasca, um nach dem Namen und Werth aller Dinge, nach den Kulturmethoden, nach dem Mengenverhältniß von Saat und Ernte und Aehnlichem mich zu erkundigen. Da ich mir den Auftrag ertheilt hatte, die Lage einer Familie von Landleuten nach der allerneuesten und minutiösen Methode, wie sie in einem nun berühmt gewordenen statistischen und volkswirthschaftlichen Handbuche angegeben ist, zu ermitteln, so mußte ich auf die aller unbedeutendsten Kleinigkeiten eingehen. Ich machte mich deßhalb daran, die Arbeitstage und sogar die Arbeitsstunden zu zählen, die kleinsten Erträge zusammenzuaddiren, die Abnützung des Materials und die gemischten Zinsen des Betriebskapitals zu berechnen u. s. w. Ich habe in meinem ganzen Leben niemals so viel mit Multiplication, Subtraktion und Regel de Tri zu thun gehabt, wie damals. — Kam ich um die Zeit des Mittagessens, so fand ich die tägliche Werktagssuppe auf dem Tische, das heißt Linsen, Bohnen, Kichererbsen, Ackerbohnen und andere Hülsenfrüchte, in Wasser gekocht, und mit etwas Salz und Oel abgeschmeckt. Da hatt' ich denn zu ermitteln: wie viel Salz? wie viel Oel? wie viel Kartoffeln? Das Brod besteht aus vorzüglichem Weizen, ist aber etwas grau, weil man die Kleie im Mehl läßt. Am Sonntag — also zweiundfünfzigmal im Jahre — an den Festtagen — deren es dreizehn gibt, ohne die fünfundzwanzig gewöhnlichen Feiertage, — wird statt der Suppe etwas Ochsenfleisch oder Lammfleisch aufgetischt, letzteres etwas auf dem Rost gebraten oder in einem Ignamo oder irdenen Topf mit vielem Gewürze geschmort. Für das Abendbrod bedurfte es derselben Berechnungen, obschon dieß ganz einfach aus Salat oder aus Brod besteht, welches man im Wasser eingeweicht und mit Salz, Essig und Oel gewürzt hat. Von Ende des Herbstes an und den ganzen Winter hindurch besteht das Abendbrod in einem heißen Gericht, aus Hülsenfrüchten oder Labberdan, welche eben so viel kosten, wie das Ochsenfleisch. Ist die Berechnung der Nahrung gemacht, so geht man zu dem Inventar der Kleider, des Mobiliars, des Viehstandes, der Ackergeräthe über, wobei noch Heizung und Beleuchtung nicht vergessen werden darf, ferner Ankaufspreise, Unterhaltungskosten und noch viele andere dergleichen Gegenstände.

Eine solche Untersuchung ist, wie leicht zu denken, nicht die Arbeit eines einzigen Tages. Dieß merkte ich bald, und meine Nachbarn merkten es noch besser. Obschon ich ihnen den Zweck meiner häufigen Besuche erklärt hatte, mochten die guten Leutchen doch nichts von einer so wichtigen Neugier begreifen; aber gesetzt auch, sie begriffen mich, so mußten sie doch unfehlbar insgeheim darüber seufzen, daß gerade sie zum Gegenstand einer derartigen Erhebung gemacht worden waren. Ich fühlte, daß ich ihnen unerträglich wurde. Man bewies es mir jedoch gar nicht, und empfing mich immer freundlich. Weit entfernt, mich wie einen Ueberlästigen zu behandeln, zeigte man mir jederzeit die freundlichste Miene. Weder zu Hause noch auf dem Felde fand ich sauertöpfische Gesichter. Ja noch mehr: nach Verlauf von vierzehn Tagen empfing man mich mit Offenheit und Herzlichkeit, so daß ich mich vor Erstaunen nicht zu fassen wußte, und ich mir sagte: in Frankreich hätte man mich zehnmal für einmal bedeutet, meine Indiscretion seye ermüdend.

Es war zwar der Hauptzweck meiner Forschungen gewesen, die Lage der Contadini*) im Arnothale vom materiellen Gesichtspunkte aus zu ermitteln, allein ich machte mich, gleichsam wider Wissen und Willen, allmählig auch mit der Denk- und Anschauungsweise und den Sitten der toscanischen Bauern bekannt. Während ich Zahlen in mein Notizbuch eintrug, prägten sich die Züge der Sitten meinem Gedächtnisse ein. Konnt' ich ja doch nicht in den Stall treten, ohne das Bild des heiligen Antonius zu bemerken, welches über der Thüre angenagelt war! Und wie hätte ich die Wohnung durchmustern können, ohne in allen Ecken die Chiffre oder das Bildniß der Madonna zu sehen! Am Sonntag Morgen ist Jedermann in der Messe, und die Thür nur durch ein Spitzerhündchen bewacht. Komme ich nach dem Abendgottesdienst, so habe ich alle Aussicht für mich, die jungen Leute beim Kegelschieben oder Scheibenstoßen, der sogenannten ruzzola.**) zu finden, womit sie sich sammt ihren Freunden aus der Nachbarschaft die Zeit vertreiben. Zuweilen singen sie auch im Chor eines jener Lieder, deren Accorde in Kehltönen und wehmüthigen Mollauten an die arabische Musik erinnern und unwillkürlich an das alte Etrurien gemahnen. Am Tage Johannis des Täufers tanzte man auf der Tenne des Trescone und die Manfrina. Gewöhnlich traf ich von Cardoni's Söhnen Abends nur Gambini und Biribino zu Hause,

*) Contadini, Grafschaftsbewohner, nennt man in Italien die Bauern, weil zur Zeit der Bildung der italienischen Sprache das Landvolk noch der Feudalherrschaft unterworfen war, während die Städtebewohner sich von derselben schon befreit und sich republikanische Verfassungen beigelegt hatten.

**) Die Ruzzola ist eine hölzerne Scheibe, die man so weit als möglich werfen muß. Man bedient sich zu dieser Leibesübung zuweilen auch harter Käse, welche die Gestalt kleiner Mühlsteine haben.

nämlich die beiden jüngsten. Letzterer, der Benjamin der Familie, zählt erst vierzehn Jahre, ist noch ein Kind, und kann weder fließend lesen noch schreiben, allein ein wandernder Magister gibt ihm für ein monatliches Honorar von einem Florin ($10 \frac{1}{2}$ Sgr.) allwöchentlich drei Privatstunden. Viribino, der erst einundzwanzig Jahre alt ist, wohnt bisweilen dem Hersagen des Rosenkranzes bei; allein Nappa und Piponi sind beinahe immer abwesend; als ich mich nach ihnen erkundigte, erwiderte man mir, sie seyen à dama.

„Und was treiben sie denn so oft zu Dama?" fragte ich naiv, denn ich hielt das Wort dama irrthümlich für den Namen irgend eines benachbarten Dorfes.

Pichichia lächelte und ihre Mutter meinte, mit einem mühsam bewältigten Seufzer: „Sie sind eben noch jung!"

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Eine Glocke aus Moskau für Marbach (Schillers Geburtsort.) Das Moskauer Schiller-Comite hat eine Zeichnung der Glocke, welche es für Marbach gießen läßt, nebst Schenkungsurkunde dorthin abgesandt. Die Schenkungsurkunde ist auf Bristolpapier gedruckt, schwarz, einfach, aber würdig und lautet wie folgt: „An die geistlichen und weltlichen Vorstände der Stadt Marbach. Hochehrwürdige, hochgeehrte Herren! Zieht der Deutsche in die Ferne, so nimmt er wie die Colonen des alten Hellas, vom heimathlichen Heerde das heilige Feuer vaterländischer Bildung und Gesittung mit und vererbt es als sein theuerstes Gut, Kindern und Enkeln zu sorglicher Pflege. So übt und verbreitet er, wo er auch seine Hütte aufbaut, den Cultus der Genien seines Volkes, die ihm als Dioskuren auch an dem Himmel der Fremde leuchten. — Ein Jahrhundert ist durch die Welt gerauscht, seit dieses Doppelgestirnes glänzendster Stern im deutschen Vaterlande aufging, der nationalste unserer Dichter, Friedrich Schiller im sängerreichen Schwaben geboren ward. Der Jubel, von dem am 10. November dieses Jahres Deutschlands Gauen erbeben, zittert auch in den deutschen Bewohnern der alten Czarenstadt Moskau nach. Ihrem Stammlande ein Unterpfand der Pietät darzubringen, haben sie einhellig beschlossen, die Glocke, die der Dichter sang und mit dem Namen Concordia taufte, auch plastisch zu gestalten und mit diesem Zeichen ihrer Verehrung eine Kirche der Stadt zu schmücken, in welcher Schillers Wiege stand. Noch nicht vollendet im Guß, kann sie ihre erste Bestimmung: das große, allgemeine Nationalfest einzuläuten, nicht erfüllen. Kommt sie daher auch verspätet, erst wann bereits der Festjubel verklungen ist, so bitten wir Sie doch, hochgeehrte Herren, diese Gabe unserer Liebe freundlich aufzunehmen und übersenden Ihnen vorläufig das Abbild derselben, um es an dem Festtage als Votivtafel der fernen Stammgenossen in dem Tempel aufzuhängen, den sie zu schmücken bestimmt ist. Möge sie selbst dann später über des Vaterlandes gesegnete Fluren weithin tönend verkünden, daß dem edelsten der Söhne Marbachs, dem edelsten der Sänger Deutschlands auch in der kalten Fremde feurig alle Herzen schlagen. Möge sie durch ihren Namen daran mahnen, was dem Vaterlande Noth thut,

— Und dauern noch in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr;
Sie mög' mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor. —
Zur Eintracht, zu herzinn'gem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Unseren theuren Landsleuten in der Heimath Schillers freudigen Gruß und Glückwunsch!"

Der Rechtsgelehrte ist gleich einem Manne, der mit den Gesetzen umgeht, wie der Hammerschmidt mit dem Metall: er biegt und schlägt so lange, bis es für seine An- und Absicht paßt.

Für einen kleinen Geist ist es ein Leichtes, sich an einen großen Gegenstand zu wagen, für einen großen Geist etwas Schweres, sich von einem kleinen Gegenstande entfernt zu halten.

Das Weib ist gewissermaßen eine freie Uebersetzung des Mannes, sie bemächtigt sich des Originals, ohne sich an den Text zu halten.

Wenn die bestehenden Strafen den Verbrecher bessern sollen, so müssen sie zunächst selbst gebessert werden.

Gretelein.

Schaust so freundlich aus, Gretelein,
Nimm den Blumenstrauß, er sey Dein,
Bist ein Kind nicht mehr, Gretelein,
Thust mir eine Ehr', sag nicht nein!
Schaust so freundlich aus, Gretelein,
Sag' nicht nein!

Denk nur auf das Herz, Gretelein!
Will mit Liebesschmerz bei Dir seyn,
Noch vor einem Jahr, Gretelein,
Schlief ich armer Narr ruhig ein,
Denk nur auf das Herz, Gretelein!
Will bei Dir seyn!

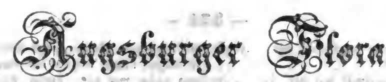
Doch nun ach, ist weit, Gretelein!
Schlaf und Fröhlichkeit, Tanz und Wein,
Lache nicht so laut, Gretelein!
Sey hübsch meine Braut, laß Dich frei'n!
Sey hübsch meine Braut, Gretelein!
Sag' nicht nein!

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nro. 92.:

Baumwolle.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Wolfhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Wolfhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 94.** den 23. November 1859.

Die Braut des Vetturin.

(Fortsetzung.)

Da ich wußte, daß die toscanischen Bauern gerne spielen, so wähnte ich, der Hang zum Spiel verlocke die Jünglinge nach irgend einer osteria in der Umgebung, und ich fragte: „Lassen sie sich dort tüchtig rupfen?“ — Alle schauten mich verwundert an, und da ich annahm, man kenne hier zu Lande diese allgemein übliche Redefigur nicht, so setzte ich noch hinzu: „Ich wollte fragen, ob die jungen Männer dort viel Geld sitzen lassen?“

Neue Verblüfftheit. — Aber nach einer Pause voll Verlegenheit und Unbehagen gab mir die massaja zur Antwort: „Nicht doch, weder Rosa noch Pepina sind das, was vos' signoria (Euer Gnaden) zu glauben scheinen!“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an mir. Von Rosa und Pepina hatte ich noch kein Sterbenswörtchen sprechen hören. Mein Scharfblick ging zwar so weit, daß ich errieth, es stecke irgend eine Liebelei dahinter; da ich aber noch immer die Idee im Kopf hatte, dama seye ein Ortsname; so versetzte ich kühnlich: „Ah, sehr wohl. Ich verstehe, — so fern Rosa und Pepina in Dama wohnen, erklärt sich Alles!“

— „Bitt' um Entschuldigung, Euer Gnaden! Pepina ist die Tochter eines Barbiers von Pontasieve, und Rosa wohnt zu Grandina, auf dem Wege nach Pratolino.“

„Was machen denn aber Eure Söhne alsdann in Dama?“ fragte ich.

Pichichia konnte ein lautes Gelächter nicht mehr zurückhalten, in welches sodann Alle einstimmten. „Um Vergebung, Euer Gnaden; aber Sie sind da in einem Mißverständniß befangen!“

Das merkte ich selber nur allzu gut, allein ich ergab mich gutmüthig darein, selber über mein Mißverständniß mitzulachen, und man erklärte mir nun, andar à dama heiße einfach: zum Liebchen gehen. Zunächst fand ich nun, daß Pichichia diesen zarten Gegenstand sehr leichtfertig behandelte; an ihrem lustigen, ausgelassenen Wesen war leicht abzusehen, daß ihr die Seitensprünge ihrer Brüder als etwas sehr Natürliches erschienen. Der Seufzer der Mutter erschien mir weit mehr am Platze, als das Lächeln der Tochter. Dieß war abermals ein Versehen von meiner Seite, denn ich erfuhr nun, es gebe nur wenige junge Contadini, die nicht irgend einer ragazza der Nachbarschaft den Hof machten, und zwar in allen Ehren; — obschon ich seither erfahren, daß letzterer Punkt eine Regel ist, welche noch einige Ausnahmen zuläßt.

„Ich bin in diesem Falle erstaunt, daß Niemand à dama in dieses Haus kommt,“ äußerte ich gegen Pichichia.

— „Che?“ . . . . erwiderte sie erröthend.

Die Antwort war nicht sehr deutlich. Dieses Che (was? wie?) will so viel sagen, je nach dem mehr oder minder ausgesprochenen Kehllaute, den man ihm gibt, daß man mit italienischem Leben und Wesen vollkommen vertraut seyn muß, sowohl um den Gedanken sicher zu errathen, als auch um die Nuancirung des Tones gut zu erfassen. Die Geberde erleichtert häufig das Errathen; allein Pichichia flocht in jenem Augenblick Stroh, und ihre Hände hatten nicht gesprochen. Sie war jedoch roth geworden, und ich glaubte unbefangen, dieß seye aus Schüchternheit geschehen und ihr Ausruf drücke nur eine bescheidene Verlegenheit aus. Allein weit gefehlt! An ihrer gedemüthigten Miene und am Tone ihrer Stimme hätte ein Geübterer als ich sogleich begriffen, daß ihre Verlegenheit von einer ganz andern Ursache herrührte. Sie fühlte sich beunruhigt, gedemüthigt, ja beinahe gekränkt von dem Gedanken, daß ich sie für vernachlässigt, verkannt, verachtet hielt. Ihr Che wollte sagen: „Wenn mir Niemand den Hof macht, so ist dieß nur meine Schuld, mein eigener Wille!“ Ich blieb jedoch nicht lange im Irrthum, denn eine Aeußerung ihrer Mutter riß mich augenblicklich aus demselben.

„Ja, ganz gewiß,“ setzte sie hinzu, in ihrer mütterlichen Eigenliebe ebenfalls verletzt; „wenn Pichichia sie nicht alle vor den Kopf stieße, so würde es hier nicht an Anbetern fehlen. Da ist z. B. der Sohn von Galetti, einem Getreidehändler . . . . si, signore, so wahr als die Madonna! — von einem reichen Getreidehändler in Pontasieve — der würde gar nicht mehr aus unserem Hause fortgehen, wenn

diese große Närrin da ihm auch nur die geringste Hoffnung gelassen hätte!" . . . .

Pichichia schnalzte zweimal mit der Zunge, erhob die Hand und fuhr damit mehrmals von links nach rechts, als ob sie damit jede fernere Erörterung dieses Gegenstands abbrechen wollte, und der Vater, der seither anscheinend nicht auf unsere Unterhaltung geachtet hatte, stand jetzt auf, um dieselbe gleichsam zu unterbrechen.

Es war spät geworden; ich machte mich auf den Heimweg und knüpfte eine Reihe von Vermuthungen an das, was ich so eben gehört hatte. Die Söhne Cardoni's, dachte ich, lieben an andern Orten, als ihre Mutter es haben möchte; das beweist mir der schwere Seufzer, den sie ausstieß, als sie von ihren Liebeleien sprach. Pichichia dagegen hat keine Neigung zu Demjenigen, der ihrer Mutter gefallen würde, und diese hat sich hierüber sehr deutlich ausgesprochen. Die Liebe macht immer Dummheiten. So ist es in der ganzen Welt. — Mit derartigen Gedanken beschäftigt, folgte ich einem Pfade, der auf halber Höhe des Hügelhanges hinlief. Durch die Rebgewinde und das dünne Laub der Oelbäume hindurch entdeckte man das Arnothal, das schon in die blauen Schatten der Dämmerung eingehüllt lag, während hinter den hohen Hügeln von San Donato der von der untergehenden Sonne mit hellem Glanze überstrahlte Himmel leuchtete. Plötzlich kam ein hübscher Bursche in ländlicher Tracht mir wie ein Narr entgegengerannt, so daß ich kaum Zeit hatte, vor ihm bei Seite zu treten. Er rannte aber gleichwohl an mich an und rief mir im Vorüberrennen mit athemloser Stimme ein „felicissima sera!" zu, welches mir mehr als sein barsches Benehmen seine freundlichen Absichten bekundete. Ich drehte mich nach ihm um, aber der Stamm eines Oelbaumes verbarg ihn schon meinem Blick. Einige Augenblicke später fang eine junge, schöne, frische Stimme in der Richtung des casotto ein Volksliedchen. Ein leichtes, mit dem Waldesduft des Apennin geschwängertes Windchen trug den Ton zu mir herüber; die Worte sogar schlugen inmitten der Stille der Felder und der Ruhe der Natur deutlich an mein Ohr; es war das: lo ti vogloi ben assai,*) welches von Neapel aus die Runde durch Italien, ja durch ganz Europa gemacht hat. Der Sänger mußte der schmucke Junge seyn, der mich vorhin mit dem Ellbogen so hart angerannt hatte. Eine Serenade, Pichichia zu Ehren, dachte ich, und über den Sinn seiner Worte nachdenkend, kam ich auf den Einfall, der Sänger müsse der Sohn des Getreidehändlers seyn, welcher sich in musikalischen Stoßseufzern über die Strenge seiner Herrin ergehe. — Nach dem ersten Vers trat wieder Stille ein. Um den zweiten bequemer abzuwarten, setzte ich mich an dem Rande eines Grabens nieder. Allein es folgte nichts mehr; ich erreichte das Landhaus, und nahm mir vor, hinter dieses kleine Geheimniß zu kommen.

Seither hatten mich meine Berechnungen über die Anzahl von Eiern und anderen Erzeugnissen, welche zu Manafrasca gekauft und verbraucht wurden, so sehr in Anspruch genommen, daß ich das Treiben der einzelnen Bewohner nicht genügend studirt hatte, um meinen Vorsatz sogleich mit Erfolg ausführen zu können. Ich ward sogar am folgenden Tage schon einigermaßen durch Pichichia's freudestrahlendes Gesicht irre geführt. Die Huldigungen des Signor Galetti, dachte ich, scheinen ihr doch nicht so unwillkommen zu seyn, als sie vorgibt, da sie so entzückt dreinblickt. Ich machte mir einen Augenblick zu Nutze, wo sie über die Aja ging, während ich, an den Wagen gelehnt, meine Notizen machte, und flüsterte ihr zu: „Nun, mein Kind, Sie haben ja gestern einen Besuch bekommen?"

Sie erröthete, aber dießmal sichtlich aus Verlegenheit.

„Ja, ja," fuhr ich fort, „Sie spielen die Grausame gegen Galetti vor Ihrer Mutter, aber mich können Sie nicht auf gleiche Weise hintergehen!"

Sie eilte mir davon und lachte aus vollem Halse. Diese heitere Flucht machte mir eine weitere Anwendung meines Scharfblicks unmöglich; gleichwohl hielt ich mich nicht für geschlagen, und erwartete geduldig die Gelegenheit. Ich widmete jetzt dem Thun und Treiben Pichichia's mehr Aufmerksamkeit und bemerkte, daß sie häufig zwischen neun und zehn Uhr Morgens vom Hause wegging und immer mit trauriger, entmuthigter Miene zurückkehrte. Aber ich erinnerte mich auch, sie mehrmals um dieselbe Stunde mit freudestrahlendem Auge und dem glückseligsten Antlitz von der Welt gesehen zu haben. Ich belauerte also ihr Weggehen; sie stieg die Anhöhe hinunter, und erreichte auf einem kleinen Feldwege die Landstraße, die von Pontasieve nach Vallombrosa führt. Gegenüber von dem Punkte, wo die beiden Wege zusammenstoßen, steht eine kleine Kapelle; ein einfacher Bogen von geringer Tiefe ist mit einem Eisengitter verschlossen und schützt ein kleines Standbild der Madonna vor dem Regen. Vor dem Heiligenbilde brennt Tag und Nacht eine Lampe, die von irgend Jemand unterhalten wird. Als Pichichia diese Stelle erreicht hatte, machte sie das Zeichen des Kreuzes und setzte sich am Rande der Straße auf die Rasenböschung nieder, welche neben jener herläuft und sie um einige Fuß überragt. Ihre Ellbogen ruhten auf den Knieen, ihre beiden Hände stützten den Kopf, und so schaute sie langsam in der Richtung von Pontasieve hinaus und kümmerte sich sehr wenig um die Fuhrwerke und Fußgänger, welche zu ihren Füßen die Straße herauf- oder herabkamen, und noch weniger um die Anreden, welche ihr die in dem Netze ihres Carro

*) Ich liebe Dich so sehr, und Du denkst nicht an mich. — Refrain eines neapolitanischen Liedchens.

ausgestreckten jungen Bursche im Vorüberfahren zuwarfen. Diese toscanischen Karren sehen ungemein malerisch aus; sie sind immer roth bemalt, und haben kurze Sänften, welche mittelst eines Riemens an dem Tragriemenkissen angebracht sind; letztere überragt den Rücken des Pferdes um mehr als Spannenhöhe, ist mit kupfernen Nägeln und Platten und mit einer Art Wetterfahne von gleichem Metall verziert, die einen eigenthümlichen Eindruck macht. Das Gespann, von kleinen, sehnigen, behenden, ebenso feurigen als mageren Pferden, welche mit scharlachrothen Eicheln und Trobbeln behangen sind, erinnert ziemlich stark an das neapolitanische corricolo. Auf diese Karren von so anmuthiger Gestalt achtete Pichichia gar nicht; sie hob den Kopf nur in die Höhe, wenn Kutschen vorüberkamen. Endlich sah man zwei Grauschimmel, die eine offene Kalesche zogen, aus einer Staubwolke hervorkommen und sich nähern; augenblicklich stand sie auf, legte die flache Hand über die Augen und schaute aufmerksam der herankommenden Kutsche entgegen; dann ließ sie dieselbe ruhig vorüberfahren, setzte sich wieder und schaukelte mit der Spitze ihres nackten Fußes wie Jemand, der sich über die Ungeduld seines Herzens durch ein wenig körperliche Bewegung zu trösten sucht. Nach einer halben Stunde etwa trat sie den Rückweg nach Manafrasca wieder an. An den folgenden Tagen wiederholte sich derselbe Gang; mein indiscretes Nachspüren verschaffte mir keinerlei Belehrung über den Zweck dieser Gänge, außer etwa daß sie Jemand erwartete und zwar vergeblich.

„Sie erweisen der Madonna eine große Verehrung," sagte ich eines Tages auf's Gerathewohl zu ihr.

— „Che?" . . . . erwiderte sie mit einer Betonung, die etwa sagen wollte: ich verstehe Sie nicht.

„Man hat mir gesagt, Sie machten jeden Morgen eine Wallfahrt nach der Kapelle an der Landstraße'" fuhr ich fort und sah sie schalkhaft an.

— „Daraus mache ich gar kein Hehl, entgegnete sie mit weit mehr Wehmuth als Verlegenheit, und setzte dann halblaut mit einem Seufzer hinzu. „Die Madonna hat schon seit lange mein Gebet nicht mehr erhört!"

„Und um was bitten Sie sie denn?" fragte ich alsbald.

Ich weiß nicht, ob sie meine Frage beantwortet haben würde oder nicht, allein ich hatte dieselbe kaum gestellt, so rief die Mutter von der Gallerie des casotto herab kreischend ihr: „Chichia! Chichia!" und entbot sie dadurch in die Küche. Das Mädchen sprang davon und meine Neugier blieb unbefriedigt. Ich durfte mir übrigens versprechen, daß ich nicht lange auf Pichichia's Antwort würde warten müssen, denn schon vom folgenden Tage an schien das Mädchen die Gelegenheit zu suchen, mir zu begegnen, und hatte sich mir zwei- oder dreimal genähert wie eine Person, welche Einem gerne eine Mittheilung machen möchte, aber nicht weiß, wie sie es angreifen soll, oder die noch immer zögert, sich auf einen solch zarten Gegenstand einzulassen. Die Geneigtheit zu vertraulicher Mittheilung hatte sie seit dem Abend kundgegeben, wo ich von meiner bevorstehenden Abreise nach Florenz gesprochen hatte. Ich war nämlich so weit gekommen, die Aufgabe, welche ich mir bei der Uebersiedlung in Herrn Neri's Landhaus gestellt, für allzu schwierig und unlösbar anzusehen. Ich hatte zwar ermittelt, daß Toscana vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus sich in drei Zonen eintheilen läßt, nämlich: in die Zone der Ebenen oder die des Getreides und des Mais, — in diejenigen des Hügellandes oder der Weinreben und Oliven, und in die Zone der Berge oder Kastanienbäume: allein ich fürchtete, und nicht ohne Grund, daß ich mich schon allzu weit in dieses Feld der allzu allgemeinen Beobachtungen hinein gewagt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

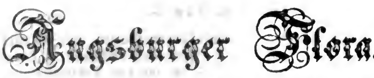
Eine Jagd mit einem Adler. Ein englischer Künstler, Herr Th. W. Atkinson, hat kürzlich in einer siebenjährigen Reise eine Anzahl wenig bekannter Länder von Ost-Europa und Zentral-Asien, namentlich aber Sibirien, die Mongolei, die kirghisischen Steppen, und die chinesische Tartarei durchstreift. Die Beschreibung, die er darüber in London herausgegeben hat, ist voll von interessanten Abenteuern und Schilderungen. Wir heben daraus einstweilen die Beschreibung einer eigenthümlichen Jagd aus, der er beim Besuch eines kirghisischen Häuptlings, der den pomphaften Titel „Sultan" führt, beiwohnte: „Als wir zu Pferd stiegen, hatte ich Zeit, die Gesellschaft zu mustern. Der Sultan und seine zwei Söhne ritten prachtvolle Thiere. Der älteste Knabe trug den Falken, welchen man auf Federwild fliegen lassen wollte. Ein gut berittener Kirghise hielt den Adler, welcher an einer am Sattel befestigten Stange angeschlossen war. Der Vogel hatte Fesseln an den Füßen und eine Haube auf. Er verhielt sich vollkommen ruhig. Zu seiner Obhut waren neben dem Träger noch zwei Männer angestellt. Den Sultan umgaben seine drei Jäger oder Leibwächter und uns folgten etwa zwanzig Kirghisen in ihren hellfarbigen Mänteln. Mehr als die Hälfte derselben waren mit Aexten bewaffnet. Wie wir so dahin ritten, boten wir einen ziemlich wilden Anblick dar, und gewiß würden die Meisten uns lieber in der Ferne als in ihrer Nähe gesehen haben. Wir nahmen unsern Weg ostwärts. Die drei Jäger des Sultans führten den Zug an, dann folgte ihr Gebieter, hierauf ich, und hinter mir seine zwei Söhne mit den Wärtern des Adlers. Ein Ritt von etwa zwei Stunden brachte uns an das Ufer eines stehenden Wassers, welches mit Gebüsch und Röhricht besetzt war. Hier erwartete der Sultan Wild zu finden. Wir waren nicht weit geritten, als wir die Spuren eines wilden Ebers entdeckten, indem der Boden ringsumher frisch aufgewühlt war. Dies gab uns Hoffnung auf Jagdbeute. Unsere Gewehre wurden losgemacht und wir breiteten uns in einer Linie aus, um die Gegend abzusuchen. Wir waren noch nicht weit vorgerückt, als meh-

rere starke Thiere etwa dreihundert Schritte von uns aus dem Röhricht aufstanden und über die Ebene hinsprangen. Sogleich wurden dem Adler Haube und Fesseln abgenommen, worauf er sich in die Luft erhob. Ich beobachtete ihn, wie er in Kreisen höher und höher stieg, und dachte, er habe die Thiere nicht bemerkt, allein darin irrte ich mich. Er hatte sich nun zu einer bedeutenden Höhe erhoben und schien dann einen Augenblick zu rasten. Gleich darauf machte er einige Flügelschläge und stürzte sich dann in gerader Linie herab auf seine Beute. Ich konnte nicht sehen, daß er dabei seine Flügel bewegte, aber der Stoß geschah mit der Schnelle des Blitzes. Die Jagdgesellschaft stieß ein Freudengeschrei aus und die Wärter des Vogels sprengten in vollem Galopp auf den Ort zu. Ich ließ meinem Pferde die Zügel schießen und gab ihm einen Hieb mit der Peitsche. In wenigen Minuten brachte es mich an die Seite des vordersten Wärters. Als wir noch zweihundert Schritte entfernt waren, hatte der Adler bereits seine Beute erfaßt. Das Thier machte einen Sprung vorwärts und fiel zu Boden. Der Adler hatte seinen einen Fang in den Nacken, den anderen in den Rücken des Thieres geschlagen und mit seinem Schnabel riß er demselben die Leber aus. Der Kirghise sprang von seinem Rosse, stülpte die Haube über den Kopf des Vogels und schlang die Fesseln um seine Füße, worauf es ohne Mühe gelang, ihn von seiner Beute loszumachen. Der Wächter bestieg sein Pferd, seine Begleiter setzten den Adler auf die Stange und er war für eine neue Jagd bereit. Wenn man mit dem Adler jagt, nimmt man keine Hunde mit, weil der Adler auf sie stoßen würde. Wie die Kirghisen versichern, greift er auch den Wolf an und tödtet ihn. Füchse, wilde Ziegen, und kleinere Thiere werden auf diese Weise in großer Zahl getödtet. Wir waren nicht weit geritten, als wir auf der Ebene eine Heerde Antilopen von der kleineren Gattung weiden sahen. Wieder wurde der Adler losgelassen, erhob sich in weiten Kreisen in die Lüfte, dießmal, wie es schien, höher als früher, und stürzte sich dann auf sein Opfer, das bereits todt war, als wir dazu kamen. Der Adler verfehlt niemals seine Beute; wenn es dem Thiere nicht gelingt, sich schnell in eine Felsenhöhle zu flüchten, wie es der Fuchs zuweilen thut, ist sicherer Tod sein Loos.

Ein Jagdprozeß. Die „Jagdzeitung" schreibt von einem interessanten Jagdprozesse, für welchen wir übrigens der Zeitung selbst die Bürgschaft überlassen. Auf einer Straße von Devonshire fuhr kürzlich ein sehr eleganter Wagen mit zwei prächtigen Füchsen bespannt. Es saß ein ältlicher, dicker Herr darin, Equipage, Kutscher und Diener deuteten auf großen Wohlstand und Geschmack des Besitzers. In der Nähe einer Farm angelangt, sah Letzterer eine Meute vorüberstürzen, welche in der Verfolgung eines Fuchses begriffen war. Kaum zwei Minuten nachher sprengte ein Reiter im Jagdkostüme wie der Blitz einher. Er setzte über eine ziemlich hohe Hecke; hinter dieser befand sich aber noch ein Graben, welcher der Länge nach mit einem Lehmaufwurf umgeben war. Das Pferd rutschte auf dem nassen Lehmboden aus und rollte mit dem Reiter in den Schlamm herab. Der Wagen war kaum zehn Schritte entfernt von der Stelle, wo der Reiter stürzte. Dem Kutscher ward hastig befohlen zu halten, Herr und Diener stiegen aus und kamen eben in dem Moment an, als es dem Reiter gelungen, sich von dem Pferde loszumachen und den Lehmaufwurf zu erklettern. Der dicke Herr wollte dem Fuchsjäger allsogleich hilfreich beistehen, glitschte aber selbst aus, und zog denselben nun noch einmal in den Graben herab. Endlich gelang es Beiden, sicheren Boden zu fassen. Der Reiter murmelte sehr verdrießlich einige Worte und wollte sofort wieder sein Pferd besteigen. Der dicke Herr hielt ihn jedoch beim Arm und erkundigte sich sehr liebevoll, ob er sich beim Sturze nicht verletzt habe und bot ihm mit der größten Theilnahme seinen Wagen an, um so schnell als möglich zu einem Wundarzt zu gelangen. Während dieser freundlichen Rede setzten in einer weiter entfernten aber paralellen Richtung zwei Reiter nach einander über Hecke und Graben und tobten wie der Sturm der Meute nach. „Danke, danke," versetzte mürrisch der Gentlemen. „Lassen Sie mich." Der dicke Herr hielt aber fest den Gentlemen beim Arm und ließ nicht nach, sich sehr dringlich um das Befinden desselben zu erkundigen. Unterdessen waren auch mehrere Leute aus der Farm herbeigekommen. „Danke Sir, danke," sprach der Reiter immer mürrischer, „wollen Sie mir wohl Ihre Karte geben?" „Hier ist sie, Sir," entgegnete der dicke Herr, „übrigens bitte ich Sie, sich mir ja nicht zu Dank oder Erkenntlichkeit verpflichtet zu halten." „Nein, keineswegs, aber Sie sollen von mir hören," bemerkte der Gentlemen, riß sich endlich los, steckte die Karte ein und ritt in Carriere davon. In wenig Tagen erhielt Herr Van Brunk, so hieß der dicke Herr, er war ein reicher Holländer und in London ansässig, eine Vorladung zum Gerichte. Der Baronet Sir E. war gegen ihn klagbar geworden. Er erwähnte in dem Klageakt, daß er ohne die unberufene Hilfe des obenerwähnten Herrn, der Erste bei dem Hallai gewesen wäre, wie er um namhafte Summen gewettet hatte. Das Verhör begann. Herr Van Brunk gab zu, daß er dem Kapitän zu Hilfe geeilt, ohne daß er dazu aufgefordert worden sey, er bestätigte auch, daß er im Eifer seiner Hilfeleistung den Gentlemen nochmals in den Graben gezogen habe und wunderte sich gewaltig, daß sein Gegner gegen alle Gesetze der Höflichkeit und der Humanität seine Theilnahme mit einem Prozeß vergelte. Sir E. erwiderte ihm ganz kurz, daß Herr Van Brunc die in den Wetten verlorene Summe ersetzen müsse, daß er aber dann ihm mit Vergnügen jede Genugthuung zu geben bereit sey. Die Leute aus der Farm und die bei der Fuchsjagd anwesenden Sportsmen waren als Zeugen anwesend, und bestätigten, daß Sir E. und sein Pferd im Falle nicht die geringste Kontusion erhalten hätten, daß sie also leicht und ohne die zeitraubende Beihilfe des dicken Herrn, Sir E., welcher vor seinen Konkurrenten bereits einen großen Vorsprung hatte, mit Leichtigkeit die Wetten gewonnen hätte. Die Richter verurtheilten den Herrn Van Brunk zu dem Ersatz der von Sir E. eingegangenen Privatwetten, und der reiche Holländer mußte demnach zu Handen des Gerichtes für Sir E. die Summe von achtzehnhundert Pfund Sterling bezahlen.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | Nro. 95. | den 27. November 1859.

Die Braut des Vetturin.

(Fortsetzung.)

In meinen besonderen Beobachtungen war ich vermöge der Gefälligkeit Carboni's so weit gekommen, möglichst genau die durchschnittliche Menge und den Werth der Erzeugnisse seiner Meierei zu verzeichnen, und den annähernden Betrag der persönlichen Ausgaben der Familie zu ermitteln; allein hinsichtlich seiner Betriebskosten und vermeintlichen Einnahmen war ich ohne den mindesten Anhaltspunkt und ohne alle Aussicht auf Erfolg, und ich hatte den Muth nicht, dieß zu gestehen. Es blieb mir also von nun an nichts mehr übrig, als die Sache aufzugeben und wieder nach der Stadt zurückzukehren.

Noch am Abend desselben Tages, wo ich Pichichia mit ihrer andächtigen Verehrung der Madonna an der Landstraße geneckt hatte, begegnete ich ihr unterwegs, als ich gerade meinen Abschiedsbesuch in dem Casotto machen wollte. Sie kam mir gemächlich entgegen, sobald sie aber meiner ansichtig wurde, blieb sie stehen, und in dem Augenblick, wo wir auf einander zutraten, hub sie mit niedergeschlagenen Augen und zögernder Stimme an: „Euer Gnaden .... es ist heute Abend sehr schönes Wetter!"

Offenbar war Pichichia mir nicht entgegen gegangen, um mit mir über das Wetter zu plaudern, und um daher das Eis zu brechen, fragte ich sie: „Was gibt es, mein Kind? Was wollten Sie mir mittheilen?"

— „Ach, Euer Gnaden sind so gütig .... Würden Sie wohl so freundlich seyn? .... Vos signoria reisen nach Florenz, nicht wahr?"

„Gewiß, schon morgen frühe; ich komme eben, um mich bei Ihren Eltern zu bedanken und Abschied zu nehmen."

— „Ach, ich bin so sehr in Unruhe," fuhr sie fort und gab sich die größte Mühe, ihre Schüchternheit und ihr Zaudern zu überwinden. „Seit mehr als vierzehn Tagen ist er nicht mehr nach Manafrasca gekommen!"

„Wer ist denn dieser Er? Der Sohn des Getreidehändlers?"

— „Mit nichten, Herr; ob Galetti krank oder gesund ist, daran liegt mir durchaus nichts. Ich liebe nicht ihn."

„Das heißt also, Sie lieben Jemand, der in Florenz ist, und Sie haben mir Aufträge für denselben mitzugeben, nicht wahr?"

— „Nein, ich wollte nur bitten, daß — Euer Gnaden verzeihen! — daß Sie sich erkundigen, ob ihm nicht irgend ein Unfall zugestoßen seye. Wenn er auch lange Zeit nicht nach Vallombrosa zu fahren hat, so verfehlt er doch, trotz der Entfernung niemals, expreß hieher zu kommen. Es muß ihm also irgend ein Unfall zugestoßen seyn. Ich zittere für ihn, und wage nicht, mit Jemand darüber zu sprechen!"

„Billigen denn Ihre Eltern diese Neigung nicht?"

— „Leider nein! Pepe ist arm. Sie würden es lieber sehen, wenn ich Galetti's Sohn heirathete, der reich ist. Galetti ist zwar kein unangenehmer Mensch," sagte sie laut und rasch, setzte dann aber leise, schüchtern und mit einer unbeschreiblich innigen Betonung hinzu: „aber ich bin Pepe so gut, und er liebt mich so sehr!"

„Und wer ist denn dieser glückliche Pepe?"

— „Der Sohn eines unserer Nachbarn, des früheren Pächters von Torarsa. Wir haben als Kinder immer mit einander gespielt. Sein Vater ist vor nahezu zehn Jahren gestorben, und da keiner seiner Söhne schon alt genug war, um an seiner Stelle capoccio zu werden, so war die Familie genöthigt, die Meierei zu verlassen, — ein Gut, das sie schon seit den Zeiten der Republik bewirthschaftete."

„Und was treibt denn Ihr Geliebter in Florenz?" fragte ich.

— „Er ist Vetturin! Ach, daß Euer Gnaden seine beiden hübschen Grauschimmel und seine schöne rothe Kalesche sehen könnten! Und wie anmuthig er mit der Peitsche knallt und mit welcher furia er fährt!" rief sie und ihr Blick leuchtete vor Stolz, und setzte dann wehmüthig hinzu: „Aber unglücklicher Weise gehören Pferde und Wagen nicht ihm!"

„Er ist also in fremden Diensten?"

— „Ach ja, leider! aber er darbt und spart, damit er sich Pferde und einen Wagen anschaffen kann; alsdann wird er viel Geld verdienen können,

und meine Eltern werden dann zugeben, daß wir uns heirathen."

„Es handelt sich also jetzt zunächst darum, Ihnen nur Nachrichten über ihn zu verschaffen?"

— „Ah, caro signore (lieber Herr!) ich wäre Ihnen ewig dankbar dafür, ich würde Euer Gnaden stets in mein Gebet einschließen!"

„Aber wo soll ich mich nach ihm erkundigen?"

— „O, wenn Euer Gnaden ihm begegnen, werden Sie ihn sogleich erkennen, — er ist der hübscheste Vetturin von ganz Florenz."

„Daran zweifle ich nicht," entgegnete ich lachend; „aber es wäre mir doch einigermaßen von Nutzen, seinen Namen zu erfahren — nämlich falls ich ihm nicht begegnen würde, versteht sich!"

— „Er heißt Pepe, Pepe Gamba, Signore! Sein Fuhrwerk trägt die Nummer 52. Er ist beinahe immer auf der Piazza .... ach, wie heißt sie doch? auf der Piazza .... ach, Euer Gnaden wissen ja .... auf dem Platze, wo eine große Säule steht ...."

„Aha, auf der Piazza della Trinità?"

— „Ganz recht; ach, Euer Gnaden mögen mich entschuldigen, aber ich war nur ein einziges Mal in Florenz .... Weil aber Euer Gnaden so freundlich sind, daß Sie sich eines armen Mädchens annehmen wollen, wie ich es bin, so würden Sie vielleicht auch geruhen ...." Dabei senkte sie den Blick und ihre Stimme wurde wieder unsicher und zögernd. „Ich hege zwar keinen Zweifel," fuhr sie fort, „aber wer weiß? .... wer weiß, ob nicht irgend eine Dame in Florenz mir Pepe's Herz geraubt hat?"

„Seyen Sie hierüber außer Sorgen, Pichichia! die Damen zu Florenz werden Ihnen nicht in's Gehäge gehen. Allein abgesehen davon, werde ich Ihren Auftrag bestellen, und Ihnen entweder Nachricht über Pepe geben oder Ihnen Pepe selber schicken!"

„Ach, lieber Herr, Gott vergelte Ihnen tausendfach diese Freundlichkeit!"

2.

Kaum in Florenz angekommen und in meinem Gasthause abgestiegen, eilte ich nach dem Dom und nach dem Platze des Großherzogs. Von den Fenstern meiner Wohnung aus überschaute man beinahe alle Quais flußaufwärts und flußabwärts von den kühnen, schlanken, zierlichen Bogen des ponte della Trinità. Ich verbrachte hier den Abend träumend, bewundernd, in gehobener, lebensfroher Stimmung wie ein Wiedergenesender, der zum ersten Mal wieder ins Freie tritt, angesichts des Sonnenlichts und der schönen Natur. Erst am folgenden Morgen fiel mir (so tief egoistisch ist der Mensch) der unvergleichliche Pepe ein.

Auf der Piazza della Trinità fand ich weder die Grauschimmel, noch den Wagen Nro. 52. Der hübsche Gamba ist vermuthlich auf der Fahrt, dachte ich, und frühstückte in der Nähe, bei Doney. Als ich aus dem Kaffeehause trat, war noch kein Pepe zu sehen. Um Mittag vielleicht, wo alle Welt ausruht, wird mein Mann auf seinem Posten seyn, dachte ich, und bog, um einstweilen den Palast Pitti zu besuchen, in die Via Porta-Rossa ein; ich war aber noch nicht unter dem eleganten Porticus des Mercato nuovo angekommen, so dachte ich schon nicht mehr an Pichichia und ihre Liebschaft. Jenseits des Ponte-vecchio, in der Straße, wo der berühmte Geschichtsschreiber Guicciardini wohnte, begegnete mir die aufziehende Wache mit der Musik an der Spitze. Ich folgte ihr bis zu dem Palaste, welchen der Großherzog von Toscana damals bewohnte und der noch heute den Namen jenes einfachen Privatmannes führte, durch welchen er erbaut worden war; und hier blieb ich einen Augenblick stehen, um die imposante Masse und den finsteren Anblick dieses Gebäudes zu betrachten. Hierauf stieg ich hinauf in die Gallerie. Nachdem ich die lichtvollen Seebilder Salvator Rosa's und das wunderschöne Frauenbild der sogenannten Bella von Tizian beschaut hatte, vertiefte ich mich in das Studium des von Raphael gemalten Bildes Leo's X. Ich dachte eben darüber nach, daß eine Jury die beiden Begleiter des Pabstes auf ihr bloßes Aussehen hin zur Galeere verurtheilen würde, als mich plötzlich der um drei Uhr übliche Ruf: si chiude! (man schließt) aus meiner Betrachtung aufschreckte. Ich verließ den Palast und begab mich nach den Uffizien, ohne im mindesten an Pepe oder an Volkswirthschaft und Statistik zu denken. Wie könnte man auch angesichts des Palastes der Signorina sich eines Vetturins erinnern? Ich setzte mich unter die Loggia dei Lanzi, und von hier aus schweiften meine Blicke und Gedanken aufs Gerathewohl über den Vordergrund der schwarzen, zierlichen Pfeiler von Or-San-Michele hinaus nach dem kühnen, luftigen Bogen, welcher den Palast mit den Uffizien verbindet. Dort ist der Perseus von Benvenuto Cellini und die Judith von Donatello. Hier die Reiterstatue von Cosmus, der zwar nicht der erste Tyrann, aber der erste Herzog von Toscana war. Die Wappen aller Städte sind unter dem Band des zinnentragenden Mauerkranzes dieser städtischen Zwingburg von Rathhaus angemalt, welche so viele Verbrechen und Heldenthaten gesehen hat, welche der Schauplatz von so vielen Kämpfen und politischen Umwälzungen war. In diesem nicht allzu geräumigen burgartigen Steinhause wurde Christus zweimal zum König von Florenz ausgerufen und zweimal durch die Mediceer entthront. In jener leergelassenen Ecke standen die Häuser der Uberti, welche im Jahre 1258 vom Volke dem Erdboden gleich gemacht wurden. Dort schwang Michel Lando sein Banner an der Spitze der ciompi; dort ward der Scheiterhaufen für Savonarola errichtet. Der

Anblick der Agora und des Forums von Rom erweckt nicht mehr Erinnerungen, als dieser kleine Platz, auf welchem nicht zwei Bataillone manövriren könnten.

Als mein Blick von dem David des Michel Angelo nach dem Eingange der via Cacciajoli zurückkehrte, begegnete er demjenigen eines Kutschers, welcher mich von der Mitte des Platzes aus durch lautes Peitschenknallen einlud, in seinen Wagen zu steigen. Das Gespann bestand in zwei Grauschimmeln — vielleicht war es Pepe's Wagen. Ich trat hinzu, las die Nummer 52 am Wagenschlage und blickte neugierig zu dem Kutscher auf, aber du lieber Gott! wie blind ist doch die Liebe! Eine krumme Habichtsnase, ein Mund, der das Gesicht bis zu den Ohren spaltete, Schielaugen, und eine heisere Stimme, die mir entgegenschrie: „Nach den Cascine, Herr? nach Fiesole? nach Belosguardo?"

— „Heißt Ihr Pepe Gamba?" fragte ich den Kutscher, da ich weder der Farbe seiner Pferde noch der in weißer Farbe auf dem Wagenschlag prangenden Nummer 52 trauen konnte.

Ohne auf meine Frage zu antworten, erwiderte er mit dem Kehllaute der Florentiner: „Per poco, mossu *); per poco. Otto paoli l'ora; buoni cavalli!" (Um eine Kleinigkeit, Herr; acht Paul per Stunde; gute Pferde! — Der Paul ist etwa fünf Silbergroschen.)

Es war nur das Doppelte von dem gewöhnlichen Preis. Da es aber in Florenz keinen Tarif für die öffentlichen Fuhrwerke gibt, so feilscht Jedermann mit dem Kutscher um den Preis der Fahrt, die er machen will. Der Eine fordert, so viel er nur kann, der Andere handelt ihn herunter. Obschon es Landessitte ist, die Fremden zu übernehmen, so nahm mich der sehr übertriebene Preis von acht Paul gar nicht zu Gunsten dieses Menschen ein. — „Che?" versetzte ich als ein Mann, der Florenz kennt und sich nicht prellen läßt wie ein Engländer. „Aber vor Allem sagt mir, wie Ihr heißt?"

„Ja," erwiderte er als Antwort auf eine frühere Frage, anstatt sich an die letztere zu halten; „das heißt, eigentlich nein! Aber gleichviel, es ist, als ob es Pepe selber wäre! Wohin wollen Euer Gnaden? Nach den Cascine? Nach dem Poggio?"

— „Nach keinem von Beiden! Ich möchte wissen, was aus Pepe Gamba geworden ist, da seine Pferde und sein Wagen . . . ."

In diesem Augenblick kamen zwei Blumenmädchen dazu, die mir das Wort vor dem Munde abschnitten. Jede hielt in der Hand ein Körbchen voll Nelken, Jasmin, Pfingstrosen u. s. w. und wollte mir ein ganzes Blumenbeet verkaufen. Der Sinn für Blumen ist in Florenz allgemein; vom frühesten Morgen an muß man damit so zu sagen sein Knopfloch verzieren. Man kann keine drei Schritte auf der Straße machen, ohne einem Blumenhändler zu begegnen, welcher sie Einem in Güte oder mit Gewalt aufdrängt. Der Ausländer insbesondere ist beinahe nicht im Stande, sich ihrer zu erwehren. In einer Stadt, wo er so viele Freiheiten genießt, hat er die, keine Blumensträußchen zu lieben, durchaus nicht. Mittelst zweier crazie oder Kreuzer schaffte ich mir die zudringlichen Blumenmädchen vom Hals und setzte mein Verhör fort: „Wo ist Pepe?"

*) Wenn die italienischen Kutscher mit einem Fremden reden, so sagen sie immer mossu anstatt signore, und glauben, ihm hiedurch den Rest der Phrase verständlicher zu machen.

— „Ich vertrete seine Stelle."

„Ganz gut; aber wo ist er?" fuhr ich fort; da der Vetturin sah, daß ich nicht mit ihm feilschen, sondern plaudern wollte, so ließ er die Zügel seiner Pferde los, die auf einmal aus den muthigen, stolzen Thieren, die sie unter der Peitsche waren, ganz lammfromm und friedlich wurden.

— „Er ist im Hospital," erwiderte mir Pepe's Nachfolger, schlug die Beine über einander und ließ die Peitsche in die linke Hand gleiten, die er auf sein Knie gestützt hatte. „Die Misericorde *) hat ihn dorthin gebracht!"

„Heiliger Gott! ist ihm denn ein Unfall zugestoßen?"

— „Nein, Herr, er ist nur krank."

„Was fehlt ihm?"

— „Chi lo sa?" (wer weiß es.)

„Und wer soll es denn wissen, Schlingel, wenn nicht Du, sein Kamerad?"

— „Meiner Treu, mosso, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß er halb todt ist!"

„Fahre mich sogleich nach Santa-Maria-Nuova!" rief ich und sprang in den Wagen, dessen Schlag ich selber öffnete.

*) Die Misericorde ist eine Bruderschaft von Büßenden, welche sich der Kranken und Verwundeten annimmt. Wenn sich irgend ein Unglück ereignet oder ein Fall rascher Erkrankung eintritt, so läutet man die Glocke der Misericorde, und die Brüder holen dann den Verwundeten oder Kranken ab. Viele Mitglieder dieser Bruderschaft gehören den besten Familien von Florenz an. Alle tragen Kamaschen, schwarze Tunika und Pilgerkutte mit einer Kapuze von derselben Farbe, die über das Gesicht heruntergeschlagen wird und als Maske dient. Diese Tracht ist ein sehr gutes und achtbares Mittel gewesen, um zu einer Zeit gesellschaftlicher Ungleichheit zwischen den Brüdern unter sich und gegenüber dem Publikum jene Gleichheit herzustellen, die uns so werth ist und die man auf dem Grunde der ältesten christlichen Institutionen immer findet. Andere Büßende in weißen Gewändern tragen die Todten auf die Kirchhöfe. Zu Florenz wie zu Rom nimmt man die Beerdigungen mit Einbruch der Nacht vor. Dem Sarge schreitet ein Priester voran; vier Büßende tragen den Leichnam, Andere gehen mit Fackeln in der Hand daneben her und singen mit gedämpfter Stimme Bußpsalmen; weder Freunde noch Verwandte begleiten den Sarg. Es gibt nichts Unheimlicheres, als die Begegnung mit einem dieser schauerlichen Leichenbegängnisse in einer der düsteren und engen Gassen des alten Florenz. Die fremdartige Tracht der weißen Büßenden, der rothe Glast der Fackeln, der schaurige, dumpfe Gesang der Büßer, der tiefe Ton der Stimme des Priesters, welcher die Todtengebete hersagt, der rasche Schritt des Priesters und der Büßenden, — Alles ist fremdartig, ergreifend, beinahe phantastisch. Man wird unwillkürlich an die Pest gemahnt welche Boccaccio beschreibt, und an die eilfertigen, geheimnißvollen Beerdigungen zu den Zeiten großer Epidemien.

Ein Schrei, ein Peitschenknall, und wir rollten schon im Galopp die via Caciajoli entlang, die eine der beliebtesten von Florenz ist. Es war ein Wunder, daß wir Niemand überfuhren. Ich kam am Fuß des hübschen Glockenthurmes von Giotto und der hohen, stolzen Kuppel Brunelleschi's vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen; einige Minuten später fuhren wir zwischen den beiden Reihen von Palästen der via Pucci hin und erreichten das Hospital. Es war aber schon geschlossen, denn die Stunde der Krankenbesuche war vorüber — ich konnte Pepe erst am andern Morgen besuchen. (Forts. folgt.)

Kleinigkeiten.

Die Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Seit Guttenberg durch seine Erfindung dem menschlichen Gedanken die breite Bahn brach, auf welcher derselbe eine unwiderstehlich treibende Kraft in der Entwicklung der Geschicke der Menschheit werden sollte, ist zur Pflege und Erweiterung seiner Kunst nie eine umfassendere, großartigere Anstalt gegründet worden, als diejenige, welche unsere Ueberschrift nennt. Mag in der Eleganz des eigentlichen Bücherdrucks die Staatsdruckerei in Paris im Vergleich mit der Hof- und Staatsdruckerei in Wien genannt werden: in der Reichhaltigkeit des Typenschatzes, in der Mannichfaltigkeit der in Typen darzustellenden Sprachen, sodann in der Vereinigung aller Mittel und Verfahrungsweisen der graphischen Vervielfältigung, sey es durch die Presse, sey es auf anderem Wege, übertrifft die letztere Anstalt alle übrigen. In der Vollendung und Ausdehnung, wie die Anstalt jetzt besteht, ist sie ein Werk der neuesten Zeit. Zwar schon 1804 als typographisches Staatsinstitut begründet, hat sie doch erst seit 1841 den großartigen Aufschwung genommen, der sie dieses Ziel erreichen ließ. Im März 1841 wurde Alois Auer, jetzt kaiserlich königlicher wirklicher Hofrath, zu der Direction des Institutes berufen, und was dasselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit geworden, legt für die eminenten Fähigkeiten, wie für den angestrengten Fleiß und die aufopfernde Berufstreue dieses Mannes ein glänzendes Zeugniß ab. Sein Verdienst um die Anstalt theilt der ihm zur Seite stehende Vice-Director Karl Adam Kaltenbrunner. Als Auer die Anstalt übernahm, zählte sie fünfundvierzig Arbeiter; jetzt hat sie deren mehr als tausend. Der umfängliche Gebäudecomplex, in welchem jetzt die verschiedenen Zweige der Hof- und Staatsdruckerei untergebracht sind, würde dem Auge einen imposanteren Anblick darbieten, wenn er von Einem Punkte aus ganz zu übersehen wäre. In dem südöstlichen Theil der inneren Stadt, am Ende der Singerstraße gelegen, an welcher die Hauptfront liegt, während ein Seitenportal der Seilerstätte zugekehrt ist, erheben sich diese Gebäude zu einer Höhe von fünf Stockwerken. Bis 1841 nahm die Druckerei nur einen Theil des Franziskaner-Klostergebäudes ein. Seitdem nahm Ausdehnung und Erweiterung beständig zu. Man füllte das ganze Kloster mit Geschäftslocalen rc. an, man bebaute die Hofräume, man verband die einzelnen Gebäude durch Glasdächer und gewann so geräumige und lichtreiche Arbeitssäle, man setzte auf die früher errichteten Gebäude das vierte und das fünfte Stockwerk. Im Jahre 1849 wurde zur Anfertigung der verschiedenen Werthpapiere des Staates ein großes nach Süden gelegenes Gebäude errichtet, welches über dem Erdgeschosse fünf Stockwerke zählt. Die verschiedenen Etagen sämmtlicher Gebäude sind durch Gallerien mit einander verbunden. Drei eiserne Wendeltreppen und drei steinerne Haupttreppen stellen die Verbindung der Localitäten unter einander von ebener Erde bis zu dem obersten Stockwerke her. Die mannichfachsten Maschinen setzt eine Dampfmaschine von sechzehn Pferdekraft in Bewegung. Der Dampf wirkt theils unter der Erde fort und wird an der geeigneten Stelle mittelst Bänder und Zähne zur Triebkraft gemacht, theils breitet er seine Arme links und rechts aus, oder streckt einige derselben in die oberen Stockwerke, um überall, wo es seiner Kraft bedarf, wirksam einzugreifen.

Die bestraften Raben. Die folgende, von einem Zuaven erzählte Anekdote zeigt, wie die französischen Soldaten in Italien die Bauern zu bestrafen wußten, die sich in der Nähe der Armee herumtrieben und des Abends nach einer Schlacht sich auf das Schlachtfeld schlichen, um die Todten zu berauben. Es war in der Nacht nach der Schlacht bei Solferino. Die Ebene war mit Todten bedeckt. Einige Grenadiere hatten sich aus dem Lager entfernt, um unter Maulbeerbäumen zu schlafen. Die übergroße Anstrengung während des Schlachttages gab ihnen einen sehr festen Schlaf, nur Einer von ihnen schlief nicht, denn er war beauftragt, die Kameraden, wenn etwa ein Alarmzeichen gegeben werde, zu wecken. Dieser sah Leute sich heranschleichen, die sich ein Geschäft daraus machen, die Todten auf dem Schlachtfelde auszuplündern und denen das Heer den Schimpfnamen „Raben" gegeben hat. Seit langer Zeit sprach man von diesen unheilvollen Banditen, die dem gefallenen Soldaten sein edles Leichentuch, die Uniform, worin er gekämpft hat, entreißen. Der Wache haltende Soldat sah eine Gelegenheit, sie auf der That festzunehmen. Er war sicher, daß seine Kameraden zu fest schliefen, um zu erwachen, und was ihn selbst betraf, so stellte er sich todt. Die Raben überließen sich ihrem Geschäft, untersuchten die Taschen der Todten und betrieben ihr abscheuliches Handwerk. Bald bemerkten sie die Schläfer. „Halt", sagte Einer von ihnen, „die sind von den Uhlanen niedergehauen worden, sie haben sich um einen Baum herum geflüchtet, sind aber dennoch nicht ihrem Geschicke entgangen." „Dummkopf," sagte ein Anderer, „Du siehst wohl, daß sie schlafen." „Ich glaube nicht. He, Kamerad!" Niemand antwortete. Du siehst wohl, daß sie todt sind," erwiderte der Rabe. „Laßt uns ihnen die Taschen untersuchen." Sie begannen nun mit dem, der sich todt gestellt hatte, der aber plötzlich: „Zu den Waffen!" rief und damit seine Kameraden erweckte, damit Keiner der Räuber entfliehen könne. In einem Augenblick standen die Soldaten da, umgaben die Räuber und nahmen sie fest. Die Banditen wurden nunmehr Einer nach dem Andern an einen Baum gebunden und mit dem Ladestock der Gewehre windelweich geschlagen. Die Strafe war hart, ersparte ihnen jedoch die zehnjährige Galeerenstrafe, welche das Strafgesetzbuch für dieses Verbrechen festgesetzt hat.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch | Nro. 96. | den 30. November 1859.

Die Braut des Vetturin.

(Fortsetzung.)

Am Abend machte ich der Marchesa Capranica meine Aufwartung, in deren Haus und Zirkel ich zur Zeit meiner ersten italienischen Reise Zutritt gehabt hatte. Hier hatte sich Alles sehr verändert, von der Dame des Hauses an, welche ich im vollen Glanze einer unbestrittenen, aber allerdings schon zum Untergang sich neigenden Schönheit verlassen hatte, und die ich jetzt beinahe als alte Frau wieder fand, aber immer noch geistvoll, liebenswürdig und gastfreundlich. Aus irgend einem Grunde war sie noch nicht aufs Land gegangen. Einige Nachzüglerinnen gleich ihr waren in ihrem Salon versammelt; aber unter ihnen befand sich beinahe keine meiner Bekannten aus früherer Zeit. Die Marchesa stellte mich einigen Personen vor. In Dingen der Courtoisie sind die Italiener vollendete Meister; es gibt nichts leichteres, anmuthigeres, zarteres als ihren Empfang — man sieht sich gleichsam im Nu mit ihnen auf dem Fuße einer halben Vertraulichkeit, die einen wahren Zauber ausübt. Allein trotz des Vergnügens, welches ich in einer so liebenswürdigen Gesellschaft nothgedrungen fühlen mußte, kehrten meine Gedanken unaufhörlich wider Willen zu dem unglücklichen Pepe und der armen Pichichia zurück.

Am andern Morgen stand ich vor meiner gewöhnlichen Zeit auf. Der Zutritt in das Spital ist erst um zehn Uhr offen, und es war erst acht Uhr. Um mir die Zeit zu vertreiben, schlenderte ich an San Lorenzo vorüber, die Pfarrkirche und Schöpfung der Medicäer, — einer schönen, ernsten Basilica, worin zwei ruhmlose Glieder dieser berühmten Familie zu Grabmälern zwei der größten Meisterwerke Michel Angelo's haben, während die wahrhaft großen Männer dieser Familie und die Gründer von deren Macht unter einer einfachen Marmorplatte oder in einem Sarkophag von Granit ruhen. Ich blickte alle fünf Minuten auf meine Uhr, und machte mich um halb zehn Uhr auf den Weg nach Santa-Maria-Nuova, an der Bildsäule des berühmten Giovanni delle bande nere vorüber, des Vaters jenes groben Soldaten, welchen Karl V. zum Herzog von Toscana erhob unter dem Namen Kosmus I., eines kräftigen, lebenstrotzenden Stammvaters jener langen Reihe verweichlichter und entarteter Fürsten, die in der Person des blödsichtigen, thörichten Gaston erlosch. Den großen Palast Riccardi zur Linken lassend, welcher einst die prunkvolle Wohnung der ersten Medicäer gewesen war, langte ich endlich vor Santa-Maria-Dei-Fiore an. Aber hier mußte ich noch eine halbe Stunde warten. Vergebens suchte ich mich der schwarzen Bilder des Todes und Todeskampfes zu entschlagen, die mich stets verfolgten, während ich die Thüren der Taufkapelle betrachtete, oder in dem Schiff des Domes auf- und abwandelte; weder die ausgezeichnete, zierliche Feinheit der Basreliefs von Lorenzo Ghiberti, noch die großartige Erhabenheit des von Arnolfo di Lapo erbauten Schiffes konnten mir diese Gedanken aus dem Kopfe treiben. Ich eile nach dem Hospital, treffe eine große Menschenmenge an der Thüre, erhalte endlich die Erlaubniß einzutreten, und frage: „Pepe Gamba, Kutscher?" — „Vierter Saal, Nro. 14." — Ich eile die Treppe hinan. Alle Spitäler sind einander gleich: eine lange Gallerie, zwei Reihen sich gegenüberstehender Betten! Endlich finde ich das von Gamba und trete zu ihm heran. Er ist mager und bleich, hat aber noch keineswegs das Aussehen eines Sterbenden. Ich erkundige mich und höre, daß er außer Gefahr ist. Jetzt trete ich zu Häupten seines Bettes und erkenne in ihm, obschon er sehr entstellt ist, denselben jungen Mann, der mich damals mitten in dem Olivengarten bei Manafrasca beinahe niedergerannt und die neapolitanische Barcarole gesungen hatte.

„Armer Junge, wie geht es Euch?" rede ich ihn an.

— „Besser, signor dottore." erwiderte er matt, ohne aufzublicken, denn er hält mich für einen der Aerzte.

„Pichichia ist sehr in Sorgen um Euch, und in ihrem Auftrag will ich Euch besuchen," fuhr ich fort.

Der Blick des armen Burschen leuchtete plötzlich auf; er erhob sich mühsam, stützte sich auf den Ellbogen und versetzte: Anima mia (meine Seele!) — „Ach ja," fuhr er dann nach einer kurzen Pause und mit Thränen im Auge fort, „aus Liebe zu ihr hätte ich beinahe sterben müssen!"

„Wie so denn? Aber vor Allem: was für eine Krankheit hat Euch denn hieher gebracht?"

— „Eine Lungenentzündung, bester Herr, und zwar eine sehr starke, meiner Treu! Vorigen Sonntag waren es vierzehn Tage, daß ich — um Pichichia auf einige Minuten zu sehen und zu sprechen, nach Manafrasca lief, während meine Pferde sich von einer Reise nach Volterra ausruhten . . . . von einer strengen Fahrt, Signore . . . ." Er litt noch an kurzem Athem, und brach daher ab, um Athem zu schöpfen. — „Ich mußte gewaltig laufen, um den Weg nach Manafrasca hin und her in einem Nachmittag zu machen, aber ich kam noch am selben Abend zurück — es war ein Festtag, und alle Fuhrwerke kamen von Florenz, nicht Eines fuhr dorthin, und so mußt' ich den ganzen Weg zu Fuß . . . ."

„Ihr waret es also, der Pichichia seine Anwesenheit meldete durch den Gesang von „Io ti voglio ben'assai." — nicht wahr?"

— „Allerdings. Und hab' ich nicht Euer Gnaden damals auf dem Fußsteige nach dem Casino Neri getroffen?"

„Getroffen allerdings — sehr empfindlich getroffen!" erwiderte ich lachend.

— „Ach, Verzeihung, Euer Gnaden! Aber ich hatte Pichichia schon seit einer ganzen Ewigkeit nicht gesehen, — ich war wie betrunken!"

„Das ist sehr erklärlich; aber wie entstand denn Eure Krankheit?"

— „Ach ja; das sollen Sie sogleich erfahren, Signore! Ich kam also ganz todmüde und in Schweiß gebadet wie ein Rennpferd nach Florenz zurück. Es war schon Nacht. Kaum zu Hause, begegne ich meinem Herrn, der mich anschreit: Pepe, wo hast Du gesteckt? woher kommst Du in diesem Aufzug? Schnell spanne an. Ein englischer Signor erwartet den Wagen in San Donato. — Ich spute mich, klettere auf den Bock und fahre zu. Da beginne ich zu frieren und erkälte mich. In der darauffolgenden Nacht bekomm' ich ein Fieber wie ein Pferd, ein Seitenstechen — ich wähnte ersticken zu müssen . . . . Die Misericorde hat mich hieher gebracht, man hat mir beinahe all' mein Blut abgezapft — mir war so übel, als ob ich sterben müßte . . . . Und die arme Pichichia? was macht sie?"

„O, abgesehen von dem Kummer und der Unruhe darüber, daß sie Euch schon so lange nicht mehr gesehen, geht es ihr ganz gut, denn sie hat keine Ahnung von dem Zustande, worin Ihr Euch befindet. Ich werde ihr über Euer Befinden Nachricht geben."

— „Danke, Euer Gnaden, danke! Und nicht wahr, Sie schreiben ihr, daß ich bald nach Manafrasca kommen werde? — Aber wer weiß, wann ich wieder werde zur Peitsche greifen können?" setzte er nach einer Pause mit dumpfer Stimme hinzu. „Und meine armen Pferde! in was für einem Zustande werde ich sie wieder finden?" — Nach dieser Erinnerung an seine Pferde kam er wieder auf seine erste Idee zurück und fuhr mit einem Seufzer fort: „Meine Wiedergenesung wird mich ein schönes Stück Geld kosten; das bringt den Zeitpunkt unserer Verheirathung nicht näher!"

„Denket vorerst an Eure Heilung!" sagte ich und reichte ihm die Hand. „Ich sehe, daß es Euch angreift, wann ich länger bei Euch bleibe; darum auf Wiedersehen!"

Ich hatte einen Augenblick die Absicht, selber nach Manafrasca zu gehen, allein ich hatte auf den folgenden Tag eine Einladung zum Diner bei der Marchesa angenommen. Und wozu auch am Ende Pichichia erschrecken? Es genügte ja, ihr zu melden, daß ihr lieber Pepe noch auf der Welt war und sie nicht vergaß. Ich entschloß mich daher für's Schreiben, und sandte meinen Brief nach Manafrasca durch Vermittelung des fattore des Herrn Neri ab.

Nachdem ich hinsichtlich meines Schutzbefohlenen beruhigt war, warf ich mich wieder mit vollen Armen in den Strom der Kunstgenüsse, welche Florenz meiner Bewunderung darbot. Mit dem Glockenschlag Ein Uhr stand ich vor der schönen Bildsäule des Augustus, welche die Vorhalle der Uffizien ziert. Nach einem Tage, den ich in Gesellschaft von Raphael, Correggio, Andrea del Sarto, Tizian, Giorgione und anderen alten florentinischen Meistern verbracht hatte, suchte ich die volksthümlichen Stadtviertel auf, die sich hinter Palazzo Vecchio hindehnen, um die Badia herum, die älteste Kirche von Florenz, und in der Richtung des Kreuzwegs von Sant' Ambrogio hinaus. Ich kehrte durch das Borgo degli Albizzi zurück und blieb zuweilen stehen, um die Bauart eines jener alten Paläste zu betrachten, mit welchen der Corso begrenzt ist, als ich plötzlich ein Frauenzimmer staubbedeckt, barfuß, athemlos, mit vorgebeugtem Oberkörper gegen mich herankommen sah. In dem schmerzverzogenen und verstörten Gesicht erkannte ich mit Mühe Pichichia. Sobald auch sie mich erkannte, fand sie die Kraft wieder, auf mich zuzueilen, und rief: „Ah, der liebe Gott schickt Sie mir entgegen! Lebt er noch?"

— „Ganz gewiß; er ist gerettet; ich habe ihn erst diesen Morgen besucht."

„Benedetta sia la santissima Vergine (Gebenedeit sey die heilige Jungfrau)!" rief sie und schlug den Blick mit dem Ausdruck der innigsten, rührendsten Dankbarkeit gen Himmel auf. Dann kehrte sie gewissermaßen wieder auf die Erde zurück mit der Frage: „Wo ist er? Ich will ihn sogleich besuchen!"

— „Das ist unmöglich; zu dieser Stunde dürft Ihr auf keinen Fall mehr ins Spital; aber morgen sollt Ihr Pepe sehen!"

„Nein, nein; ich will ihn unverzüglich sehen!" rief sie mit Energie, als ob sie nur befehlen dürfte.

— „Es ist nicht thunlich," erwiderte ich ihr; „aber beruhigt Euch; ich habe ihn gesehen."

Jetzt bestürmte sie mich mit Fragen, an was für einer Krankheit er leide, ob er sich sehr geändert habe, wie ihm dieser Unfall zugestoßen seye, und dergleichen mehr. Sie wollte Alles erfahren, und kam dann unaufhörlich mit jener hartnäckigen Zähigkeit, welche den Bauern aller Länder eigen ist, wieder auf den Wunsch zurück, sogleich in das Spital zu gehen. Ich hatte die größte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß es ihr nicht gelingen werde, den Thürsteher oder Direktor durch gute Worte oder flehentliche Bitten zur Abweichung von der hergebrachten Ordnung zu bewegen, selbst wenn sie denselben ihre Liebe zu Pepe und Pepe's Erwiderung dieser Neigung gestehen sollte. Eigentlich gelang es mir nicht, sie zu überzeugen, aber ich zog mich wenigstens damit aus der Schlinge, daß ich ihr begreiflich machte, die Aufregung in Folge eines so unerwarteten Wiedersehens würde dem Genesenden großen Nachtheil verursachen.

Als sie sich beruhigte, richtete ich meinerseits nun eine Reihe von Fragen an sie, z. B.: durch wen sie Kunde von Pepe's Krankheit erhalen? Wie sie sich erkühnt habe, allein und zu Fuße diese weite Wanderung zu unternehmen, sie, die erst ein einziges Mal in Florenz gewesen und darum hier ganz unbekannt war? Pichichia erzählte mir, sie seye am Morgen ganz allein auf ihrem gewöhnlichen Posten bei der Kapelle an der Landstraße gewesen und habe den Wagen und die Pferde Pepe's herankommen sehen, aber leider kutschirte ein Anderer als Pepe. Sie stürzte dem Gefährte entgegen, aber der Kutscher fuhr vorüber, bis er endlich auf ihren ängstlichen Zuruf anhielt. „Was ist geschehen?" hatte sie in namenloser Angst gefragt: „Pepe's Kutsche bringt Fremde nach Vallombrosa, und er sitzt nicht auf dem Bocke? . . . . Ist er denn todt?" — „Nein, aber nicht viel besser," versetzte der Kutscher; „er ist gefährlich krank!" Ohne Verzug und ohne sich noch einmal umzusehen, schlug nun Pichichia die Straße nach Florenz ein. Sie war in ihrer gewöhnlichen Arbeitskleidung, hatte keinen Kreuzer in der Tasche, aber sie lief unermüdet fürbaß, empfahl sich mit einer Bekreuzung dem Schutz der Madonna und hatte für nichts mehr Auge und Sinn, als für Pepe.

Ihn und mich ausgenommen, hatte Pichichia auch nicht Eine bekannte Seele in Florenz; was sollte aus ihr bis zum morgenden Tag werden? Ich führte sie nach einem Gasthause in der Nähe von San Remigio, im borgo dei Greci, welches die „rothe Lilie" im Schilde trug und ganz anständig aussah. Gefolgt von meiner Begleiterin trat ich in's Haus. Der Patron der Locanda schien sehr erstaunt — ein gut gekleideter Fremder und ein barfüßiges Bauernmädchen, das war eine Zusammenstellung, die ihm trotz seiner langen Lebenserfahrung noch nie begegnet war. Halb gutwillig, halb mürrisch und argwöhnisch gab er indessen Pichichia doch Obdach, nachdem er mit ziemlich ungläubiger Miene auf die wenigen Erläuterungen gehört hatte, die ich ihm zu geben für gut fand. Ich wollte mich gerade entfernen, als das arme Mädchen von einer Angst überfallen wurde, die ihr fast unmöglich machte, allein in dem Gasthause zu bleiben. Unterwegs, im Freien, inmitten von Feld und Wald, ganz von ihrem Gram, ihren Aengsten, ihrer Verzweiflung eingenommen, hatte sie ihrer selbst wegen keinerlei Furcht und Unruhe gehegt. Aber seit sie Pepe's wegen beruhigt, von den Mauern einer großen Stadt umfangen, im kleinen Stübchen einer Herberge allein und abgeschlossen war, erschrak Pichichia und wollte sich nicht mehr von mir trennen. Man denke sich meine Verlegenheit! Mit großer Mühe machte ich ihr begreiflich, daß ich sie nicht mit mir in mein Hôtel nehmen könne. Als ihr Entschluß in dieser Hinsicht gefaßt war, bot sich sogleich wieder eine andere Schwierigkeit dar: sie wollte für ihren Geliebten beten.

— „Das ist ganz löblich, mein Kind," sagte ich; „aber bete in Deinem Stübchen!"

„Nein," sagte sie; „ich will in die Kirche gehen und zur Madonna dell' Annunziata beten; das ist eine heilige Jungfrau, die unzählige Wunder gethan hat. Sie soll mir Pepe's Heilung gewähren. Ich muß ihr eine Kerze anstecken lassen!"

Ich glaubte mich in einer vollkommen lächerlichen Lage und wähnte, die Anwesenden würden sich über mich lustig machen. Allein keineswegs, gerade diese Scene verwischte den ungünstigen Eindruck, welchen unsere gemeinsame Ankunft gemacht hatte. Von diesem Augenblicke an war Jedermann freundlich gegen Pichichia. Man mußte ihr also in diesem Stücke nachgeben, und es ward ausgemacht, daß Pichichia nach dem Abendessen durch eine Magd aus dem Gasthause nach der Annunziata geleitet werde.

Alle diese Unterhandlungen hatten mich viele Zeit gekostet. Es war sechs Uhr vorüber, und um sechs hätte ich bei der Marchesa Capranica seyn sollen, wohin ich mich also in voller Eile begab. Nachdem man lange auf mich gewartet, hatte man sich zur Tafel begeben; ich erschöpfte mich in Entschuldigungen, und erzählte zu meiner Rechtfertigung mein Abenteuer. Alle Gäste nahmen den innigsten Antheil an der Heldin meiner Geschichte; von allen Seiten der Tafel her überhäufte man mich mit Fragen. Wäre Pichichia vom Elend heimgesucht worden, so hätte sie wenig Mitleid erregt; weil sie aber durch die Liebe unglücklich geworden war, so fand sie lauter mitleidige, mitfühlende Herzen. Man sagt den Florentinern nach, sie seyen von jeher geschickter in der Haus- als in der Staatswirthschaft gewesen, und sie werden noch heutzutage von den anderen Italienern einer ausnehmenden Sparsamkeit beschuldigt. Gleichwohl aber erboten sich die Gäste

alsbald Beiträge zusammenzuschießen, um für Pepe Wagen und Pferde zu kaufen, mittelst deren er die Einwilligung der Cardoni'schen Eheleute zur Verbindung mit ihrer Tochter Pichichia erlangen könnte.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Die italienischen Herzoge und die Jesuiten. Die Sprache besonders der kleineren italienischen Blätter überschreitet dermaßen Maß und Rücksicht, daß ich es nicht wagen darf, Ihnen ausführlich darüber zu berichten. Der Jahrhunderte andauernde Geistesdruck führt die Feder dieser exaltirten Köpfe, von denen zu befürchten steht, daß sie das gegenwärtige Drama auf blutige Abwege leiten. Ihre Gegner, ihre Feinde par excellence, sind selbstverständlich die Jesuiten, denen sie alles Unheil, alle Schmach, die über ihr schönes Vaterland gekommen, zuschreiben. „Ist dies," schrieb unlängst eines der gemäßigsten Blätter, „Il popolo," die Lehre unseres Heilandes, welche uns diese birbandi predigen, oder ein heuchlerisches Geschwätz, das sie in einige schön klingende Phrasen einhüllen? Sind ihnen ja von jeher die Worte Vaterland und Freiheit ein Greuel, eine Sünde gegen Gott, welche die Kirche verdammt! Welch' vernünftiger Italiener darf es wagen, an die Rückkehr der verjagten Fürsten zu denken? Sind sie nicht durch unsere Feinde, durch die Feinde unseres Vaterlandes, unserer Familien, großgezogen worden, haben sie nicht die verderblichen Prinzipien der Söhne Loyolas mit der Muttermilch eingesogen? Aber auch zugegeben; ihre Rückkehr sey eine Möglichkeit, unter welchen Bedingungen könnte dieselbe stattfinden? Großer Gott! Die Jesuiten und eine Konstitution! Nehmen wir an, irgend ein Gesetzes-Vorschlag, z. B. die Säcularisation der geistlichen Güter erhalte die Zustimmung der legislativen Faktoren und werde dem Fürsten zur Genehmigung unterbreitet. Auf der einen Seite steht der konstitutionelle Minister, auf der andern der Beichtvater des Fürsten. Während Ersterer das zeitliche Glück und den Wohlstand des Volkes zur Geltung bringen möchte, spricht der Andere von Kirchenraub und ewiger Verdammniß! Wohin kann, wohin wird ein Fürst sich wenden, bei dem die Lehre der Jesuiten zur andern Natur geworden? Wollt ihr ein sprechendes Beispiel dessen, was die Jesuiten vermögen, dann vergleicht nur die Schweiz mit dem österreichischen Kaiserstaat. Dort Freiheit, Christenthum, Aufopferungsfähigkeit, hier Knechtschaft, Jesuitismus, Selbstsucht, und in deren Gefolge ein zweiter Bankerott, nachdem an dem ersten schon die Völker Europa's nach der Aussage des Stifters der Rothschild'schen Familie, des bekannten Meyer Amschel, mehr Gulden verloren haben, als Minuten verflossen sind seit Christi Geburt. Daher sey Viktor Emanuel, der tapfere Mann, unser König! Und wenn im Verlaufe der Jahre unser Volk von den geistigen Fesseln wird befreit seyn, und jede Gottesverehrung gleiche Berechtigung und gleichen Schutz bei uns finden wird, dann kann das schöne Ideal einer italienischen Eidgenossenschaft kein Traumbild mehr bleiben." Man ersieht hieraus, daß die Italiener sehr wohl wissen, wo der Schuh sie drückt. Werfen wir einen forschenden Blick auf die Völker Europa's und Amerika's, dann kann ihnen kein vernünftiger Mann seine Zustimmung versagen.

Wilhelm Kunst. In der Nacht vom 16. auf den 17. d. Mts. ist Wilhelm Kunst gestorben. So hat denn der berühmte Schauspieler, einst das Entzücken von ganz Deutschland, endlich im Grabe die Ruhe gefunden, die er während der letzten unglücklichen Jahre seines Lebens vergebens gesucht! In der That, der Mann war schon längere Zeit hindurch ein Bild des Jammers. Bleich war sein Antlitz; abgefallen der einst so hohe, schöne, stramme Leib; die Kleider umhüllten schlotternd seine Glieder, so ging er hier einher, in Gesellschaft eines jungen Mannes, seines Neffen, gleich einem zweiten Belisar, von Theater zu Theater, von Freund zu Freund. Die Theaterpforten aber öffneten sich ihm nicht mehr, wohl aber die Thüren der Freunde. Kunst, der berühmteste Karl Moor, den je die deutsche Bühne besessen, konnte kein Gastspiel mehr erlangen! Genügte er doch nicht einmal im Laufe dieses Sommers in — Ried, einem Städtchen in Oberösterreich, wo er, umgeben von der Gesellschaft, welche im Winter zu Salzburg Comödie spielt, Gastrollen zu geben versuchte. Es ist nothwendig, sich Kunst in seiner Glanzperiode vor die Augen zu führen, Kunst's Glück seinem Ende gegenüber zu stellen, um das merkwürdigste Gegenbild zu erhalten, das vielleicht je in einer Künstler-Carrière vorgekommen. Wilhelm Kunst war nahe an sechzig Jahre alt geworden. Er war zu Hamburg geboren, gründete seinen Ruf in München unter Carl, mit dem er im Jahre 1825 nach Wien kam, wo er für den Direktor des Wiedener Theaters der Hauptmagnet wurde. Wilhelm Kunst's Glanzperiode reichte bis nahe an die Vierzigerjahre. In die Zeit seines Wiener Aufenthaltes fällt seine Ehe mit der berühmten Sophie Schröder, die nur einige Tage gedauert hatte. Von Wien ging Kunst nach Leipzig; später blieb er jedoch nirgendwo mehr längere Zeit hindurch, denn der Mann, der die schönste Heldengestalt, das wunderbarste Organ — ein Organ, eben so kräftig als einschmeichelnd und wohllautend — von allen deutschen Schauspielern, die je gelebt, besessen: Kunst hatte es versäumt, ein Künstler zu werden, er war und blieb ein Naturalist, wenn er auch der glücklichste Naturalist war. Leiteten ihn Naturell und momentane Stimmung glücklich, so konnte er ein Publikum zum Entzücken hinreißen; hingegen kam es vor, daß er am nächsten Tage in derselben Rolle, z. B. dem Grillparzer'schen Ottokar, ganz abfiel. Die Folgen seines Naturalismus stellten sich bald heraus. Kunst vermochte nicht längere Zeit hindurch zu fesseln; früher dem eigenen Triebe folgend, später in Folge des Mangels an Reiz für die Dauer, zog er von Bühne zu Bühne, verfiel in Selbstgenügsamkeit, erweiterte sein Repertoir nicht, und in Folge dessen wurden Geist und Gedächtniß stumpf. Daß er früher fast gar nichts memorirt hatte, führte ihn dahin, daß er schließlich gar nichts mehr memoriren konnte. So ging ein großes Talent zu Grunde, das in späteren Jahren nur noch durch die Reste wirken konnte, die ihm durch die Natur an Gestalt und Stimme gelassen. Kunst war eine merkwürdige Erscheinung — möge Jeder von ihr lernen, welchen Weg er nicht zu betreten habe.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag **Nro. 97.** den 4. Dezember 1859

Die Braut des Vetturin.

(Schluß.)

Unter den Gästen befanden sich zwei junge Mädchen: eine Nichte der Marchesa und eine ihrer Freundinnen, Tochter einer sicilischen Fürstin, welche sich in Florenz niedergelassen hatte. Letztere drückte laut und lebhaft ihre Sympathie für das arme, unbekannte Landmädchen aus, dessen liebevolle, treue Hingebung sie durch mich kennen gelernt hatte. Die erstere schwieg; — war sie fühllos gegen das Schicksal meines Schützlings, oder verbarg sie ihre Gemüthsbewegung unter einer erheuchelten Gleichgültigkeit? Da ich sie nicht kannte, so vermochte ich nicht in ihrer Seele zu lesen. Allein gleichviel, ob erheuchelt oder aufrichtig, ihre Theilnahmslosigkeit inmitten des allgemeinen Mitleidens erregte meine Neugierde, und ich beobachtete sie aufmerksamer. Ihr Antlitz und ihre ganze Erscheinung gehörten zum reinsten florentinischen Typus. Ich habe von manchen Reisenden behaupten hören, die florentinischen Frauen seyen weder schön noch von Race. Allerdings fesselt die Schönheit der Florentinerinnen nicht auf den ersten Blick, denn sie haben weder die Fülle der Formen, welche dem Bildhauer gefällt, noch jene Regelmäßigkeit der Züge, für welche der Maler schwärmt. Aber dennoch sind sie schön, obwohl in einem anderen Sinne und von einer anderen Art. Sie ziehen an durch den Adel ihrer Formen, durch die Vornehmheit ihrer Tournüre, durch den feinen und intelligenten Ausdruck ihrer Physiognomie. In dem Zauber, den sie ausüben und dessen man gar bald inne wird, liegt zwar nichts Platonisches, aber Alles ist erhaben und voll Zartgefühl.*) Besitzen sie nicht die imponirende Gravität der römischen Matrone, so ist die liebkosende, einschmeichelnde, wollüstige Anmuth der Venezianerin noch weniger ihre Sache. Aber etwas Nobles, Sinniges, Ernstes herrscht an ihnen vor, und man möchte sagen, ein vollkommener Atticismus seye der charakteristischeste Zug der Florentinerin. An ihr wird eine unvollkommene, physische Schönheit erleuchtet, verwandelt und gleichsam verklärt durch die innere Schönheit — ich will nicht gerade sagen der Seele, aber des Gedankens. Die Florentinerin fesselt auch weit mehr den Geist, als sie die Sinnlichkeit wachruft. Sogar in ihrer Munterkeit liegt noch eine äußere Zurückhaltung, welche jede Idee von Galanterie beseitigt; allein wenn sogar ihre Vertraulichkeit noch etwas Strenges behält, so hat sie doch dabei nichts Melancholisches: nichts an ihr schmeckt nach sentimentaler Träumerei. In der Gemüthsbewegung, welche sie hervorruft, liegt eine gewisse Leidenschaft, eine nüchterne, ruhige, halb verhaltene Leidenschaft, allein erhöht und gehoben durch jene spiritualistische Idealisation, welche der Literatur wie der Malerei der Florentiner ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Von dieser besonderen, auserlesenen Art von Schönheit war die Nichte der Marquise das vollendetste Beispiel und Muster. Ich habe schon hübschere Frauen gesehen, aber noch keine getroffen, die auf den ersten Anblick so wenig frappirt hätte und doch mit einer solchen Macht der Verführung begabt gewesen wäre, — nämlich mit einer Gabe ernsthafter Verführung, ohne Zärtlichkeit, wie ohne stürmische Leidenschaftlichkeit, die sich aber an alle geistigen Fähigkeiten zugleich wandte und dadurch eine unwiderstehliche und beinahe mechanische Anziehungskraft ausübte.

Während ich meine reizende Tischnachbarin betrachtete, hatten die Dinge ihren natürlichen Verlauf. Auch die großen Unglücksfälle genießen nur kurze Zeit das Vorrecht, uns zu beschäftigen. Es ist schon eine große Aufgabe für den Menschen, einem Andern einige Minuten ernsten Mitleidens und Mitgefühles zu schenken und sich seiner Vergnügungen zu berauben oder sich von sich selbst abzuziehen, denn sein Egoismus läßt ihn Alles das, was er seinem Nächsten an Aufmerksamkeit und Interesse gewährt, wie eine persönliche Einbuße betrachten. Auch war bald nicht mehr von Pepe und Pichichia die Rede. Die Unterhaltung nahm ihre gewohnte Richtung, und ich nahm wahr, daß in Florenz, wie in allen Salons auf der ganzen Erde, die Leute von Welt sich vorzugsweise nur mit sich selbst beschäftigen und nur von sich selbst reden.

Als wir von der Tafel aufstanden, verschwand

*) Florenz gilt für eine Stadt von den allerlockersten Sitten, was man nach dem ersten Anschein nicht glauben sollte. Im Theater und sogar bis auf die Straße herab verbirgt sich sogar das Laster unter einer angenommenen Kälte, welche die Fremden in Illusion darüber erhält.

die Signorina Elena Dini (so hieß nämlich die Nichte der Marquise.) Ich hatte dieß nicht sogleich bemerkt, weil die Betrachtung des Ameublements des Salons mich beschäftigte. Beide, Salon und Ameublement, trugen ein eigenthümliches Gepräge: Getäfel und Decke von kunstvoller Holzschnitzerei, mit Marmor in verschiedenen Farben eingelegt, bunte Marmorfließen als Fußboden, die Wände mit karmoisinrother Seide tapezirt, venetianische Spiegel, längs der Wände Sophas und Divans; in der Mitte des Salons willkürlich und ohne Symmetrie aufgestellt ein Piano, zwei oder drei Tische, eine Causeuse und einige moderne Stühle. Endlich hörte ich eine Thüre knarren, blickte mich um und sah meine junge Schöne, die Königin dieser Räume, wieder hereintreten. Ich glaubte anfangs, sie trete auf mich zu; allein sie ging auf die andere Seite eines runden Tisches, worauf eine chinesische Vase mit einem ungeheuren Blumenstrauße stand. Ich weiß nicht, was mich zurückhielt, allein ich blieb bei Seite stehen. Nach mehrmaligem Hin- und Hergehen, nach längerem Zögern und Schwanken, nachdem sie mit mehreren Personen einige gleichgiltige Worte gewechselt hatte, näherte sie sich mir plötzlich. Jedermann weiß, wie schwer es ist, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und nirgends ist dieß schwerer als in einem Salon. Der Anfang eines Gespräches ist immer das Schwierigste. Man beginnt entweder mit dem Befinden oder mit der Witterung, und klammert sich dann so rasch wie möglich an den ersten besten Zweig, an welchem man vorüberkommt. Allein wie soll man sich bei Leuten, welche man nicht kennt, nach dem Zustande ihrer Nerven erkundigen, oder womit soll man beginnen in einem Lande, wo das Wetter beinahe immer schön ist? Ich suchte nach einem Thema, um mit ihr anzubinden; allein je mehr ich suchte, desto weniger fand ich. Gott weiß, was für ein Gemeinplatz mir entschlüpft wäre, als mir die reizende Elena diese Schande ersparte, indem sie selbst die Unterhaltung begann mit den Worten: „Mein Herr, ich interessire mich lebhaft für Ihre Pichichia!“ Ich verneigte mich. „Darf ich Sie mit einem Auftrag für Ihren Schützling belästigen?“ setzte sie dann hinzu.

— „Sehr gerne, mein Fräulein; ich schätze mich sehr glücklich . . . .“

Die Stimme meines lieblichen Gegenüber war noch weniger frei von Verlegenheit, als die meinige, und eine leichte Röthe überflog ihr geistvolles Gesicht. — „Dunque,“ erwiderte sie und heftete zwei schöne, von innerer Zufriedenheit strahlende Augen auf mich, „haben Sie also die Güte, ihr dieß zu übergeben als meinen Antheil an der Subscription zu ihren Gunsten!“ Damit legte sie mir eine Rolle Goldstücke in die Hand.

— „Ah, mein Fräulein! das heißt in der That die Großmuth zu weit getrieben!“ sagte ich.

„Keineswegs! Ich schmeichle mir einfach mit der Hoffnung, dieß werde mir Glück bringen!“ entgegnete sie mit noch stärkerem Erröthen, und entfloh, ohne meine Antwort abzuwarten.

Ich suchte meinen Tischnachbar auf, einen sehr artigen Greis, den Jedermann Piero nannte, als ob er erst zwanzig Jahre alt wäre, — einen Abkömmling des altberühmten Geschlechts der Soderini. Wir hatten zwar soeben erst Bekanntschaft gemacht, allein mir war, als seyen wir schon alte Freunde. Ich bat ihn um Aufklärung über das mir räthselhaft erscheinende Benehmen der Signorina, und er meinte: „Nun, was ist daran Auffallendes? Es ist ja ganz einfach!“

— „Für Sie allerdings,“ erwiderte ich, „aber nicht für mich; ich brauche ein wenig Erläuteruug hierüber, obschon ich, wie ich glaube, bereits auf der richtigen Fährte bin.“

„Wie?“ sagte er, „Sie wissen also nicht, daß die Marchesina in einen schmucken Adjutanten des Erzherzogs Luigi verliebt ist? Woher kommen Sie denn, daß Sie dieß nicht wissen?“ setzte er lächelnd hinzu.

— „Von Poutasleve, wo Niemand mir ein Wörtchen davon gesagt hat.“

„Ich glaubte, Sie seyen seit zwei Tagen in Florenz, und doch wissen Sie noch nicht einmal so viel! So erfahren Sie denn, daß Lena, eine Waise, sehr reich und (was ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche) reizend ist, daß sie Paroli liebt, der ein Bursche voll Geist, schön wie ein Apoll aber ruinirt ist und vielleicht sogar tief in Schulden steckt. Die Tante würde sich schon für die Verbindung gewinnen lassen, aber der Vormund ist unerbittlich. Das Uebrige errathen Sie ohne Zweifel.“

— „Der Marchesina Mitleid für Pichichia geht also von einer rührenden Einkehr in sich selber aus?“ fragte ich.

„Ganz gewiß; allein Sie müssen deßhalb nicht schlecht von ihrem Herzen denken. Es ist ja unser Aller Unstern, daß wir uns nur mit uns selbst beschäftigen!“

— „Und Signorina Dini gesteht also ihre Liebe zu Paroli offen ein?“

„Und weßhalb denn nicht? Was ist denn dabei Arges? Ich weiß nicht, weßhalb Sie darüber staunen; man sieht wohl, daß Sie aus einem Lande sind, wo man die Liebe wie eine Schwäche verhehlt, wobei die Galanterie ganz an der Tagesordnung ist. In Frankreich thut man nur mit dem Guten und Rechtschaffenen spröde!“

— „Das ist ein kecker, witziger Einfall, aber ohne innere Begründung.“

„Keineswegs; verzeihen Sie mir diese rückhaltslose Offenheit, allein erinnern Sie sich, wie sehr Sie selber darüber stauuten, daß Lena von einem Gefühle spricht, welches sie vollkommen offen und frei gestehen darf! . . . .“ —

Die Geschichte des darauffolgenden Tages würde einen ganzen Band füllen. Es läßt sich denken, daß er ein schöner, glücklicher Tag für Pichichia und Pepe war, welch letzterer sich schon auf dem besten Wege der Wiedergenesung befand. Das junge Paar fand sich im Besitz von mehr Geld, als Beide all' ihr Lebtage lang gesehen hatten, und waren im Stande, unverweilt jenen Wagen und die beiden Pferde zu kaufen, welche das Ziel ihrer sehnlichsten Wünsche, ihres höchsten Ehrgeizes, der Angelpunkt ihrer bevorstehenden Verbindung und die Hoffnung einer ferneren Zukunft waren. Schon am Nachmittag machte sich Pichichia voll Vergnügen und unter Freudenthränen wieder auf den Heimweg nach Manafrasca, und aus lauter Zufriedenheit und Glückseligkeit genas Pepe binnen vierundzwanzig Stunden.

Am Abend kehrte ich zu der Marquise zurück als Ueberbringer der lebhaftesten Dankesbezeugungen von Seiten des jungen Paares gegen Fräulein Elena. Der Gedanke an die nahe bevorstehende Verbindung dieses Paars und sein künftiges Glück gemahnte Elena an ihre eigene Lage und entlockte ihr einen tiefen Seufzer.

Als ich später neben der Marquise saß, fragte ich sie halblaut um den Namen einer Frau von ungefähr vierzig Jahren, die sich in unserer Nähe befand und auf einem Divan mit einem hübschen Manne, der aber unverkennbar um Vieles jünger war als sie selber, überaus zärtlich tändelte und girrte. — „Es ist die Rucellai," erwiderte mir die Marquise.

— „Sie scheint," sagte ich, „für ihren Nachbar eine Neigung zu hegen, die sie gar nicht zu verhehlen sucht!"

„Eine Neigung? Im Gegentheil, sie ist sterblich in ihn verliebt, mein Bester, und macht daraus nicht den mindesten Hehl . . . . Aber woran denken Sie in diesem Augenblick so ernstlich?"

— „Mich dünkt, Madame, die Liebe ist in Ihrem glückseligen Vaterlande eine allgemeine Krankheit," erwiderte ich. „Ueberall stößt sie mir auf. Ich will mich auf dem Lande vergraben, da gehen die Söhne des Meiers in meiner Nachbarschaft à dama; die Tochter ist invaghita von einem schmukken Vetturin in Florenz. — Ich kehre in die Stadt zurück: Ihr Fraulein Nichte ist verliebt in Paroli; Signora Rucellai ist ganz vernarrt in irgend einen jungen Herrn . . . . offenbar bin ich hier der Einzige, der nicht verliebt ist!"

„Aber sagen Sie mir nur, mein Lieber, ob es ein größeres Glück auf Erden gibt, als dasjenige, zu lieben und geliebt zu werden? entgegnete die Marquise mit einem unterdrückten Seufzer, der deutlich besagte, daß wenn dieses doppelte Glück ihr auch fehlte, sie sich doch noch nicht ganz darüber hinweggesetzt hatte. Ich wollte ihr darauf irgend eine fade Bemerkung machen, aus Furcht, leicht in eine moralische Abhandlung gerathen zu können, als ein großer, hagerer Mann, welcher während unseres Zwiegesprächs sich auf die andere Seite der Marquise gesetzt hatte, das Wort ergriff und sagte:

„Sie nennen die Liebe das größte Glück? Sie vergessen, liebe Marquise, daß die Rache die Lust der Götter ist!"

— „Wer ist dieß?" fragte ich meine Nachbarin leise.

„Ein Cerchi *) erwiderte sie ebenso; „Sie sehen, er hat nicht aus der Art geschlagen!"

Diese halb mythologische Erinnerung, die hier im Salon, auf dem Sopha, mit einem Lächeln preisgegeben wurde, erschien mir noch wie eine nachträgliche schwache Spur von dem unversöhnlich rachgierigen Charakter der Zeitgenossen eines Uberti, Macchiavel, Dante u. s. w. Ich überließ es der Marchesa, meine Ansicht hierüber zu errathen.

„Täuschen Sie sich hierüber nicht," sagte sie zu mir. „Unter dieser frivolen Außenseite verbergen sich mehr Energie und moralische Kraft, als Sie glauben mögen. Sie wähnen vielleicht die starken Eigenschaften des florentinischen Charakters für verloren gegangen; allein sie sind nur eingeschlafen und erstarrt aus Mangel an Beschäftigung, und Sie werden schon sehen, wie im geeigneten günstigen Augenblick sie wieder aufleben werden!"

Die Marquise hatte Recht: die Abkömmlinge der alten florentinischen Patrizier-Familien haben nicht aus der Art geschlagen. Gleichviel, durch welche Werkzeuge Florenz in den Strudel der italienischen nationalen Erhebung hineingezogen worden ist, es hat sich daran mit einer wilden Energie betheiligt, und eine Menge der besten Familien haben ihre Söhne als Freiwillige und Vertreter zu den Fahnen Victor Emmanuels ziehen sehen, um Italien einig und frei von dem Joche der Fremdherrschaft machen zu helfen. Selbst die provisorische Regierung zählt Namen wie einen Fürsten Corsini, einen Marchese Lajatico und Andere mehr unter sich, welche Alles aufbieten werden, um das verhaßt gewordene Haus Lothringen-Este für immer zu entthronen und die Bundesgenossen der Wiener Camarilla von den mittelitalienischen Thronen fernzuhalten.

*) Nebenbuhler von Donati, dem ersten Haupt der sogenannten Schwarzen; die Cerchi standen an der Spitze der Partei der Weißen.

Kleinigkeiten.

Die Schlafkabinette auf dem Great Eastern. So großartig die Formen des weltbekannten Great Eastern, so dauerhaft wie genial erdacht seine Bauart im Ganzen und in den unscheinbarsten Details, ebenso elegant und zweckentsprechend sind seine inneren Einrichtungen für die Passagiere. Daß seine beiden Salons an Zweckmäßigkeit und Pracht das Mustergiltigste bieten und manchen brillanten Passagiersaal an den bedeutendsten Eisenbahnen, ja manchen schön geschmückten Ballsaal hinter sich lassen, läßt

sich leicht denken. Den Salons entsprechen die Schlafkabinette, hinsichtlich welcher selbstverständlich Klassenunterschiede gemacht werden mußten, die sowohl in dem größeren oder geringeren Maße von Bequemlichkeit, als auch der luxuriösen Ausstaltung hervortreten. Es sind also zunächst nennenswerth die sogenannten Familiensalons oder Schlafkabinen für Passagiere erster Klasse im zweiten Deck, welche seitlich der Salons liegen. Schon der wahrhaft fürstliche Eingang in diese Kabinen läßt darauf schließen, daß das Innere derselben eine besondere, von den Kajüteneinrichtungen anderer Schiffe sich wesentlich unterscheidende Einrichtung darbieten müsse. Wir treten in einen solchen Familiensalon und sind überrascht durch den allgemeinen Eindruck. Die Kabine ist achtzehn englische Fuß lang, sieben und einen halben Fuß breit und ebenso hoch. Das Licht fällt durch ein rundes, in der Höhe der Schiffswand angebrachtes Fenster mit hübscher Umrahmung. Dem Eingange gegenüber befinden sich vier Bettstellen, je zwei über einander, welche dergestalt konstruirt sind, daß durch einen einfachen Prozeß bei Tage der ganze Apparat zusammengeklappt und dicht an der Wand so befestigt werden kann, daß nur sechs Zoll Raum dafür in Anspruch genommen werden. Mächtige Verhänge an Schieberringen bedecken diesen Raum Tag und Nacht. Den Schlafstellen gegenüber befindet sich ein an der Wand befestigter Waschtisch mit Klappe, darüber ein Löcherbrett mit Wasserflaschen, Gläsern und anderen Toilettengegenständen, an jeder Seite desselben ein Spiegel und unter diesen zwei Tische, die je nach der Zahl der Bewohner verlängert werden können. Unter dem Fenster ist eine mit karmoisinrothem Sammet überzogene, sophaartige Ruhebank, welche aufgeklappt werden kann und in deren Höhlung den Tag über die Bettmatratzen aufbewahrt werden. Dieser Bank gegenüber ist eine andere, deren Höhlung eine Badewanne zu beliebigen Bädern bildet. So fehlt diesen Kabinen, deren Wände mit türkischrothem Wachstuch überzogen sind, nichts zu ihrem Comfort; ihr Bewohner glaubt sich in einem eleganten Schlafzimmer des ersten Hôtels von London zu befinden.

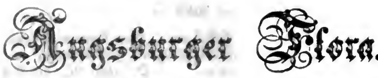
Aus Indien. Ein Offizier der englisch-deutschen Legion schreibt aus Scholapur, 18. August: Die Hitze wurde nach und nach furchtbar, die Monate März, April, Mai und Juni sind hier die heißesten. Von Morgens sieben bis drei Uhr Abends werden Thüren und Fenster sorgfältig geschlossen und nur durch künstliche Mittel eine Temperatur von zweiundachtzig bis sechsundachtzig Graden Fahrenheit erhalten. Das Erquickendste sind täglich kalte Bäder im Haus. Ein Fieber von acht Tagen mußte Jeder zum Einstand durchmachen. Unsere Leute leiden viel daran, doch geht es jetzt besser. Die Indier sind ein genügsames und arbeitsames Volk, zeigen große Achtung vor dem Europäer, in ihrem ganzen Wesen überhaupt das Gegentheil von den wilden Kaffern, an die wir uns hier noch oft mit Vergnügen erinnern; aber doch unbegreiflich, wie mit einer Handvoll europäischer Truppen dieses ungeheure Reich im Zaum gehalten werden kann. Allein Einigkeit fehlt unter den verschiedenen Stämmen, gerade wie in Deutschland. Weiber und Mädchen tragen alle einen goldenen Ring durch den linken Nasenflügel, der oft so groß ist wie der Umfang eines Bierglases und bei Wohlhabenden noch mit Perlen besetzt; ebenso werden dicke silberne Ketten um den Hals und die Hand- und Fußgelenke getragen ꝛc. Ein ächt orientalisches Bild bietet die Mittagstafel der Officiere eines Regiments in Indien. Ueber der Tafel hängen die sogenannten Punkas, die, von außen in Bewegung gesetzt, während der ganzen Mahlzeit kühlen Luftzug zuwehen. Hinter dem Stuhl eines jeden Offiziers steht sein Leibdiener in orientalischer Tracht, mit verschränkten Armen, als Zeichen seiner Hochachtung, aufmerksam auf jeden Wink seines Herrn. Ist man irgendwo zu Tisch geladen, so bringt man seinen Diener mit. Die Kasteneintheilung macht es leider zur Nothwendigkeit, daß man mehr Dienerschaft hält als an und für sich erforderlich, da keiner eine Arbeit verrichtet, die einer niederen Kaste oder Unterabtheilung in der Kaste zusteht, indem er sonst aus seiner Kaste ausgestoßen würde. Ein Offizier ist daher gezwungen, sich wenigstens zu halten: 1) einen Butler oder Kammerdiener, 2) einen Gorahwalla oder Pferdeburschen. In jedes Bungalow, ob von einem oder mehreren Offizieren bewohnt, gehört noch überdieß: 3) der Ramusi oder Wächter des Hauses, der die Verpflichtung hat, während der ganzen Nacht die Runde um das Bungalow zu machen, 4) der Sweeper, dem es nur allein zusteht, die Zimmer zu kehren, Waschwasser auszugießen und den Garten rein zu halten; 5) der Beestie, der das Wasser in die Badezimmer und zum Hausgebrauch in das Bungalow zu schaffen hat. Vergeblich könnte ich meinem Butler befehlen, die Zimmer zu reinigen, oder einem Andern als dem Gorahwalla mir mein Pferd zu bringen.

Die Bevölkerung Marokko's besteht nach Didier in ihrer Hauptmasse aus 3,550,000 Mohren (Abkömmlingen von Arabern), 2,300,000 berberischen Amazirghen, 1,450,000 berberischen Schilluhs und 740,000 reinen Arabern; dazu kommen 340,000 Juden, 120,000 Neger und endlich 500 Christen und Renegaten. Sie beläuft sich somit in runder Ziffer auf acht Millionen. Die Amazirghen, ein Name, der so wenig wie Beduinen oder Kabylen eine Nation bezeichnet, sondern von Omzargh, Häuptling, abgeleitet wird, sind die Ureinwohner oder Berber am nördlichen Abhange des Atlas. Sie stehen nur nominell unter der Herrschaft des Kaisers, sind vielmehr so unabhängig beinahe wie noch vor Kurzem die Kaukasusvölker von Rußland. Zu ihnen gehören die Riffpiraten. Die Schilluhs dagegen bewohnen den Südabhang des Atlas und unterscheiden sich von ihren nördlichen, theilweise höhlenbewohnenden Brüdern durch den Besitz fester Wohnplätze und durch regelmäßigen Ackerbau. Die Mohren Marokko's, worunter ein falscher Sprachgebrauch oft die Neger verstanden hat, sind zum großen Theil Abkömmlinge der aus Spanien verdrängten Araber.

Die Nationen, die sich auf ihre großen Männer am meisten einbilden, sind oft die letzten, die sie bei ihrem Leben ehren. Nur für den, der schon im Grabe liegt und Niemanden mehr im Wege steht, darf man eine Gewogenheit hoffen, die nun kein Neid mehr schwächt.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch *Nro. 98.* den 7. Dezember 1859.

Eine Tochter der City.

Geschichte aus dem Londoner Alltagsleben von Julius Rodenberg.

Die Wohnung, die ich in den ersten Wochen meines Londoner Aufenthaltes inne hatte, war freundlich und ruhig. Ich habe sehr viele glückliche Stunden darin verlebt und werde sie nie vergessen. Mitten im Gewühl der Weltstadt befand ich mich darin wie auf einer Oase oder wie auf einer Insel. Unter mir wohnten zwei Französinnen, liebenswürdige Damen; über mir wohnte ein Komponist, dessen Klavierspiel mich oft erfreut hat, wenn im Kamin das Feuer prasselte und meine Gedanken meerüber in die deutsche Heimath flogen. Das Fenster meiner Kammer ging in einen reinlichen Hof, in dem zur Sommerzeit etwas Buschwerk grünte. Von der Aussicht meiner Stubenfenster behaupteten meine Freunde, daß sie nicht besonders angenehm sey. Ich weiß nicht, warum sie das behaupteten; mir gefiel sie. Freilich war Alfred-Street eine kleine, dunkle Straße, und sie mündete erst auf Umwegen in den Tottenham-Court-Road, eine der Schlagadern des Londoner Straßensystems. Freilich befand sich gerade meinem Fenster gegenüber eine jener Einbuchten, die in London „Mews" heißen, Seitengäßchen mit Pferdeställen statt der Häuser und mit Düngerhaufen statt der Trottoirs. Jedes Londoner Quartier hat solche Mews, in denen seine Droschken, seine Droschkenkutscher — „Cabmen" nennt sie der Engländer — und seine Droschkenpferde wohnen. — Nun kann ich mir wohl Leute denken, die sich — wenn sie einmal wünschen dürfen — ein vis-à-vis wünschen würden, das etwas weniger Lärm und etwas mehr Wohlgeruch verbreitet, als das meine that. Ja, ich will es nur gestehen, daß ich am ersten Morgen und auch noch am zweiten selbst nicht recht zufrieden damit war; ich war im Gegentheil höchst verdrießlich über die Aussicht, und beschloß, das Fenster nie wieder zu öffnen. Indeß änderte ich schon am dritten Morgen meinen Entschluß. Als ich an jenem Morgen nämlich von ungefähr an mein Fenster trat, erblickte ich in den Alfred-Mews vor dem zweiten der Häuschen, die unten Pferdestall und oben Kutscherwohnung sind, ein allerliebstes Weibchen, reinlich und frisch gekleidet, mit weißem Häubchen und farbigem Baumwollenkleide. Ihr Gesicht war von der Morgenkühle gar anmuthig geröthet, und die gelbblonden Haare lagen breit unter dem Mützenbesatz zurückgestrichen. Sie hatte ein Schnappsfläschchen in der Hand, das sie schelmisch in ihrem Kleide zu verbergen suchte. Neben ihr stand ein Droschkenkutscher, zum Aufsteigen auf den Hintersitz seines zweiräderigen Cabs bereit. Er hatte die Zügel und die Peitsche schon gefaßt. Auf einmal schien es, als vermisse er etwas. Er suchte in den Taschen seines groben Mantels; er schlug den Deckverschlag seines Wägelchens zurück, er sah unter den Sitz. Das muntere Weibchen kicherte, und er bemerkte das, denn er sah sie scharf an. Darauf zeigte sie ihm das Fläschchen und machte dabei eine rührend flehende Bewegung, als wollte sie sagen: „Ich bitte Dich, nimm es nicht!" Das kräftige, nicht unschöne Gesicht des Cabmans wurde ganz roth; er sprach einige Worte, die ich freilich nicht verstand, die mich aber doch sehr unangenehm berührten, weil sie in seinem Gesichte Spuren zorniger Verzerrung zurückließen. Als sich das junge Weib auch jetzt noch weigerte, ihm das Fläschchen zu geben, riß er es ihr mit Heftigkeit aus den Händen, steckte es in seine Brusttasche, bestieg das Cab und peitschte sein Pferd, das laut wiehernd forttrabte. Das hübsche Weib sah ihm nach, bis er verschwunden, und es stand noch, als der Platz schon längst leer war. Da sah ich, welch ein schönes blaues Auge dieses Weib hatte, und ich sah auch, daß es ganz voll Thränen war.

Daß ich an jenem Morgen mein vis-à-vis nicht mehr unangenehm fand, werden meine Leser gewiß begreifen. Denn die Schönheit und der Schmerz fesseln immer, auch wo sie vereinzelt auftreten; und sie fesseln doppelt, wo sie vereint sind. Ich ging nun recht oft ans Fenster und öffnete es zuweilen; trotz meines anfänglichen Vorsatzes und trotz der neblichen kalten Novemberluft. Ich sah auch das hübsche Weib mit den blauen Augen oft, denn sie war sehr fleißig und bald half sie die Pferde an- und abschirren, bald putzte sie das Lederzeug und die Wagentritte. Endlich fand sich auch die Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Ich war nämlich zu einer Hochzeit eingeladen worden, und da es sich in London für einen Hochzeitsgast nicht schickt, zu Fuße, ja nicht einmal

in einem gewöhnlichen Cab anzukommen, so hatte ich die Absicht, mir bei dem Cabman in Alfred-Mews einen für solche Feierlichkeiten eigens bestimmten Staatswagen zu miethen. Ich wartete vor meinem Fenster, bis die schöne Nachbarin vor die Thür trat, und ging dann hinüber.

„Guten Morgen mein schönes Frauchen," sagte ich. „Ist Euer Mann nicht zu Hause?"

„Mein Mann?" erwiderte sie und sah mich groß an. „Wer hat Euch das gesagt?"

„Aber ist denn der Cabman, mit dem Ihr in diesem Hause wohnt, nicht Euer Mann?" fragte ich — und jetzt sah ich sie groß an.

Die Arme wurde ganz roth. In der That — meine Frage war nicht sehr diskret; aber ich wollte sie nicht beleidigen — das weiß Gott!

„Nun, meine Liebe," sagte ich dann, „ob Euer Mann oder nicht, das hat mit meinem Geschäft Nichts zu thun. Ich wollte mir einen Hochzeitswagen auf Morgen Mittag um drei Uhr miethen."

„Ach, einen Hochzeitswagen," sprach sie, „das ist gut! Wollt Ihr nicht mit mir in die Remise gehen, mein Herr? Da könnt Ihr Euch einen von dreien aussuchen."

Das räthselhafte Weib gewann in der Nähe noch. Sie war zierlich gebaut, ihr Gesicht war zart, aber die Hände hart von Arbeit. Ich folgte ihr in die Wagenremise. Da standen drei verhängte Kutschen. Die Frau schlug von jeder den weißen Leinenüberzug ein wenig zurück.

„Dieser hier vornan, sagte sie, „ist ein ganz neuer, höchst bequemer Wagen. Allein ich wollte Euch doch nicht rathen, ihn zu nehmen, Sir, denn es ist eigentlich ein Trauerwagen, — seht, er ist ganz schwarz; — und man pflegt ihn nur bei der Leichenfolge zu nehmen. — Dieser hier wäre schon besser; wahrlich, Ihr fändet keinen komfortableren Wagen in allen Mews von London. Aber seht nur, der Kutschenkasten ist durchgebrochen, und darum könnt Ihr ihn auch wohl nicht nehmen, Sir. Aber dieser letzte, das ist ein Staatswagen! Vor acht Tagen ist ein Neffe des Mylord Graham zur Hochzeit der dritten Tochter des Earl von Grafton darin gefahren — diesen Wagen würde ich an Eurer Stelle nehmen, Sir!"

Das muntere Geplauder des Weibchens nahm mich noch mehr für sie ein; ich bestellte den Wagen, in welchem der Neffe des Mylord Graham zur Hochzeit der dritten Tochter des Earl von Grafton gefahren war, und eilte nach meinem Hause hinüber, denn ich war höchst neugierig und hatte mir vorgenommen, Mrs. Allan, meine Hauswirthin, nach den beiden Leuten von Alfred-Mews zu fragen. Bisher hatte ich es vermieden, denn über gewisse Dinge, die mich interessiren, fragte ich nicht gern; am Wenigsten aber alte, dicke Weiber, wie Mrs. Allan eins war. Zum Antworten fand ich sie, wie Alle ihres Gleichen, gern bereit.

„O," sagte sie, „den Cabman im zweiten Hause, den Dick Stephenson kenn' ich wohl. Warum soll ich den auch nicht kennen? Den hab' ich schon gekannt, als er noch bei Mr. Jones, dem Schop-Keeper von Cheapside, Fuhrmann war. Seht, dieser Mr. Jones ist ein reicher Mann; aber er hat viel Unglück mit seinen Töchtern. Die Peggy, seine älteste Tochter, hat sich von der Feuersäule an der Themse heruntergestürzt, und man sagt von ihr, sie habe sich und noch Etwas getödtet, was erst anfangen wollte zu leben. Seine zweite Tochter, die Kathe, hat sich aus Liebe zum Bootsmann eines Ostindienfahrers in Matrosenkleider gesteckt und ist mit an Bord gegangen. Wo sie geblieben ist, weiß kein Mensch. Die Betty, seine dritte Tochter, die wohnt da drüben im zweiten Häuschen, Alfred-Mews. Ja, mein Herr, seht mich nur verwundert an! Habt Ihr schon einmal gehört, daß sich die Tochter eines City-Kaufmanns in einen Fuhrknecht verliebt, der noch dazu ein Trunkbold ist? Ich habe es nicht noch einmal gehört. Der Vater hat auch geschworen, er wolle lieber seine letzte Tochter sterben sehen, wie die beiden andern, die schon gestorben sind, als daß er seine Einwilligung zu solch einer Heirath gäbe. Ob's nun die Mutter mit der Betty gehalten hat, oder ob die Betty ihren Vater bestohlen hat, — allein das will ich nicht gesagt haben, Sir! — kurz, mein Dick, mein fortgejagter Dick kaufte sich hier eines Tages das Häuschen, und kauft sich Pferde und kauft sich Wagen, und ist mit einem Male Cabman, so gut wie die Anderen. Und eines Tages, als Mr. Jones wieder geflucht und geschworen hat, er wolle Betty lieber todt, als mit dem Fuhrmann verheirathet sehen, da ist meine Betty aus dem Hause ihres Vaters von Cheapside fortgelaufen und seit jener Zeit lebte sie mit Dick in jenem Häuschen. Verheirathet sind sie nicht, denn der Vater gibt seine Einwilligung nicht, und sie ist noch nicht volljährig. Aber er hat sie verstoßen und verflucht und enterbt. Das arme Ding …" und hier wischt sich Mrs. Allan die Augen aus. Denn nach Art aller ungebildeten Naturen nahm sie an dem Punkte, wo das, was sie doch als Schuld betrachtete, die verdiente Bestrafung erleiden sollte, Partei für die Schuldige. „Ach, das arme Ding," fuhr sie schluchzend fort — „es ist sonst eine so gute, fleißige, treue Seele! Aber der Fuhrknecht hat sie verleitet, und der Fuhrknecht ist ein Bösewicht, ein Grobian und ein Trunkenbold!"

Ein Räthsel war mir dieses Verhältniß, und es ist mir ein Räthsel geblieben. Wie konnte sich ein Wesen, das doch in seiner ganzen Anlage soviel höher erschien, zu einem Manne hingezogen fühlen, der in Allem niedrig war, in Lebensstellung, in Gesinnung, in Gesittung? Das habe ich mich damals

gefragt, und ich frage mich's heute noch, ohne eine Antwort darauf finden zu können. Wenn man der sittlichen Kraft, die alle Hindernisse der Welt zerbricht, die der Konvention spottet, und für ihre Echtheit mit dem Tode einsteht, wenn man diese Kraft „Liebe" nennt; darf man dann ein Gefühl so nennen, welches aller sittlichen Motive entbehrt? Oder soll man auch im modernen Leben an jenes Faktum glauben, das im alten Athen die Kinder der Niobe durch die Pfeile Dianen's und Apoll's, im neuen London die Kinder des City-Kaufmanns durch die Leidenschaft für einen Bootsmann und einen Fuhrmann tödtete? Ach, mein theurer Leser, unser Geist braucht nicht in die Unendlichkeit des Gedankens, nicht in den Sternenäther emporzusteigen! Auch im begrenzten Gewirr des Lebens und auf der Fahrstraße der Alltäglichkeit ruft uns der Weltgeist oft sein trauriges „Bis hieher und nicht weiter!" zu.

Am andern Mittag um drei Uhr kam der Hochzeitswagen herangerumpelt. Es war ein großer braunlackirter Wagen mit Knöpfen von Neusilber und blanken Trittbrettern. Die Pferde waren glatt gestrichen und sahen gut aus; auf dem hohen, mit dickem Tuch behangenen Bocke saß Dick in breit gallonirtem Mantel, mit einem Dreimaster von schwarzem Filz. Er sah gut aus, der Bursche, das läßt sich nicht läugnen, und er saß recht vornehm da, Betty stand in der Thüre ihres Häuschens und sah bald das schöne Geschirr, bald Dick, bald mich mit großem Vergnügen an. Endlich fuhren wir ab, Alfred-Street hinunter, Gower-Street hinunter, über den Torrington-Platz und Gordon Square. Dick führte mich mit allem Anstand; er wartete, bis die Wagen vor uns aufgefahren und abgefertigt waren, und lenkte dann den seinen höchst geschickt bis an die unterste Treppenstufe des Hauses, wo schon die Bedienten bereit standen, den Kutschenschlag zu öffnen.

Es war ein fröhliches, üppiges Fest, diese Hochzeit. Die Braut, Miß Ella, war die Tochter eines reichen westindischen Kaufherrn, der vor fünf Jahren aus der Rio nuova der Havanna auf den Tavistock-Square in London gezogen war; der Bräutigam war der Sohn eines reichen Schiffbrokers aus Liverpool. Das Haus des Westindiers sah wie ein Schlößchen aus; schwere kostbare Teppiche bedeckten die Fußböden und die Treppen; vergoldete Kandelaber trugen Wachskerzen und Gasflammen; Damastmöbeln standen an den Wänden, und im Speisesaal leuchtete die Schildkröte aus Ostindien neben der Gänseleber-Pastete aus Straßburg und der „Hock" von Rüdesheim oder Hochheim neben dem Sekt der karnarischen Inseln. Die Gesellschaft war nicht minder bunt und weltumfassend. Da war ein Deutscher, der eben aus China zurückgekommen war, und da war ein Engländer, der morgen Nacht nach den Molukken abreisen wollte; da war ein französischer Gesandtschafts-Attaché und der belgische Konsul von Portorico, da war ein spanischer Schiffskapitän und ein Maler aus Antwerpen. Und wie Perlen in dieser seltsamen Versammlung erschienen die fünf Töchter des Wirthes — fünf westindische Mädchen, mit einem Anflug von Braun im Gesicht, mit schwarzen, glänzenden Haaren, mit schwarzen, glänzenden Augen, mit rothen, feurigen Lippen, mit heißen Herzen — fünf Kreolinnen, fünf halbwilde Schönheiten.

Das Schicksal und die ordnende Hand der Hausfrau hatte mich bei Tisch vortrefflich plazirt. Zu meiner Linken saß Miß Olivia, die jüngste Tochter des Hauses, zu meiner Rechten Mr. Henry, der Bruder des Bräutigams, ein geistvoller junger Herr, zweiter Arzt des Middleser-Hospitals. Als Fremder und als Gast hatte ich das Privileg, mich unterhalten zu lassen, und ich machte von diesem Privileg Gebrauch. Miß Olivia erzählt mir, wie sie als Kind auf einem Pferdchen durch die sonnigen Pflanzungen der Havanna gesprengt sey, und wie es in der Havanna doch viel schöner und lustiger zu leben sey, als hier in dem kalten, trüben London. Mr. Henry erzählte mir, wie viel Tausend Kranke ihm jährlich unter die Hände kämen und wie viel Hundert ihm davon stürben. Auch erbot er sich, mich, wenn ich beliebte, einmal durch sein Hospital zu führen. Dann kamen die Toaste des einen Schwiegervaters, des andern, des Brätigams, seines Bruders u. s. w.; einem jeden Toaste folgte das „hip! hip! hip! hurrah!" der Gesellschaft und der gemeinsame Chor: „and he is a very good fellow!" Dann ward die Tafel aufgehoben, es folgte die Quadrille und der „Walz", das Brautpaar verschwand, es war Thee servirt, die älteren Herren setzten sich ins Rauchzimmer und spielten Karten und eine Stunde nach Mitternacht rollten die Wagen vor und das Fest war zu Ende.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Ein Liebesabenteuer am Hofe des Kaisers von Siam. Von Robert Schomburgk, der als englischer Generalkonsul zu Bangkok in Siam lebt, sind neuerdings interessante Nachrichten eingegangen. Der Oberkönig, Phra Mongkut, behandelte ihn mit großer Aufmerksamkeit und empfing ihn oft im Kreise seiner Familie ohne alles Zeremoniell in zwangloser Weise. Sein Lieblingskind ist eine angenommene Tochter, Prinzessin Somanas Wadhanawaty, ein liebliches Kind von sechs Jahren. Das Fest der Reisernte, welche allerdings für das Land von großer Wichtigkeit ist, wird auch vom Hofe mit großem Pomp gefeiert. Alle Tänzerinnen des Königs und eine Anzahl seiner Frauen, die schwarze, mit Gold besetzte Sammetröcke tragen und auf reich angeschirrten Pferden sitzen, müssen den feierlichen Umzug mitmachen. Eine dieser Königsfrauen zog durch ihre Schönheit und als kühne, gewandte Reiterin die Aufmerksamkeit Schomburgk's auf sich, und er brach in laute

Bewunderung aus. Vier Wochen später sandte die kleine Prinzessin Somawaty einen Boten an den Generalkonsul und ließ ihn flehentlich bitten, er möge beim Könige eine Fürsprache einlegen, damit ihre Muhme Schom Schoi, eben jene schöne Reiterin, nicht hingerichtet werde. Die Arme war das Opfer einer Hofintrigue. Schoi war die Tochter eines hochgestellten Würdenträgers, der sie, nach Landesbrauch, schon in früher Jugend dem Könige für dessen Harem geschenkt hatte, und Somawaty's rechte Mutter war ihre Schwester. Einer von des Königs Hofleuten, Nai Kien, der verheirathet war und gleichfalls seinen Harem hatte, wurde von Schois Reizen bezaubert; er sandte ihr Geschenke, die von Nai Kiens Hauptfrau selbst überbracht wurden; diese begünstigte ein Liebesverhältniß, das übrigens zu keinerlei verbotenen Vertraulichkeiten führte. Aber Schoi hatte im Harem eine Feindin, der ein seltsamer Zufall Gelegenheit zur Rache darbot. Auch Schois jüngste Schwester war in des Königs Harem; sie fand auf den Schlafkissen einen Streifen Papier mit den Worten: „Ich will gehen zu . . . .“ Weiter stand nichts darauf; sie las die Worte laut in Gegenwart jener Nebenbuhlerin, und diese klagte sogleich Schoi der Untreue gegen den König an. Mongkut ließ eine Untersuchung anstellen und sowohl Schoi als den Hofmann sammt dessen Frau einsperren. Das Urtheil fällte ein aus hohen Würdenträgern zusammengesetzter Gerichtshof, welcher alle drei zu einer schimpflichen Todesstrafe verurtheilte. Dem Könige steht in Siam das Begnadigungsrecht zu. Nun wandte sich, wie schon bemerkt, die kleine Somawaty um Fürsprache an Schomburgk, der dann auch sogleich an den König schrieb: Jede Religion lehre, daß man vergeben und verzeihen solle, auch der Buddhismus schärfe diese Lehre ein. Er bitte seine Majestät, den Fehltritt Schois nicht vom orientalischen Standpunkte aus anzusehen und zu bestrafen, sondern aufgeklärt und hochherzig zu verfahren. Schoi sey noch jung und habe sich doch nur eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen. Am andern Tage antwortete der König in englischer Sprache. In seinem Briefe mißbilligt er die Polygamie, welche viele Uebelstände im Gefolge habe, aber sie sey in Siam bei Herrschern und Volk herkömmlich, so weit die Geschichte reiche. „Wenn im Harem der Könige eine Untreue begangen wird, so gilt sie laut den siamesischen Gesetzen für das schwerste Verbrechen gegen das Königshaus. Die Geschichte von Siam enthält manche Beweise dafür, daß, wenn das königliche Blut mit jenem einer niederen Klasse vermischt worden ist, gewöhnlich Rebellion oder die Ermordung des rechtmäßigen Herrschers die Folge war. Schoi sey nicht so schuldig, wie ihre Feinde vorgäben, übrigens aber nicht mehr jung, weil sie schon neunzehn Jahre alt. Uebrigens solle sie ihr Leben behalten und nur auf Lebenszeit oder eine Reihe von Jahren eingekerkert werden. — Leider jedoch gab der König dem Andringen der Richter und Hofleute nach, die eine scharfe Strafe verlangten. Der Edelmann sammt seiner Frau wurde auf den Richtplatz geführt, und der Vater der Letztern wurde gezwungen, seiner eigenen Tochter den Kopf abzuschlagen. Zweimal hieb er fehl und verstümmelte sein eigen Fleisch und Blut; dann erst trat der Henker hervor, enthauptete auch den Mann, hing dann beide Leichen an eine Art von Galgen, und eine Abtheilung Soldaten feuerten die Kugeln ihrer Gewehre gegen dieselben ab. Ehemals war die Strafe anders, aber nicht minder barbarisch. Man band den Verurtheilten mit Händen und Füßen an die Beine von vier Elephanten, die ihn in Stücke zerrissen! Man sieht, wie viel Raum für die Ausdehnung europäischer Gesittung im südöstlichen Asien offen ist. Der König von Siam ist unbedingt der gebildetste und mildeste Herrscher, welchen Asien seit Jahrhunderten gehabt hat, und doch können „nach Landesbrauch“ unter seinen Augen solche Abscheulichkeiten verübt werden!

Schillerfeier in Amerika. Aus New-York erhielten wir die Nummer 239 der dortigen „Staatszeitung“, vom 11. November d. J. Das ganze ungeheure, nach unserm Maaßstab sechs Druckbogen starke Blatt ist gefüllt mit Artikeln über die Schillerfeier; es finden sich außer den New-Yorker Festberichten Beschreibungen und telegraphische Schillerfeiernachrichten aus Philadelphia, Washington, Baltimore, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Milwaukie, Bufalo, Albany, Boston, Wheeling, Richmond, Charleston, Pittsburg, Harrisburg, Reading, Indiana u. s. f. — Ueberall Fackelzüge, Festreden, dramatische Spiele und Concerte, überall Glockenläuten, Prozessionen und Kanonendonner. Daß das Fest an Orten, wo der Manifestation der Meinungen und Empfindungen der freieste Spielraum gegeben ist, in weit drastischerer Weise von statten ging, als etwa in deutschen Residenzstätten, läßt sich denken. Der wahre Werth der Schillerfeier stellt sich nachgerade als ein politischer heraus; wo Deutsche auf der Erdkugel leben, da wurde ihr Nationalbewußtseyn aufs Mächtigste aufgeregt, die Zusammengehörigkeit dieser großen Nation ist in all' ihren Angehörigen noch nie so wohlthuend, so begeisternd zu Tag getreten. Niemand kann von dieser Einigkeit der Deutschen freudiger überrascht seyn, als die Deutschen selbst. Für Nordamerica hat die große Demonstration ihre besondere Bedeutung; die Söhne des einen Vaterlandes werden auch über'm Meer zusammenhalten und die Hoffnungen, die sie etwa an den Ufern der Leine oder der Fulda begraben mußten, drüben auferstehen sehen. Aber es wird der Tag kommen, wo auch die amerikanischen Deutschen mit ihrem Mutterlande zufrieden seyn werden! — Die angloamerikanische Presse hat sich der Schillerfeier gegenüber sehr schön und würdig benommen. Ein Artikel des genannten New-Yorker Blattes erkennt dieses mit warmem Danke an; alle Nationen müßten sich betheiligen an der Feier desjenigen Dichters, der gesungen habe: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ — Am 10. November 1859 klang in der That eine Harmonie durch alle Lande. Der einzige Mißton der sich hören ließ, kam von — Schnapshausen.

Ein Emporkömmling gleicht einem zum ersten Male auf einen Thurm gestiegenen Menschen: es schwindelt ihm und die Menschen unten kommen ihm wie Zwerge vor.

Man muß zuweilen den Bettelsack im Scherz umhängen, um für ernste Fälle daran gewöhnt zu seyn.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag | *Nro. 99.* | den 11. Dezember 1859

Der Markgraf.

Er birgt sich in der Ahnenhalle
Mit seiner Schwermuth dunkler Macht.
Wohl mühen sich die Diener alle,
Sie hellen nimmer seine Nacht.
Er heißet seine Jäger rasten,
Verstummen ihren Hörnerton;
Die liebsten Gäste läßt er fasten,
Und Koch und Schenke läuft davon.

Selbst seines Hofes Schalk und Narren
Betrog sein Harm um allen Witz:
„Ihr habt genug am eignen Sparren,
Lebt wohl, ich laß Euch meinen Sitz!“
Sein Pater kriechet aus der Zelle,
Bekreuzt ihn sehr, beschwört ihn hoch.
Den weißt er grämlich nach der Schwelle:
„Geh Mäuslein in dein Mäuseloch!“

Er schauet düster aus dem Erker,
Da ihn die feile Schaar verließ:
„O Gottes Welt, du bist mein Kerker,
Und warest sonst mein Paradies!
Du Vater Rhein im Sonnenfunkeln,
Mein blühend Reich in Glanz und Duft,
Du ewig grünes Waldesdunkeln,
Wo weilt, die meine Reue ruft?“

„Sonst sah ich euch in ihren Armen,
Und hieß mich jauchzend euren Herrn;
Da schienet ihr selbst zu erwarmen,
Und winktet Grüße nah und fern.
In Krieg und Ruhm und Festgelagen,
Im eitlen Tand verwarf ich Dich!
Ich scherzte fern bei Deinen Klagen,
Und klage lang nun wider mich!“

„Der treusten Maid vom niedern Stande
Wie schämte sich der irre Held!
Nun bist Du fort und Deine Bande
Umziehn mich in der Heimathwelt.
Ich träume Dich in meine Seele,
Und ruf' erwachend: flieh, ach flieh!
Doch jede Stelle, die ich wähle,
Sie zürnt: was kommst Du ohne Sie?“

Dieß sind des Fürsten Trauerworte;
Nun hüllt er stumm sein Angesicht.
Was klingt so fröhlich an der Pforte?
Wer steht vor ihm im Abendlicht?
Wie Engel aus den Friedensweiten
Erscheinet ihm ein Kinderpaar:
Ein Mädchen bringt das Spiel der Saiten,
Ein Knabe ihm den Becher dar.

„Man sagte uns: Du müssest trauern,
Da, trinke Dir Vergessenheit!
Und will sie etwas überdauern,
Wir singen es zur Freudigkeit.“
Es hat ihn wunderbar durchdrungen,
Es scheucht des Unmuths Wolken fern,
Und sinnend hält er sie umschlungen,
Ihm dämmerts ahnend wie ein Stern.

Er geht ihm auf, er leuchtet helle
Den ganzen Himmel in den Saal:
Die er beweinte, tritt zur Stelle,
Gesenket scheu den Augenstrahl.
Da stürzet er zu ihren Füßen,
Und weinend sinket sie an ihn;
„Wohl magst die Kindlein Du umschließen:
Du bist ihr Vater! Nimm uns hin!“

Nun mögen seine Jäger reiten
Und laden gehn von Haus zu Haus,
Und Koch und Schenke sich bereiten
Zu ihres Herren Freudenschmaus.
Des Hofes lustiger Berather
Wird wider witzig und gewandt;
Aus seiner Zelle schleicht der Pater,
Und einet segnend Hand in Hand.

Eine Tochter der City.

(Schluß)

Zwei Wochen vergingen danach und da ich viel zu arbeiten hatte und fast den ganzen Tag im British Museum studirte, so vergingen sie rasch. Ich trat noch zuweilen ans Fenster und sah noch die hübsche Betty und Dick, den Cabman von Alfred-Mews. Aber eigene, ernste Angelegenheiten hatten mich in Anspruch genommen, und ich achtete der äußeren Dinge weniger. Dann reiste ich auf einige Tage zu einer befreundeten Familie aufs Land, und ich war eben wieder mit dem Akton-Omnibus zurückgekommen und ging Tottenham-Court-Road hinunter, um mich in meine Wohnung zu begeben. Indem ich an Windmill-Street vorbeischritt, eilte Mr. Henry, der Hospitalarzt, an mir vorüber und auf Windmill-Street zu.

„Gut," rief er mich an, „daß ich Sie treffe. Wenn Sie jetzt nichts Besseres zu thun haben und mich in's Middleser-Hospital begleiten wollen, so können Sie etwas höchst Interessantes mit ansehen.

Ich schloß mich ihm sogleich an, und wir bogen in Windmill-Street ein. „Heute Nacht ist ein Weib, ein blutjunges hübsches Weib ins Hospital gebracht worden, die von ihrem Manne tödtlich verwundet worden ist und vielleicht keine Stunde mehr leben wird. Der Mörder ist bereits inhaftirt, und es wird jetzt das Coroner Inquest vorgenommen."

Wir traten ins Hospital ein. Ein dunkles, schweres Gebäude mit breiten Portalen und Thorwegen; auf der Flur schlug uns schon jener Dunst entgegen, wie er auf den Grenzgebieten zwischen Tod und Leben zu wehen pflegt. Wir stiegen eine ausgetretene Steintreppe empor, wir gingen durch einen langen Saal mit vier Reihen Betten, in denen kranke Männer lagen, junge und alte, die Einen stöhnend und jammernd, die Andern stumpf und dumpf. Wir kamen alsdann wieder auf einen Flur, und auf der entgegengesetzten Seite traten wir in den Saal der weiblichen Kranken. Ach, wie sie da lagen auf den Matratzen, unter den Wollendecken. Der graue Nebeltag stand vor den hochgewölbten Fenstern und sah traurig in diesen Vorhof des Todes. Hier hatte sich ein Mütterchen mit gelblich zusammengeschrumpften Gesichte im Bette aufgerichtet, und ihre matten grauen Augen stierten ins Leere, dort kauerte ein Kind von eilf, zwölf Jahren neben einem irdenen Gefäß mit gekochten Zwetschgen; die meisten lagen regungslos, theilnahmlos.

„Was macht Nr. 347?" fragte Mr. Henry eine von den Aufwärterinnen.

„Sie hat sich nicht mehr gerührt, seit Ihr sie zuletzt gesehen habt, Sir! Ich denke, sie liegt im Sterben."

„Ist der Coroner*) da? Sind die Konstables mit dem Gefangenen da?"

„Ja, Sir, sie sind da. Sie sind vor zehn Minuten gekommen und sie sitzen im Vorsaal."

„So geht, Jane, und ersucht sie, einzutreten."

Jane ging, und wir schritten durch die mittlere Bettreihe der letzten am Fenster zu. Wir näherten uns der Bettstelle Nr. 347. Das Wesen, das darin lag, gab kein Zeichen von Leben, keinen Laut von sich. Ueber dem Kopfkissen waren die Bettvorhänge zugezogen, man sah nichts vom Gesicht. Aber die Bettdecke war mit Blut getränkt und vor dem Bett stand eine große Schaale mit dunklem Blute. Eine Wärterin saß am Bette.

„Ich habe mehrmals nach ihr gesehen, Sir," sagte die Wärterin, „aber ich habe nicht die geringste Bewegung mehr wahrgenommen."

„Schlagt die Bettvorhänge zurück, daß ich die Verwundete sehe," sagte Mr. Henry. Die Wärterin schlug die Bettvorhänge zurück und — ich sah sie auch. O Gott, ich sah das bleiche, feine Gesicht der Sterbenden, auf der linken Wange von geronnenem Blute bedeckt, ich sah die Stirne mit der breiten klaffenden Wunde in der Schläfe, ich sah Betty, die unglückliche Tochter des Shopkeepers von Cheapside, die Geliebte des Cabmans, meine hübsche Nachbarin von Alfred-Mews.

Die beiden Arme entblößt und Blutflecken auf dem blendenden vollen Weiß; die kleinen Hände, hart von Arbeit, lagen lang ausgestreckt auf der Bettdecke. Die Augen waren geschlossen, die gelbblonden Haare aufgelöst und über der linken Schläfe abgeschnitten. Der Arzt beugte sich über sie, er legte das Ohr an ihren Mund, an ihr Herz; er nahm ihren Puls und schüttelte das Haupt. „Bedeckt sie wieder," sagte er zur Wärterin. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Saales und herein trat im schwarzen Anzug der Coroner, die zwölf Männer der Jury, der Schreiber, zwei Konstables, und zwischen ihnen der Gefangene. O, er hatte sich sehr verändert seit jenem Tage, wo er mich im Hochzeitswagen nach Tavistock-Square gefahren hatte! Er hatte eine graue Jacke und graue Hosen an, die Hände waren ihm vor dem Bauche geschlossen; seine Haare hingen ihm verwirrt über die Augen. Er sah trotzig verwildert aus, er schlug die Augen nicht auf, er sah immer vor sich nieder und beugte den Kopf.

„Les't den Anklageakt," sagte der Richter zu dem Schreiber.

Der Schreiber las. „Dick Stephenson, Cabman in Alfred-Mews, ist angeklagt, gestern, am 16. November, Abends halb elf Uhr, im betrunkenen Zustande und nach einem von den Nachbaren gehörten

*) Coroner nennt man in der englischen Gerichtssprache den Kronbeamten, der mit assistirendem Schwurgericht die Ursachen unnatürlicher Todesfälle zu untersuchen hat. Das Verfahren heißt: Coroner's Inquest.

heftigen Wortwechsel, der bei ihm lebenden Miß Betty, dritten Tochter des Schopkeepers Mr. Jones von Cheapside, mit dem eisernen Stiele seiner Peitsche eine lebensgefährliche Wunde an der linken Schläfe beigebracht zu haben."

„Habt Ihr das gehört?" fragte der Coroner. Aber Dick sah vor sich nieder und antwortete nichts.

„Laßt uns die Mißhandelte sehen! wandte sich der Coroner an den Arzt.

Mr. Henry rief zwei Wärterinnen, diese öffneten die Bettvorhänge und hoben, von beiden Seiten über sie gebeugt, das Kissen mit dem Kopf der Unglücklichen sanft empor. Sie hatten vorher schon die Blutflecken mit warmem Wasser hinweggewaschen, und nun lag das bleiche, von keinem Zeichen des Schmerzes verzerrte Gesicht schön und unaussprechlich rührend da.

„Kennt Ihr dieses Weib, Dick?" fragte der Richter. Da — bei dem Worte „Dick", als habe sie ein elektrischer Funke noch einmal belebt, — zuckte es durch den Körper der Sterbenden. Sie schlug die Augen auf — ach, diese lieben blauen Augen, die einst so munter ins Leben geleuchtet hatten.... sie hob die Arme, als wollte sie dieselben Dick entgegenstrecken .... sie bewegte die Lippen, als wolle sie Dick etwas sagen — aber die Arme sanken ohnmächtig auf die Decke zurück, und die Lippen brachten keinen Laut hervor. Dick stand regungslos, er schlug die Augen nicht auf, er sah starr vor sich hin.

„Erlaubt Ihr mir, Sir," sagte der Coroner, „daß ich einige Fragen an die Verwundete richte?"

Mr. Henry nickte bejahend.

„Kennt Ihr diesen Mann?" fragte der Coroner das unglückliche Weib, indem er auf Dick deutete.

Sie stammelte Etwas, ohne daß man es hätte verstehen können; aber ihre Augen ruhten mit einem solchen Lächeln der Seligkeit auf dem Verbrecher, welcher auch jetzt noch stumm, ohne eine Thräne, ohne eine Regung niederschauend dastand, daß es mich durchschauerte.

„Ist es dieser Mann gewesen?" fragte der Coroner weiter, „welcher Euch gestern Abend mit dem eisernen Stiel seiner Peitsche die Wunde an der Schläfe beigebracht hat?"

Da richtete sich die Arme auf; sie erhob den Kopf mit einem Aufwand wunderbarer Kraft und Seelenstärke. Es schien, als wolle sie aufs Neue zu leben beginnen.

„Nein", rief sie dann mit einer zwar nicht sehr starken, aber doch sehr klaren Stimme. „Nein! Nicht er! Nicht er!" Darauf sank sie zurück. Ihre Wärterinnen konnten sie nicht mehr halten.

„Sie ist todt!" sagte die Wärterin.

„Nehmt dem Gefangenen die Handschellen ab," sagte der Coroner zu den Konstables. „Dick Stephenson, Ihr könnt gehen. Ihr seyd frei." „Dick ging und wir Andern gingen auch."

Am andern Morgen um zehn Uhr, als ich ans Fenster trat und nach der Stelle hinübersah, wo die hübsche, unglückselige Betty so oft gestanden hatte, da gewahrte ich eine auffallend große Menschenmenge in Alfred-Mews, Droschkenkutscher, Gemüseweiber, Konstables, Alles bunt durch einander.

„Was hat sich da begeben?" rief ich Mrs. Allan zu, die eben in mein Zimmer trat, um mir das Theewasser zu bringen.

„Wißt Ihr denn noch nicht, Sir?" erwiderte sie und wischte sich die Augen. „Wißt Ihr es denn noch nicht, daß sich Dick Stephenson, der Cabman von Alfred-Mews, diese Nacht in seinem Pferdestall aufgehängt und daß man ihn heute Morgen todt darin gefunden hat?"

Noch an demselben Morgen kündigte ich meine Wohnung, und acht Tage später wohnte ich in Golden-Square, auf einer ganz andern Seite des Westendes. Die gute alte Mrs. Allan war ganz untröstlich über mein Fortziehen. Sie konnte nicht begreifen, daß es Naturen gibt, die die Nähe des Entsetzlichen nicht ertragen können, und die zu vergessen suchen müssen, wenn sie dem Schicksal einmal so dicht in das furchtbare Auge geschaut haben.

Kleinigkeiten.

Eine Jagdgeschichte. In Rußland herrscht ein seltsamer Aberglaube. Neununddreißig Bären, behauptet man, könne Jemand ungefährdet erlegen, aber der vierzigste räche sein Geschlecht zuverlässig an dem Jäger. Dieser Glaube ist so eingewurzelt, daß der kühnste und geschickteste Schütze nicht ohne Zittern auf seinen vierzigsten Bären anlegen wird. Dabei wird er natürlich das Thier verfehlen. So läßt sich's erklären, daß vielen dieser Jäger die Zahl Vierzig verhängnißvoll geworden ist. Ist aber der vierzigste Bär erlegt, dann wird der russische Jäger, wenn er gewohnt ist, mit dem Fänger auf das Wild loszugehen, mit einem Federmesser es wagen, oder wenn er sonst den Stutzen zu gebrauchen pflegt, mit einer Sackpistole auf die Jagd gehen. Der sibirische Kosacke geht, wie der Bewohner der Pyrenäen, mit dem Messer auf den Bären los. Hat er das Lager eines Bären entdeckt, so stülpt er seine Lederkappe auf den Kopf, nimmt in die linke Hand seine Ragatina, ein gabelartiges Werkzeug, und sucht, wenn er verheirathet ist, seine Frau auf, oder wenn er noch Junggeselle ist, seine Geliebte, damit sie ihm das Jagdmesser am Arme befestige. Ist dieß geschehen, so geht er gerade auf das Lager des Bären los, greift ihn, Brust an Brust, an. Die linke Hand hält mit der Ragatina den Kopf des Thieres fern, mit dem Messer der rechten Hand schlitzt er ihm den Bauch auf. — Ein Kosacke, der seine neununddreißig Bären erlegt hatte, ging auf die Jagd des vierzigsten. Angesichts dieser fatalen Thatsache ließ er sich von seinem Sohne, einem jungen Menschen von zwanzig Jahren, begleiten und vertauschte sein Messer mit einer Büchse. Der Sohn war mit der Ragatina und dem Messer bewaffnet. Aber statt des Bären warf sich ihnen plötzlich ein prächtiger Leopard entgegen. Das Thier hatte sich augenscheinlich weit von seinem

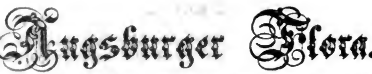
Mutterlande verirrt. Allem Vermuthen nach stammte er aus Indien her und war, Mittelasien durchstreifend, bis in jene herrlichen Landstriche am Araisee gekommen. Der junge Mann, welcher nie ein so schreckliches Thier gesehen hatte, bekam Furcht, und da der Leopard sich gegen seinen Vater wendete, entfloh er, statt diesem zu Hilfe zu kommen. Der Kosacke erwartete das Thier mit der Kaltblütigkeit eines alten Jägers, bis es auf zwanzig Schritte herangekommen war, dann legte er an und drückte ab. Der Leopard machte noch einen weiten Sprung und stürzte dann todt zu Boden. Der Kosacke kehrte sich nach seinem Sohne um; er wollte sehen, ob derselbe auf den Schuß nicht zurückkommen werde; aber der Bursche wandte nicht einmal den Kopf und setzte seine Flucht fort. Nun lud der Kosacke seine Flinte wieder, nahm sein Messer zwischen die Zähne und näherte sich dem Thiere. Er kannte die Eigenthümlichkeit dieser Race nicht, ihre Aehnlichkeit mit Katze ließ ihn irgend eine Hinterlist befürchten. Indem er aber näher kam, überzeugte er sich, daß das Thier todt war. Es war ein Leopard der größten und schönsten Gattung, sein Fell mußte wenigstens siebzig Rubel werth seyn. Der Kosacke zog ihm den Pelz ab, warf sich denselben über die Schulter und trat in tiefem Nachdenken den Heimweg an. Der Gegenstand seiner Ueberlegung war von Gewicht; er fragte sich, welche Strafe der Feigling verdiene, der seinen Freund in der Gefahr verläßt. Und er setzte hinzu: „Der Sohn, der seinen Vater verläßt, ist mehr als ein Feigling, er ist ein Verräther. Als er zu Hause ankam, hatte er sein Urtheil bereits gesprochen. Er suchte seinen Sohn auf, der sich im Zimmer eingeschlossen hatte, und befahl ihm, zu öffnen. Der junge Mensch gehorchte und fiel seinem Vater zu Füßen. Aber der Vater befahl ihm, ein Grabscheit zu nehmen und ihm zu folgen. Er gab den Grund dieses Befehles nicht an; er selbst aber ergriff ebenfalls ein Grabscheit. Er führte den Sohn eine Strecke vom Hause weg, dann bezeichnete er auf dem Boden ein Viereck von sechs Schuh Länge und drei Fuß Breite, fing an die Erde auszugraben und gab seinem Sohne Befehl, dasselbe zu thun. Der junge Mann, der keine oder nur eine unbestimmte Ahnung von dem Sinne dieser Arbeit hatte, ging daran. Zwei Stunden später hatten sie eine Grube gegraben, in der ein Mensch liegen konnte. „Gut." sagte der Vater sich umwendend, „jetzt bete." Nun wurde es dem jungen Manne klar im Geiste; aber die Sprache des Vaters hatte eine solche Entschiedenheit, daß der Verurtheilte keinen Widerstand versuchte. Er warf sich auf die Kniee und betete. Der Vater ließ ihm volle Zeit, sein Gebet zu beenden. Dann maß er seinen Abstand, in dem er auf den Leoparden geschossen hatte, nahm seinen Karabiner, legte auf den Sohn an und sandte die Kugel gerade an jene Stelle des Kopfes, an welcher er den Leoparden getroffen hatte. Der junge Mensch stürzte augenblicklich todt zusammen. Der Vater legte ihn ins Grab, bedeckte ihn mit Erde, kehrte nach Hause zurück, legte seine Sonntagskleider an und stellte sich, als sein eigener Ankläger, dem Richter. „Ich habe Gleiches mit Gleichem vergolten!" schloß der Alte seine Erzählung. „Ich bin überzeugt, daß Gott eben so gerichtet hätte." Der Richter hieß ihn seine Gefangenschaft antreten und im Kerker das Urtheil des Generalgouverneurs erwarten. Mit derselben Ruhe, mit derselben Heiterkeit trat der Alte über die Schwelle des Gefängnisses. Der amtliche Bericht ging sogleich an den Generalgouverneur von Sibirien ab, welcher das Recht hat, über Leben und Tod zu erkennen. Die Antwort lautete: „Der Vater soll drei Tage und drei Nächte das vom Rumpfe getrennte Haupt seines Sohnes auf den Knieen halten. Stirbt er oder wird er darüber wahnsinnig, so wird dies ein Gottesurtheil seyn. Erträgt er aber diesen Anblick, so wird es ein Beweis seyn, daß er nicht blos nach menschlichem Zorn, sondern nach dem Gewissen eines Vaters gerichtet habe. Nicht wir, nur der Allmächtige kann über diesen Fall ein Urtheil sprechen." Der Gouverneur schickte um dieselbe Zeit, wo er seine Entscheidung an den Richter abgehen ließ, dieselbe nebst der Darstellung des Sachverhaltes auch an den Kaiser Alexander. Dem alten Kosacken wurde das Urtheil bekannt gemacht. Drei Tage und drei Nächte hielt er das Haupt seines Sohnes auf dem Schooße und überstand die Probe, ohne, wie es schien, einen Augenblick seine Standhaftigkeit verloren zu haben. Unmittelbar darauf setzte ihn der Gouverneur in Freiheit. Drei Monate später traf die Entschließung des Kaisers ein, welcher das Urtheil bestätigte. Der alte Kosack erreichte sein achtzigstes Jahr ruhig und glücklich, tödtete seinen vierzigsten Bären und darauf noch eine Anzahl anderer. Er starb im Jahre 1851, und kein Gewissensbiß schien seine Todesstunde zu trüben. Ein Augenzeuge, der General Samanky Bykovetz, der diese Geschichte erzählt hat, gibt Gewähr für die Wahrheit derselben.

Eine Eiche und eine Linde befinden sich auf dem Gute des Landwirths Neuhaus zu Remscheidt in Westphalen, die trotz ihres hohen Alters, das weit über tausend Jahre geschätzt wird, noch ungeschwächt ihre Dienste verrichten. Beide stehen vor dem Wirthschaftsgebäude. Die Eiche hat einundzwanzig Fuß im Umfange und ist inwendig hohl. In dieser Höhlung hat die Natur eine vier Fuß hohe Kanzel gebildet, welche wieder mit einer Rinde umwachsen ist. Es hat ganz den Anschein, als wenn dieser bejahrte Baum noch an einen Nachfolger dächte, denn in einem abgestorbenen Aste hat eine Ebereische ihre Wohnung aufgeschlagen, deren Samen wahrscheinlich durch die Vögel in die Eiche gebracht worden ist und die nun auf Kosten der Pflegemutter freudig emporwächst. Die Linde hat siebenundzwanzig Fuß im Umfange, ist inwendig ebenfalls hohl und besteht aus mehreren Pfeilern, die alle mit Rinde umwachsen sind; aber oberhalb der Höhlung ist, sobald der Frühling kommt, noch ein munteres, reges Leben sichtbar, und jedes Jahr treibt sie Knospen und Blätter.

Eine der naivsten Ideen zur Schillerfeier hat sicher die russische Tänzerin Bagdanoff gehabt, indem sie in einem Briefe den Wunsch aussprach, bei dem Feste in Weimar tanzen zu dürfen. Ein Pas grotesque von einer russischen Tänzerin zur Verherrlichung des Dichters des Demetrius! O sancta Bagdanoff!

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 100.** den 14. Dezember 1859.

König Sancho.

In den tiefen Kerker warf
Seinen Bruder, Don Alfonso,
König Sancho von Kastilien;
So erscholl des Königs Wort:

„Ein Verräther ist des Landes,
Wer für Don Alfonso bittet;"
Und kein Ritter, keine Dame
Wagt es mehr, für ihn zu flehn.

Sieh, da wagt's die treue Schwester,
Nahet bittend sich dem König:
„König Sancho, König Sancho,
Ihr mein Bruder und mein Herr!"

„Einst, ich war ein kleines Mädchen,
Einst verhießt Ihr ein Geschenk mir:
Jetzt, da ich heran gewachsen,
O gewährt es mir, Sennor!"

„So begehrt es denn, o Schwester,
Aber die Bedingung setz' ich:
Burgos dürft Ihr nicht verlangen,
Burgos nicht, auch nicht Leon;

Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia;
Was Ihr sonst erbittet, Schwester,
Will ich nicht verweigern, nein."

„König, nicht erbitt' ich Burgos,
Burgos nicht, auch nicht Leon;
Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia:
Um den lieben Bruder bitt' ich,
Den Ihr noch in Banden habt."

„Wohl, rief Sancho, wohl, o Schwester,
Morgen geb' ich ihn Euch frei."
„Lebend will ich sehn den Bruder,
Lebend, nicht will ich ihn todt."

„O, so seyd verwünscht Ihr, Schwester,
Und verwünscht, wer dieß Euch eingab:
Morgen früh, am frühen Morgen,
Hätt' ich ihn Euch — todt gesandt."

Eine Vision.

„Hedwig, Frau, was hast Du denn heute? Warum soll ich denn heute nicht nach P. reiten — bin ich doch schon zehnmal seit unserer Verheirathung dort gewesen, und immer wohlbehalten wiedergekehrt."

So sprach Joseph Bürger, der stattliche junge Förster, mit einem leisen Anfluge von Ungeduld, als er, in vollständigem Reitanzuge in der Hausthür stehend, sich von zwei weißen Armen noch eine Weile zurückhalten ließ, während das zu diesen Armen gehörende hübsche Gesichtchen sich an seiner Brust verbarg.

„Was fehlt Dir, liebe Hedwig?" fragte er sanfter, da ein unterdrücktes Schluchzen zu seinem Ohr und in sein Herz drang.

„Ich weiß nicht, Joseph, aber ich kann heute den Gedanken nicht ertragen, daß Du fortreitest. Schiebe es auf — bis morgen wenigstens."

„Ich kann nicht, Hedwig. Zu heute ist bestimmte Verabredung getroffen, daß der Pächter von Z. nach P. kommt, und mir das kürzlich gekaufte Vieh bezahlt. Hundertfünfzig Thaler in diesen schlechten Zeiten sind schon zwei Meilen Ritt werth. Meinst Du nicht, Frauchen? Laß mich jetzt, Du sollst auch zwanzig schöne blanke Thaler davon bekommen, und damit machen können, was Du willst."

„Joseph," rief die junge Frau vorwurfsvoll, „denkst Du, die Aussicht auf Geld würde mich gleichgiltiger machen, gegen die Gefahr, die Dir droht, wenn ich einmal weiß, daß solche vorhanden? Uebrigens weiß ich ja," fügte sie schelmisch hinzu, „daß ich nicht nur zwanzig, daß ich fünfzig Thaler, ja das ganze Geld haben könnte, wenn ich Dich darum bäte. Habe ich jemals seit meiner Verheirathung vergebens gebeten um etwas, das Du mir geben konntest?"

„Ja, ja, ich kenne Dich schon, kleiner Quälgeist," sprach Joseph, liebevoll scherzend. „Bietet man Dir einen Finger, nimmst Du gleich die ganze Hand. Ich werde mein Geld verstecken müßen, und Dir die Eier stehlen zum Verkaufen, wie der Pächter der gräflichen Güter drüben. Laß mich fort, Frauchen, und die hundertfünfzig Thaler holen," fuhr er freundlich fort, denn er wünschte das Lächeln auf Hedwigs Gesichtchen zu erhalten — „wir wollen

dann schon sehen, ob sie alle in Deiner kleinen Tasche Platz haben. Da ist Leichtfuß schon, ich muß fort."

„Eine Minute später noch, Joseph — warum schickst Du denn nicht Frank nach P., statt selbst zu reiten?"

„Frank ist schon heute Morgen mit seiner Flinte in den Wald gegangen, und überdieß," fuhr er flüsternd fort, damit es der Knabe, der das Pferd hielt, nicht höre: „Ich mag dem Frank nicht so viel Geld anvertrauen, er ist in dürftiger Lage, und ... nun, ich will ihm nichts Uebles nachsagen, aber ich reite schon lieber allein, als daß ich ihn schicke. Leb' wohl, Hedwig, spätestens um acht Uhr siehst Du mich wieder."

„Leb' wohl, Joseph!" sprach die junge Frau traurig.

„Leichtfuß' einer Vorderhuf ist lose geworden," sagte Jörge Frank, da der Förster das Pferd bestieg, „das Hufeisen bricht gewiß, ehe Sie wieder heimkommen."

„Wirklich!" bestätigte Joseph, den Huf untersuchend. „In P. kann ich es aber nicht machen lassen, der Schmied dort versteht so viel davon, als ich vom Nähen oder Stricken. Morgen magst Du, Jörg, das Pferd hinunter reiten zum alten Hans und das Hufeisen fest machen lassen. Ich werde also beim Reiten Musik haben, Hedwig," fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort, „und Du wirst mich gleich von Weitem kommen hören, ohne nur zum Fenster hinauszusehen, denn das verdammte Ding wird sicher klappern und klirren bei jedem Schritt, den der alte Bursche thut." Mit einem etwas gezwungenen Lachen berührte der junge Mann die Flanke seines Pferdes mit der Gerte und ritt davon.

Hedwig sah ihm mit schwachem Lächeln nach, dem Klirren des lockern Hufeisens lauschend, welches, wie Joseph vermuthet hatte, jeden Schrit mit einem lauten, seltsamen Ton begleitete. Bald schwand jedoch das Lächeln dahin und machte dem Ausdruck tiefer Trauer Platz auf dem schönen Gesichte der jungen Frau.

Sie strengte ihre Augen an, die Gestalt des Reiters noch zu sehen, wie er in den Wald einritt, welcher zwischen der Försterei und der kleinen Stadt P. lag.

Dieser Wald war übel berüchtigt, von keiner menschlichen Wohnung unterbrochen; nur einige verstümmelte Balken, ein gähnender Keller und ein versumpfter Brunnen zeigten, daß dort einst ein Haus gestanden. Ein junger Jäger mit seiner hübschen jungen Frau hatte in dem Häuschen gewohnt; als der Mann eines Tages abwesend, gab die Frau einem Kinde das Leben. Während sie hilflos dalag, brach in dem Häuschen Feuer aus, und Mutter und Kind kamen um in den Flammen.

Seit jener Zeit ward der Wald möglichst gemieden, doch mancher einsame Wanderer erzählte schauerliche Geschichten von Seufzern, die der Nachtwind ihm zugetragen, von einer weißen Gestalt, die mit einem Kind auf dem Arme unter den Bäumen umherwanke.

Einsam, im Schooß der Natur wohnende Menschen sind gewöhnlich in hohem Grade zu dem geneigt, was wir Ahnungen nennen und werden häufig abergläubig gescholten, weil ihr Sinn für das Uebernatürliche bedeutend mehr geschärft ist, als der der Bewohner der Städte und anderer, von geschäftlichem Treiben belebter Orte.

Wir Alle wissen, daß es Dinge und Erscheinungen gibt, deren Zusammenhang mit der Natur wir nicht zu errathen vermögen, und die wir daher übernatürlich nennen. Doch wer dürfte hoffen, in die innere Werkstätte der Naturgeheimnisse zu sehen, wenn nicht die, welche mit ihr allein sind, an ihrem Herzen ruhen und ihrer flüsternden Stimme lauschen?

Die Seelen der Alleinlebenden sind stets erfüllt von dem gedankenzeugenden Hauch der Einsamkeit, ihr Geist ist im Zustande ewig wachsamer Aufmerksamkeit. Was sie sehen, was sie hören, ist nicht von Menschen herrührend, das Rauschen der Bäume, das Brausen der Bergwasser ist ihre Unterhaltung, wie sollten sie nicht Mancherlei vernehmen und fühlen, was für Weltmenschen nicht existirt?

So wollen wir denn nicht spottend und kopfschüttelnd uns abwenden von dem Ahnungsgrauen der einsamen Hedwig, die, in ihrer rings vom Wald umgebenen Behausung zurückbleibend, dem Gatten mit Thränen der Angst nachsah.

„Gott, mein Gott!" rief sie, warum mußte Joseph heute durch den Wald. In dem Keller kann ein Bösewicht lauern und ihn erschießen, ohne daß der Thäter jemals entdeckt wird, oder vielleicht hat Jemand erfahren, daß er mit Geld zurückkommt, verfolgt und mordet ihn. Mein Gott, warum ließ ich ihn fort?"

Einige Minuten weinte Hedwig leidenschaftlich, doch dann, ihre Angst niederkämpfend, trocknete sie die Augen und ging an ihre häuslichen Beschäftigungen, denen sie ohne weitere weibliche Hilfe sehr geschickt vorstand.

Zehnmal jedoch lief sie am heutigen Tage von ihren Geschäften weg, um nach der großen schwarzwälder Uhr zu sehen, und als sie am späten Nachmittag ihre wirthschaftlichen Arbeiten vollendet, nahm sie ein Nähzeug und setzte sich in dem Stübchen nieder, zum ersten Mal in ihrem Leben das Furchtbare der Einsamkeit fühlend.

Hedwig hielt den Athem an, lauschend nach einem Laut des Lebens außer dem schauerlichen Picken der Uhr, und als sie endlich einen dumpfen Klang zu hören glaubte, fühlte sie mit Entsetzen, daß es nur ihr eigenes, angstvolles Herz war.

Die Nachmittagssonne schien so warm in die Küche, daß Hedwig hinausging und sich mitten auf

der besonnten Stelle niederließ, einigen Trost findend in der Wärme und Helle des himmlischen Strahls.

Dann ging sie zur Thür und schaute lange und gespannt den Weg hinunter, doch kein lebendes Wesen war zu sehen.

Als die Augen von diesem vergeblichen Suchen zurückkehrten, blieben sie haften auf der Hütte in einiger Entfernung vom Hause, die von Jakob Frank, dem Arbeitsmann, und dessen kleinem Sohne Jörge bewohnt ward.

Dieser Mann, den schon Joseph's Vater in Dienst genommen hatte, und der schon lange vor Hedwig's Ankunft seine Frau verloren, war von mürrischem, menschenfeindlichem Wesen, und eher geeignet, Abscheu, als Zuneigung zu erregen. Dennoch fühlte Hedwig, daß heute ihr sogar die Gesellschaft Frank's ein Trost wäre, und sie eilte hinüber, um in der Nähe des Menschen vor dem unerklärlichen Entsetzen Schutz zu suchen, welches ihr Herz zusammenpreßte.

Doch auch das Häuschen war still und öde, sogar Jörge war nicht dort, sondern wahrscheinlich seinen knabenhaften Vergnügungen im Walde nachgegangen.

Hedwig kehrte seufzend wieder um, setzte sich in das Stübchen und begann ein Lied zu singen. Doch ihre Stimme zitterte, sie konnte nicht singen, sie konnte nicht arbeiten; sie ließ das Nähzeug aus der Hand gleiten und schlich aus dem Hause so leise, als fürchtete sie, einen schlafenden Feind zu wecken.

Auf dem Rasenplatz, in einiger Entfernung von dem Hause, stand sie still und ließ sich dort nieder. Die Sonne war eben im Untergehen, als Jörg vom Waldwege herkam, das Rindvieh vor sich hertreibend, während von der andern Seite, wenige Minuten später Jakob Frank erschien.

Hedwig lief dem Knaben entgegen.

„Hast Du den Herrn nicht gesehen?“ fragte sie.

„Nein, Madame, ich bin nur ein kleines Stück Weges gewesen, das dumme Vieh lief ins Bauholz, und da mußt' ich hinter ihnen her, und es forttreiben. He, Vater, da seyd Ihr ja!“ rief er, Jakob Frank erblickend. „Habt Ihr nichts geschossen?“

„Nein, verdammt ...“ brummte Jakob, die Zähne zeigend, wie ein wüthender Wolf; darauf ging er, Flüche murmeld, in die Hütte und schloß die Thür von innen zu.

„Was, Alter, seyd doch nicht so grimmig,“ rief der Knabe, verblüfft über die verschlossene Thür; „kann ich dafür, daß Ihr nichts geschossen habt? Ich hörte die Flinte zweimal knallen“ — fuhr er leiser, zu Hedwig gewandt, fort — „gewiß hat er fehl geschossen, und darum ist er so ärgerlich — nicht wahr, Madame?“

„Ich weiß nicht, Jörg,“ antwortete seine Herrin, die, obgleich sehr überrascht von Jakobs Wesen, es nicht rathsam fand, über sein Benehmen mit dem Knaben zu reden, sondern sich nur im Stillen vornahm, ihren Mann zu bitten, sie nicht mehr mit diesem unheimlichen Menschen allein zu lassen.

„Ich will Dir melken helfen, Jörg,“ sprach sie freundlich, mit Gewalt die traurigen Gedanken zurückdrängend. „Es ist heute schon spät, und Du kannst allein nicht fertig werden.“

„Ich kann ja den Vater rufen,“ entgegnete Jörg mit verlegenem Grinsen.

„Nein, nein,“ sprach Hedwig schnell, fast furchtsam auf das kleine Häuschen blickend. „Er ist gewiß müde, also störe ihn nicht. Ich melke gern.“

Der Knabe machte ferner keine Einwendungen, und das Geschäft ward still beendet.

Jörg trug die dampfenden Milcheimer in die Küche und lief dann hinüber zu seines Vaters Hütte.

Hedwig sah nach der Uhr. Sie zeigte auf acht. „Um acht Uhr spätestens wollte er hier seyn,“ sprach sie leise zu sich selbst, ging vor die Thür und blickte hinüber zu dem Walde, über dem schon die schwarzen Schatten der Nacht lagerten.

Niemand war zu sehen als Jörg, der langsam und betrübt von seines Vaters Hause herkommend, ausrief:

„Der Vater läßt mich nicht ein. Er sagt, er ist krank, hat sich ins Bett gelegt, und kann nicht aufstehen und mir aufmachen.“

„Laß gut seyn, Jörg, Du kannst hier bleiben,“ sprach Hedwig freundlich, „Du kannst in der Küche schlafen, und ich gebe Dir einen Napf frischer Milch zum Abendbrod.“

Jörg's Gesicht hellte sich augenblicklich auf und er trat ins Haus, wo er alsbald sich zu der verheißenen Mahlzeit niedersetzte.

Hedwig bereitete noch allerlei ländliche Leckerbissen für den lieben Erwarteten; um acht Uhr waren alle Vorbereitungen getroffen, und Hedwig mußte sich entschließen, die Lampe anzuzünden, was sie sehr ungern that, denn damit war der Tag beendet, und die Nacht nahm ihren Anfang.

Nach einer halben Stunde schlief Jörg fest in seinem improvisirten Bett auf der Bank in der Küche; die junge Frau räumte weinend den Tisch ab und stellte das unberührte Abendessen bei Seite. Dann setzte sie sich an den Tisch und starrte in das Licht, während unbewußt große Thränen aus ihren Augen auf die gefalteten Hände flossen. So dasitzend, rief sie alle schönen Tage ihrer zweijährigen Ehe sich ins Gedächtniß zurück. Sie dachte aller zärtlichen Worte und Liebkosungen, womit ihr Gatte sie beglückt, sie dachte seiner männlichen Kraft und Schönheit, seiner zarten Sorgfalt, ihr das Leben zu verschönern. Sie flüsterte leise die süßen Worten, mit denen er sie in sein Haus eingeführt, und erröthete, da sie sie wiederholte.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Preußisches Kastenwesen. In geselliger Beziehung haben die Polen große Vorzüge vor den benachbarten Deutschen, wo das Kastenwesen sich auf die lächerlichste Art ausgeprägt findet. Unter den Linden in Berlin ging man einige Zeit nicht spazieren, weil dort allerlei Volk sich bewegte. Die steifen Gräfinnen und oft sehr armen Baroninnen und Lieutnantsfrauen zogen vor, an den Häusern zwischen den Wagen zu gehen, als zwischen den schönen Baumgängen, weil dort Frauen von reichen Banquiers oder gebildete Töchter von geheimen Räthen ohne Geburt wandelten. Sie bedauerten sehr, daß nicht ein Bettelvogt solche Eindringlinge aus den ihnen eigentlich von Gottes Gnaden zukommenden Linden vertrieb. In der polnischen Gesellschaft entscheidet die Bildung. Der Pole gehört auch zu Denen, welche nicht lernen, um zu leben und um amtliche Prüfungen zu bestehen, sondern er lernt um Etwas zu seyn. Der gebildete Mensch wird in Gesellschaft um seiner selbst willen geschätzt, nach dem Stammbaume fragt man nicht. Wenn man in Schlesien oder in der Mark bei dem gewöhnlichen Landjunker in seinem Schlosse die Rangliste und höchstens den genealogischen Gothaer Kalender findet, und die Bücherrechnung jährlich etwa ein paar Thaler beträg, so beträgt diese in Polen meist über fünfzig Thaler. Wenn sie auch nicht bezahlt wird, die Bücher werden doch gelesen. Die in dieser Provinz stehenden Uhlanen, eine ursprünglich polnisch nationelle Waffe, gaben Veranlassung zu einer sonderbaren Bemerkung. Es ist bekannt, daß in Preußen bei Allem auf Gleichförmigkeit gehalten wird. Dennoch hatten die Offiziere hellblaue Uniformen, während die gemeinen Soldaten Röcke von dem gewöhnlichen blauen preußischen Tuche trugen. Auf die Frage, wie das zugehe, ward die von mehreren übereinstimmende Antwort gegeben: Die Gardeoffiziere in Berlin geben die Mode an, ob die Taille lang oder kurz, die Farbe hell oder dunkel seyn soll. Nun tragen die dortigen Uhlanenoffiziere hellblaue Ulankas, dieß geht dann auf die Linie über; befohlen ist es nicht, aber es wird gerne gesehen. Auf diese Weise findet sich so Manches, was gegen die ausdrückliche Vorschrift läuft, wogegen in der französischen und österreichischen Armee nicht die mindeste Aenderung vorgenommen werden darf. So ist z. B. die vorschriftmäßige Farbe der Beinkleider in Preußen grau; allein die Offiziere tragen schwarze Beinkleider. Seit der Einführung der Waffenröcke sollten keine Ueberröcke mehr getragen werden; allein diese sieht man noch fortwährend, sie sind aber aus der ursprünglichen Farbe und vom hellsten Grau nach und nach in vollkommenes Schwarz übergegangen. Auch sollen statt der Mäntel Paletots ohne Kragen getragen werden; dennoch erscheinen auch diese noch fortwährend. Kurz, es dürfte wohl kein Heer seyn, wo man so sehr von den Vorschriften abweicht, wie in Preußen.

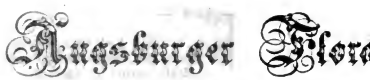
Die Wunder des Mississippi. Schon seit langem fragte man sich, was die Ursache davon seyn möchte, daß die Tiefe und Breite des Mississippi von Cairo bis nach Neu-Orleans sich nicht wesentlich ändert, obgleich durch die am westlichen und östlichen Ufer des Stromes einmündenden großen Flüsse seinem Bett ein bedeutender Zuwachs von Wasser zugeführt wird. Die folgenden Thatsachen können vielleicht einiges Licht hierüber verbreiten. Es zeigte sich nämlich, daß der Stand vieler Brunnen in Arkansas mit dem des Mississippi in der Art correspondirt, daß Beide gleichzeitig steigen und fallen. Der Eigenthümer einer mehrerer Meilen vom Strom entfernt in Arkansas liegenden Mühle bohrte sich während des letzten hohen Wasserstandes einen Brunnen, um daraus den Kessel seiner Dampfmaschine zu speisen. Als das Wasser im Mississippi wieder fiel, sank es auch in seinem Brunnen immer mehr, bis derselbe zuletzt ganz trocken wurde. Nun führte er einen Graben von seinem Brunnen zu einem naheliegenden See von etwa zehn Tagwerk Flächenausdehnung, allein schon nach nicht ganz einer Woche war auch dieser trocken. Daraus darf man wohl folgern, daß das ganze Bett des Stromes von Cairo bis nach Neu-Orleans porös ist und so durch Absorbirung alles überflüssigen Wassers einer zu großen Anhäufung desselben zuvorkommt, welche, unter andern Verhältnissen, die ganze schöne Gegend sicherlich in eine Bucht des Golfes von Mexico verwandelt haben würde. Ferner kann man auch hoffen, daß bei dieser Beschaffenheit des Bodens die Eindämmung des Stromes vom glücklichsten Erfolge gekrönt seyn wird, indem die Gefahr eines Dammdurchbruches nun nicht mehr so groß erscheint. Außer den für die Schiffsfahrt hierdurch zu erreichenden Vortheilen wird durch eine zweckmäßige Anlegung von Dämmen der Cultur eine Länderstrecke erobert werden von größerer Ausdehnung als ganz Deutschland einnimmt.

Reform im Strumpfstricken. Ein Berliner, vor Jahren nach Amerika ausgewandert, gedenkt von dort wieder zurückzukehren, um der alternden Europa den Strickbeutel aus der Hand zu schlagen, mit dem die würdige Matrone nun schon zu lange herumschwänzelt. Wenn wir nicht gerade im Zeitalter der Maschinen lebten, könnte man versucht seyn, das Ganze für einen „schlechten Witz“ zu halten. Allein die Sache hat ihre ernste Seite, wer hätte beispielsweise vor einigen Jahren an eine Nähmaschine glauben mögen, und dennoch bewährt sie sich? Unser Berlin-Amerikaner macht sich vorläufig anheischig, täglich dreißig Dutzend Strümpfe zu liefern. Von dieser Erfindung dürfte namentlich unsere Frauenwelt schwer betroffen werden; denn wo bliebe dann das so häufige „süße Nichtsthun“ unter der Häuslichkeits-Maske des Strickstrumpfs! O diese Zeit, sie zertritt mit ihren eisernen Füßen selbst die harmlosesten Reize!

Apfelwein. Den Frankfurtern wird es vielleicht nicht uninterressant seyn, zu erfahren, daß bereits die alten Druiden ihren Apfelwein tranken. Der Cider war ihnen, wie jenen, Nationaltrank, und ein geweihter dazu, und sie dachten von seiner Heilkraft kaum geringer, als Dr. Petsch in Berlin. Nichtsdestoweniger fanden die braven Bretonen, daß der Traubenwein, den die benachbarten Gallier und Franken bauten, besser schmecke und stärker berausche.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag Nro. 101. den 18. Dezember 1859.

Lethe.

Herz, vergiß die schwere Kunde
Von dem Kampf der Nationen,
Von den eingesunknen Thronen,
Jedes Wort aus Rednermunde!
Komm' hinab in jene Laube,
Wo der Lärm der Welt versiegt,
Wo die farbigschöne Taube
Traut sich an den Gatten schmiegt!

Daß in Zeiten du geboren,
Wo die Hoffnung alle Tage
Weint und eine neue Plage —
Ach! vergiß, was du verloren!
Von den Wolken der Geschichte,
Die sich thürmen Grau in Grau,
Blick empor zum goldnen Lichte
An der Dichtung sanftem Blau!

Denk' nicht derer, die in Kammern,
Von dem holden Tag geflohen,
Zwischen Mauern, himmelhohen,
Ihrer Jugend Traum bejammern!
Tritt heraus in grüne Matten,
Wo der Vogel Freiheit singt;
Wo bemooster Eichen Schatten
Sich zum kühlen Dach verschlingt!

Denk' nicht, welches Blut geflossen,
Und nicht, welche Thränenbäche!
Sorge du nicht, wer es räche,
Und warum es ward vergossen!
Jeden Kummer, der dich kränket,
Reiß ihn von der Seele los!
Sey auf immer Er versenket
In des Bechers Purpurschooß!

Laß sie kriegen, laß sie hassen!
Wolle helfend nicht vermitteln,
Nicht den Sand der Weltuhr rütteln:
Nur das Nächste mußt du fassen!

Hör' der Jungfrau liebend Schelten,
Die ob deinem Gram nur klagt,
Und ob nichts sie dir darf gelten?
Dich mit sanftem Vorwurf fragt!

Hier sey Tempe dir und Lethe!
Rufe rückwärts deine Sorgen!
Um ein allzeit fröhlich „Morgen“
Schick zum Himmel die Gebete!
Schnell entflieht der Gram von gestern,
Wölkchen nur am Himmelsrand,
Immer frisch die raschen Schwestern
Füllen dir mit Glück die Hand! —

Ach! umsonst, daß im Genusse
Ich die Seele will betäuben!
All' die bunten Farben stäuben
Weg bei meinem ersten Kusse!
Saitenlos der Freude Zither!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pokal so gallenbitter!
Der Geliebten Mund so kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde wehn so traurig,
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mutter Brüste;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe
Ich der Menschheit Schicksal sähe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Mir der Völker Mißgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück.

Eine Vision.

(Schluß.)

Jetzt schlug die Uhr zehn.

„Ach, er kommt heute Abend nicht mehr!“ sprach sie so verzweifelnd und so schmerzlich weinend, daß sie den Bibelvers kaum zu lesen vermochte, wie sie jeden Abend gewöhnt war zu thun. Sonst las sie laut, aber heute war kein Zuhörer da, und so las sie denn leise und zerstreut aus den vor ihren Augen schwimmenden Buchstaben die bekannten Verse.

Eilig bedeckte nun Hedwig die Lampe mit dem Schirm, suchte dann, nach einem langen schmerzlichen Blick auf die jetzt vom Mond hell beleuchtete Gegend, ihr einsames Lager auf und versuchte zu schlafen.

Doch kein Schlaf kam in ihre Augen, ihre Gedanken weilten unausgesetzt bei der traurigen Ruine in dem schauerlichen Walde, und wie sehr sie auch strebte, jede Furcht als kindischen Aberglauben zu verbannen, sie vermochte es nicht.

Es schlug eilf, zwölf, und Hedwig, von Wachen und Thränen müde, sank endlich in einen unerquicklichen Schlaf. Plötzlich schreckte sie auf, die Augen weit öffnend, und lauschte.

Sie hatte den scharfen Trab eines Pferdes gehört, gemischt mit dem Klirren des losen Hufeisens, an dem sie das Nahen ihres Gatten erkennen sollte, wie er gesagt.

Sie sprang aus dem Bett an's Fenster und sah hinaus. Nichts — kein Reiter, kein lebendiges Wesen, nur der leere, staubige Weg, im bleichen Schein des Mondes, nur die schaurige Stimme des fernen, rauschenden Waldes.

„Es war ein Traum!“ sprach Hedwig traurig und kehrte auf ihr Lager zurück, doch der einmal unterbrochene Schlummer wollte nicht wiederkommen. Wachend lag sie lange, mit weit offenen Augen das Spiel des Mondstrahles auf dem Fußboden anstarrend.

„Horch, jetzt ist's kein Traum — das ist ein Pferd, und kein anderes als Leichtfuß.“

Auf den Ellbogen gestützt, lauschte Hedwig angestrengt mehrere Minuten. Der Ton kam näher, jetzt hörte sie ihn dicht an der Thür. Freudig sprang sie abermals auf und eilte ihrem Gatten entgegen. Sie stand auf der Schwelle — aber Niemand war da, Alles leer. Und doch glaubte sie diesmal ganz gewiß, sie hätte ihn gehört. Sie ging hinaus auf den thauigen Grasplatz und schaute forschend den Weg hinab, den ihr Gatte kommen mußte, weit hin bis zum Walde. — Niemand kam, Niemand war da.

Mit bleichen Lippen, mit zusammengepreßten Händen, fröstelnd, als sey die Juninacht eine Winternacht, durchspähte Hedwig die Gegend. Vielleicht war Joseph in den Pferdestall gegangen. Nein, das Thor war fest geschlossen.

„Oder hat er sich irgendwo versteckt?“

„Ein grausamer Scherz“, dachte Hedwig, und doch gab dieser Gedanke ihrem Herzen allein die Kraft, weiter zu schlagen.

Ihrer nackten Füße und leichten Bekleidung nicht denkend, lief sie hinter die Stallung, hinter das Haus, hinter Frank's Hütte; sie hatte sogar schon die Hand erhoben, anzuklopfen und Jakob's Beistand zu erbitten, doch ein Gefühl des Widerstrebens hielt sie zurück.

Hätte ein einsamer Wanderer sie geschaut im leichten weißen Gewand, mit fliegenden Haaren, den wilden, starrenden Augen, die blutlosen Wangen und Lippen, er wäre in der Ueberzeugung vorübergegangen, daß er ein Phantom gesehen.

Hedwig's Suchen blieb fruchtlos. Alles lag in tiefer Nachtruhe, und der kalte traurige Mond, der Alles gesehen, konnte keine Antwort geben auf ihre Frage.

Ins Haus zurückgekehrt, öffnete Hedwig das Fenster, von dem aus man den Weg übersehen konnte, ließ sich an demselben nieder und beschloß, dort bis zum Morgen ihres Gatten zu harren.

Sie achtete nicht des thaufeuchten Nachtkleides, nicht der Wunde, die ihr zarter Fuß empfangen; sie fühlte, sie dachte nichts, sie sah nur und lauschte.

Horch! Was ist das für ein Klang vom Walde her, der, stärker als das Rauschen, immer näher kommt? Diesmal ist es keine Täuschung! Es ist der wohlbekannte Trab des alten Leichtfuß mit dem Geklirr des gelockerten Hufeisens; es mußte also Joseph seyn!

Jetzt hat es den Wald verlassen, es klingt hohl auf der Brücke über den Bach, es nähert sich, sie hört es — warum kann sie ihn nicht sehen?

Sie streicht ihr schwarzes Haar weit aus dem Gesicht und strengt die Augen an. — Der staubige Weg schläft im Mondschein, der dunkle Wald brauset — weiter nichts.

Immer näher, immer lauter hört sie den Trab des Pferdes. Jetzt hat es die Straße verlassen und kommt den Hügel hinauf, auf dem das Haus steht; auf dem Grase klingen die Schritte schwächer, kaum hörbar, wenn das Geklirre des lockeren Hufeisens nicht wäre.

Hedwig erhebt sich mechanisch von ihrem Stuhl und geht an die offene Thür. Sie geht auf den Grasplatz und wartet auf den Gruß, den der ungesehene Reiter ihr bringen wird. Die leisen Tritte des Pferdes klingen ihr ganz dicht, halten eine Weile inne an ihrer Seite und Hedwig fühlt sich wie von einem eiskalten Mantel umhüllt. Dann hört sie, wie sich der unsichtbare Reiter langsam entfernt, und an Jakob Frank's Hausthür hält.

Eine furchtbare, schauerliche Gewißheit flog wie ein Blitz durch Hedwig's Seele.

Ohne Säumen, doch mit derselben halb erstarrten Bewegung, wie sie das Haus verlassen, ging sie

über den Grasplatz nach Jakob's Hause und stieß die Thür auf. Mitten im Flur stand Jakob Frank, völlig angekleidet, wie zur Flucht. Zu seinen Füßen lag ein Bündel, und seine zitternde Hand faßte eine Flinte, die zu erheben ihm jedoch die Kraft fehlte. Seine Augen hingen an der Thür mit starren Blicken.

Einige Augenblicke sahen die Beiden einander an und lasen Eins in des Andern Seele. Jetzt hörte Hedwig wieder dicht hinter sich den Klang der Pferdehufe, und vernahm, wie sie dann den Weg nach dem Walde einschlugen.

Langsam erhob die junge Frau ihre Hand, streckt sie gegen den zitternden Elenden aus und flüsterte mit bleicher, trockener Lippe:

„Komm!“

Widerstrebend, doch einer unwiderstehlichen Macht gehorchend, folgte Jakob der vorangehenden Herrin auf dem vom Monde erhellten Wege nach dem Walde.

Dicht vor ihnen, ihrem Ohre vernehmbar, doch ihrem Auge unsichtbar, ritt in gemessenem Trab der unsichtbare Reiter. Ueber die Brücke, vorbei an einzelnen Bäumen, dann hinein in den schwarzen Schatten des Waldes ging der Weg, von keinem Mondstrahl erhellt; der einzige Führer in dieser dunkeln Wildniß war der schauerliche Klang der Pferdehufe, den die vereinsamte Gattin in ihrem gefolterten Herzen, ihr Begleiter in seinem Gewissen zu hören glaubte.

Nun lichtete sich der Wald etwas, der Mondstrahl beleuchtete wieder den Pfad. Es war die Stelle beim Jägerhause. Die Tritte des unsichtbaren Führers wenden sich etwas seitwärts, langsam und gemessen der Ruine sich nähernd. Hedwig folgte ihnen, und dicht hinter ihr schreitet der von Entsetzen durchschauerte Mann, gezogen von einer unwiderstehlichen Macht.

Jetzt haben sie sich dem Brunnen genähert und hören den Tritt des Pferdes nicht mehr — die Beiden sind am Ziele.

Hedwig beugte sich über die schwarze Tiefe des Brunnens, dessen Geländer vom zerstörenden Feuer verzehrt war. Anfangs sieht sie nichts, doch jetzt glitt ein Mondstrahl hinab an der schlammigen Wand des Brunnens in die schwarze Tiefe, die Oberfläche des Wassers matt beleuchtend.

Und Hedwig sieht die grüne schlammige Fläche unterbrochen, über dem schwarzen Wasser eine weiße, krampfhaft geballte Hand, die den Himmel zur Rache aufzurufen scheint.

Hedwig erschrickt nicht, noch bricht sie in verzweifelte Klagen aus. Langsam erhebt sie das Haupt, richtet die wilden, stieren Augen auf des Mörders Antlitz und deutet stumm auf die schwarze Tiefe.

Von der gebieterischen Macht dieses Blickes unterjocht, tritt Jakob Frank näher und sieht hinab.

Er sieht hinab, stößt einen heisern Schrei des Entsetzens aus, ringt die Hände in wilder Verzweiflung, strauchelt und stürzt über den unbeschützten Rand des Brunnens hinab in die Tiefe, deren schwarze Wasser sich über ihm schließen.

Hedwig steht einen Augenblick starr mit ausgestreckten Armen auf die Stelle blickend, wo Jakob gestanden, wendet dann sich still ab und setzt sich ruhig auf die steinerne Thürschwelle des verbrannten Hauses nieder mit fromm gefalteten Händen, die Augen auf den Brunnen gerichtet. So weilte sie, bis das geisterhafte Mondlicht erlosch, bis die Morgendämmerung im Walde auftauchte, bis die Sonne emporstieg und spottend die Scene des Grauens beleuchtete. — So ward sie gefunden von denen, die in Jörg's Begleitung kamen, sie aufzusuchen.

Als die Männer sich näherten, erhob sie sich langsam, und sprach, auf den Brunnen zeigend, ruhig: „Joseph und Jakob sind dort unten. Ich weiß nicht, was sie so lange dort machen. Leichtfuß muß noch hier irgendwo seyn — vielleicht im Keller. Er hat ein loses Hufeisen, er ist nicht zu verkennen, es klingt immer klick klack, klick klack.“

Hedwig ward in ihres Vaters Haus gebracht, ihre weinende Mutter brachte sie in das Bett, in dem sie als Mädchen geschlafen, und pflegte sie mit aufopfernder Liebe, obgleich sie nicht an ihre Genesung glaubte. Aber ach, Jugend und Gesundheit sind oft grausam zähe Fesseln. Hedwig Bürger erstand von ihrem Krankenbett, lebte noch mehrere traurig stille Jahre, doch kein Lächeln flog mehr über die bleichen Lippen, kein bewegendes Gefühl färbte die Wangen oder belebte den Spiegel der starren Augen.

Sie lebte, doch in der Vergangenheit.

Von Entsetzen erfüllt, zogen Landleute den Körper des Mörders und seines Opfers aus dem Brunnen. In der Tasche des Erstern fand man die elende Summe, für die er seine Seele verkauft, und in der Brust des Gemordeten eine Kugel, welche zu Frank's Flinte paßte.

So hatte also die Angst in Hedwig's liebendem Herzen, sich zur Ahnung gestaltend, sie sicher auf die gräßliche Spur des Verbrechens geführt; in ihren Ohren klang der ersehnte Laut des klirrenden Pferdehufes, derselbe Laut klang auch, wie Spott der Hölle ins Ohr des Verbrechers, die beraubte Gattin an den Ort ihres Verlustes, den Mörder an den Ort seiner Unthat ziehend, wo er die gerechte Strafe derselben empfing.

Joseph Bürger ward auf dem Kirchhof seiner Vaterstadt bei seinen Vätern begraben, Jakob Frank in dem Keller der Ruine des Jägerhauses, wo er wahrscheinlich im Hinterhalt gelegen und auf sein Opfer gelauert.

Der Abscheu vor dieser Stelle des Waldes war seit jenem neuen Unglück so groß, daß ein anderer Weg geschlagen werden mußte. Der Steig zum Jägerhause und die Stelle, wo es gestanden, ward von Menschen nicht mehr betreten, sondern den Dämo-

nen und Gespenstern überlassen, mit denen der Aberglaube solche durch Verbrechen gebrandmarkte Orte bevölkert.

Kleinigkeiten.

Die Beamten in Japan. Das japanesische Reich hat bekanntlich zwei Oberhäupter, ein geistliches und ein weltliches. Ersteres, der Dalri, residirt zu Miako, empfängt fast göttliche Ehre, darf sich aber nicht in Staatsangelegenheiten mischen, deren Besorgung ganz den Händen des Koebo, des eigentlichen Kaisers, anvertraut ist. Die Gewalt des Koebo vereinigt sich indessen keineswegs zu einem reinen Despotismus; denn außer Dem, daß die strikte Beobachtung von vielfachen Zeremonien den absoluten Willen außerordentlich beschränkt, steht dem Regenten ein Reichsrath von dreizehn Mitgliedern zur Seite. Dieser Letztere berathet die vom Kaiser übermachten Gesetzvorlagen und genehmigt oder verwirft sie. Im letzteren Falle wird die Vorlage von einem aus drei Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gebildeten Ausschuß revidirt. Verwirft dieser den Beschluß des Reichsrathes, so bleibt den dreizehn Unglücklichen nur Selbstmord übrig. Billigt hingegen der Ausschuß die Verweigerung der Gesetzannahme, so erfährt die Persönlichkeit des Kaisers in keiner Beziehung einen Nachtheil. Japan zerfällt in achtundsechzig Landestheile, von denen jeder durch einen eigenen, erblichen, souveränen, aber vom Hofe zu Jeddo abhängigen Fürsten regiert wird. Diese Souveräne haben abwechselnd ein Jahr in Jeddo und das folgende Jahr in der betreffenden Provinz zuzubringen. Um sich ihrer Treue zu versichern, bleiben die Frauen und Kinder derselben als Geiseln beständig am Hofe zu Jeddo. Ein gleicher Fall tritt bei den Gouverneuren der Städte ein, welche, wie Nagasaki, unter unmittelbarer Oberhoheit des Kaisers stehen. Außer diesen die Gewalt der Fürsten beeinträchtigenden Maßregeln, gewährt der Organismus der staatlichen Einrichtung noch ein anderes Mittel, der Ausbreitung der Macht der Fürsten zuvorzukommen. Sie sind von vorne herein Sklaven des peinlichsten Zeremonienwesens, das nebenbei Summen, denen die Einkünfte kaum gewachsen sind, verschlingt und den Kredit der Fürsten nicht unwesentlich schmälert. Die Einrichtung des Beamtenwesens beruht auf gegenseitigem polizeilichem Spionirsystem. Selbst der Dalri muß sich der Belauerung eines öffentlichen Spions fügen. Dieser Spion, unterstützt durch belauerte und belauernde Helfershelfer, überwacht den Halbgott Tag und Nacht und hat über jede der kleinsten Handlungen des Dalri Rechenschaft abzulegen. Dieses schnöde Belauerungssystem schließt jedoch für sein freches Auge den Horizont nicht in der Region der höchsten Gesellschaft ab; es dringt durch alle Behörden und Körperschaften, durch alle Stände bis in die engste Kammer des bescheidensten Staatsbürgers. Das Gesetz verordnet Strafbestimmungen der unerbittlichsten Strenge: Berufung und Begnadigung kennt das Gesetz nicht. Die Strafe aber trifft nicht allein den Beleidiger des Gesetzes, sondern ebenfalls die nächsten Anverwandten und Umgebungen des Schuldigen, oder vielmehr Alle, welche die gesetzwidrige That hätten verhindern können. Dadurch wird die gegenseitige Bespionirung sanktionirt, und kaum entgeht der unenthüllte Gedanke der Entdeckung. Während nun jede Bestrafung einen bis auf die ganze Familie des Bestraften sich erstreckenden empfindlichen und erblichen Nachtheil wirft, wird der Selbstmord (durch Bauchaufschneiden) als eine begünstigte Ehrenrettung aufrecht erhalten. So sind z. B. sämmtliche Staatsämter erblich, jedoch geht das Erbrecht durch einen Strafvollzug gegen den Vater verloren. Andererseits aber findet jedes Verbrechen seine Sühne durch den Selbstmord, ohne daß der Familie des Verbrechers ein anderer Nachtheil widerfährt. Es wird begreiflich, wie diese Unsitte des Selbstmordes der unentbehrliche Handlanger des entsetzlichen Regierungssystems wird. Zu dem ist das Ehrgefühl des Japaners eben auch in Folge des spitzfindigen Geistes der Gesetzgebung überschraubt und für Beleidigungen leicht empfänglich. So gibt es z. B. keine Duelle, aber der Beleidigte, wenn sich zur Befriedigung seiner Rache keine schnelle Aussicht darbietet, öffnet sich mittelst seines kurzen, haarscharf geschliffenen Säbels den Bauch, und der Beleidiger folgt dem Beispiele, beschämt, daß er nicht zuerst die Probe der Todesverachtung ablegte.

Der dänische Erbprinz. Aus Kopenhagen wird geschrieben: Großes Aufsehen erregt eine im „Dagbladet" mit mächtigen Lettern gedruckte Anzeige folgenden Inhalts: „Wechsel des Erbprinzen Ferdinand zu verkaufen!!! Verschiedene 1855 und 1856 protestirte Wechsel im Belaufe von zweitausendeinhundert Reichsthalern, alle ausgestellt vom Prinzen Ferdinand bei seiner „königlichen Ehre und indossirt von seinem Kammerdiener, Kammer-Assessor Plötzer, sind zu verkaufen für den Werth, den eventuelle Liebhaber Papieren von solcher Bedeutung beimessen wollen, doch nicht unter fünfzig Procent. Man beliebe sich an das Comptoir Kolkegarde Nr. 143 zu wenden u. s. w." Wie bekannt, ist der Erbprinz, der nächste erbberechtigte Agnat, in der That so verschuldet und so creditlos, daß er vor einigen Jahren zu dem traurigen Mittel seine Zuflucht nahm, in einer Anzahl von Wechseln seine „königliche Ehre" zu verpfänden. Diese Wechsel sind zur Verfallzeit nicht eingelöst worden, und weder der König noch die übrigen Verwandten des Erbprinzen, der eine Tochter Königs Frederic VI. zur Frau hat, haben sich irgend gemüßigt gefunden, durch eine Dazwischenkunft für die Befriedigung der Gläubiger Sorge zu tragen. Einige derselben suchen nun durch jene scandalöse Anzeige eine, wenn auch nur theilweise, Bezahlung erzwingen zu wollen.

Eine naive Schillerfeier. Eine Gemeinde im Tyroler Pusterthale, ziemlich abgelegen von dem großen Weltverkehr hatte durch Zeitungen und andere Mittheilungen aus dritter Hand von der Schillerfeier gelesen und gehört, die auf der ganzen Welt mit Glockengeläute, feierlichen Aufzügen, Standarten, Bildsäulen u. s. w. gefeiert worden sey. Im guten Glauben, daß es sich hier um die Glorificirung eines neuen Heiligen handle — denn Schillers Name war bisher noch nicht zu diesen Hirtenvölkern gedrungen — beschloß die fromme Gemeinde, sich nachträglich auch ihrer Pflicht zu entledigen, und verordnete dem neuen Heiligen zu Ehren — einen Fasttag.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Vollhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Vollhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 102.** den 21. Dezember 1859.

Der nächtliche Dieb.

Ich stand am finstern Thurme
Zur stillen Mitternacht,
Die Flinte fest im Arme,
Zu halten gute Wacht.

So schritt ich eine Weile
Getreulich ab und auf,
Sah forschend in die Runde,
Hinunter und hinauf.

In ödem Schweigen lagen
Die Straßen überall,
Es hallten keine Tritte,
Kein Feind beschlich den Wall.

Doch sieh — das tiefe Dunkel
Durchschien ein blitzend Licht,
Und Einer kam geschlichen
Mit scheuem Angesicht.

Heda! was hat es Eile?
Was flüchtest du so schnell?
Soll ich die Wache rufen,
Du heimlicher Gesell?

Was treibt dich, zu verstecken
Das reichgestickte Kleid?
Ich weiß, du hast gestohlen
Dein silbernes Geschmeid.

Hab' dich schon lang' belauert:
Aus einem reichen Haus
Da trugest du behende
Den blanken Schmuck heraus.

Er blinzelt mit den Augen,
Erblaßt und zittert ganz,
Und schüttet auf mich nieder
All seinen Silberglanz.

Ich will dich nicht verrathen,
Hab' dich von Herzen lieb;
Zieh' ruhig durch die Wolken,
O Mond, du loser Dieb!

Die Franzosen in Algier.

Bei ausgebrochenen Feindseligkeiten, namentlich in Kabilien, ist es für einzelne Soldaten gefährlich, in die Hände der Araber zu fallen. Viele haben auf diese Weise schon ein klägliches Ende genommen. Nicht etwa, daß die Gefangenen auf kriegsgerechte Weise um's Leben kämen; nein, so gut geht es nicht ab. Die Opfer werden allen möglichen barbarischen Torturen unterworfen. Die Gefangenen werden entkleidet an einen Baumstumpf gebunden, die Zunge ihnen ausgeschnitten, am ganzen Körper mit glühenden Eisen gezwickt und blutig geritzt, dann mit Butter und Honig angestrichen und den Myriaden von Insekten, namentlich den Musquitos, den kleinen Löwenfliegen, ist es überlassen, den noch lebenden Körper zu verzehren.

Einem ähnlichen Schicksale sollten auch zwei unserer Kameraden, welche in die Hände der Kabylen gerathen waren, verfallen seyn. Im Kreise ihrer Zelte drängte sich eine große Anzahl der Feinde um zwei im Centrum des Platzes an einen Baumstamm gebundene, halb entkleidete Soldaten. Kinder spielten mit den abgelegten Waffen und Effecten der Gefangenen. Sie sollten auf die bereits erwähnte Art gemartert und verbrannt werden; ein Verfahren, welches außer der Berberei nur noch in Ostindien und Vandiemensland wiedergefunden werden dürfte.

Wir waren wohl unser fünfzig in unregelmäßigen Zügen über einen steilen Bergabhang hinabmarschirt, dem Blicke des untenliegenden feindlichen Lagers entzog uns ein Dickicht von Wachholderbäumen und Gesträuch. Kaum hatten wir über einen kleinen Hügel gebogen, als wir die eben beschriebene Scene zu unseren Füßen hatten. Die Gefangenen waren am Marterpfahle gleichsam zur Schau ausgestellt und selbstverständlich wehrlos den Beleidigungen gemeinster Art Seitens der Kinder und fanatischer Weiber ausgesetzt. Mehrere Kabylen vergnügten sich, um die Opfer herum wilde Tänze unter teuflischen Geberden auszuführen und im Tacte denselben ihre langen, scharfen Messer an die Kehle zu setzen, ohne einen gnädigen Schnitt zu thun, denn ein derartiger Tod wäre für die „Christenhunde" zu gelinde gewesen. Das Tam, Tam der Handtrommeln, nach de-

nen sie tanzten und den Kopf abzuschneiden drohten, vermischte sich mit dem ausgelassenen Jubelgeschrei der berberischen Sprößlinge.

Es genügte uns ein Augenblick, um das scheußliche Schauspiel mit anzusehen, als wir unser Gepäck zu Boden warfen und unter Hurrahgeschrei den Abhang hinabsprengten, die treue Muskete mit aufgepflanztem Bajonet in der Rechten schwingend, um ebenso viele Kabylen zum Empfange daran zu spießen, als wir unser beisammen waren.

Kaum noch hundert Schritte vom Lager der Barbaren entfernt, wurden dieselben erst durch unser Geschrei aus ihrem eifrigen Thun gestört und, wie vom Blitzschlage getroffen, stäubte die ganze Menge auseinander unter dem Geheul der Kinder und den Verwünschungen der Weiber.

„Selam! Selam!“ riefen uns die Kabylen entgegen, und nur ihren inständigen Bitten und dem unerwarteten Dazwischenkommen eines Offiziers der Spahis, welcher ein Wildschwein im nahen Gehölze verfolgt hatte und auf den Lärm herbeigeeilt war, konnten sie es verdanken, dieses Mal mit tüchtigen Kolbenstößen davongekommen zu seyn. Welche Rache wir aber später bei Erneuerung eines derartigen Vorfalles an dem Stamme genommen haben, werden wir bald vernehmen.

Kabylien ist das schönste Land von Algerien und wurde deßwegen auch am längsten gegen fremde Eindringlinge in alljährlich erneuertem Kampfe vertheidigt. In den schönen Schluchten des Atlas ist reichliche Bewässerung zu finden: Gebirgsbäche mit erfrischendem, süßem Wasser fallen über Abhänge herab in die Thalebene, in der die Gärten der Kabylen in einer Ueppigkeit und Fülle des Wachsthums prangen, wovon man sich in Deutschland keinen Begriff macht.

Es thut dem Auge ordentlich wohl, wenn man über die meist sterilen, röthlichfahlen Gebirgszüge der Küste und die eintönigen, spärlich bewohnten Ebenen hervorkommt und ein Kabylendorf sieht, mit seinen hochstämmigen Orangen-, Kastanien-, Citronen und mächtigen Feigenbäumen. Nur wer solche Fruchtbäume im Süden Europa's, in Spanien oder Italien gesehen hat, kann sich einen Begriff machen von der Möglichkeit, zu welcher sie in den Thalebenen des Atlas gedeihen.

Die Orangenbäume bieten zur Zeit der Blüthe einen prächtigen Anblick durch das vortheilhafte Abstechen des Weiß ihrer Blüthenbüschel gegen das saftige Dunkelgrün der Blätter. Kastanienbäume von über fünfzig Fuß Höhe sind nicht selten, und in bescheidener Dimension steht der Citronenbaum mit zwei Faust großen Früchten beladen da.

Der Feigenbaum erreicht eine Größe und Stärke wie unsere größten Apfelbäume. Die Feigen werden von den Eingeborenen aufgeschnitten, an der Sonne halb getrocknet und dann in große Scheiben, ähnlich denjenigen der Schweizerkäse, gepreßt. Man schneidet von diesen Scheiben beliebig große Stücke mit dem Messer herunter und kauft das Pfund davon für fünf Kreuzer in den Küstenstädten. Diese getrockneten Feigen werden im Haushalte wie unser getrocknetes Obst verwendet, kamen aber auch uns in besonderen Fällen zu gut, wenn wir Mangel an Zwieback litten.

Die vor uns liegenden Spitzen der Djerdjera erinnerten mich an das Schweizergebirge, und etwa eine halbe Stunde von uns entfernt, auf hohem Felsenplateau, lag eines der größten Kabylendörfer, ein Dorn in unseren Augen.

In Kabylien finden wir größere Verschiedenheiten der Bewohner unter sich selbst, als in irgend einem anderen Theile Algeriens. Hier lebt in Höhlen und Zelten aus Kameelhaaren der größte Theil des Volkes fast ganz nackt oder doch nur mit elenden Lumpen nachlässig behangen, — aber auch stattliche Dörfer, wie sonst nirgends im Lande, finden sich hier. Solche Dörfer bestehen aus einer nicht unbedeutenden Anzahl weißgetünchter, fensterloser Häuser in maurischer Bauart. Viele ehemals in anderen Theilen des Landes einflußreich gewesene Personen haben sich hieher zurückgezogen, um vereinigt in derartigen Dörfern an gutgewählten Plätzen verschanzt den Europäern zu trotzen, und wenn sie sich auch nicht mit Kanonen von Wällen aus vertheidigen, so geschieht dies doch mit Felsblöcken, welche sie von den Bergen herunter den Feinden entgegen rollen.

In unserem Lager wurden Vorbereitungen zum morgigen Angriffe getroffen, denn es ließ sich eine auffallende Rührigkeit auf den umliegenden Hügeln bemerken. Der heutige Tag verstrich damit, daß wir Wäsche und Fußzeug in Ordnung richteten und Alles, was wir nicht unmittelbar nöthig hatten, fest in unsere Tornister packten.

In der folgenden Nacht waren fortwährend reitende Spahis als Botschafter zwischen den verschiedenen Lagern hin- und hergeeilt, es mußte nicht ganz richtig seyn, denn die Zelte des Generalstabes waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet und ein reges Leben darin bemerkbar. Die prächtigen Berberhengste der höheren Offiziere waren die ganze Nacht hindurch gesattelt und gezäumt und Alles mußte sich in den Kleidern niederlegen, um beim ersten Allarmzeichen auf den Beinen zu seyn. Die Gewehre lagen geladen zu unserer Seite, damit bei allenfallsig nächtlichem Ausbruch der Feindseligkeiten keine Verwirrung entstehe und dem unangenehmen Verwechseln der Gewehre vorgebeugt sey.

Wenige Schüsse ausgenommen, welche die Kabylen abfeuerten, um uns zu necken, lief die Nacht ruhig ab; wir erwarteten bei Sonnenaufgang den Befehl zum Aufbruch, um den Kabylen zuvorzukommen, doch plötzlich ertönte das Kriegsgeschrei der Beni-Ratems.

Das auf dem jenseitigen Hügel liegende Dorf war der Sitz der anführenden Häuptlinge; es war unsere Aufgabe, uns derselben zu bemächtigen und sie zur Uebergabe zu zwingen. Während ihr Allah-il-Allah (Herr Gott ist Gott) in den Bergen erscholl, schickten wir uns an zum Aufbruche. Unsere Effecten wurden compagnienweise auf einander gehäuft und Bedeckung dabei zurückgelassen.

In wenigen Minuten standen wir, mit weiten Trillichhosen angethan und auch im Uebrigen so leicht als möglich gekleidet, in Reih' und Glied. Erste Zuaven, dritte Turcos, zweite Legion, neunzigste Linie! In Tirailleurs- (Scharfschützen- oder Plänkler)-Linien auseinander. Einige Escadronen Spahis und Chasseurs d'Afrique waren uns beigegeben. Wir vertheilten uns compagnienweise in einen weiten Halbkreis und sollten in diesen Stellungen einige Zeit lang die Manöver der Feinde beobachten, bevor Weiteres unternommen ward.

Während wir so in Gruppen beisammen auf dem Boden saßen, sprengten zwei Goums herbei, um zu melden, daß in der vergangenen Nacht eine Abtheilung unserer Truppen den Kabylen zum Opfer geworden. Wir sollten in ein nahegelegenes Thal hinabsteigen, um selbst zu sehen, was vorgefallen. Sogleich wurden mehrere Compagnien aus verschiedenen Corps nebst einer Escadron Spahis nach dem unsauberen Orte abgesandt.

Als wir hinkamen, lagen ihrer hundertfünfzig Mann, Offiziere und Alles miteinander, im Blutbade, und zwar ohne Köpfe, denn diese hatten die Feinde mitgenommen, um sie als Sieges-Trophäen auf ihre Säbel zu spießen. Es war die Voltigeur- (Schützen-) Compagnie unseres Bataillons gewesen, die hier auf Vorposten gelegen. Ermüdet und abgespannt von den unaufhörlichen Anstrengungen hatten die nächtlichen Wachen geschlafen und die lauernden Kabylen hatten den Augenblick benützt, um in massenhafter Anzahl sich herbeischleichend die Vorposten lautlos niederzumetzeln.

Weiter zu uns heran hatten sich die Feinde nicht gewagt, denn, wie schon gesagt, war an unsern nächtlichen Wachtfeuern, wie beim Lagern einer größeren Truppe immer, stets ein bewegtes Leben; sonst wären auch wir vor einem derartigen Angriff nicht sicher gewesen. Der scheußliche Anblick der Mordscene hatte auf uns Eindruck gemacht und wir sannen nur noch auf Rache. Unzweideutige Spuren bewiesen uns, daß die That von demselben Stamme begangen worden sey, aus dessen Händen wir, wie ich erzählte, einige Kameraden vor dem Kopfabschneiden gerettet hatten.

Auf unser Vordringen nach dem arabischen Zeltlager kamen in gestrecktem Galopp zwei der Aeltesten uns entgegengeritten. Sie ahnten nichts Gutes und suchten darzuthun, daß ihr Lager unschuldig an der Meuchelei sey. Sie wurden jedoch als Mithelfer überwiesen und als solche für mitschuldig erklärt, worauf sie zum letzten Mittel griffen und eine Entschädigung von baaren zwanzigtausend Francs boten.

Ihre Berathungen mit den Offizieren wurden unterdessen von unserem Geschrei übertönt: laut und einstimmig forderten wir die Vernichtung des ganzen Lagers und die beiden Parlamentäre sprengten nach den Zelten zurück.

Bunt durcheinander, Infanterie und Cavallerie stürmte auf das Lager los, desselbe in immer engeren Kreisen umzingelnd. An Widerstand war nicht zu denken, und so wurde Alles, was nicht von den kreuz und quer schwirrenden Kugeln getroffen ward, mit Säbel und Bajonet niedergemacht.

Im Nu waren die Zelte von den Hufen der tummelnden Pferde niedergetreten; Vieh, Hunde und Geflügel stoben ängstlich auseinander und in wenigen Minuten war das Gemetzel beendet.

Nur noch eine Frau saß auf einem Steine, ein neugebornes Kind im Arme. Mit verzweifeltem Blicke beobachtete sie die Greuelscene und, des eigenen Lebens überdrüssig, ballte sie die Faust gegen uns und schleuderte wuthentbrannt das Kind gegen einen Steinhaufen, damit es zerschmettert würde und nicht, wie es in ähnlichen Fällen schon vorgekommen, in die Hände der Franzosen falle und von diesen zum Feinde der Nation großgezogen werde.

Ehre, Vaterland, Familie, Vermögen, kurz Alles hatte ihr die Katastrophe geraubt, sie saß weinend, zornentbrannt, halb ohnmächtig auf dem Steine, ein wohlthätiger Schleier der Natur verhüllte ihren Geist für immer, sie war wahnsinnig geworden. Ein Augenblick noch und eine Kugel aus dem Carabiner eines Chasseur d'Afrique durchbohrte ihr das Herz.

Sterbend schienen sich ihre Lebensgeister nochmals zu ermannen, denn sie stammelte noch mechanisch hervor: Allah-il-Allah! (Herr Gott ist Gott!), das et sidi Mahomed rassol Allah! (und Mahomed ist sein Prophet) war ihr auf den Lippen erstarrt.

Kleinigkeiten.

Ein Bad im todten Meer wird beschrieben wie folgt: Alles schien in todtengleiche Stille eingewiegt, und die einzigen Spuren der Vegetation, die sich bemerkbar machten, waren ein paar halbverdorrte Kameeldornsträucher am Rande der nahen Ebene und die grüne Linie von Bäumen und Dickicht, die den gewundenen Lauf des Jordans nach dem See von Galiläa hin bezeichnet. Bis ungefähr dreißig Schritte vor dem Wasserspiegel war das Ufer tief gefurcht, wie durch das Eindringen früherer höher gehender Wogen, und überall bestreut mit Treibholz, das die Sonne zu einem schmutzigen Weiß gebleicht hatte. Obgleich erst neun Uhr, war die Hitze schon drückend geworden, und wir beschlossen daher, ohne Zeitverlust ein Bad zu nehmen. Mehrere hundert Schritte von dem Ufer ist das Wasser an keiner Stelle über fünf Fuß tief, aber dieß war hinlänglich, um die wunderbare Schwimmkraft zu er-

proben, wovon die Reisenden so viel gesprochen und geschrieben haben, und ich bin nun durch das Resultat in den Stand gesetzt, die Aussage meiner Vorgänger zu bestätigen. Jeder von uns that sein Möglichstes, um unterzusinken, indem er sich mit völlig leergehauchter Lunge flach auf das Wasser legte, seinen Körper in alle erdenklichen Stellungen zusammenbog und durch den stärksten Druck unter die Oberfläche zu gelangen suchte; aber Alles war vergebens. Wir hätten in der That, wie einer von meinen Gefährten bemerkte, wenn es möglich gewesen wäre, ein Segel aufzurichten, ohne ein Glied zu bewegen, über den See gleiten können. Auch was den eckelhaft bittern Geschmack des Wassers und seine schleimige Beschaffenheit betrifft, habe ich die früheren Berichte keineswegs übertrieben gefunden; faules, stark gesalzenes Seewasser möchte ihm im Geschmack nahe kommen, allein nichts Geringeres als eine Auflösung von Leim, mit ranzigem Oel gemischt, würde sich mit der widrigen Klebrigkeit vergleichen lassen, mit der es sich an die Haut, an die Haare, an den Bart festsetzt und letztere beide noch dazu beim Trocknen in einer Weise verfilzt, daß ihre Entwirrung und Reinigung nicht ohne Mühe zu bewerkstelligen ist. Den Augen und der inneren Nasenhaut verursacht es einen brennenden Schmerz, und überhaupt befanden wir uns alle Drei nach dem Bade in einem Zustande großer Abspannung, mit einer Steifigkeit der Gelenke verbunden, von der wir uns erst nach Verlauf einer halben Stunde erholten.

Entdeckung eines Mörders. Französische Blätter berichten über einen merkwürdigen Fall von Entdeckung eines Mörders. In Avignon ermordete ein junger Mann seinen Oheim, der ihn zu lange auf die Erbschaft warten ließ, und warf den Leichnam in eine Cisterne. Das Corpus delicti war dadurch sehr gut verborgen; für den Zweck, den der Mörder vor Augen hatte, eigentlich allzu gut. Der Oheim war verschwunden. Aber da dessen Tod nicht konstatirt war, so konnte die Erbschaft nicht verabfolgt werden. Es lag ja die Möglichkeit vor, daß der Verschwundene wieder zum Vorschein käme. Das Gesetz stellt daher einen ziemlich langen Zeitraum fest, nach dessen Ablauf der Tod eines Verschollenen als thatsächlich angenommen und dessen Hinterlassenschaft den Erben ausgeantwortet wird. Dieß hatte der Mörder nicht bedacht und es paßte ihm ganz und gar nicht in den Kram. Er entschloß sich daher, den Oheim wieder erscheinen zu lassen, und begab sich zum Generalprocurator. Diesem erzählte er weinend, er habe ein großes Unglück entdeckt: in einer nahe am Hause befindlichen Cisterne liege eine Leiche; es sey dieß unzweifelhaft die seines Oheims, der entweder sich selbst das Leben genommen habe oder das Opfer eines Mörders geworden seyn müsse. Der Generalprocurator begibt sich in Begleitung des jungen Mannes und eines Gerichtsdieners an Ort und Stelle. Der Letztere blickt zuerst in die dunkle Tiefe hinab. Er vermag Nichts zu entdecken; eben so wenig der Generalprocurator und andere Personen, welche die Neugierde herbeigelockt hatte. Der Generalprocurator schöpft Verdacht; er ruft den in einiger Entfernung stehenden tiefbetrübten Neffen herbei und fragt ihn: „Wo sehen Sie Ihren Oheim?“ „Sehen Sie,“ erwiederte dieser, „dort unten; ich sehe deutlich seinen Rockschoß.“ „Da haben Sie ein scharfes Gesicht! wer ihn nicht hineingeworfen hat, kann ihn nicht sehen.“ Der Mörder wird verlegen, verliert die Fassung und bekennt sein Verbrechen.

Charade.

1.

Wo ich den Tempel finster aufgeschlagen,
Da muß, was lebt und liebt, verzagen,
Da sieht man nie ein schönes Angesicht.
Da stirbt des Auges Licht.

Doch zünd' ich nur die schönen Kerzen an,
Wie freundlich wird er dann!
Viel Götzendienst, wobei man weint und lacht,
Wird in sein Pandämonion gebracht;
Doch ist's kein Heidentempel, Christen knieen
Oft betend vor dem Himmelsvater drin.

Im Reich der Geister bin ich auch bekannt,
Und böse dort genannt.
Der Geist verficht, wenn meine Luft ihn trifft,
Und stirbt an Gift.

2.

Wer Jene fürchtet, komme nur zu mir,
Wie schön ist's hier!
Ich zeig' euch Alles wie die Sonne klar,
Und rein und wahr.

Kaum bin ich Körper, bin vielleicht ein Geist,
Der nur den Schein des Körpers weis't,
Mich fürchtet nur, wer mischt das böse Gift,
Das Geister trifft.

Denn plötzlich schwindet jenes Giftes Macht
Vor meiner Pracht;
Ich ziehe siegreich in die Geister ein,
Was ich bin, werden sie nun seyn.

Das Ganze.

Ein gar bescheiden Kind des Zweiten nur,
Verbreit' ich gern im Ersten seine Spur;
Ein kleiner Trost für den, der sich nach Jenem sehnt,
Und dem das Erste sich zu lange dehnt.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.
Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Sonntag   Nro. 103.   den 25. Dezember 1859.

Der Spaziergang.

Der Morgen sah mit seinen Flammen-Wangen,
Durch Fensterritzen, in mein Kämmerlein,
Und weckt in mir ein süß gewohnt Verlangen,
An seinem Arm des Lebens mich zu freu'n:
Ja! rief ich, ja, laß uns mitsammen gehen,
Wie kühl ist deines Blüthen-Odems Wehen!
Wie mild und doch wie stark ist dein energisch Licht,
Das wie ein Hoffnungsstrahl die Finsterniß durchbricht!

Ja, laß uns geh'n! — Mit dicht beholztem Gipfel
Winkt dort mein Berg in rothem Strahlenschein!
Der Vöglein Chor in hehrer Tannen Wipfel
Er ladet mich zu Dank und Opfer ein.
Gewiß, gewiß! die Gnade kömmt von oben,
Erschleuß dich, Berg! der Herren Herrn zu loben,
Denn was der Mensch beginnt, er faßt es besser an,
Kehrt er vertrauensvoll zuerst sich himmelan.

Sich himmelan! — Im Gaukelspiegel der Wellen
Zeigt mir der Bach des Lebens Flüchtigkeit,
Durch harten Fels mit seit'nen Rasenstellen
Bricht er sich Bahn, so wie's der Boden beut:
Was macht ihn schön? — Des Himmels reine Bläue
Er spiegelt sie mit immer gleicher Treue;
Gleichwie mit stillem Licht ins menschliche Gemüth
Der Himmel gerne wie in einen Spiegel sieht.

Ein schmaler Steg wird mich hinüber leiten,
Gähnt drunten gleich so tief der Felsenschlund,
Wie drüber hin sich ferne Wolken breiten,
Denn mitten ruht das Brett auf gutem Grund:
Also der Mensch: das Grab zu seinen Füßen,
Indeß die Blicke Sternenlicht genießen,
Und er mit fester Hand den ird'schen Boden baut,
Den für die kurze Zeit ihm die Natur vertraut.

Der Epheu schlingt mit seinen schwachen Ranken
Sich um die Eiche, die am Ufer steht,
Gleichwie der Mensch am Stabe des Gedanken,
Mit sicher'm Schritt, in's Reich der Geister geht:

Ja! dring' hinein, es wird dir nichts verhehlen,
Dir wird die Kraft an keinem Ende fehlen;
Denn wie die Wurzel aus der Erde Nahrung nimmt,
So ist des Himmels Thau für Baumes Haupt bestimmt.

Hoch oben wölbt sich Rank' und Zweig zum Bogen,
Und in die schaurig tiefe Schatten-Nacht
Werd' ich von unsichtbarer Hand gezogen;
Schon birgt sie mich, des Domes düst're Pracht: —
Welch' ein Geheimniß soll sich mir entdecken?
Der Sterbliche erträgt er denn die Schrecken,
Wenn nun der Reigen, der ihn ungeseh'n umschwebt,
Auf einmal sichtbar vor dem blöden Auge lebt? —

Da stelltest Du, auf den mein stilles Hoffen,
Von je und je so fest gerichtet war,
Im Schimmerlicht, — mir schien Elysium offen, —
Sanft winkend dich den trunk'nen Blicken dar;
Mein ahnend Herz gab dich mir zu erkennen,
Wagt auch mein Mund den Namen nicht zu nennen;
Denn nennt ihr euer Glück, — so seht ihr's auch schon flieh'n,
Wie Blumendüfte sich vor rauhem Hauch verzieh'n. —

Wenn unter Libya's gluthenrother Sonne
In moosigem Gesteine tief versteckt,
Der Pilgernde, mit unaussprechbarer Wonne,
Auf einmal einen klaren Quell entdeckt;
Mit jedem Zuge, den sein Mund genießt,
Ein frisches Leben durch die Adern fließt;
Also hob sich mein Herz, in deinen stillen Zügen
Sah ich den ganzen Trost des rechten Lichtes liegen.

Ergebung! Glaube! — Erdenlebens Leiden
Sie sind ein unerlaßbar Eintrittsgeld
Zu den verheiß'nen, vorgeahnten Freuden,
Den Harmonien einer bess'ren Welt.
Geduld! Geduld! der Friede kommt von oben,
Hör', Geist! nicht auf, der Himmel Herrn zu loben;
Indeß mit gleichem Fleiß die Hand den Boden baut,
Den die Natur euch für die kurze Zeit vertraut'.

Die kurze Zeit! — Sie ist ein Glied der Kette,
Die dicht und stark den Mittelpunkt umgibt.
Der stille Gram! — Des Baches blaue Glätte,
Sie trübt sich nur, wenn sich der Himmel trübt.
Genieße, was dir die Natur beschieden
In diesem Sinn, verhoff' von oben Frieden:
So wirst du aufrecht noch am Greisesstabe geh'n,
Und von dem rechten Trost dich nie verlassen seh'n.

Prairie- und Waldbrände.

Wir hatten endlich wieder einmal Trinkwasser entdeckt oder, um genauer zu seyn und uns nicht mit fremden Lorbeeren zu schmücken, unsere Maulesel, besonders aber unsere Ochsen, hatten es gerochen und waren mit schnaubender Wuth unaufhaltsam und mit hoch empor starrenden Schweifen darauf zugestürzt, um sich und uns einmal wieder gründlich zu erlaben. Der Pecos-, Puerco- oder Schweinefluß, den wir verfolgt hatten, um wo möglich dessen Mündung in den Rio grande oder großen Fluß zu erreichen, war schlimmer, als Meerwasser mit seinem stinkend-salzig-lehmigen Inhalte. Wir saßen also an der Quelle, füllten unsere Fässer und sprachen und rauchten und hörten der vielleicht tausendsten Wundermähr unseres Indianers Hicks zu. Hicks war kein Indianer von Geburt, sondern nur in Lebensweise, Gesinnung, Sehnigkeit, Kleidung und Erscheinung jeder Zoll ein Indianer, wie sie sich auf den ungeheuren Ausdehnungen der noch unsicheren amerikanisch-mexikanischen Grenzen (die wir untersuchen sollten) in verschiedenen Stämmen umhertreiben. Hicks war ein ächter Yankee von Geburt und brachte so die Intelligenz und Schlauheit des Weißen als Grundcapital zu den Schätzen seiner Indianer-Tugenden. Tausende von Amerikanern führen als Pioniere auf den Grenzen zwischen Wildniß und Civilisation, als Wild- und Rauchwaaren-Fänger, als erste Colonisten in Wäldern und Ebenen, auf welche die amerikanische Civilisation mit Eisenbahnschnelligkeit zueilt, ein Leben wie Hicks und verindianern halb, indem sie die weiße Civilisation vorbahnen. Sie verindianern durch Klima und Lebensweise so sehr, daß nicht nur ihre Gesichtsfarbe sich indianisch bräunt, sondern auch ihre Gesichtszüge, besonders die Profile, sich binnen acht bis zehn Jahren ganz so schärfen und zuspitzen, wie die der Indianer. Die Stirn tritt zurück, Nase und Lippen springen scharf hervor, das Auge wird stechend, das Haar fließt schwarz und wild. Der indianische Anzug findet sich von selbst in Regionen, wo Schneider und Modejournale unbekannt sind und das Fell des erbeuteten Thieres bald Rock und Weste, bald Beinkleider, Schuhe und Strümpfe ersetzen muß.

Hicks war ein vollkommener Indianer und konnte mit einem Beine reiten, während der Körper an der Seite und dem Halse des Pferdes herunterhing, und unter dem Halse des Thieres hinweg dem Feinde auf der anderen Seite eine sichere Kugel oder den Pfeil in die Brust jagen. So war unser alter Hicks mit einem so braunen, runzeligen, zerfalteten Gesicht, wie wir in den vertrocknetsten Backbirnen nicht finden würden.

Hicks war von dem Anführer unserer Expedition als eine Art Factotum von Diener und Blackholz mitgenommen worden und in jeder großen, plötzlichen Gefahr, in jedem Gefecht mit Indianern unser absoluter Dictator gewesen, dem Niemand ein Haar breit ungehorsam zu seyn wagte. Jedes Mal, nachdem er, so zu sagen, das Vaterland gerettet, legte er, (was sich alle Dictatoren zum Muster nehmen sollten) seine Würde eben so unmerklich und bescheiden nieder, wie er sie genommen, und machte sich sofort wieder dienerhaft nach allen Seiten nützlich. Dieß muß der Leser wissen, damit ihn dessen plötzliche Oberherrschaft nicht überrasche. Hicks erzählte und rauchte mit uns an der Quelle. Im Osten erhob sich ein unbedeutendes Felsen-Conglomerat, nicht hoch und nicht ausgedehnt, aber just hinreichend, uns nach des Tages Hitze gegen den durchdringend kalten Nachtwind zu schützen. Rings um die grüne Quelle rauschte weißgraues, mannshohes, ausgedörrtes mexikanisches Prairiegras, vielleicht Hunderte von geographischen Meilen weit, da wir den ganzen Tag von keiner Anhöhe mit den besten Gläsern Anfang oder Ende entdeckt hatten. Hier und da gab es einzelne kahle, felsige Stellen, bewachsen mit scheußlichen Pflanzen-Grimacen, den harzigen Stink-Stauden der Larraea Mexicana, einzelnen Mezquit-Bäumen oder Gestrüppen von dieser Bohnen-Akazie (Acacia glandulosa), Yucca's oder Stachelpalmen, großen, runden Echinocacteen, die wie riesige Greise und Ausrufungszeichen der Verzweiflung aus dieser verdorrten Ueppigkeit hervorstarrten, Mamillarien und Opuntien, deren Aeste, Zweige und Blätter ineinander verwachsen und zu allen möglichen Carrikaturen verzerrt durch ihre schreckenerregende Häßlichkeit jedes lebende Wesen vor diesen Regionen warnen zu wollen schienen.

In solcher Umgebung rasteten und rauchten wir und lauschten den Abenteuern unseres Hicks, als dieser plötzlich die Pfeife aus dem Munde nahm, schwieg und horchte und uns winkte, ganz still zu seyn. Er saß wie im tiefen Nachdenken gebückt, legte dann das linke, hierauf das rechte Ohr auf den Boden und sprang wie ein Gummiball mit dem pfeifenden, schrillen Rufe auf:

„Prairie in fire!“ Die Prairie brennt!

Wir Alle waren im Nu auf den Beinen und kletterten auf die Felsen im Osten, um die schreckliche Naturscene, von der wir oft gehört, endlich zu sehen. Zunächst gab's nicht viel für's Auge, denn das Glimmen und Leuchten in weiter Ferne schien

kaum des Sehens werth. Auch zu hören war zunächst nichts für unsere Ohren, die nicht die Schärfe unseres Hicks hatten. Ein dumpfes leises Summen und Brausen in der Luft, ein eigenthümliches Pfauchen und Ziehen wurden wir erst gewahr, als uns Hicks darauf aufmerksam gemacht hatte und wir horchten.

Sehr bald freilich ward es unruhiger, unheimlicher, heller, lauter ringsumher. Fernes, vieltöniges Angstgeschrei und Rauschen in den Prairie-Wogen, Triumpfgeheul der Wölfe, wildes Aufzucken von Feuersäulen, die wie riesige Raketen gen Himmel stiegen, momentanes Aufblitzen von Feuermeeren, die der Wind in verschiedenen Richtungen über die obersten Spitzen der dürren Grasflächen dem ungeheuern Grundlauffeuer vorausjagte, das unbändige Gebäume unserer Maulesel, ängstliches Umherpatschen unserer Ochsen, kreischendes Aufflattern der Vögel, rauschende, zischende, knisternde Flucht von Vierfüßlern durch den dicken, dürren Graswald — das waren Vorboten der sich rasch heranwälzenden riesigen Feuerschlange. Wir Alle sahen unwillkürlich auf Hicks, der durch ein Teleskop Umfang und Ferne des Flammen-Ungeheuers zu messen schien. Nach kaum einer Minute donnerten seine Befehle wie die eines Feldherrn in der Schlacht: „Hinunter! Maulesel gezäumt, Wasserfässer auf die Sättel! Hinten aufsitzen! Erst Jeder ins Wasser! Das Feuer hat uns umzingelt. Der Wind ist drin und jagt es heran. Durch den Pekos kein Paß. Wir müssen hindurch! Jeder folgt mir! Die Sporen mit einem Stoß eingedrückt, so wie Ihr den Feuerrand berührt! Nicht eher!"

Diese Befehle wurden mitten in großer Confusion doch rasch und pünktlich ausgeführt, so daß wir bald in guter Schlachtordnung hielten und noch Zeit und Humor hatten, über unsere eigenthümlich ritterliche Position hinter den Sätteln, auf welchen unsere Wassertonnen festgeschnallt waren, lustige Bemerkungen zu machen. Wir warteten nur auf unseren Anführer, der spurlos verschwunden schien. Plötzlich hörten wir das eigenthümliche Lechzen und heisere Bellen eines Prairiewolfs in unserer Nähe. Die Maulesel bäumten sich, die Ochsen knatterten und rauschten in wilder Flucht durch das niederkrachende Gras davon dem Feuer entgegen. Jetzt kam auch unser Hicks wieder zum Vorschein: er hatte den Wolf gespielt, um die Ochsen auf den richtigen Trab zu bringen. Er sprang auf sein Thier und jagte mit langen, flatternden Haaren vor uns her, wir ihm nach. Er hatte richtig die dünnste und verhältnißmäßig kühlste Stelle ausgewittert, an welcher wir ohne erhebliche Brandwunden durch die zischelnde, prasselnde, knisternde, knallende, lodernde, sich aufbäumende, verzweifelt umherzuckende, endlose Feuerschlange hindurchbrachen.

Von diesem Ritt selbst hab' ich kaum einen bestimmten Eindruck behalten. Es war Alles Grausen und Confusion um mich her. Nur der beiden Ochsen erinnere ich mich, die dicht am glühenden Rande des Feuers, gräßlich beleuchtet, sich auf brennenden Stumpfen wälzten, bedeckt von eingebissenen Wölfen. Wir entkamen glücklich dieser Arrière-Garde der Feuerschlange und sahen hernach von sicherer Anhöhe zu, wie die Wölfe, oft in dichten Schaaren dicht am Rande der Feuerlinie hin- und herjagten und jedes herausspringende Thier in voller, flackernder Beleuchtung niederrissen und verzehrten. Ein entsetzliches Gemisch von Leben und Tod, von Brand und Mord. Erst wie das Feuergebirge sich weiter und weiter von uns entfernte, gewann es seine volle, grausige Schönheit. So weit das Auge reichte, ein lebendiges, zuckendes, sich in ewiger Wandelung zu Gebirgszügen und Spitzen von lodernden Flammen aufthürmendes Alpenmeer, knisternd, knallend, brausend, donnernd, stürmend, blitzschnell auf- und abjagend, in die Prairiewüste hineinschießend, ein hochgepeitschter Ocean von Flammen.

Die dunkel werdenden, abgebrannten Flächen loderten noch hier und da auf und beleuchteten die schwarzen Stangen und vasenartigen Klumpen der noch stehenden Yucca-Stämme, der großen, runden Gerippe von Echinocacteen und gliederverrenkter Mamillarien. Die harzigen Stauden der Larraea Mexicana und die Stämme der vereinzelten Mezquit-Bäume flackerten noch lange grell auf weit umher in der Brandwüste, über welche das Flammenmeer hinweggefluthet. Mit dem anbrechenden Morgen verschwand die Gluth am Horizonte und machte einem Morgenroth Platz, das in seiner ruhigen Schönheit das schwarze Leichenmeer von Brandstätte gräßlich genug beleuchtete. Wir gönnten uns eine kurze Rast.

Hicks hatte sich sofort nach dem Ritt schlafen gelegt, ohne den Prairie-Brand eines Blickes zu würdigen. Er erklärte sich später ganz unzufrieden mit dieser Natur-Tragödie und bewies aus manchen Erlebnissen, daß er sie in Texas viel besser gesehen. Im Uebrigen könne sich der Prairie-Brand mit keinem Waldbrande messen. Unter Waldbränden verstehe er aber wirkliche Waldbrände, nicht diese Kindereien, wie sie in den dünnen, armseligen Urwäldern des Nordens Mode seyen und von den Zeitungen renomistisch gepriesen würden. Er mochte nach seinen Erfahrungen und den gleichsam unerläßlichen Pflichten, die ein ordentlicher Waldbrand zu erfüllen habe, im Rechte sein; gleichwohl kam mir der Waldbrand, den ich später zwischen Utika und Syrakuse im Staate New-York erlebte, respectabel genug vor.

(Schluß folgt.)

Kleinigkeiten.

Die jungen Damen Australiens. „Die jungen australischen Damen," sagt Frank Fowler in seinen „Südlichen Lichtern und Schatten", „haben in ihrem dreizehn-

ten Jahre mehr Bänder, Juweien und Liebhaber als wie irgend welche junge Damen desselben Alters in der ganzen Welt. Sie plaudern — und zwar höchst abgeschmackt — vom Morgen bis zur Nacht. Sie laufen wöchentlich zweimal nach dem „Botanischen Garten", um die Musikbande zu hören, und zeigen sich dabei genau nach dem letzten Modeblatt gekleidet. Sie tragen so viel goldene Ketten, wie der Lord Major im Staatskleide. Wenn sie gehen, hört man das Geklingel ihrer Schlüsselbünde und Spangen, als wenn sie Glöckchen an den Fingern und Schellen an den Zehen trügen. Wie ich zum ersten Mal das Theater besuchte, saß ich neben einer jungen Dame, die wenigstens ein halbes Dutzend Ringe über ihren weißen Handschuhen trug und, wenn von Moskitos zerstochene Schultern für schön gelten können, mehr Schönheit sehen ließ, als ich jemals eine junge Dame zur Schau stellen sah... Ich hörte von einer jungen Dame, welche einen Herrn, der seit einiger Zeit um sie herumging, ohne sich zu erklären, gern zu einem entscheidenden Schritte bewegen wollte, und zu dem Ende ihre Koffer packen und recht augenfällig im Flur des väterlichen Hauses aufstellen ließ, alle mit der Aufschrift: „Passagiergut für Miß P. Jackson auf der „Archimedischen Schraube" — England." — „Wenn ihn das nicht auf den Trichter bringt," hörte man sie zu ihrer Mutter sagen, „so lasse ihn durch den Friedrich durchdreschen."... Vergangene Weihnachten war ich auf einem Balle, und wie ich durch einen Corridor ging, hörte ich ein Liebespaar in ernstem Gespräch. „Du irrst Dich, August", sagte die junge Dame. „Still!" erwiderte der junge Herr mürrisch, „ich sah ihn ja. Gute Nacht." — „August, verlaß mich nicht; Du hast Unrecht. Ich liebe Dich zu sehr. Dein Argwohn tödtet mich." — „Ich gehe — gute Nacht!" Und er ging wirklich fort. Sofort änderte die Dame ihren flehenden Ton in den der feierlichsten Unempfindlichkeit, und sagte: „Gut, Herr — gehen Sie; aber denken Sie daran, ich überlebe es nicht. Dieß Haus hat Gott sey Dank „eine Wendeltreppe!"

Ein Teppich, der gar nichts kostet. Die Stoffreste schneidet man in möglichst lange, einen Centimeter breite Streifen, die man in ein Körbchen sammelt; es ist dabei einerlei, ob die Fäden des Stoffes schräg oder gerade laufen, nur ist die Dicke des Stoffes ein Gegenstand der Beachtung, indem man Jaconet, Mousseline, Futtermoll und dergleichen doppelt so breit schneidet und in der Mitte zusammenlegt, damit sie den gleichen Halt bekommen, wie Tuch, Tybet, Seide und so fort. Hat man eine hübsche Quantität solcher Streifen geschnitten, dann beginnt man sie zum Strickgarn herzurichten, nämlich sie zusammenzuheften, was in der Weise geschieht, daß man die Enden glatt übereinander legt und mit einigen Stichen befestiget. Nun verschaffe man sich zwei stählerne Stricknadeln in der Dicke von einem Centimeter im Umfange und schlage mit dem Garn achtzehn Maschen auf, die man gleich und nicht zu fest abstrickt, hin und her, immer rechts, bis man ein Carré von achtzehn Reihen hat, worauf man es zuschlägt und bei Seite legt. In dieser Weise arbeitet man fort, bis die gewünschte Anzahl Carré's vorräthig; dann werden sie in versetztem Grunde aneinandergenäht auf der linken Seite mit starkem leinenem Garn. — Hat man von irgend einem alten Mantel oder Shawl starke wollene Fransen, so kann man den Teppich damit besetzen, allein nöthig ist es nicht, und würden wir der Leserin bringend abrathen, solche dafür machen zu lassen, indem sie dem Teppich das Verdienst nehmen, Nichts zu kosten, und gerade dadurch macht es der Arbeiterin viel Vergnügen.

Vornamen zu haben, die ewig jung bleiben, werden für ein weibliches Wesen oft sehr unbequem. Ein altes, grauhaariges Fräulein Elfriede, Aurora oder Rosamunde macht einen wehmüthigen Eindruck, namentlich wenn sie Bänder auf dem Kopfe und Tabak in der Nase hat. Bei einer bejahrten Sophie oder Charlotte fühlt man gar keinen nothwendigen Kontrast zwischen dem Objekt und seiner Benennung. Ueberhaupt sollte man beim Taufen etwas vorsichtiger zu Werke gehen. Man gibt den Kindern oft Namen, in die sie sich förmlich hineinwachsen müssen, um nicht lächerlich zu werden. Ein Leberecht Fürchtegott Stillfried, der ein Bonivant ist, bildet sich ein lebendiges Pamphlet und gleicht einem Buche voll Gassenhauer mit dem Titel: „Gesangbuch für reuige Seelen", zumal wenn er mit seinem Vaternamen noch Ehrenberg heißt. Nach entgegengesetzter Seite hin laufen dieselben Satyren umher. Ich erinnere nur an einen Freimund Siegbert Wohlgemuth, der unter die Mucker gegangen ist. Es geht nichts über die schöne Ungebundenheit einer Friederike Meier, eines Karl Krause. Kein Alter, kein Aussehen, kein Lebenswandel wird durch ihre Namen irritirt.

Logogryph.

Ich bin erst, wenn zu seyn ich aufgehört,
Ich gehe stets, nie bin ich umgekehrt,
Und dennoch wiederhole ich mich täglich,
Leicht und vergänglich, fest und unbeweglich.
Ich bin so alt schon, wie der Sonne Licht,
Ich bleibe jung, und dennoch bin ich nicht.
Seitdem du bist, war ich schon oft bei dir,
Nur Ephemeren wissen nichts von mir.
Kein Arm und keine Kraft hält meinen Lauf
In seinen immergleichen Schritten auf.
Entferne nun die beiden ersten Zeichen,
Dann wird dein Blick am Himmel mich erreichen,
Willst du der ersten Zeichen Paar vom neuen
Bei diesem Worte an das Ende binden,
Dann wird mich sehr der muntre Leichtsinn scheuen,
Doch wirst du mich bei'm ernsten Manne finden,
Auch ein bekannter Name bin ich dann:
Ein Fürst, der einen neuen Stamm begann,
Und sich den Ruf der Frömmigkeit gewann.

Auflösung der Charade in Nro. 102:

Nachtlicht.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Augsburger Flora.

Ein Blatt für Unterhaltung und Belehrung.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Sonntag.

Mittwoch **Nro. 104.** den 28. Dezember 1859.

Ein fürchterlicher Kutscher.

Von Robert Treutzsch.

In Petersburg muß man fahren, man mag wollen oder nicht. Die immense Ausdehnung der Stadt macht das für den Fremden wie für den Einheimischen unbedingt nothwendig. Darum gibt es auch hier nicht weniger als sechstausend Droschkenkutscher. Die Mehrzahl derselben ist ein guter, braver Menschenschlag; daß aber bei einer solchen Menge auch etliche mitunter laufen, die in ihrem Wandel auf eine Fußreise nach Sibirien lossteuern, darf nicht verwundern.

An einem der Tage meines Aufenthaltes in der prächtigen Czaarenstadt hatte ich in ganz besonders reichem Maaße die Iswoschtschiks — so nennt man die russischen Kutscher — in Anspruch genommen, und ermüdet suchte ich endlich im Café chinois auf der Newski-Perspektive Ruhe und Erquickung. Im Gespräche mit einem freundlichen Herrn nahm ich in Bezug auf die heute vielfach gemachte Bekanntschaft mit den blondbärtigen Iswoschtschiks Veranlassung, über diese Klasse der Petersburger Straßenmenschen nähere Aufschlüsse zu erhalten, und unter vielem anderem Interessanten erzählte mir mein zuvorkommender Tischnachbar auch folgende wunderbare Begebenheit.

Am Neujahrstage findet bekanntlich in den Sälen des Winterpalais eine große Maskerade statt, an welcher jeder anständig Gekleidete, vom Großwürdenträger des Reichs bis zum einfachsten Handwerker herab, ungehindert Theil nehmen darf. In den bunten Reihen bewegen sich dann frei und ohne alle Ceremonie auch sämmtliche Glieder der kaiserlichen Familie und freuen sich aus voller Seele des lebhaften Gewühls.

Ein junger Graf, der schon an mehreren Neujahrstagen durch seine originellen Maskenanzüge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wußte, hatte schon lange Zeit vor dem wieder bevorstehenden Neujahrsfeste über ein neues interessantes Kostüm nachgedacht, und endlich kam er auf die wundersame Idee, als Teufel zu erscheinen. Der langersehnte Tag war gekommen und der Teufelsanzug mit allen Attributen, mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern von den Kleiderkünstlern so untadelhaft ausgeführt, daß sich der gräßliche Satanas bei einem Blicke in den Spiegel vor sich selbst entsetzte. Ein Graf kann trinken und ein Teufel kann es auch. Dafür zeugten zwei geleerte Champagnerflaschen in des jungen Herrn Zimmer. Und damit der Teufel, entfernt vom wohlthuenden Feuer, nicht friere, hüllte sich der junge Graf in den feinen Zobelpelz, bedeckte mit einer eleganten Bibermütze das gehörnte Haupt und warf sich dann in seinen prächtigen Schlitten, um zum Winterpalais zu fahren. Hier angelangt, gab er dem Leibkutscher gemessenen Befehl, nach vier Stunden wieder am Platze zu seyn, und während dieser fortfuhr, eilte der junge Herr seelenvergnügt zum Entré. Wußte er doch im Voraus, daß er wiederum excelliren werde. Aber seine Freude wurde nur zu bald getrübt. Die betreffenden Aufsichtsbeamten fanden die Teufelsmaske wohl recht hübsch und interessant, aber sie konnten sich auf keinen Fall entschließen, ihm in solchem Kostüm den Eintritt zu gestatten. Der Graf wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, um die Verweigerungsgründe als ungenügend und falsch darzustellen, er bat, von einer höheren Instanz gehört zu werden, er vergaß kein Mittel, um seinen Lieblingsplan zu verwirklichen; doch Bitten und Zürnen, Scherz und Aerger, Alles, Alles war vergebliches Mühen, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als murrend und ärgerlich den Rückzug anzutreten. Voller Wuth stürmte er in eine nahe Restauration und suchte seinen Unmuth bei einer Flasche Champagner zu vergessen. Die Flasche war bald geleert, und als nach und nach die ungeheure innere Aufregung in Abspannung und Müdigkeit überging, bekam er Lust, nach Hause zu fahren, und warf sich in den ersten besten Schlitten, der auf der Straße hielt. Im Fluge sauste der breitschulterige Iswoschtschik inmitten des Gewühls von tausend Schlitten über die prächtige Newski-Perspektive dahin, dann lenkte er links in kleinere Straßen ein. Die Beleuchtung wurde immer kümmerlicher, das Straßenleben verwandelte sich von Minute zu Minute mehr in öde Einsamkeit und tiefe Stille; je weiter sich aber der Schlitten von dem Kerne der Stadt entfernte, desto lebhafter wurde des Kutschers Peitsche, und sein kleiner, leichtfüßiger Rappe wetteiferte mit der Schnelle des Sturmes. Von alledem merkte der junge Graf nicht das Geringste, eben so

wenig achtete er auf den stechenden Blick, mit dem ihn sein Vordermann von Zeit zu Zeit geheimnißvoll schaurig anstarrte, denn die Ermattung, der Wein und die Kälte hatten ihn in den sanftesten und festesten Schlaf eingewiegt. Endlich stand der Schlitten still. Durch das jähe Anhalten plötzlich erweckt, suchte der Graf zunächst darüber klar zu werden, wo er sich befinde und wie er hieher gekommen sey. Er rieb sich die Augen, er blickte auf und nieder, um und neben sich; aber Alles umsonst, es umgab ihn fortwährend die schwärzeste Finsterniß. Er rief den Iswoschtschik, während er sich zugleich bemühte, den Schlitten zu verlassen. In demselben Augenblicke aber faßt ihn an beiden Schultern eine kernige Faust und eine andere Gestalt packt ihn fest bei den Armen.

„Bete noch ein Vaterunser, Du stehst an Deinem Grabe!" Das waren die ersten Worte, die er von seiner Umgebung vernahm und in denen er eine genügende Erläuterung ihres mörderischen Gebahrens fand. Der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt, er vermochte keine Sylbe zu stammeln. Besser diente ihm das Auge. Es war nicht anders, als konzentrirte sich im Angesichte seines nahen Todes noch alle Kraft in dem edelsten Sinnesorgane. Vor sich erblickte er mitten im leuchtenden Schnee ein offenes Grab, dahinter starrten über einer Kirchhofmauer schauerliche Grabdenkmale und beeiste Hängebirken hervor, und ihm zur Seite stand boshaft grinsend der Iswoschtschik neben einem wild aufblickenden, rothbärtigen Raubgenossen, während ihn ein Dritter noch mit aller Kraft an den Armen festhielt.

„Bete noch ein Vaterunser, es ist Dein letztes!" rief ihm wiederum der Rothbart mit heiserer Stimme zu. „Dein Pelz und Das, was darinnen steckt, ist uns eine willkommene Neujahrsbescheerung. Bete also, und dann — auf Nimmerwiedersehen!"

Jetzt hatte sich die Sprache des unglücklichen Grafen wiedergefunden, und ein kühner Muth, der alle Fibern seines Körpers spannte, ließ es ihm nicht unmöglich erscheinen, Herr ihrer Drei zu werden; nur mußte er zunächst frei seyn von der lästigen Umarmung seines Widerparts. Um diese Freiheit zu erlangen, bat er, man möge ihm gestatten, unangetastet niederzuknieen, er wolle beten. Die letzte Bitte wurde ihm bewilligt. Sobald er sich jetzt befreit sah, warf er seine warme Hülle und mit ihr die Kopfbedeckung zugleich rasch von sich ab, um auf diese Weise sich besser vertheidigen zu können, und ohne daran zu denken, in welchem Kostüme er jetzt vor seinen Feinden stand, wollte er mit Kraft und Gewandtheit sein junges Leben erkaufen. Aber noch viel schneller als er selbst die wahre Ursache der plötzlichen Umwandlung auf der feindlichen Seite erkannte, bemerkte er unter freudigem Staunen, daß er bereits gerettet war. Den leibhaftigen Teufel sehen und unter tausendfachen Bekreuzigungen und gräßlichem Angstgeschrei die furchtbare Stätte fliehen, das war für die zwei Bundesgenossen des verrätherischen Iswoschtschik die That eines einzigen Augenblicks. Der Letztere aber, der im entscheidendsten Momente dem Satan am nächsten gestanden hatte, stürzte, vom Schlage getroffen, stumm und starr in den eisigen Schnee. Schnell überschaute unser Held die ganze Situation und er hatte nicht länger weder nöthig noch die Lust dazu, an diesem dämonischen Platze zu verweilen. Mit starker Hand ergriff er die Leiche des Kutschers, warf sie in den Schlitten wie einen Wolf, der dem Jäger zur Beute fiel, und fuhr dann im Carrière der nächsten Polizeistelle zu.

Erst in ziemlicher Entfernung von dem unheimlichen Orte dachte er daran, daß er in der Eile Zobel und Biber vergessen hatte an sich zu nehmen, und wenn er selbst nicht durch seine eigenen Gedanken darauf gekommen wäre, so würden ihm doch endlich die sich bekreuzigenden Butschniks*) und Dworniks**), an denen er vorübersauste, zu der Wahrnehmung geführt haben, daß er als gut gelungener Teufel seinen Rappen lenkte. Es ist nicht nöthig, zu sagen, welcher von den beiden Kutschern für den ersten Augenblick der Polizei als der fürchterlichere erschien, der fahrende, oder der inneliegende todte Iswoschtschik.

* * *

Ich fuhr in der Nacht, es war bereits nach zwölf Uhr, vom Cafe chinois aus in mein Hotel zurück. Ich ließ meinen Iswoschtschik im Anfange nicht aus den Augen, erkannte aber bald, daß kein Grund zu Befürchtungen vorhanden war. Die Nacht war hell wie bei uns die anbrechende Abenddämmerung; die Straßen zeigten sich noch immer von Fahrenden und Fußgängern ziemlich belebt, Kosackenpatrouillen begegneten mir mehrfach auf meinem Wege, und zudem hatte ich den Plan von Petersburg schon so klar im Gedächtnisse, daß es mein Vorsitzender nicht hätte wagen dürfen, mich in falscher Richtung zu spediren.

*) Straßenpolizeier.

**) Hausknechte, die zugleich in Petersburg die Stelle der Nachtwächter vertreten.

Prairie- und Waldbrände.

(Schluß.)

Den häufigen idealistischen Vorstellungen von „Urwald" entsprechen die nordamerikanischen Wälder keineswegs. Die Bäume stehen häufig vereinzelt und in dünnen Gruppen und sehen in der Regel jämmerlich genug aus. Oft bis in die Wipfel hinauf mit grauem Moos bewachsen, das in Zotteln und Fetzen um sie her fliegt, gleichen sie oft greisen Gerippen mit zerzaustem Haar. Nur die ewig grüne sogenannte Lebenseiche mit ihren harzigen, ledernen Blättern gibt hier und da einen frischen Anblick. Die Gruppen

von Pekan-Nußbäumen, von Platanen oder Schattenbäumen, von Baumwollenholz („cotton wood", einem breitkronigen Baume mit Pappelblättern) und sonstigen, allerdings sehr zahlreichen Hölzern bieten selten einen erquickenden Anblick: die stehenden Bäume sehen verkommen und von Schmarotzergewächsen geplagt aus und scheinen über die neben ihnen gefallenen und in allen möglichen traurigen offenen Gräbern vermodernden sterbend herabzublicken. Die vielen vertrockneten Leichen unter diesen Bäumen, die verdorrten Aeste, das dicke, graue, dürre Moos, die vielen harzhaltigen Gewächse, die, einmal entzündet, wie Pechfackeln lodern, diese und andere Umstände geben den Bränden auch in dünnen Wäldern Nordamerika's allerdings oft eine fürchterliche Ausdehnung und Dauer. Man hat Beispiele, daß Wälder von mehreren hundert Quadratmeilen Monate lang doppelt niederbrannten, erst übersengt von dem rasch laufenden Wipfelfeuer, dann gründlich verzehrt durch das sich am Boden hinfressende Lauffeuer. Bei den ungeheuern Waldflächen in Amerika, die an sich so wenig Werth haben, daß man nur Ausrottung begünstigt und belohnt, ist an Vorsichtsmaßregeln und Mittel gegen Waldbrände durch Grabenziehen oder Aushauen gehörig breiter Bestandstreifen nicht zu denken. Auch wäre dies in den wilden, menschenleeren Strecken, durch welche Indianer streifen und wo einzelne Pioniere ihre „shantees" auf einsamen hundertsechzig-Ackerstücken aufschlugen, keine Möglichkeit. Gerade diese Shantee-Bewohner auf den äußersten Grenzen der Boden-Cultur nehmen nicht selten das Feuer zu Hülfe, um sich Licht und Luft und Rettung vor peinigenden Mosquitos zu verschaffen. Ein ehemaliger sächsischer Offizier, der sich weit hinten in Minnesota eine Shantee auf seinem wilden Grundstücke von hundertsechzig Ackern gebaut hatte, erzählte mir, daß er an manchen Abenden Dutzende von Waldbränden in allen möglichen Richtnngen und Entfernungen beobachtet habe. Jeder von den Colonisten schien sich gelegentlich aus Mangel an anderen Gehülfen des Feuers zum Lichten der Wälder zu bedienen. Daß die meisten dieser absichtlichen Brandstiftungen sich auf verhältnißmäßig kleine Gebiete beschränken, sieht wie ein Wunder aus, zumal da in cultivirteren Theilen und dünneren Wäldern das Feuer manchmal Monate lang wüthet und Hunderte von Quadratmeilen einäschert.

Einen Waldbrand dieser Art und Ausdehnung beobachtete ich ziemlich in der Nähe mehrere Tage und Nächte auf dem langen, ebenen Gebiete zwischen Utica und Syracuse. Man hatte Wochen lang alle Tage von der Reise und den Fortschritten desselben gesprochen, etwa wie bei uns von der Verbreitung der Cholera die Rede war. Die Bewohner dieser ungeheuern Waldebenen verstreuen sich dünn in einsamen Farms mit großem Viehstande und gelichteten Flächen rings umher, so daß sie nicht, wie die einsamen Bewohner der Prairien, sich gegen das Feuer zu verschanzen brauchen oder gar fliehen müssen. Aber Nachtwachen und Wasservorräthe wurden doch nöthig, als es eines Tages hieß, daß der Brand jeden Tag oder über Nacht vorbeijagen und die Farm umzingeln könne. Um wo möglich die ersten Boten begrüßen und den ganzen Verlauf studiren zu können, leistete ich eines Abends dem Viehknecht im Wachen Gesellschaft. Als es still und dunkel geworden war, stiller als irgendwo in Europa, wie es mir schien, glaubten wir wallende Gluthen am südlichen Himmel zu bemerken. Auch beruhte das eigenthümliche dumpfe Prasseln und Knattern, so schwach es auch war, auf keiner Täuschung, zumal da wir den Donner der etwa drei englische Meilen weit vorbeipassirenden Eisenbahn deutlich davon unterscheiden konnten. Nach langem Sehen und Warten aber wollte sich keine rechte Zunahme des Effects zeigen, so daß ich mich mit dem Vorsatze schlafen legte, dem Brande entgegenzugehen. Dies that ich den folgenden Tag. Als ich bis zur Hütte des Eisenbahnwärters gekommen war, erzählte mir derselbe, daß der Brand seit zwei Tagen in ganz westlicher Richtung fortgeschritten sey, und man so wenig für die Bahn fürchte, daß bis jetzt keine Unterbrechung des Verkehrs beabsichtigt werde. An einigen Stellen sey das Feuer bis auf zwei Meilen herangedrungen und werde die Bahn wahrscheinlich weiter unten, wo der Wald besonders dünn sey, kreuzen.

Ich trieb mich den ganzen Tag in der Nähe der Bahn umher, ohne von dem Feuer, das der Wind entlang und nicht gegen dieselbe trieb, etwas zu sehen. Nur die dann und wann über Aeste und Gräben fliegend hinwegsetzenden amerikanischen Hirsche, das ängstliche Gekreisch der Vögel in der Luft und die eigenthümlich krächzenden Enten auf Teichen und in Gräben verriethen, daß es nicht geheuer sey. Erst Nachmittags wurde der Brand deutlich hörbar und gegen Abend, mit lebhafter werdendem Winde, bedeckte sich der Himmel im Süden bis in die äußersten Ostgrenzen mit schräg hinzüngelnden Feuer- und Rauchsäulen. Eine Stunde später war Alles rasende Feuergluth. Der Brand rasete wie ein Pelotonfeuer der Schlacht heran, ein Heer von Feuer-Bajoneten, die oft gradlinig eingelegt den Wald in's Unbegrenzte hinaus mit Sturm nahmen. Hier und da stürzte sich ein wüthender Feuergeist plötzlich mit einem aufknatternden Sprunge wohl Viertelstunden weit dem großen Heere voraus und verzehrte einige moosgrauhaarige Urwaldsgreise mit der Geschwindigkeit eines aufplatzenden Kunstfeuerwerks. Die geschlossene Masse des Brandheeres stürmt mit neuem Eifer nach, Funken, Flammen, brennende Zweige gen Himmel schleudernd, zischend und siedend im grünen Holze, krachend und knisternd hochauflodernd in dürren Bäumen, in grünen Kronen umherzuckend in wüthendem Kampfe mit deren innerer Lebenskraft. Schon hat die stur-

mende, Salven schießende Feuerwuth diesen und jenen Baum aufgegeben und raset vorwärts; aber die Menschlichkeit scheint ihr leid zu thun, so daß sie zurückspringt und den noch stehenden Baum für seinen Trotz nun um so rascher und mächtiger packt und im Nu von unten bis oben in helle, quickende, zischende Flammen verwandelt, während immer wieder neue Vorposten in meilenweiten Sprüngen dem großen, langen Kernheerde des Brandes den Weg zeigen und die Stätte bereiten.

Früh mit den ersten Sonnenstrahlen kam der Wagenzug aus der Ferne angedonnert. Das Hauptheer der Flamme raste dicht an den Schienen hin, die nach amerikanischer Manier auf dem unpräparirten Boden hier mitten durch den Wald gelegt waren, so daß nur ein schmaler lichter Streifen die noch nicht attakirte Seite von der andern in prasselnder Gluth sich verzehrenden trennte. Es war eine dämonische ächt amerikanische Scene, als die Lokomotive mit ihrem dicken Kopfe und ihrem langen, wie wahnsinnig dahinrasenden Zuge sich furchtlos an der prasselnden, knisternden, in lodernden, pfauchenden Gluthwellen aufwogenden Flammenmasse donnernd und pfeifend vorbeistürzte und die civilisirte Gluth des Dampfkessels gleichsam in Hohn und Verachtung gegen die ungebändigte rohe Gewalt ihrer Collegin draußen rothe Asche auf der Bahn entlang ausspie. Die meilenweit hin wüthende rohe Gewalt wollte sich rächen und über die wohlthätigen Pferdekräfte des Feuers und Dampfes hinstürzen, aber letztere waren ihr viel zu schnell.

Kleinigkeiten.

Eine Universal-Schriftsprache. Seit drei Jahrhunderten beschäftigte die Gelehrten aller Länder die Idee, eine allgemeine, das ist allen Nationen der Erde verständliche Schriftsprache festzustellen. Die Akademien der Wissenschaften setzten Preise für die Lösung dieser Aufgabe aus, wie z. B. die dänische noch im Jahre 1811, jedoch ohne Erfolg. Seither schien die Lösung als unausführbar aufgegeben. Jetzt liegt uns eine kleine Schrift vor, die sich als Versuch ankündigt, in der That aber die Aufgabe als gelöst erscheinen läßt. Die in Semlin gedruckte Broschüre führt den Titel: „Pasigraphie mitteist arabischer Zahlzeichen von Moses Paic (Paitsch).“ Der Verfasser hat in klarer und überzeugender Weise die Grundzüge seines Systems dargelegt; die Erlernung desselben erfordert weit weniger Zeit als z. B. jene der Stenographie und das System läßt sich auf alle Sprachen anwenden. Der Verfasser hat die grammatikalischen Formen durchgehends berücksichtigt und leichtfaßlich entwickelt. Für jeden Hauptbegriff setzt er eine Zahl, die der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Hindu, der Chinese u. s. w. Jeder in seiner Sprache liest. Aus diesen Hauptbegriffen lassen sich nach einem gleichmäßigen Schema alle Nebenbegriffe ableiten, so zwar, daß, wenn Jemand die für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens ausreichenden tausend Begriffe sich eigen gemacht hat, er gleichzeitig und ohne weitere Mühe sieben bis achttausend Nebenbegriffe inne hat, die er ohne viel Kopfbrechen niederschreibt und die Jeder, der sich dieses System eigen gemacht, in seiner Sprache herabliest. Der Verfasser hat dieß, was wir hier aussprechen, nur angedeutet, die Ausführung aber ergibt sich bei einigem Nachdenken sehr leicht von selbst. Für die Telegraphie dürfte diese Erfindung von großem Nutzen seyn.

Das Grauwerden des Haares. „Es ist wohl bekannt,“ sagt Dr. Allen Darnell in seiner gekrönten Preisschrift, „daß Furcht, Kummer und andere heftige Gemüthsbewegungen den Charakter der Feuchtigkeitsabsonderung im Körper vollständig verändern, und solche geistige Zustände sind auch als nächste Ursachen für einen plötzlichen Farbenwechsel des Haares anzusehen. Das Haar einer Dame, die ich sehr genau kannte, ergraute in Folge von Kummer, der sie sehr tief ergriff, in einer einzigen Nacht. Einem Arzte in London erging es ebenso; die Furcht vor dem gänzlichen Verlust seines Vermögens bleichte sein dunkles Haar in einer Nacht so sehr, daß ihn seine Freunde am andern Morgen nicht wieder erkannten; aber die frühere Farbe seines Haares kehrte auch wieder zurück, als seine Furcht sich als unbegründet erwies. Herr Roulin berichtet, daß ein Freund von ihm aus Schreck über die Aussicht, sein Vermögen zu verlieren, in einer Nacht auf derjenigen Seite des Kopfes graues Haar bekommen habe, auf welcher er gelegen.

Morgen und Abend.

Dunstumschwommen zog der stille Morgen
In das weite, reichbegabte Land;
Vieles sichtbar, doppelt viel verborgen,
Ruhte, hob sich, wogt' und wallte — schwand!

Ahnungsvoll ersah das Auge Segen,
Reiz und Zierde, Fruchtbarkeit und Pracht;
Doch ein Bangen mußt' im Geist sich regen:
Sieget nicht zuletzt der Dünste Macht? —

Aber golden stieg des Abends Stille
Von des Himmels Klar herab den Gau'n,
Und entschleiert, ohne Duft und Hülle,
Rein umzeichnet strahlten Berg' und Au'n.

Nicht der Hoffnung zweifelhaftes Ahnen
War dem Sinne fürder auferlegt;
Alles lacht, ihn zum Vertrau'n zu mahnen,
Wie die sich're Gegenwart es hegt.

Da gemahnt es mich an's Menschenleben,
Das so Vielen Vieles früh verheißt;
Mög' ein Gott Erfüllung Jedem geben,
Wie sie herrlich solch ein Abend weis't.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 103:
Gestern. Stern. Ernst.

Druck, Eigenthum und Verlag der Albr. Volkhart'schen Buchdruckerei. — Verantwortlicher Redakteur Albr. Volkhart.

In Commission von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

